
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertfünfundfünfzigster Band.

Januar bis März 1914.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1914.

Inhaltsverzeichnis

des

155. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

Seite

Birt, Th., Römische Charakterköpfe, ein Weltbild in Biographien. Selbstanzeige 536
Bollert, Martin, Kinkel vor dem Kriegsgericht 488
Carpenter, W. Boyd, Die Apologie der Erfahrung 1
Condoyanni, Costa de, Der griechische Soldat im griechisch-türkischen Kriege 95
Conrad, Herm., Theater-Korrespondenz. Neueinstudierungen von Shakspeares Dramen im Deutschen Theater „Viel Lärm um Nichts“ . . 177
—„— Der Kaufmann von Venedig 180
—„— „König Lear“ 364
—„— „Romeo“ 554
Delbrück, H., Treitschke über Sprachreinigung 133
v. Dewitz, Hemmnisse der Politik des Zentrums 116
Drews, A., Besprechung von Volkelts „System der Aesthetik“. Bd. III. 519
Eißfeldt, Jahve und Baal 257
Feucht, P., Das Preisausschreiben des deutschen Goethebundes 360
—„— Hellasfahrt für Lehrer und Schüler 529
Fittbogen, G., Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, eine Replik . 350
Fuhrmann, M., Besprechung von E. v. Watzdorf-Bonhoff, Maria und Yvonne 163
—„— L. Rosegger, Der Golfstrom 164
—„— Besprechung von William Penn, Früchte der Einsamkeit, übersetzt von S. v. Dönhoff 549
—„— Besprechung von Honoré de Balzac, Lebensbilder übersetzt von Dr. Schiff 550
—„— Besprechung von Alberta v. Puttkamer, Aus meiner Gedankenwelt 552
Gürtler, H., Besprechung von R. Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. III. 542
Harnack, A., Nachwort zu W. Boyd-Carpenter, S. 1 24
Hartmann, Alma v., Besprechung von E. v. Maltzahn, Contra naturam 526
Havenstein, M., Chamberlains und Simmels „Goethe“ I 27
—„— Chamberlains und Simmels „Goethe“ (Schluß) 271
—„— Besprechung von R. Stratz, Seine englische Frau 161
Hobohm, M., Besprechung von E. v. Ubisch, Von Leipzig bis Belle-Alliance 1814—1815 151

Seite
Jejunus, Die Zukunft der Zukunftsmusik 311
Klumker, Ein Kernpunkt der Jugendgerichtsbewegung 107
Knögel, W., Goethes Epimenides ein Gegenbild des Festspiels von Gerhart Hauptmann 353
Köhler, F., Tuberkuloseschutz und Tuberkulosebekämpfung 415
Korwan, Anton, Besprechung von H. Schwarz, Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie 137
—„— A. Drews, Geschichte der Philosophie 332
Krebs, Siegfried, Besprechung von G. Wyneken, Schule und Jugendkultur 343
Krott, Karl, Besprechung von R. Saitschick, Der Mensch und sein Ziel 142
M. v. L., Besprechung von A. Gleichen-Rußwurm. Saisonschluß . . . 360
—„— Besprechung von H. Hegemann, Die Krafft von Illzach 547
—„— Besprechung von D. v. Zeppelin, Tagebuch der Liebe 547
—„— Besprechung von R. Waldstetter, Das Haus zum großen Kefig . . 548
Lenz, Friedr., Besprechung von Dr. Dr. Kaufmann, die deutsche Arbeiterversicherung im Kampfe gegen die Tuberkulose. — Zusammenwirken der gewerblichen Berufsgenossenschaften mit dem Roten Kreuz. — Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung . 347
—„— F. Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeitersozialpolitik . . . 347
Matthaei, Ad., Besprechung von G. Fittbogen, Neuprotestantischer Glaube 336
—„— W. Heitmüller, Jesus 336
—„— G. Baudert, Die evangelische Mission 338
—„— F. W. Foerster, Strafe und Erziehung 341
—„— F. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung 342
Moltke, Graf Otto, Noch ein Wort über Krieg und Volksernährung . 473
Oncken, Herm, Marx und Engels 209
—„— Besprechung von Gustav Freytags Briefen an Albrecht v. Stosch, herausgegeben von H. Fr. Helmolt 148
Pfaff, S., Einfuhrscheine 152
Petersen, Carl. Lehre und Leben bei Plato 405
Prellwitz, G.. Theater-Korrespondenz 167
—„— Theater-Korrespondenz, Deutsches Künstlertheater, Der Bogen des Odysseus von Gerhart Hauptmann 562
Putlitz, Conrad zu, Die Pflanzenzüchtung und ihre Bedeutung für die Land- und Volkswirtschaft 462
Schacht, R., Besprechung von H. Grimm, Südafrikanische Novellen . . 160
—„— Besprechung von K. Gerstenberg, Deutsche Sondergotik 532
Scheffer, Thassilo v., Besprechung von K. Gutzkow, Die Ritter vom Geist. Goldene Klassikerausgabe 160
Schiele, G. W., Ueber die wahre Volkspflege im Bauen und Wohnen . 292
Schmidt, Ferd Jak., Besprechung von G. Lasson, Grundfragen der Glaubenslehre 144
Scholz, Heinrich, Zum Streit um die „Erziehung des Menschengeschlechts“ 71
—„— Besprechung von K. P. Hasse, Nikolaus von Kues 333
—„— Rudolf Merkel, Der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert und die deutsche Romantik 335
—„— F. Mahling, Lohn und Strafe 339
Soltau, W, Mythus oder literarische Erfindung in der älteren römischen Geschichte 452

Besprochene Werke.

Baudert, S., Die evangelische Mission 338
Bebel, A. u. Bernstein, Ed., Der Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx 1844 bis 1883. 4 Bände 209
Birt, Th., Römische Charakterköpfe, ein Weltbild in Biographien . . . 536

Seite

Chamberlain Houston Stewart, Goethe 27
Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. 572
Dönhoff, Siegfried v, Früchte der Einsamkeit von William Penn ins Deutsche übertragen 549
Drews, A., Geschichte der Philosophie 332
Fittbogen, G., Neuprotestantischer Glaube 336
Foerster, F. W., Strafe und Erziehung 341
—„— Staatsbürgerliche Erziehung 342
Gerstenberg, K, Deutsche Sondergotik 532
Gleichen=Rußwurm, Saisonschluß 360
Grimm, H, Südafrikanische Novellen 160
Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste, Goldene Klassiker=Ausgabe . . . 160
Hasse, K. P., Nikolaus von Kues 333
Hauptmann, Gerhart, Hanneles Himmelfahrt, in Szene gesetzt von R. Rittner 167
—„— Der Bogen des Odysseus 562
Heitmüller, W., Jesus 336
Helmholt, H. Fr., Gustav Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch, herausgegeben 148
Hildebrandt, Kurt, Platens Gastmahl, neu übertragen und eingeleitet 405
Hitze, F., Zur Würdigung der deutschen Arbeitersozialpolitik 347
Kaufmann, Dr. Dr., Die deutsche Arbeiterversicherung im Kampfe gegen die Tuberkulose. — Zusammenwirken der gewerblichen Berufsgenossenschaften mit dem Roten Kreuz. — Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung 347
Kleist, H. v., Der zerbrochene Krug, in Szene gesetzt von Gerhart Hauptmann 167
Krieck, Ernst, Lessing und die Erziehung des Menschengeschlechts . . . 71
Kühnau, R., Schlesische Sagen, Band III 542
Lessing, G E., Emilia Galotti. Regie Max Reinhardt 167
Lasson, G., Grundfragen der Glaubenslehre 144
Mahling, F., Lohn und Strafe 339
Maltzahn, E. v., Contra naturam 526
Merkel, F. R., Der Naturphilosoph Heinrich Schubert und die deutsche Romantik 335
Puttkamer, Alberta v., Aus meiner Gedankenwelt . . . . . . , . 552
Rosegger, P, Der Golfstrom 164
Saitschick, R., Der Mensch und sein Ziel 142
Shakespere's Dramen Neueinstudierung „Viel Lärm um nichts“ . . . 177
—„— Der Kaufmann von Venedig 180
—„— König Lear 364
—„— Romeo 554
Schiff, Hermann, Lebensbilder von Honoré de Balzac übersetzt . . . 549
Schwarz, H., Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie . . 137
Simmel G., Goethe 27
Stegemann, H, Die Krafft von Illzach 547
Stratz, R., Seine englische Frau 161
Strindberg, Aug., Die Kronenbraut. — Schwanenweiß 167
Ubisch, E. v., Von Leipzig bis Belle=Alliance 1814—1815 151
Volkelt, System der Aesthetik, III. Bd. 519
Waldstetter, R., Das Haus zum großen Kefig 548
v. Watzdorf=Vanhoff, E, Maria und Yvonne 163
Weber, P, Die Polen in Oberschlesien 572
Wyneken, G., Schule und Jugendkultur 343
Zeppelin, D. v., Tagebuch der Liebe 547

Politische Korrespondenz.

Seite

Delbrück, H., Zabern, die Parteien und der Reichskanzler 185
Daniels, E., Die Vorgeschichte des Balkankrieges und die Lage des Orients an der Jahreswende 193
Meinhold, Syrien 371
Korodi, L., Nationale Ausgleichbestrebungen in Ungarn 377
Daniels, E., Enver als Seraskier. — Eine französische Stimme über den Zukunftskrieg. — Innere Verhältnisse in Frankreich und dem Vereinigten Königreich 382
Delbrück, Zabern und kein Ende 398
—„— Die Umlagerung in den Parteigegensätzen. Das Buch des Fürsten Bülow. Sammlungs- und Nadelstichpolitik. 569
—„— Die Wehrsteuer-Deklaration 575
Dr. E. Daniels: Deutsch-Englische Annäherung. Internationale Russophobie. Französische Zustände 577

Die Apologie der Erfahrung.

Ein Vortrag, gehalten zu Liverpool (2. Juni 1913).

Von

W. Boyd Carpenter, D. D., D. C. L.

Canon von Westminster, früher Lord Bischof von Ripon.

Mit einem Nachwort von **Adolf Harnack.**

Ein einleuchtender Grundsatz der modernen Wissenschaft ist, daß Theorien auf Tatsachen gegründet sein müssen. Wie groß ist die Zahl der Mißgriffe, wenn man eine Theorie aufstellt und dann erst eifrig nach Tatsachen sucht, um sie zu begründen! Andrerseits darf man nicht vergessen, daß viele Theorien, die heute durch Tatsachen gesichert sind, ursprünglich nichts anderes waren als glänzende Vermutungen. Das Genie wagte sie, und die darauf folgende Untersuchung hat sie bestätigt. Die Wissenschaft verliert nichts, wenn sie Theorien diskutiert, sofern sie nur festhält, daß sie erst, wenn sie beglaubigt worden sind, angenommen werden dürfen. Von hier aus ergibt sich auch, daß in der Wissenschaft viele leitende Theorien als Hypothesen wirksam waren, die sich nachher als unrichtig herausstellten, die aber doch zeitweilig für die Erforschung der Wahrheit von Nutzen gewesen sind. Hat nicht eine tiefere Erkenntnis Theorien als falsche Hypothesen beseitigen müssen, die vorher als weitbekannte „Naturgesetze" gegolten haben?

Zwei Grundeinsichten ergeben sich hier, nämlich daß die beste Methode darin besteht, vor Aufstellung einer Theorie erst die Tatsachen zu sammeln, und — daß doch auch Hypothesen wertvoll sind; denn ohne sie würde die Untersuchung stille stehen.

Wir haben es mit der religiösen Erfahrung zu tun. Ich werde bei ihrer Behandlung zunächst Tatsachen ermitteln, bevor ich eine Theorie aufstelle; doch werde ich eine solche dann wagen.

I.

Gehört die religiöse Erfahrung in das Gebiet der Tatsachen und kann sie so behandelt werden? Ich erkenne die Gefahr und die Schwierigkeit an, die religiöse Erfahrung zur Unterlage einer Apologetik zu machen, und dennoch meine ich, daß ihre Eigenart das zuläßt. Ich erkenne die Gefahr an; denn es ist für die Sicherheit eines Argumentes verhängnisvoll, wenn es sich herausstellt, daß sein Ursprung und seine Kraft nur auf einer Reihe von Emotionen beruht. Man muß ein solches Argument beiseite lassen, weil es als subjektives keine Verifizierung zuläßt; es kommt ihm kein höherer Wert zu als unseren Träumen; es ist ein Rauch, der dahinschwindet!

Ich erkenne die Gefahr an, und dennoch zwingt mich zu ihm die immer wiederholte Behauptung, das aus der inneren Erfahrung genommene Argument sei klar, überzeugend und notwendig. Die heiligen Schriftsteller alter und neuer Zeit bestehen auf ihm: es erscheint auf dem Plan und wird zeitweilig vergessen; es wird für nichts geachtet und verworfen; aber es erscheint wiederum! Was man im Deuteronium liest, steht ebenso bei Johannes. Im Innern liegt die überzeugende Kraft, behaupten sie. „Sprich nicht in Deinem Herzen: Wer will hinauffahren; das Wort ist Dir nahe in Deinem Herzen." Und Johannes sagt: „Wer da glaubt, hat das Zeugnis in sich selbst". Nicht anders urteilt Paulus. Er zitiert die Deuteronium-Stelle und gibt dem Gedanken eine christliche Wendung: Man braucht nicht Christus vom Himmel herabzuholen, um die Seele zu überzeugen; das Wort ist dir nahe; es bringt seine eigene Evidenz. „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit" (Röm. 10, 6—10).

Man kann die Zahl der Zitate vervielfältigen, um zu zeigen, daß das Argument von dem inneren Zeugnis von christlichen Denkern der folgenden Jahrhunderte aufgenommen und anerkannt worden ist. Man darf auch nicht annehmen, daß ehrliche und umsichtige Denker das Unsichere eines Arguments verkannt haben sollten, das, als in das Gebiet der Emotionen gehörig und unverifizierbar, verlacht und damit vernichtet werden kann.

Daher — obschon ich die Schlingen wohl kenne, welche längs dieses Weges liegen — sehe ich mich doch genötigt darauf hinzuweisen, daß es sichere und gute Gründe dafür gibt, auf dem Boden der Erfahrung die Apologie zu unternehmen.

1. Wir müssen dem ersten Einwurf entgegentreten, daß solche Erfahrungen lediglich subjektive Eindrücke sind. Wenn wir zeigen

können, daß das Wort „Erfahrung" nicht in dem Sinne eines bloß subjektiven oder emotionalen Eindrucks gebraucht ist, sondern daß es sich auf bestimmte verifizirbare Tatsachen bezieht, dann bekommt der Begriff einen Inhalt, der ihn für wissenschaftliche Fragen geeigneter macht.

Können wir das zeigen? Zunächst wollen wir überlegen, welche Faktoren hier nötig sind, um dem Argumente Gültigkeit zu geben.

Der Begriff „Erfahrung" verlangt ein Doppeltes — etwas, was erfahren wird, und einen Geist oder eine Seele als Subjekt der Erfahrung. Wenn ich eine Emotion erfahre, so muß irgendeine Ursache für diese Emotion vorhanden sein, und die Ursache muß eine ganz reale sein, die da nicht nur eine Emotion bewirkt, sondern auch eine starke Konzentration der Willenskraft, die den Zustand, das Leben oder die Gewohnheiten durchgreifend ändert.

Ein Beispiel: Die Sufitische Bewegung ist eine Tatsache der mohammedanischen Geschichte. Kein Einsichtiger wird sie leugnen; sie entstand im achten Jahrhundert, übte einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter aus, erstarkte hinreichend, um sich gegen die Angriffe zu behaupten, und existiert mitten im Herzen des Mohammedanismus heute noch. Sie ist eine geschichtliche Tatsache. Aber diese geschichtliche Tatsache ist eine komplexe Tatsache. Sie ist das Ergebnis einer Anzahl von geringeren Tatsachen. Sie begann, so sagt man, bei einem Weibe, welches fühlte, daß die Idee der Liebe im mohammedanischen Gottesbegriff nur einen geringen Raum habe. Indem sie das fühlte „erkannte sie, Gott müsse über alle Dinge geliebt werden, weil Er allein der Liebe wert ist, und alles hier auf Erden müsse geopfert werden in der Hoffnung auf einen Tag, da man zur Vereinigung mit Gott gelangen werde" (Nöldeke i. d. Encycl. Brit.). Diese Idee verbreitete sich und erfaßte die Herzen der Menschen. Also ergab sich hier eine umfangreiche historische Tatsache, die eine große Anzahl anderer Tatsachen einschließt. Die historische Tatsache ist die Sufitische Bewegung; die eingeschlossenen Tatsachen sind die Veränderungen, die sich in vielen Seelen auswirkten, abgesehen von der Anfangstatsache — dem Aufdämmern des Gedankens der Gottesliebe in der Seele des Weibes Rabi'a.

Welche Emotionen auch immer in dieser Geschichte enthalten sein mögen, die Sufitische Bewegung umfaßt zweifellos eine Reihe von Tatsachen Nicht jede Tatsache hier vermögen wir zu verifizieren, so nicht die Tatsache des Einflusses auf die Gedanken und das Leben jedes einzelnen Schülers, der für den Sufismus gewonnen wurde;

1*

aber die Bewegung als solche ist eine markante Tatsache, und ebenso sind die einzelnen Aktionen, welche die Zahl der Anhänger vermehrten, Tatsachen, die nur skeptische Verrücktheit zu leugnen vermag. Solch eine Bewegung kann man mit den großen Prozessionszügen der Ameisen in Westafrika vergleichen: die Invasion der Ameisenarmee ist eine Tatsache; die Riesenschlange kennt sie als furchtbare Tatsache und trägt wider sie für ihre Sicherheit Sorge. Aber ebenso wie die Ameisenarmee ist jede einzelne Ameise eine Tatsache, und zusammengefaßt bilden sie die Reihen von Tatsachen, welche die Armee ausmachen. Ebenso ist die Sufitische Bewegung eine Vereinigung von Tatsachen, und jede Bekehrung hier ist eine Tatsache.

Welche Natur aber hat die Tatsache in diesen Fällen? Die Tatsache ist eine Bekehrung — nicht ein Mensch an sich, sondern ein Mensch von einer gewissen Emotion ergriffen, die ihn in einer bestimmten Weise zu handeln veranlaßt. Das Wesen der Tatsache ist innerhalb aller hier wirksamen Umstände eine Veränderung im Leben des Menschen; sie macht den Menschen zu einer Tatsache innerhalb der Bewegung.

α) Religiöse Erfahrungen schließen unstreitig Tatsachen ein. Also ist religiöse Erfahrung nicht lediglich subjektiv. Zweifellos haben subjektive Emotionen hier einen gewissen Anteil; aber die Erfahrung schließt das Handeln so gut wie die emotionale Störung ein: der Akt des Uebertrittes zu der Bewegung ist eine Tatsache, und der Widerstreit der Emotionen im Herzen vor dem Uebertritt ist eine Tatsache. Die subjektive Emotion ging dem Akt des Uebertrittes vorher, aber die Tatsache der Emotion ist so wirklich wie das Faktum des Uebertritts. Die Emotion und die ihr folgende Handlung sind beides Tatsachen, wie die Wellen und der Wind, der sie bewegt, Tatsachen sind.

Gefühle sind zwar als solche Tatsachen, nämlich Bewußtseinstatsachen; aber sie sind keine verifizierbaren Tatsachen und können, obschon als Bewußtseinstatsachen zuverlässig, nicht die Geltung beobachteter Tatsachen erlangen. Wir räumen ein: Gefühle sind keine Tatsachen, die objektiv bezeugt werden können. Aber — Gefühle haben das Bestreben, neue Zustände zu schaffen, welche Tatsachen sind, und zwar verifizierbare Tatsachen. Immer sich wiederholende Emotionen z. B. vermögen die innere Zuständlichkeit eines Menschen so zu verändern, daß sein geistiger, ja sogar sein körperlicher Zustand ein anderer wird. Heftige Emotionen rufen, wie bekannt,

körperliche Veränderungen hervor; Furcht ruft Bläße hervor, Zorn und Scham treiben das Blut in die Wangen. Längere Zeit hindurch wirkende Emotionen bewirken bestimmte Veränderungen in den Zellen des Körpers bzw. des Gehirns. Gefühle als solche mögen also nicht zu den beobachtungsfähigen und objektiven Tatsachen gehören; aber die Zustände, die sie durch ihre Wiederholung veranlassen, fallen in das Gebiet der Beobachtung und sind verifizierbar. Es ist unmöglich, die Emotionen dessen abzuschätzen, der den Ruf des Sufitischen Lehrers gehört hat; aber es ist sehr wohl möglich, den Umschwung als Tatsache zu verifizieren, den er in seinem Leben und Wandel infolge der wiederholten Emotionen erfahren hat.

Also sind Gefühle, obgleich sie keine verifizierbaren Tatsachen sind, in gewisser Hinsicht die Ursachen von Tatsachen, die ebenso beobachtet und beglaubigt werden können, wie Tatsachen überhaupt. Wir sind zwar außerstande, in das emotionale Leben unserer Mitmenschen einzudringen, aber wir vermögen den Umschwung in ihrem Leben, Wandel und Gemütsart festzustellen.

Solchen Umschwung konstatieren wir fort und fort. Dieser Mann, sagen wir, war früher freigebig, freundlich und sympathisch. Nun ist er ein anderer geworden; er ist geizig, mürrisch und verschlossen. Oder umgekehrt: jener war eifersüchtig, argwöhnisch, zynisch in seinen Reden und unfreundlich in seinem Tun; jetzt ist er offenherzig, sympathisch und verschwenderisch gütig.

Wir vermögen niemandes Emotionen als solche zum Gegenstand der Beobachtung zu machen; aber den hier entstandenen Umschwung in Wort, Handlung und Charakter können wir zu klarer Beobachtung und Darstellung bringen. Wir verfahren hier, wie jedermann verfährt, und zugleich nach dem Grundsatze Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Wie das Samenkorn im Boden sich bewegt und keimt, können wir nicht verfolgen; aber die reife Frucht können wir erkennen und messen, ja auch Blatt, Aehre und das fertige Korn in der Aehre. Also liegt die religiöse Erfahrung nicht außerhalb des Bereichs der Beobachtung; vielmehr müssen die hier einschlagenden Emotionen real sein, denn wir sind imstande, ihre Ergebnisse zu messen: Gefühle, obschon sie nicht runde Tatsachen sind, sind der Mutterschoß von Tatsachen und können als Realitäten gelten, weil sie Tatsachen erzeugen, welche das Leben wirksam beeinflussen.

β) Wir können uns auf unsere Emotionen nicht verlassen: sie müssen in Zucht genommen und wohl auch mit Mißtrauen be-

trachtet werden, und doch, wenn ich mich nicht irre — die Emotionen offenbaren uns eine der größten Tatsachen als wirklich, nämlich daß wir eine Seele bzw. eine geistige Natur haben. Durch Empfindungen werden wir der Außenwelt inne und erhalten Kenntnis von unserer eigenen körperlichen Hülle. Durch kontrastierende Empfindungen lernen wir unterscheiden zwischen hart und weich, Schmerz und Lust, bitter und süß, rauh und glatt. Die Empfindungen sind die Mittel, durch die wir den Zugang zur physischen Welt erhalten. Wie uns aber die Empfindungen unseren Körper kennen lehren, so, behaupte ich, lehren uns die Emotionen unsere Seelen kennen. Die Emotionen entspringen öfters aus Empfindungen. Wir treten auf die Spitze eines Nagels und haben eine Schmerzempfindung; aber auch eine Emotion entsteht, denn wir ärgern uns über die Nachlässigkeit, die den Nagel nicht eingeschlagen hat. Diese Emotion aber leitet nicht wie die Empfindung zur physischen Welt über, sondern zu jenem Gebiet, wo die Möglichkeiten des Zornes und der Furcht, der Freude und der Hoffnung heimisch sind. Das Kind das da schreit, nicht weil ihm etwas schmerzt, sondern weil seine Erwartung getäuscht oder sein Selbstgefühl verletzt wurde, lernt, daß es außer dem Körper, der Schmerz empfinden kann, eine Seele besitzt, die Kummer und Schaden zu fühlen vermag. Hier lernt es, daß es außer dem Körper eine Seele gibt, daß es außer der Außenwelt, der Welt der physischen Dinge, eine Innenwelt gibt, die zu einer Szene von Tragödien werden kann, von denen die Außenwelt nichts ahnt. In solchen Erfahrungen lernen wir die Existenz eines Gebietes kennen, das sicher nicht physisch ist: wir sehen uns an die Pforte einer anderen Welt gestellt, die, weil sie nicht die physische oder die „natürliche" Welt (im physischen Sinn) ist, die geistige oder psychische Welt heißen mag.

Wir sind geneigt, den Ansprüchen des Materialismus wohl zuviel einzuräumen, wenn wir die „Tatsachen" ausschließlich auf solche Dinge beschränken, die wir mit unseren Sinnen messen können; wir ermessen Dinge ebenso oft mit unseren Emotionen wie mit unseren Empfindungen.

Die Emotion bringt uns die Kenntnis unseres geistigen Seins. Sie zeigt uns an, daß auch andere Dinge als physische uns affizieren. Geringschätzung wird bitterer empfunden als eine Wunde. Unser Unwille mag durch einen physischen Schmerz erregt werden, gewiß; aber wir fühlen einen weit größeren Unwillen bei Vorgängen, die unsern Körper ganz unberührt lassen. Es gibt Unbilden, die durch

kein Geld aufgewogen werden können. Die Gefühle, welche zu Duellen Anlaß geben, bestätigen die Wahrheit, daß es enge mit dem Sinn für die persönliche Ehre zusammenhängende Emotionen gibt, welche Genugtuung dringender erheischen, als jeder rein physische Nachteil: die leichtfertige Erwähnung des Namens einer Dame, eine Insinuation in bezug auf die persönliche Unantastbarkeit entzünden einen Brand im Herzen. Die Seele gerät in Aufruhr. Solche Erfahrungen, auch wenn sie verkettet sind mit einem gestörten moralischen Sinn, bezeugen die unbeugsame Gewalt eines im Innern wirkenden Geistes. Es gibt Stadien in der Geschichte, welche, obgleich verdunkelt durch traurige Gewalttaten, die Macht des inneren Geistes kräftig offenbaren: die Menschen, die ihre Ehre rächen, sind bereit, ihren Leib jeder Gefahr auszusetzen, weil sie fühlen, daß die Forderungen der Seele in dem gegebenen Moment stärker sind, als die Furcht vor physischer Unbill.

Emotionen täuschen uns oftmals, aber sie sind Zeugnisse, daß unsere Seelen mehr sind als unsere Leiber. Gefühle lehren uns diese kennen, Emotionen jene. Sie sind also in doppelter Hinsicht wirksam: sie öffnen das Außengitter dem Handeln, und sie öffnen das Innengitter dem Wissen um die Seele. In jener Richtung führen sie zu den entscheidendsten Handlungen auf dem Gebiet der physischen Welt, zum Wechsel der Lebensführung, zu einer Revolution, die man „Bekehrung" nennen kann. In dieser Richtung offenbaren sie uns Tiefen und Kräfte unserer Natur, die mit der Welt des Geistes in Verbindung stehen.

Wenn die Emotionen nach außen wirksam sind, so erzeugen sie Tatsachen, die konstatiert, gemessen und der Probe der entsprechenden Beobachtung unterworfen werden können. Sie, die da innere Tatsachen sind, werden die Erzeuger äußerer erkennbarer und verifizierbarer Tatsachen. Sie verhelfen uns dazu, eine große zentrale Tatsache unserer Natur zu erschließen — den Besitz einer Seele.

Demnach behaupten wir, daß Emotionen enge mit verifizierbaren Tatsachen verbunden sind und uns die Existenz unserer geistigen Natur enthüllen.

2. Ein zweiter Einwurf erhebt sich: Zugestanden, daß Emotionen und subjektive Erfahrungen Handlungen auslösen, die der Beobachtung zugänglich sind, so müssen doch Tatsachen, mit denen die Wissenschaft operieren kann, so beschaffen sein, daß sie, so oft sie wieder auftauchen, auch stets wiedererkannt werden können. Sie müssen sich in ihren charakteristischen Zügen erkennbar wiederholen

können. Gilt das auch von den religiösen Erfahrungen? Nun gewiß, mit religiösen Erfahrungen steht es nicht so, wie mit Steinen und Austern, die in beliebiger Anzahl gesammelt und in unseren Laboratorien untersucht werden können. Aber die religiöse Erfahrung ist doch kein Formloses; sie trägt gewisse deutlich faßbare Züge, und in einigen ihrer tiefsten Prozesse zeigt sie eine klare Ordnung bzw. zyklische Abfolge.

α) Erstlich, sie zeigt deutlich faßbare Züge. Wir sprechen von dem religiösen Bewußtsein im Menschen. Eine Prüfung dieses Bewußtseins stellt gewisse Strebungen fest, und diese Strebungen weisen erkennbare Züge auf. Sie sind nicht vage, fließend, zusammenhanglos; sie bringen Forderungen der Seele zum Ausdruck, die deutlich ans Licht gestellt werden können. Gewiß, da ist viel brandende Erregung beigemengt; aber wie wir mitten in dem weißen Schaum und dem verwirrenden Gischt die konstante Richtung der Wellen zu verfolgen vermögen, so können wir auch in dem wilden Flackern ungebändigter Emotionen die eingeborenen Forderungen bzw. Bedürfnisse des religiösen Bewußtseins entdecken. Es ist eine Tatsache, daß das religiöse Bewußtsein eines jeden eine Macht fordert, auf die er sich in gewisser Weise verlassen kann, wenn er überhaupt ein religiöses Bewußtsein hat. Ich kenne keine Religion, die sich nicht früher oder später zu diesem Gefühl der Abhängigkeit entwickelt. Es gibt Philosophen, die darin eine Notwendigkeit der menschlichen Natur gesehen haben. Der verstorbene Dekan Mansel spricht in seinen Bampton-Vorlesungen von zwei Hauptarten religiöser Intuition, vom Gefühl der Abhängigkeit und vom Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit (IV, 78). Schleiermacher war der Meinung, dies Gefühl der Abhängigkeit sei das Wesen der Religion.

Wenn das Abhängigkeitsgefühl somit ein wesentliches Element im religiösen Bewußtsein ist, so ist das Verlangen nach einer vollkommenen Uebereinstimmung bzw. Harmonie zwischen Gott und dem Verehrenden ebenso gebieterisch. Die Geschichte der Religionen bezeugt dies. Die Sufitische Bewegung ist der Beweis, daß, wenn dies Verlangen nicht befriedigt wird, das religiöse Bewußtsein einen Weg findet, es zu stillen. Der Islam ist die Religion eines autokratischen Gottes: in seiner ursprünglichen Form ist Gott hier der Gesetzgeber — er ist groß und man muß ihm gehorchen ohne Widerspruch. Aber die Seelen der Menschen wollen noch mehr als nur einen Gesetzgeber. Die Empfindung, daß Allah die Macht hat zu befehlen und zu

richten, befriedigt das Herz nicht. Die Sufitische Bewegung fügte zur Idee von Gottes Macht die von seiner Liebe. Daraus ergab sich: die Forderungen des religiösen Bewußtseins im Sinne der innern Harmonie und Jüngerschaft wurden nun mit dem Objekt des Kultus verbunden.

Weiter, wir leben in einer Welt, die sich in der Form einer Entwicklung langsam vorwärts bewegt. Der Mensch mit seiner nie rastenden Hoffnung wird daher niemals sein Genüge finden bei einer Religion, die nur im Perfektum und im Präsens spricht. Die gewaltige Tatsache des fortschreitenden Universums gibt sich seinem Geiste zu fühlen, und seine Augen richten sich auf die Zukunft. Er fühlt, daß er nicht da ist, um stille zu sitzen; seine Religion muß seinem instinktiven Triebe zum Fortschritt entsprechen. Selbst der einigermaßen fatalistische Buddhismus blickte vorwärts auf Matreya Buddha, den Ajita, den Unbesiegbaren, dessen Ankunft der Welt Segen bringen werde.

Das religiöse Bewußtsein weiß also, was ihm fehlt: das Bewußtsein in der Richtung auf Gott verlangt nach Abhängigkeit, in der Richtung auf die sittliche Forderung (bzw. auf die Furcht vor Gottes Zorn) nach Harmonie mit der göttlichen Macht. Das Bewußtsein um einen Weg in die Zukunft erweckt das Verlangen nach Fortschritt und die Versicherung des Fortschritts. Das ist es, was ich „Instinkte" des religiösen Fortschritts nennen möchte; ihre Existenz ist in der Geschichte der Religionen bezeugt. Sie sind Gefühle im Menschen, die in Tatsachen zutage treten, wenn wir die Entwicklung der religiösen Gedanken und Bewegungen studieren. Wirklich, wir wissen etwas vom Inhalt der geistigen Natur des Menschen!

Wir haben also — noch ohne die christlichen Erfahrungen zu streifen — gesehen, daß religiöse Erfahrungen enge mit Tatsachen zusammengebracht werden können, da sie so unlöslich mit ihnen verbunden sind, daß es schwer hält, die Tatsachen ohne die Erfahrung zureichend zu behandeln oder diese von jenen zu trennen. Ferner haben wir gesehen, daß das religiöse Bewußtsein sich auf deutlichen Linien bewegt und bestimmte geistige Bedürfnisse enthüllt.

β) Das religiöse Bewußtsein weist also deutlich erkennbare Züge auf, aber noch mehr — in seinen tiefsten Betätigungen zeigt es eine Regelmäßigkeit innerer Bewegung. Diese Bewegung ist von vorurteilslosen Gelehrten beobachtet und dargestellt worden. Indem ich ihr nähertrete, ziehe ich die spezifisch christlichen Er-

fahrungen herbei, wie sie zum Gegenstand eines sorgfältigen Studiums gemacht worden sind.

Das Material, um das es sich hier handelt, findet heute nicht mehr nur die Aufmerksamkeit geringer pietistischer Schriftsteller. Was einst als trügerisch, phantastisch und fanatisch galt, wird heute ernstlich von Naturforschern und Philosophen in Betracht gezogen. Es bildet die Unterlage für das berühmte Buch von Prof. James (†). Prof. Granger hat in seinem Werk „Die Seele des Christen" diesen Gegenstand mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit untersucht. Prof. Starbuck hat eine Abhandlung verfaßt, in welcher die Methoden der Naturwissenschaften zur Prüfung dieser Erfahrungen angewandt werden. Diese Phänomene können nicht wohl als „visionäre" betrachtet werden, nachdem sorgfältige und genaue Beobachter anerkannt haben, daß sie der Forschung ein fruchtbares Feld darbieten. Wie subjektiv auch immer die assoziierten Emotionen sein mögen, die erforschten Phänomene gehören in das Gebiet der Tatsachen.

Prof. Starbuck hat in seinem Werk über „Die Psychologie der Religion" mit großer Sorgfalt Berichte über religiöse Erfahrungen aus verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten zusammengebracht und sie zu klassifizieren sich bemüht. Das so gesammelte Material ist Prof. James unterbreitet worden, dessen Werk über „Religiöse Erfahrung" so wohlbekannt ist.

James zweifelte anfangs, ob Starbuck imstande sein werde, wirklich zuverlässiges Material zu sammeln; er dachte, die eingesandten Antworten würden in psychologischer Hinsicht nicht wirklich wertvolle Ergebnisse bieten, sie würden konventionelle Echos einer bekannten Phraseologie sein und daher von geringer Bedeutung. Aber als er die Ergebnisse geprüft hatte, erkannte er den Wert des Buches an und schrieb eine Vorrede dazu. In ihr erklärte er, daß die Blätter dieses Buches „eine Fülle von bisher unveröffentlichten Tatsachen zusammenfassen und einen höchst interessanten Beitrag darstellen sowohl zur individuellen als auch zur kollektiven Psychologie". Sie deuten diese Tatsachen mit einer seltenen Schärfe der Kritik und Vorurteilslosigkeit.

Die Phänomene der christlichen Erfahrung sind demnach anerkannt als Tatsachen, die der wissenschaftlichen Erwägung würdig sind. Und da ich in Liverpool spreche, kann ich nicht vergessen, daß sich hier vor wenigen Jahren die beredte Stimme eines in dieser Stadt hochgeehrten und für den Wert der christlichen Erfahrung

aufgeschlossenen Mannes erhoben hat, um für die Forderung einer auf Erfahrung sich stützenden Predigtweise einzutreten.

Wenn wir also behaupten dürfen, daß die religiöse Erfahrung eine große Zahl von Tatsachen herbeizuschaffen vermag, die der wissenschaftlichen bzw. psychologischen Untersuchung würdig sind, so ist es von hoher Bedeutung, die Ergebnisse solcher Untersuchung kennen zu lernen. Sind Tatsachen der Wissenschaft unterbreitet, so klassifiziert sie sie und schließt sie früher oder später in eine Mappe, die sie ein „Gesetz" nennt. Können die Tatsachen der christlichen Erfahrung so behandelt werden? Die Zeit erlaubt mir nicht, mehr zu tun, als die Ergebnisse einfach hinzustellen.

Starbuck und James sind einig darin, daß die Tatsachen bzw. Phänomene eine generelle Uebereinstimmung in den Erfahrungen aufzuweisen scheinen. James faßt sie in folgendem Zyklus, der sich aus ihnen ergibt, zusammen. Er behauptet, daß bei allen Verschiedenheiten des Glaubens ein gemeinsamer Kern vorhanden ist, den diese Erfahrungen bezeugen. Dieser gemeinsame Kern besteht aus zwei Teilen: 1) eine als Beschwernis empfundene Unruhe, 2) die ihr folgende Lösung (James, „Varieties of Relig. Exp.", p. 507 f.) Nach Starbuck („Psychol. of Relig." p. 158 f.) gibt es zwei Typen der Erfahrung geistlicher Erweckung — die eine hat ihren Ursprung an dem Gefühl eines Mangels; die andere, der eruptive Typus, wie er ihn nennt, ist charakterisiert durch den Zusammenbruch schlimmer Gewohnheiten. Aber beide Typen haben viel Gemeinsames. Beide durchlaufen drei Stufen von Erfahrungen — Ueberführung (Buße), Krisis, Neues Leben. Man sieht, daß dies mit James' Zweiteilung übereinstimmt. Die „Beschwernis", welche er nennt, entspricht der „Ueberführung", und seine „Lösung" deckt sich mit Starbucks „Krisis" und „Neuem Leben". Das Neue Leben, sagt er, ist das Reale selbst. Durchaus ist es das Reale selbst, das da begehrt wird. Nach der Erweckung ist Zufriedenheit mit dem niederen Leben hinfort unmöglich, und man ruht nicht eher, bis das höhere Leben als das wahre Leben angeeignet ist, in welchem man nun das wahre Selbst findet.

„Das Gefühl der ‚Einheit' (mit Gott oder Christus) ist die Erfahrung, in welcher das Wichtigste, was sich nun darstellt, das Gefühl der Freiheit und Harmonie ist, das dem Umschwung folgt, und das Bewußtsein, daß das Leben nunmehr die vollständigere Einverleibung in die weitere Welt des Geistigen ist" (Starbuck, a. a. O. p. 16).

Man muß sich hier erinnern, daß diese Beschreibungen geistlicher Erfahrungen von Männern gemacht sind, die den Stoff vom Standpunkt wissenschaftlicher Untersuchung aufgenommen haben. Sie erklären, daß die Erfahrungen nicht nur zahlreich und genügend sind, um als Erweise von Tatsachen angesehen werden zu dürfen, sondern daß sie auch gemeinsame Merkmale haben: sie verlaufen nach einer klaren und regelmäßigen Abfolge; sie können in ein Schema gebracht werden, und sie geben das an, was man ein „psychologisches Gesetz" nennen kann. Sie sind also nicht wilde Imaginationen oder Halluzinationen krankhafter Gemüter; sie sind dafür in ihrer Abfolge zu regelmäßig. Sie können auch nicht als rein subjektive beurteilt werden, denn sie führen in dem wirklichen Leben zu Veränderungen der Gewohnheiten und zur Unterordnung der selbstischen Strebungen und Gewohnheiten.

Man mag noch einwenden, daß, so interessant diese Tatsachen der Erfahrung auch sein mögen, sie doch nicht mit den Tatsachen der physischen Welt zusammengestellt werden dürfen; denn diese können betastet, gewogen und gemessen werden. Wir räumen dies ein. Die Tatsachen der moralischen und geistigen Welt können nicht wie Stoffe mit der Wage und dem Maßstab geprüft werden. Wir haben indes nicht die Absicht, uns in der gegenwärtigen Epoche der Weltgeschichte dem Materialismus auszuliefern, der heute, wie man uns erklärt, „als Armer im Reiche der Philosophie dasteht". Wir setzen die Hypothese voraus, daß der Mensch mehr ist als Fleisch und Bein. Wir setzen ferner die Annahme voraus, daß der Mensch durch die Kraft seines religiösen Bewußtseins ein höheres Wesen ist als das Tier, das stirbt und vergeht. Wir glauben, daß wir, wenn wir die religiösen Erfahrungen befragen, in ein Gebiet eindringen, aus welchem wir Ergebnisse gewinnen können, die es mit jedem anderen Ergebnis aufnehmen können. Indem wir diesen Standpunkt einnehmen, haben wir den „common sense" bzw. die Vernunft für uns. Wir wenden uns an das einzigartige Wesen, in dessen Natur die Antwort auf viele Fragen liegt, deren Lösung bei dem großen und undurchdringlichen Universum der materiellen Dinge vergeblich gesucht wird. Was ist der Mensch vom Standpunkte der Wissenschaft? Er ist das Subjekt eines Evolutionsprozesses. Gewiß, aber eines Evolutionsprozesses von besonderer Eigenart; denn die Evolution hat, nachdem sie den Menschen als das physiologisch höchste Erzeugnis hervorgetrieben hat, ihren Apparat verändert und setzt nun ihr Werk auf dem sozialen und moralischen Boden fort. Die

soziale und ethische Evolution ist der physikalischen gefolgt. Das ist die Ansicht von Prof. Fiske u. a. Somit ist der Mensch eine noch unvollkommene Schöpfung, und der Prozeß seiner Vervollkommnung setzt sich in dem Gebiet des Sozialen und Ethischen seiner Natur noch fort. Ferner, der Mensch ist ein Wesen, in dessen Natur die Geschichte aller abgelaufenen Prozesse eingeschlossen ist, die ihn zu dem gemacht haben, was er ist. Jeder, der in die Welt geboren wird, repetiert in seiner embryonalen Geschichte die ganze Entwicklung der Vergangenheit. Er ist ein Dokument, das da Zeugnis ablegt für alles das, was vor ihm gewesen ist. Die Welt ist fest mit ihm verknüpft. Ihn befragen, heißt nicht nur das höchste Erzeugnis der Natur befragen, sondern auch das komplexeste und charakteristischste Erzeugnis. Er ist ein wahrer Mikrokosmos, denn er durchläuft die ganze Evolutionsreihe, wie sie sich abgespielt hat. in sich selbst.

Somit ist der Mensch eine Abstrahlung des Prozesses des Universums, und wir dürfen daher erwarten, daß er imstande ist, Aufschluß zu geben in bezug auf die Kräfte der Evolution, die ihn hervorgebracht haben. Wie er in seiner physischen Natur das Wirken der früheren Prozesse der Natur bezeugt, so dürfen wir das auch in bezug auf die späteren erwarten. Man kann ihn mit einer Aeolsharfe vergleichen, die mit dem Atem des Universums schwingt; aber die Harfe, die ihre Melodie ertönen läßt, wird auch zum Interpreten der herrlichen und harmonischen Kräfte, die sie umwehen. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß wir in dem Menschen auch eine gewisse Fähigkeit finden, die Prozesse des Universums durch seine Erfahrungen zu interpretieren. Wenn wir den Menschen befragen, so befragen wir das einzige Wesen, dessen Geschichte und Erfahrungen die reichsten Ergebnisse bringen können. So entsteht hier die Wahrscheinlichkeit, daß sich aus den Erfahrungen des Menschen bei der Erlangung seiner vollen Ausstattung in bezug auf soziale und ethische Fähigkeiten nicht nur ein paar flüchtige Eindrücke ergeben werden, sondern Eindrücke, die da große Tatsachen, ja vielleicht Gesetze bezeugen, welche den Gang der Entwicklung des Menschen beherrschen.

Nur von Wahrscheinlichkeit kann hier die Rede sein; aber wir können doch mindestens dafür eintreten, daß solch eine Wahrscheinlichkeit da ist. Und wir können hinzufügen, daß, wenn sich auf dieser Linie solch eine Wahrscheinlichkeit feststellen läßt, die konvergierende Linie der philosophischen Betrachtung, die vom moralischen Sinn oder Gewissen als von einem a priori-Gesetz des menschlichen

Geistes spricht, die Wahrscheinlichkeit lediglich noch vermehren wird, daß die Untersuchung jener Erfahrungen fruchtbar sein wird.

Ist der Mensch noch immer Subjekt unseres Evolutionsprozesses und liegt dieser Prozeß nunmehr auf dem sozialen und moralischen Gebiet, dann erhalten die inneren Erfahrungen des Menschen eine höhere Bedeutung; sie sind die Zeugnisse für die Wirksamkeit großer Weltkräfte: sie geben die Richtung der gesamten Entwicklung an.

Und was ist diese Richtung? Kehren wir zu der von Starbuck unternommenen Untersuchung der religiösen Erfahrungen zurück. Wir sehen, daß, nach ihm und James, diese Erfahrungen einer Regel folgen, die man ein „psychisches Gesetz" nennen kann. Sie sind nicht bloße Emotionen, denn sie greifen in das Leben ein; sie zeigen die Ueberwindung selbstischer Triebe an. Aber hören wir Starbucks Beschreibung dieser Erfahrung: „Es ist", sagt er, „ein Prozeß der Selbstentäußerung." Zum Beleg zitiert er die Worte solcher, die die religiöse Erfahrung gemacht haben: „Ich begann für Andere tätig zu sein." „Meine Gefühle gegen meine Familie und Freunde wurden zartere." „Ich empfand jeden Menschen als meinen Freund." „Es ist klar", schließt Starbuck, „daß in einem großen Prozentsatz der einschlagenden Fälle das unmittelbare Ergebnis der Bekehrung darin besteht, daß der Betreffende von sich selbst losgelöst und zu einem aktiven Mitgefühl mit der Außenwelt geführt wird" (p. 128). Weiter bemerkt er, eng verbunden mit den altruistischen Impulsen, eine Steigerung des Wertes des eigenen Ichs. Die entscheidende Tatsache, die beiden Ergebnissen zugrunde liegt, ist die Bildung eines neuen Ichs und damit ein neuer Ausgangspunkt für geistige Entwicklungen (pp. 129, 130). Bei dieser so gefaßten entscheidenden Tatsache als Kern der religiösen Erfahrung kommt uns notwendig das, was Paulus gesagt hat, in den Sinn. „Die grundlegende Tatsache", erklärt der moderne Forscher, „ist ein neues Ich." „Ich lebe", sagt der Apostel, „aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Der Apostel verwirklicht in sich die Tatsache dieses neuen Ichs.

Ob wir also diese geistlichen Erfahrungen vom persönlichen Standpunkt aus uns näher bringen oder vom Standpunkt unparteiischer Untersuchung — die Hauptidee bleibt dieselbe: Geistliche Erfahrungen bedeuten den Aufstieg von einem engeren zu einem weiteren Leben, von einem Leben, das um sich selbst kreist, zu einem Leben, das seinen Mittelpunkt außerhalb hat, einem von streng altruistischen Impulsen durchwaltenden Leben, einem Leben, für

welches das Alte vergangen ist und Alles (d. h. die Betrachtung aller Dinge und demgemäß ihre Beziehungen zur Seele) neu geworden ist.

Ich möchte hier den beiläufigen Nebenerscheinungen dieser Erfahrungen durchaus keine Grenzen ziehen, auch darf man nicht annehmen, daß sie stets in Beziehung stehen zu bestimmten geschichtlichen Epochen. Dies ist allerdings der Fall bei der Gruppe von Erscheinungen, die Starbuck den „eruptiven" Typus nennt; aber er berücksichtigt auch solche Fälle, in denen das Erlebnis aus dem Gefühl der Unvollkommenheit des Lebens heraus sich einstellt und die Seele aus der engen Zelle des eigenen Selbst vorwärts dringt zu einem reicheren und vollkommeneren Leben. Ob sich die veränderte Anschauung der Dinge stürmisch einstellt und begleitet von dem lebhaften Bewußtsein des Umschwungs oder ob sich der Wechsel auf den Stufen eines unmerklichen Prozesses vollzieht — die innere Regel und Bedeutung des Wechsels bleibt tatsächlich immer dieselbe. Es ist dieselbe Kurve der Eisenbahn, die einmal mit Schnellzugsgeschwindigkeit genommen wird, das andere Mal in bedächtig langsamem Gang.

Wir haben nach Tatsachen gesucht; wir haben gefunden, daß geistliche Erfahrungen zum Gegenstand beobachtbarer Tatsachen gemacht werden können; wir haben gefunden, daß hier ein bestimmter Typus oder Zyklus waltet, dem sie folgen — mit den christlichen Erfahrungen verhält es sich jedenfalls so.

II.

Diese Erfahrungen müssen enge zusammengehalten werden mit ihrer Umwelt; ihre Bedeutung hängt in hohem Maße von den sie umgebenden Umständen ab. Eine Tatsache darf von ihrer Umgebung nicht losgelöst werden, d. h. von den Umständen und Einflüssen, die mit ihrem Eintreten verknüpft sind. Die nackte Tatsache allein vermag ihre eigene Bedeutung nicht zu erschließen.

Ein Halm zeigt uns die Richtung des Windes; aber man muß auch den Standort des Halms kennen. Der aus einem Tunnel den Halm treffende Windstoß lehrt uns nichts über die wirkliche Windrichtung. Will ich diese feststellen, so darf ich mich nicht nur an die Bewegung des Halms halten, sondern ich muß seine Umgebung kennen. Die richtig gedeutete Tatsache erst ist die wahre Tatsache. Nicht das Zittern des Halmes macht schon die Tatsache, sondern erst die besonderen Umstände, unter denen es zur Bewegung kommt.

Anders ausgedrückt, die Erscheinung als solche darf nicht als die ganze Tatsache genommen werden: die wirkliche Tatsache ist erst dann bekannt, wenn ihr Sinn deutlich geworden ist, und er wird erst deutlich, wenn man sich der Bedingungen der Erscheinungen bemächtigt hat. Ich muß, sozusagen, die Hülle der Tatsache kennen: hier ist der Brief, aber der Umschlag mit seiner Adresse und Postmarke erklären erst den Brief. Ein bloßes Ereignis wird oft mißverständlich für eine vollkommene Tatsache gehalten; aber nur wenn wir das Ereignis in Verbindung mit den Bedingungen setzen, unter welchen es stattfand, dürfen wir behaupten, die Tatsache vollkommen vor uns zu haben, bzw. die Tatsache mit ihrem Sinn. Als Patrick Henry erklärte: „Cäsar hatte seinen Brutus, Karl I. seinen Cromwell und Georg III. seinen . . . .", gab es einen Sturm im Parlament des Staats Virginia (Bancroft, III p. 468). Das war der Vorfall; aber die eigentliche Tatsache versteht nur, wer die politische Krise jenes Augenblicks kennt. Die Tatsache ist viel mehr als das bloße Wort, das hier gesprochen wurde oder als selbst der Sturm in dem Parlament: der Sinn der Tatsache wird erst dann deutlich, wenn wir uns die Stimmung der beiden Völker in jenem Zeitpunkt vergegenwärtigen.

Eine neutestamentliche Erzählung mag das hier Gemeinte noch weiter illustrieren. Der Vorfall der Vision des Paulus auf dem Wege nach Damaskus ist für uns keine vollständige Tatsache, wenn wir die Bedingungen der Vision nicht kennen. Um die Tatsache und ihren Sinn zu erfassen, müssen wir eine gewisse Einsicht in den inneren Zustand des Paulus haben. Wie war er vorher, wie nachher? — einzig aus dem Lichte, das von hier aus zu uns dringt, können wir die Tatsache völlig verstehen, die aus dem Saulus von Tarsus den Paulus von Damaskus gemacht hat.

Tatsachen schließen also mehr ein, als man gewöhnlich annimmt; sie sind nicht offenkundige, isolierte Vorfälle, an denen ein Silas Wegg seine Freude hatte. Um der historischen Kritik dienlich sein zu können, müssen sie auf Bedingungen bezogen werden: wir müssen nicht nur erkennen, daß der Halm sich bewegte, wir müssen auch erkennen, wann er sich bewegte; wir müssen nicht nur die Worte des Redners kennen, sondern auch die Stimmung des Volks, in dessen Mitte er spricht. Die Tatsache ohne Fleisch und Blut, nur als Gerippe, ist nicht die Tatsache, sondern ein bloßer Vorfall, man muß vielmehr die Tatsache in ihrem ganzen Umfang kennen lernen. Handelt es sich z. B. um das Lied eines Siegers,

so können mir die Worte des Liedes allein nicht den Sinn deutlich machen. Ich muß die Situation kennen, aus der heraus der Sieger zu seinen stürmischen und unsterblichen Versen erregt wurde. Hinter der Tatsache des Liedes liegen andere Tatsachen, die ich mir vergegenwärtigen muß, bevor ich den vollen und wahren Sinn des Liedes zu erfassen vermag. Ein Beispiel aus dem Alten Testament mag dies beleuchten. Von Mirjams Meereslied sagt ein deutscher Kritiker (Kittel), daß das Lied das Gepräge der Originalität trägt. „Es wäre", meint er, „ein unbegründeter Skeptizismus, zu behaupten, das Lied sei ein künstliches Echo späterer Legenden in bezug auf den Durchzug durch das Rothe Meer. Diese Vorstellung ist psychologisch unbegreiflich und ist durch die außerordentliche Einfachheit und Größe des Gedichtes vollkommen ausgeschlossen." „Wo gibt es" — fragt er — „ein Beispiel einer erst nach Generationen erfolgten Fälschung, das da solche Kraft und Reinheit der Inspiration zum Ausdruck bringt?" (Hist. of Hebr. p. 226). Was er meint, ist völlig klar: ein Gedicht von solcher natürlichen Einfachheit und Kraft kann nicht erst von der späteren Ueberlieferung eines großen Ereignisses inspiriert sein. Hinter dem Lied steht eine wirkliche Emotion, hervorgerufen durch ein wirkliches Ereignis. Keine spätere Generation konnte sich selbst so mit den Emotionen identifizieren, die genau zu der Erfahrung stimmen. Nimmermehr kann das Gedächtnis die ursprüngliche Empfindung ersetzen; es gibt psychologische Gesetze, welche die Kräfte des Ausdrucks beherrschen. Emotionen gleichen den Ringen auf dem Wasser, wenn ein Stein in dasselbe geworfen ist; sie verlieren an Stärke in dem Maße, als sie sich vom Mittelpunkt der Störung entfernen. Nur wenn die Empfindung für ein großes Ereignis lebendig ist, kann die emotionale Welle das Maximum ihrer Höhe gewinnen.

Von hier aus kommt der Kritiker zu dem Schluß, daß nur ein wirkliches und faszinierendes Ereignis Anlaß zu solch einem wahrhaft natürlichen Empfindungsausbruch gegeben haben kann. Eine historische Tatsache liegt hinter der wahren und hochgemuteten Emotion, die in jenem Lied zum Ausdruck kommt.

Der Kritiker führt diese Beweisführung noch weiter. Er spricht von dem Geist nationaler Einheit und Selbstbehauptung, der sich in Israel geoffenbart hat; Israel zeigt in seiner Geschichte gewisse Eigenschaften der Dauerhaftigkeit und des inneren Zusammenhangs als Besitz, Eigenschaften, die ein nationales Leben verbürgen. „So etwas," sagt Kittel, „entsteht nicht von selbst. Es kommt nur

zustande, wenn eine Persönlichkeit hinter der Masse steht, hoch über sie emporragend, sie antreibend und mit ihrem heiligen Enthusiasmus das nationale Bewußtsein entflammend. Israel wurde bei dem „Auszug" zu einem Volk. Moses hat es geschaffen. Ohne ihn wäre Israel geblieben, was er vorher war." — Nur soviel von der Bildungsgeschichte des israelitischen nationalen Lebens: seine Entstehung ist ohne eine dominierende Persönlichkeit unverständlich.

Es läßt sich noch mehr behaupten. „Es gibt", sagt Kittel, „eine Tatsachengruppe, die noch weniger als die eben genannten Vorgänge ohne eine besonders inspirierte Persönlichkeit erklärbar ist; ich meine die neue religiöse Schöpfung in Israel.... Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß diese neuen Schöpfungen, welche in der Geschichte der Religion und Moral Epoche machen, spontan aus den Tiefen des nationalen Lebens hervorgetreten sind. Der bloße Name „Moses" besagt nichts. Wenn erst die Legende den Träger dieses Namens geschaffen hat, so muß ein anderer an seiner Stelle gestanden haben" (p. 240). Anders ausgedrückt, hinter einer religiösen Revolution steht die dominierende und inspirierende Persönlichkeit! Kehren wir nun zu unsrer Betrachtung der Tatsachen zurück. Wir wollen der Forderung der Wissenschaft folgen und unsre Theorien auf Tatsachen gründen.

Aber was sind Tatsachen? Nicht nur das nackte Ereignis, das vielmehr nur das Gerippe der Tatsache ist, sondern die ganze Tatsache, d. h. das, was sich ereignet hat, zusammen mit seiner charakteristischen Hülle, wenn ich mich so ausdrücken darf: nicht die Worte des Redners, sondern die Umstände, die seine Seele zu wirkungsvoller Aussprache erhoben haben, nicht die Rede des Demosthenes, sondern die Stimmung des Redners und seiner Zuhörer, die sie in den Ruf ausbrechen ließ: „Auf! gegen Philipp." Nicht die nackte Tatsache, daß sieben Bischöfe vor Gericht gestellt wurden, sondern der lebendige Geist der Freiheit, dem ihre Tat zum Ausdruck verhalf. Nicht die nackte Tatsache, daß Saul von Jesus eine seltsame Erfahrung machte und ein Apostel wurde, sondern die Kräfte, welche auf seinen Geist einwirkten, um solch einen Wechsel hervorzubringen. Wir haben die Tatsache nicht erfaßt, d. h. ihres wahren Sinns uns nicht versichert, wenn wir die Bedingungen nicht kennen, die die Tatsache ermöglicht haben. Diese Bedingungen sind ein Teil der wirklichen Tatsache. Es ist die Aufgabe der Geschichtswissenschaft oder der wissenschaftlich erfaßten Geschichte, von solchen Bedingungen Kenntnis zu nehmen. Nehmen wir einen Stein und betrachten wir

die Zeichen auf seiner Oberfläche: der Stein weist sich kreuzende, feine Linien auf. Das ist eine Tatsache, aber eine solche, die an und für sich geringe Bedeutung hat. Aber wenn wir ihr die Kenntnis der Umstände hinzufügen, unter denen der Stein gefunden worden ist, wird Sinn und Wert der Tatsache klar: es ist ein Gletscher-Stein. Die Geschichte der Erde, des Wechsels des Klimas und des Wirkens der Naturgesetze steht auf dem Steine geschrieben. Hier finden sich Zeichen, welche das Wirken der gigantischen und nie rastenden Kräfte der Welt bezeugen. Wir fügen einen weiteren Umstand hinzu: es handelt sich vielleicht um eine Fundstelle, wo heute kein Gletscher ist. Dann geht uns ein neues Licht auf: da der Stein die Spuren des Wirkens des Eises trägt, der Gletscher selbst aber geschmolzen ist, so ist klar, daß in früheren Zeiten die Eisdecke der Erde viel weiter heruntergereicht hat bis zu der Stelle, wo der Stein gefunden worden ist. Das ist eine bekannte Sache; in dem Gletscher-Garten, in der Schweiz, wird sie anschaulich. Sie kommt unserer Darlegung zugut: der Fund des Steins mit bestimmten Zeichen ist der nackte Vorgang; die Kenntnis der wirkenden Eismassen ist die die Tatsache aufklärende Anschauung.

Wenden wir nunmehr diesen Gedanken an. Der Umschwung in dem Leben des Paulus ist der nackte Vorgang; die den Vorgang aufklärende Anschauung liegt in dem Umstande, daß eine geistige Kraft, ausstrahlend von einem als Verbrecher hingerichteten Juden, die wirksame Bedingung des Vorgangs gewesen ist. Dem Umschwung entspricht die Markierung des Steins; der Name bezw. die Persönlichkeit (Natur) Jesu Christi ist das Eis, dessen Kraft die Zeichen eingrub. Die ganze Tatsache ist nicht der bloße Umschwung, sondern vielmehr der Umschuwng im Licht des kraftvollen Einflusses, der ihn verursacht hat.

Wie immer wir in bezug auf die Glaubwürdigkeit gewisser evangelischer Erzählungen urteilen mögen, die Kraft der Persönlichkeit Christi in der Geschichte des Apostels Paulus bleibt eine Tatsache.

Und diese Kraft ist nicht auf ein Zeitalter oder ein Individuum beschränkt. Der gleiche Umschwung in den nämlichen typischen Zügen hat sich in allen christlichen Jahrhunderten wiederholt. Was Paulus erfahren hat, hat Augustin, Tauler, Martin Luther und John Bunyan erfahren, ja eine so große Menge von Menschen, daß man sie nicht zählen kann. Hier liegt eine Erfahrung vor, die als Tatsache verifiziert werden kann, die sich in einer stetigen Reihe dar-

stellt, die einer erkennbaren inneren Ordnung folgt und die ein Gegenstand von anerkannter wissenschaftlicher Bedeutung geworden ist. Wir sind nicht darauf beschränkt, sie lediglich als subjektives Phänomen zu betrachten. Zwar sind die Emotionen, welche die Erfahrung einschließt, von hohem Interesse, aber sie sind, den Hauptinhalt anlangend, nur transitorische Umstände, die den Moment des Umschwungs aus dem einen Zustand zum andern bezeichnen. Der Umschwung in dem Subjekt der Emotionen ist eine geschichtliche Tatsache. Hinter dieser Tatsache der Lebensänderung liegen jene subjektiven Phänomene. Hinter der Tatsache liegt eine Emotion und hinter der Emotion eine andere Tatsache. Hinter der Tatsache, daß das Leben des Paulus eine andere Gestalt erhielt, lag eine Periode emotionaler Erfahrung; hinter der emotionalen Erfahrung lag eine weitere Tatsache — die Persönlichkeit Jesu Christi. Dasselbe gilt von allen folgenden Erfahrungen der gleichen Art.

Die ganze Menge dieser individuellen Metamorphosen des Lebens hat die Persönlichkeit Christi hinter sich. Wie die Wellen sich ausbreiten vom Mittelpunkt der Störung aus, so haben diese geistlichen Erfahrungen den Ozean der Zeit gekräuselt. Die Kraft der Persönlichkeit Christi hat sich über die Jahrhunderte ausgebreitet; sie ist ausschlaggebend geworden auch bei solchen, die ihn nicht gekannt haben oder ihn im Fleisch nicht kennen konnten. Sein Einfluß ist groß in der Welt des Gedankens, groß in der Welt, in der man handelt. Ueberall wird anerkannt, daß er die einzige Persönlichkeit in der Geschichte ist, deren Charakter der Maßstab für alles edle Leben geworden ist; aber über diese verbreitete und mehr konventionelle Anerkennung seiner Kraft heraus gibt es noch eine andere, tiefere und geistlichere Erkenntnis seiner Macht; sie findet sich bei den zahlreichen Seelen, deren Leben eine Kraft der Persönlichkeit Christi bezeugt, die da in die verborgensten Tiefen ihres Seins und Wesens eingedrungen ist. Sie wollen nicht von Christus nur sprechen als von einem großen geschichtlichen Charakter, sie wollen ihn nicht abmalen als ein großes Vorbild für das Leben, nein — sie erklären, daß die Kraft des wahren Lebens Christi in ihr eigenes Leben Einzug gehalten hat. Wenn sie ihre Erfahrungen beschreiben, so wollen sie sagen, daß es die Erfahrung ist von Christi Leben in ihnen. Die geschichtlichen Vorgänge im Leben unseres Herrn sind ihnen zu geistlichen Lebensformen geworden: sie sind begraben mit Christus, nachdem die Mächte der niederen Natur mit ihm gekreuzigt sind. Durch eine Erfahrung hindurch, die den Tod der

alten niederen Natur bedeutet, sind sie zu einem Leben gelangt in Christo und nicht mehr in sich selbst. Die Kraft der Persönlichkeit Christi hat sich in ihnen ausgewirkt — in einer Erfahrung, die nur sie kennen, und in einer Lebensführung, die Allen kenntlich wird. Man reduziere die Zahl derer, die Anspruch auf diese Erfahrung machen, soviel man will, man erhebe den Einwand der Selbsttäuschung und vorübergehender Halluzinationen — der Rest bleibt noch groß genug: die Kraft, die sie religiösen Erweckungs- und Missionsbewegungen gegeben haben, die Aehnlichkeit ihrer Erfahrungen, mag es sich nun um solche eruptiver oder ruhig verlaufender Art handeln, das ihnen allen gemeinsame Feuer, in welchem sie ihre Liebe zu ihrem Herrn verkündigen — alles dies zeigt das Wirken einer realen, tätigen, unzweifelhaften Kraft. Hinter der großen Reihe von Erscheinungen, die von den Tagen des Paulus bis zur Gegenwart reicht, steht die Persönlichkeit Christi.

Von hier aus müssen wir schließen, daß die Persönlichkeit Christi einen geistigen Einfluß hervorgebracht hat, der gleich einer sich verbreitenden Welle über die Welt geflutet ist und noch jetzt mit einer Kraft wirksam ist, die die Zeit nicht geschwächt hat. Dieser Einfluß kann als eine Kraft der Vergangenheit oder als gegenwärtige Kraft betrachtet werden. Wenn wir ihn als die geschichtliche Fortsetzung des Einflusses betrachten, der mit den Jüngern Christi begann, so müssen wir die überragende Kraft der Persönlichkeit Christi als historische Erscheinung anerkennen. Oder, im anderen Fall, müssen wir jenen Einfluß als die Gewähr einer Kraft betrachten, die noch jetzt lebendig und tätig ist. Entweder übt der geschichtliche Christus einen fortgesetzten Einfluß über Jahrhunderte hin aus oder der Christus der Erfahrung ist ein noch jetzt lebendiger Christus.

Man wird sagen, daß die Realität dieser Erfahrungen der Erörterung über den göttlichen Ursprung des Christentums nicht zu Hilfe zu kommen vermag. Wenn damit gemeint ist, daß diese Erfahrungen die himmlische Natur der Sendung Christi nicht beweisen, so ist meine Antwort eine doppelte.

Erstens: das war gar nicht der Zweck unserer Darlegung. Alles, was wir bisher hier behauptet haben, ist, daß diese Erfahrungen so enge mit dem geistigen Bilde und der Person Christi verbunden sind, daß sie sogar noch nach fast 2000 Jahren die Kraft der Persönlichkeit Christi bezeugen.

Zweitens: die Worte „himmlisch" und „göttlich" werden oft in einer inhaltslosen Weise gebraucht. Wie können wir zwischen der himmlischen oder der irdischen Art einer Mission unterscheiden? An einem langdauernden Einfluß vermag ich gewiß die Kraft einer geschichtlichen Persönlichkeit abzuschätzen; aber ein langdauernder Einfluß braucht kein guter Einfluß zu sein, und wie kräftig und lang auch ein solcher Einfluß gewesen sein mag, ich darf ihn nicht als himmlisch in seinem Ursprung beurteilen, wenn er nicht himmlisch in seiner Qualität ist. Ob etwas göttlich oder himmlisch ist, läßt sich nicht nach seiner Kraft entscheiden; aber wenn ein Einfluß die Menschen zu höheren Prinzipien des Handelns erhebt, wenn er böse Gewohnheiten hemmt, unschöne Eigenschaften verändert und die ganze Persönlichkeit erzieht und liebenswert macht, dann erblicke ich die Züge einer göttlichen Kraft. Die Kräfte, welche große Persönlichkeiten in der Geschichte ausüben, dürfen nur dann als „göttlich" oder „himmlisch" gelten, wenn sie im Sinne des höchsten Guts wirksam sind.

Nun ist aber das Ergebnis jener christlichen Erfahrungen stets die Anerkennung des Höheren, das sich über das Niedere zu erheben fordert. Es kommt in ihm ein edles Bewußtsein in bezug auf den Geist zum Ausdruck, in welchem das Leben gelebt werden soll. Es ist, wie Starbuck es beschrieben hat, ein Prozeß der Selbstentäußerung.

Erinnern wir uns jetzt der wissenschaftlichen Theorie, daß der Evolutionsprozeß, nachdem er seinen physiologischen Zweck erreicht hat, nunmehr mit dem Auftreten des Menschen auf der Linie sozialer und moralischer Entwicklung tätig ist. Sein Ziel ist nicht mehr physisch, sondern ethisch; er strebt nicht mehr darnach, aus dem Menschen ein tauglicheres Tier zu machen, sondern ein besseres Wesen. Dies tut er, indem er einen tieferen Sinn für soziale Verantwortlichkeit entstehen läßt. Das Stadium der Kindheit dauert bei unserem Geschlecht länger als bei den anderen Lebewesen; durch diese längere Dauer soll sich das Verantwortlichkeitsgefühl in bezug auf die Familie entwickeln. In und mit ihm wächst die Zuneigung; denn wir lieben am meisten, was uns am meisten kostet. Die stets wachsenden Beziehungen, welche die Zivilisation herbeiführt, führen die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen vor Augen; das soziale Verantwortlichkeitsgefühl erweitert sich. Der Mensch vermag sein Leben nicht mehr in selbstischer Isolierung zu führen; er ist für seinen Bruder verantwortlich. Er beginnt einzusehen, daß ein selbsti-

sches Leben ein Leben ist, welches das Band ignoriert, welches die soziale Welt zusammenhält. Diese große Wahrheit verwirklicht sich tagtäglich immer mehr. Der Evolutionsprozeß hat sie unserer Aufmerksamkeit aufgezwungen. Das selbstische Leben erscheint nunmehr im Prinzip nicht mehr erträglich. Die Anerkennung der Notwendigkeit der „Selbstentäußerung“ ist das letzte Wort der Kultur. Ist der Evolutionsprozeß, der diese Ueberzeugung herbeiführt, eine tote Kraft oder ist er das Zeugnis von dem Wirken des lebendigen Gotts? Ist nicht vielleicht er das Zeugnis von dem Wirken des heiligen Geists? Sind wir nicht allzu bedenklich anzuerkennen, daß Gott selbst hinter den Kräften der Evolution steht? Wenn die sich auswirkende Idee des Ganzen in derselben Richtung geht, wie unsere religiösen Ideale, wenn — in der Sprache der Offenbarung Johannis (c. 12,16) — „die Erde selbst dem Weibe hilft“, dann ist ein großes Bedürfnis unserer Seele befriedigt: wir vermögen nun die Harmonie zwischen dem, was wir kennen, und dem, wonach wir verlangen, zu sehen. Unstreitig — wenn das letzte Wort der Kultur die Notwendigkeit eines Prozesses der „Selbstentäußerung“ ist, dann ist dieses letzte Wort nichts anderes als das Wort Christi, das er an die Spitze gestellt und so oft wiederholt hat. Jenes Leben in „Selbstentäußerung“ war der Mittelpunkt seiner Predigt und der eigentliche Sinn seines Opfers. Er selbst war dieses Leben: er lebte es als das Leben, wie es von jedem gelebt werden soll. Wenn einmal dies Leben in Selbstentäußerung sich in jedem Leben durchgesetzt haben wird, dann wird die letzte Stunde alles bösen Jammers in der Welt und die erste Stunde des goldenen Zeitalters gekommen sein!

Einstweilen aber legen die christlichen Erfahrungen Zeugnis ab für eine Kraft, welche diese „Selbstentäußerung“ in den Seelen schafft. Diese Erfahrungen zeigen den Kampf gegen sich selbst in dem Einzelnen, der in der Welt Schritt um Schritt ausgefochten wird. Der Einzelne, der diese Erfahrung macht, ist ein Mikrokosmos oder, um mit dem Apostel zu sprechen, er gehört in gewissem Sinn zu den „Erstlingen von Gottes Kreaturen“. In jenen Erfahrungen, wenn wir Acht haben auf den Prozeß der Selbstentäußerung, erblicken wir das Pfand jenes großen Erbes, das das unsrige sein wird, „wenn die Kreatur frei werden wird vom Dienst des vergänglichen Wesens“ — der Selbstsucht — „zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“. (Röm. 8,21.)

Lehrt uns die Wissenschaft, daß die Erfahrungen der Entwicklungsgeschichte der Vergangenheit in dem physischen Bestande

des Menschen aufgezeichnet sind, so lehrt uns der christliche Glaube, daß in seinen religiösen Erfahrungen die große Befreiung als Weissagung aufgezeichnet ist, die in Christus uns und allem Volke gilt!

Nachwort.

Ich habe den in England und bei uns rühmlichst bekannten Verfasser dieses populären Vortrags gebeten, mich mit der Besorgung einer deutschen Ausgabe zu betrauen, weil der Vortrag es wert ist, auch bei uns die weiteste Verbreitung zu finden — zunächst als schönes Beispiel, wie man in England die Aufgabe der Apologetik anfaßt (ein Beispiel, von welchem wir in Deutschland viel zu lernen vermögen), sodann weil ihm eine besondere Kraft inne wohnt.

Die Verteidigung der christlichen Religion muß mit den Mitteln der Psychologie, der Geschichte und der Spekulation geführt werden. Keines dieser Elemente läßt sich missen; jedes weist auf das andere. Aber man kann jedes von ihnen zur Hauptlinie machen und die anderen zuhilfe rufen. Hier ist das psychologische- oder Erfahrungselement in den Mittelpunkt gestellt. Wie große Vorzüge diese Methode hat, die dem ideal-realistischen Zuge unseres Zeitalters entgegenkommt, das bezeugt die Ausführung. Wir würden vielleicht dieses oder jenes kürzer sagen, anderes genauer ausführen; aber nicht so leicht wird im Ganzen jemand hier Besseres leisten können, als der Verfasser geleistet hat.

Er fußt auf den eindringenden Untersuchungen von James und Starbuck und macht einen weiten Kreis, der wahrscheinlich noch wenig von ihnen gewußt hat, mit denselben vertraut. Aber er hat es vermocht, mit so sicherem Blick die entscheidenden Gedanken zu treffen und zu lichtvoller Darstellung zu bringen, daß der Vortrag in seinem eigenen Glanze strahlt.

Der schwierigste Punkt bei einer Untersuchung auf dem Boden der Psychologie ist stets der Schluß auf die der psychologischen Erfahrung zugrunde liegende Realität und — vor ihm schon — der Nachweis der Gleichartigkeit der Erfahrungen. Ohne die Geschichte und die Spekulation kommt man hier nicht weiter. Aber auch dann — haben Paulus, Augustin, Tauler, Luther und Bunyan, um mit dem Verfasser nur diese zu nennen, wirklich dieselbe Erfahrung gemacht, und darf man hinter diese Erfahrung einfach die

Person Jesu als wirkende Ursache stellen? Viele unserer Zeitgenossen werden geneigt sein, die wirkende Ursache in Ideen zu sehen, die sich an die Person Christi angeschlossen haben, und werden die Gleichartigkeit der Erfahrungen, die sämtlich unter dem Namen „christlich" gehen, bestreiten.

Was das letztere betrifft, so wird man dem Verfasser schließlich doch recht geben müssen; denn an dem festen und weiten Maßstab gemessen, den er hier aufgestellt hat, ist wirklich auf Gleichartigkeit zu erkennen. Unter dem Gesichtspunkt der Selbstentäußerung und des mit ihm gegebenen Aufstiegs haben alle tiefen christlichen Bekehrungen, mögen sie nun eruptiv oder in langsamer Umbildung erfolgt sein, die Hauptsache gemeinsam. Den Nachweis dafür konnte der Verfasser im Einzelnen nicht bringen, denn die Grenzen eines Vortrags verboten ihm das; aber er läßt sich erbringen, wo immer man den Inhalt und die Ergebnisse wirklicher Bekehrungen ins Auge faßt.

Verwickelter und schwieriger ist der andere Punkt: „Psychologisch" läßt sich hier gar nichts ermitteln, ja man wird kaum zu einer Hypothese geführt über die Anerkennung hinaus, daß hier „Etwas" wirksam ist. Die nominelle Beziehung auf eine bestimmte Person will zunächst nichts sagen; denn was wird nicht alles einer Person untergeschoben und welch' ein weites Gefäß ist ein Name, um das Verschiedenste in sich aufzunehmen! Man erinnere sich nur, was katholische Christen nicht alles über ihre Erfahrungen in bezug auf Maria aussagen! Ferner und vor allem aber: ist nicht vielmehr die Idee das Wirksame, die die Person nur als ihren Exponenten heranzieht, während sie im Grunde gar nichts mit ihr zu tun hat?

Dennoch bin ich der Ueberzeugung, daß der Verfasser schließlich auch hier Recht hat, so sehr seine Darlegung, wie er selbst gewiß am wenigsten leugnen wird, an diesem Punkte weiterer Ausführungen bedarf. Alles ist hier abhängig von der Beantwortung der entscheidenden Hauptfrage: sind die großen Ideen, die in der Geschichte wirksam geworden sind und den Aufstieg der Menschheit herbeigeführt haben, als pure Gedanken zu wirksamen Mächten geworden oder als in einem Sein und Handeln verkörperte Tatsachen? Entscheidet man sich mit Recht für Letzteres, so müssen überall hinter den wirksamen Gedanken Personen stehen. Wo in dem Gang geschichtlicher Entwicklung die Person zu fordern ist, das muß Gegenstand einer allgemeinen geschichts-theoretischen Forschung sein, in der wir freilich erst wenige Schritte vorwärts getan

haben. Aber selbst für die Geschichte der Philosophie, um von anderen geschichtlichen Entwicklungen zu schweigen, kommt nicht nur die Philosophie in Betracht, sondern vor allem der Philosoph. Das gilt von Sokrates so gut wie von Spinoza, Kant, Fichte, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche und jedem Anderen.

Liegt nun hinter der Kette der christlichen Erfahrungen unzweifelhaft ein mächtiges persönliches Element, so könnte dieses Element freilich noch ein differenziertes sein, so daß es bei genauerer Betrachtung als Willkür erschiene, überall den Namen „Christus" zu setzen. Allein wie schon die übereinstimmende Behauptung derer, die die Erfahrung gemacht haben, nicht gleichgültig ist, nämlich daß es Christus sei, der sie erweckt hat, so erhebt sich ihre Bedeutung über das Niveau einer bloßen Behauptung, wenn man die Gleichartigkeit des Inhalts und des Erfolges der Bekehrung ins Auge faßt. Man darf nur nicht auf die dogmatischen Formeln schauen — diese sind ja immer nur Hilfslinien und Erklärungsmittel — und muß mindestens zunächst auch noch die Frage fernhalten, ob es sich um Wirkungen der in dem geschriebenen und gepredigten Wort offenbaren Persönlichkeit handelt oder um ein direktes Wirken des lebendigen Christus. Absichtlich hat der Verfasser diese Frage ferngehalten, und das ist ihm hoch anzurechnen. Läßt man sie beiseite, so wird jedes tiefere Eindringen in die Fülle der Tatsachen, um die es sich hier handelt, dem Verfasser recht geben, daß es Christus ist, der durch die Jahrhunderte geht. Der schöne Vortrag kann daher das zuverlässig erbaute Gerüst werden, in dessen weiten Räumen neue Beobachtungen ihre richtige Stelle finden. Innerhalb des großen Prozesses der Herausforderung der Menschheit aus der Selbstsucht zur Liebe und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, ist Jesus Christus nicht nur das Paradigma, sondern auch die lebendige Kraft und deshalb der Vollender.

Adolf Harnack.

Chamberlains und Simmels „Goethe".

Von

Martin Havenstein.

Houstan Stewart Chamberlain „Goethe." — Verlag von F. Bruckmann. A. G. München 1912.

G. Simmel, „Goethe", Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

Die ungeheure Lebendigkeit und Wirksamkeit, die der Goethesche Geist in immer noch steigendem Maße entfaltet, kommt in unserem literarischen Zeitalter am sichtbarsten in der schier unendlichen Fülle von schriftstellerischen Arbeiten zum Ausdruck, die sich mit ihm beschäftigen. Auf der gewaltigen Pyramide, zu der dieser wunderbare Lebensbaumeister mit Bewußtsein sein Dasein aufgetürmt hat, klettern unablässig Tausende herum, die die Welt des Geistes bereisen, um die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und literarisch zu verwerten. Daß unter diesen Forschern und Literaten viele sind, deren Fassungs- und Gestaltungskraft in einem lächerlichen Gegensatze zu der Größe ihres Arbeitsobjektes steht und die man nur mit einem gewissen Unwillen an der mächtigsten und lebensvollsten geistigen Hinterlassenschaft, die wir besitzen, ihre gelehrte Neugierde und Eitelkeit befriedigen sieht, wen wollte das wundernehmen oder gar ernstlich verdrießen, da doch in der Welt des Geistes die Gesetze der Schwerkraft und Massenwirkung nicht gelten und daher ein gutes, gehaltvolles Buch zehntausend schlechte und unbedeutende aufwiegt und vergessen macht! Und zweifellos besitzen wir eine ganze Anzahl trefflicher Schriften über Goethe; Schriften erzählenden, erläuternden und betrachtenden Charakters, die viel dazu beigetragen haben, Goethe dem gebildeten Teil des Volkes vertraut und verständlich zu zu machen und so die Urteilssünden zu sühnen, die nach Viktor Hehns hübschem Kapitel „Goethe und das Publikum" an Goethe so reichlich begangen worden sind. Gleichwohl kann man nicht sagen, daß die vorhandene Goethe-Literatur dem Bedürfnis und Geschmack des anspruchsvolleren Literaturfreundes völlig genügte. Unter den besten Büchern, die wir bisher besaßen, erhob sich doch keines zu der

Höhe, die dem Kenner heute eigentlich erreichbar scheinen mußte. Die „Goethephilologie arbeitet mit emsigstem Fleiß und fördert zahlreiche neue Dokumente ans Licht. Wo bleiben die bauenden Könige, fragte man sich, da doch die Kärrner soviel zu tun haben? Dazu kommt, daß Goethes Dichtungen, entgegen seiner eigenen Erwartung, nach und nach doch recht „populär" geworden sind. Unter den höher Gebildeten, die nicht schreiben, sind heute viele, die Goethe mit tiefer Andacht und Liebe lesen und immer wieder lesen, seine Verse auswendig lernen und mit seinem geistigen Wesen aufs innigste verkehren. So hat sich in aller Stille ein tiefes, wesentlich gefühlsmäßiges Goethe-Verständnis im Volke gebildet, dem die bisherige Goethe-Literatur mit ihrer begrifflichen Darstellung nicht mehr ganz entsprach. Endlich vermißte man in dieser Literatur die rechte Wirkung der Vertiefung, die unsere psychologischen Einsichten, wesentlich durch Nietzsches Einfluß, in letzter Zeit unstreitig gewonnen haben. Jedenfalls fehlte es an einem zusammenfassenden Werke, das den ganzen Goethe so vollständig, lebendig und tief darstellte, wie er dem dunklen Empfinden der besten Goetheleser heute vorschwebt.

Vielleicht ist eine solche Darstellung ein unerfüllbarer Traum.

„Du stehst mit unerforschtem Busen,
Geheimnisvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt" —

Diese herrlichen Worte aus der „Harzreise im Winter", die bekanntlich dem ehrwürdigen, „schneebehangenen Scheitel" des Brockens gelten und die Chamberlain seinem „Goethe" als Motto vorgesetzt hat und in einer schönen Stelle auf Goethe anwendet, sie gelten vielleicht für alle Zeit von Goethe mit mehr Recht als von anderen hohen Geistern. „Geheimnisvoll offenbar" — es ist wirklich etwas in und um Goethe, was ihn so erscheinen läßt, etwas unendlich Reizvolles freilich, das ihn aber doch eben leise verhüllt, wie der leichte Nebelflor eines Sommermorgens, der die einzelnen Gegenstände zwar deutlich erkennen läßt und gar einander näher rückt, der ganzen Landschaft aber einen Schleier des Geheimnisses überwirft. Man braucht nur von ihm weg auf Schiller zu blicken, um sich das völlig bewußt zu machen. Schiller ist ganz gewiß nicht flach, aber seine Tiefe ist für uns doch keineswegs unergründlich. Neben Goethe erscheint seine geistige Gestalt einfach, klar und scharf umrissen. Goethes Wesen aber ist ein Brunnen, bis zu dessen

Grunde unsere Eimer wohl nie ganz hinabreichen werden. Er ist rätselhaft wie die Natur selber, deren Enträtselung und Nachgestaltung er sich vor allem zur Aufgabe gesetzt hatte. Darum ist er wie die Natur vielleicht nur von einer Mehrheit nachzeichnender Geister einigermaßen vollständig und befriedigend zu erfassen, und wir warten umsonst auf das Buch über Goethe.

Vielleicht hat mancher gleich mir neue Hoffnungen gefaßt, als er von Chamberlains und Simmels ungefähr zur selben Zeit erschienenen Goethebüchern erfuhr. Mir erschienen beide Autoren für die Erfassung und Darstellung des Goetheschen Wesens, jeder in seiner Art, besonders befähigt zu sein, und so ging ich mit hohen Erwartungen an die Lektüre. Diese Erwartungen sind von dem einen, dem Simmelschen Buche, nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen worden. Simmels „Goethe" bedeutet einen Höhepunkt in der Goethe-Literatur, wie er nach meiner Ansicht bisher noch niemals erreicht worden ist. Natürlich hat das ausgezeichnete Werk, wie alles Menschenwerk, seine Schranken. Sie liegen in der durch die Anlage des Verfassers bestimmten Darstellungsweise. Dem Gehalte nach aber läßt das vortreffliche Buch kaum einen Wunsch zurück. Hier herrscht — zergliedernd, nachspürend, deutend — die feinste Psychologenkunst, und zugleich ist Goethes unendlich reiches Wesen in einer Ganzheit gesehen, wie es bisher schwerlich schon gesehen worden ist. Doch werden wir uns nach dem bewährten Grundsatze das Beste bis zuletzt lassen und uns vorerst mit Chamberlains Goethe beschäftigen.

Ich gehöre nicht zu den Vielen, die Chamberlains eigenartige Schriftstellerei als unwissenschaftlich von vornherein ablehnen. Sein geistreicher Dilettantismus, der immer die Totalität von Welt und Leben im Auge behält, ist mir — alles in allem — lieber als die Fachgelehrsamkeit, deren geistiger Horizont mit den Grenzen ihres beschränkten Arbeitsgebietes zusammenfällt. Wer ihm gerecht werden will, der muß freilich imstande sein, beim Lesen die Gelehrtenbrille einmal abzunehmen. Wer es tut, der trägt trotz aller Schwächen, die Chamberlains Büchern eigen sind, schließlich doch in reichem Maße das Beste davon, was uns Bücher geben können: Anregung. Ich selbst bekenne, daß ich vor allem die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" mit vielem Gewinn gelesen habe. Am freiesten von Fehlern und gewagten Konstruktionen und insofern am besten erscheint mir das Buch über Kant, das ja auch zu seiner Zeit in diesen Blättern mit Anerkennung besprochen worden ist. Auch Chamber-

lains „Goethe" ist ein Buch, das kein Leser ohne Gewinn aus der Hand legen wird. Die ganze Fülle und Vielspältigkeit des Goetheschen Wesens ist schwerlich schon in einem Buche über Goethe so zu ihrem Rechte gekommen wie hier. Leider aber wird man im Genuß und in der Anerkennung der Vorzüge des Werkes allzu sehr durch die Schwächen gestört, die Chamberlains Schriftstellerei nun einmal anhaften und die sich, wie ich finde, hier besonders empfindlich geltend machen.

Chamberlains ganze Schriftstellerei hat eine stark tendenziöse persönliche Färbung Seine Bücher haben geschichtliche Gegenstände, sind aber in Wahrheit sämtlich Weltanschauungsbücher. An bloßer Historie liegt ihm nichts. Von ihr denkt er, wie manche anderen philosophisch gerichteten Geister, gering. Auf die lebendige Gegenwart einzuwirken und so die Zukunft gestalten zu helfen, das ist die eigentliche Absicht seiner Schriftstellerei. Das ist an sich natürlich durchaus kein Fehler, sondern eher ein Vorzug. Ein Weltanschauungsbuch verliert sicherlich dadurch nicht an Wert, daß ein ganzer Mann dahinter steht und nicht bloß ein Intellekt. Und die Tendenz, die Chamberlain hier mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments verficht, ist auch gewiß nicht zu verwerfen. Sein „Goethe" ist eine tief begründete Mahnung an unsere Zeit, sich nicht länger dem Mephistopheles unter den Weltanschauungen, dem reinen Naturalismus, zu verschreiben und die Würde des Menschenseins der seelenlosen und entseelenden mechanistischen Wissenschaft und ihrer Tochter, der modernen Technik, zu opfern. Wer wollte bestreiten, daß diese Mahnung heute an der Zeit ist und daß sie Chamberlain mit Recht in Goethes allverehrtem Namen an uns richtet? Er kämpft sicherlich gegen dieselben Feinde, gegen die unsere klassischen Dichter, am umfassendsten Goethe, am zielbewußtesten Schiller, gekämpft haben. Sie sahen die Herrschaft der exakten Wissenschaft und der Maschinen-Industrie heraufziehen, und sie bangten um die Zukunft des Menschen. Denn sie erkannten die Gefahr, die ihm selbst von diesen Mächten, seinen eigenen Schöpfungen, drohte, die Gefahr der inneren Zerstückelung, Entgeistigung und Verflachung, der die heutige industrialisierte Menschheit in so hohem Grade erlegen ist, daß Chamberlain nicht mit Unrecht die Behauptung aufstellen kann, Goethe würde „mindestens vier Fünftel von dem, was unsere heutige Großstadtzivilisation ausmacht, als „gemein" von jeder Beachtung ausschließen". (S. 727.) Die Natur, die wir äußerlich bezwungen haben, hat sich dadurch an uns

gerächt, daß sie uns innerlich überwunden hat. Sie hat uns im geistigen und sittlichen Sinne zu Naturalisten gemacht und uns vergessen lassen, daß wir auch innerlich ihr überlegen sind oder sein sollten. Früher stand der Mensch der Natur äußerlich machtlos gegenüber, er wagte sich nicht hinaus auf den Ozean der Naturkräfte, sondern kreuzte höchstens vorsichtig an seinen Rändern dahin; innerlich aber erhob er sich über die Elemente in dem Glauben, in seinem Menschentum etwas zu besitzen, was sie unbedingt überragte und was sie daher nicht anzutasten vermöchten. Heute schreckt uns jener Ozean nicht mehr. Er liegt bezwungen zu unseren Füßen, aber geistig versinken und ertrinken wir in seinen öden Wassern. In dem heute weite Kreise beherrschenden Weltbilde hat die unterjochte Natur den Menschen aus seiner überragenden Stellung verdrängt. Er hat seine Würde verloren und ist zum unendlich Kleinen und Nichtigen, zum Atom, zusammengeschrumpft, das so viel oder so wenig Bedeutung hat in dem unendlichen, sinnlosen Wechselspiel der Kräfte wie irgend ein anderes Atom. Und diese metaphysische Entthronung des Menschen zeigt sich auf sittlichem Gebiet in dem platten Utilitarismus, dem die atomisierte Gesellschaft mehr und mehr verfallen ist, in dem rohen Konkurrenzkampf, der besinnungslosen Jagd nach Erwerb und Genuß, dem Hingegebensein an das Augenblickliche und Greifbare. Wenn Chamberlain demgegenüber unter Berufung auf Goethe nicht müde wird zu erklären, daß es auf den Menschen ankomme, auf den Menschen, sofern er als geistiges Wesen die Natur überragt, daß der Mensch der Maßstab sein und bleiben müsse in allen Angelegenheiten der Kultur und daß all unser Tun und Mühen, auch die Wissenschaft, letztlich das Ziel habe, den Menschen als Persönlichkeit zu bilden und zu erhöhen, — wenn er diese Gedanken verkündigt, welcher Nicht-Naturalist sollte ihm nicht zustimmen und es ihm zugute halten, wenn er sich dabei manchmal von seinem Eifer über Gebühr zum Zorn hinreißen läßt? Allein Chamberlains Zorn gehört leider doch nicht immer in die Kategorie des „heiligen" Zornes. Es ist nicht immer nur die Sache, was ihn in Eifer bringt, sondern es machen sich auch persönliche Gereiztheiten geltend, die unerquicklich für den Leser sind und der Sache keinenfalls dienen. Chamberlain zeigt eine allzu unbeherrschte Subjektivität. Er befindet sich scheinbar in einem gewissen chronischen Reizzustande, der ihn fast immer grob und ausfallend werden läßt, wenn er eine Gegenmeinung bekämpft. Wir sehr eine solche innere Verfassung das Werk des

Denkers entstellen kann, das hat uns am deutlichsten das Beispiel Nietzsches gezeigt: der Zorn über die unverdiente Nichtbeachtung, die er erfuhr, hat zuletzt seine ganze Gedankenwelt mehr und mehr verzerrt und verfälscht, er hat ihr etwas Herausforderndes, Gewaltsames, Uebertriebenes gegeben, was sie sonst sicherlich nicht gehabt hätte. So arg ist es nun freilich mit Chamberlains Verbitterung nicht. Er hat ja auch nicht entfernt das zu leiden, was Nietzsche litt, der kaum einen einzigen Menschen hatte, der ihn nach Gebühr würdigte. Chamberlains Verstimmung richtet sich nicht so sehr gegen das Publikum überhaupt, als gegen bestimmte Kreise desselben. Er hat einen Haß auf die Juden und auf die Gelehrten. So verständlich dies in psychologischer Beziehung sein mag — die Gelehrten haben Chamberlain vielfach mit einer hochmütigen Geringschätzung behandelt, die ihn verletzen mußte, und der Antisemitismus, nun, verständlich ist er für einen Deutschen wohl schließlich immer — seine Schriftstellerei hat jedenfalls stark darunter gelitten. Der Haß ist ein schlechter Lehrmeister. Er trübt den Spiegel der Seele und entstellt so das Bild der Wirklichkeit ganz unvermeidlich. Sobald Chamberlain in den Dunstkreis eines Juden oder eines Gelehrten eintritt, verliert er die innere Ruhe und mit ihr die Urteilskraft. Und er vermeidet leider die Nähe der Verhaßten nicht, sondern er sucht sie geflissentlich auf, und dann geht es niemals ohne grobe Beschimpfungen ab. Wo ein anderer sagen würde: „Diese Ansicht teile ich nicht," sagt Chamberlain: „Diese Ansicht ist ein Beweis der unglaublichen Beschränktheit unserer dickschädeligen Literaturprofessoren." Wie sehr er sich in seiner blinden Wut bisweilen vergreift, zeigt z. B. eine Anmerkung zu S. 107, die folgendermaßen beginnt: „Fast noch widerwärtiger als das rohe Mißverstehen der Menge ist der Abgrund hohler Gedankenlosigkeit, der uns aus den Büchern der sogenannten Gelehrten anstarrt." Diese Liebenswürdigkeit zielt auf Erich Schmidt, weil er in der Kottaschen Jubiläumsausgabe „das Ewig-Weibliche" mit den Worten erläutert hat: „Das Absolut- oder Ideal-Weibliche, die reinste, geistigste Liebe." Und dabei besagen diese für Jedermann (außer Chamberlain) leicht verständlichen Worte im Grunde genau dasselbe, was er selbst als den Sinn des von ihm mit großem E geschriebenen „Ewig-weiblichen" verkündet: „Mit diesem Worte, das Ewig-weibliche, beschreibt Goethe das Heiligste, was er im eigenen Herzen trug und von dort aus sonnengleich über das Erschaffene zurückstrahlte, nämlich „das erhabene Weltprinzip der Liebe, alles Vergänglichen, alles dessen

also, woran man im gewöhnlichen Leben denkt, wenn man „weiblich“ sagt, entkleidet, und nun — die Krone aller Weisheit — in seinem wahren Urwesen als ein Ewiges, der Idee Verwandtes erkannt.“ Was ist denn das nur so sehr anderes, als was Erich Schmidt in Kürze sagt? Sollte Chamberlain wirklich nicht wissen, daß „absolut“ abgelöst heißt, nämlich abgelöst von der einzelnen, vergänglichen Erscheinung? Daß es im Unterschiede von der sinnlichen eine geistige Liebe gibt und daß man Grade der Reinheit und Geistigkeit dieser Liebe zu unterscheiden sehr wohl berechtigt ist? Und wenn ihm wirklich diese Worte unverständlich erschienen, warum las er nicht die nächsten paar Reihen, vor allem die Worte: „Er (Goethe) bekennt wiederholt, daß er das Ideelle in weiblicher Form erfasse,“ um daraus mit aller Deutlichkeit zu ersehen, daß E. Schmidt ganz ebenso gut unterrichtet war und Goethe genau so gut verstand wie er selber? Aber freilich, über die Worte eines „sogenannten Gelehrten“ ernstlich nachzudenken, das hält Herr Chamberlain der Mühe nicht für wert.

Zu ähnlichen Ungerechtigkeiten treibt Chamberlain der Antisemitismus, der ihn so beherrscht, daß er außerstande ist, auch nur das geringste Gute am Judentum überhaupt oder an einzelnen hervorragenden Juden anzuerkennen. Ein Jude, wie z. B. Spinoza, mag die höchste Reinheit des Charakters und die größte Kühnheit und Konsequenz des Denkens zeigen, — in Chamberlains Augen ist er platt und gemein. Die Nichtswürdigkeit des Judentums ist für ihn etwas schlechthin Indiskutables, ein Dogma oder besser eine fixe Idee. Wer von diesem Wahn frei ist, dem muß Chamberlains antisemitischer Scharfsinn bisweilen geradezu lächerlich erscheinen. Auch hierfür ein Beispiel. Chamberlain hat Heinrich Meyer, sein Wesen und seine Beziehungen zu Goethe, ausführlich dargestellt und gewürdigt, da, wie er behauptet, die Goethebiographen dem trefflichen Manne zu wenig Beachtung geschenkt haben. Am Schlusse dieses Abschnitts erzählt er, daß nach einem Briefe Goethes an Schiller Meyer in „unendliches Unglück“ geraten sei, als am Horizonte Weimars zuerst „jene unselige italienisch-kleinasiatische Mischlingsfamilie der Brentanos“ auftauchte. Und aus diesem kleinen Zuge leitet er nun die — von ihm natürlich übertriebene — Versäumnis der Literaturforscher ab. „Wir begreifen jetzt,“ sagt er, „warum unsere Goethegelehrten so wenig mit der Gestalt des stillen Freundes anzufangen wissen; sind sie doch fast alle aus dem chaotischen Geschlecht, über welches der Reine in Entsetzen geriet, und

wenn nicht, so stehen sie — wie unsere ganze Gegenwart — unter seinem Einfluß." Gegen solche Insinuationen etwas zu sagen, halte ich für überflüssig.

Chamberlains unbeherrschte Subjektivität zeigt sich auch darin, daß er seinen Helden zu sehr mit seinen eigenen Lieblingsfarben malt. Sein Goethe ist bis zu einem gewissen Grade alles, was Chamberlain selbst ist: Antisemit, Wagnerianer*), Kantianer und Christ. Alles natürlich mit einem gewissen Recht, aber doch auch wieder mit Unrecht. Trotz alles beigebrachten Materials überschreitet Chamberlain, wie ich finde, doch jedesmal die Grenze, die zwischen der unvermeidlichen und der unstatthaften Subjektivität des Historikers liegt. Er ist zu sehr beherrscht von bestimmten Tendenzen, für die er nun Goethe in Anspruch zu nehmen instinktmäßig bemüht ist, so daß wir allzu sehr das Gefühl haben, es mit einem Chamberlainschen Goethe zu tun zu haben. Ein solches Verfahren verübeln wir dem Historiker nur dann nicht, wenn seine Persönlichkeit uns mehr interessiert, als der dargestellte Gegenstand. Aber davon kann doch in diesem Falle nicht die Rede sein.

Der zweite große Mangel, den Chamberlains Buch hat, ist die unzulängliche psychologische Schulung des Autors. Chamberlain ist außerordentlich belesen und unterrichtet, er besitzt eine sehr vielseitige, eine nahezu universale Bildung. Aber an der modernen Psychologie scheint er vorübergegangen zu sein, wie er an Nietzsche, ihrem genialsten Vertreter, vorübergegangen ist, weil er als fanatischer Wagnerianer ihm die Abwendung von Wagner nicht verzeihen konnte. Diese Versäumnis hat sich gerächt. Chamberlain erreicht die Tiefe und Klarheit der Simmelschen Betrachtungsweise schon deshalb nirgends, weil ihm die dazu nötigen psychologischen Kategorien fehlen. Er macht Einteilungen und Konstruktionen psychologischer Art, die auffallend tief unter dem Niveau bleiben, auf dem das Werk als Ganzes doch immerhin steht.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen kritischen Bemerkungen Chamberlains Buch aus der Nähe!

Es ist in sechs Kapitel eingeteilt, die folgende Ueberschriften tragen: Das Leben — Die Persönlichkeit — Der praktisch Tätige — Der Naturforscher — Der Dichter — Der Weise.

---

*) Chamberlain zeigt (S 546 fg.), daß Goethe als Theaterdirektor bei seinen Bemühungen um die Hebung der Oper Gedanken geäußert hat, die den von R. Wagner verkündigten und in seinen Musikdramen verwirklichten Ideen in der Tat überraschend nahe kommen.

Die Einleitung zum Ganzen enthält ausgezeichnete Gedanken. Hier wird die Einzigartigkeit Goethes, die ihm Vorbildlichkeit und „eine Kulturgewalt ohne allen Vergleich“ gibt, mit Recht darin gesehen, daß ihm die Entfaltung seiner Persönlichkeit nach allen Richtungen hin weit über jede Sorge um seine Werke ging, daß er daher keinerlei Gewaltsamkeit gegen sich beging, sondern sich selbst in der ganzen Breite seines Wesens entwickelte. An Grandiosität einzelner Züge und Leistungen wird er daher von vielen übertroffen. „Gerade darin aber, daß Goethe nicht wie ein Meteor am Himmel glänzt oder uns staunende Verehrung despotisch aufnötigt, besteht das Unvergleichliche: mit schlichter Gewalt der zielbewußten Willenskraft überwindet er die innere Tragik, weist gleichsam die Größe von sich und setzt es resolut durch, ein Mensch unter Menschen zu sein.“ „In ihm erklimmt die uns allen gemeinsame Natur vollbedächtig eine höhere Stufe und legt dort dauernde Grundlagen; hier können und sollen wir alle bauen, auf daß wir höher zu stehen kommen.“ Darin liegt Goethes unermeßliche Bedeutung für die Allgemeinheit. Eben darauf beruht es aber auch, daß Goethe schwerer verständlich und weniger zugänglich ist als andere Geistesgrößen. Er wirkt wie ein Naturphänomen, an dem man eher achtlos vorübergeht, als an Menschenwerken. Daher bedarf, wer Goethe erfassen will, weniger des „parteiischen Enthusiasmus“, den er selbst dem Biographen empfiehlt, als unparteiischer Besonnenheit.

Das Kapitel über Goethes Leben soll die folgende Darstellung seines inneren Seins, auf die es in dem Buche abgesehen ist, biographisch fundamentieren, steht aber, um ein Lieblingswort Chamberlains zu gebrauchen, nicht in dem rechten „organischen“ Zusammenhange mit dem Ganzen. Wozu werden die Perioden in Goethes Leben gegen einander abgegrenzt, wenn doch in den folgenden Partien darauf nicht zurückgegriffen und auch hier eine Entwickelung Goethes eigentlich nicht gezeichnet wird? Man hat den Eindruck, daß Chamberlain diese „Umrißlinien“ im Grunde nur gezogen hat, um allerlei vorzubringen, was er über gewisse Punkte in Goethes Leben zu sagen hatte. Darunter ist manches Gute, wenn auch nicht alles so neu ist, wie Chamberlain glaubt. So z. B., daß Goethe keine „Frohnatur“ gewesen sei. Wer hat denn je dies Wort so aufgefaßt, als wenn Goethe die unverwüstliche Heiterkeit der Frau Aja besessen hätte? Und sollte sich mit dem Goethe eigenen Ernste der Begriff „Frohnatur“ nicht schließlich ebenso gut vertragen, wie sich nach Chamberlains eigener schöner Ausführung (S. 172 fg.) der

Goethesche Begriff der Heiterkeit damit verträgt? Goethe war weder ein Düsterling noch ein Heiterling. Die entgegengesetzten seelischen Erbschaften, die er von Vater und Mutter erhalten hatte, schränkten sich in ihm einander ein und ergaben zusammen jenen „heiteren Ernst", von dem er so oft redet. Und eben dies, scheint mir, wollen oder können die bekannten Scherzverse aus den Zahmen Xenien besagen.

Auch daß Goethe kein Herkules war, sondern einen ziemlich anfälligen Körper besaß, ist nichts Neues. Die „stereotype biographische Konvention", die uns „eine Art herkulischen Götterjüngling" hingezaubert haben soll, existiert, so viel ich sehe, nur in Chamberlains Phantasie. Man weiß doch, daß eine Geistigkeit wie die Goethes im Leibe eines Athleten nicht Wohnung nimmt. Freilich „fast krankhaft reizbare Nerven" würde ich Goethe nicht zuschreiben. Er war oft krank, aber krankhaft war er eben durchaus nicht. Es handelte sich bei seinen Krankheiten immer nur um vorübergehende Störungen, um etwas Aeußerliches gleichsam und Peripherisches. Im Kerne war er gesund, körperlich wie geistig. Und dies ist keineswegs gleichgültig. Die körperliche Gesundheit der Anlage nach ist ein wesentliches Stück jener Normalität, die Goethe eigen ist und ihn vor anderen Genies auszeichnet. Genialität ist ja gewöhnlich eine Gabe, die der Empfänger teuer bezahlen muß. Fast alle genial begabten Menschen sind problematische Naturen, haben ihren „Pfahl im Fleisch", so daß man beinahe auf den Gedanken kommen könnte, Geist sei im Grunde eine Krankheit. Auch Goethe kannte diese Gefahren, die von Natur der Genialität drohen. Sein Werther und Tasso sind des Zeuge. Aber daß der, der einen Werther und Tasso schuf, im tiefsten Kerne ganz und gar kein Werther und Tasso war, sondern ein Mensch von durchaus normaler Gesundheit Leibes und der Seele, das gehört zu den Wundern der Goetheschen Persönlichkeit, die uns im Innersten erquicken und die ins Licht zu stellen man daher nie unterlassen sollte.

Sehr bedenkenswert erscheint mir, was Chamberlain über Charlotte von Steins Bedeutung für Goethe zu sagen weiß. Er öffnet uns das Auge für die Schwierigkeiten, die Goethe, der bürgerliche Fremde, als Günstling des Herzogs zu überwinden hatte, um in der beschränkten, adelsstolzen Hofgesellschaft in Weimar auf die Dauer „möglich" zu sein. Neben der kräftigen Hand des Fürsten, die ihn hielt, bedurfte es da der zarten Hände einer aristokratischen, in ihrem Kreise hochangesehenen Frau, um, wo es nötig war, Fäden

zu knüpfen oder Knoten aufzulösen. Und diesen Dienst hat Goethe Frau von Stein geleistet. Sie hat nicht nur Goethe zur „Vornehmigkeit" erzogen, ihn den rechten Schritt auf dem Parkett der Weimarer Säle und Salons gelehrt, sie hat auch, eine „Verbündete des Herzogs", das Ihre getan, um den Haß der Weimarer Hofgesellschaft gegen den Eindringling zu überwinden und so Goethes Stellung mehr und mehr zu sichern. Auf dieser Grundlage ist die Liebe zu Frau von Stein gewachsen, die daher „eher einem künstlich zu üppiger Blüte getriebenen Gartengewächs als einer erdgeborenen Naturpflanze zu vergleichen ist." Daß ihn die geliebte Frau keineswegs wahrhaft verstanden hat, wie er selbst glaubte, daß sie vielmehr im Grunde geistig beschränkt und „herzensdürr" war, hält Chamberlain für ausgemacht, wie es schon E. Engel getan hat. Und in der Tat, die vorhandenen Zeugnisse, vor allem ihre eigenen Briefe, sprechen hier sehr deutlich, und Goethes hohe Meinung von der Geliebten ist kein überzeugender Gegenbeweis. Wie oft kommt es vor, daß edle, geistig bedeutende Männer in der idealisierenden Kraft der Liebe ein ganz dürftiges Geschöpf, wenn es sich ihnen nur einigermaßen anschmiegt, in eine Madonna umdichten und ihres Wahnes Jahre lang nicht gewahr werden! Goethe mangelte es zu einer solchen Idealisierung gewiß nicht an Phantasie. Die Frau von Stein, die in seinen Briefen und Gedichten lebt und von da in das allgemeine Bewußtsein der Gebildeten übergegangen ist, sie entstammt seinem Geist und Herzen, sie ist eine seiner herrlichsten Dichtungen.

Bezeichnend für Chamberlain ist, was er über Goethes italienische Reise vorbringt. Was darüber „im Umlauf" sei, erklärt er im anmaßlichsten Tone für Phrasen, um dann zu verkünden, Goethe habe in Italien sich selber gefunden, den Verfasser des Meister, der Farbenlehre, des zweiten Faust usw. Wenn aber irgend etwas über diesen Punkt Gesagtes phrasenhaft und nichtssagend ist, so ist es dies. Welche Einsichten sich dem tieferen Blicke hier erschließen, das zeigt uns Simmel (S. 103 fg. und 235 fg.), hinter dem Chamberlain hier wie überall weit zurückbleibt.

In dem Abschnitte „Beziehungen zu Schiller" bemängelt Chamberlain die gewöhnliche Darstellung, als ob anfangs „nur Goethe sich gegen Schiller verschlossen gehalten hätte". In Wahrheit habe sich Schiller mehr zurückgehalten als Goethe, da es sich bei ihm nicht wie bei Goethe nur um „eine gewisse intellektuelle Abneigung" handelte, sondern um eine Verkennung von Goethes

Charakter. — Nun, man kennt die bösen Urteile Schillers über Goethe. Allein es ist ein Unrecht gegen Schiller, sie so ernst zu nehmen, wie Chamberlain es tut. Für den tiefer Blickenden sind sie nichts als Reaktionen auf Goethes kränkende Zurückhaltung. Sie haben keinen sachlichen Wert, sondern beweisen nur, daß Schiller gegen Goethe damals sehr gereizt war. Und dies ist sehr verständlich. Schiller war der Werbende, ihm lag unendlich viel daran, Goethe nahe zu kommen, nicht bloß weil Goethe der Mächtige war, sondern vor allem, weil er Goethes Ueberlegenheit im Stillen stets anerkannte, sich ihm aber verwandt und aufs stärkste zu ihm hingezogen fühlte. Goethe aber hatte eine falsche Vorstellung von Schiller und verhielt sich kühl ablehnend. Daß nun Schiller viel zu stolz war, um sich aufzudrängen, daß er sich vielmehr jetzt seinerseits zurückhielt und in seinen Briefen an Körner für die erfahrene innere Demütigung durch ein paar bittere Bemerkungen im Stillen Rache nahm, wer wollte es ihm ernstlich verübeln und ihm schuld daran geben, daß es sechs Jahre gedauert hat, bis der herrliche, unvergleichliche Geistesbund zustande kam?

Sehr gut ist die Bemerkung Chamberlains, daß Goethe in der ganzen Zeit seines Verkehrs mit Schiller von jedem „poetischen Liebesleiden" frei geblieben ist, während es bald nach dem Tode des Freundes wieder erklang:

„Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfaß' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?"

Wir haben darin einen schlagenden Beweis, dessen es freilich für den Einsichtigen kaum bedarf, daß Goethes Liebesleidenschaften durchaus auf dem Boden geistig-seelischer Bedürfnisse erwachsen sind.

Daß das Verhältnis zu Christiane ganz anderer Natur war, wird von Chamberlain mit Recht kräftig betont. „Bettschatz" — „ein gewisses, kleines Erotikon" — „wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne?" — das ist in der Tat nicht die Sprache, in der Goethe von wirklicher Liebe redet.

Das zweite Kapitel des Buches, „die Persönlichkeit" betitelt, zeigt bei aller Vortrefflichkeit einzelner Ausführungen, daß es Chamberlain doch nicht gelungen ist, seines großen Gegenstandes wahrhaft Herr zu werden. Man ersieht das schon aus der Disposition. „Der Mittelpunkt — die Liebe — die Freundschaft — die Barmherzigkeit — Wechselwirkung zwischen Goethe und seiner

Umgebung — der Charakter — der Verstand — die Gestalt — der Mittelpunkt", das sind die Teile dieses Abschnitts. Bedarf es eines Hinweises darauf, wie willkürlich und zufällig, wie gänzlich unsystematisch diese Zusammenstellung ist? Chamberlain hat eben keine wirklich deutliche innere Anschauung von Goethes Wesen. Weit entfernt, Goethes Persönlichkeit, wie er meint, von innen nach außen gehend „organisch" nachzugestalten und in ihrer ganzen Geschlossenheit und Daseinsfülle vor uns lebendig werden zu lassen, gibt er uns eine Menge von zum Teil ja recht guten Einzelbetrachtungen über Goethes Wesen, die aber keineswegs ein deutliches Gesamtbild ergeben. Und zwar macht seine Darstellung den Eindruck, als habe er dies Buch zu früh geschrieben, ehe noch seine Gedanken ganz ausgereift waren. Sie haben etwas Unfertiges, Nicht-zu-Ende-Gekommenes. Es sind treffliche Ansätze da, aber es fehlt die letzte Energie des Denkens, die dem Mancherlei Einheit gibt und volle Klarheit schafft. In vielen Punkten erscheint Chamberlains „Goethe" geradezu wie eine Vorstufe des Simmelschen: was Chamberlain vorschwebte, wonach er tastend suchte, das stellt Simmel in schöner, befreiender Klarheit vor uns hin.

Es ist unstreitig ein Verdienst Chamberlains, daß er mit einer Entschiedenheit wie noch niemand der Meinung entgegentritt, Goethe sei ein Mensch gewesen, wie etwa Mozart oder Raffael. Wir erfassen den Dichter des Werther, Tasso und Faust nicht in der Tiefe, wenn wir die inneren Spannungen und Kämpfe, die er zu überwinden hatte und überwand, übersehen oder nicht genügend beachten. Es gehört zu der oben berührten Allgemeinmenschlichkeit, die ihn auszeichnet, daß er die Gegensätzlichkeiten, die alles Menschenwesen durchziehen, in sich selbst in voller Stärke durchlebt hat. Aber daß „eine zwiespältige Anlage den **Mittelpunkt** der intellektuellen und moralischen Persönlichkeit Goethes gebildet habe und daß man daher von einem „harmonischen" Goethe nicht reden dürfe, das ist eine Uebertreibung des Dualisten und Kantianers Chamberlain, gegen die wir protestieren müssen. Er raubt damit Goethe wieder gerade das, was ihn im tiefsten Grunde bezeichnet und auszeichnet. Es ist klar, je weniger Triebe und Anlagen eine Psyche in sich birgt, um so leichter ist es ihr, unter ihnen Ordnung zu halten. Die kompliziertesten Naturen sind inneren Störungen am stärksten ausgesetzt. Es gibt demgemäß eine Einheitlichkeit und Harmonie des Wesens, die gleichsam diesseits, und eine solche, die jenseits der inneren Gegensätzlichkeiten steht. Goethes Psyche barg nun eine

schier erstaunliche Fülle von Trieben, Neigungen und Anlagen, die mit einander in die stärksten Spannungen geraten mußten, und doch steht sein Wesen vor uns in einer seltenen Einheitlichkeit, und zwar in einer solchen, wie sie der natürliche Organismus der Lebewesen zeigt, da Zwang und Gewaltsamkeit in ihr kaum zu spüren sind, sondern alles wie von selbst geworden erscheint. Ist es nicht aber dieses „Und doch", diese Einheitlichkeit über der ganzen inneren Vielspältigkeit und Gegensätzlichkeit, was für unser Empfinden Goethe erst eigentlich zu Goethe macht?

Bei der näheren Bestimmung der Goethe eigenen Zwiespältigkeit gerät Chamberlain aus Mangel an psychologischer Schulung in wunderliche Unklarheiten und Künsteleien. Diese Zwiespältigkeit soll wesentlich darin liegen, daß Goethe ebenso sehr Anschauer wie Denker war und daß bei ihm beide Anlagen nicht durch ein Mittleres miteinander verknüpft sind. Man fragt sich vergebens, was dies im Munde eines Kantianers bedeuten solle, der doch weiß, daß das Denken und die sinnliche Anschauung unzerreißbar verwoben und daher Anschauungen ohne Begriffe „blind", Begriffe ohne Anschauungen „leer" sind. Später erfährt man an mehreren Stellen (z. B. S. 598) genauer, was hier gemeint ist, womit die Sache freilich nicht besser wird. Goethe ist nach Chamberlain groß in einer Anschauung, die möglichst ohne formende Verstandestätigkeit zustande kommt, also möglichst reine sinnliche Rezeptivität ist, zugleich aber in der Bildung von Ideen, während das dazwischen liegende Gebiet des Begrifflichen und eigentlich Verstandesmäßigen seine Domäne nicht war. Kurz gesagt, Goethe hatte nach der Kantischen Dreiteilung eine hervorragende Sinnlichkeit und Vernunft, aber mit seinem Verstande war es nicht weit her. Was soll man zu so kindlichen Versuchen, Goethes Intellekt zu charakterisieren, sagen? Daß er völlig unzureichend ist, zeigt sich schon in den Widersprüchen, in die sich Chamberlain dabei verwickelt. Denn einerseits zitiert er wiederholt Aussprüche Goethes wie die folgenden: „Die Beobachtung des einzelnen war niemals meine Stärke" und „zum Detail bin ich nicht geboren", und andererseits erklärt er immer wieder, daß Goethe unablässig seine Anschauungen zu Gedanken gewandelt und bei jedem Blick in die Welt theoretisiert habe. Die behauptete Prävalenz der rein sinnlichen Anschauung bei Goethe erscheint danach ebenso fragwürdig wie das angebliche Zurücktreten der Verstandestätigkeit.

Uebrigens gibt Chamberlain bei diesen Ausführungen ein bezeichnendes Beispiel seiner grenzenlosen Willkür in der Auslegung

ihm unbequemer Aussprüche. Es handelt sich um Schillers berühmten Brief an Goethe, in dem er „die Summe seiner Existenz zieht". Darin nennt er bekanntlich Goethe einen „griechischen Geist", der in eine „nordische Schöpfung" geworfen sei. Diese Wendungen sind nach Chamberlain allegorisch zu verstehen. Der griechische Geist soll die unmittelbare Anschauung bedeuten, die nordische Schöpfung die „vollendet besonnene Denkgewalt" Goethes Und warum in aller Welt? fragt man sich. Antwort: weil Chamberlain selbst griechische und germanische Kunst für grundverschieden und also Goethe keineswegs für einen „griechischen Geist" hält.

Das Richtige in diesem ganzen Zusammenhange ist der Gedanke, daß Goethe als Philosoph keineswegs niedriger einzuschätzen sei als Schiller. Wenn Chamberlain nur den schönen klaren Satz, in dem W. von Humboldt dies ausspricht, nicht mit einem Schwall höchst nebuloser Worte überschwemmt hätte! Humboldt schreibt: „Es hat mir in jener glücklichen Zeit, wo ich mit Ihnen und Schiller zusammen lebte, immer geschienen, daß Sie um kein Haar weniger eine philosophierende und grübelnde Natur waren als er. Nur war er zugleich mehr eine dialektische Natur, da es gerade in der Ihrigen liegt, nichts durch die Dialektik für abgemacht zu halten. Wenn also sich in ihm Meinung, Maxime, Grundsatz, Theorie überhaupt schnell gestaltete und in Worte überging, auch wieder in anderer Zeit umgestaltete, so fanden Sie bei dem gleichen Bestreben sich mehr gehemmt, weil Sie allerdings etwas anderes und schwerer zu Erreichendes, ja, eigentlich wohl nicht anders als in ewiger Annäherung zu Erreichendes forderten." Wie einfach und klar ist hiermit der Unterschied zwischen dem Denken Goethes und Schillers angegeben! Schiller ist dialektisch veranlagt, er ist schnell bei der Hand mit bestimmten Begriffen und Theoremen und beruhigt sich auch dabei, bis er wieder neue Theorien bildet, während Goethe die Unmöglichkeit, den Proteus Natur wirklich zu fassen, stets empfindet und daher in allen Theorien nur etwas Vorläufiges, Fragwürdiges, letztlich Ungenügendes sieht. Goethe hat einen ungleich stärkeren Wirklichkeitssinn als der idealistische Schiller, er steht der Natur näher, ist ihr mit liebender Empfänglichkeit hingegeben und mit ganzer Seele darauf bedacht, sie, sie selbst und keinen begrifflichen Wechselbalg, zu fassen. Daher fürchtet er die Gefahr einer Verfälschung der Wirklichkeit, die allem Theoretisieren droht. Die ganze Welt unserer Begriffe und Theorien ist ja einem Riesennetzwerk vergleichbar, das wir der Wirklichkeit überwerfen, um sie darin zu

fassen und zu fangen. Immer feiner und enger weben und knüpfen wir die Maschen, damit uns die Dinge, die ewig fließenden, nicht entschlüpfen, und der Gewinn ist ungeheuer, — unsere tatsächliche, erstaunliche Beherrschung der Natur beweist es. Allein daß es dabei nicht leicht ohne Gewalttätigkeit abgeht, das ist einem tiefer blickenden, einem Goetheschen Auge offenbar. Die Wirklichkeit, die wir denkend bearbeiten, ist ein ungeheurer Zusammenhang durcheinander flutender Kräfte. Es gibt in ihr im Grunde nichts Isoliertes und nichts Festes, sondern alles hängt mit allem zusammen und wandelt sich unablässig. In unserem Denken nun, zumal im wissenschaftlichen Denken verüben wir eine doppelte Gewalttat an der Realität: wir reißen die Gegenstände aus dem Zusammenhange heraus, dem sie angehören und in dem sie allein wirklich sind, wir isolieren sie künstlich, und wir lassen sie erstarren zu Begriffen und geben ihnen so eine Konstanz, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Unser Denken ist unvermeidlich mehr oder weniger ein Zurechtlegen der Wirklichkeit zum Zweck ihrer Beherrschung. Dies empfand Goethe stärker als irgendeiner, weil er deutlicher als irgendeiner die Welt als einen lebendigen Zusammenhang, das Sein als ein Werden, das Ruhende als ein Bewegtes erkannte. Daher fand er sich „bei dem gleichen Bestreben" wie Schiller „mehr gehemmt", daher war das, was er zu erreichen trachtete, ein „schwerer zu Erreichendes, ja, eigentlich wohl nicht anders als in ewiger Annäherung zu Erreichendes." Denn unser Erkennen ist nun einmal begrifflich, ein Isolieren und Abstrahieren, ein Zertrennen des Zusammengehörigen und ein Versteinern des Fließenden. Wer auf diese Tätigkeiten verzichten wollte, würde auf das Erkennen überhaupt verzichten. Aber es ist ein Unterschied, ob man im Erkennen gewalttätiger Natur ist oder Gewalttaten abgeneigt, ob man sich leicht bei gewissen Begriffsbildungen beruhigt oder sich ihrer Unzureichendheit bewußt bleibt, ob man mehr darauf aus ist, die Wirklichkeit zu erfassen oder die Wirklichkeit zu erfassen. Schiller gehörte auf jene Seite, Goethe auf diese. Daher steht sein Denken an systematischer Klarheit und Faßlichkeit weit hinter dem Schillerschen zurück. Es ist schwer verständlich und erscheint vielfach verworren und widerspruchsvoll. Dafür aber ist es ein weit getreuerer Spiegel der Wirklichkeit als Schillers großartige begriffliche Vereinfachungen der inneren Welt.

Es ist möglich, daß Chamberlain eben dies sagen wollte. Er sagt dergleichen an einigen Stellen. Leider aber sagt er auch vieles

andere, Widersprechende und Falsche, so daß es bei ihm zu keiner Klarheit über diese Dinge kommt. Vor allem ist er auf einem falschen Wege, wenn er den Anteil bestimmen will, den die einzelnen Geisteskräfte Goethes an der Bildung seiner Weltanschauung gehabt haben. Hier verwickelt er sich unausbleiblich in Widersprüche. Denn was Goethes Intellekt auszeichnet, ist eben die Ganzheit und Unzerspaltenheit, mit der er auf die Einwirkungen der Welt zurückwirkt. Doch darüber später noch ein Wort.

Aus der angeblich Goethes innerstes Wesen ausmachenden Gegensätzlichkeit zwischen der Anschauung und den höheren Geisteskräften — bald wird vom Denken schlechthin gesprochen, bald von der Phantasie, bald von der ideenbildenden Vernunft — leitet Chamberlain auch die eigentümliche Fatalität in Goethes Liebesleben ab. Er konnte in der Liebe nicht treu sein, weil er sich selbst und alles um ihn her unablässig in „Gedankengestalt“ — so übersetzt Chamberlain „Idee“ —, in eine „Wirklichkeit höherer Ordnung“ verwandelte. So richtig dies ist — Goethe hat sich selbst und sein Erleben in einem Maße „objektiviert“ wie vielleicht kein anderer Mensch —, so liegt darin doch nicht die Erklärung seiner Treulosigkeit. Man denke z. B. an Theodor Storm. Fast alles, was er gedichtet hat, ist eine Objektivierung seiner eigenen Erlebnisse, und doch war er der Treueste der Treuen. Soweit aber Goethes Unbeständigkeit in der Liebe wirklich auf seiner Umwandlung der Wirklichkeit in „Geist“ beruht, ist sie durchaus nichts Einzigartiges, sondern etwas sehr Gewöhnliches. Denn in irgendeinem Grade werden Phantasie und Reflexion immer dem Eindruck der Wirklichkeit gefährlich, da diese leicht hinter den Erzeugnissen des Geistes zurückbleibt. Chamberlain ist verkehrterweise und im Widerspruch mit seiner Einsicht in Goethes Reinmenschlichkeit das ganze Buch hindurch bemüht, Goethe als einzigartig und unvergleichbar hinzustellen. Dabei erdichtet er wiederholt Schwierigkeiten, die gar nicht vorhanden sind, und vermeidet das Einfache und Natürliche zu sagen, aus keinem anderen Grunde, als weil es schon oft gesagt worden ist. Dies Einfache und Natürliche ist hier die alte Erkenntnis, daß Goethe den Frauen untreu war, weil er sich selber, seinem Genius, treu blieb, nicht aus Berechnung, sondern geleitet von jenem Instinkt, der ihn sein Leben lang vor falschen Schritten bewahrt hat. Menschen, die eine so gewaltige Entwickelung durchmachen wie Goethe, die so schnell leben und doch so intensiv wie er, leben notwendig an vielen vorbei, mit denen sie das Schicksal

auf immer verbinden zu wollen schien. Zumal bei künstlerisch begabten Naturen ist das so, weil bei ihnen die Herzenserlebnisse nicht, wie etwa bei einem Staatsmanne, etwas Peripheres, im Verhältnis zu dem innersten Trachten der Persönlichkeit Nebensächliches sind, sondern etwas Zentrales, den Kern des Wesens Berührendes. Der Künstler braucht zu seinem Schaffen die sanfte Erwärmung des Gemütes und Geblütes, die von dem anderen Geschlecht ausgeht. Er braucht die Frauen mehr als jeder andere. Aber, vom weiblichen Geschlecht aus gesehen, ist dieses Brauchen eigentlich ein Mißbrauchen. Denn was ihn in die Arme der Geliebten treibt, ist im tiefsten Grunde der platonische Eros, der nicht Kinder erzeugen will, sondern Werke. Das ist die Wurzel der Tragik, die so oft über der „Künstlerliebe" liegt. Goethes Leben ist reicher an diesem Schatten als manches andere. Was ihn über andere, die ebenso viel geliebt haben, erhebt, ist der völlige Mangel jeder Frivolität. Er liebte immer von ganzem Herzen und mit heiligem Ernste. Doch damit kommen wir in die Gedanken hinein, die Simmel unter diesem Punkt entwickelt, und ich will nichts vorwegnehmen.

Dieser tragische Stern steht auch über Goethes Freundschaften. Darin hat Chamberlain Recht. Freundschaft und Liebe sind ja auch Geschwister. Aber wenn er den Bruch mit Lavater und Herder und die Trübung des Verhältnisses zu Jacobi für unbegreiflich erklärt, so gehört das zu den gesuchten Erschwerungen des Verständnisses, von denen ich sprach. Von Herder, dem „reichsten Säemann von Ideen", den Chamberlain trefflich charakterisiert, hat Goethe soviel ertragen müssen, daß es ganz gut verständlich ist, wenn er bei aller Dankbarkeit und Geduld des Verkehrs doch schließlich müde wurde. Von Lavater, den er anfangs mit jugendlich schwärmerischem Auge betrachtet hatte, entfernte ihn sein „[illegible]", an ihm, wie auch an Jacobi, [illegible] sie blieben auf einem Punkte stehen, wo er auch gestanden hatte, über den er aber weit hinaus[illegible]. Daß das Verhältnis zu Schiller ganz eigener Art und im tiefsten Sinne keine Freundschaft war, hat Chamberlain, soviel ich weiß, zuerst, und, wie ich glaube, mit Recht ausgesprochen. So hoch und heilig uns dieser unvergleichliche Geistesbund unserer beiden größten Dichter ist, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß [illegible] die [illegible], die zur eigentlichen Freundschaft gehört, fehlte, wie sie ja einander auch nicht Du genannt haben.

Daß bei „der unwissenden und tyrannischen Menge" sich die Vorstellung „eines kalten, harten, egoistischen Goethe" fest eingewurzelt habe, kann ich nicht glauben, da doch in allen Goethebüchern dieser Anschauung widersprochen wird. Sehr interessant und beachtenswert erscheint mir dagegen, was Chamberlain in diesem Zusammenhange über die berühmte Begegnung zwischen Goethe und Napoleon mitteilt. Napoleon, zeigt er, hat wohl für Wieland wahres Interesse und Verständnis gehabt, nicht aber für Goethe. Ueberdies war er am 2. Oktober 1808, als er Goethe beim Dejeuner empfing, innerlich ganz mit seinen politischen Sorgen und Hoffnungen beschäftigt. In seiner Situation war ihm „tout ce qui retarde" erwünscht, und zu diesen „retardierenden Momenten, welche die Minister herbeischleppen mußten, wo sie sie nur auftreiben konnten, gehörte an dem einen Morgen auch Goethe". Napoleon, am Frühstückstisch sitzend, ließ Goethe stehen und führte die Unterhaltung mit eingelernten Geistreichigkeiten, zerstreut und mehrfach sich unterbrechend, um sich mit dem Minister Daru zu beraten oder von dem Marschall Soult Bericht zu empfangen. So hat denn auch das berühmte Voilà un homme! nicht die Bedeutung, die man ihm mit Goethe beilegt. Chamberlain übersetzt es: „Potztausend, ein Mordskerl!" Und ich glaube, er hat recht. Die Vorstellung „von einem Napoleon und einem Goethe, die sich wie zwei Geistesfürsten begegnen, sich gegenseitig erkennend und einander mitteilend", dürfte in der Tat ins Reich der Legende zu verweisen sein.

Die Schilderung von Goethes „Charakter" enthält ein paar vortreffliche Stellen. So über Goethes Ideal des Helden, „der sich bändigt und die Heldentat ins verborgene Innere legt, während er äußerlich der Gesellschaft und ihren Konventionen gehorsam bleibt", ein Ideal, das „dem Gesetze des kategorischen Imperativs entspricht, indem es für alle als Ideal gelten kann". Sehr schön und treffend scheint mir ferner die Stelle über Goethes „heiteren Ernst" (S. 172 fg.). Hier spricht Chamberlain Goethe „den übersprudelnden Humor" ab, „denn dieser wurzelt immer in einem feinen und schnellen Sinn für angeschaute individuelle Absonderlichkeiten und Unzulänglichkeiten, während Goethe überall geneigt ist, das Einigende eher als das Trennende zu erblicken und selbst im Geringfügigen und Abgeschmackten irgend ein Anerkennenswertes aufzudecken . . . Sein Ernst gleicht . . . dem Ernst eines Engels, der an Gottes Busen läge und bei jedem Blick auf die Schöpfung sie neu entstehen sähe aus dem Willen des Allerschaffers; jedes Seiende ge-

wahrt er uns [illegible], gottentsprungen, [illegible] dies entläßt ihm ein Licht. Darum wandelt sich bei Goethe die humoristische Anschauung, [illegible] sich dennoch fühlbar macht, in Sarkasmus, [illegible] Weg wird [illegible] gend, denn er geht nicht auf das Einzelne, sondern auf das [illegible], und ist ein Vernehmen, ein Verhöhnen, ein Kritteln, was uns [illegible] gänzliche Neigung im Wahlspruch [illegible] gefunden hat." Und ein paar Seiten später: „Die Zeit allein fordert das Lachen heraus, wessen Blick auf das Zeitlose gerichtet ist, dem ist das milde ernste Lächeln eigen." Um solcher Stellen willen fühlt man sich geneigt, Chamberlain alle seine Sünden in literis zu vergeben. Zu rühmen ist auch die Hervorhebung von Goethes Wahrhaftigkeit. Goethe war in der Tat von absoluter Lauterkeit. Er konnte rücksichtsvoll und zartfühlend schweigen, er war groß im Dulden und Gewährenlassen, aber von der Wahrheit abzuweichen, das hat er nie vermocht. „Man wird weder in seiner gesamten Korrespondenz noch in seinen [illegible] reichen Referaten je einer Schönfärberei begegnen". Dies ist sicherlich richtig. Goethe konnte nicht unwahr sein, weil er in seiner Persönlichkeit bei aller Fülle und Vielfalt der inneren Kräfte die vollkommenste Vereinigung von Geist und Natur darstellt. Was immer er tat, sprach und dichtete, es war eine Selbstentfaltung, ein notwendiger Ausdruck seines inneren Seins, so durchdacht und gewollt es andererseits auch sein mochte. Doch hiermit komme ich wieder auf Simmels Gedankenbahnen, und ich will, wie gesagt, nicht vorgreifen.

Im übrigen ist dieser Abschnitt über Goethes Charakter mehr zu tadeln, als zu loben. Chamberlain bespricht nacheinander die [illegible] von Goethes Wesen [illegible] die [illegible], den [illegible] drang, die Ehrfurcht, die Demut usw., wie sie jedem [illegible] bekannt sind, der sich mit Goethe und der Goetheliteratur beschäftigt hat. Was er aus dem Eigenen dazutut, ist [illegible] nichts als eine [illegible] Anordnung und Ableitung [illegible] [illegible]. Die „[illegible]" von Goethes Charakter [illegible] bilden die [illegible] und „der Trieb zum Handeln", [illegible] Um Goethes [illegible] wirklich zu erfassen, dazu bedarf es anderer Mittel. [illegible] lautere und [illegible] lassen sich doch [illegible] unter den [illegible] der [illegible], [illegible] unter [illegible], im [illegible] finden. Und [illegible] ist es, wenn Chamberlain aus [illegible] [illegible] die für Goethe so [illegible]

Selbstbeschränken sowie sein Wille zum Entsagen, seine Geduld und Gelassenheit sich aus seiner Wahrhaftigkeit ergeben, während diese Züge doch offenbar weit eher als Konsequenzen seines Betätigungs- und Schaffensdranges zu begreifen sind, da der Ungeduldige, Unruhige, der Selbstbeschränkung und Entsagung Unfähige seine Kraft zerreibt und daher nichts zustande bringt.

In dem Abschnitt über Goethes intellektuelle Eigenart, der seltsamerweise betitelt ist „der Verstand", schildert Chamberlain — zum Teil nicht übel — als ein Spezifikum Goethes, was mehr oder weniger allen geistig produktiven Menschen eigen ist. Alles echte Denken geht von der sinnlichen Wahrnehmung aus, greift auch immer wieder auf sie zurück, bearbeitet den durch sie gegebenen Stoff begrifflich und führt, wenn es die Erkenntnis wirklich fördern soll, zu schöpferischen, gestaltenden Ideen, mit denen wir die Wirklichkeit ordnen, deuten und uns geistig unterwerfen. Und immer werden diese Prozesse als ein oft schweres inneres Ringen empfunden. Der Erfahrungsstoff drängt sich bunt und wirr heran, den Geist beunruhigend und beengend, und dieser kann sich des Chaos nur erwehren, wenn er es zum Kosmos umschafft. Das gelingt oft erst nach langem Suchen, Grübeln und Brüten. Und immer kommt dann die Erlösung wie ein Geschenk des Himmels. Die Idee blitzt auf, in ihrem weißen Lichte klärt und entwirrt sich das Dunkle und Verworrene, und der Geist feiert ein Freudenfest. Goethes Naturerforschung, vor allem seine Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen, ist ein ganz besonders deutliches und eindrucksvolles Beispiel für dieses endlich vom Sieg gekrönte Ringen des Geistes, und Chamberlain hat dieses Beispiel in dem Kapitel „Der Naturerforscher" vortrefflich dargestellt, allein er vergißt, daß es sich dabei nicht um etwas Singuläres, sondern um etwas durchaus Typisches handelt. Was Goethe als Denker wirklich unterscheidet, das hat Chamberlain wohl empfunden aber nicht klar und widerspruchsfrei zu sagen vermocht, während Simmel es mit wenig Worten deutlich zu machen weiß.

Das Kapitel „Der praktisch Tätige" ist wesentlich berichtenden Charakters und daher von den Seltsamkeiten und Fehlern frei, die den psychologischen und polemischen Partien des Buches anhaften. Es betont zunächst einmal mit vollem Rechte die hohe Bedeutung, die Goethe stets der praktischen Tätigkeit beilegt und die sie tatsächlich auch für ihn gehabt hat. Goethe gehörte ja keineswegs zu den fragwürdigen Spezies der Dichter, die nichts als Dichter sind.

Goethe hätte es sein können — das Schicksal gewährte ihm die Freiheit dazu —, aber er wollte und konnte das Dichten nicht zum Lebensberuf machen. Viel zu stark war in ihm die Lebenskraft und der Drang zu handeln, als daß er es in dem kühlen Abseits des Künstlertums lange Zeit hätte aushalten können. Er wollte das Leben nicht nur betrachten und darstellen, sondern vor allen Dingen leben. Er wollte wie jeder vollkräftige Mensch in allererster Linie mitmachen und wirkend die lebendige Gegenwart erfüllen und gestalten. Daher dürstete er nach einer Tätigkeit, die seinen Kräften wirklich entsprach und ihn innerlich fesselte. Die Frankfurter Anwaltspraxis vermochte dies nicht. Aber in Weimar fand er, was er suchte. Chamberlain versteht es vortrefflich, uns einen Begriff zu geben von der seinen Bedürfnissen und Anschauungen aufs beste entsprechenden, eigentümlichen Mittelstellung zwischen Fürst und Volk, die er in Weimar gehabt hat, sowie von dem, was er in dieser Stellung geleistet hat. Er zeigt, wie Goethe, echt fürstlich, selber stets nur die Direktiven gab, die eigentliche Arbeit aber anderen überließ, und zwar den tüchtigsten Leuten, die er mit gutem Blick herauszufinden wußte; wie er es sich dadurch möglich machte, auch in der Verwaltung eine erstaunliche Vielseitigkeit zu bewahren; wie er ohne eine Spur von Ehrgeiz ganz als Staatsmann stets rein der Sache hingegeben war, in dem Bewußtsein, so zugleich seine Persönlichkeit am besten zu bilden; wie er seine Untergebenen wohlwollend und unbureaukratisch zu behandeln und dabei doch seine Würde energisch zu wahren verstand. Schließlich gibt Chamberlain drei ausführliche Beispiele für Goethes verantwortungsvolle, behördliche Tätigkeit als Staatsbeamter: die Gründung der Jenaer Literaturzeitung, die Reorganisation der Universitätsbibliothek in Jena und endlich die höchst leidvolle Direktion des Weimarer Theaters. Seine Darstellung, hier überall ebenso treu wie fesselnd, gipfelt in dem Satze: „Goethes Leben ist ohne die amtliche Tätigkeit undenkbar" und ist in der Tat sehr geeignet, die verbreitete Meinung zu zerstören, als sei es eigentlich recht schade, daß Goethe so lange Zeit der praktischen Tätigkeit gewidmet habe, da er doch in dieser Zeit so viele bedeutende Werke hätte schaffen können. Diese Meinung verkennt den innersten Kern des menschlichen Wesens. Ein Goethe, der Tag für Tag am Schreibtisch sitzt und wie Zola oder ein Staatsmann Werk auf Werk hervorbringt, ist eben nicht Goethe. Seine Dichtungen waren eigentlich [illegible] nicht Werke, sondern Früchte, die reiften, wenn ihm

Zeit gekommen war. Sie haben sein Leben nicht verzehrt, sondern nur abgebildet. Darum hat er gewiß weniger gedichtet, als er bei anderer Anwendung seiner Werke hätte dichten können, aber darum ist auch seine Poesie von so unvergleichlicher Lebensfülle und Gesundheit, und er selbst als Dichter unendlich fern von dem erschütternden Bekenntnis, das der große Norweger in „Wenn wir Toten erwachen" über sein Leben und seine Werke abgelegt hat.

Das vierte Kapitel, „Der Naturerforscher", hat, soviel ich sehe, in der Kritik allgemeine Anerkennung gefunden. Man hat mit Bewunderung davon gesprochen und es hoch über die anderen Teile des Buches erhoben. Ich kann mich diesem Urteil nicht anschließen. Gewiß, das Kapitel enthält wertvolle Gedanken und ist, im ganzen genommen, eine achtbare und verdienstliche Leistung, es ist aber keineswegs frei von den Gebrechen, die dem ganzen Buch anhaften und seinen Wert stark herabmindern oder in Frage stellen.

„Fesselte Karl August als ‚heiliges Schicksal' den zerstreuenden Dämon des hin und her flackernden Lebenslaufes, so war es die Erforschung der Natur, die den innen wühlenden Feind — die überreiche Begabung, die Zersplitterung, Irresolution, Maßlosigkeit — für immer bändigte. Hier schlug der Geist Wurzeln; hier blieb er bis ans Lebensende verankert; Frieden, Reichtum, Erfüllung schenkte ihm der Verkehr mit der Natur." (S. 347.) Mit diesen Worten ist vortrefflich ausgedrückt, welch hohe Bedeutung die naturwissenschaftliche Arbeit für Goethe gehabt hat. Es ist mit ihr, wie mit seiner praktischen Tätigkeit. Wer sie für etwas Nebensächliches, Goethes dichterische Produktion Hemmendes und daher eigentlich Wegzuwünschendes hält, dem ist Goethes innerstes Wesen fremd geblieben.

Was nun die Bedeutung Goethes als Naturforscher betrifft, so ist sie — das muß man zugeben — wohl noch nie so gewürdigt worden, wie es hier von Chamberlain geschieht. Chamberlain räumt Goethe eine Sonderstellung ein, hoch über dem Heere derer, die wir Naturforscher zu nennen pflegen. Er gibt ihm darum auch einen besonderen Namen, nämlich „Naturerforscher". So unverständig es einst von der exakten Wissenschaft war, Goethe als Naturforscher zu anathematisieren, so verkehrt ist es, ihn heute „auf das Niveau der nichtigen Tagesmeinungen herabzuziehen, ihn freundlich patronisierend zu einem „Vorläufer Darwins" zu stempeln, seine Farbenlehre als „nützlich für Künstler" passieren zu lassen, und" — echt

Chamberlainisch ausgedrückt — „was es sonst noch an empörenden Plattheiten gibt." Chamberlain sieht Goethe als Naturforscher in einsamer Höhe. „Das Werk dieses Weltengenius, das naturforschende, welches nicht weniger gewaltig ist als irgendein anderes, was er sonst geschaffen ..., wird wie das der anderen höchstbegabten einsam emporragen, ein Bruchstück und doch vollendet, eine Schöpfung, an die keiner heranzukommen vermag, um sie zu vervollständigen" (S. 255). Das ist in der Hauptsache sicher richtig. Welcher Goethekenner hätte bei der Beschäftigung mit dem Naturforscher Goethe nicht das bestimmte Gefühl, daß er nicht ohne weiteres in eine Reihe mit den übrigen Forschern zu stellen ist? Den Unterschied in klare Begriffe zu bringen, ist freilich schwer, und wie mir scheint, ist es auch Chamberlain nicht völlig gelungen.

Wie bei der Beschreibung von Goethes intellektueller Eigenart kommt er auch hier mit einer grundlegenden Entscheidung, die bei genauerem Zusehen keineswegs geeignet ist, Klarheit zu verbreiten. Man kann, so erklärt er, in der Erforschung der Natur zu subjektiv verfahren, aber auch zu objektiv. Jenes tat der Grieche, dieses der Germane. Der Grieche enträtselte und bezwang die Natur nicht, wie wir sie heute enträtselt und bezwungen haben, weil er [illegible], das „Hauptgewicht auf das Subjekt zu legen". Der Germane aber, der „den Schwerpunkt der Fragestellung vom Subjekt auf das Objekt zu" verschob, hat sich der Natur zu [illegible] und darüber das Subjekt und seine ewigen Bedürfnisse zu sehr außer acht gelassen. Goethe nun, das ist Chamberlains Meinung, verfällt weder in den einen noch in den anderen Fehler, sondern er stellt sich „genau in die Mitte zwischen Subjekt und Objekt". In ihm vereinigen sich also Griechentum und Germanentum. Denn er ist nach Chamberlain im Sammeln, Beobachten und Experimentieren „der entdeckende Naturforscher und der ausgezeichnete Germane"; zugleich aber ist er „der deutsche Plato", der unablässig bemüht ist, Ideen, das sind „Denkanschauungen oder Gestaltungsformen", zu erzeugen, um mittels ihrer die Ueberfülle der gesammelten Tatsachen zu ordnen, zu gestalten und [illegible] zu machen. Hierin ist [illegible] etwas [illegible] enthalten. Aber es [illegible] in [illegible] und [illegible], es [illegible] nur wie ein Licht durch dichten Nebel. Chamberlain hat es versäumt, die Begriffe, mit denen er hier [illegible], scharf zu bestimmen, was unerläßlich war, wenn Unklarheiten [illegible] und [illegible] vermieden werden [illegible]. [illegible] er redet von Subjekt und Objekt, als ob diese Begriffe

eindeutig und erkenntnistheoretisch ebenso trennbar wären, wie grammatisch. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Kant, auf dessen Worte Chamberlain doch schwört, hat uns gelehrt, daß es ein absolutes Objekt für uns nicht gibt, da das Objekt überhaupt erst durch die formende Tätigkeit des erkennenden Subjekts zustande kommt. Objektivität ist im Grunde nichts anderes als Subjektivität, nur freilich keine beliebige, willkürliche, individuelle Subjektivität, sondern die allgemeine und notwendige. Man kann also in der Wissenschaft wohl von einem verwerflichen Subjektivismus reden, was aber die Behauptung, die Germanen nähmen als Naturforscher ihren Standort „zu nahe am Objekt", für einen Sinn haben soll, ist von den Kantischen Voraussetzungen aus unerfindlich. Der Gedanke, man könnte beim Forschen zu objektiv sein, ist für Kant und nicht bloß für Kant, einfach ein Ungedanke. Objektivität, d. h. die möglichste Ausschaltung alles Individuellen, das Bestreben, innerhalb der Grenzen des für alle Subjekte Gültigen zu bleiben, ist identisch mit Wissenschaftlichkeit. Auch Goethe dachte nicht anders. Was ihn unterscheidet, ist das Bemühen, der Zerspaltung des Subjektes zu wehren und das Erkennen als Lebensäußerung des ganzen Menschengeistes zu fassen.

Chamberlain gerät mit seiner verkehrten Unterscheidung unvermeidlich in Widersprüche. So, wenn er (S. 375) erklärt, daß die heutige exakte Wissenschaft „ein so willkürlich menschliches Element" enthalte, „daß jeder Gegenstand in ein Prokrustesbett zu liegen kommt". Unsere heutige Physik sei „ein Biegen und Beugen der Natur, bis sie den Ansprüchen des Menschengeistes sich fügt". Wie reimen sich diese Sätze mit der These, unsere moderne Forschung sei zu wenig subjektiv, trete dem Objekt zu nahe? .

Nein, mit den Begriffen „Subjekt und Objekt", zumal wenn man sie unkritisch gebraucht, ist die Eigenart von Goethes Naturforschung nicht zu fassen. Was Chamberlain eigentlich sagen will und an anderen Stellen auch sagt, ist, daß Goethe zu sehr Sinnenmensch war, um die völlig abstrakten Wege der exakten Wissenschaft zu gehen oder gutzuheißen. Er wollte, Künstler durch und durch, der Natur auch in der Forschung die Sinnenfältigkeit und Lebendigkeit bewahren. Daher bekämpfte er die mechanistische Wissenschaft, welche die Natur in Atome zerstückelt und ihre bunte Lebensfülle in tote Rechenexempel verwandelt. Die Fachleute, findet er, „verunnaturen die Natur" und bringen es dahin, daß man „vor lauter Kram die Natur nicht mehr sieht". Sie zerstören mit ihrer mecha-

auf immer verbinden zu wollen schien. Zumal bei künstlerisch begabten Naturen ist das so, weil bei ihnen die Herzenserlebnisse nicht, wie etwa bei einem Staatsmanne, etwas Peripheres, im Verhältnis zu dem innersten Trachten der Persönlichkeit Nebensächliches sind, sondern etwas Zentrales, den Kern des Wesens Berührendes. Der Künstler braucht zu seinem Schaffen die sanfte Erwärmung des Gemütes und Geblütes, die von dem anderen Geschlecht ausgeht. Er braucht die Frauen mehr als jeder andere. Aber, vom weiblichen Geschlecht aus gesehen, ist dieses Brauchen eigentlich ein Mißbrauchen. Denn was ihn in die Arme der Geliebten treibt, ist im tiefsten Grunde der platonische Eros, der nicht Kinder erzeugen will, sondern Werke. Dies ist die Wurzel der Tragik, die so oft über der „Künstlerliebe" liegt. Goethes Leben ist reicher an diesen Schatten als manches andere. Was ihn über andere, die ähnlich viel geliebt haben, erhebt, ist der völlige Mangel jeder Frivolität. Er liebte immer von ganzem Herzen und mit heiligem Ernste. Doch damit kommen wir in die Gedanken hinein, die Simmel über diesen Punkt entwickelt, und ich will nichts vorwegnehmen.

Dieser tragische Stern steht auch über Goethes Freundschaften. Darin hat Chamberlain Recht. Freundschaft und Liebe sind ja auch Geschwister. Aber wenn er den Bruch mit Lavater und Herder und die Trübung des Verhältnisses zu Jakobi für unbegreiflich erklärt, so gehört das zu den gesuchten Erschwerungen des Verständnisses, von denen ich sprach. Von Herder, dem „verschwenderischesten Säemann von Ideen", den Chamberlain trefflich charakterisiert, hat Goethe soviel ertragen müssen, daß es ganz gewiß verständlich ist, wenn er bei aller Dankbarkeit und Geduld des Verkehrs doch schließlich müde wurde. Von Lavater, den er anfangs mit jugendlich schwärmerischem Auge betrachtet hatte, entfernte ihn sein „dezidiertes Nichtchristentum"; an ihm, wie auch an Jakobi, lebte er vorbei: sie blieben auf einem Punkte stehen, wo er auch gestanden hatte, über den er aber weit hinauskam. Daß das Verhältnis zu Schiller ganz eigener Art und im tiefsten Sinne keine Freundschaft war, hat Chamberlain, soviel ich weiß, zuerst, und, wie ich glaube, mit Recht ausgesprochen. So hoch und heilig uns dieser unvergleichliche Geistesbund unserer beiden größten Dichter ist, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß ihm die volle Intimität, „jene letzte, sorglose Aufrichtigkeit", die zur eigentlichen Freundschaft gehört, fehlt, wie sie ja einander auch nicht Du genannt haben.

Daß bei „der unwissenden und tyrannischen Menge“ sich die Vorstellung „eines kalten, harten, egoistischen Goethe“ fest eingewurzelt habe, kann ich nicht glauben, da doch in allen Goethebüchern dieser Anschauung widersprochen wird. Sehr interessant und beachtenswert erscheint mir dagegen, was Chamberlain in diesem Zusammenhange über die berühmte Begegnung zwischen Goethe und Napoleon mitteilt. Napoleon, zeigt er, hat wohl für Wieland wahres Interesse und Verständnis gehabt, nicht aber für Goethe. Ueberdies war er am 2. Oktober 1808, als er Goethe beim Dejeuner empfing, innerlich ganz mit seinen politischen Sorgen und Hoffnungen beschäftigt. In seiner Situation war ihm „tout ce qui retarde“ erwünscht, und zu diesen „retardierenden Momenten, welche die Minister herbeischleppen mußten, wo sie sie nur auftreiben konnten, gehörte an dem einen Morgen auch Goethe“. Napoleon, am Frühstückstisch sitzend, ließ Goethe stehen und führte die Unterhaltung mit eingelernten Geistreichigkeiten, zerstreut und mehrfach sich unterbrechend, um sich mit dem Minister Daru zu beraten oder von dem Marschall Soult Bericht zu empfangen. So hat denn auch das berühmte Voilà un homme! nicht die Bedeutung, die man ihm mit Goethe beilegt. Chamberlain übersetzt es: „Potztausend, ein Mordskerl!“ Und ich glaube, er hat recht. Die Vorstellung „von einem Napoleon und einem Goethe, die sich wie zwei Geistesfürsten begegnen, sich gegenseitig erkennend und einander mitteilend“, dürfte in der Tat ins Reich der Legende zu verweisen sein.

Die Schilderung von Goethes „Charakter“ enthält ein paar vortreffliche Stellen. So über Goethes Ideal des Helden, „der sich bändigt und die Heldentat ins verborgene Innere legt, während er äußerlich der Gesellschaft und ihren Konventionen gehorsam bleibt“, ein Ideal, das „dem Gesetze des kategorischen Imperativs entspricht, indem es für alle als Ideal gelten kann“. Sehr schön und treffend scheint mir ferner die Stelle über Goethes „heiteren Ernst“ (S. 172 fg.). Hier spricht Chamberlain Goethe „den übersprudelnden Humor“ ab, „denn dieser wurzelt immer in einem feinen und schnellen Sinn für angeschaute individuelle Absonderlichkeiten und Unzulänglichkeiten, während Goethe überall geneigt ist, das Einigende eher als das Trennende zu erblicken und selbst im Geringfügigen und Abgeschmackten irgend ein Anerkennenswertes aufzudecken . . . Sein Ernst gleicht . . . dem Ernst eines Engels, der an Gottes Busen läge und bei jedem Blick auf die Schöpfung sie neu entstehen sähe aus dem Willen des Allerschaffers; jedes Seiende ge-

wahrt er ungeheuer, gottentsprungen; nichts entlockt ihm ein Lachen. Darum wandelt sich bei Goethe die humoristische Regung, sobald sie sich dennoch fühlbar macht, in Sarkasmus; sein Witz wird dann ätzend; denn er geht nicht auf das Einzelne, sondern auf das Ganze, und ist ein Verneinen, ein Verhöhnen, ein Anzweifeln, was unvergängliche Prägung in Mephistopheles gefunden hat.“ Und ein paar Seiten später: „Die Zeit allein fordert das Lachen heraus; wessen Blick auf das Zeitlose gerichtet ist, dem ist das mild-ernste Lächeln eigen“. Um solcher Stellen willen fühlt man sich geneigt, Chamberlain alle seine Sünden in literis zu vergeben. Zu rühmen ist auch die Hervorhebung von Goethes Wahrhaftigkeit. Goethe war in der Tat von absoluter Lauterkeit. Er konnte rücksichtsvoll und zartfühlend schweigen, er war groß im Dulden und Gewährenlassen, aber von der Wahrheit abzuweichen, das hat er nie vermocht. Man wird „weder in seiner gesamten Korrespondenz noch in seinen zahlreichen Referaten je einer Schmeichelei begegnen“. Das ist sicherlich richtig. Goethe konnte nicht unwahr sein, weil er in seiner Persönlichkeit bei aller Fülle und Vielfachheit der inneren Kräfte die vollkommenste Vereinigung von Geist und Natur darstellt. Was immer er tat, sprach und dachte, es war eine Selbstentfaltung, ein notwendiger Ausdruck seines inneren Seins, so durchdacht und gewollt es andererseits auch sein mochte. Doch hiermit kommen wir wieder auf Simmels Gedankenbahnen, und ich will, wie gesagt, nicht vorgreifen.

Im übrigen ist dieser Abschnitt über Goethes Charakter mehr zu tadeln, als zu loben. Chamberlain bespricht nacheinander die Hauptzüge von Goethes Wesen — die Wahrhaftigkeit, den Tätigkeitsdrang, die Ehrfurcht, die Demut usw. —, wie sie längst jedem bekannt sind, der sich mit Goethe und der Goetheliteratur beschäftigt hat. Was er aus dem Eigenen dazutut, ist eigentlich nichts als eine höchst fehlerhafte Anordnung und Ableitung dieser wesentlichen Züge. Die „Grundpfeiler“ von Goethes Charakter sollen bilden die Wahrhaftigkeit und „der Trieb zum Handeln“, eine höchst dilettantische Einteilung. Um Goethes Eigenart wirklich zu erfassen, dazu bedarf es anderer Kategorien. Sehr lautere und sehr aktive Naturen lassen sich doch sicherlich unter den Größen der Geschichte, und nicht nur unter ihnen, in Fülle finden. Und was für eine Künstelei und Gewaltsamkeit ist es, wenn Chamberlain aus diesen Grundzügen sämtliche anderen Charaktereigenschaften Goethes ableitet! So soll z. B. das für Goethe so bezeichnende

Sichbeschränken sowie sein Wille zum Entsagen, seine Geduld und Gelassenheit sich aus seiner Wahrhaftigkeit ergeben, während diese Züge doch offenbar weit eher als Konsequenzen seines Betätigungs- und Schaffensdranges zu begreifen sind, da der Ungeduldige, Unruhige, der Selbstbeschränkung und Entsagung Unfähige seine Kraft zerreibt und daher nichts zustande bringt.

In dem Abschnitt über Goethes intellektuelle Eigenart, der seltsamerweise betitelt ist „der Verstand", schildert Chamberlain — zum Teil nicht übel — als ein Spezifikum Goethes, was mehr oder weniger allen geistig produktiven Menschen eigen ist. Alles echte Denken geht von der sinnlichen Wahrnehmung aus, greift auch immer wieder auf sie zurück, bearbeitet den durch sie gegebenen Stoff begrifflich und führt, wenn es die Erkenntnis wirklich fördern soll, zu schöpferischen, gestaltenden Ideen, mit denen wir die Wirklichkeit ordnen, deuten und uns geistig unterwerfen. Und immer werden diese Prozesse als ein oft schweres inneres Ringen empfunden. Der Erfahrungsstoff drängt sich bunt und wirr heran, den Geist beunruhigend und beengend, und dieser kann sich des Chaos nur erwehren, wenn er es zum Kosmos umschafft. Das gelingt oft erst nach langem Suchen, Grübeln und Brüten. Und immer kommt dann die Erlösung wie ein Geschenk des Himmels. Die Idee blitzt auf, in ihrem weißen Lichte klärt und entwirrt sich das Dunkle und Verworrene, und der Geist feiert ein Freudenfest. Goethes Naturerforschung, vor allem seine Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen, ist ein ganz besonders deutliches und eindrucksvolles Beispiel für dieses endlich vom Sieg gekrönte Ringen des Geistes, und Chamberlain hat dieses Beispiel in dem Kapitel „Der Naturerforscher" vortrefflich dargestellt, allein er vergißt, daß es sich dabei nicht um etwas Singuläres, sondern um etwas durchaus Typisches handelt. Was Goethe als Denker wirklich unterscheidet, das hat Chamberlain wohl empfunden aber nicht klar und widerspruchsfrei zu sagen vermocht, während Simmel es mit wenig Worten deutlich zu machen weiß.

Das Kapitel „Der praktisch Tätige" ist wesentlich berichtenden Charakters und daher von den Seltsamkeiten und Fehlern frei, die den psychologischen und polemischen Partien des Buches anhaften. Es betont zunächst einmal mit vollem Rechte die hohe Bedeutung, die Goethe stets der praktischen Tätigkeit beilegt und die sie tatsächlich auch für ihn gehabt hat. Goethe gehörte ja keineswegs zu den fragwürdigen Spezies der Dichter, die nichts als Dichter sind.

Goethe hätte es sein können — das Schicksal gewährte ihm die Freiheit dazu —, aber er wollte und konnte das Dichten nicht zum Lebensberuf machen. Viel zu stark war in ihm die Lebenskraft und der Drang zu handeln, als daß er es in dem kühlen Abseits des Künstlertums lange Zeit hätte aushalten können. Er wollte das Leben nicht nur betrachten und darstellen, sondern vor allen Dingen leben. Er wollte wie jeder vollkräftige Mensch in allererster Linie mitmachen und wirkend die lebendige Gegenwart erfüllen und gestalten. Daher dürstete er nach einer Tätigkeit, die seinen Kräften wirklich entsprach und ihn innerlich fesselte. Die Frankfurter Anwaltspraxis vermochte dies nicht. Aber in Weimar fand er, was er suchte. Chamberlain versteht es vortrefflich, uns einen Begriff zu geben von der seinen Bedürfnissen und Anschauungen aufs beste entsprechenden, eigentümlichen Mittelstellung zwischen Fürst und Volk, die er in Weimar gehabt hat, sowie von dem, was er in dieser Stellung geleistet hat. Er zeigt, wie Goethe, echt fürstlich, selber stets nur die Direktiven gab, die eigentliche Arbeit aber anderen überließ, und zwar den tüchtigsten Leuten, die er mit gutem Blick herauszufinden wußte; wie er es sich dadurch möglich machte, auch in der Verwaltung eine erstaunliche Vielseitigkeit zu bewahren; wie er ohne eine Spur von Ehrgeiz auch als Staatsmann stets rein der Sache hingegeben war, in dem Bewußtsein, so zugleich seine Persönlichkeit am besten zu bilden; wie er seine Untergebenen wohlwollend und unbureaukratisch zu behandeln und dabei doch seine Würde energisch zu wahren verstand. Schließlich gibt Chamberlain drei ausführliche Beispiele für Goethes zielbewußte, beharrliche Tätigkeit als Staatsbeamter: die Gründung der Jenaer Literaturzeitung, die Reorganisation der Universitätsbibliothek in Jena und endlich die höchst leidvolle Direktion des Weimarer Theaters. Seine Darstellung, hier überall ebenso treffend wie fesselnd, gipfelt in dem Satze: „Goethes Leben ist ohne die amtliche Tätigkeit undenkbar" und ist in der Tat sehr geeignet, die verbreitete Anschauung zu zerstören, als sei es eigentlich recht schade, daß Goethe so lange Zeit der praktischen Tätigkeit gewidmet habe, da er doch in dieser Zeit so viele dichterische Werke hätte schaffen können. Diese Anschauung verkennt den innersten Kern des Goetheschen Wesens. Ein Goethe, der Tag für Tag am Schreibtisch sitzt und wie Ibsen oder G. Hauptmann Werk auf Werk hervorbringt, ist eben nicht Goethe. Seine Dichtungen waren eigentlich überhaupt nicht Werke, sondern Früchte, die reiften, wenn ihre

Zeit gekommen war. Sie haben sein Leben nicht verzehrt, sondern nur abgebildet. Darum hat er gewiß weniger gedichtet, als er bei anderer Anwendung seiner Werke hätte dichten können, aber darum ist auch seine Poesie von so unvergleichlicher Lebensfülle und Gesundheit, und er selbst als Dichter unendlich fern von dem erschütternden Bekenntnis, das der große Norweger in „Wenn wir Toten erwachen" über sein Leben und seine Werke abgelegt hat.

Das vierte Kapitel, „Der Naturerforscher", hat, soviel ich sehe, in der Kritik allgemeine Anerkennung gefunden. Man hat mit Bewunderung davon gesprochen und es hoch über die anderen Teile des Buches erhoben. Ich kann mich diesem Urteil nicht anschließen. Gewiß, das Kapitel enthält wertvolle Gedanken und ist, im ganzen genommen, eine achtbare und verdienstliche Leistung, es ist aber keineswegs frei von den Gebrechen, die dem ganzen Buch anhaften und seinen Wert stark herabmindern oder in Frage stellen.

„Fesselte Karl August als ‚heiliges Schicksal' den zerstreuenden Dämon des hin und her flackernden Lebenslaufes, so war es die Erforschung der Natur, die den innen wühlenden Feind — die überreiche Begabung, die Zersplitterung, Irresolution, Maßlosigkeit — für immer bändigte. Hier schlug der Geist Wurzeln; hier blieb er bis ans Lebensende verankert; Frieden, Reichtum, Erfüllung schenkte ihm der Verkehr mit der Natur." (S. 347.) Mit diesen Worten ist vortrefflich ausgedrückt, welch hohe Bedeutung die naturwissenschaftliche Arbeit für Goethe gehabt hat. Es ist mit ihr, wie mit seiner praktischen Tätigkeit. Wer sie für etwas Nebensächliches, Goethes dichterische Produktion Hemmendes und daher eigentlich Wegzuwünschendes hält, dem ist Goethes innerstes Wesen fremd geblieben.

Was nun die Bedeutung Goethes als Naturforscher betrifft, so ist sie — das muß man zugeben — wohl noch nie so gewürdigt worden, wie es hier von Chamberlain geschieht. Chamberlain räumt Goethe eine Sonderstellung ein, hoch über dem Heere derer, die wir Naturforscher zu nennen pflegen. Er gibt ihm darum auch einen besonderen Namen, nämlich „Naturerforscher". So unverständig es einst von der exakten Wissenschaft war, Goethe als Naturforscher zu anathematisieren, so verkehrt ist es, ihn heute „auf das Niveau der nichtigen Tagesmeinungen herabzuziehen, ihn freundlich patronisierend zu einem „Vorläufer Darwins" zu stempeln, seine Farbenlehre als „nützlich für Künstler" passieren zu lassen, und" — echt

Chamberlainsch ausgedrückt — „was es sonst noch an empörenden Plattheiten gibt.“ Chamberlain sieht Goethe als Naturforscher auf einsamer Höhe. „Das Werk dieses Weltengenius, das naturgestaltende, welches nicht weniger gewaltig ist als irgendein Größtes, was er sonst geschaffen —, wird wie das der anderen Zuhöchstbegabten einsam emporragen, ein Bruchstück und doch vollendet, eine Schöpfung, an die keiner heranzukommen vermag, um sie zu vervollständigen.“ (S. 255.) Das ist in der Hauptsache sicherlich richtig. Welcher Goethekenner hätte bei der Beschäftigung mit dem Naturforscher Goethe nicht das bestimmte Gefühl, daß er nicht ohne weiteres in eine Reihe mit den übrigen Forschern zu stellen ist? Den Unterschied in klare Begriffe zu bringen, ist freilich schwer, und wie mir scheint, ist es auch Chamberlain nicht völlig gelungen.

Wie bei der Beschreibung von Goethes intellektueller Eigenart kommt er auch hier mit einer grundlegenden Entscheidung, die bei genauerem Zusehen keineswegs geeignet ist, Klarheit zu verbreiten. Man kann, so erklärt er, in der Erforschung der Natur zu subjektiv verfahren, aber auch zu objektiv. Jenes tat der Grieche, dieses der Germane. Der Grieche enträtselte und bezwang die Natur nicht, wie wir sie heute enträtselt und bezwungen haben, weil er dazu neigte, das „Hauptgewicht auf das Subjekt zu legen“. Der Germane aber, der „den Schwerpunkt der Fragestellung vom Subjekt aufs Objekt zu“ verschob, hat sich der Natur zu sehr hingegeben und darüber das Subjekt und seine ewigen Bedürfnisse zu sehr außer acht gelassen. Goethe nun, das ist Chamberlains Meinung, verfällt weder in den einen noch in den anderen Fehler, sondern er stellt sich „genau in die Mitte zwischen Subjekt und Objekt“. In ihm vereinigen sich also Griechentum und Germanentum. Denn er ist nach Chamberlain im Sammeln, Beobachten und Experimentieren „der entschiedene Nichtgrieche und der ausgesprochene Germane“, zugleich aber ist er „der deutsche Plato“, der unablässig bemüht ist, Ideen, das sind „Gedankengestalten oder Gestaltungsprinzipien, zu erzeugen, um mittels ihrer die Ueberfülle der gesammelten Tatsachen zu ordnen, zu gestalten und geistig faßbar zu machen. Hierin ist sicherlich etwas Richtiges enthalten. Aber es steckt tief in Irrtümern und Verschwommenheiten, es schimmert nur wie ein Licht durch
dichte
denen
wenn
sollte

eindeutig und erkenntnistheoretisch ebenso trennbar wären, wie grammatisch. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Kant, auf dessen Worte Chamberlain doch schwört, hat uns gelehrt, daß es ein absolutes Objekt für uns nicht gibt, da das Objekt überhaupt erst durch die formende Tätigkeit des erkennenden Subjekts zustande kommt. Objektivität ist im Grunde nichts anderes als Subjektivität, nur freilich keine beliebige, willkürliche, individuelle Subjektivität, sondern die allgemeine und notwendige. Man kann also in der Wissenschaft wohl von einem verwerflichen Subjektivismus reden, was aber die Behauptung, die Germanen nähmen als Naturforscher ihren Standort „zu nahe am Objekt", für einen Sinn haben soll, ist von den Kantischen Voraussetzungen aus unerfindlich. Der Gedanke, man könnte beim Forschen zu objektiv sein, ist für Kant und nicht bloß für Kant, einfach ein Ungedanke. Objektivität, d. h. die möglichste Ausschaltung alles Individuellen, das Bestreben, innerhalb der Grenzen des für alle Subjekte Gültigen zu bleiben, ist identisch mit Wissenschaftlichkeit. Auch Goethe dachte nicht anders. Was ihn unterscheidet, ist das Bemühen, der Zerspaltung des Subjektes zu wehren und das Erkennen als Lebensäußerung des ganzen Menschengeistes zu fassen.

Chamberlain gerät mit seiner verkehrten Unterscheidung unvermeidlich in Widersprüche. So, wenn er (S. 375) erklärt, daß die heutige exakte Wissenschaft „ein so willkürlich menschliches Element" enthalte, „daß jeder Gegenstand in ein Prokrustesbett zu liegen kommt". Unsere heutige Physik sei „ein Biegen und Beugen der Natur, bis sie den Ansprüchen des Menschengeistes sich fügt". Wie reimen sich diese Sätze mit der These, unsere moderne Forschung sei zu wenig subjektiv, trete dem Objekt zu nahe? .

Nein, mit den Begriffen „Subjekt und Objekt", zumal wenn man sie unkritisch gebraucht, ist die Eigenart von Goethes Naturforschung nicht zu fassen. Was Chamberlain eigentlich sagen will und an anderen Stellen auch sagt, ist, daß Goethe zu sehr Sinnenmensch war, um die völlig abstrakten Wege der exakten Wissenschaft zu gehen oder gutzuheißen. Er wollte, Künstler durch und durch, der Natur auch in der Forschung die Sinnenfältigkeit und Lebendigkeit bewahren. Daher bekämpfte er die mechanistische Wissenschaft, welche die Natur in Atome zerstückelt und ihre bunte Lebensfülle in tote Rechenexempel verwandelt. Die Fachleute, findet er, „verunnaturen die Natur" und bringen es dahin, daß man „vor lauter Kram die Natur nicht mehr sieht". Sie zerstören mit ihrer mecha-

nischen Methode, wie die „zwecklose Kraft“ der Elemente, die Farbe und die Gestalt, also gerade das, was die Anschauung, die „Welt des Auges“ ausmacht. Demgegenüber gehört Goethes naturwissenschaftliches Interesse durchaus eben der Farbe und Gestalt, den Komponenten der sichtbaren Welt. Sein Ziel ist, „das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen“. Diesem Zwecke dient seine Farbenlehre, die im Unterschiede von der physikalischen Optik, mit der sie im Grunde nichts zu tun hat, sich durchaus an die Anschauung hält und uns lehrt, „in der uns umgebenden Natur tausend Dinge zu bemerken, für die wir bisher sozusagen keine Augen hatten.“ Ebenso verhält es sich mit Goethes Metamorphosenlehre. Die Urpflanze ist eine Idee, ein allen Pflanzen gemeinsames Gestaltungsprinzip, ein Gesetz der Bildung und Umbildung der Pflanzenorganismen, das es uns ermöglicht, im Besonderen das Allgemeine, im Vielfachen das Einfache, im Zerteilten das Ganze zu sehen. Daß sie freilich für Goethe nicht bloß eine Idee war, davon später.

Man kann die Eigenart von Goethes Naturerforschung auch damit begreiflich machen, daß man das unseren größten Klassikern gemeinsame Streben nach Totalität des menschlichen Seins in ihr aufzeigt. Schiller hatte in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ die Zerstückelung beklagt, zu der der moderne Staat und die Wissenschaft den Menschen verdammten. Und sicherlich tut die Wissenschaft mit ihrer fortschreitenden Spezialisierung viel dazu, den Menschen immer mehr zu einem „Fragment“ zu machen und der lebendigen Ganzheit und damit der Schönheit zu berauben. Schiller empfahl als Gegenmittel gegen diese Fragmentarisierung bekanntlich die Kunst. Sie, die alle seelischen Kräfte gleichmäßig beschäftigt und Geist und Sinnlichkeit zur Einheit verknüpft, sie sollte den als Geist zum bloßen Intellekt entarteten, in Leib und Geist zerspaltenen Menschen wieder zu einem einheitlichen Ganzen, zum vergeistigten Leibe, zum verkörperten Geiste machen. Der Gedanke, die Wissenschaft selbst umzugestalten, sie ihres vereinseitigenden, zerstückelnden Charakters zu berauben, ist Schiller nie gekommen. Er war, als geborener Kantianer, eine zu kritische, zu scharfen Unterscheidungen geneigte Natur, als daß er es sich hätte einfallen lassen, die Wissenschaft aus ihrem Wege abzulenken und der Kunst anzunähern. Goethe aber, der die von Schiller gedachte und gepredigte Totalität des Menschenseins weit stärker als dieser selbst lebte und in sich darstellte, er scheute sich keines-

wegs vor dem Versuch, Wissenschaft und Kunst bis zu einem gewissen Grade zu vermählen und so auch die Wissenschaft zu einem Arbeitsfelde zu machen, auf dem der ganze Mensch sich betätigt. Chamberlain zitiert (S. 312) folgende Sätze aus der Farbenlehre: „Um einer solchen Forderung sich zu nähern (nämlich alle unsere Fähigkeiten zu höherer Entfaltung anzuregen), so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks." Wie deutlich ist hier für die Wissenschaft gefordert, was im echten Kunstschaffen immer und notwendig vorhanden ist! Und Goethe hat als Naturforscher seinerseits diese Forderung auch erfüllt. Er hatte eine instinktive Abneigung wie gegen die Logik so gegen die Mathematik, weil beide völlig abstrakt sind und „der liebevollen Freude am Sinnlichen" keinen Raum geben. Daher vermied oder verwarf er diejenigen Teile der Naturwissenschaft, die wesentlich mathematisch verfahren und sich vom Konkreten völlig entfernen und hielt sich selbst ganz an das Sinnfällige, um in seiner Erforschung die von Schiller in der Wissenschaft vermißte Totalität des inneren Seins zu betätigen und darzustellen und so nicht nur unsere Kenntnis und Beherrschung der Natur zu erweitern, sondern auch zur Ausbildung des Subjekts, zur Förderung persönlicher Kultur, beizutragen, — ein grandioser Versuch, der ewig denkwürdig und ganz gewiß auch nachahmenswert ist, der aber freilich, wie Chamberlain richtig bemerkt, nur einem Goethe ganz gelingen konnte und überdies bei gewissen Zweigen der Naturwissenschaft, und zwar den eigentlich „exakten", schlechterdings keine Nachahmung finden kann.

Chamberlain entwickelt diese Gedanken in seiner eifrigen Beredsamkeit zum Teil recht eindrucksvoll und treffend, ich vermisse nur hier wie fast überall in seinem „Goethe" diejenige Klarheit, Uebersichtlichkeit und Widerspruchsfreiheit, die zur rechten Belehrung notwendig gehört.

Die Widerspruchsfreiheit fehlt auch in Chamberlains Beurteilung von Goethes naturwissenschaftlichen Tendenzen. Goethe hat „die Eigenart und die Berechtigung des exakt-mechanischen Standpunktes und seiner „auf technische Einheit" (im Unterschiede von der „architektonischen Einheit", die Goethe anstrebt) gerichteten Ideen

nie recht eigentlich eingesehen und anerkannt, vielmehr diesen Standpunkt und diese Ideen auf ihrem eigensten Gebiete bekämpft." (S. 305.) „Es gab Augenblicke, wo er gar keine ‚tote Materie' zugeben wollte und gegen jede mechanische Ansicht ‚unempfänglich, ja unleidsam' war." (S. 346.) Chamberlain teilt diese Anschauung natürlich nicht, sondern er erklärt sie für „eine Schwäche, die die Ursache endloser Verwirrung" geworden sei. Er selbst ist sich völlig klar über die Berechtigung der von Goethe abgelehnten Forschung. „Nichts, was wir Menschen zu wissen imstande sind, ist gewisser als die Berechtigung der mechanischen Naturforschung." (S. 306.) Ihre Erfolge beweisen das aufs klarste. „Wer ihre Leistungen nicht kennt und deren Eigenart nicht begreift, ist zu beklagen, wer sie leugnet, ist der Gegenrede nicht wert." (S. 380.) Sie wird geleitet von dem „richtigen Instinkt", die Natur selbst zu Worte kommen zu lassen, im Gegensatz zum einzelnen, wenn auch noch so begabten, der Natur gegenüber nichtsdestoweniger unzulänglichen Hirn." (S. 249.) Und sie ist nun einmal genötigt, ihre gesamte Symbolik den materialistischen Vorstellungen zu entnehmen, weil sie als einziger Gegenstand den Stoff und als einziges Deutungsgebiet die Bewegung zugewiesen erhielt; weswegen sie sich notwendig einer materialistischen Sprache bedienen muß und ein frommgläubiger Newton sich als Naturforscher nicht anders ausdrückt als jeder dogmatische Materialist." (S. 282.) „Es handelt sich also nicht um einen Kampf für Goethe und gegen die exakte Mechanik, sondern um einen Kampf für das Existenzrecht anderer Weltanschauungen neben der mechanischen." (Von mir gesperrt.) (S. 380.) Mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit spricht Chamberlain dies aus. Wenn er es nur nicht immer wieder vergäße und sich mit Goethe, in der Verfechtung seiner Methode, höchst ungerecht gegen die exakte Forschung ereiferte! Gewiß, er hat ein gutes Recht, die Schale seines Zornes auszugießen über die Häckel und Ostwald, die das ehrliche Gewand des Forschers, das sie mit Ruhm trugen, in einen Philosophenmantel umgearbeitet haben, für den der Stoff doch längst nicht ausreichend war; die den Teil für das Ganze nehmen und die Gesetze, die auf ihrem Sondergebiete gelten, für absolute Wahrheiten halten und als Dogmen verkündigen. Er hat ein Recht, gegen die Mathematik zu eifern, die ihre Grenzen überschreitet, die sieben Welträtsel im Handumdrehen löst und damit „eine Vernichterin von vielem wird, ohne das es nicht wert ist ein Mensch zu sein". Wir gönnen, ja, wir danken

ihm hier ein kräftiges Wort, und jeder tiefer Gebildete wird ihm beistimmen, wenn er z. B. die ohne philosophische Besinnung auf die „bloße Erfahrung" pochenden Forscher folgendermaßen abfertigt: „Die Phrase von der ‚bloßen Erfahrung' als Prinzip der Naturforschung, gegen die Goethe sich ereifert, wird noch heute unter uns mit priesterlicher Arroganz von leitenden Naturforschern verkündet, als sei hiermit ein Höhepunkt erreicht, von wo aus sie, mitleidig überlegen, alles Streben, Irren und Hoffen der Menschheit zu ihren Füßen erblickten; und doch drückt dieses Wort nichts weiter aus als eine bedauerliche Unfähigkeit zu besonnenem Denken, als die Philisterei philosophisch unzulänglicher Menschen, und ist in Wirklichkeit ein sinnloses Silbengeklapper, neben welchem jedes Credo eines Kongonegers Verehrung verdient." (S. 301.) Gewiß, wer den Begriff der Erfahrung mißbraucht, um darauf eine materialistische Philosophie zu gründen, der verdient eine Zurechtweisung. Er gleicht einem Manne, der ein Schloß mit einem anderen Schlosse aufschließen will, das er lächerlicherweise für einen Schlüssel hält. In dem Begriff der Erfahrung sind ja die sieben Welträtsel, die er mit ihr lösen will, schon allesamt enthalten. Und wenn der theoretische Physiker oder der Chemiker glaubt, ihm erschließe sich der Kern der Dinge, er tue einen Blick hinter die Erscheinungswelt, deren bunte Schleier die übrige, ihren Sinnen trauende Menschheit täusche, so fehlt es auch ihm an der rechten Besinnung. In Wahrheit bleibt auch er mit seinen abstraktesten Formeln und Berechnungen ganz und gar in der Erscheinungswelt, ja, in gewisser Hinsicht rückt er der Wirklichkeit sogar ferner, als der naive Mensch, der die Welt ganz so nimmt, wie er sie in der Wahrnehmung erfaßt. Denn die Atome, Jonen und Elektronen sind ja etwas aus der Wahrnehmung, die wir erleben, nur Erschlossenes, nach Analogie mit der tatsächlichen Wahrnehmung Gedachtes, also gewissermaßen Gegenstände einer hypothetischen, bloß gedachten Wahrnehmung, einer Wahrnehmung zweiten Ranges. Wenn wir das Rot, das wir empfinden, auf Aetherschwingungen von unvorstellbarer Kleinheit und Schnelligkeit zurückführen, so sind wir keineswegs „hinter" das Rot gekommen, haben es nicht im mindesten „erklärt", sondern wir haben uns das Rot nur in einer bestimmten, zweckmäßigen Weise zurechtgelegt und, wie Goethe es mit treffender Kürze ausdrückt, „das Gesehene in ein aufgelöst". Denn die Aetherteilchen, deren Schwingungen der Getastetes umgewandelt, den schärfsten Sinn in den stumpfsten

Farbenempfindung mechanisch entsprechen, sind selbst natürlich farblos, aber nach Analogie der Tastwahrnehmungen als etwas Ausgedehntes, Körperhaftes, dem Druck Widerstrebendes zu denken.

Genug, wer sich der Mechanik verschreibt und, farbenblind für andere, ebenso berechtigte und notwendige Anschauungen, in ihr die absolute Wahrheit erblickt, der ist auf einem jämmerlichen Irrwege, einem Irrwege, der schließlich zur Barbarei, zur Zerstörung alles dessen führen muß, was den Menschen erst zum Menschen macht. Dies in der eindrucksvollsten Weise und zum Teil auch sehr einleuchtend in seinem „Goethe" verkündigt zu haben, ist unstreitig ein Verdienst Chamberlains, das wir ihm nicht vergessen wollen. Denn wenn auch der Weck- und Warnruf, den er erschallen läßt, ja keineswegs neu ist, so hat er doch bei ihm eine besondere Klangfarbe und Intensität, abgesehen davon, daß heute in dieser Sache jeder Rufer zu begrüßen ist. Die sogenannte „naturwissenschaftliche Weltanschauung", dieser fürchterliche Ersatz des früher die Massen beherrschenden Christentums, hat ja eine Verbreitung gefunden, die sicherlich zu einer ernsten Gefahr für die geistig-sittliche Fortentwicklung des Volkes zu werden angefangen hat. So schlimm, wie Chamberlain die Sache hinstellt, steht es nun freilich doch nicht. Es ist eine starke Uebertreibung, wenn er behauptet, daß „fast unser gesamtes Denken und Forschen" heute in der barocken „Mythologie" des Materialismus lebe und webe, und daß innerhalb der Naturwissenschaften nur einzelne „denkende Forscher exaktester Richtung" von dem Wahne frei seien, die aber so wenig gehört würden „wie diejenigen römisch-katholischen Geistlichen, welche die Notre dame-de-Lourdes und ähnliche Mißbräuche aufrichtig beklagen." Soviel ich sehe, ist der Materialismus in den Kreisen unserer Naturforscher stark im Rückgange begriffen, wie sich schon darin zeigt, daß sie Häckel und Ostwald bei ihren philosophischen Dilettantereien und monistischen Seelenfischzügen keineswegs Gefolgschaft leisten. In der weit überwiegenden Mehrzahl halten sie sich heute, wie mir scheint, durchaus in ihren Grenzen und sind, Kantisch geschult, fern davon, die Gesetze der Bewegung, die sie aufstellen, für absolute Wahrheiten und für wirkliche „Erklärungen" (S. 376) der Phänomene zu halten. Schon Kirchhoff, ein doch Chamberlain sicherlich bekannter Klassiker der theoretischen Physik, hat es ausgesprochen, daß die Mechanik die physikalischen Vorgänge keineswegs erkläre, sondern lediglich auf eine besondere, genauere Art beschreibe. Dazu kommt, daß Chamberlain, wie schon

gesagt, immer wieder die exakte Forschung angreift, auch wo sie durchaus auf ihrem Gebiete geblieben ist. So tadelt er (S. 286) die Naturwissenschaft deswegen, weil sie „nur noch eine Technik für den Spezialforscher" und daher „für den denkfähigen, gebildeten Laien unbegreiflich" geworden sei, und wirft ihr vor, mit ihrer Unbegreiflichkeit das Anwachsen eines „traurigen Mystizismus" unter uns verschuldet zu haben. Diese „Unbegreiflichkeit" ist doch aber ein unabänderliches Attribut der von Chamberlain als vollberechtigt anerkannten exakt mathematischen Forschungsmethode. Mit einer Physik, die „dem denkfähigen, gebildeten Laien" ohne weiteres „begreiflich" wäre, kann man nun einmal keine Planetenbahnen berechnen und keine drathlose Telegraphie erfinden. — Es brauchte auch für den Kantianer gar nicht zum Entsetzen zu sein, wenn Jacques Loeb eine aufopfernde Handlung mechanisch oder chemisch „erklärt". Es wäre nur dann zum Entsetzen, wenn Jacques Loeb in der Aufopferung wirklich „lediglich" „eine chemische Reaktion" sähe, die man durch eine geeignete Serum-Einspritzung verhindern könnte. Denn, wie Chamberlain selbst sagt, „die Wissenschaft kann und darf nicht anders denken". Die exakte, materialistisch orientierte Forschungsmethode ist nun einmal das einzige Mittel, um über die psychischen Vorgänge wirklich diejenige Gewalt zu gewinnen, die wir im Interesse der Heilkunst anzustreben haben. Der beste Gewährsmann hierfür ist Kant, der bekanntlich die Wissenschaft als wahre Wissenschaft nur in dem Maße gelten ließ, als sie Mathematik enthält, und der erklärt hat, wir könnten bei „astronomischer Kenntnis" des Gehirns — dem Ziel der Gehirnforschung — eine menschliche Handlung so genau vorausberechnen wie eine Sonnenfinsternis. Solange die medizinische Wissenschaft in ihren Grenzen bleibt und ihre „Erklärungen" psychischer Phänomene nur auf ihrem Gebiete praktisch und theoretisch verwertet, ist sie durchaus im Rechte, und es ist eine Inkonsequenz und Ungerechtigkeit, wenn Chamberlain sie immer wieder angreift und die Gesetze, die sie aufstellt, mit Goethe als „chemische Philistergesetze" verspottet. — Anstatt, wie er eigentlich wollte und müßte, die Goethesche Forschungsmethode und die exakte nebeneinander zu stellen und jede in ihrer Art zu würdigen, benützt er die Darstellung von Goethes Denkweise zu Angriffen auf die exakte Forschung, tut, als ob die Atomistik ein Verbrechen wäre — wobei er, nebenbei gesagt, den Fehler macht, das Atom unserer modernen Chemie für einen ausdehnungslosen Punkt zu erklären, — und behandelt in

dem Abschnitt „die Farbenlehre" die mathematische Optik und ihre Vertreter wie Newton und Lord Kelvin, die doch wahrlich Erstaunliches geleistet und die Brauchbarkeit ihres Verfahrens bewiesen haben, mit einer ironischen, schulmeisterlichen Ueberlegenheitsmiene, die sehr abstoßend wirkt und um so unberechtigter ist, als, wie schon die falsche Auffassung des Atoms zeigt, die rein physikalischen Partien dieses Abschnitts durchaus nicht in jedem Punkte die kritische Beleuchtung eines geschulten Physikers vertragen.

Am allerungerechtesten ist Chamberlain gegen die moderne Entwicklungslehre. Er sieht in ihr den Beweis eines „geistigen Tiefstandes", dessen wir uns zu schämen hätten. Das Streben der Deszendenztheoretiker, die Verwandtschaft der Lebewesen auf Blutsverwandtschaft zurückzuführen, bringt ihn so in Zorn, daß er es nur mit Rücksicht auf Darwins „lauteren Charakter" unterläßt, diesen großen Forscher zu beschimpfen: so nennt er ihn wenigstens nur „kindlich". Goethe habe mit diesen „der historischen Seuche" entstammenden Hohlheiten nicht das mindeste zu tun. Für ihn sei die Verwandtschaft der Gestalten etwas rein Ideelles und die ganze Welt ein einziger, ungeheurer, zusammenhängender Organismus, nicht „ein Darwinistisches Chaos", während in seiner Umgebung alles „vom Naturforscher und Philosophen bis zum Offizier im Ruhestande und bis zur Hofdame" an die Entwicklung der Organismen geglaubt habe. Da wundert man sich nur, weshalb Goethe Geoffroy de St. Hilaire nicht nur nicht eines „hohlen Ungedankens" geziehen, sondern ihm sogar aufs lebhafteste zugejubelt hat, als dieser in dem bekannten Streit mit Cuvier die Deszendenzlehre — freilich in einer nicht haltbaren Form — vor das Forum der französischen Akademie der Wissenschaften brachte. Chamberlain vergißt, daß es bei dem Fortschritt wissenschaftlicher Ideen nicht aufs Behaupten ankommt, sondern aufs Begründen. Behauptet worden ist die Drehung der Erde um die Sonne lange vor Kopernikus, aber Kopernikus hat diese Behauptung begründet, und darum gebührt ihm der Ruhm dieser hochbedeutsamen Umkehrung der gewöhnlichen Anschauung. So bleibt auch Goethes Verdienst in der Evolutionsfrage bestehen, selbst wenn zu seiner Zeit die Abstammung des Menschen vom Affen als Gesprächsthema schon bis in die Salons der Hofdamen gedrungen war. — Chamberlain macht ferner auch hier fälschlicherweise gar keinen Unterschied zwischen der evolutionistischen Forschung selbst und ihren dogmatisch monistischen Ausschweifungen und Grenzüberschreitungen. Descendenzlehre

und Häckelsche Kosmogenie, das sind doch zwei verschiedene Dinge. Der berüchtigte „Urbrei" am Anfang aller Dinge würde Goethe natürlich ebensowenig geschmeckt haben, wie wir Geschmack daran finden. Ganz wie die besonnenen Forscher unserer Tage hielt sich Goethe an die uns faßliche Mitte des Weltlaufs und ließ Anfang und Ende auf sich beruhen. Von „letzten Ursachen", vom Entstehen, wollte er nichts wissen, aber für die erforschbare Mitte empfahl und vertrat er „die genetische Methode, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann". (Cottasche Jubiläumsausgabe, Band 39, S. 248). Gewiß, seine Betrachtungsweise war keineswegs mechanistisch, aus einem Keime durch nichts als Zufälle die ganze Gestaltenfülle sich entwickeln zu lassen, das wäre ihm absurd erschienen. Ihm war die Natur stets eine „nach dem Regellosen strebende, sich selbst immer regelnde und so im Kleinsten wie im Größten durchaus gott- und menschenähnliche Natur". Er vergaß nie „ihr unzweideutiges Genie", ihre Schöpferkraft und Göttlichkeit. Aber zugleich — klaren Auges, wie er war — kannte er auch ihre Launen und Tücken, ihre Verschwendung und Grausamkeit; er wußte, daß sie ihr Ziel oft nur auf wunderlichen Umwegen erreicht, und so bin ich überzeugt, daß Goethe Darwin, wenn er ihn erlebt hätte, genau so zugejubelt haben würde, wie er Geoffroy de St. Hilaire zugejubelt hat, und daß er ein nach den Ergebnissen der Deszendenzforschung gearbeitetes modernes Lehrbuch der Zoologie mit hoher Freude und dem Gefühl einer schönen Erfüllung seiner Hoffnungen gelesen hätte. Statt vieler Stellen, die hierfür sprechen, will ich nur die herrlichen Worte anführen, die im zweiten Teil des Faust Thales zu Homunkulus spricht:

„Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst Du Dich nach ewigen Normen
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast Du Zeit."

Es ist doch wohl nicht so „unsinnig", Goethe zum Evolutionisten und zu einem Vorläufer Darwins zu „stempeln". Diese evolutionistische Forschung ermöglicht ja auch in hohem Maße gerade das, worauf Goethes Streben gerichtet war: Die verwirrende Fülle von Gestalten zu ordnen, zu gliedern und geistig zu beherrschen. Die „Ursachen", die mechanischen Ursachen, die die Forschung unter

dem Titel des Kampfes ums Dasein vielfach als wirksam erwiesen hat, hätten Goethe nicht gereizt, wie sie Chamberlain reizen. Denn er, der das einzelne stets im Ganzen sah, hätte sie für die „Bedingungen" des Werdens erklärt, für die Mittel, deren die Natur sich bedient, um ihre Gesamtabsicht zu erreichen. Die äußeren Umstände waren für ihn wesentlich die Erreger der dem Lebendigen innewohnenden plastischen, organisatorischen Kraft. Diese Kraft ist das bei allen „Erklärungen" Vorausgesetzte, allen Verwandlungen der Lebewesen zugrunde Liegende. Sie ist dies aber auch für jeden besonnenen Forscher. . Wenn die Forschung davon vielfach überhaupt nicht spricht, so geschieht dies nicht, weil sie die Gestaltungskraft der Natur, ihre „Genialität", leugnete, sondern weil diese nicht in ihr Forschungsbereich fällt, weil sie das ewige Rätsel und Wunder, das Ueberwissenschaftliche und Unerforschliche ist. Goethe, der sich bei der oben erwähnten Totalität seines inneren Seins nie ganz so einzuengen und zu zerspalten vermochte wie der exakte Forscher, hält sich, wie schon gesagt, selten lange in den Grenzen des rein Wissenschaftlichen. Er verweilt am liebsten „mit Bewußtsein in der Region, wo Metaphysik und Naturgeschichte ineinander greifen". Er wechselt schnell mit den verschiedenen Betrachtungsweisen oder flicht sie gar ineinander, so daß seine naturwissenschaftlichen Darlegungen und Betrachtungen vielfach etwas Schillerndes haben, was ihre Lektüre nicht eben leicht macht. Um Goethes Anschauungen über Natur und Welt zu völliger Klarheit zu erheben, dazu gehört deshalb eine ganz seltene Fähigkeit, sich in fremde Gedankengänge hineinzufinden und verschlungene Gedankengeflechte auseinander zu lösen und dauernd auseinander zu halten. Simmel besitzt diese Fähigkeit, Chamberlain nicht. Er bringt viel Anregung, zugleich aber auch Verwirrung statt Klärung. Einen guten Teil der Schuld hieran trägt der Umstand, daß Chamberlain bei der Darstellung des Goetheschen Geistes von seiner eigenen Denkweise nicht absehen kann. Er macht Goethe annähernd zum Kantianer, während in Wirklichkeit Goethe der Hegelschen Anschauung viel näher steht. Die Ideen, die in Goethes Schriften eine so große Rolle spielen, werden von Chamberlain viel zu subjektiv, zu idealistisch, zu Kantisch gefaßt. Goethe trennt nicht, wie Chamberlain, Wirklichkeit und Idee, so daß ihm z. B. die „Art" nur eine Idee wäre. Vielmehr ist ihm die Wirklichkeit etwas der Idee durchaus Entsprechendes, etwas, worin sie sich realisiert. „Ich bin zur Identitätsschule geboren", das bedeutet in Goethes Munde doch keineswegs nur, wie Chamberlain will: „Ich

bin in hohem Grade Ideenbildner". Doch darüber werden wir bei Simmel weitere Aufschlüsse finden.

In einer geradezu komischen Verranntheit in seine Lieblingsideen zeigt sich Chamberlain, wenn er Goethe zum grundsätzlichen Gegner jeder kausalen Erklärung macht. Er sagt: „Goethe verbannt aus aller ernst zu nehmenden Erforschung der Natur die Frage nach Ursprüngen und die Frage nach Ursachen". Man sieht hier deutlich, wie der Wahn ihn verblendet, der Wahn nämlich, daß die Erforschung ursächlicher Zusammenhänge, die „sterile Kausalitätsjägerei", wie er es nennt, ein Erzeugnis „jener jüdischen Weltanschauung sei" die, durch den Kirchenglauben eingebürgert, längst in jede Lebenssphäre übergegangen sei und, in unserer Naturwissenschaft genau ebenso heimisch wie in den Zellen frommer Mönche, unseren Geist wie ein Knochenfraß in seinen tragenden Elementen zerstöre" (S. 310). Es ist kaum zu glauben. Weil nach dem ersten Buch Mose Gott die Welt gemacht hat, forscht Darwin wie „Moses" nach Ursachen und korrumpiert unseren Intellekt! Und das sagt der Kantianer Chamberlain, der auf S. 306 erklärt: „Kant, auf den Goethe sich gern beruft, hat gezeigt, daß hinter dem mechanischen Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung ein Gesetz des menschlichen Verstandes (also doch kein Judentum!) liegt, daher es unter keinem Vorwande erlaubt ist, irgendeine Erscheinung davon auszunehmen, da diese dadurch zu einem bloßen Gedankending und Hirngespinst würde". Freilich, auf S. 310 heißt es dann wieder, dies Gesetz gelte nach Kant nur für die Erscheinungen, nicht für die Dinge an sich. Was aber hat das zu besagen, da wir es doch immer und schlechterdings nur mit den „Erscheinungen" zu tun haben! Zum Abschluß dieser verworrenen Gedanken leistet sich dann Chamberlain noch das sophistische Fechterstückchen, daß er für „Ursachen" plötzlich „letzte Ursachen" einsetzt, nach denen zu fragen dann freilich nach Kant wie nach Goethe keinen Zweck hat.

Das fünfte Kapitel, „Der Dichter", ist wohl das schwächste im ganzen Buche. Ohne Einschränkung zu rühmen wüßte ich darin eigentlich nur die Stellen, wo Chamberlain ins Einzelne, Konkrete geht, vor allem die Besprechung der „Harzreise im Winter" und des „Heiderösleins"*), die beide außerordentlich schön sind. Es

*) Ich begreife nur nicht, warum Chamberlain schreibt „mußte es eben leiden" und im Anhang erklärt: dieses „mußte" der ersten Ausgabe sei der jetzigen Lesung „mußt" vorzuziehen, „welche sich erst in der Ausgabe von 1806—10 mitten in den Kriegsunruhen einschlich." Man kann ja „mußte" vor „es" überhaupt kaum sprechen.

sind zwei leuchtend rote Rosen in einem zum Teil recht strohernen Kranze. Denn was Chamberlain hier über Kunst und Dichtung überhaupt und über Goethes Dichtung im allgemeinen vorbringt, ist fast alles von sehr zweifelhaftem Wert. Hier führt die Phrase, das verschwommene, undurchdachte, nicht treffende Wort in einem Grade die Herrschaft, daß man beim Lesen bisweilen Mühe hat, geduldig zu bleiben und sich nicht mit Liebenswürdigkeiten das Herz zu erleichtern, wie man sie von Chamberlain zu lernen so reichlich Gelegenheit hat. Der Grund hierfür ist wesentlich darin zu suchen, daß Chamberlain seine kunstpsychologischen und ästhetischen Begriffe und Doktrinen nicht aus dem Studium der Psychologie und Aesthetik geschöpft hat, sondern aus den Schriften Richard Wagners, dem Chamberlain bekanntlich in kritiklos schwärmerischer Verehrung anhängt. Von Wagnerischem Geiste ist dies Kapitel erfüllt. Es dampfen darin die Nebel, die in Bayreuth aufgestiegen sind und in denen die Umrisse aller Dinge verschwimmen. Das zeigen schon die Worte, mit denen er den Unterschied der Poesie von den übrigen Künsten bezeichnet; er redet von „Sinnenkunst“ und „Wahnkunst“, von „Kunstwirklichkeit“ und „Kunstwahn“, ja, er scheut sich nicht, den poetischen Sinn einen „Wahn-Sinn“ zu nennen. Diese Unterscheidung fußt auf der grundverkehrten Meinung, daß die Poesie etwas völlig Unsinnliches, der Poet ein reiner „Geisteskünstler“ sei. Man gebraucht freilich oft das Wort Poesie in einem so unbestimmten Sinne, daß es ungefähr gleichbedeutend ist mit Phantasie, Traum und Stimmung. Aber in diesem Sinne ist Poesie ein Gemeinbesitz aller Künste, auch der „Sinnenkünste“. Poesie im engeren, eigentlichen Sinne hat im Worte genau so gut ein sinnliches Mittel wie die anderen Künste. Die Ilias besteht keineswegs „ausschließlich aus Vorstellungen im Hirne“. Vielmehr sind diese Vorstellungen an die Worte und ihren Rhythmus ganz ebenso geheftet und durch sie bedingt, wie die Gefühle und Imaginationen, die ein Gemälde oder ein Musikstück erweckt, durch die Farben und Klänge bedingt und an sie geheftet sind. In Wahrheit handelt es sich nicht um Art-, sondern um Gradunterschiede. Der dichterische Kunstgenuß ist immer vorwiegend imaginativ, während in den übrigen Künsten das rein Sinnenfällige, das „Sensorische“ oft ebenso sehr, ja vielfach stärker wirksam ist, als das Imaginative. Doch ich erlaube mir, hierfür auf meinen Artikel „Zur Psychologie der Kunst“ im Aprilheft dieses Jahrgangs zu verweisen. Die da besprochene vortreffliche „Psychologie der Kunst“ von Müller-Freienfels ist eine Lektüre, die Chamberlain dringend zu empfehlen wäre.

Am Wagnerisch-nebelhaftesten sind begreiflicherweise Chamberlains Auslassungen über Musik. Die Musik nennt er „die Naturkunst des Ohres" gegenüber den mehr menschlichen Künsten des Auges, — während es doch in Wahrheit eher umgekehrt ist, da die bildenden Künste die Natur nachbilden, die Musik aber kaum Vorbilder in der Natur hat und also eine rein menschliche Schöpfung ist. Für Chamberlain freilich ist das Gehör „objektiver" als das Gesicht. Nach seiner sehr sonderbaren Psychophysiologie „vermittelt das Ohr die Weltentiefen", „reicht weiter hinaus in die Welt und bringt reineres Zeugnis" als das Auge. Dies Gerede zu widerlegen ist überflüssig. Es ist „Wahn-Sinn", und dabei hat es leider nicht einmal Methode.

Daß auf dem schwammig-unsicheren Boden dieser ästhetischen Anschauungen keine treffende Charakteristik der Goetheschen Poesie erwachsen kann, liegt auf der Hand. Man kann fast von diesem ganzen Kapitel sagen, daß das Richtige darin nicht neu, das Neue aber nicht richtig oder doch nur halb richtig sei. Daß Goethe in einem ganz anderen, tieferen Sinne, als man das Wort gewöhnlich braucht, „Gelegenheitsdichter" war, ist so bekannt, daß ich wirklich nicht begreife, wie Chamberlain schreiben kann: „überall lese ich, Goethe habe „auch geniale Gelegenheitsgedichte" geschrieben"! (485.) Daß Goethe ferner Realist und als solcher bestrebt war, nicht „das Poetische zu verwirklichen", sondern „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; daß er als Dichter von der höchsten Echtheit, „fern von aller Sentimentalität, von allem Haschen nach Geistreichtun (sic), von allem Witz" und zugleich der formenreichste aller Dichter war, weil er sich nie wiederholte, nie dichtete, um zu dichten, sondern nur, wenn ein neues inneres Erlebnis in seinem Geiste Gestalt gewonnen hatte und nun zur Formung in Worten drängte, — das alles findet man fast in jedem Buch über Goethe, und in vielen durchaus nicht schlechter dargestellt als bei Chamberlain. Wo Chamberlain dagegen von dem uns Bekannten und Vertrauten abweicht, gerät er fast immer auf falsche Wege. Er sieht Goethe als Dichter auf derselben einsamen Höhe, auf die er schon den Naturforscher gestellt hat. Was er aber anführt, um Goethes „Sonderstellung" deutlich zu machen, ist keineswegs geeignet, diesen Zweck zu erfüllen. Goethe, so meint er, habe als Dichter ein einzigartiges Verhältnis zu den „Sinnenkünsten" gehabt. Dem Dichten selber seien bei ihm musikalische Empfindungen und nach diesen ein inneres Bilden nach Art des Malers und Bildhauers vorausgegangen, so daß er nicht

die rohe Wirklichkeit zum Material seines dichterischen Schaffens gehabt habe, sondern eine künstlerisch schon geformte, eine „kunstverwandte" Wirklichkeit. Dies ist zunächst kunstpsychologisch höchst anfechtbar. So verkehrt Chamberlain die Poesie und die „Sinnenkünste" zuerst völlig getrennt hat, so verkehrt bringt er sie hier zusammen und durcheinander. Gewiß, Stimmungen und aufleuchtende Imaginationen gehen dem Dichten voraus. Aber sie gehen allem künstlerischen Schaffen voraus. „Wer's nicht malt, der singt es." Die produktive Stimmung mit ihrer Erhöhung des Gefühls und des Vorstellungslebens führt den einen ans Klavier, den zweiten an die Staffelei, den dritten an den Schreibtisch. Schon beim ersten Anfang der Gestaltung trennen sich die Wege der Kunstschaffenden. Wie Chamberlain ganz richtig sagt, ist alles, was Goethe, wie übrigens jeder echte Dichter, darstellt, Bewegung und Leben; er verwandelt auch das völlig Starre und Ruhende, den Fels oder den stillen Teich, irgendwie in ein Bewegtes, während der bildende Künstler eben die Bewegung nicht darstellen kann und daher selbst die rasende Mänade zu Stein erstarren läßt. Wirklich malerische, bildmäßige innere Bilder sind daher für den Dichter so wenig brauchbar wie wirkliche musikalische Intuitionen. Beide würden ihn nur von seinem Wege abführen, zu einem musikalisch-poetischen Zwitterding und zu jener „redenden Malerei", der Lessing im Laokoon mit Recht den Prozeß gemacht hat. Daß Goethes Poesie Musik und bildende Kunst als Elemente in sich enthalte, ist nichts als ein geistreiches Aperçu, „ein Einfall" wie der des Simonides, von dem Lessing im Laokoon ausgeht, „dessen wahrer Teil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führet, übersehen zu müssen glaubet." Der „wahre Teil" von Chamberlains Ausführungen ist, daß Goethes Dichtungen im weiteren, unbestimmten Sinne des Wortes ebenso musikalisch wie malerisch sind, d. h. daß sie ebenso klanglich und rhythmisch schön sind, wie reich an Bildern und Anschauungen. Im übrigen sind sie Poesie. Ein Gedicht, das „ganz Musik" ist (S. 500), hat Goethe nicht geschrieben, ein solches Gedicht gibt es überhaupt nicht. Mit alledem ist nun aber doch ferner nicht im mindesten die Einzigartigkeit Goethes erwiesen, die Chamberlain fortwährend im Munde führt. Mehr oder weniger malerisch und musikalisch sind alle echten Dichtungen, und wieviele Dichter haben ausdrücklich erklärt, daß ihren dichterischen Konzeptionen etwas Musikalisches, ein inneres Singen und Klingen vorausginge! Ich erinnere an Schiller, Otto Ludwig, Heine

und Nietzsche. Sollte der so belesene Chamberlain wirklich Schillers Bekenntnisse dieses Inhalts nicht kennen! Wieviele Dichter haben sich ferner wie Goethe abgemüht, in der Malerei es zu etwas zu bringen, und haben aus ihrem Verkehr mit der bildenden Kunst eine Verfeinerung und Stärkung ihres Farben- und Formensinnes gewonnen! Man denke z. B. an Gottfried Keller, dessen ungemein farbige, anschauliche Darstellungsweise man mit dem besten Rechte seiner Beschäftigung mit der Malerei zuschreiben könnte, wenn man es machen wollte wie Chamberlain.

Auch daß der Gehalt in Goethes Dichtungen Wirklichkeit, künstlerisch geformte Wirklichkeit sei, die Form dagegen rein poetisch, ist nicht geeignet, die Einzigartigkeit Goethes deutlich zu machen. Die Unterscheidung von Form und Gehalt ist, ähnlich wie die von Subjekt und Objekt, für nicht unerbittlich scharf und klar denkende Menschen erfahrungsgemäß eine ganz außerordentliche Gefahr, ins Verschwommene und Phrasenhafte hineinzugeraten, und Chamberlain erliegt dieser Gefahr wiederholt. So z. B. wenn er von einem Gedichte sagt, es sei „ganz Form geworden." Was er damit vermutlich sagen will, ist etwas Selbstverständliches. Denn jedes gute Gedicht ist, von der einen Seite betrachtet, durch und durch Form. Von der anderen aber ist es Gehalt. Ein Gedicht, das „ganz Form" wäre, gibt es überhaupt nicht, es müßte denn aus sinnlosen Silben zusammengesetzt sein. Was soll ferner der Satz heißen: „Er malt nicht den Inhalt aus, sondern er zeichnet mit wenigen Strichen die Form hin"? Wenn endlich den Gehalt von Goethes Poesie die Wirklichkeit, die Natur, bildet, ihre Form aber rein poetisch sein soll, mit welchem logischen Rechte wird dann die „Naturtreue" als ein Element dieser Form hingestellt? Soweit aber Chamberlains Ausführungen zutreffend sind, zeigen sie wieder, wie gesagt, nicht Goethes Einzigartigkeit. Gewiß, Goethe steht „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde," und nimmt aus ihr die Nahrung seines Geistes und Herzens, aber es gibt doch auch andere Dichter, die im Kerne ganz realistisch und wirklichkeitstreu und doch reine Poeten sind, wie z. B. Gottfried Keller. Das „Eingeisten" des Erlebten ist doch nicht nur Goethe eigen, sondern etwas, was sich in irgendeinem Grade sogar bei allen Menschen findet. Goethe freilich stellt hier wieder die höchste Steigerung des Allgemeinmenschlichen dar, und so hätte Chamberlain ihn auch in diesem Punkte schildern sollen.

Ein guter Gedanke ist es, daß Goethes Dichtungen etwas Unabgeschlossenes, Unabgerundetes, Rätselvolles deshalb haben, weil

Goethes Denkweise die Gewaltsamkeit, der Wille zum System, in einem ganz seltenen Grade fehlt. Wir sprachen schon oben davon. In der Wirklichkeit hängt alles mit allem irgendwie zusammen, es gibt darin nichts Einzelnes, keinen Anfang und kein Ende, der Künstler muß entschlossen ein Stück herausschneiden und die Schnittränder hübsch besäumen, daß es wie ein selbständiges, in sich geschlossenes Ganzes erscheint. Goethes Hände aber zitterten oft ein wenig bei diesem Schneiden und Säumen. Denn im Innersten erstrebte er das Unmögliche, der Natur in der Nachbildung in keiner Weise Gewalt anzutun. Goethe war sich selbst klar darüber.

„Daß Du nicht enden kannst, das macht Dich groß,
Und daß Du nie beginnst, das ist Dein Los."

Die verhaßten Professoren kommen in diesem Kapitel besonders schlecht weg. Daß Chamberlain gegen die Modell-Jägerei kräftig protestiert, begrüße ich, wenn das „Identifizieren" auch nicht gerade immer auf „einem frevelhaft oberflächlichen, sinnlosen, plumpdumm-philisterhaften Mißverstehen" zu beruhen braucht. Aber seine Entrüstung über unsere Philologen, die an Goethes Ausdrucksweise hier und da herumkritteln, kann ich in der Hauptsache nicht teilen. Ich finde die Bildung „tüchtighaft" nicht schön, und so ehrwürdig uns der „letzteste" Kuß Goethes sein muß, so wird man eine Nachahmung doch niemand anraten wollen. Chamberlain gehört zu den Genieverehrern, die keinerlei Kritik an ihren Helden vertragen. Er bekennt sich (S. 530) zu der, beinahe „wahn-sinnigen", Ueberzeugung, „Goethe habe immer genau gewußt, was er wollte, habe sich seine Absicht mit unermüdlicher Ausdauer bis zur durchsichtigen Klarheit überlegt und habe dann mit unzweifelhafter Genialität diese Absicht zu Gestalt gewandelt." Wenn „die platten Gesellen, welche die Vergötterung der deutschen Gelehrtenwelt genießen", hierin anderer Meinung sind, so kann ich ihnen nur zustimmen. Quandoque bonus dormitat Homerus. Kritiklosigkeit ist kein notwendiges Ingrediens der Verehrung.

Das sechste Kapitel, „Der Weise", hat mir beim ersten Lesen am meisten gefallen, wiederholte Lektüre aber hat mich auch hier kritischer gestimmt. Chamberlains Darlegungen vertragen eben eine genauere Prüfung meist schlecht. Sie bestechen zunächst durch Lebhaftigkeit des Vortrags, Wortfülle und einen gewissen Glanz und Schwung der Darstellung, sowie durch den Schein eines eigenartigen, tief eindringenden Denkens. Vor dem genauer hinschauenden

Blick zerrinnt jedoch meist dieser Schein, und der Wortreichtum sieht wie ein Mittel aus, um das Einfache als schwierig, das Alte als neu, das Nicht-zu-Ende-Gedachte als tief erscheinen zu lassen. Freilich findet man auch immer wieder Gedanken, um derentwillen sich die Lektüre doch schließlich lohnt.

„Goethe ist", so beginnt Chamberlain das Kapitel, „der weiseste Mensch, von dem wir Kunde besitzen", und ich glaube, das ist keine Uebertreibung. Weisheit ist eine lebendige Verbindung von Realismus und Idealismus, von Tatsachensinn und Eingewurzeltsein im Ewigen, ein tiefes Vertrautsein mit allen Dingen und doch über ihnen stehen; ein Hingegebensein an die Welt, ohne sich in ihr zu verlieren, ein Leben im Heute, im Jetzt und doch „in den Jahrtausenden". Und wo wäre alles dies mehr anzutreffen als bei Goethe? „Er ist nicht Religionsstifter, nicht Verkünder einer philosophischen Doktrin, nicht stupender Gelehrter, noch träumt er von sozialpolitischer Allbeglückung; vielmehr steht er zu allen derartigen Geistesrichtungen in einem Widerspruch, der ihn solchen Männern gegenüber leicht in die Stimmung des Widersachers treibt." Aber gerade dies begründet seine Weisheit, die das Gegenteil jeder Einseitigkeit, jedes engen Strebens, jedes verblendenden Wahnes ist. Goethe hat alles Menschliche gekannt und geschätzt, aber nichts überschätzt. Er hat sich in nichts verrannt, er war frei von aller Ueberspannung, wie von allem Schnellfertigsein mit dem Wort. Er war der positivste aller Geister, er verneinte nichts als das Verneinen, alles echte Streben und Schaffen fand bei ihm Verständnis und Förderung. Es ist etwas Uebermenschliches, Göttliches in seiner Stellung zu Welt und Menschen, ein Schimmer von der Allwissenheit und Allseitigkeit Gottes, die den Sperling freundlich beachtet und zugleich das Weltganze umfaßt, etwas von der väterlichen Milde Gottes, von seinem Gewähren-Lassen und Abwarten, von seiner Großmut, die die Sonne scheinen läßt über Gute und Böse und doch so fern ist von Schwäche wie der Himmel von der Erde. Die Goethesche Milde und Geduld ist, wie die Geduld und Milde Gottes, ein Ausdruck der Kraft und Größe, die nicht bangt und zweifelt, sondern des Zieles und seiner Erreichung gewiß ist und daher lächelnd auf Irrwege und Verfehlungen herniederschaut. Goethes Weisheit ist im letzten Grunde identisch mit seiner Frömmigkeit, die Chamberlain als ewig jung erhaltende Ehrfurcht und Liebe beschreibt. Die Ehrfurcht, die ja Goethe ausdrücklich selber als seine Grundgesinnung der Welt zu Lehre und Mahnung verkündigt hat, ist „sein Gefühl einer göttlichen

Allgegenwart." So schön und richtig das ist, so findet es bei Chamberlain nach meinem Gefühl doch wieder nicht die rechte Ausführung. Viel zu sehr macht er hier, seiner eigenen Denkweise entsprechend, Goethe zum Dualisten. Sein Denken, meint er, war wie sein ganzes Wesen so widerspruchlich, daß es ohne Gewaltsamkeit auch nicht unter einheitlichen Gesichtspunkten dargestellt werden könne, sondern nur unter Kategorien, die einander polar, wie Systole und Diastole, entgegengesetzt sind. Solche „Grundwidersprüche", die er seiner Darstellung von Goethes Lebensweisheit zugrunde legt, sind folgende vier: Beschränkung auf Maß, Erfassung eines Ganzen — Unterscheiden, Verbinden — Monade, Gemeinsamkeit — Natur, Gott. An diesen Unterscheidungen ist nicht alles logisch korrekt. Zu den Goetheschen Grundwidersprüchen kommen Chamberlainsche Widersprüche, die jedenfalls nicht im Wesen des Geistes begründet sind. Es ist z. B. nicht zu billigen, daß der Systole der Beschränkung auf Maß als Diastole die Erfassung eines Ganzen gegenübergestellt wird, da dieses Ganze zunächst als ein Unendliches, das man überhaupt nicht „erfassen" kann, dann aber in dem gewöhnlichen Sinn als ein Geschlossenes, Abgegrenztes verstanden wird, das doch nur durch Beschränkung auf Maß zu erfassen ist. Ein krasser Widerspruch ist es ferner, wenn Goethe, wie schon mehrfach gesagt, ohne alle Gewaltsamkeit im Denken sein und doch das Bestreben haben soll, „die despotische Gewalt des Geistes und seiner Ideengestalten über Sinnenzeugnis und Denkzwang durchzusetzen." (S. 597.) Hierin liegt zugleich eine arge Verkennung der Goetheschen Denkweise. Es mag objektiv richtig sein, daß Goethe mit seinen Ideen die Erscheinungswelt tyrannisiert habe. Goethes eigene Meinung und Absicht aber war das keineswegs. Denn niemand war inniger überzeugt als er, daß die Wirklichkeit den Ideen unseres Geistes entspreche, Chamberlain fühlt sich nicht ganz in Goethe ein und faßt daher sein Letztes und Tiefstes nicht. Gewiß hat er ein gutes Recht, die

n herauszustellen
zu protestieren.
nismus, wie von
ist war er darum
hrasendreschmühle
te" behält schließ-
ihre, faß es an!"
vergißt darüber
nd Antithesis, in

die er Goethes Denken zerlegt, die Synthesis, die das Getrennte wieder vereinigt. Diese aber ist und bleibt das eigentlichst Goethesche. So auch in der religiösen Weltanschauung. Die Natur, die Wirklichkeit, enthält Gutes und Böses, Gesundes und Krankes, Schönes und Häßliches; sie ist göttlich und mephistophelisch zugleich, und Goethe setzt sie daher nicht ohne weiteres Gott gleich. Aber, wie Simmel uns belehrt, es ist eine Eigentümlichkeit des Goetheschen Denkens, daß bei ihm die Wertbegriffe sich selbst und ihr Gegenteil auf einer höheren Stufe „übergreifen“. Es gibt für Goethe ein Gutes, das gut und böse, ein Schönes, das schön und häßlich, ein Normales, das normal und abnorm in sich schließt und unter sich begreift. So ist für ihn auch die Natur, die er deutlich von Gott unterscheidet, auf der letzten und höchsten Stufe der Betrachtung gleich Gott. Er faßt die „Einheit der Weltelemente“ (Simmel) nicht spinozistisch, als starre, logische Einheit, darin hat Chamberlain recht, aber darum ist ihm die Welt, das All, doch eben eine Einheit, die ihm ununterscheidbar mit Gott zusammenrinnt. Freilich hat sich Goethe über diesen Punkt in den verschiedenen Zeiten seines Lebens verschieden geäußert, so daß es eigentlich nicht angeht, seine religiösen Anschauungen auf eine Fläche zu tragen. Wie er ganz zuerst traditionsgläubig war, so hat er sich zuletzt wieder dem Ueberlieferten genähert, während er sich in der dazwischen liegenden Mitte ausdrücklich zum Pantheismus und als dezidierten Nichtchristen bekannt hat. Aber Chamberlain leugnet Goethes Pantheismus überhaupt und macht Goethe zum Christen Chamberlainscher Färbung. Er unterscheidet mit der modernen Theologie ein paulinisches Christentum und ein Christentum Jesu. Jenes habe Goethe abgelehnt, dieses anerkannt. Sein Nichtchristentum sei daher im Grunde nur eine Ablehnung des Kirchentums gewesen. Diese Anschauung ist nicht neu und auch gewiß nicht ganz ohne Berechtigung, ich kann ihr aber doch nicht beipflichten. Sicherlich hat Goethe etwas „Jesusverwandtes“. Aber welcher edle Geist hätte das nicht? Goethe hat auch von Jesus stets mit der höchsten Ehrfurcht gesprochen. Aber wie hätte er, der von jedem Blümchen und selbst von dem, was „unter uns“ ist, mit Ehrfurcht sprach, das nicht tun sollen? Freilich, „Christ“ ist ein Name, und Namengebungen sind willkürlich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Wer Goethe einen Christen nennt, der sagt damit weniger über Goethes Religiosität etwas aus als über seine eigene Auffassung des Christentums. Wem die Herzensmoral der Bergpredigt und der Glaube

an die Güte der Welt Christentum ist, der mag Goethe einen Christen nennen. Nach meiner Anschauung gehört zum Christentum die Anerkennung seines Stifters als des Erlösers von Sünde und Schuld, die pessimistische Beurteilung der wirklichen Welt, des „Diesseits" und, damit zusammenhängend, die scharfe Scheidung von Gott und Welt. Wer mir darin beistimmt, wird Goethe gleich mir die Christlichkeit absprechen. Jenes „Gefühl der göttlichen Allgegenwart", das seine Frömmigkeit im Tiefsten ausmacht, ist ein universelles Heidentum, kein Christentum. Es setzt voraus, daß die Kluft geschlossen ist, die das Christentum zwischen Gott und Welt, zwischen Diesseits und Jenseits „befestigt" hatte, und daß Gott wieder in den Erscheinungen ergriffen werden kann, wie die Griechen ihre Götter in den Quellen und Bäumen, in Land und Meer und Himmel, ergriffen. Darum ist es auch nicht richtig, wenn Chamberlain in Mephistopheles „Die Natur als Menschen" oder den Menschen als „bloße Natur" dargestellt findet. Für Goethe ist das Mephistophelische keineswegs das rein Natürliche, sondern eher seine Verzerrung, nicht Natur, sondern Unnatur. Und diese Auffassung entspricht auch einzig den Tatsachen. Soweit die Natur „unfühlend" ist, ist sie unschuldig und fern von allem teuflischen Wesen, wie ein Kind, das einer Fliege die Beine ausreißt, ohne zu ahnen, daß es grausam ist. Aber auch wo die Natur zu Bewußtsein gelangt, ist sie nicht mephistophelisch, weil sie aus sich selbst neben den egoistischen und zerstörenden Instinkten die schaffenden und sympathetischen hervorbringt, wie sie sich schon in der Tierwelt, also vor dem Erwachen des sittlichen Bewußtseins, in der Zeugung, Pflege und Verteidigung der Brut deutlich kundtun. Ein Mensch, der aller sympathetischen Instinkte bar ist und darüber zum Verbrecher wird, wie es oft geschieht, erscheint uns nicht nur unsittlich, sondern vor allem entartet. Chamberlain läßt sich hier von seinem antinaturalistischen Eifer zu einer Verleumdung der Natur treiben, die sicherlich ungoethisch ist. Denn für Goethe war die Natur im Tiefsten nicht der Gegensatz des Geistes, sondern seine reale Erscheinung, nicht teuflisch, sondern „der Gottheit lebendiges Kleid". —

(Schluß folgt.)

Zum Streit
um die „Erziehung des Menschengeschlechts".

Von

Dr. Heinrich Scholz,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Ernst Krieck, Lessing und die Erziehung des Menschengeschlechts. Zugleich eine Auseinandersetzung mit der Thaer-Legende. Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 43 S., gr. 8.

Die durch den Gießener Kirchenhistoriker Gustav Krüger abermals aufgerollte Frage nach dem Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" wird nur durch eine gründliche Untersuchung des ganzen in Frage kommenden Stoffes und aller in Frage kommenden Möglichkeiten endgültig zu erledigen sein. Ein definitives Ergebnis ist nach meiner Ueberzeugung vorläufig weder erreicht noch erreichbar. Weder Fittbogens scharfsinnige Untersuchung im Novemberheft der Preußischen Jahrbücher 1913 noch die vorliegende tüchtige Abhandlung erreichen die Stufe der Evidenz, die jeden Gegenzweifel ausschließt und ein endgültiges Urteil möglich macht. Beide Verfasser sind zwar überzeugt, eine Entscheidung erzielt zu haben, und es spricht sehr stark gegen Thaer, daß beide ganz unabhängig voneinander mit größter Bestimmtheit auf Lessing kommen: indessen der wahre Gehalt ihrer Arbeit liegt nicht in der Lösung der Lessingfrage, sondern in den Einsichten, Erkenntnissen und Kombinationen, die zu einer künftigen Lösung beigetragen, mit denen sie aber tatsächlich nur die außerordentliche Kompliziertheit der ganzen Frage ans Licht gestellt haben.

Krieck stellt zunächst die Dokumente und Beobachtungen, die für Lessings Verfasserschaft sprechen, übersichtlich und noch vollständiger als Fittbogen zusammen. Es sind die folgenden:

1. Thaer nennt weder den Herausgeber noch den Titel seines geheimnisvollen Systems. Das ist richtig und bleibt ein dunkler Punkt, doppelt dunkel, wenn man bedenkt, daß Thaer auch später nie Farbe bekannt hat. Die Ueberzeugung, daß Thaer der Konzipient der berühmten Lessingschen Abhandlung sei, ist erst nach seinem Tode durch die Körtesche Hypothese, also durch die Kombinationen eines Dritten, in seiner Familie Ueberlieferung geworden. Warum hat sich Thaer nie selbst offenbart? Warum hat er nie deutlich gesagt: Die Erziehung des Menschengeschlechts ist mein Werk? Eine Antwort auf diese Frage steht aus und wird auch nicht zu haben sein.

2. Fittbogen hat den Versuch gemacht, die Thaerschen Andeutungen auf die Wolffenbütteler Fragmente zu beziehen, auf die auch Körte zuerst geraten hat, und so die ganze Thaer-Hypothese in sich selbst versinken zu lassen. Dieser Versuch ist m. E. mißglückt. Die Wolffenbütteler Fragmente sind kein System, sondern höchstens die kritischen Prolegomena zu einem solchen. Sie bauen nicht auf, sondern reißen nieder; sie sind die Kritik eines herrschenden Systems. Auch kann man diese Fragmente unmöglich als „flüchtig zu Papier gebracht" bezeichnen, da sie im Gegenteil Zeile für Zeile die Früchte eines gründlichen Studiums darbieten. Wohl aber lassen sich beide Ausdrücke, der vom System und von der flüchtigen Niederschrift, gut auf die „Erziehung des Menschengeschlechts" beziehen; denn diese ist wirklich eine Programmschrift von ungewöhnlich prinzipiellem und systematischem Charakter, und „flüchtig zu Papier gebracht" ist sie auch, insofern sie nämlich nur Direktiven und Umrisse, keine Ausarbeitungen enthält.

Der Zweifel erhebt sich von einer anderen Seite. Krieck hat ihn mit sehr beachtenswerten Argumenten verschärft. Thaer spricht von dem Aufsehen, das seine Konzeption erregt habe. „Wegen des Namens des Herausgebers und der zu großen Abkürzung der Sätze ist es ganz widersinnig mißverstanden worden . . . Anfangs las ich alles, was dafür, dawider und darüber herauskam, jetzt ekelt's mich."

Dem hier vorausgesetzten Erfolge der Schrift widerspricht der historische Befund. Die „Erziehung" hat augenscheinlich kein Aufsehen gemacht. Das von Krieck herangezogene Werk von Julius W. Braun, Lessing im Urteil seiner Zeitgenossen, bringt im zweiten Bande 1893 nur fünf Besprechungen unserer Schrift, die sämtlich

recht kurz und belanglos sind.*) Ich füge hinzu, daß das sonst sehr zuverlässige und pünktlich gearbeitete Nachschlagebuch von Carl Gottlieb Bretschneider, Systematische Entwickelung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe (1805; vierte Auflage 1841) im vorliegenden Falle gänzlich versagt, was mir bei Bretschneiders Sorgfalt ein weiterer starker Beweis gegen einen Sensationserfolg der „Erziehung" zu sein scheint. Endlich hat Krieck den beachtenswerten Versuch gemacht, Lessing selbst zum Zeugen gegen Thaers Voraussetzungen zu gewinnen. In einem Brief an Herder, dessen Datum allerdings zwischen dem 25. Januar und 25. Juni 1780 strittig ist und der nur unter Voraussetzung des letzten Datums herangezogen werden kann, da die „Erziehung" erst im Februar des Jahres 1780 in Druck gegangen ist, schreibt Lessing: „Auf mein eigenes Glaubensbekenntnis habe ich mich bereits eingelassen, wenigstens mich darüber ausgelassen. Denn zum Einlassen gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann getan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt." Gelten diese Worte von der „Erziehung" — und der Ausdruck „Glaubensbekenntnis" legt diese Beziehung nahe genug, auch wenn Lessing nur der „Herausgeber" war, auch wenn Herder ihn anders verstanden und die Gleichsetzung nicht vollzogen hat —, so ist der Erfolg des berühmten Schriftchens durch Lessing selber widerlegt.

Ferner, wenn Thaer versichert, daß von seiner Verfasserschaft bis jetzt (1785) nur drei lebende Leute wüßten, so sollte man mit Krieck erwarten, daß Lessing, als der namhafteste von diesen dreien, in einem engen freundschaftlich-persönlichen Verhältnis zu Thaer gestanden haben müsse. Dazu stimmt mehr als schlecht die Tatsache, daß Lessing Thaer im Jahre 1780 noch gar nicht persönlich kennt, wenigstens noch nicht zu kennen scheint. Lessing schreibt am 16. Juli 1780 an Eschenburg: „Wir haben uns doch auch recht verstanden? Sie, Herr Leisewitz, und der Herr Doktor, den ich noch nicht zu nennen weiß (gemeint ist Thaer), besuchen mich nicht allein morgen, sondern essen auch mit mir?" Man wird nach dieser höchst auffallenden Notiz in der Tat mit Krieck geneigt sein, den von Thaer geschilderten Besuch vom Jahre 1776 mit dem vom Jahre 1780 in

---

*) Dazu kommt noch, wie ich nachträglich bemerke, eine kleinmeisterliche und knabenhafte Kritik der „Erziehung" vom orthodoxen Standpunkt unter dem Titel: Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts von Lessing. Herausgegeben von Christoph Heinrich Schobelt. Stendal, bey Han. Christ. Kranzen u. Grosse. 1780. 115 S., klein 8.

eine Begegnung zusammenzuziehen und in den Sommer des Jahres 1780 jene beiden Tage zu verlegen, an denen Thaer Dinge gesehen und gehört haben will, die bis dahin noch in keines Menschen Auge und Ohr gekommen waren, die er aber nur halb verstand.

Ist aber Thaer erst 1780 mit Lessing persönlich bekannt geworden und hat er ihn damals nur halb verstanden, so sinkt die Wahrscheinlichkeit, daß er der Verfasser der „Erziehung“ gewesen, ganz erheblich: das ist klar.

Endlich hat Krieck das Verdienst, gezeigt zu haben, daß die ersten 53 Paragraphen der „Erziehung“, die 1777 erschienen sind, in ihrer vorliegenden Gestalt nicht vor 1775 geschrieben sein können, wegen der evidenten Beziehungen zu Herders „Erläuterungen zum Neuen Testament“, die erst 1775 herausgekommen sind. Nun will aber Thaer seine Konzeption im Jahre 1773 verfaßt haben: also muß schon die Stilisierung der ersten 53 Paragraphen Lessings geistiges Eigentum sein. Das ist nun freilich kein Argument gegen Thaer, am wenigsten ein durchschlagendes, wie Krieck zu glauben scheint; denn Thaer erklärt in seinem Bekenntnis ausdrücklich, daß der ungenannte Herausgeber den Stil „etwas umänderte“. Aber es ist ein — von Krieck nicht benutzter — Wink für die Bestimmung und Begrenzung des Umfanges, in welchem Thaers Verfasserschaft überhaupt nur in Frage kommen kann. Wenn Thaer an der „Erziehung“ beteiligt ist, so handelt es sich bei diesem Anteil um ein Konzept, mit dem Lessing ganz frei geschaltet hat; und umgekehrt: wenn Lessing die Vorlage frei benutzt und von Anfang an selbständig bearbeitet hat, so konnte er sich in der Tat von Freunden als Verfasser bewundern lassen, ohne im strengsten und eigentlichsten Sinne, im Sinne einer schulmeisterlich-pedantischen Auffassung, die den Keim mit der Frucht, die Idee mit der geistigen Tat verwechselt, selber der Verfasser zu sein. Wir kommen darauf noch unten zurück.

Erst unter diesen bemerkenswerten Einschränkungen ist es erlaubt, überhaupt an die „Erziehung des Menschengeschlechts“ zu denken. Eine fraglose Hinweisung auf dieselbe ist in den Thaerschen Andeutungen nicht enthalten. Nur soviel wird zuzugeben sein, daß die Anspielungen doch so stark sind, daß, wenn überhaupt auf Lessing geraten wird, nur die „Erziehung“ in Frage kommen kann. Die vier hauptsächlichsten Stichworte: System, flüchtige Niederschrift, Stilisierung durch einen anderen, und zwar einen großen Mann, zweiteilige Publikation, stimmen so auffallend mit der „Erziehung“

überein, daß die aufgezeigten Bedenken allenfalls erträglich werden. Das gilt zumal von dem behaupteten Erfolg, für den bisher alle Zeugnisse fehlen. Thaer kann hier, wie überhaupt in seiner Darstellung, übertrieben haben; gibt es doch heute noch Menschen genug, die, wenn sie aus irgendeinem Grunde, der ihrer Person zugute kommt, fünf Briefe erhalten, sofort von unzähligen Zuschriften sprechen. Und überhaupt wird zu bedenken sein, daß Uebertreibungen an sich noch nicht Erfindungen sein müssen. Daß Thaer übertrieben hat, ist klar; daß er geradezu gelogen habe, ist durch die bisherige Kritik nicht erwiesen. Er kann auch einen an sich zutreffenden Tatbestand durch Uebertreibung verzerrt und verdunkelt haben. Z. B., daß er nur Konzipient gewesen, wo er sich rund als Verfasser bezeichnet, daß er die durchgreifende Stilisierung durch Lessing, an der nicht länger zu zweifeln ist, als eine geringfügige Veränderung hinstellt usf. Solche Behauptungen können, wie man weiß, subjektiv ganz ehrlich sein. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein jugendlicher Autor die Bedeutung der Form und die Leistung, die in der Formgebung liegt, bei bestem subjektiven Gewissen objektiv gründlich unterschätzt. Und vielleicht liegt in dieser Beobachtung auch eine Antwort auf die Frage, warum sich Thaer auch später nie offenbart hat. Er könnte zu der Einsicht gekommen sein, daß sein Anteil eben nur Anteil war und daß erst Lessing die Tat getan hat, die er ursprünglich als seine empfand.

Denn daß er nach seiner Selbstdarstellung ein kluger und kritischer Kopf gewesen, den gleiche Probleme wie Lessing quälten und der sich ähnlich wie Lessing befreit hat, hat schon Guhrauer gesehen. „So wenig ich Christ war, so hatte ich doch Spott über Religion nie leiden können. Ich fing daher an, ihnen (den Spöttern der Religion) mit Gründen zu widersprechen, wie sie deren noch nicht gehört hatten. Um dies mit mehreren Nachdruck tun zu können, las ich in der Madame Baldinger Bibliothek alle die besten Schriften, die für und wider die Religion geschrieben worden." Das erinnert in der Tat an Lessings Bekenntnis aus dem ersten Abschnitt der „Bibliolatrie": „Der bessere Teil meines Lebens ist . . . in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren . . . Jedoch, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange und ich suchte jede neue Schrift w i d e r die Religion nun ebenso begierig auf und schenkte ihr eben das geduldige, unparteiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften f ü r

die Religion schuldig zu sein glaubte." Und das Resultat? „Je bündiger mir der eine das Christentum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je mutwilliger und triumphierender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten."

Ganz ähnlich Thaer. „Ich ward im ganzen überzeugt, und so bewirkte die Vorsehung durch den Umgang mit frechen Spöttern gerade das, was sie durch den Umgang mit den besten und frömmsten Leuten vielleicht nicht erreicht hätte. Dennoch aber schienen mir alle Beweise manche Schwierigkeit nicht zu heben, und in der Vorstellung der Lehren war ich weder mit den orthodoxen noch mit den neuen sogenannten Berliner Theologen einig. Ich erschuf mir ein neues System . . ." usf.

Die Analogie dieser beiden Bekenntnisse ist so auffallend, daß Guhrauer auch hier an eine Mystifikation gedacht und von einer durchsichtigen Nachahmung Lessings durch Thaer gesprochen hat.*) Möglich ist diese Hypothese allerdings; denn die „Bibliolatrie" ist mit dem theologischen Nachlaß Lessings 1784 herausgekommen, also ein Jahr vor der Niederschrift der Thaerschen Bekenntnisse. Dennoch halte ich sie nicht für wahrscheinlich, und zwar aus einem doppelten Grunde: erstens, weil Thaer damals längst aus seinen religionsphilosophischen Studien und Interessen heraus war, zweitens, weil Bekenntnisse dieser Art ihren nächstliegenden gemeinsamen Grund in der religiösen Lage und Krisis der Aufklärung haben. Schreibt doch schon Leibniz im Vorwort zur Theodizee § 31: Ich ließ auch die theologischen Streitschriften nicht unbeachtet . . . Die Beweisschriften unserer Theologen vernachlässigte ich nicht, und das Studium ihrer Gegner befestigte mich nur in den gemäßigten Ansichten der Kirche des Augsburgischen Bekenntnisses.

Hat Lessing Leibniz hier abgeschrieben? Gewiß nicht! Dann aber wird man auch Thaers Bekenntnis gegen den Vorwurf der Imitation in Schutz nehmen dürfen, um so mehr, als die Erwähnung der Madame Baldinger einen deutlichen Fingerzeig auf konkrete Umstände und Zustände enthält.

Ich habe diesen von Fittbogen und Krieck einigermaßen übergangenen Punkt deshalb etwas ausführlicher behandelt, weil er die Befähigung Thaers zu einem Konzept von der Art der „Erziehung" in

*) Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" 1841, S. 199, Anmerkung.

einem recht günstigen Lichte erscheinen läßt, und weil diese Selbstschilderung imstande ist, die oben festgestellten Bedenken gegen eine persönliche Fühlung mit Lessing einigermaßen zu kompensieren.

3. Daß man in der Beschreibung des guten Freundes, der sich gern allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen, mit Fittbogen eine ironisierende Selbstcharakteristik Lessings sehen kann, ist nicht zu leugnen. Ich erinnere an die analoge Stilisierung der ersten Ankündigung der Emilia Galotti. In einem Brief an Nicolai vom 21. Januar 1758 spricht Lessing von einem jungen Tragikus, von dem er sich nach seiner Eitelkeit viel Gutes verspreche. „Er arbeitet", heißt es, „ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung folgte. — Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; soviel aber ist gewiß: Ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

Man erinnere sich ferner der Introduktion des berühmten Faustfragments im 17. Literaturbrief vom 16. Februar 1759. Auch dieses grandiose Fragment ist als Komposition eines Freundes veröffentlicht worden. „Ein Auftritt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt! — Was sagen Sie zu dieser Szene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Szenen hätte? Ich auch." Man kann aus diesen Worten sogar sehr ungezwungen ein glaubhaftes Motiv für Lessings bei der Herausgabe der „Erziehung" bewahrtes Inkognito gewinnen. Liegt es nicht nahe, aus dem Mitgeteilten zu schließen, daß Lessing, der so ungern sein Innerstes entdeckte, sich dadurch geholfen und erleichtert hat, daß er seine besten, inspiriertesten Sachen, wenigstens die, die er dafür hielt, in der dritten Person veröffentlichte?

Es liegt außerordentlich nahe, gewiß. Es kann durchaus so gewesen sein, auch bei der „Erziehung des Menschengeschlechts".

Aber kann ist nicht muß; und selbst wenn meine Vermutung zutrifft, ist es noch immer nicht ausgeschlossen, daß Lessing bei der Niederschrift der „Erziehung" doch ein fremdes Konzept benutzt hat.

4. Daß Lessing mehr als der bloße Herausgeber der „Erziehung" gewesen ist, halte auch ich für ausgemacht. Für den zweiten, eigentlich entscheidenden Teil, §§ 54—100, hat das schon Krüger selbst zugegeben. Es ist dies die starke Modifikation, unter der er die reichlich sorglos fundierte Hypothese Koertes erneuert hat und nach gewissenhafter Berücksichtigung des vorliegenden Materials auch allein erneuern konnte. Daß Lessings souveräne Hand auch stark über dem ersten Teil gewaltet hat, ist durch Kriecks Beobachtungen erwiesen.

Damit stimmt die Art und Weise zusammen, in welcher Lessing selbst von der „Erziehung" spricht bezw. andere sprechen läßt. Wenn er sie in dem Brief an den Bruder vom 25. Februar 1780 in auffallend engem Zusammenhang mit einer eigenen Arbeit nennt. Wenn er sie Herder gegenüber, wie Krieck ganz glücklich vermutet, wahrscheinlich als sein Glaubensbekenntnis bezeichnet hat. Nur daß der Ausdruck „Glaubensbekenntnis" sich, streng genommen, nur auf den zweiten, nicht eigentlich kontroversen Teil der „Erziehung" bezieht, während der erste und in gewissem Sinne das Ganze, wie Fittbogen richtig gesehen und bemerkt hat, nicht sowohl eine neue Weltanschauung, als vielmehr die Grundlinien einer kritischen Religionsgeschichte enthält. Auf die Positionen des zweiten Teils, zumal auf § 73, dessen Lessingsche Prägung nicht zweifelhaft sein kann, bezieht sich auch das Gespräch mit Jacobi, dessen Voraussetzung allerdings die Lessingsche Herkunft dieses Stücks der „Erziehung" ist. Nur läßt sich durch keines dieser Symptome beweisen, daß Lessing der Verfasser der „Erziehung" im ganzen und vollen Umfange des Wortes gewesen ist. Weder Fittbogen noch Krieck sind an diesem Punkte in den strengen Grenzen des Erreichbaren geblieben.

Auch haben beide nicht deutlich genug betont, daß nach den Prinzipien einer strengen Methodik die Last des Beweises denen zufällt, die den Lessingschen Ursprung der „Erziehung" im vollen Umfange des Wortes behaupten, da Lessing sich selbst nur Herausgeber nannte. Warum hat er sich verleugnet? Fittbogen meint: um möglichst ungeniert zu sein, da er mit den Ideen der „Erziehung" unter der Maske des Religionsanwaltes einen letzten Entscheidungsstoß gegen die Offenbarung zu führen gedachte. Das wäre

nun freilich nicht sehr fein und eine recht derbe Irreführung nicht nur des gutgläubigen, sondern auch des gutwilligen Lesers. Man vergegenwärtige sich doch den Zusammenhang. Die ersten 53 Paragraphen erschienen 1777 als kommentierende Programmschrift zu jenen „Gegensätzen", die doch als Rettungen, wenn auch noch so hypothetische Rettungen des Offenbarungsprinzips und der Offenbarungsreligion gegen Reimarus konzipiert sind. Und nun sollten sie, unter der Scheintendenz eines großen und freien Rettungsversuches, von vornherein nichts anderes bezwecken, als die endgültige Destruktion des Offenbarungsprinzips? Das wäre eine Steigerung des dialektischen Mutwillens und eine Versuchung des Lesers, die sich in nichts mehr von einer krassen Düpierung unterscheidet und die man ohne die äußerste Nötigung einem Lessing nicht zuschreiben sollte! Der Zusammenhang, in dem die ersten 53 Paragraphen erscheinen, spricht aufs stärkste dafür, daß die „Erziehung" ursprünglich als ein neuer eigentümlicher Rettungsversuch des Offenbarungsprinzips konzipiert worden ist. Hierzu stimmt auch allein die Charakteristik des Verfassers und seiner Tendenzen, ich meine die Lebhaftigkeit, mit welcher Lessing ihn gegen den Vorwurf der Heterodoxie in Schutz nimmt. „Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als es bei dem ersten Lesen erscheinet, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz . . . bekannt zu machen für gut halten sollte."

Nun ist aber die „Erziehung", im ganzen betrachtet, eine Dokument der radikalen Heterodoxie. Das hat Fittbogen vortrefflich gesehen und durch eine Analyse bewiesen, die eine erhebliche Klärung und Präzisierung unserer Lessingkenntnis bedeutet. Dann aber wird die Charakteristik des Ganzen, die Lessing der fragmentarischen Mitteilung der ersten 53 Paragraphen vorangeschickt hat, nur verständlich unter der Voraussetzung, daß das Ganze, soweit er es damals übersah und soweit es ihm schriftlich vorlag, als ein Rettungsversuch des Offenbarungsprinzips, wenn auch als ein eigener, freier und kühner Rettungsversuch desselben geplant war.

Was folgt daraus? Zunächst offenbar, daß die Fittbogensche Motivierung des Lessingschen Inkognitos preiszugeben ist. Da auch die Braunschweigische Zensur, wie Fittbogen mit Recht bemerkt hat, für die Publikation der ersten 53 Paragraphen noch nicht in Frage kommt, so muß man sich nach anderen Motiven umsehen. Krieck vermutet, daß die offenbare Anlehnung an Herdersche Ideen der Grund für Lessings Zurücktreten gewesen sei.

Wie aber, wenn Lessing sich deshalb als Herausgeber des Fragments bezeichnet hätte, weil er es in einem gewissen Sinne wirklich war? Nur daß es dann freilich nötig wird, sich diesen gewissen Sinn so klar als möglich zu vergegenwärtigen. Das haben die beiden verdienten Forscher, mit denen ich mich hier auseinandersetze, nicht getan, ja nicht einmal versucht. Beide stehen, soweit ich sehe, auf dem Standpunkt, den schon Guhrauers Abhandlung einnimmt, daß Lessing entweder der Verfasser der Erziehung oder ein elender Plagiator ist. Fittbogen scheint diese Alternative wenigstens vorauszusetzen. Er schreibt: „Konnte Lessing sich den Weihrauch, den Elise (Reimarus) ihm streut, gefallen lassen, wenn er gar nicht der Verfasser des Büchleins war?“ (S. 220.) Krieck spricht das Dilemma offen aus. Wenn „die Erziehung des Menschengeschlechts nicht von Lessing stammt, so ist er der elendeste aller Plagiatoren, so hat er im letzten Lebensabschnitt von der Schrift eines 21jährigen Jünglings gezehrt, — so sind wir um einen Großen ärmer und haben dafür einen virtuosen Plagiarius gewonnen, einen literarischen Abenteurer als Parallele zu den berühmten Abenteurern seiner Zeit. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.“ (S. 38.)

Ich glaube doch, sie ist leicht zu sehen. Zwischen dem Verfasser im eigentlichen Sinne und dem Plagiater steht — der Herausgeber, nur nicht der passive, der lediglich druckt, was andere gedacht und geschrieben haben, sondern der aktive, der Redaktor, der eine Vorlage, ein Manuskript selbständig redigiert, vertieft, ergänzt, mit selbstgedachten Gedanken verschmilzt, kurzum so souverän verfährt, daß er als Mitverfasser zu gelten hat. Warum sollte Lessing nicht Mitverfasser im angedeuteten Sinne gewesen sein? Und ließe sich hier nicht der Grund entdecken, weshalb er sich so hartnäckig als Herausgeber bezeichnet? Ich sehe nichts, was sich a priori gegen diese Möglichkeit einwenden läßt. Wohl aber kann sie ein Fingerzeig werden für die Art, wie wir uns Lessings Herausgeberschaft möglicherweise zu denken haben: als einen zur Mitverfasserschaft gesteigerten Anteil an dem Werk eines anderen.*)

Ich sage nicht, daß es so gewesen ist; aber daß es so gewesen sein kann, wird jeder zugeben müssen, der weiß, wie gern und willig sich Lessing inspirieren und von anderen auf sich selbst zurückführen

---

*) Hierzu käme als wichtiges Ergänzungsstück die oben festgestellte Möglichkeit, daß Thaer sehr wohl stark übertrieben haben kann, ohne doch deshalb schon an und für sich eine runde Unwahrheit gesagt zu haben.

ließ. Die Gedanken bei Gelegenheit fremder Gedanken sind oft seine besten Gedanken gewesen, was übrigens auch von Nietzsche gilt, der diese Art, Gedanken zu haben, mit seinem scharfen Witz verpönt hat. Ich fühle mich weit entfernt von der Auffassung, die Albrecht in seiner zehnbändigen, unvollendeten Sammlung von Lessings Plagiaten (Hamburg 1890 ff.) vertritt, daß Lessings Größe das Pseudoresultat eines unerkannten Handels mit Fremdgütern sei. Er hat sich nichts an-, alles zugeeignet, was von außen an ihn herankam. Und Albrecht sagt selbst, daß er sich zuletzt sogar die Unsterblichkeit — gestohlen habe, womit der Diebstahl denn doch wohl als geistige Eroberung für die Menschheit bezeichnet ist:

So lang du lebtest, stahlst du weit und breit:
Du stahlst dir schließlich die Unsterblichkeit!

Wohl jedem, der es so weit bringt! Wieviel ungestohlene Kraft muß er in sich besessen haben!

Also Lessings Größe unangetastet: addierte Brüche sind keine Eins; aber daß er sich in ungewöhnlichem Umfange, durch ein erstaunliches Gedächtnis unterstützt, fremder Keime bemächtigt hat, wird man nicht bezweifeln dürfen. Er hat sie befruchtet und lebensfähig gemacht: das ist genug und auch Genie.

Für die Art, wie Lessing verfahren sein könnte, kann ich ein lehrreiches Beispiel anführen, das man bisher übersehen hat. Es ist die Entwicklung des Straf- und Vergeltungsbegriffes in der Abhandlung über Leibniz von den ewigen Strafen. Diese Abhandlung ist bekanntlich 1773 erschienen, ein Jahr nach dem Tode des jungen Jerusalem, dessen Aufsätze Lessing 1776 mit seinen berühmten Zusätzen als Protest gegen den „Werther" herausgegeben hat.*) Er muß diese Aufsätze schon 1773 bei Abfassung des „Leibniz" in den Händen gehabt haben, da er sich in entscheidenden Wendungen nahezu wörtlich mit ihm berührte. Es handelt sich um den dritten Aufsatz über die Freiheit, der, wie der letzte Herausgeber, Paul Beer, S. VII der Einführung bewiesen hat, nicht vor dem März des Jahres 1772 geschrieben sein kann, also 1770/71, wo Lessing persönlich mit ihm verkehrte, noch nicht vorhanden war.

---

*) Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem (1776). Mit G. E. Lessings Vorrede und Zusätzen neu herausgegeben von Paul Beer 1900 (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausg. von August Sauer, Nr. 89/90).

In diesem Aufsatz kommt Jerusalem an zweiter Stelle auf die Gefahren zu sprechen, die man dem Determinismus angedichtet habe. Er soll die moralische Weltordnung sprengen. Nämlich so, daß durch den Determinismus mit dem Schuldgedanken zugleich das sittliche Gerechtigkeitsgefühl und das Bedürfnis nach einer letzten reinlichen Scheidung zwischen Seligen und Unseligen hinfällig werde. „Sind unsere Handlungen notwendig, so fällt wenigstens der Einfluß der Tugend auf unsere künftige Glückseligkeit und das Verhältnis zwischen unserem Wandel in diesem Leben und unserem Zustande nach demselben gänzlich hinweg." (S. 28.)

Dieser Einwurf ist leicht zu heben, wenn man sich gewissenhaft fragt, wie jene Ausgleichung von Tugend und Seligkeit, Laster und Unseligkeit vorzustellen sei: „ob wir dabei an willkürliche Belohnungen und Strafen denken, oder an ein allgemeines Wachstum an Vollkommenheit, für alle Menschen, das nur mit dem Grade von Vollkommenheit, welchen ein jeder Mensch in dem gegenwärtigen Leben gehabt hat, im Verhältnisse steht und nach demselben verschieden ist. Denken wir uns willkürliche Strafen und Belohnungen, denken wir uns für den Lasterhaften einen wirklichen Uebergang zu einem unglücklicheren, unvollkommeneren Zustande: dann sind freilich diese Zweifel, ich gestehe es, wenigstens für mich, unauflöslich." (S. 28 f.)

Und zwar erstens aus metaphysischen Gründen. Die Annahme widerspricht dem Analogieprinzip. „In der ganzen Natur erhebt sich alles von einer Stufe der Vollkommenheit zur anderen, und der Mensch allein sollte dieser Analogie widerstehen? . . . . Wie unwahrscheinlich!" (S. 29.)

Zweitens aus religiösen Gründen. Nach der gewöhnlichen oberflächlichen Anschauung muß Gott strafen, „um sein Mißfallen, seinen Abscheu an moralischer Unvollkommenheit zu zeigen. — Und um diesen zu beweisen, soll er eine noch größere Unvollkommenheit zulassen? — Um seinen Abscheu an dem unvollkommenen moralischen Zustande der Menschen zu beweisen, soll er sie in einen noch unvollkommeneren stürzen?" Das kann unmöglich der Wille des höchsten Wesens sein, das selbst das Ideal der Vollkommenheit ist! (S. 30.)

Drittens aus Gründen ethischer Natur, und sie sind die eigentlich entscheidenden. Das kirchlich-volkstümliche Vergeltungsdogma setzt eine pünktliche Grenz- und Scheidelinie zwischen Guten und Bösen voraus. Diese Voraussetzung ist falsch. Die geforderte Linie

ist nicht nur nicht sichtbar, sondern sie ist überhaupt nicht vorhanden. „Hier ist nur eine Klasse, in welcher alle, vom Tugendhaftesten bis zum Lasterhaftesten, nur durch unmerkliche Stufen verschieden sind. Keiner ist ganz tugendhaft, keiner, der ganz lasterhaft wäre . . . Man sage nicht, daß die unendliche Allwissenheit hierin weiter sehe, als wir. Freilich sieht sie weiter; aber je weiter sie sieht, je weniger sind auch für sie zwei verschiedene Klassen vorhanden. Je weiter sie sieht, je mehr weiß sie, wie fein Tugend und Laster durch einander verwebt, wie unendlich klein die Glieder in der Kette vom größten Bösewicht bis zu dem ersten Heiligen sind." (S. 30.)

Ist aber das supranaturale Vergeltungsdogma so von allen Seiten erschüttert, so bleibt zur Rettung der göttlichen Gerechtigkeit nur noch die Annahme einer immanenten Ausgleichung übrig, einer Ausgleichung, die dadurch erfolgt, daß sich „der Grad unserer zukünftigen Vollkommenheit nach dem Grade unserer gegenwärtigen richtet", und daß infolge dieses Zusammenhanges „der Tugendhafte in seinem Leben notwendig zu einem höheren Grade derselben erhoben werden muß als der Lasterhafte". Es kommt also zu einer inneren Lösung, die Vernunft und Gemüt vollkommen befriedigt und von den Konsequenzen des Determininismus nicht das mindeste zu fürchten hat. (S. 32.)

Ein Blick in Lessings Abhandlung genügt, um die überraschende Uebereinstimmung derselben mit den Positionen Jerusalems über jeden Zweifel hinauszuheben. Auch Lessing führt seine Betrachtungen auf jenen immanenten Unterschied hinaus, der zwischen Zurückgebliebenen und Vorgerückten in alle Ewigkeit bestehen bleibt. „Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist und sich also in alle Ewigkeit selbst bestraft." (§ X.) Von willkürlichen Strafen kann nicht die Rede sein; „vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine anderen sind als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden." (§ XI.)

Was spricht denn nun gegen die willkürliche und äußerlich exakte Vergeltung? Dieselben Erwägungen, die wir bei Jerusalem gefunden haben. Zunächst das Bewußtsein, das uns sagt oder zu sagen scheint, daß „der ewige Rückgang eines moralischen Wesens in sich selbst widersprechend wäre". (§ X.) Der zweite Einwurf Jerusalems, daß Gott nach der herrschenden Anschauung von Ver-

6*

geltung vorhandene Unvollkommenheiten durch Herbeiführung oder Zulassung größerer gezüchtigt habe, findet sich wenigstens indirekt bei Lessing, wenn er von den ewigen Qualen bemerkt: „Hören diese ewigen Qualen darum auf, ein Einwurf wider die beste Welt zu sein, weil sie gerecht sind? Gerecht oder ungerecht: sie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag." Also widersprechen sie in der üblichen Interpretation notwendig unserer Idee von der göttlichen Vollkommenheit. (§ II.)

Entscheidend ist aber auch für Lessing, wie für Jerusalem, das ethische Argument, das aus dem moralischen Kontinuitätsprinzip entwickelt ist. Eine äußerliche Scheidung von Seligen und Unseligen ist deshalb undenkbar, weil die Voraussetzung derselben, die angebliche Gliederung der Menschheit in unantastbare Mustermenschen und radikale Bösewichter, der sittlichen Erfahrung widerspricht. Die sittliche Erfahrung lehrt vielmehr, daß „der beste Mensch noch viel Böses tut und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist". Und die sittliche Gerechtigkeit fordert, daß „die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel und seinen Himmel noch in der Hölle finden". (§ XV.) Das sittliche Gerechtigkeitsgefühl kann sich nur bei einer Anschauung beruhigen, nach welcher „Himmel und Hölle in eines fließen", genauer bei jener „unzertrennten Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verliert". (§§ XIII und XIV.)

Diese Auszüge werden genügen, um die vollkommene Analogie der Lessingschen und Jerusalemschen Positionen zu beweisen. Und diese Analogie ist so stark, daß nicht nur die Wahl, sondern vor allem auch die Formulierung auf eine bestimmte Abhängigkeit hindeutet. Diese Abhängigkeit kann nun zwar wechselseitig gewesen sein, da Lessing ausdrücklich hervorhebt, daß die von Jerusalem behandelten Probleme Objekte ihrer gemeinsamen Diskussion gewesen seien; aber der Abhängige, ja der eigentliche Abhängige, ist in diesem Falle unzweifelhaft Lessing, wenn man bedenkt, daß Jerusalems Aufsatz vor dem seinigen verfaßt ist und daß er ihn bei der Niederschrift seines „Leibniz" augenscheinlich in Händen gehabt hat.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, um zu zeigen, wie und in welchem Sinne man sich etwa die Abhängigkeit Lessings von Thaer zu denken habe. Denn das eigentlich Lehrreiche daran ist nicht die

Tatsache, daß Lessing hier in erheblichem Umfange fremde Gedanken und Formulierungen verwertet hat, sondern daß er trotz seiner starken Anleihen etwas ganz Eigenes und Selbständiges geschaffen hat. Er hat aus dem Gedankengang, der für Jerusalem nur eine, wenn auch wichtige Episode bildet, gleichsam eine eigene Handlung gemacht und dem aufmerksamen Leser gerade durch seine Abhängigkeit zu erkennen gegeben, wie unabhängig er dennoch ist.

Man wird die Möglichkeit zugeben müssen, daß es sich mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" ebenso oder ähnlich verhalte. Und diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit, ja zur hohen Wahrscheinlichkeit, wenn man die ursprüngliche Tendenz der „Erziehung" ruhig und unbefangen überdenkt. Ich habe schon oben darauf aufmerksam gemacht, daß die ersten 53 Paragraphen kritischen Betrachtungen angehängt sind, die man nur als „Rettungen" des Offenbarungsprinzips bezeichnen kann, mindestens als eine Folge von Rettungs*versuchen* und Rettungs*möglichkeiten*, die mit dem bestimmtesten Anspruch hervortreten, ernst genommen zu werden. Oder kann man daran im Ernst noch zweifeln, wenn Lessing im Vorwort zu den „Gegensätzen" von 1777 auf gewisse Männer zu sprechen kommt, welche „itzt die Religion so verteidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben"? Trennt er sich damit nicht deutlich genug, wenigstens für den vorliegenden Fall, von jeder bewußt oder unbewußt ironisierenden Apologetik? Wo darf man Lessing überhaupt noch glauben, wenn man ihm hier nicht glauben darf? Würde er nicht wirklich zu einem Spiegelfechter, wenn er, nach einer so feierlichen Introduktion, selbst radikalen Abbau triebe? Denn daß die „Erziehung" in ihrer endgültigen Gestalt den radikalen Abbau der Offenbarung bedeutet, hat Fittbogen sehr klar und richtig gesehen. Ich komme gleich noch darauf zurück.

Es sei nur erst an die Art erinnert, wie er, am Anfang der zweiten Entgegnung, die partielle und partikulare Offenbarung gegen die Angriffe des Fragmentisten verteidigt. Er entwickelt zu diesem Zweck das durchaus ernst gemeinte und ernst zu nehmende Argument, daß auch die beschränkteste Offenbarung besser sei als gar keine Offenbarung, mindestens besser sein könne als diese. „Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Erteilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der *kürzesten* Zeit die *meisten* Menschen des Genusses derselben fähig wurden." Wieder ein deutlicher Rettungsakt!

Und was von der Partikularität zu sagen ist, nämlich dies, daß sie an und für sich noch kein Grund ist, das Offenbarungsprinzip zu verwerfen, das gilt sogar von dem strittigsten Punkte, der notorischen Unfertigkeit der alttestamentlichen Religion. Auch sie ist nach Lessing kein durchschlagender Beweis gegen den göttlichen Ursprung derselben, gegen ihren Offenbarungscharakter. So wenig das Dasein religiöser Erkenntnisse außerhalb des eigentlichen Offenbarungskreises den Offenbarungsanspruch derselben an und für sich schon verbürgt, so wenig beweist die Abwesenheit gewisser religiöser Ueberzeugungen innerhalb des eigentlichen Offenbarungszirkels an und für sich den Nicht-Offenbarungscharakter desselben; „und Bücher können gar wohl von Gott (!) sein, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt sein, ob sich schon nur wenige oder gar keine Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben darin finden".

Ich fühle den dialektischen Charakter dieser letzten Betrachtung sehr wohl; ich sehe das Künstliche und Erzwungene dieses letzten Rettungsversuches sehr deutlich; ich sehe auch, wie wenig damit zugunsten des Offenbarungsprinzips gesagt ist. Weil die Anwesenheit gewisser religiöser Erkenntnisse an sich noch nicht für die Offenbarung spricht, darum soll die Abwesenheit derselben an sich noch nicht gegen die Offenbarung sprechen: das ist in der Tat ein schwaches Argument oder scheint es wenigstens zu sein. Aber gerade darum glaube ich, daß es Lessing ernst ist mit dieser Betrachtung. Und wie, wenn sich dahinter der Gedanke verbürge, daß die Offenbarung überhaupt nicht ein fertiges System, sondern die werdende religiöse Erleuchtung der Menschheit ist? Ist das nicht auch der klare Gehalt der ersten 53 Paragraphen? Und wird nicht von hier aus erst recht verständlich, mit wie gutem Grunde Lessing dieselben gegen den Vorwurf der Heterodoxie in Schutz nehmen konnte?

Wenn aber die „Erziehung" als Rettungsversuch des Offenbarungsprinzips konzipiert ist, dann wächst die Wahrscheinlichkeit ungemein, daß das Konzept — nicht von Lessing stammt. Denn was Lessing nachträglich aus der „Erziehung" gemacht hat, ist das Gegenteil von Rettung, ist die radikale Zersetzung des Offenbarungsprinzips. Die definitive Religion der „Erziehung" ist jene Religion des Geistes, der sich selbst erweckt, erleuchtet, erzieht, der zwar weitherzig und vornehm genug ist, den Offenbarungsglauben anderer zu dulden, der aber für sich und seine Bedürfnisse nur noch an sich selber glaubt. Die Geschichte der Religion ist demgemäß die Ge-

schichte der religiösen Selbsterziehung der Menschheit. Und was man Offenbarung nennt und genannt hat, ist eben diese Selbsterziehung, nur unerkannt und unbewußt und darum irrtümlich auf Gott bezogen.

Ich freue mich, in diesem wichtigen Punkte vollkommen mit Fittbogen zusammenzustimmen. Ich unterschreibe das Ergebnis seiner Analyse durchaus. „Daß alle Religion lediglich aus der im Menschen lebenden religiösen Anlage hervorgeht, daß die Ausbildung der Religion sich entsprechend der Ausbildung der übrigen menschlichen Fähigkeiten vollzieht, daß daher eine Spaltung zwischen vernunft- und offenbarungsgemäßer Religion nur im Wahn der Menschen besteht .... das ist das Neue in Lessings Schrift."*) Und: „die ganze Vorstellung von der Erziehung der Menschheit durch supranaturale Offenbarung ist nur Einkleidung; was nach Abstreifung dieser Einkleidung übrig bleibt, ist die Geschichte der religiösen Entwicklung ohne Offenbarung."**) So ist es. Lessing ist Radikalist, und ich habe mich vergeblich bemüht, festzustellen, in welchem Sinne Krieck die „Erziehung" im ganzen als einen Beweis dafür anführen kann, „um wieviel positiver Lessing in bezug auf die Religion denkt als die Aufklärung."***) Das Gegenteil ist deutlich der Fall. Die „Erziehung" in ihrer endgültigen Gestalt ist die Auflösung aller Religion, die sich auf göttliche Offenbarung beruft und die Aufrichtung des neuen Evangeliums, das aus den Selbstoffenbarungen des Geistes quillt und jede Fremdoffenbarung ausschließt.

Wenn es sich aber so verhält und wir zu der Annahme gezwungen wären, die Fittbogen vertritt, daß das Ganze von vornherein in dieser Absicht konzipiert gewesen ist, dann konnte Lessing die ersten 53 Paragraphen nicht im Anschluß an jene „Rettungen" veröffentlichen, noch dazu mit der ausdrücklichen Versicherung ihrer aufbauenden Tendenz, ohne sich eines groben, ja gänzlich unwürdigen Vertrauensbruches gegen seine Leser schuldig zu machen. Er hätte dann ein Doppelspiel gespielt, das keine Taktik entschuldigen kann und dessen unqualifizierbare Mutwilligkeit seinem großen sittlichen Charakter widerspricht. Er hätte sich feierlich von den ironisierenden Apologeten getrennt, um ärger als irgend einer vor ihm unter ihnen hausen zu können. Das ist nicht mehr Gymnastik, sondern Hinterhalt; und im Hinterhalt sollte man einen Lessing nicht suchen, wenigstens nicht ohne die zwingendste Nötigung.

*) A. a. O. S. 252.
**) A. a. O. S. 234.
***) S. 27.

Und diese Nötigung liegt nicht vor. Sie läge vor, wenn die „Erziehung des Menschengeschlechts“ wirklich ein so unzweifelhaft einheitliches Werk wäre, wie Fittbogen und Krieck unabhängig von einander behaupten. Das ist augenscheinlich nicht der Fall. Schon der Gegensatz zwischen Fittbogen und Krieck in bezug auf die nähere Bestimmung dieser Einheit ist ein starker Verdachtsgrund gegen sie. Fittbogen behandelt die „Erziehung“ sehr ansprechend als ein Programm der Religionsgeschichte, Krieck als persönliches Glaubensbekenntnis Lessings zur Immanenz des menschlichen Geistes in Gott, ja zur Identität des menschlichen Geistes mit dem göttlichen. Er sieht in der „Erziehung“ den großen Anfang der spekulativen Theologie und Interpretation des Christentums, und er hat damit unzweifelhaft etwas Wichtiges und Wesentliches gesehen.*) Etwas, was die Seelenwanderungshypothese und die enthusiastische Art ihrer Verkündigung in diesem Zusammenhange allein verständlich macht. In einem Abriß der Religionsgeschichte wäre diese Hypothese äußerst seltsam und deplaciert; denn es ist schlechterdings nicht einzusehen, wozu es noch einer solchen Hypothese bedarf, wenn das Gute um des Guten willen und nicht mehr aus Rücksicht auf ein künftiges Leben geschieht. Dann ist's mit dem Verzicht auf ein solches Leben getan und das Postulat der Seelenwanderung schwebt in der Luft.

Ganz anders, wenn die Erweckung des religiösen Immanenzbewußtseins das eigentliche Thema der späteren Paragraphen ist. Dann hat die Seelenwanderung den guten und tiefen Sinn, die Bedingungen zu schaffen, unter denen jeder, auch der Unmündigste, fähig wird oder werden kann, zu jener Mündigkeit aufzuwachsen, in der ihm die Immanenz seines Geistes in Gott und das Innesein Gottes in seinem Geist zum vollen, klaren Bewußtsein wird. Nur als Baustein zur Theodizee wird die Seelenwanderungsidee verständlich, und wenn sie im Gefüge der „Erziehung“ einen berechtigten

*) Der erste, der diesen Zusammenhang gesehen und deutlich ausgesprochen hat, ist meines Wissens Schelling gewesen, am Schlusse der 8. Vorlesung über die Methode des akademischen Studiums 1803 (WWI 5 Seite 294): „Bekanntlich hat Lessing in der Schrift: Erziehung des Menschengeschlechts, die philosophische Bedeutung dieser Lehre (von der Trinität) zu enthüllen gesucht, und was er darüber gesagt hat, ist vielleicht das Spekulativste, was er überhaupt geschrieben. Es fehlt aber seiner Ansicht noch an der Beziehung dieser Idee auf die Geschichte der Welt, welche darin liegt, daß der ewige, aus dem Wesen des Vaters aller Dinge geborene Sohn Gottes das Endliche selbst ist, wie es in der ewigen Anschauung Gottes ist und welches als ein leidender und den Verhängnissen der Zeit untergeordneter Gott erscheint der in dem Gipfel seiner Erscheinung, in Christo, die Welt der Endlichkeit schließt und die der Unendlichkeit oder der Herrschaft des Geistes eröffnet.“

Platz haben soll, so muß die „Erziehung" mindestens einen ihrer Schwerpunkte im Theodizeegedanken haben.

Dann aber ist die strenge Einheitlichkeit, die Fittbogen und Krieck für die „Erziehung" behaupten, augenscheinlich nicht aufrecht zu erhalten. Das Werk ist beides, ein Programm der Religionsgeschichte und ein geschichts- bezw. religionsphilosophisches Glaubensbekenntnis, und zwar so, daß diese beiden Tendenzen zwar mit einander verschlungen, aber nicht durcheinander vermittelt sind. Das Glaubensbekenntnis ist nicht das Resultat, sondern höchstens das Komplement, ja eigentlich eine Störung des religionsgeschichtlichen Aufrisses; und umgekehrt ist dieser so organisiert, daß er durchaus nicht nur als Mittel zur Introduktion jenes Glaubensbekenntnisses, sondern bis zur Verkündigung des dritten Zeitalters als Selbst- und Endzweck behandelt erscheint.

Dürfte daraus nicht zu folgern sein, daß Lessing bei der Veröffentlichung der ersten 53 Paragraphen an jenen prophetischen Schluß noch gar nicht gedacht hat?

Aber weiter! Auch innerhalb des religionsgeschichtlichen Aufrisses hat sich der Standpunkt bemerkenswert verschoben. Man lese die ersten 53 Paragraphen genau: man wird keinen Satz darin nachweisen können, der bestimmt auf den Umsturz der Offenbarung deutet. Im Gegenteil. Diese Paragraphen sind wirklich das, was sie aus logischen und moralischen Gründen sein müssen: eine wenn auch sehr freie und kühne Rettung des Offenbarungsprinzips.*)

Die Rettung liegt in der Einführung des Erziehungsgedankens. Er macht eine Verflüssigung des Offenbarungsprinzips möglich, die ganz neue Perspektiven erschließt, Perspektiven, die eben so weit über den Horizont des Rationalismus wie über den Gesichtskreis der Orthodoxie hinausgreifen und eine Lösung in Aussicht stellen, an

*) So ergeben sich schließlich für die „Erziehung" drei neben- und gegeneinander laufende Tendenzen, nämlich:

1. die Rettung des Offenbarungsprinzips durch den Erziehungsgedanken;
2. der religionsgeschichtliche Abriß;
3. die Zerstörung des Offenbarungsprinzips durch die Idee der Selbstoffenbarung.

Die Härte des Fortgangs von (1) zu (3) wird einigermaßen durch (2) gemildert. Insofern, aber auch nur insofern hat Fittbogen recht, dieses Stück zum Hauptstück des Ganzen zu machen. Es ist die kühne dialektische Brücke, die den zwischen Offenbarung und Nicht-Offenbarung aufklaffenden Abgrund überspannt. Aber der Abgrund bleibt und mit ihm die Tatsache, daß zwischen der Ur- und Endabsicht der „Erziehung" jeder natürliche Uebergang fehlt. Die Brücke ist eines Lessing würdig; aber sie bleibt ein Kunstprodukt, eine nachträgliche Ueberleitung.

die die Vertreter des starren Offenbarungsbegriffs nie gedacht haben, nie denken konnten. Wenn Offenbarung Erziehung ist, so sind die Hauptanstöße, die Partikularität und die Unfertigkeit, mit einem Schlage gehoben. Denn die Erziehung setzt einen Zögling, also ein partikulares Subjekt voraus — mindestens macht sie die Wahl eines solchen, die Aus- und Absonderung des Zöglings im Interesse der Gründlichkeit begreiflich*) — und weiter fordert das Werk der Erziehung die gewissenhafte Anpassung des Erziehers an den Zögling**), womit sich die Unfertigkeit der alttestamentlichen Offenbarung als pädagogische Notwendigkeit erklärt.

Und der einmal ergriffene Gedanke der Erziehung führt noch zu weiteren fruchtbaren Entdeckungen, über das eigentliche Motiv der Rettung hinaus. Erziehung ist, wie Rousseau gezeigt hat, Entwicklung der natürlichen Kräfte und Einwirkung durch natürliche Mittel. Ebenso die Offenbarung. Sie bleibt Erziehung, das heißt Bildung des Menschen und der Menschheit durch Gott; aber sie wirkt auch wie die Erziehung: nicht durch Wunder und magische Einflüsse, sondern durch „ganz natürliche Mittel" (§ 34), nämlich durch Erweckung der eigenen Vernunft, durch Einstellung der Vernunft in den Erziehungszweck. Das ist der „wechselseitige Dienst", den Offenbarung und Vernunft einander leisten (§ 37); erst leitet die Offenbarung die Vernunft, dann kommt der Tag, wo die Vernunft so weit geschult ist, daß sie die Offenbarung von sich aus zu erhellen vermag (§ 35). Das letzte Ziel ist die Autonomie, der selbständige Gebrauch der religiösen Vernunft, aber immer als Resultat der Erziehung, also der Bildung des Menschen durch Gott.

Denn das ist doch nun wohl das Wichtigste. Die bloße Tatsache, daß die Offenbarung mit der Erziehung verglichen wird, ist ein unwidersprechlicher Beweis für die ursprünglich konservative Absicht des Konzipienten. Erziehung im eigentlichen Sinne ist immer Bildung durch einen anderen, und nur sehr uneigentlich und ungenau kann das Wort von der Selbstbildung gebraucht werden.

Lessing hat diesen auffallenden Gebrauch, der der Preisgabe des Erziehungsgedankens ganz nahe kommt, erst im Vorbericht von 1780 mit voller Bestimmtheit angedeutet. „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht . . . den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein

*) Man denke nur an Rousseaus Emile, dessen Erziehung mit der strengsten Absonderung beginnt und diese Absonderung peinlich durchführt!

**) Ebenfalls eine Rousseausche Forderung!

entwickeln kann und noch ferner entwickeln soll?" Hier ist der menschliche Geist nicht nur Objekt, wie der Erziehungsgedanke es fordert, sondern Subjekt der Offenbarung: wodurch der Erziehungsgedanke im engeren und eigentlichen Sinne aufgehoben wird.

Voraussetzung für diese entscheidende Wendung, die eine völlige Verrückung des Standpunktes bedeutet, ist die Identität des göttlichen und des menschlichen Geistes, wie sie in den spekulativen Deduktionen §§ 73 ff. mehr verhüllt als ausgesprochen, aber auf alle Fälle angedeutet ist; denn der neue und seltsame Gottessohn, auf den hier abgehoben wird, ist das in der religiösen Vernunft der fortschreitenden Menschheit aufgespeicherte Selbstbewußtsein Gottes.*)

Von hier aus gesehen mußte nun notwendig die ganze vorangehende Betrachtungsweise, die die religiöse Vernunft der Menschheit in strenger Abhängigkeit von Gott wachsen läßt — Erziehung im eigentlichen Sinne — als uneigentliche Betrachtung erscheinen. Ein ganz neuer Gedanke tritt auf den Plan; das Wachstum der Vernunft in der Einheit mit Gott, uneigentliche Erziehung, Selbsterziehung; das ist nun die eigentliche Losung des Verfassers. Koordination, nicht Suborination. Sollte nach dieser umstürzenden Wendung noch ein Zusammenhang mit dem Vorhergeheuden stattfinden, so konnte der Bruch nur dadurch verdeckt, der Anschluß nur dadurch einigermaßen erreicht werden, daß alles bis dahin Vorge-

*) Es ist Kriecks Verdienst, hier klar gesehen und die Beziehung des Gottessohnes auf den (idealen) Menschen deutlich erkannt zu haben (S. 25 u 27). Das in § 73 als Gottessohn angesprochene Selbstbewußtsein Gottes ist der gottbewußte, gottähnliche Mensch und nicht die Welt, wie noch Fittbogen fälschlich mit augenscheinlicher Beziehung auf den früheren Entwurf im „Christentum der Vernunft" 1753 annimmt (S. 250). Beweis: § 75 der „Erziehung", wo das Dogma von der Genugtuung so ausgelegt wird, daß Gott dem Menschen „alle Uebertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner (nämlich der menschlichen!) Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des einzelnen verschwindet, . . . verzeihen" will. — Die Kurve der spekulativen Christologie beginnt also mit Lessing, wie sie in Straußens kritischem Leben Jesu endigt. 1780—1836: Das ist die genaue Epoche dieser Christologie, soweit sie autochthone Bedeutung hat.

Uebrigens verdient es bemerkt zu werden, daß die Gleichsetzung des metaphysischen Gottessohnes mit dem verselbständigten göttlichen Selbstbewußtsein sich schon bei **Melanchthon** findet, in den späteren Ausgaben der Loci. Filius dicitur imago et λογος. Est igitur **imago cogitatione patris genita** . . . Sed nos non transfundimus nostram essentiam in illas imagines, suntque cogitationes illae subitae et evanescentes actiones. At pater aeternus sese intuens gignit cogitationem sui, quae est **imago** ipsius, non evanescens, sed **subsistens communicata ipsi essentia**. (Philippi Melanchthonis Loci theologici, ed. a. Jo. Christ. Guil. **Augusti**, Lipsiae 1821 p. 250.)

tragene zum Gleichnis, zur Metapher herabgedrückt wurde. Daher das Geleitwort aus Augustin: **haec omnia inde esse in quibusdam vera** — nämlich als Ausdruck der Selbsterziehung und Auflösung des Offenbarungsprinzips — **unde in quibusdam falsa sunt**, nämlich als Rettung der Offenbarungsidee im Sinne einer natürlichen Erziehung der Menschheit durch Gott.

Nur hat man sich streng gegenwärtig zu halten, daß diese Interpretation erst möglich gemacht wird durch die Ausführungen des zweiten Teils, daß sie erst nachträglich nötig geworden ist, und daß in den ersten 53 Paragraphen nichts steht, was einer Rettung des Offenbarungsprinzips im Sinne einer durch immanente Kräfte und Mittel wirkenden transzendenten Erziehungskausalität widerspricht.

Dann aber ist es höchst wahrscheinlich, daß das Konzept nicht von Lessing stammt, sondern — nun, vermutlich von Thaer. Daß noch ein anderer als Lessing seine Hand mit im Spiele gehabt hat, wird auch durch die abjekte Behandlung des Judentums wahrscheinlich. Seine Roheit wird mit einem Nachdruck betont, der gegen Lessings bekannte Gesinnung merklich absticht. Ungeschliffen, verwildert, roh, ungeschickt, im Denken ungeübt, sinnlich, kindisch (§§ 8, 16, 18, 27, 43, 50) — das sind doch wohl Ausdrücke, die in ihrer Häufung stark genug zur Verachtung drängen, namentlich in einem intellektuellen Zeitalter, und die seltsam genug dem Eintreten Lessings für dieses „unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk“*) widersprechen.

Ferner, wenn das Ganze von vornherein als Kompendium der evolutionistischen Religionsgeschichte geplant war, so ist die Konzession an den Monotheismus des Urzeitalters § 6 mindestens außerordentlich befremdlich. Man erwartet das religiöse Chaos am Anfang und nicht einen Kosmos, der erst durch Degeneration nachträglich zu einem Chaos wird. Auch die Selbstverständlichkeit, mit der die alttestamentalische Religion als Offenbarungsreligion behandelt wird, bleibt seltsam, befremdlich und unaufgeklärt.**)

---

*) Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten II.

**) Fittbogen hat selbst diese Anstöße empfunden und — vergeblich — zu entkräften versucht. Die Konzession an den Urmonotheismus ist nicht zu bestreiten (gegen Fittbogen S. 236); sie widerspricht der konsequenten Entwicklungshypothese. Auch die Anerkennung des Offenbarungscharakters der alttestamentlichen Religion ist nach dem Kontext nicht konventionell (Fittbogen S. 237), sondern unzweifelhaft ernst gemeint. Wenigstens an dieser Stelle. Daß Lessing später, vom Standpunkte des Ganzen aus, über diese Auffassung hinausgedrängt worden ist, gebe ich unbedenklich zu. Aber dies ist mir gerade ein Argument gegen Lessing und die ursprüngliche Herkunft des Ganzen von ihm.

Alle diese Anstöße verschwinden, wenn Thaer der Konzipient dieses Stückes gewesen ist. Und warum sollte er es nicht gewesen sein? Ist die „Erziehung“, wie nicht zu bezweifeln, ursprünglich als Rettung des Offenbarungsprinzips konzipiert gewesen, so paßt sie aufs beste in den Zusammenhang der Stimmungen, aus welchem Thaer sie hervorgehen läßt. Er schuf sich ja sein neues System, um sich von seinen religiösen Zweifeln zu befreien, und das konnte er nur durch Entdeckung eines Mittels, das geeignet war, den Offenbarungsbegriff ganz neu zu fundieren.

Dieses Mittel war die Erziehungsidee. Sie machte ihm, wie oben gezeigt, einmal ergriffen und durchgedacht, die Partikularität und Unfertigkeit der Offenbarung mit einem Schlage begreiflich, ohne die Offenbarung selbst zu erschüttern. Sie gewährte der menschlichen Vernunft ihren Spielraum, ohne die Offenbarung selbst aufzuheben. Ja, sie ließ diese menschliche Vernunft von einer ganz neuen Seite her als Werk und Werkzeug der Offenbarung erscheinen.

Soweit läßt sich der Anteil Thaers an der „Erziehung des Menschengeschlechts“ aus guten Gründen wahrscheinlich machen. Auf weitere Bestimmungen verzichte ich absichtlich; sie würden, bei dem gänzlichen Fehlen äußerer Stütz- und Anhaltspunkte, müßige Scharfsinnsübungen sein. Nur das eine sei noch erwähnt, daß Lessing möglicherweise erst durch den Anstoß des Thaerschen Konzepts auf die große Entdeckung geführt worden ist, durch die er die Aufklärung überwunden hat, daß nämlich die Vernunft selbst eine werdende, d. i. eine geschichtliche Größe ist. Wäre ihm dieser entscheidende Gedanke schon 1777 ganz klar gewesen, er hätte schwerlich in demselben Jahre das berühmte, berufene, echt aufklärerische Wort von den zufälligen Geschichtswahrheiten geschrieben, die nie der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten werden können. So schreibt man nicht mehr, wenn man prinzipiell die Vernunft als Funktion der Geschichte erkannt hat. Hier ist offenbar noch vorausgesetzt: Geschichte und Leben sind Funktionen der Vernunft.

Und um auf Thaer zurückzukommen, so sage man nicht, daß eine Konzeption von so weittragender Bedeutung unmöglich von einem 21jährigen Jüngling stammen könne. Der Erziehungsgedanke lag in der Luft — Rousseau war ja der Genius des Zeitalters — und es bedurfte zwar eines nicht ganz gewöhnlichen, aber durchaus keines unbegreiflichen Scharfsinns, um die Konsequenzen zu ziehen,

die hier auf Thaer zurückgeführt sind.*) Erst die Verselbständigung des Entwicklungsgedankens und die Ablösung und Auflösung des Offenbarungsprinzips durch die Idee der Selbstoffenbarung sind Lessings augenscheinliche Tat, und diese Tat ist so eingesponnen in die Thaersche Konzeption, daß das Zeitalter sie kaum bemerkt hat, und daß es noch heute Anstrengung kostet, sie rein und scharf herauszufühlen.

Ich fasse zusammen: Meine Untersuchung ging davon aus, daß bei der herrschenden Fragestellung eine sichere Antwort nicht zu gewinnen ist. Die vorausgesetzten Alternativen sind falsch. Thaer kann einen zutreffenden Tatbestand mit starken Uebertreibungen vorgetragen haben. Und Lessing kann wirklich der Herausgeber gewesen sein, nämlich Herausgeber im Sinne des Mitverfassers.

Irre ich nicht, so sind beide Möglichkeiten durch die vorliegende Untersuchung auf den Wahrscheinlichkeitsgrad gebracht, der bei dem Mangel äußerer Beweisgründe überhaupt erreicht werden kann. Das Resultat aber wäre so zu fassen: Was an der „Erziehung" grundlegend ist, grundlegend im Sinne der Aufklärungsepoche und des Offenbarungsanspruches der positiven Religionen, nämlich die Rettung des Offenbarungsprinzips durch den Erziehungsgedanken, stammt von Thaer. Was an der „Erziehung" grundstürzend ist, die Auflösung des Offenbarungsprinzips durch die Idee der unbewußten, hernach bewußten Selbsterziehung, ist von Lessing konzipiert, und zwar so, daß das Grundstürzende durch das Grundlegende angeregt und aus demselben entwickelt ist.

---

*) Auf die Aktualität des Erziehungsgedankens im 18. Jahrhundert hat Krieck S. 19 sehr richtig hingewiesen. — Auch die Rezensenten der „Erziehung" sind hier zu beachten. Sie finden das Erziehungsprinzip so wenig überraschend, daß sie vielmehr behaupten können. längst schon für ihre eigene Person mit diesem Prinzip gearbeitet zu haben. J. W. Braun, Lessing im Urteil seiner Zeitgenossen, II 1893, S. 260: Freude war dem Rezensenten der Gedanke, daß Offenbarung Erziehung sei, um so mehr, da er schon lange damit umgegangen ist, alle Pflichten der Religionslehrer, besonders bei dem Vortrage, mit den Pflichten des Pädagogen in das genaueste Verhältnis zu setzen. — Noch deutlicher der Verfasser der folgenden Besprechung S. 261: Schon seit einigen Jahren hatte Rezensent den Vorsatz, eine ähnliche Idee, nur von etwas weiterem Umfange, in einer Schrift, die gerade den hier genannten Titel haben sollte, auszuführen. — Wenn es sich aber so verhält, so kann auch der 21jährige Thaer sehr wohl auf diese Idee gekommen sein. Sie kam zu ihm, nicht er zu ihr. Ich kann hier nichts Ungeheuerliches sehen, sondern im Gegenteil: hier ist eine Entdeckung, die sich bei näherer Betrachtung und Kenntnis des Zeitalters sehr wohl begreift.

Der griechische Soldat im griechisch-türkischen Kriege.

Von

Oberleutnant Costa de Condoyanni,
Oberregisseur am Königlichen Theater zu Athen.

In deutschen Landen, wo man an eiserne Disziplin gewöhnt ist, wo eine seit mehr als einem Jahrhundert bestehende allgemeine Wehrpflicht die Idee des Soldaten wie eine lebende Tradition von Generation zu Generation fortpflanzt, würde man sich ein sehr falsches Bild machen, wollte man sich den griechischen Soldaten nach dem heimischen Muster vorstellen. Ja, würde jemand den kleinen Kerl in den Feldlagern gesehen haben, bevor der eigentliche Krieg begann, und in den größeren Ruhepausen zwischen den Schlachten, er würde sicherlich nichts von dem kühnen Angesicht entdeckt haben, vor dem der Feinde Lanzen splittern, so daß die Frage nicht unberechtigt wäre, wie es möglich war, aus diesem durchaus demokratischen Völklein ein Heer herauszumodellieren, das, in diesem Kriege wenigstens, in bezug auf Ausdauer und Selbstentsagung das Aeußerste geleistet hat, dessen die menschliche Natur fähig ist.

Im Geiste haftet mir noch lebhaft das Bild des Einzuges der zwei Verbündeten in die mazedonische Hauptstadt. Saloniki hatte am 26. Oktober a. s. kapituliert; das war am Freitag. Samstag zog unsere 7. Division unter wasserfallartigen Regengüssen ein und Montag darauf bestätigte der verstorbene König Georg I. die Besitzergreifung der Stadt durch seinen Einzug. Ihm folgten vorläufig zwei Divisionen Infanterie mit der zugehörigen Berginfanterie, den sogenannten „Evzoni". Die Bulgaren, die ein bis zwei Tage später vor Saloniki erschienen, mit der festen Absicht, die Stadt für sich zu behaupten, fanden sie unver-

sehens schon in den Händen ihrer Verbündeten und mußten sich wohl oder übel vorläufig in die Sachlage finden. Erbaten sich jedoch die Erlaubnis — unter dem Vorwand, ihre stark ermüdeten Soldaten ausrasten zu lassen —, mit einer einzigen Division die Stadt betreten zu dürfen. — Wie sich später herausstellte, kamen ihrer zwei, nicht eine. — Diese Erlaubnis wurde ihnen vergönnt mit der Bemerkung, daß ihr Einzug einen halben Tag nach dem Einzug des Königs erfolgen dürfte. Aber auch diese Weisung wurde nicht eingehalten; denn kaum, daß der König mit seinem Gefolge, die Musik und einige Regimenter vorbeimarschiert waren, hörte ich zu meinem Erstaunen die bulgarische Nationalhymne im Chore singen; richtig erschienen denn auch nach einigen Minuten die ersten bulgarischen Gesichter zu viert anmarschiert. Da hätte man den klaffenden Unterschied sehen sollen; auf der einen Seite die kleinen Kerls von Griechen mit den schlauen Augen und dem sanften Ausdruck herzlicher Bonhomie, auf der anderen Seite die Hühnengestalten von Bulgaren mit bleichen, langen Gesichtern, stachlig-buschigen graublonden Augenbrauen und dem Ausdruck, „wenn ich nicht 'n Maulkorb hätte, mindestens gefressen wärst Du". Diese hier marschierten in Reih und Glied, stramm nach europäischem Muster, und stießen die Griechen unsanft beiseite, um sich in den engen Straßen Platz zu machen, so daß die Ordnung der Reihen auf unserer Seite, die traditionsmäßig sowieso nicht groß war, schließlich in ein arges Durcheinander ausartete. Ich, der beiseite stand, weil ich mit dem Gefolge des Kronprinzen am vorhergehenden Tage hereinkam, und das sah, wurde schließlich unmutig und fuhr die Leute an: „was das für ein Zustand sei, sie sollten sich ein Beispiel an den anderen nehmen". — Da sahen mich die meisten mit blasiertem Gesichte an, die anderen mit verschämten Lächeln, und einer aus ihrer Mitte rief mir zu: „Zu Befehl, Herr Oberleutnant, aber die wollen sich zeigen, wir haben uns gezeigt."

Unter den modernen Hellenen ist der Kretenser der Draufgänger, was der Festlandgrieche gar nicht ist. Feig kann ich ihn durchaus nicht nennen; nein, das ist er auf keinen Fall, aber sehr überlegen, ich möchte ihn beinah als blasiert, als „Snob", hinstellen. Als die erste ernste Schlacht beginnen sollte — die erste ernste Schlacht; denn die wenigen Truppen türkischer Soldaten, die wir in der Ebene von Elassona vorfanden, und die Scheinschlacht um Elassona selbst, fallen kaum ins Gewicht — da gab's einen Moment, der für den Beginn, und wahrscheinlich auch nachher

für den ganzen Ausgang des Feldzuges kritisch, wenn nicht fatal sein konnte. Es war im Morgengrauen, als wir zum Vorrücken beordert wurden. Das Wetter war grauenhaft. Der Regen rieselte, und schwere Nebelschleier verwehrten uns eine freie Aussicht. Wir waren nun am Fuße der Berghügelreihen gelangt, die durch die sogenannte Rematia, einem kleinen Thalfluß, vom gegenüberliegenden Sarantaporon getrennt werden, als wir durch Regen und Nebel uns vis-à-vis es plötzlich aus einer ganzen Front von Kanonen aufblitzen sahen. „Da drüben haben sich also unsere Freundchen verschanzt“, meinte der Oberst, „die Position ist allerdings schwierig und wird uns zu schaffen geben.“ Aber Ordre zur Erwiderung des Feuers kam keine; wir warteten in banger Stille. Die Zeit verstrich, und nur hier und da beehrte unsere Nähe ein feindliches Geschoß. Der Oberst kochte vor Wut. Wir standen im Wasser. Die Sache war nämlich die: Unsere Artillerie, die erst links befohlen wurde, denn wir sahen ja voraus, daß wir an jener Stelle zu tun haben werden, mußte plötzlich eine Position rechter Hand einnehmen; die ungangbaren Straßen und das Wetter hatten eine große Verspätung verursacht. Der Oberst aber konnte sich schon kaum mehr halten, und kurz entschlossen teilte er dem Oberbefehle mit, daß er zum Angriff übergehen wollte. Die Antwort war, er solle sich nicht von seinem Platze rühren. Er gab wiederum zur Antwort, daß er auf solchen Oberbefehl pfeife. Da erschien der General selbst. Welcher Wortwechsel stattgefunden hat, wissen wir nicht; doch sahen wir plötzlich den Obersten auf den General den Revolver punktieren, der uns zugleich das Kommando zum Angriff gab. Alles Widerreden half nichts, wir mußten unserem Obersten folgen. Wir feuerten die Soldaten an mit mutigen Reden; allein statt aller Befolgung sahen wir die ganze Front sich bekreuzigen und wie angewurzelt stehen bleiben. Der Soldat, der dies alles mit angesehen hatte, war ins Stadium der Skepsis übergegangen, nachdem schon durch das lange Warten der richtige psychologische Moment verpaßt war. Alles Zureden half nichts, und wir mußten zur Tätlichkeit übergehen, um die Zagenden fortzubewegen. Sarantaporon (d. h. der Vierzigwindungenberg) wurde tatsächlich mit kleinem Feuer, Gewehrfeuer, erstürmt. Der Tod mähte die unseren zu Tausenden, aber der Feind, der sich auf einem Plateau über einem tiefen Abgrund verschanzt hatte, wurde aus seiner äußerst günstigen Position verjagt. Und je mehr die Feinde den Mut verloren und von Ort zu Ort Reißaus nahmen, um so mehr

wuchs der Mut und die Tatkraft unserer Soldaten, die dann weiter unten, an der „Eisernen Pforte“ vor Serbedjè, durch die berühmte Umzingelung der Evzoni, sich für das Blut der gefallenen Brüder doppelt und dreifach bezahlt machten. Ganze Scharen von türkischen Soldaten sind dort, einer über dem anderen einen Haufen bildend, ums Leben gekommen. Der Leser möchte vielleicht wissen, was mit dem Obersten, seiner Insubordination wegen, geschehen ist. Er wurde degradiert, doch erkannte das Kriegsgericht die Stichhaltigkeit seiner Rechtfertigung an und er ist wieder in seine früheren Grade eingesetzt worden. Der Mann erkannte ganz genau, daß dieses lange Zögern selbst die Mutigsten der Mannschaft korrumpieren würde, und sein Gedanke, selbst mit unzureichenden Mitteln den Angriff zu beginnen, war durchaus richtig. Es mußte alles vermieden werden, was den Soldaten aus einer gewissen Illusionssphäre hätte reißen können, denn die Lust zum Kriege war ohnedies nicht groß, und fast alle Soldaten sprachen die Hoffnung aus, Europa würde sich dazwischentun, um einen so nutzlosen als blutigen Krieg zu verhindern. Ich erinnere mich genau: wir lagerten in „Baislar“, wo wir Tags zuvor angekommen waren, und wo die Einwohner, noch ganz in den bitteren Erinnerungen von 97, sich hinter Schloß und Riegel verschanzten und den Leuten selbst das Glas Wasser verweigerten. Ein weites, flaches Land: vor uns in der Ferne die weißen Gebäude der Baumschule, die am Anfang des Krieges als Hauptquartier dienten, etwas weiter die Stadt Larissa mit dem zitadellenartigen Hügel, trübseliges Denkmal des vergangenen Krieges, und ganz im Hintergrund der ewig mit Wolken gekrönte Olympos, der dann, in kurzen Zeitabschnitten wie ein Vulkan aufleuchtend, Regenschauer und kalte Winde zu uns herüber auf die Ebene schleuderte. Ich und meine Mannschaft lagen auf der Erde hingestreckt und tranken Kaffee um ein aus rohem Holz provisorisch zusammengezimmertes Büfett. Wir sprachen wie Freunde untereinander sprechen; gemütlich und frei, machten tolle Scherze, wie das eben so ist, wenn Männer untereinander allein sind. Aber aus den Scherzen heraus klang das tiefe Weh des Einzelnen, und alles endete schließlich in eine laute Klagesymphonie: „Ich habe Weib und Kind zurückgelassen, was wird aus ihnen werden, wer wird für sie sorgen“, sagte der eine. „Ich habe ein kleines Geschäft schließen müssen, das uns allen das Brot gab“, sagte der andere. „Eine Ungerechtigkeit! wozu dieser zwecklose Krieg! Was gehen mich spätere Generationen an, wenn ich und die Meinen verhungern.

Gott, ein solches Gemetzel noch im 20. Jahrhundert. Europa muß und wird der Sache ein schnelles Ende bereiten." Der Mann hatte noch nicht ausgeredet, als wir von Ferne her eine Detonation vernahmen. Wir Offiziere wußten ja genau, was das zu bedeuten habe: Türken hatten schon Tags zuvor eine Brücke zu sprengen versucht, ein Versuch, der wahrscheinlich jetzt wiederholt wurde. Eine Salve unserer dort stationierten Posten war die Antwort darauf. Allsogleich sahen wir unsere gesamte Kavallerie heraussprengen, vorne die Offiziere und in ihrer Mitte einen jener gefürchteten „Andarten", der sich im Kampfe gegen Komitatzies und Türken ausgezeichnet hatte, mit schwarzem Tuch auf dem Kopf, mit silbernen Ketten und Spangen an der Brust und mit einem Blick, der wie das Auge eines Adlers stach. Im Nu war alle Trübsal, aller persönliche Kummer vergessen; auf den Beinen stand die ganze Division und schrie „Hurra! Fürs Vaterland zu sterben." Mützen flogen in die Luft und „Hurra" schallte es weiter durch das Tal, bis es am Thron der alten Götter anprallte, von wo es donnernd zu uns wieder herüberscholl. Aber der hinkende Bote kam doch an: „Also soll doch Ernst gemacht werden? lebt wohl ihr Lieben, lebt alle wohl". . . . Daß die Kriegslust der Soldaten nicht eben groß war, wurde wohl von maßgebender Seite bald erkannt, und es wurde streng darauf geachtet, daß sich keine unmutstreuenden Elemente in die Reihen der Soldaten einmischten. Ein Beispiel wird dies illustrieren. Eben dort am selben Ort, von dem ich vorher sprach, lagerten wir wieder. Man führte Gespräche, die auf denselben Ton gestimmt waren. Ein Zigarettenhändler, der so nebenbei auch Journalistik trieb, hatte sich mehr als tunlich in unser Gespräch eingemischt, und als die Rede von den großen Erfolgen der Montenegriner war, die vor uns und den Serben den Krieg begannen, erlaubte sich der Zigarettenhändler die Aeußerung: „Wer weiß, ob die Erfolge wahr sind, vielleicht ist alles nur Zeitungsbluff." — Es war, als hätte man's dem Oberbefehlshaber telephoniert; er ließ sich den jungen Menschen vorführen und bearbeitete ihn mit Peitsche, Flüchen und Todesbedrohungen. Verbot ihm außerdem strengstens den Besuch der Armee mit seinen Waren. Na, letzteres hat sich dieser freilich nicht sehr zu Herzen genommen, denn ich traf ihn in Verred, Saloniki, Florina, selbst weit oben in Coritza wieder, zwar nicht mehr mit Zigaretten, aber dafür mit um so größeren Paketen Schokolade; sein Geschäft blühte.

Wo war all der Enthusiasmus geblieben, der, von einer rethorischen wort- und dunstreichen Regierung angeregt, den unglücklichen Krieg von 1897 herbeigeführt hatte und nun wie ein Alp auf allen Gemütern lastete? Das gehört ja nun alles einer vergangenen Zeit an; einstweilen hat der Lauf der Dinge all die Wortpolitiker gestürzt und einen Mann an die Spitze gestellt, der stark genug ist, all den „Im-Trüben-Fischern" das Handwerk ordentlich zu verderben und eine neue Aera für Griechenland herbeizuführen: Dieser Mann heißt Venizelos. Aber selbst dieser hellsichtige Staatsmann zögerte, mit dem Kriege im Oktober vorigen Jahres zu beginnen — waren doch wir Griechen seit einigen Jahren im ärgsten innerpolitischen Wirrwarr —, und nur dem äußersten Drängen Bulgariens ist es zuzuschreiben, daß man mit dem Kampfe begann, der dann freilich vom allergrößten Erfolg gekrönt wurde. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß wir keine Ahnung hatten, bis zu welchem Grade die politischen Umwälzungen unseren Feind entmutigt und gelähmt hatten. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Türkei — ich spreche noch vom ersten Kriege, denn den griechischen Soldaten im Kriege mit Bulgarien zu messen, wäre sehr falsch; da walteten ganz andere Gefühle, die sehr streng vom ersten Kriege zu unterscheiden sind —, ich sagte: daß die Türkei finanziell so geschwächt war, daß es unmöglich war, sich standhafter zu halten, als sie es getan hatte. Das wurde von allen anerkannt, und deshalb auch die enthusiastischen Bravorufe bei der Ankunft Essad-Paschas, des Kommandanten von Janina, im Piräus von seiten des griechischen Volkes. Essad-Pascha erzählte uns, die Türkei habe noch acht Tage vor der Erklärung des Krieges ihre besten Regimenter aufgelöst. Ich muß auch offen gestehen, daß ich, ganz entsprechend dieser Aussage, die Empfindung hatte, als ständen wir vor ganz ungeübten Truppen. Das, was wir gegen uns hatten, waren Leute, die im letzten Augenblick zusammengescharrt wurden, Leute, die mit dem leisesten Mißerfolg die Flinte ins Korn warfen und ungeachtet ihrer Offiziere auf und davon liefen. Das will aber nicht heißen, als habe es auch drüben an Mut gefehlt: ich erinnere nur an den wackeren Offizier, der oben in Lossaki, einer Grenzstation zwischen Griechenlands Thessalien und der Elassonaebene, allein mit zwölf Soldaten der ganzen griechischen Division getrotzt hatte und es vorzog, lieber oben allein zu sterben, als dem Feinde als Gefangener in die Hände zu fallen; solches hat ferner das ganze Verhalten bei der Belagerung von Janina bewiesen. Menschen,

die keine Munition und keine Nahrungsmittel mehr hatten, die sich dürftig mit verfaultem Maisbrot durchrackerten, haben dem Feinde beinahe sechs Monate lang widerstanden und nur die großartige, wirklich phänomenale Strategie unseres Schlachtenlenkers, des jetzigen Königs Konstantin, hat es zustande gebracht, das nach allen Regeln der Kunst befestigte „Bysani" zu nehmen. Was war das für ein trauriger Anblick, als wir in Janina einmarschierten. Die türkischen Soldaten schleppten sich auf der Erde hin, keuchend und wehklagend, Gerippe, aus deren Augen der Tod grinste, die mit dem letzten Hauch ihres Lebens uns um ein Stück „Echmek" Brot) baten. Aber wir haben ja selbst nichts gehabt! Der Bürgerkrieg um die Stulle war zwischen uns selbst längst ausgebrochen. Unser Train hat überhaupt an Unordnung das Großartigste geleistet, was man hätte leisten können; und hatte er in Mazedonien die Entschuldigung für sich, daß die Wege unmöglich waren, daß wir zu schnell vorrückten, so daß er uns trotz Kraftwagen nicht erreichen konnte, so darf er für Epirus keine mildernden Umstände für sich in Anspruch nehmen, weil dort die Straße von Preveza nach Janina und Argirokastro sehr gut ist; besonders die Strecke von Emin-Aga hinauf längs der Abhänge des Kaneta-Gebirges wird man als staunenswerte Anlage bewundern müssen. Ich hätte die Soldaten anderer Nationen sehen mögen, die drei volle Tage lang gehungert haben, ob sie dann noch Lust zu kämpfen besessen hätten! Man erzählte mir, daß im Burenkrieg die Engländer einmal zu Mittag kein Fleisch bekommen hatten, worauf alle sich weigerten, weiterzukämpfen. Nun, unsere Soldaten haben drei Tage nicht einmal einen Bissen Brot zu sehen bekommen, und als der Train uns endlich erreichte und die Soldaten erschöpft sich niederließen, wurde Alarm geblasen zur Attacke. Alles mußte ungenossen fortgeworfen werden, und diejenigen, die es nicht aushalten konnten, liefen in die Aecker und holten sich eine Maisstange, an der sie während des Feuers kauten, um nicht vor Erschöpfung umzufallen. Die Leser werden mir erwidern: dort ist es eine andere Sache! Ja, gewiß, aber immerhin . . . ist das etwa eine Kleinigkeit? War das vielleicht eine Kleinigkeit, daß diese an ewige Sonne gewöhnten Menschen sich plötzlich auf beschneite mazedonische Bergrücken begeben mußten, mit Kleidungen und Schlafdecken, die in bezug auf Wärme durchaus unzureichend waren? War das etwa eine Kleinigkeit, daß unsere Vorposten auf Bysani fünf Monate lang in Schnee und Eis gesteckt haben, ohne ein Feuer anzünden zu dürfen, um sich vor den eis-

kalten Brausewinden zu erwärmen, die der Olitschka bis weit hinein in die Ebene von Philipiade entsendet? Und trotz alledem, nur selten kamen Klagen und Beschwerden vor . . . und da ist zu bedenken, es waren ja keine Fanatiker, die wutentbrannt mit Feuer und Schwert einer fixen Idee zuliebe kämpften! Im Gegenteil, das war das Wunderbare, kaum war der Kampf beendet, blieb auch nicht ein Brocken von Feindseligkeit und Rache zurück. Die Gefangenen — und ihre Anzahl war ja erheblich — wurden mit aller Rücksicht behandelt, und den Notleidenden teilten mitleidige Hände mit, was sie selbst nur karg besaßen. Nicht, als ob Grausamkeiten gänzlich gefehlt hätten! Das ist ja in einem Kriege, und vor allen Dingen dort, wo soviel Mischvolk durcheinander lief, gar nicht zu vermeiden; aber ich greife aus dem reichlichen Material, das mir zum Beweise meiner obigen Behauptung dient, folgendes Geschichtchen heraus, das mir überliefert worden ist und das mich um so mehr interessierte, als ich das Milieu selbst sehr genau kenne.

Nach der großen Schlacht von Jenidja, vor Saloniki, wurden die leichter verwundeten Soldaten im Hause des Emin-Bey, der Behausung des Urenkels eines der Bezwinger von Mazedonien, beherbergt. Alles war noch in seiner alten Pracht und orientalischen Schönheit. Große weiche Teppiche am Boden, geschnitzte, mit Perlmutter eingelegte Tische und Stühle und der ganze Märchenzauber, der in der Tiefe des Islams, der wahren alten Türkei, lebt und der jeden gefangen nimmt, der sich bemüht hat, ihm zu nahen, dort wo er echt und rein atmet. Etwas Feines, Sehnsüchtiges, Wollüstiges und Melodisches, vermischt mit einem Blutstropfen Grausamkeit: dies sprach von den Wänden des alten Hortes der entschwundenen Moslems. Und dann der Harem mit den goldgestickten Leinentüchern, getaucht in ein fahles farbenes Licht, das vom Gewölbe durch bläuliche Scheiben sickerte, einen Zauber über das Bett und die atlasroten Goldbrokate verbreitend, die baldachinartig darüber herunterhingen. . . . Wer weiß, welche zarten Haremsdamen dort den süßen Melodien lauschten, die ihnen die Sklavinnen mit Zimbalbegleitung vorsangen? Noch alles duftete von dem Hauch seiner Herrinnen, die in banger Flucht, wie aufgescheuchte Vögel, vor den verruchten Ungläubigen, ihre Seele zurücklassend, entflohen waren, nur Allah weiß, wohin. . . . In diesen Gemächern habe ich selbst, ermüdet vom langen Kampfe, verwundet auf den weichen Kissen liegend, eine traumschwere Nacht verbracht. Jetzt beschmutzten kotige Soldatenstiefel die schönen Teppiche, und statt süßer Melodien in

Voll hörte man das Gestöhn und das Wehklagen der Verstümmelten. Ganz durch Zufall wurde dahin auch ein Türke hereingebracht, der irgendwo in der Nähe liegen geblieben war. Der Mann war arg zugerichtet, denn außer einigen Kugeln, die verschiedene Teile seines Körpers aufgesucht hatten, trug er auch zwei Bajonettstiche im Leib. Er litt unter unsagbaren Schmerzen. Aber, da er es wahrscheinlich nicht für würdig hielt, vor dem Feinde zu jammern und zu weinen, hatte er sich vorgenommen, diese große Linderung zu entbehren; doch biß er sich bis zum Bluten in die Lippen und verzog zu gräßlichem Schmerzensausdruck das Gesicht bei jedem Schnitt, den ihm der Doktor beibrachte, um die Kugeln zu entfernen. Beim Verbinden unterhielt sich ein Krankenwärter damit, ihm immer und immer wieder zu wiederholen: „Turko, Turko no mbuono“, hoffend, daß der Allahgläubige sein Kauderwelsch verstehen würde. „Turko no mbuono, Greco mbuono.“ Der arme Nidzam, der mit seinen Schmerzen genug zu tun hatte, sah ihn verständnislos und blöde an, und nach langem Zögern gab er Laute von sich, die wie „Su“ ausklangen. Der Krankenwärter ward unmutig und schrie ihn an: „Was du willst mir Schweigen gebieten, du Hund?“

„Nein,“ sagte einer der anderen Verwundeten, „der Arme verlangt Wasser. Su heißt Wasser.“ — „Ich hätte da viel zu tun“, erwiderte der Ritter des roten Kreuzes. „Der See hat Wasser genug, dort kann er sich ersaufen gehn.“ Da stürzten sich die Verwundeten auf den Mitleidlosen und richteten ihn arg zu. „Siehst du nicht, daß der Arme furchtbar leidet?“ Und alle brachten dem Türken den Rest aus ihren Wasserflaschen zu trinken. Der Türke lächelte flüchtig, dankgerührt, und streichelte die Hand dessen, der ihm den Labetrank reichte. Man fragte ihn nun, ob er Kinder habe, was aber der Nidzam nicht verstand. „Maletschka, Maletschka“, übersetzte einer, der in der bulgarisch-mazedonischen Sprache bewandert zu sein schien.

„Ski“, antwortete schwer atmend der Türke. „Zwei Kinder hat der arme Kerl“, wiederholten die anderen. „Armer Kerl.“ — Allein die Züge des Leidenden zogen sich zusammen, die Hand preßte sich ihm auf die Brust und wenige Minuten danach tat er seinen letzten Atemzug. Da war auch kein Auge im Saal, sagte man mir, das nicht geträmt hätte, die eigenen Leiden, Haß und Krieg vergessend. Ich glaube die Erzählung aufs Wort; denn sie spiegelt so recht die Seele des griechischen Volkes. Die Neugriechen sind noch ein unentdecktes Land; die meisten Forscher bleiben auf

der Oberfläche haften, die freilich sehr unvorteilhaft ist; aber wenn der Grieche sich anders als in seiner wirklichen Natur zeigt, so ist das hauptsächlich Zuständen zuzuschreiben, die eine jahrelange Mißwirtschaft herbeigeführt haben. Erwerbslosigkeit, Enge, die dann Faulheit zeugte, und Müßigkeit sind aller Laster Anfang. Aber es gibt ein Mittel, zu dem Sie stets greifen können, um die latent edlen Regungen des Hellenen wachzurufen. Der Grieche selbst nennt es „Philotimon“. Wörtlich übersetzt heißt das „Ehrgeiz“; aber das deutsche Wort gibt lange das nicht wieder, was das griechische Wort enthält: nationaler Stolz, der Schein von Würde und Ehrenhaftigkeit und die Abwendung von allem Niedrigen und Falschen. Wir Offiziere mußten gar oft beim Soldaten an sein „philotimon“ appellieren, um zu erreichen, was sonst mit Strenge und Befehl nicht zu erreichen gewesen wäre. Abgesehen aber davon, gibt es kaum ein Volk, das soviel Gastfreundlichkeit erweist und mitleidsvoll den Leidenden beispringt; ja, es arten diese Gefühle ins Weibliche, ins Krankhafte aus.

Sonst gings ja sehr gemütlich zu im Heere, ja zu gemütlich. Einfache Soldaten sprachen und diskutierten mit höheren Offizieren, widersprachen ihnen und wußten alles besser, und so weiter. Man muß sich eben unter der griechischen Armee nicht diese organisierte Masse denken, wie hier, wo so manche wohltätige Vorkehrung und Bestimmung, wie der Einjährig-Freiwilligen-Dienst und manche andere, die Schafe von den Böcken geschieden hat, so daß ein gewisser Standesunterschied eingehalten wird. Dort sind es eben alle Rekruten, und Gemeine und Offiziere können im gewöhnlichen Leben die besten Freunde sein; es steht der Sohn des Bankiers oder Pseudoaristokraten in einer Linie mit dem Hirtenjungen, trinken, essen und schlafen miteinander, so daß ihre Haustierchen, stete Begleiter aller Kriege, die man Läuschen nennt, schon längst Blutsverwandtschaft geschlossen haben, ehe ihre Herren sich ordentlich kennen lernten. Eine immer wiederkehrende Gesprächswendung, wenn zwei Soldaten in Auseinandersetzung gerieten, war folgende: „Nun, man kann's dir eigentlich nicht übelnehmen, die Kuhhirten verstehen nur ihre Kühe zu melken.“ — „Immerhin besser als du, Tintenlecker du“, gab der andere zur Antwort. Sonst verlief alles friedlich. Man hungerte zusammen, teilte den letzten Bissen miteinander, reichte sich gegenseitig die Wasserflasche zum Trinken, in Ermangelung des Weins, und zum Zeitvertreib bestahl man sich auch gegenseitig. Gestohlen wurde, daß es nicht mehr schön war. Leicht konnte es

einem passieren, in der Frühe aufzustehen und vergebens Flinte, Tornister und Seitentasche suchen. Aber alles aus wohlwollender Menschenfreundlichkeit; beklagten sich doch die meisten Soldaten über das Tragen der Tornister! Nichts war ihnen lästiger, so daß ihn die meisten bei der ersten Schlacht gleich fortwarfen. Es gab aber andere wieder, die den Tornister sehr gerne trugen, und da er ihnen höchstwahrscheinlich zu leicht erschien, stopften sie noch Sachen hinein, die sie hier und dort aufgegabelt hatten, und wo man sich nur fragen konnte, was will der Mensch damit? Das Plündern war ja streng verboten, aber die Soldaten fanden mehr als einmal Gelegenheit, auszuführen, was sie allzu gerne taten. Wenn der Tornister nicht ausreichte, wurden die Gegenstände in den Hosen, um den Leib und sonstwo versteckt. So fand man denn seidene Tücher, Stoffe, Hausgerätschaften, Nähmaschinenteile, ja sogar Frauenhosen bei einigen vor; das Merkwürdigste sah ich in Florina: einen Soldaten, der beim Vorübergehen sich dicht an der Mauer hielt. Sein Verhalten fiel mir auf, und ich befahl ihm stehenzubleiben; da sah ich, daß der Kerl auf dem Rücken einen furchtbaren Auswuchs hatte, der unmöglich ein Buckel sein konnte. Mehr um zu spaßen, befahl ich „kehrt". Aber der Mensch, statt kehrt zu machen, machte ganze Wendung. Ich wiederholte meinen Befehl, aber er spielte einfach den Dummen und machte immer wieder ganze Wendung. Auf mein Geheiß untersuchten ihn einige danebenstehende Soldaten, und was war's, was unter der Jacke hervorkam? . . . Eine mächtige Kuhglocke! Die wollte der Mensch da mitschleppen in seine Heimat, wenn's nach Hause ging! Wir ließen ihm seine Freude.

Höchst komisch und unterhaltend war es, zu beobachten, unter welcherlei verschiedenen Vorwänden die Soldaten die Aerzte und Offiziere zu bewegen suchten, ihnen Heimatsurlaub zu gewähren. König Konstantin gab nämlich die Ermächtigung, nach der Heilung und ihrer Bescheinigung durch einen höheren Arzt einen Urlaub von etwa einem Monat zu gewähren, um sich im Kreise der Ihren zu erholen. Alle drängten sich heran, natürlich in der Hoffnung, daß inzwischen der Friede geschlossen werde und sie nicht wieder ins Feld zurückzukehren brauchten. Aber die Sache kam doch anders... wer hätte das gedacht. Ueberhaupt war zuletzt der Feldzug gegen den Halbmond sehr erlahmt. Die Türken erfüllten uns schließlich mit einer Art von Mitleid, und aller Sehnsucht war Friede, Friede, Friede! Erzählt wird, daß unsere Vorposten auf Bysani schließlich Freundschaft mit den türkischen Vorposten schlossen, die nur 200

Meter voneinander entfernt waren. An besonders kalten Tagen und wenn die Vorgesetzten sich zurückgezogen hatten, pflegten sie freundliche Gespräche miteinander. „Werdet ihr heute schießen, Ali?" war die Frage. — „Nein," war die Antwort, „aber ihr dürft auch nicht schießen!" Und beide zündeten lichterhohe Feuer an, an denen sie sich hier und dort erwärmten.

Nun, das ist auch nicht zu verwundern, denn an den Tagen, wo wir auf den Feldern der thessalischen Ebene lagerten und gedankenlos dem „Karakioz" lauschten, den der berühmte Molla den Soldaten zum besten gab. — Es handelt sich um die türkischen Schattenspiele, welche die Amerikaner mit dem Spottnamen „Greck moving pictures" belegen? — zwischen diesem Zeitpunkt also und der endlichen Einnahme von Janina lagen soviel wechselnde Ereignisse oft ganz unbedeutender Art, daß schließlich das Interesse, nicht nur des Zeitungsleserpublikums, nein, auch von uns selbst, auf eine harte Probe gestellt wurde und erschlaffte. Daß später der jetzt, „Gott hab ihn selig", im Friedensgrabe von Bukarest beerdigte Kampf mit den Bulgaren so erbittert losging, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß der Grieche alles verzeihen kann, nur das Betrügen resp. das Betrogenwerden nicht. Das ist eine Tugend, auf die er sich am liebsten das Monopol erwerben möchte, und er leidet nicht, daß ihm andere ins Handwerk pfuschen.

Ein Kernpunkt der Jugendgerichtsbewegung.

Von

Professor Klumker.

Regierungsrat Lindemann hat in der Deutschen Juristenzeitung das Verhältnis der Jugendgerichtshelfer zur Justiz einer eingehenden Kritik unterzogen, die zwar von einem einzelnen Falle neuerer Zeit ausgeht, aber doch allgemeinere Bedeutung, sogar weit über die Grenzen hinaus hat, die Lindemann selbst ihm stecken möchte.

In dem Fall, von dem er ausgeht, wird die Hilfsarbeit für das Jugendgericht in der Weise geleistet, daß ein freier Verein mit besoldeten und unbesoldeten Hilfskräften beiderlei Geschlechts vor der Verhandlung eingehende Erhebungen über den Charakter, das Vorleben und die Umgebung des angeklagten Jugendlichen anstellt und daraufhin einen eingehenden Bericht dem Staatsanwalt überreicht, der sowohl für die Frage der Strafmündigkeit, der vorhandenen oder fehlenden Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung bei dem Jugendlichen, als auch für die Frage des Strafaufschubs nach der Verurteilung, der Aufnahme in die sogenannte Liste A von Bedeutung sein soll. Der Verein oder seine Beauftragten treten dem Jugendlichen rein in der Rolle eines fürsorglichen Helfers mit erzieherischen Absichten entgegen. Diese erziehlichen Absichten erfordern, daß sie das Vertrauen des Schützlings gewinnen. Alle Erziehung beruht auf Vertrauen. Wenn nun auf Grund dieses Vertrauens der Jugendliche offen auch über andere strafbare Handlungen, die er begangen hat, Mitteilung macht, so kann der Verein in die Lage kommen, auch davon dem Staatsanwalt oder dem Gericht darüber in seinem Bericht Erwähnung zu tun. Das kann notwendig sein, weil der Verein für seine Darlegungen nur dann das volle Anerkenntnis finden wird, wenn er für sich das Vertrauen eines sachlichen, objektiven Berichterstatters zu gewinnen

weiß. Es kann aber auch notwendig werden im Interesse des Jugendlichen gerade von fürsorglichen Erwägungen aus, weil jene Mitteilungen eine mildere Beurteilung des Vergehens, eine Verneinung der Strafmündigkeit, oder die Aufnahme auf Liste A herbeizuführen geeignet sind. Es kann also bei dieser Stellung des Vereins oder der freiwilligen Fürsorge als Hilfsorgan des Gerichts gerade in dieser Aufgabe selbst ein Zwang zur Weitergabe solcher Dinge liegen. Erfährt aber der Staatsanwalt von einer weiteren strafbaren Handlung, so ist er zum Einschreiten verpflichtet: verpflichtet nicht nur, weil bei uns das Gesetz den Staatsanwalt zwingt, bei jedem ihm bekannt werdenden Vergehen Anklage zu erheben. Selbst wenn dem Staatsanwalt die Wahl bliebe, ob er anklagen soll oder nicht, so muß er doch ernstlich abwägen, ob nicht das Interesse des Staates, das Wohl des Ganzen, das er wahrzunehmen hat, eine Anklage erfordern. Der Helfer oder der Verein haben aber diese Dinge nur im Vertrauen von dem Jugendlichen erfahren. Dieses Vertrauen wird er nur jemand entgegenbringen, von dem er weiß, daß er von seinem Geständnis keinen Gebrauch machen wird, der ihm z. B. eine Strafverfolgung zuziehen kann. Ist also Vertrauen die Grundlage aller Erziehung und aller Fürsorge, so liegt in jenem Verhältnis des Vereins zum Staatsanwalt und zum Gericht ein innerer Widerspruch.

Diese Anschauung teilt auch Lindemann offenbar, freilich nur bis zu einer gewissen Grenze, denn er glaubt diese so formulieren und zugleich einschränken zu können, daß er sagt, der Fehler liege darin, daß bei jenem Verhältnis der Verein amtliche Eigenschaften und Befugnisse erhalte, daß dadurch obrigkeitliche und fürsorgliche Funktionen vermischt würden. „In der Rüstung der Staatsgewalt beraubt sich die Charitas ihrer wertvollsten Hilfe, des Vertrauens ihrer Schutzbefohlenen. Der Beamte ist verpflichtet, den Staatsgedanken bis zur äußersten Konsequenz zu vertreten. Handelt es sich um die Strafverfolgung, so bedroht § 346 StGB. jede Unterlassung mit Zuchthausstrafe. Zwischen dieser Auffassung und den Aufgaben der freien Liebestätigkeit gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Ueber diesen Abgrund hinüberzuklimmen, liegt gar kein Anlaß vor, solange der Staat die Scheidung zwischen seinen Dienern und den freiwilligen Helfern aufrecht erhält.“ In diesen Sätzen, die den Kern jener Darlegungen widerspiegeln, wird die Voraussetzung viel zu allgemein und vage umgrenzt. Es ist natürlich unrichtig, daß jeder Beamte zur Anzeige eines Verbrechens und zur Herbeiführung

einer Strafverfolgung verpflichtet ist, wie man es beim Lesen jener Sätze annehmen sollte und wie es die Voraussetzung für die Schlüsse ist, die gezogen werden. § 346 StGB. spricht nur von Beamten, „die vermöge ihres Amtes bei Ausübung der Strafgewalt oder bei Vollstreckung der Strafe mitzuwirken haben," also keineswegs von Beamten überhaupt. Eine solche allgemeine Anzeigepflicht besteht für Beamte keineswegs, sowenig sie für den Staatsbürger im allgemeinen besteht. Ob der Jugendgerichtshelfer Beamter ist oder nicht, dadurch wird das Verhältnis nicht anders. Wohl aber macht es einen Unterschied, ob er Beamter des Staatsanwalts oder des Strafgerichts oder des Strafvollzugs ist, oder ob er ein anderer Beamter ist. Der Jugendgerichtshelfer könnte also ruhig Beamter sein und trotzdem in weitestem Maße das Vertrauen seines Schützlings genießen und rechtfertigen. Gerade unser deutscher Erziehungsrichter, der Vormundschaftsrichter ist nicht verpflichtet, strafbare Handlungen seiner Schutzbefohlenen zur Strafverfolgung anzuzeigen.

Nicht weil er amtliche Befugnisse hat, behördlichen Charakter gewinnt, kommt der Jugendgerichtshelfer in den erwähnten Konflikt, sondern weil er Befugnisse und Charakter vom Staatsanwalt oder vom Strafrichter erhält oder durch diese mit ihnen in Verbindung kommt. Sowie er in dieselben Beziehungen zum Vormundschaftsrichter treten würde, dessen direktes Organ er ja z. B. als Berufsvormund wird, ist nichts von jenen Konflikten möglich. Im Gegenteil, durch diesen Beamtencharakter wird jene Pflicht der Verschwiegenheit, jener Vertrauenspflicht nur noch stärker betont. Wenn man mit Lindemann auf das stärkste betont, daß der Erzieher — dieser allgemeinste Ausdruck gibt die Sache am besten wieder — als Vertrauensmann des Jugendlichen sich auffassen muß, so folgt keineswegs, daß er nicht Beamter sein darf, sondern nur, daß er in keinerlei amtliche Beziehungen zum Staatsanwalt oder Strafrichter sich begeben darf. Da ergibt sich aber die viel weiter gehende Folgerung, daß die Jugendgerichtshilfe, wenn sie dieses Vertrauen braucht, sich in keine offizielle Verbindung mit dem Staatsanwalt und dem Strafgericht — das doch auch das Jugendgericht darstellt — treten darf. Wollen wir das mit einfachen Worten wiedergeben, so ist die freiwillige Jugendgerichtshilfe ein Widerspruch in sich selbst. Das Vertrauen, das die erziehliche Aufgabe bei Jugendlichen voraussetzt, verbietet jede Beziehung, die die Verpflichtung direkt oder indirekt auferlegt, etwa erfahrene strafbare Handlungen an eine Stelle wiederzugeben, die mit der Strafverfolgung zu tun hat.

Damit kommen wir dem Kern des Problems näher. Wenn dieser Konflikt schon bei der Jugendgerichtshilfe vorliegt, wie ist es dann beim Staatsanwalt und Richter? Als das Neue des Jugendgerichts preist man es, daß es erziehliche Aufgaben zu erfüllen habe, daß der Jugendrichter ein Erziehungsrichter sein oder werden solle. Allein mit oder ohne Anklagezwang für den Staatsanwalt bleibt ihm jedenfalls die Verpflichtung zu prüfen, ob das Interesse des Staates eine strafrechtliche Verfolgung erfordert, möglicherweise fordert in einem Fall, der vom erzieherischen Standpunkt aus durch eine solche Verfolgung schwer geschädigt werden könnte. Man tritt also weder dem Staatsanwalt noch dem Strafrichter zu nahe, wenn man sagt, daß beide zum Erzieher der Jugend aus diesem Grund — mögen sie persönlich noch so gute Erzieher sein — ungeeignet sind. Der Widerspruch, der bei jenem Fall der Jugendgerichtshilfe zutage tritt, lag weder an dem einzelnen Helfer, der seine Pflicht in einer unglücklichen Stellung getan hatte, noch bei dem einzelnen Verein, sondern bei der gesamten Jugendgerichtshilfe und im letzten Grund bei der ganzen Konstruktion des Jugendgerichts.

Um dies näher zu beleuchten, ein paar Rückblicke in die nächste Vergangenheit. Das Deutsche Reich hat seit alters einen Erziehungsrichter, der ausschließlich Erziehungsrichter ist, das ist der Vormundschaftsrichter, dem die neuere Gesetzgebung mehr und mehr erzieherische Machtvollkommenheit gegeben hat. Die Länder englischen Rechts besitzen einen solchen Erziehungsrichter nicht. Das Vormundschaftsrecht hat sich bei ihnen ganz anders entwickelt. Der Vormund hat dort wesentlich nur finanzielle Aufgaben zu erfüllen, das Vermögen seines Mündels zu schützen. Weil also vom Vormundschaftsrecht aus erziehliche Aufgaben nicht anzugreifen waren, weil ein Erziehungsrichter, wie wir ihn besaßen, fehlte, — diese Lücke hat nicht unwesentlich zu einer großen Menge von Kinderelend in jenen Ländern beigetragen — so suchte man vom Strafrecht aus einen Ersatz zu gewinnen. Man fügte Erziehungsschutz ins Strafrecht ein und schuf im Jugendrichter einen Strafrichter, der erziehliche Aufgaben hatte. Im Laufe der Entwicklung ist mehr und mehr aus diesem Strafrichter ein Erziehungsrichter geworden — eine Entwicklung, die schon der verstorbene Reicher in seinen letzten Schriften dargelegt hat — bis das neue belgische Jugendgesetz dem Jugendrichter überhaupt alle strafrechtlichen Aufgaben nahm, so daß er Strafe im Rechtssinne nicht mehr verhängen kann. Damit ist er ein reiner Erziehungsrichter, also dasselbe wie unser Vormundschaftsrichter ge-

worden und der Jugendliche ist bis zum 15. Jahre dem Strafrecht entzogen.

Als man in jener Modebegeisterung für Jugendgerichte diese Dinge nach Deutschland übertragen wollte, war es ein genialer Gedanke, solange man noch das Strafrecht für Jugendliche nicht beseitigen konnte, seine Handhabung in die Hände des Vormundschaftsrichters zu legen. Das war gegenüber der Behandlung durch den reinen Strafrichter ein Fortschritt; es war aber gegenüber der Stellung des Vormundschaftsrichters, der reiner Erziehungsrichter war, ein arger Rückschritt, daß man ihn mit strafrechtlichen Aufgaben behängte. Immerhin, da er als Strafrichter nur zu handeln braucht, wenn der Staatsanwalt anklagt, während er, wenn der Fall an ihn als Vormundschaftsrichter zunächst kommt, eben als reiner Erziehungsrichter handeln darf, so war der Schaden beim Richter nicht so groß. Der deutsche Erziehungsrichter hätte es sich eben gefallen lassen müssen, in einer Uebergangszeit mit strafrechtlichen Aufgaben belastet zu werden. Allein die unheilvolle Folge des fein erdachten Notbehelfs war, daß nun auch der Staatsanwalt mit erziehlichen Aufgaben befaßt wurde, daß ihm plötzlich eine Rolle in der Jugendfürsorge und in der Jugenderziehung zufiel. Doppelt fatal war dies da, wo die freie Fürsorge, die seit alters zum Vormundschaftsrichter als Vormund und Helfer in einer gut geordneten Stellung befand, sich stattdessen an den Staatsanwalt und dessen unglückliche Zwitterstellung — die im Wesen der Staatsanwaltschaft liegt, also gar nicht beseitigt werden kann — hineinziehen ließ. Nur so konnten jene Konflikte entstehen, von denen wir ausgingen. Sie liegen nicht in der Beamtenstellung eines freien Fürsorgers, sondern sie liegen in der Unmöglichkeit, daß der Staatsanwalt Erzieher sein und erziehliche Aufgaben erfüllen soll, zu denen ein offenes Vertrauen des Jugendlichen unbedingt Voraussetzung ist, eine Voraussetzung, die eben ein solcher Beamter nicht erfüllen kann, der die Interessen des Staates auf dem Gebiete des Strafrechts zu wahren berufen ist.

Dieser Uebelstand ist bei den öffentlichen Erörterungen jenes Falles mehrfach zutage getreten, ohne die nötige Beachtung zu finden. Wenn die Frankfurter Zeitung richtig unterrichtet ist, so hat der Jugendstaatsanwalt, der die neue Anklage gegen jene Jugendliche erhoben hat, in einer seltsam ungeschickten Erklärung gegenüber dem Verteidiger des Jugendlichen, die komisch wirken würde, wenn der Fall nicht so ernst wäre, das ungünstige Licht, das auf

seine Behörde fallen mußte, dadurch abzuwehren gesucht, daß er erklärte, er habe den Bericht des Vereins, in dem die strafbare Handlung habe angedeutet werden müssen, zwar gelesen, sei aber dadurch nicht zu Strafverfolgung veranlaßt worden. Er habe sich nur die Angeklagte vorgeladen, die ohne weiteres ein offenes Bekenntnis abgelegt habe. Wenn man an § 346 StGB. denkt, so leuchtet das Ungeschickte dieser Erklärung sofort ein. Der Staatsanwalt hat den Bericht gelesen; er hat dadurch von einer strafbaren Handlung, die diese Jugendliche begangen hat, richtiger wohl, die an dieser Jugendlichen begangen worden ist, Kenntnis erhalten. Trotzdem sagt er, er sei dadurch nicht zu einer Strafverfolgung veranlaßt worden. Es bedarf nicht vieler Worte, um die Wertlosigkeit dieser Erklärung darzutun, denn daß die Jugendliche freiwillig ein Geständnis abgelegt hat, das macht die Handlung, deren sich der Staatsanwalt bezichtigt, zwar straffrei, da er ja nun die fragliche strafbare Handlung verfolgt hat, sie sagt aber nichts darüber, worauf es doch ankommt, ob der Staatsanwalt, wenn die Jugendliche sich nicht freiwillig beschuldigt hätte, die ihm bereits bekannte strafbare Handlung unverfolgt gelassen hätte. Das konnte er gar nicht. Er hätte es freilich tun sollen, wenn er für seine erziehlichen Aufgaben sich und der Jugendgerichtshilfe das Vertrauen der Jugendlichen erhalten wollte, das sie für Erziehungszwecke als Voraussetzung braucht. Er durfte es aber nicht, einerlei ob es einen Anklagezwang gibt oder nicht. Gibt es ihn nicht, so wird der Konflikt weniger oft eintreten, eintreten aber muß er und deshalb werden die Jugendlichen das Vertrauen zu dieser Institution nach und nach verlieren müssen.

So liegt im Staatsanwalt und seiner Tätigkeit unvermeidlich ein Konflikt mit den erziehlichen Aufgaben, die ein Jugendgericht nach der neueren Entwicklung des Auslandes kennzeichnen. Dieser Konflikt ist bei uns bisher nur von wenigen erkannt worden, weil überhaupt die deutsche Jugendgerichtsbewegung sich durch eine völlige Verwirrung der Begriffe Erziehung und Strafe auszeichnet. Förster hat vergeblich auf dem letzten Jugendgerichtstage versucht, Klarheit dahinein zu bringen. Daß es ihm keineswegs gelungen ist, sieht man am deutlichsten darin, daß solche Widersprüche ruhig beiseite geschoben worden sind, ja daß sogar jetzt, wo ein Einzelfall sie grell beleuchtet, eine solche schiefe Auffassung ausgesprochen werden kann, die einen Gegensatz zwischen Beamten und Fürsorge an seine Stelle schiebt. Förster konnte es auch nicht gelingen, Klarheit zu schaffen,

weil dies sein Ziel gar nicht war, sondern er seine Auffassung von Strafe und Erziehung darlegen und eindrucksvoll vertreten wollte. Der Jugendgesetzentwurf, wie ihn die Regierung einbrachte, gibt das schönste Bild dieser Verwirrung. Die größte Rückständigkeit des Deutschen Reiches, daß es im Gegensatz zu so vielen benachbarten Staaten, noch Schulkinder dem Strafrichter unterstellt, ließ es ruhig aus einem formellen Bedenken bestehen; wie hätte es da solche tieferen Widersprüche lösen können. Vielleicht kommt dieser Einzelfall noch früh genug, um den Gesetzgebern wenigstens die Tiefen der Probleme zu zeigen, die sie in rascher Aufwallung lösen zu können glauben.

Soweit wir unsere Jugendlichen erziehen wollen, fordert eben das Wesen der Erziehung, daß sie von jemand ausgehe, der das nötige Vertrauen der Jugend auf jeden Fall sich zu sichern weiß und der in dieser ersten Voraussetzung erziehlichen Wirkens nicht durch strafrechtliche Verpflichtungen gebunden ist. Dies einzusehen, hindert uns besonders die Verwirrung, die in diesen Begriffen scheinbar z. Zt. bei uns unüberwindlich ist. Die Frage, ob man in der Erziehung Strafen anwenden soll, im besonderen auch strenge, z. B. körperliche Strafen, hat natürlich mit unserem Probleme garnichts zu tun; nicht wie man erziehen soll, wird gefragt, sondern ob man erziehen oder das Strafrecht anwenden soll bei Jugendlichen. Daraus folgt eins, das die Stimmung weiter Kreise beeinflußt. Will ich Erziehung statt Strafen für die Jugendlichen, z. B. bis zum 15. Lebensjahre, so bedeutet das keine Schwächlichkeit statt des Ernstes, keine Weichlichkeiten statt der Strenge. Denn die Erziehung kann, ja sie muß in vielen Fällen sehr ernst und streng sein und sie kann es ja auch. Man wird mit viel größerem Recht sagen können, daß die, die so junge Menschen dem Strafrecht unterstellen wollen, die Maßnahmen gegen die jugendliche Verwahrlosung abschwächen. Denn die zeitlich beschränkten, in ihrer Ausführungsform eng umgrenzten Mittel des Strafrechts, von denen Todesstrafe und Zuchthaus bei Jugendlichen an sich ausgeschlossen sind, können gar nicht so durchgreifend und wirksam sein, wie die Mittel, über welche jede Erziehung verfügt, die ihre Mittel eben einzig nach dem Erfolg, einer durchgreifenden Aenderung und Besserung des Jugendlichen abzumessen hat. Die Jugendlichen empfinden auch diese Schwäche des Strafrechts sehr richtig. Wenn Fürsorgezöglinge aus der Fürsorgeerziehung herauszukommen suchen, indem sie Verbrechen begehen, die sie vor den Strafrichter bringen, so ist das, rein opportu-

nistisch betrachtet, sehr erklärlich. Die Strafen des Gesetzbuches sind zeitlich genau begrenzt, während die Fürsorgeerziehung bis zum Erfolge dauert, falls nicht die Volljährigkeit ihr ein früheres Ende bereitet. Der Strafvollzug aber kann ihnen allzugroße Unannehmlichkeiten nicht bereiten, da er ja nicht nach der inneren Umwandlung des einzelnen zu zielen vermag, sich danach nur ganz unwesentlich umgestalten und ändern kann, während die Erziehungsmaßregeln in den verschiedensten Formen, bald strenger, bald milder eingreifen und jedenfalls überall auf ihren Zweck gebildet werden. Selbst wenn man z. B. die Prügel bei Jugendlichen verwirft, hat man soviel Erziehungsmittel zur Verfügung, die dem Jugendlichen weit unangenehmer und lästiger sind als das Gefängnis jemals sein kann. Wollen wir also Erziehung an die Stelle der strafrechtlichen Behandlung setzen, so hat das mit der milderen oder strengeren Behandlung des Jugendlichen garnichts zu tun, es besagt darüber auch nicht das Geringste, sondern wir wollen nur dem Umstande Rechnung tragen, daß der Jugendliche bis zu einem gewissen Alter im allgemeinen noch nicht die volle Reife und Selbständigkeit erlangt haben kann, die eine Behandlung mit den Strafmitteln der Erwachsenen voraussetzt. Er soll eben und muß mit den Strafmitteln für Unerwachsene behandelt werden, die ein wesentliches Stück der Erziehung bilden.

Noch eine andere Verwirrung sei kurz angedeutet. Man glaubt, daß die Frage, ob Erziehung oder Strafe, wenn sie schon mit der Strenge oder Milde der Erziehung nichts zu tun hat, doch wesentlich gelöst werden könne durch eine Umgestaltung der Strafe. Die Strafe soll einen bessernden Zweck haben, und bei dem Strafvollzug der Jugendlichen bemühen wir uns seit der Mitte, ja seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts in Deutschland in der mannigfaltigsten Weise, mit diesen Strafen einen bessernden Zweck zu erreichen. Dadurch aber wird die Strafe des Gesetzbuches keineswegs zu einer Erziehungsstrafe. Sie ist und bleibt eine Strafe für Erwachsene, die mit den Erwachsenen als ihren Objekten rechnen muß. Die stärkere Betonung ihres bessernden Charakters wird jenen erwähnten Ansatz auch bei uns einmal zu neuer Blüte bringen, von der dann nicht nur die jüngeren Gefangenen bis zu 20 Jahren, sondern hoffentlich auch wie in Amerika die Gefangenen bis 30 Jahre Vorteile haben werden. Aber selbst auch bei der schönsten bessernden Gestaltung wird es sich immer um Strafe im rechtlichen Sinne und nicht um Erziehung handeln.

Je klarer wir uns dieser Dinge bewußt werden, um so mehr werden wir einsehen, daß keinerlei Vermischung von Erziehungs- und Strafrichtern den Vorsprung aufheben darf, den das deutsche Erziehungsgericht besonders vor den englischen Ländern seit langem voraus hat. Worum es sich handelt, ist nur festzustellen, welche Jugendlichen in erster Linie erziehlicher Behandlung bedürfen; bei ihnen muß das Strafrecht zurücktreten. Wo aber der Jugendliche der Bestrafung aus dem Strafgesetzbuch überwiesen wird, da muß er eben zunächst gestraft werden im vollen Ernste des Gesetzes — das fordern so manche Gegner der modernen Bewegung mit Recht; — in der Strafe erst darf der bessernde Zweck in voller Stärke sich auswirken. Kann oder will man diese Grenze noch nicht zeitlich z. B. beim 16. Lebensjahre ziehen, obwohl dies in vielen Ländern bereits mit Erfolg geschieht, so wird man die Entscheidung, ob Erziehung oder Strafe, einem Erziehungsgericht überweisen müssen, das frei von strafrechtlichen Pflichten sich auf jeden Fall das Vertrauen seiner Schützlinge sichern darf. Erst wo dieses nichts mit Erziehung dem besseren und stärkeren Mittel erreichen kann, wird es einem Strafrichter und seinen schwächeren Mitteln den Platz räumen müssen. So allein können wir aus dem Wirrwarr sittlicher Begriffe herauskommen, der von unserem sogenannten Jugendgericht untrennbar ist.

Hemmnisse der Politik des Zentrums.

Von

Landrat a. D. **von Dewitz**, M. d. A.

Das Zentrum ist heute vielleicht die politisch am besten eingestellte Partei. Sie bewegt sich nicht nur in dem bewußten Selbstgefühl einer ausschlaggebenden Bedeutung, sondern sie kann auch den Nachweis liefern, seit Jahren ihre geschlossene Kraft weniger auf den Gewinn eigener, will sagen, kirchenpolitischer Vorteile, als auf die Interessen der Allgemeinheit eingesetzt zu haben. Am greifbarsten tritt diese Entwicklung in der schroff ausgeprägten Haltung des Zentrums gegenüber der Sozialdemokratie, die es als den größten Feind des Staates bezeichnet, in Erscheinung, wie nicht minder in der tatkräftigen Bewilligung der anspruchsvollsten Opfer für Heer und Marine, welche je von einer reinen Volkspartei verlangt worden sind. Eine Berufung auf die Wandlungen seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts könnte nicht wirkungslos verhallen. Damals, eine Folge der kirchenpolitischen Kämpfe, verbarg es unter der Opposition gegen Bismarck seinen zähen Partikularismus und Widerstand gegen das Reich. Nur langsam und widerwillig, aber doch erkennbar, wurde in den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts stufenweise diese Position verlassen. Eine Störung dieser Entwicklung durch die unerwünschte Einmischung ungebetener Führer aus den eigenen Reihen, die den Gehalt der inzwischen eingetretenen inneren Metamorphose verkannten und die akzentuierte Unterschätzung bewußter Werte seitens des leitenden Staatsmannes veranlaßten wohl die Unterbrechung eines politischen Werdeganges, der das Hervortreten des nationalen Gedankens immer deutlicher erkennen ließ, aber aufhalten ließ er sich nicht mehr. Und auch in Preußen war es nicht anders. Hier sind Anzeichen vorhanden, daß auch die innerpolitische Richtung des

Zentrums von antidemokratischen Faktoren beeinflußt wird. Das Autoritätsprinzip, ein unveräußerlicher Bestandteil katholischer Grundlehre, hat auch in der staatlichen Gesetzgebung eine stärkere Unterstützung der Partei gefunden. Mag man ein gut Teil des Entgegenkommens auf das Konto taktischer Geschmeidigkeit setzen, so wird man doch annehmen müssen, daß ohne Abkehr von früheren Grundsätzen die vor wenigen Jahren getroffene Vereinbarung über ein neues Wahlrecht gerade zwischen den Deutschkonservativen und dem angeblich demokratischen Zentrum ohne eine gewisse Schälung kaum möglich gewesen wäre.

Und von wo gingen diese Wandlungen aus? Sie hatten ihren Ursprung in der katholischen Bevölkerung selbst. Waren deren nationale Instinkte durch die kirchenpolitischen Streitigkeiten zurückgehalten worden, so traten sie nach deren Beilegung in einem von Jahr zu Jahr wachsenden Maße an die Oberfläche. Die Verkennung dieser Psyche war und ist zum Teil auch noch heute eine der gröbsten politischen Sünden, deren sich Vergangenheit und Gegenwart schuldig gemacht hat und schuldig macht. Das für manchen Katholiken verzweiflungsvolle Dilemma, in das er durch den Zwiespalt der nationalen und kirchlichen Pflicht versetzt wurde, ist insofern selten richtig gewürdigt worden, als der gegnerische Potitiker ihm jedes nationale Empfinden absprach, wenn er der letzteren Pflicht nachkommen zu müssen glaubte. Befreit von diesem Zwiespalt haben namentlich die gebildeten Katholiken ihre staatserhaltende Gesinnung nicht verleugnet und partikularistischen Ideen entsagt. Man behauptete und behauptet noch zum Teil, offen und geheim, daß die Zentrumspartei letzten Endes ihre Weisungen aus Rom erhalte. Auch Bismarck hat in seiner Rede vom 17. 12. 73 im Abgeordnetenhaus dem mit den Worten Ausdruck gegeben: „In letzter Instanz sind Sie doch verpflichtet, sich dem entscheidenden Urteil des Papstes zu fügen“ und hat auch diese Auffassung in seiner Reichstagsrede vom 3. 12. 84 nur wenig modifiziert, wenn er sagte, „daß der Schwerpunkt der Zentrumspartei außerhalb Deutschlands gelegen sei“. Er setzte aber hinzu: „Ich bestehe nicht darauf, es ist mein Eindruck.“ Für Bismarck lag ein solcher Gedanke nahe. Hatte er sich doch selbst wiederholt an die Kurie gewandt, um deren Einfluß gegen das Zentrum in Anspruch zu nehmen. So im Jahre 1871, als es den Widerspruch, den die Welfen und Polen gegen die Neugestaltung Deutschlands erhoben, unterstützte und doch bei allem für die Ehre des Papsttums zu

kämpfen vorgab; so aus Anlaß der Beendigung des Kulturkampfes und so namentlich 1887, um durch den Einfluß des Papstes die Zustimmung des Zentrums zur Septennatsvorlage zu gewinnen. Diese Tatsache ist aber noch kein Beweis dafür, daß das Zentrum seinerseits sich in politischen Dingen Weisungen von Rom erbeten oder erhalten hat. Es wird von ihm im Gegenteil konstant die Ansicht vertreten, daß die Partei mit dem Papst nur in kirchlichen Fragen im Einklang stehen müsse, in rein politischen Dingen aber nach eigenem Entschluß zu handeln befugt sei. Diesem Gesichtspunkt hat es unter Windthorsts Führung jedenfalls 1887 Rechnung getragen. Denn obgleich der Staatssekretär des Papstes, Kardinal Jacobini, am 3. Januar dem Zentrum die Annahme des Septennats empfehlen ließ, da dies „den Interessen der Kirche entspreche", stimmte es nur für das Triennat und gab nach der Neuwahl des aufgelösten Reichstages in der gleichen Frage weiße Stimmzettel ab, obwohl der Papst Leo XIII. am 21. Januar abermals die Annahme des Septennats als den Interessen der Kirche gemäß bezeichnet und zum Ausdruck gebracht hatte, daß die an sich rein politische Frage mit sittlich-religiösen Gesichtspunkten verknüpft sei, für die der Papst seit 1870 ausschließlich eine Entscheidung für sich in Anspruch nahm. Windthorst lehnte eine Einmischung des Papstes im Jahre 1887 in seinem Schreiben an den Kardinal, Staatssekretär Jacobini, ausdrücklich mit den Worten ab: „Ich habe mir schon im Jahre 1880 erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß es für das Zentrum absolut unmöglich ist, bei nicht kirchlichen Gesetzen gegebenen Direktionen Folge zu leisten." Auch Graf Landsberg, Mitglied der Zentrumspartei, protestierte im Jahre 1873 im Herrenhaus gegen Bismarcks Ausdruck „die Zentrumspartei mit ihrem Souverän in Rom" mit den Worten: „Alle Preußen angehörigen Mitglieder der Fraktion sähen in dem König von Preußen ihren einzigen Souverän."

Nach diesen Vorgängen, denen kein strikter Nachweis einer erfolgreichen Beeinflussung der Zentrumspartei durch den Vatikan gegenübersteht, wird man ihren Anspruch auf Selbständigkeit in politischen Fragen nicht mit der Behauptung abtun können, das sei lediglich eine Fiktion. Die päpstlichen Ansprüche allerdings gingen und gehen auch noch heute offenbar weiter. Denn der Papst belegte seine Forderung auf eine Entscheidung in der Septennatsfrage mit der Begründung, daß es sich um eine „gemischte Frage" handle, in der seine Zuständigkeit anzuerkennen sei. Damit wurde das Problem großgezogen, was ist eine gemischte und was ist eine poli-

tische Angelegenheit. Im Jahre 1887 ging die Zentrumspartei ihren eigenen Weg, wenn das damals auch insofern bedeutungslos war, als die Annahme des Septennats auch ohne die Zentrumsstimmen gesichert blieb. Eine klare Entscheidung in einem konkreten, zweifelhaften Falle ist seitdem nicht ergangen. Es scheint aber, als ob offen und heimlich arbeitende Kräfte von nicht zu unterschätzender Bedeutung darauf hinarbeiten, diese zu provozieren.

Seit einer Reihe von Jahren wird von einem, wenn auch numerisch unbedeutenden Teil der katholischen Bevölkerung eine Entscheidung des Papstes angestrebt, die den Beitritt zu den christlichen Gewerkschaften verbietet und den katholischen Arbeitern nur erlaubt, sich in konfessionellen Arbeitervereinen zusammenzuschließen. Hand in Hand damit wurde eine Strömung angefacht, das Zentrum programmatisch zu einer stärkeren Betonung seiner katholischen Weltanschauung zu veranlassen. Beide Bestrebungen sind symptomatisch. Sie entspringen einer künstlichen und in die katholischen Bevölkerungskreise mit dem Zweck hineingetragene Bewegung, eine wirtschaftliche und politische Annäherung an andersgläubige Kreise zu verhindern oder einzuschränken. Das Ziel soll durch eine kirchliche Beeinflussung des gesamten weltlichen Lebens erreicht werden. Sie ist aber nur teilweise das Mittel zu diesem Zweck, in der Hauptsache ist sie Selbstzweck. Es handelt sich nicht so sehr um die Aufrichtung einer neuen Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten im gegebenen Falle, wie allgemein um die Wiederherstellung der Machtautorität von Papst und Episkopat für weltliche Dinge, welche unter der eilvollen Entwicklung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zu zergehen schien. Gegenüber dem konfessionell gemischten wirtschaftlichen Organisationen ließ sich dieser Standpunkt am leichtesten vertreten, da hier die Berührung mit Andersgläubigen und die Gefahr einer Vernachlässigung katholischer Weltanschauung und Interessen am meisten in die Augen sprang. Es ergab sich hier ohne wesentliche Schwierigkeit das Problem der „gemischten Frage“, wenn man die Gelegenheit suchte, es aufzurollen. Daher der Streit über die christlichen Gewerkschaften.

Dieser Richtung in der katholischen Bevölkerung steht eine andere gegenüber, welche die Wirksamkeit universeller Entwicklungskräfte auf das moderne, vielgestaltige, von den früheren unendlich verschiedene Leben anerkennt. Der religiös-kirchliche Einfluß Roms soll dabei in keiner Weise beeinträchtigt werden. Aber für die

allgemeinen Fragen der Kultur, welche nicht in diesen Kreis fallen, wenn sie ihn auch berühren, wird Freiheit des Willens und des Entschlusses verlangt. Es wird hervorgehoben, daß die nationalen Aufgaben, an denen sich der Katholik aus Pflichtgefühl beteiligen solle und zur Wahrung eigener Interessen beteiligen müsse, nur in engster Verbindung mit den Protestanten erfüllt werden könnten, und daß ein isoliertes Vorgehen in wirtschaftlichen Fragen gegenüber dem persönlichen und sachlichen Ineinandergreifen aller Berufsarten geradezu eine Unmöglichkeit sei. Daß diese Richtung den Anschauungen einer überwältigenden Mehrheit des katholischen Volkstums entspricht, kann nicht zweifelhaft sein.

Stellt man zunächst die Frage, ob eine besondere Veranlassung vorlag, die Streitpunkte über die christlichen Gewerkschaften und die Akzentuierung der katholischen Weltanschauung des Zentrums anzuregen, so ist sie ohne weiteres zu verneinen. Es handelte sich vielmehr um eine vorbedachte systematische Aufreizung des katholischen Volkes, die von einzelnen teilweise der Zentrumsfraktion angehörigen Männern ausging, gegen eine allgemeine Entwicklungsrichtung. Angeknüpft wurde dabei äußerlich an einen Artikel: „Wir müssen aus dem Turm heraus" im Märzheft 1906 der historisch-politischen Blätter in München, welcher das Zentrum vor einer spezifisch katholischen Partei warnte, sowie an das Verhalten des katholischen Volksvereins, welcher einem Aufgehen des katholischen Volksteils in die Nation das Wort redete und hinsichtlich der christlichen Gewerkschaften die Anschauung vertrat, daß nur in einer interkonfessionellen Gemeinschaft der christlichen Arbeiter die Kraft ruhe, der wachsenden Sozialdemokratie entgegenzuwirken, weil nur dadurch die Bestrebungen des Vereins die erforderliche Stärke finden könnten. Mit Recht wurde schon am 27. Juni 1909 der „Germania" von parlamentarischer Seite geschrieben: „Für ein Mitglied der Zentrumsfraktion hätte es jedenfalls näher gelegen, etwaige Beobachtungen und Besorgnisse der Zentrumsfraktion bzw. ihrem Vorstand zu unterbreiten. Den Charakter der Zentrumspartei zu definieren, sind doch zunächst die Zentrumsfraktion des Reichstages und der einzelnen Landtage berufen, soweit man überhaupt ein Bedürfnis dafür anerkennen will." Aber darauf kam es ja den Urhebern des Streites gar nicht an. Sie wollten nicht eine Definition erhalten, sondern sie wollten eine solche geben. Sie waren die Verkünder einer neuen Lehre, die aus ihrer „Gewissenspflicht" geboren war. Oder hatte sie einen anderen Ursprung? Der Versuch,

sich als Vertreter der Wiederbelebung einer alten Lehre hinzustellen, mißlang jedenfalls.

Historisch betrachtet ist nicht daran vorbeizukommen, daß das Zentrum den ursprünglich angenommenen Namen seiner Vertretung im Preußischen Abgeordnetenhaus „katholische Partei" in den Namen „Verfassungspartei" umgewandelt hatte. Damit kam die Bezeichnung „katholisch" absichtlich in Wegfall. Die heutige Bezeichnung „Zentrumspartei" wurde erst im Jahre 1870 gewählt. Daß ihre Entschließungen stets im Einklang mit der katholischen Weltanschauung stehen werden, liegt auf der Hand. Und daß die Zentrumsfraktion als die gewählte Vertretung des katholischen Volksteils diesen Gesichtspunkt nicht aus dem Auge lassen kann, ist etwas Selbstverständliches. Etwas anderes ist es aber, wenn die Osterdienstagsleute, wie jene Herren, die den Streit wachgerufen hatten, genannt wurden, die Forderung aufstellten, jenen Satz „im Einklang mit der katholischen Weltanschauung" im Parteiprogramm festzulegen. Wenn ihre Gegner, Justizrat Bachem in Cöln und die Cölnische Volkszeitung als Organ der Zentrumspartei, demgegenüber hervorhoben, daß man verfassungsmäßig nur von einer christlichen Weltanschauung sprechen könne, so steht ihnen das formelle und materielle Recht zur Seite. Denn die Preußische Verfassung spricht in dem Art. 14 nur von der christlichen Religion. Die Partei, welche in ihrem Programm an Stelle dieser eine kirchliche oder protestantische Religion substituieren wollte, würde sich zwar nicht contra, aber praeter legem stellen und damit den Boden der Verfassung verlassen. Der Zweck der fraglichen Bestimmung ist Hochhaltung der christlichen Sitte. „Katholizismus ist kein Selbstzweck. Katholik sein ist immer nur ein Mittel, um ein Christ zu sein." In diesen Worten kommt die Anpassung an den Verfassungsgedanken klar zum Ausdruck. Auch für die praktischen Entschließungen der Zentrumsfraktion ist nur er verwendbar. Denn wie will man für sie, abgesehen von rein kirchlichen Fragen, in denen ja kein vernünftiger Politiker dem Zentrum eine Sonderstellung verargt, eine katholische Weltanschauung konstruieren? Ist das etwa für die Heereseinrichtungen, für die Wirtschafts-, Gewerbe oder Versicherungsgesetzgebung im Reich oder etwa für die Wahlrechtsgesetzgebung in Preußen denkbar? Mögen im einzelnen christliche Grundsätze hineinspielen, die Verwendung einer speziell katholischen Weltanschauung könnte nur im Gegensatz zu der christlichen erfolgen, und das ist ein Widerspruch in sich selbst. Die Fragestellung der Osterdienstags-

leute, ob denn die Zentrumsfraktion auch Entschließungen im Widerspruch mit der katholischen Weltanschauung treffen könnte, ist daher eine völlig verkehrte. Man würde im Sinne der Verfassung ja nur zu antworten haben: wenn die Entschließungen nicht im Widerspruch mit der christlichen Weltanschauung stehen, so läßt sich ein Widerspruch auch nicht für die katholische Weltanschauung konstruieren. Aber gerade aus dieser Fragestellung muß man entnehmen, daß sie etwas anderes verbirgt. Sie geht auf eine Ueberspannung der päpstlichen Autorität hinaus, und zwar mit der Wirkung, daß der Papst über das Vatikanum hinaus nicht nur in Kirchen- und Sittenlehren als Lehre der Gesamtkirche, sondern auch in Verwaltungssachen in einzelnen Territorien, wie z. B. in der Gewerkschaftsfrage in Deutschland, in der Sillonfrage in Frankreich eine die Katholiken verbindende, d. h. mit dem Charakter der Unfehlbarkeit ausgestattete Entscheidung treffen könne. Das hat zur Voraussetzung, daß das Zentrum seine Entschließungen nicht selbständig fassen kann, sondern entweder dem Episkopat oder Rom Rechenschaft schuldig ist, bzw. von diesen Instanzen zur Rechenschaft gezogen werden kann. Aber abgesehen von dem direkten Versuch, hier die Grenze der bischöflichen Gewalt in kirchlichen und weltlichen Dingen zu verschieben, sind sich die Osterdienstagsleute sicher ganz klar darüber, daß sie mit ihrem Postulat den protestantischen Volksteil provozieren. Denn in dem Augenblick, in dem der „Einklang mit der katholischen Weltanschauung“ als Programmforderung fixiert ist, läßt sich der Charakter einer konfessionellen Partei nicht mehr übersehen und muß als solche Widerspruch und Widerstand im weitesten Umfang hervorrufen. Das wollen sie offenbar. Ob sie sich dabei auch über die Folgen klar sind? Es müßte und würde sich dann ein antikatholischer Block in dauernder Gestalt bilden, der den Boykott des Zentrums zum Ziele hätte. Eine brutale Vergewaltigung der katholischen Kirche, wie in Frankreich, wäre in erregten Zeiten nicht ausgeschlossen. Wie man mit Recht gegen die geistige Führung der Sozialdemokratie den Vorwurf der Antinationalität erhebt, so droht einem Zentrum, das zwischen sich und anderen politisch eine konfessionelle Demarkationslinie zieht, die Anklage der Internationalität. Man muß sich doch in jenen Kreisen klar werden, daß mit der Spezifierung als katholische Partei das Zentrum in einen Zustand völliger Isolierung und einer Inferiorität tritt, die die katholische Kirche am meisten zu büßen hätte. Oder will man etwa mit Hilfe der Sozialdemokratie seine

Macht wahren? Derselben Sozialdemokratie, die längst die Parole, „Religion ist Privatsache“ aufgegeben hat und heute als neueste Waffe mit tausendfachem Erfolg die Aufforderung zum Austritt aus der Kirche gebraucht? Politiker sind wahrlich die zehn Osterdienstagsleute nicht, sie sind nur Fanatiker. Sie richten dabei ihre Pfeile zielbewußt in erster Linie gegen den katholischen Volksverein, dessen Schirmherr der verstorbene Kardinal Fischer in Cöln war und dessen Wirkungskreis der Diözesenpräses der katholischen Arbeitervereine Dr. Müller in seiner Gedächtnisrede auf diesen folgendermaßen bezeichnete: „Wir sind im deutschen Vaterlande aufeinander angewiesen, wir Evangelischen und Katholiken besonders. Wir sind ein geeintes deutsches Volk und müssen es bleiben, sind eine große deutsche Familie und müssen uns als solche fühlen. Die Geschichte hat wahrlich genugsam bewiesen, daß die Feindseligkeit der Konfessionen untereinander zu wirtschaftlichem und geistigem Verderben unseres Vaterlandes gereicht. Wir sollen das gemeinsame Erbteil christlichen Lebens wahren und schützen.“ Und weil es der über ganz Deutschland ausgebreitete katholische Volksverein ist, der seine Hände schützend über die christlichen Gewerkschaften hält, so wurde ihm der Fehdehandschuh mit der Anklage hingeworfen, daß er die katholische Kirche entkonfessionalisiere. Schöpfer und Schöpfung sollten an das Messer. Dann war ein Zentrum als politische Partei ohne „Einklang mit der katholischen Weltanschauung“ nicht mehr möglich.

Bei der Weite des Zieles, bei der Schwere des beabsichtigten Eingriffs in die gesamten öffentlichen Verhältnisse Deutschlands muß man sich denn doch fragen — und das ist politisch der wichtigste Punkt der Erörterung —, ob angenommen werden kann, daß die Verwirklichung solcher Ideen der Umwandlung bedeutsamer Gegenwartsverhältnisse nur der Initiative von zehn Männern entsprungen sein kann, von denen keiner, weder in der katholischen Gemeinschaft, noch im öffentlichen Leben eine irgendwie hervorragende Stellung einnimmt. Es liegt die psychologische Vermutung außerordentlich nahe, daß entweder einzelne Bischöfe hinter den streitlustigen Männern standen, oder daß diese über die Köpfe der Bischöfe hinweg mit Rom direkt den Faden spannen. Vielleicht war beides der Fall.

Rom liegen ja naturgemäß derartige Bestrebungen nicht fern. Es wird stets bereit sein, die eigene und die Macht der Bischöfe zu stärken. Zwar hat eine gewisse Abgrenzung der weltlichen und

kirchlichen Gewalt durch Leo XIII. in der Enzyklika Immortale Dei vom 1. November 1883 stattgefunden, in der es heißt: „So hat denn Gott die Sorge für das Menschengeschlecht zwei Gewalten zugeteilt, der geistlichen und der weltlichen. Die eine hat er über die göttlichen Dinge gesetzt, die andere über die menschlichen. Jede ist in ihrer Art die höchste. Jede hat ihre gewissen Grenzen, welche ihr die Natur und ihre nächste und unmittelbare Aufgabe gezogen haben, so daß eine jede wie von einem Kreis umschlossen ist, in dem sie sich selbständig bewegt." Und auch Pius X. bestätigt diese Auffassung seines Vorgängers in seinem Brief vom 17. November 1906 an den Kardinal Fischer, wenn er schreibt, daß „die Unterwerfung unter den hl. Stuhl in religiöser Hinsicht jedem eine unbegrenzte Freiheit in allem läßt, was nicht Religion betrifft". Aber das hinderte Leo XIII. doch nicht, wie schon vorher angeführt wurde, der Zentrumsfraktion die Annahme des Septennats im Jahre 1887 „als den kirchlichen Interessen gemäß" zu bezeichnen, und es hielt auch Pius X. nicht ab, durch die Enzyklika über den Modernisteneid in die Machtsphäre des Staates hinüberzugreifen. Gemischte Fragen, in denen beide Gewalten ihre besondere Interessensphäre als maßgebend bezeichnen, werden ja stets entstehen, es kommt nur darauf an, von wem und zu welchem Zweck sie aufgenommen werden. Man kann in dem vorliegenden Falle nicht nachweisen, daß die Gewerkschaftsfrage vom Papst selbst angeregt worden ist, aber es läßt sich feststellen, daß er sie, sobald sie angeregt war, als seinem Hoheitsrecht unterliegend ansah und daß dabei das den Katholiken nach deutschem Gesetz feststehende Koalitionsrecht, oder die politische Bedeutung der christlichen Gewerkschaften überhaupt nicht in Betracht kamen. Seine Entscheidung wurde nur vom kirchlichen Gesichtspunkte aus getroffen. Sie endete mit tolerari potest, hätte aber auch anders ausfallen können. Dafür liegt ein Analogon in Frankreich dem Sillon gegenüber vor, dessen Bestrebungen mit denen des katholischen Volksvereins viel Verwandtes hatte. Die Sillonisten erklärten, daß sie sich für ihr religiöses Verhalten ausschließlich der Leitung der Hierarchie unterwürfen, sie strebten aber im übrigen an, auf dem Wege des politischen Anschlusses an die Republik, den zu beschreiten Leo XIII. dem französischen Katholizismus ausdrücklich anempfohlen hatte, die katholische Laienwelt Frankreichs in Gemeinschaft zwar mit dem Klerus, aber nicht unter geistlicher Leitung und Führung zu einer politisch demokratischen Partei zusammenzufassen. Die Gegner erklärten, daß die Sillonisten durch

den Anspruch auf die Selbstbestimmung ihrer politischen Ziele die kirchliche Disziplin und Autorität unterwühlten, und daß durch die geduldete Anlehnung protestantischer Elemente an den Sillon die Lehre und Moral der Kirche untergraben werde, ähnlich wie bei uns die Herren Roeren, Bitter und Schopen in der von Herrn Bachem hervorgehobenen „gemeinsamen christlichen Weltanschauung" eine innere Gefahr für den Katholizismus zu sehen glaubten. Der Papst hat unter dem 25. August 1910 diese Vorwürfe gegen den Sillon, obgleich sich seiner ein Bischof lebhaft annahm, durchweg gebilligt und ihn damit verurteilt. Er erklärte, daß, wenn auch seine Lehren von Irrtum frei sein würden, doch eine sehr schwere Verfehlung an der katholischen Disziplin übrig bliebe, insofern die Sillonisten sich der Leitung derjenigen zu entziehen suchten, welche vom Himmel die Aufgabe erhalten hätten, die Personen und Gesellschaften zu leiten. Hinsichtlich der interkonfessionellen Vereinigung wirft er die Frage auf: „Was ist aber von dieser Vermischung zu halten, worin sich die jungen Katholiken mit Andersgläubigen zu dem Werke der Zivilisation zusammenfinden?" Und er antwortet darauf: „sie ist noch tausendmal gefährlicher für sie, als eine neutrale Vereinigung." Die soziale und politische Tätigkeit soll also nach dieser Entscheidung in einem ausschließlich katholischen Rahmen eingeengt bleiben. Welches staatsrechtliche Problem würde aus ihr erwachsen, wenn sie für Deutschland Gültigkeit erlangte! Es ist lange zweifelhaft geblieben, nach welcher Richtung die Entscheidung des Papstes in der Gewerkschaftsfrage fallen werde. Hier interessiert besonders, welche Mittel von den Gegnern des katholischen Volksvereins angewendet wurden, um seinen Schützling und damit ihn selbst zu vernichten.

Die Frage einer indirekten Konfessionalisierung der Zentrumsfraktion schien zunächst erledigt, nachdem der Landesausschuß der Zentrumspartei es abgelehnt hatte, eine Programmdefinition im Sinne der Herren Roeren und Bitter zu schaffen, zumal ersterer infolge des Fehlschlagens seiner Bestrebungen sein Mandat niedergelegt hatte und letzterer nicht wiedergewählt worden war. Man konnte ja auch bis zur Entscheidung in der Gewerkschaftsfrage warten. Wenn hier ein päpstliches non liquet erzielt wurde, so war es ja nicht schwer, die öffentliche Meinung in katholischen Wählerversammlungen zu irritieren und unter der Vorgabe einer Gefährdung der Kirche das nötige Angstbild an die Gewissenswand zu malen. Systematisch wurde daher zunächst die Gewerkschaftsfrage

bearbeitet. Besonders trat in ihr ein Kaplan Schopen aus der Diözese Cöln mit einer Broschüre in den Vordergrund, „Cöln, eine innere Gefahr für den Katholizismus", in welcher er das gemeinschaftliche Wirken der Katholiken mit den Protestanten in der christlichen Gewerkschaft als unzulässig bezeichnete und gegen den katholischen Volksverein den Vorwurf erhob, er suche das katholische Deutschland von dem Einflusse des Episkopats zu befreien und das katholische Volk mit den Protestanten zu einem christlich-sozialen Block auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zusammenzuschweißen. In die Broschüre war durch Indiskretion auch ein Auszug aus einem Privatbrief des Fürstbischofs Kopp gelangt, in dem dieser die „Cölner Richtung" als eine „Verseuchung" bezeichnete. Als der Verleger der Broschüre, nachdem er von dem privaten Charakter des Briefes Kenntnis erlangt hatte, von Schopen Streichung seines Inhalts verlangte, wandte sich dieser, wie der Verleger selbst in der „Germania" vom 25. Oktober 1910 ausführt, „an eine höhere Autorität als Kopp". Man muß dabei in Erwägung ziehen; daß der Kaplan Schopen unter den Augen seines Erzbischofs den Kampf gegen diesen selbst führen konnte und durfte. Ihm sekundierte gleichfalls in Cöln ein anderer Geistlicher, Dr. Kaufmann, der nicht einmal deutscher Geistlicher war, sondern die Weihen angeblich irgendwo in den Abruzzen erhalten hat. Es muß als äußerst auffallend erscheinen, daß der Bischof loci anscheinend nicht in der Lage war, den in seinem Sprengel wohnenden Geistlichen das Handwerk der Disziplinlosigkeit zu legen. Als ein Zeichen gleicher Art kann es angesehen werden, wenn ein Pfarrer Beyer aus Berlin im Jahre 1912 als Vertreter der „Berliner Richtung", d. h. also der Hetzer, nach Rom fuhr, dort vom Papst ohne weiteres empfangen wurde und ihm eine Huldigungsadresse seiner Auftraggeber überreichen durfte. Man wird naturgemäß fragen, wußte der Fürstbischof Kopp von dieser Reise und begünstigte er sie etwa? Dieser Gedanke liegt nahe, da er früher die Cölner Richtung als eine Verseuchung bezeichnet hatte. Wußte er nicht darum, wie konnte ohne seine Zustimmung ein ihm unterstellter Geistlicher einen Schritt unternehmen, der geeignet war, nicht nur den Unfrieden unter den Katholiken aufzurühren, sondern auch von politischer Bedeutung für den Frieden zwischen Katholiken und Protestanten war? Was soll der Unbefangene sich für eine Vorstellung machen, wenn die katholische Kirche, sogar in weltlichen Dingen, den Anspruch auf Autorität und Disziplin über die Massen so stark hervorhebt und

dann sie nicht einmal über ihre eigene niedere Geistlichkeit ausübt? Oder waren etwa die Bischöfe in diesem Falle dazu nicht in der Lage? Wurde vielleicht auch ein Kaplan gegen einen Bischof ausgespielt? Da liegen Rätsel verborgen, die wohl nie vor der Oeffentlichkeit zur Lösung kommen werden. Politisch interessiert nur, daß der Papst, der bisher eine neutrale Haltung gegenüber den katholischen und christlichen Arbeitervereinen eingenommen hatte, gegenüber dem Pfarrer Beyer Veranlassung nahm, sich über die Gewerkschaftsfrage auszusprechen, und sie damit entschied. In seiner Entschließung gab er kund, daß er die konfessionellen Arbeitervereine unter allen Umständen bevorzuge. Trotzdem könnten die christlichen Gewerkschaften „zunächst" fortbestehen, jedoch unter der Bedingung, daß die katholischen Arbeiter auch katholischen Arbeitervereinen angehörten. So drückend diese Klausel sein mag, so hat der katholische Volksverein dennoch vorläufig seine Position behauptet, und alle Intrigen seiner Gegner sind nicht imstande gewesen, ihm den Lebensfaden abzuschneiden. Damit ist der Streit freilich nicht beendet.

Daß die Entscheidung in katholischen Kreisen nicht als endgültig angesehen wird, dafür sind die fortgesetzten Aufstacheleien einer Reihe von Preßorganen Gewähr. Ein gut katholisches Blatt, die Augsburger Postzeitung, schreibt in dieser Richtung unter dem 9. Oktober d. J.: „Seit Jahren sind in Deutschland und außerhalb Kräfte am Werke, diese einzige und einzigartige starke Organisation der deutschen Katholiken (den katholischen Volksverein) zu verdächtigen, in der Arbeit und Organisation zu hemmen und einzuschnüren. Sie haben sich in Deutschland und außerhalb Zeitschriften und Zeitungen geschaffen, den Volksverein für das katholische Deutschland zu schwächen, zu veruneinigen, kaput zu schlagen. Sie rechnen allerdings dabei darauf, daß mit dem Volksverein auch das Zentrum in Trümmer geht. Die Organisationsmüdigkeit, die Zentrumsmüdigkeit, die da und dort zu merken ist und zu Niederlagen und Mißerfolgen geführt hat, entspringt nicht zum geringen Teil dem Ekel an dem unseligen Streit in dem eigenen Lager. Rottweil in Württemberg war nicht die einzige unserer Leidensstationen. Das Gefühl ist allgemein geworden: So darf es nicht weitergehen; noch zehn Jahre solchen Zwiespaltes und Kampfes, dann muß der Volksverein und das Zentrum einfach kaput gehen. — Es verbittert und entmutigt bei den Katholiken, namentlich bei den führenden Katholiken, das Gefühl, als ob deutsche

Bischöfe schützend oder helfend die Hände halten könnten über jene destruktiven Elemente und ihre öffentlichen Organe, vom „katholischen Deutschland“ und „österreichischen Sonntagsblatt“ bis zu den „Petrusblättern“ und der „Cölnischen Korrespondenz“. Dieser Reihe von Außenseitern wäre noch ein weiteres Organ, das ebenfalls wie die „Petrusblätter“ in der Diözese Trier erscheint, „Die Ständeordnung“ hinzuzufügen, ein Blatt, dem selbst die extremen Beschlüsse der Osterdienstagskonferenz noch als eine Halbheit erschienen. Man muß hinsichtlich dieser Quertreiberpresse die auffallende Tatsache registrieren, daß die vier erstgenannten Blätter in Breslau, Wien, Cöln und Trier, also jedesmal an einem Bischofssitze, zur Ausgabe gelangten, und daß im katholischen Volk allgemein der Glaube Verbreitung findet, als ob hinter den genannten Blättern die Bischöfe stehen. Man weiß, daß der Kardinal Kopp die „Kölner Richtung“ eine Verseuchung genannt und sich gegen die Bestrebungen des katholischen Volksvereins ausgesprochen hat. Man erzählt sich ferner, daß der Bischof Korum in Trier eine Million gesammelt habe, um ein neues Preßorgan gegen die „Kölnische Volkszeitung“, bekanntlich die offizielle Zeitung der Zentrumsfraktion, zu gründen. Wenn der Plan nicht, oder noch nicht zur Ausführung gelangt sei, so soll das seinen Grund in der Unsicherheit haben, ob die Kurie zurzeit einen schärferen Kampf billigen würde. Man bringt aber mit diesem Fonds die auffallend hohen Honorare in Verbindung, die den Journalisten der vorher aufgeführten Blätter angeblich gezahlt werden. Man weiß auch, daß der Erzbischof v. Hartmann der „Kölnischen Volkszeitung“ nicht wohl will, da er als Bischof von Münster der Dekanats-Versammlung ihre Abschaffung empfohlen hat. Kurz, es sind Anzeichen vorhanden, die auf die Berechtigung des Volksglaubens an eine Beteiligung einzelner Bischöfe an den Angriffen gegen das herrschende System hindeuten. Mindestens muß man annehmen, daß die Bischöfe sich passiv dem gegenüber verhalten, wenn die in ihrem Wohnort zur Ausgabe gelangenden Blätter weiter gegen den katholischen Volksverein mit der Spitze gegen die Zentrumsfraktion agitieren.

Daß die Kurie einer strafferen Zentralisation zuneigt, ist bekannt. Deutschland gilt ihr als der Herd des Modernismus.. Seine Ausflüsse befolgen angeblich die Tendenz, sich in allen weltlichen Fragen der Leitung der Bischöfe zu entziehen. Das Recht, Irrlehren des Glaubens zu bekämpfen, bestreitet den Bischöfen niemand. Aber darum handelt es sich bei dieser Art von Modernismus nicht,

sondern lediglich um eine Machtfrage der Disziplin. Rein äußerlich kommt in Betracht, daß der katholische Volksverein sich über ganz Deutschland erstreckt und daher der Machtsphäre eines einzelnen Diözösanbischofs entzogen ist. Käme es zu seiner Auflösung, so würde die Neubildung von Diözösanformationen versucht werden. Dasselbe gilt für die christlichen Gewerkschaften, deren Ausdehnung die Grenzen eines einzelnen bischöflichen Sprengels naturgemäß nicht berücksichtigt. Die Vorzüge einer Lokalisierung der Arbeitervereine im Interesse der kirchlichen Disziplin sind daher augenscheinlicher, und sie werden deshalb vermutlich noch öfter Anlaß zu der Erwägung eines Eingriffs durch den Papst und seiner Begünstigung durch die Bischöfe geben. Die Stimmung dazu soll anscheinend durch die Quertreiberpresse in der Schwebe erhalten werden. Glücklicherweise ist die Verwirklichung ihrer Ziele keine leichte. Der Zustand allseitiger kindlicher Fügsamkeit ist selbst in der katholischen Kirche überholt, und die Folgen einer übertriebenen Disziplin und einer übermäßigen Absperrung sind aus den Ereignissen der Nachbarstaaten nicht zu verkennen. „In Frankreich Kulturkampf schon seit Jahren; in Portugal Königssturz mit darauffolgendem Kirchen- und Klostersturm; in Spanien Kulturkampf in re und Revolution in spe, und was in Italien Kirche und Papsttum zu erwarten haben, hat kürzlich „Nathan der Unweise" urbi et orbi verkündet". Die katholischen Gewerkschaftsverbände erklären ehrfurchtsvoll, aber mit aller Bestimmtheit, daß sie ein Auflösungsdekret der christlichen Gewerkschaften nicht berücksichtigen könnten. Die letzte Katholikenversammlung im Jahre 1912 hat trotz der päpstlichen Entscheidung, die in den christlichen Gewerkschaften eine Gefahr sieht, diesen ihre volle Sympathie zum Ausdruck gebracht. Daß die Zentrumsfraktion ihr Bestehen und ihre Tätigkeit begünstigt, ist schon deshalb selbstverständlich, weil die Bekämpfung der Sozialdemokratie durch den Zusammenschluß aller bürgerlichen Elemente des Staates einen wesentlichen Teil des Parteiprogrammes bildete. Sollte der Papst dieses durch einen Aufhebungsversuch der christlichen Gewerkschaften unterbinden, so würde er dem Einfluß des Zentrums einen beinah unheilbaren Stoß versetzen. Denn seine Machtstellung baut sich politisch auf der Gemeinschaft mit allen staatserhaltenden Parteien auf. Seine Gegensätze zu letzteren und der Regierung sind zwar auch auf anderen Gebieten merklich geschwunden, wie es die ausgesprochene Mitwirkung an der militärischen Kräftigung und Sicherung des Vaterlandes, so wie an der sozialen

und wirtschaftlichen Gesetzgebung bezeugt, aber der Umschwung der Stimmung im Lande gegen das Zentrum stammt doch erst so recht aus der Zeit, als die früher bestandenen Verbindungen mit der Sozialdemokratie in die heftigste Gegnerschaft übergingen. Von dieser Haltung ist die Zentrumsfraktion nicht wieder abgewichen, obwohl ihr die Erfüllung von Wünschen, mit denen sie den Wählermassen gegenüber zu rechnen hatte, versagt wurde. Daß dies politisch nicht gerade weitsichtig von den Parteien war, welche zugaben, daß vor der innerpolitischen Gefahr der Sozialdemokratie alle anderen Perspektiven zurücktreten müssen, wird nicht zu bestreiten sein. Aus solcher Einsicht heraus kann es doch nur zweckdienlich sein, der Zentrumsfraktion ihre Stellungnahme in nationalen und innerpolitischen Fragen den Wählermassen gegenüber möglichst zu erleichtern und ihr das zu bewilligen, soweit es ohne wesentliche Beeinträchtigung der allgemeinen Interessen geschehen kann, was ihre Wählermassen in kirchlicher Beziehung verlangen. Es wird zu leicht übersehen, daß das Zentrum eine Volkspartei ist und daß seine Vertretung mit politischen Anschauungen zu rechnen hat, die im Urkeim in erster Linie von kirchlichen Einflüssen gebildet werden. Soll der gebildete Teil der katholischen Bevölkerung die Oberhand behalten, sollen seine Selbständigkeitsideen in weltlichen Fragen unangefochten bleiben, so ist jede antiquierte Gefühlspolitik gegen das Zentrum auszuscheiden.

Ist die Zentrumspartei für die Gegenwart ein sicherer Faktor staatserhaltender Natur geworden, das ist die vornehmste und entscheidende Frage? Nur nüchternes Raisonnement hat zu bestimmen, ob es für die Allgemeininteressen vorteilhafter ist, Mittel zu gewähren, durch die es ihm ermöglicht wird, die eingeschlagene Bahn einzuhalten, oder ob die Anschauung aufrecht zu erhalten ist, das Zentrum sei nur eine bedingt staatserhaltende Partei, die von heute auf morgen ihren Kurs ändern könne und zur Vorsicht nötige. Sicher ist, daß sich mit dieser Taktik die Ausgestaltung einer Konstellation mit der Befähigung zu suggestiver Wirkung auf die Massen und positiver Kraftleistung auf gesetzgeberischem Wege gegenüber der Sozialdemokratie nicht erreichen läßt.

Somit entsteht für die Spurhaltung des reichlich bepackten Zentrumsweges manches Hindernis. Befinden sich schon natürliche Löcher im Geleise, so werden auch von anderer Seite mehr oder weniger mächtige Steine hineingeworfen, die die Räder aus ihm herausdrängen. Auch die Regierung, die an einer korrekten Fahrt

besonders interessiert ist, hat ihren Beitrag dazu geleistet, als sie trotz katholischerseits erhobener Warnungen seinerzeit die Wahl des Bischofs von Hartmann in Münster stark begünstigte und sich auch in einer ganz außergewöhnlichen Weise für dessen Wahl zum Erzbischof von Cöln einsetzte, die auch zugleich der Kardinal Kopp durch ein vom Papst an das Domkapitel gerichtetes Schreiben besonders betrieb. Es konnte ihr doch nicht unbekannt sein, daß jener im Gegensatz zu seinem Vorgänger der heutigen Richtung der Zentrumsfraktion nicht sympathisch gegenüberstand. Die Regierung kann sich nicht verhehlen, daß es schwer möglich ist, das Zentrum auf der eingeschlagenen Bahn zu halten, wenn sie nicht in religiösen Fragen den Wünschen des katholischen Volksteils Rechnung trägt. Sie muß sich klar machen, daß es den Quertreibern gelingen kann, mögen die Bischöfe dahinter stehen oder nicht, die Volksmassen zu sich herüberzuziehen und zur Gegnerschaft gegen den national gerichteten Teil des Zentrums zu bestimmen, wenn sie dem Volke immer wieder entgegenhalten können, die jetzige Politik sei eine verfehlte, weil sie zu lendenlahm der Regierung gegenüber ausfalle und deshalb in religiösen Fragen nichts erreiche. Für eine große Partei ist der Zustand praktischer Impotenz der gefährlichste.

Aber die größten Gefahren erwachsen dem Zentrum von innen heraus. Wir brauchen das Episkopat, heißt es auf der Osterdienstagkonferenz; haben wir das Episkopat, so haben wir auch die Kapläne. Majunke redivivus gilt hier als leuchtende Gestalt der Zukunft. Ob diese Bestrebungen zum Durchbruch kommen, bleibt der Beurteilung des Papstes und des Episkopats unterworfen. Wie ein Damoklesschwert hängt eine revidierte Entscheidung in der Gewerkschaftsfrage über der Zentrumsfraktion und damit über der inneren Politik im Reich und in den Einzelstaaten. Diesen Konsequenzen kann man sich nicht entziehen.

Wenn ich mich vor Jahresfrist in der Zeitschrift „Das neue Deutschland", Nr. 14, dahin ausgesprochen habe, daß das Jesuitengesetz nicht aufzuheben sei, wohl aber mit der Vollmacht des Bundesrats zu seiner Wiederinkraftsetzung suspendiert werden könne, so ist das mit Vorbedacht und in Kenntnis der inneren Vorgänge im Lager der katholischen Bevölkerung geschehen. An sich halte ich heute das vorgeschlagene Entgegenkommen erst recht für geboten, weil zwischenzeitlich das Zentrum neue Beweise einer ausgeprägten nationalen Politik gegeben hat. Meine Gegner können mich nicht irre machen. Sie haben die ausgesprochene Befürchtung, daß sie

wohl die Geschichte der Vergangenheit kennen, aber die Geschichte der Gegenwart und ihre Tendenz nicht miterleben, nur bestätigt. Aber gegenüber dem zweifelhaften Verhalten der Kurie möchte ich auf die suspensive Form eines Aufhebungsgesetzes verstärkten Wert legen, etwa in der Art, wie es in den Preuß. Jahrbüchern von 1913, Bd. 151, S. 167, formuliert ist. Wenn der Papst im Lauf der Jahre zu einer Verurteilung der christlichen Gewerkschaften kommen sollte, so würde er damit aussprechen, daß in der Berührung der katholischen Arbeiter mit Häretikern eine Gefahr liege. Von der Vermeidung jeder Berührung bis zur Bekämpfung dieser ist kein weiter Weg. Die Berufenen dazu würden die zur eigenen Seelsorge wieder zugelassenen Jesuiten sein. Der Zweck der Aufhebung des Jesuitengesetzes würde also ein verfehlter werden. Will der Papst den Kampf von neuem zulassen oder gar begünstigen, so wird der Staat damit der Pflicht nicht überhoben, dem Unfrieden unter den Konfessionen, soweit an ihm liegt, vorzubeugen. Er muß für diesen Fall in der Lage sein, das Jesuitengesetz wieder in Kraft zu setzen. Friede gegen Frieden, aber auch Schwert gegen Schwert.

Notizen und Besprechungen.

Treitschke über Sprachreinigung. Von Hans Delbrück.

Vor kurzem zeigte mir ein junger Freund ein Buch „Deutsche Stilkunst“ von Eduard Engel, das bereits in der fünfzehnten Auflage erschienen ist. Engel ist ein Literat von nicht geringem Talent und umfassender Belesenheit, deshalb auch in diesen „Jahrbüchern“ schon freundlich besprochen, aber doch ohne methodische und tiefer gehende Bildung. Von dem Werden und der Ausgestaltung der deutschen Sprache hat dieser Lehrer des deutschen Stils nur sehr unbestimmte Vorstellungen. Wie wir das bei Leuten jüdischer Herkunft nicht selten finden, ist er vor allem und über alles deutschnational, und der Hauptgegenstand dieses umfangreichen Buches über den Stil ist deshalb der Kampf gegen die Fremdwörter. Da die Gelehrten einmal von der nationalen Unsitte der Verwendung von Fremdwörtern nicht lassen wollen, so fordert er, daß der Kultusminister seine Disziplinargewalt über die Schulen verwende, damit von unten her das ruchlose Fremdwort ausgetilgt werde. Wirklich geschieht auch schon manches in diesem Sinne.

Mir ist von einem Berliner Gymnasium erzählt worden, wo statt Demokratie „Volksregierung“ gesagt werden muß. In neueren Auflagen von Lehrbüchern der Geschichte wurde für „Konzil“ „Kirchenversammlung“ eingesetzt, für „absolute Monarchie“ „unumschränkte Alleinherrschaft“, für „materielle Mittel“ „wirtschaftliche Mittel“, für „pedantische Strenge“ (bei der Erziehung Friedrichs des Großen) „kleinliche Strenge“, und schließlich soll Friedrich der Große, als er das „österreichische Heiratsprojekt“ annahm, den „österreichischen Heiratsantrag“ angenommen haben. Die Steinsche Städteordnung soll nicht vorschreiben, daß die Stadtverordneten den „Magistrat“, sondern daß sie die „Obrigkeit“ wählen. Metternich wird das Kompliment gemacht, daß er die Seele der „staatserhaltenden“ Politik in Europa gewesen sei, wo es in früheren Auflagen hieß „konservativen“. So geht es weiter von der bloßen Verschleimung der Sprache durch unpräzise Ausdrücke bis zu positiven historischen Fehlern. Ja in neueren Schullehrbüchern sollen klassische Lesestücke direkt gefälscht werden, indem man statt des echten Textes krause, manchmal kaum verständliche Verdeutschungen einsetzt. Auch in manchen Ministerien findet eine förmliche Fremdwörterjagd statt; im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ist mir erzählt worden, dürfe man nicht mehr das Wort „Architektur“ anwenden.

Die Bureaukratie des deutschen Bundesrats hat uns statt der überlieferten Formel % das breite v.H. beschert.*)

Als zum ersten Mal der Gedanke auftauchte, die Staatsgewalt in Bewegung zu setzen und die deutsche Sprache in ihre Obhut zu nehmen, 1889, erließen eine Anzahl Schriftsteller, Prediger, Schulmänner und Gelehrte einen Protest dagegen in den „Preußischen Jahrbüchern", der wesentlich von Treitschke, Erich Schmidt und mir selber verfaßt war. Dieser Protest ist den Puristen natürlich recht peinlich, denn die Unterschriften haben einiges Gewicht. Herrn Engel freilich sind sie „Pack". Die Art aber, wie er sich mit der „berüchtigten Erklärung" wie er sie nennt, auseinandersetzt, vergewaltigt die Tatsachen so sehr, daß ich eine Richtigstellung für nötig halte. Engel also berichtet, die Erklärung sei verfaßt von Erich Schmidt, und ein Teil der Unterzeichner sei nur dadurch zur Unterschrift verlockt worden, daß man sie über die Ziele und Satzungen des Sprachvereins im Irrtum gelassen hatte. „Treitschke z. B. hat nachmals bitter bereut, seinen guten Namen einer so schlechten Sache gewidmet zu haben." Man mag über die Sprachreinigung vom Standpunkt des Geschmacks und der Sprachkunde urteilen wie man will; man mag mit Schopenhauer die Feindschaft gegen die Fremdwörter als ein Zeichen der Unbildung ansehen oder nicht; unter keinen Umständen darf dieser Kampf geführt werden unter dem Zeichen besserer oder schlechterer nationaler Gesinnungen. Unter den Unterzeichnern der Erklärung von 1889 ist mancher, dessen Name genügen würde, diese gehässige Insinuation abzuwehren, vor allem aber muß uns als undurchdringlicher Schild vor jenem Giftpfeil schützen der Name Treitschkes als des gewaltigsten Propheten des nationalen Gedankens. Ihn vor allem mußte deshalb Herr Engel von der „Erklärung" loslösen. Sollte es wirklich wahr sein, daß dieser Mann die Gesinnung, die er durch die Unterschrift unter jenem Aktenstück bekundet hat, nachher verleugnet hätte? Selbst für seinen Charakter würde ein solcher Wandel unerfreulich erscheinen. Aber Engels Darstellung ist einfach unwahr. Nicht nur hat Treitschke die Erklärung keineswegs bloß nachträglich unterschrieben, sondern er hat sie mit verfaßt, und er ist auch bei der Auffassung, die er hier ausgesprochen, bis an sein Lebensende geblieben. Ich selber habe in den letzten Jahren nicht mehr mit ihm verkehrt, aber ich habe mich bei den verschiedensten, ihm bis zuletzt nahestehenden Freunden und auch bei den ihm am allernächsten Stehenden erkundigt oder erkundigen lassen und übereinstimmend die Auskunft erhalten, daß von einer Aenderung seiner Gesinnung keine Rede sein könne. Die Leichtfertigkeit, mit der Herr Engel seine Behauptung, vermutlich auf irgendwelches Gerede hin, in die Welt gesetzt hat, ist um so tadelnswerter, als in der „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 63, S. 523) ausdrücklich bemerkt ist, daß die Erklärung

*) Ueber die Wässrigkeit der Wortbildung „Schriftleiter" und „Schriftleitung" ist kein Wort zu verlieren. Ueber den sprachlichen Fehler in der schon vielfach gebrauchten „Bücherei" vgl. den Artikel „Bücherei-Kinderei" in der Zeitschrift Sokrates" I, 1913, S. 323.

neben anderen von Treitschke mitverfaßt sei, und auch, was die späteren Lebensjahre Treitschkes betrifft, Herr Engel sich sehr leicht vom Gegenteil seiner Behauptung hätte überzeugen können. Denn in der Vorlesung über „Politik", die Treitschke bis zuletzt gehalten hat und die erst nach seinem Tode von Cornicelius herausgegeben worden ist, hat er noch ausdrücklich gesagt (Bd. 1, S. 268, § 8): „Ich habe das Wort Nationalität gebraucht, weil man ohne Fremdwörter klare Begriffe in der Wissenschaft nicht aufstellen kann. Darin zeigt sich gerade die Kraft der deutschen Sprache, daß sie eine so große Anzahl von Fremdwörtern hat verdauen können. Diesen Stolz unserer Nation, daß sie so stark ist, kosmopolitisch im edlen Sinne, daß sie fähig ist, das Unsterbliche anderer Völker in sich aufzunehmen, das sollen wir uns nicht schmähen lassen. Wer historisch zu denken vermag, der wird erkennen, daß Worte wie „Majestät" und „gravitätisch" zur deutschen Sprache gehören. Sie hat das Wort: gravitätisch mit wunderbarem Takte gebildet, daß man schon im Klange das Wesen des siebzehnten Jahrhunderts herauszuhören meint. Unsere Sprache ist, wie der Dichter sagt, nicht nur durch die Eichenwälder Urgermaniens gegangen, sondern auch durch die Fürstenschlösser, und ist noch heute, was sie war. Sie hat einiges in sich aufgenommen, anderes wieder abgestoßen; aber wir sollen ihr nicht alles nehmen, was sie von fremden Schätzen aufgesammelt hat."

So weit Treitschke. Ich benutze den Anlaß, auch die „Erklärung" von 1889 mit den Unterschriften hier von neuem abzudrucken. Sie lautete:

„Seit einigen Jahren haben sich in Deutschland Schutz- und Trutzvereine zur Reinigung unserer Muttersprache ausgebreitet und ihren Grundsätzen nicht bloß mannigfache Anerkennung, sondern auch praktischen Erfolg bei einzelnen wie bei maßgebenden Behörden zu verschaffen gewußt.

„Jetzt, wo der Gesamtvorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung und der Bedürfnisse, der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit und der nationalen Widerstandskraft unserer Sprache, Literatur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung entschieden zurückweisen.

„Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird. Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher zum saubern Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.

„Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehr steuern kann. Die Regierungen mögen,

von sach- und sprachkundigen Männern beraten, umfassender und zugleich behutsamer als bisher auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes Wandel schaffen.

„Die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Ueberschwang der Sprachmengerei zu schützen, verwahren sich aber dagegen, daß Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden entschieden werde.

„Sie kennen und wollen keine Reichssprachämter und Reichssprachmeister mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei. Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen.

„Den maßvollen Satzungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins laufen zahlreiche Beiträge in den Vereinsorganen und der übergroße Eifer vieler Vertreter zuwider, welche das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort suchen und durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung von Ersatzwörtern Schaden anrichten und Unwillen herausfordern.

„Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen. Darum verwahren sie sich gegen die Anrufung staatlicher Autorität und gegen die behende Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jacob Grimms Wort in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.

Berlin, 28. Februar 1889.

Carl Bardt, Direktor d. Joachimsth. Gymnasiums, Berlin. Michael Bernays, München. Ernst Curtius. Hans Delbrück. Wilhelm Dilthey. J. v. Döllinger. Ernst Dryander. Th. Fontane. Karl Frenzel. Gustav Freytag. Emil Frommel. Karl Gerok, Stuttgart. Otto Gildemeister. Rudolf v. Gneist. Klaus Groth, Kiel. Ernst Häckel, Jena. Adolf Harnack. Rudolf Haym, Halle. Victor Hehn. Paul Heyse, München. Hans Hopfen. Oscar Jäger, Gymnasial-Direktor, Köln. Wilhelm Jordan, Frankfurt a. M. Rudolf Kögel. Wilhelm Lübke. Rochus Freiherr v. Liliencron. Theodor Mommsen. Julius Rodenberg. Gustav Rümelin, Tübingen. Erich Schmidt. Gustav Schmoller. Hermann Scholz. Prof., Archidiakonus, Berlin. Otto Schroeder, Berlin. Rudolf Sohm, Leipzig. Friedrich Spielhagen. Anton Springer, Leipzig. Heinrich von Sybel. Heinrich von Treitschke. Gustav Uhlig, Gymnasial-Direktor, Heidelberg. Rudolf Virchow. Robert Vischer, Aachen. Dietrich Volkmann, Rektor d. Landesschule Pforta. Karl Weinhold, Breslau. Karl Weizsäcker, Tübingen. Gustav Wendt, Ober-Schulrat und Gymnasial-Direktor, Karlsruhe. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. E. von Wildenbruch. Eduard Zeller.

Philosophie.

H. Schwarz, Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie. Verlag Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1913. 612 Seiten. Preis M. 5,80.

Als vierter Band der unter dem Namen „Synthesis“ in obengenanntem Verlag erscheinenden Sammlung historischer Monographien philosophischer Begriffe ist neben der von mir im Septemberheft dieser Jahrbücher angezeigten Drewsschen „Geschichte des Monismus im Altertum“ vorliegendes Werk erschienen, und zwar vorläufig ein erster, von Heraklit bis Jakob Böhme reichender Teil. Dieser Teil besteht selbst wieder aus drei Hauptabschnitten, von denen der erste den Gottesgedanken in der griechischen Philosophie, der zweite den Gottesgedanken im christlichen Mittelalter und der dritte diesen Gedanken im Beginn der neueren Philosophie, d. i. bei Nikolaus von Kues, Giordano Bruno und Jakob Böhme behandelt. Am kürzesten ist dabei das Kapitel über den Gottesgedanken in der griechischen Philosophie ausgefallen. Er umfaßt nur 112 Seiten, also noch nicht ein Fünftel des Bandes. Deshalb erscheint es praktisch, zur Ergänzung dieses etwas knapp gehaltenen Abschnittes das vorgenannte, denselben Gegenstand ausführlicher darstellende Drewssche Buch heranzuziehen. Dagegen läßt das zweite und dritte Kapitel an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Nachdem bereits im ersten Kapitel Jesu Gotteserlebnis und seine Lehre von Gott, sowie das Christuserlebnis und die Christologie und die Logosreligion des Origenes nach Harnacks „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ erörtert worden, beginnt das zweite Kapitel mit dem Hinweis auf den „Gottmenschheitsgedanken“ als demjenigen Gedanken, dem die Zukunft gehören sollte. Im Gottmenschheitsgedanken, schreibt Schwarz, vollende, nein ermögliche sich erst der Begriff des Gottesguts, d. i. eines göttlichen Lebens, das unser Leben würde. An ihm gemessen, versagten sowohl der Gottesbegriff Plotins, als auch der altjüdische und der gnostische. Auch bei Athanasius, der den Begriff der Gottmenschheit geprägt, zeige sich erst nur ein Strahl des Verständnisses, und sollte es noch lange dauern, bis dieser Gedanke in seiner letzten Tiefe erfaßt wurde. Dazu gehöre die Erkenntnis, daß die Gottheit als unpersönliche, vielmehr überpersönliche Geistigkeit inmitten der Bedingungen des menschlichen Bewußtseins wirke. Wo sich dies der ideellen Bewegung öffne, da erst entstehe Persönlichkeit und wahres Selbst, und ewiges Leben blühe auf. In Gestalt von Wesensbildung könne es jeder empfangen, der in göttlich Wesenhaftem mit restlosem Einsatze lebe. Denn für Schwarz bedeutet „Erlösung“ „im richtigen evangelischen Sinne“ das Loswerden des alten Lebens in der Kraft des neuen, das von innen her durch den Glauben aufsteigt, und „ewiges Leben“ ein Leben, in dem das Gottesgut neuen geistigen Wesens geworden ist. Soweit reichten freilich die Gesichtspunkte der patristischen Zeit nicht. Und so habe auch Augustin, dessen Lehre vom Gottesgut sowie dessen Trinitäts-

und Schöpfungslehre der Verfasser 60 Seiten widmet, der Gedanke eines Gotteskeimes in uns, der Werte und Ideen in sich und mit unserem psychischen Leben eine, der sich, wenn er aufbreche und sich durchsetze, als Gottmenschentum entfalte, noch ferne gelegen. An der Immanenz Gottes in unserer Gottesanlage habe er nur getastet. Ihm bleibe letztere noch wesentlich ein Etwas, das uns von außen her anerschaffen sei.

Nach einem kürzeren Blick auf die areopagitische Ueberführung des Neuplatonismus auf christlichen Boden schildert Schwarz dann wieder eingehender die Umbildung des Neuplatonismus aus Akosmismus in Panentheismus durch Scotus Eriugena. Um jenen Akosmismus zu überwinden, sei es nötig gewesen, das Dasein der Dinge, ihrem Sosein gegenüber, nicht als Negativiät, sondern als Positivität anzusehen. Im neuplatonischen Akosmismus hätten alle Dinge nur durch ihr Sosein an Gott teilgenommen, ihr Dasein aber wäre als Abfall und Verfall des Soseins hingestellt worden. Was zu dem begrifflichen Sein dieses Soseins hinzukomme, die Materialität, sei danach in Wahrheit nichts Hinzutretendes, sondern Hinwegfallendes. Je größer die Entfernung von Gott, um so mehr Realität büße das ideale Sein ein, um so mehr leide die Wahrheit der Dinge von der Ansteckung und Verdunkelung durch das Nichtsein. Ihre Wahrheit sei und bleibe ihr ewiger Begriff in Gott, ihre logische Wesenheit, nicht ihre zeitliche Gegebenheit. Zur Ueberwindung dieser akosmistischen Ansichten war es also erforderlich, der Teilnahme aller Wesen in Gott einen neuen Sinn zu geben. Es konnte sich nicht mehr um Gottes Gegenwart, im Sosein der Dinge, sondern um seine Gegenwart in ihrem Dasein handeln. Und so habe nun Eriugena die Kühnheit besessen, von einem Werden Gottes in den Dingen zu sprechen, das sich in dem Werden der Dinge zu Gott vollende. Er habe gelehrt, die Hervorbringung der Dinge aus Gott und die Zurückführung der Dinge in Gott aufzufassen als einen Prozeß der ewigen Selbstsetzung des Einen, das dadurch aus gärendem, unaufgeschlossenem Schöpfungsdrange zu satter und abgeklärter Göttlichkeit übergehe. Freilich, bemerkt Schwarz, habe auch Eriugena seine grandiose Betrachtung nicht rein durchgeführt. Derselbe Mann, der vom Werden Gottes in den Dingen spreche, vermöge plötzlich ganz in älterer neuplatonischer Weise die Nichtigkeit und Scheinhaftigkeit der Dinge zu schildern. Dementsprechend erscheine die Rückkehr der Dinge in Gott nicht als ein Prozeß, durch den Gott sein Werden in den Dingen zu Ende bringe, sondern als ein Befreiungsprozeß der letzteren aus leerer Wesenlosigkeit. Vorher der kühne Gedanke, daß die Vernunft des Menschen mit göttlichen Schöpferkräften wirke: Raum und Zeit, unser empirisches Ich und alle Dinge reale Setzungen jenes lebendig zeugenden Denkens, das unseren Namen trägt, während sich Gott darin zu Ende denkt, also objektiver Idealismus. Und dicht daneben der Umschlag, der Erdensturz aus sieghafter Höhe. Ueber das einfache wahre Sein wirft die menschliche Vernunft ihr Spinngewebe von Schein, also subjektiver Idealismus. Immerhin sei Eriugenas Denken

den Jahrhunderten vorausgeflogen. Erst nach vollen fünfhundert Jahren begegneten wir einem ebenbürtigen Mann in dem Dominikanermönch Eckehart. Inzwischen wäre nicht Eriugena, sondern Augustin der starke Strom gewesen, der die theologische Entwicklung des Abendlandes getragen habe.

In diese Zwischenzeit fallen die Bernhard-Franziskanische Auffassung des Gottesguts, das Aufkommen einer Jesumystik, die Ueberführung Gottes von der Essenz zur Existenz, von der selbstbewußten Substanz zum Subjekte durch Anselm und Thomas von Aquino. Duns' voluntaristische Fassung des Gotteserlebnisses und die beginnende Scheidung der Begriffe „Frömmigkeit“ und „Sittlichkeit“, dem insgesamt Schwarz eine bald kürzere, bald längere, stets aber interessante Darstellung zuteil werden läßt.

Ihrer überragenden Bedeutung entsprechend geht er dann mit großer Ausführlichkeit auf Eckeharts Vergeistigungsmystik ein, auf dessen Lehre von Gott, der in uns geboren wird, sofern sich in dem gotterkennenden Menschen Gottes eigene Erkenntnis, der ewige Selbstbewußtseinsprozeß Gottes vollzieht. „Mit dieser Intuition kommt ein tausendjähriger Irrtum ins Wanken. Alle Mystik war bis dahin als ‚Vergottungsmystik‘ Eindringen in göttliche Seligkeit gewesen. Sie lebte vom Begriffe eines Gottes, der in sich ruhende Seligkeit ist. Bei Eckehart verschwindet das göttliche Selbstdenken, in dessen unbewegte Glückseligkeit sich griechische, arabische und christliche Mystiker immer wieder, wie Motten ins Licht, zu stürzen versucht hatten. Somit verändert sich für den größten Mystiker der Sinn des mystischen Erlebnisses. Nicht darauf, daß wir in Gottes Seligkeit eindringen, sondern daß er durch uns Leben empfängt, kommt es an. Nicht der Mensch schläft vernichtigt in Gottes Sattheit ein. Gott ist überhaupt nicht gegeben, am wenigsten als satte Selbstgenügsamkeit, sondern Gott wacht im erkennenden und liebenden Menschen als logische und sittliche Tat auf, um immer mehr Tat zu werden. Göttliche Geistigkeit will sich in menschlichen Persönlichkeiten gebären und vermannigfaltigen; nicht darf sich menschliche Lebendigkeit in einer fertigen göttlichen Seligkeit annullieren.“

So sehr nun Schwarz diese Lehre zusagt, so wenig kann er sich mit Eckeharts Rückkehrlehre befreunden, ähnlich wie später bei Jakob Böhme. In des Meisters Lehre vom werdenden, sich geistig in der Seele selbst setzenden Gotte sieht er das Frühlicht einer neuen Weltanschauung weben, in seiner Lehre von der Gottheit jedoch wieder verglimmen; wenigstens in der Wendung, daß das Dasein von Welt und Dingen in sich wertlos, ja widergöttlich sei und mit der Zurücknahme aller Dinge in die Gottheit wieder aufgehoben werden müsse. Eckehart zolle hiermit auch seinen Tribut jenem mystischen Unwesen, das er schon halb überwunden, durch Einstürmen in die Gottheit eine Seligkeit erringen zu wollen, in der sich Gott selber ewig schmecke. Schwarz findet diese Rückkehrlehre mangelhaft sowohl aus ethischen als auch aus metaphysischen Gründen, hingegen erscheint ihm Eckeharts Lehre vom „Seelengrund“, mit der er selber über seine

Rückkehrlehre wie über seinen eigenen Schatten hinwegspringe, wiederum tief und bedeutungsvoll, nähere sie sich doch der Fichteschen Intuition von einem schöpferischen Ueberich so nahe wie möglich. Und so bewertet er denn schließlich überschauend und ausschauend Eckeharts Lehre von Gott, der der Seele bedarf, um in ihr zu werden, und die Vertiefung dieser Lehre, daß im Werden aller Werte, Wahrheiten und individuellen Dinge unsere allgemeinsame überindividuelle Seelentiefe hervortritt, als eine in das religiöse Leben und Denken eingetretene neue geschichtliche Größe. Alsdann zieht er aus „Eckeharts Schule" noch die „Deutsche Theologie und die freien Geister" sowie Taulers Lehre vom Leid in Betracht.

Nicht so erbaut ist Schwarz von Luthers „transzendentem Glaubenswunder". Er erklärt vielmehr, Luthers Schöpfer, dem transzendenten scotistischen Gotte, ziehe er mit Plotin die überseiende, undenkende und unwollende Einheit vor, aus der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe im Logos hervorflössen, mit Eckehart die Lehre vom immanenten schaffenden Wesensgrund, der als Leben der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe in der ichverarmten Seele durchbreche, und den Gottesbegriff Jakob Böhmes, der doch wahrlich auch dem Ernste des Gotteserlebnisses gerecht werde.

Vor letzterem erörtert er erst noch den „Gottesgedanken im Beginn der neueren Philosophie", d. i. bei Nikolaus von Kues, der Gott als das „absolute Differential" auffaßte, worauf das Ableben des Akosmismus folgte, um bei Giordano Bruno dem Pantheismus Raum zu geben. Leider verfällt auch Schwarz nach einer sonst trefflichen Darstellung der Brunoschen Lehre von der Gottdingheit, wobei Bruno Gott bald im Universum, bald in den Einzeldingen (Monaden), bald als bewußte seelenartige Weltintelligenz (Weltseele) erblickt, in den Irrtum, es als „Fehler jedes (?) Pantheismus" hinzustellen, „darum weil Gott nichts Außerweltliches sein kann, schon die Natur selbst als Gott zu betrachten". Wenn er dementgegen Gott als das Werden des Uebernatürlichen im Natürlichen bezeichnet und behauptet, ein fertiges Gottsein gäbe es nicht; weder mit Gott über dem All, noch mit Gott als All, noch mit Gott im bloßen Sein der Dinge könne man durchkommen, so entsteht die Frage, wie das Uebernatürliche im Natürlichen werden soll, wenn Gott nicht das All ist; ist doch auch das All nichts Fertiges, sondern befindet sich in einem Entwicklungsprozeß, in einem Prozeß des Werdens. Nicht jeder (!) Pantheismus übersieht daher auch „die Spannung zwischen Wert und Sein"; eine gewisse pantheistische Weltanschauung gibt vielmehr unumwunden „eine Unvollkommenheit des Seins" zu; ja, weist absichtlich und nachdrücklich darauf hin, nämlich diejenige E. v. Hartmanns. Für dessen Pantheismus ist also auch bekanntlich nicht „ein universaler Optimismus", sondern in endämonologischer Beziehung ein universaler Pessimismus „charakteristisch". Hinsichtlich dieses Pantheismus stimmt es mithin gar nicht, wenn Schwarz von dem Pantheismus schlechthin behauptet, seine Diesseitigkeitsfroheit werde zur Froheit mit allem Seienden, wie es ist. In allem sehe er das

Weltprinzip herrlich entfaltet. Insbesondere entfalle das Prinzip des Bösen usw.; hier begegneten uns lauter Schwächen und Halbheiten. Das Problem des Bösen vermöge alle letzten Tiefen des Daseins zu beleuchten und auch in uns aufzurühren. Der Pantheismus aber verschütte die Tiefen. Sie herauszuarbeiten müßten andere Mittel statt derer, über die er verfüge, angewendet werden. Alle diese Vorwürfe treffen höchstens den gerade zuvor ins Auge gefaßten Pantheismus Brunos, und so ist auch ferner die Behauptung des Verfassers, keine Mittel seien genialer, kein Versuch, das Rätsel dieser Sphinx zu lösen, sei großartiger, als jener, den in überlegener Opposition sowohl gegen Brunos Pantheismus, wie gegen lutherische und katholische Orthodoxie Jakob Böhme unternommen habe, nur insoweit zutreffend, als dabei zunächst die ebenerwähnte Opposition in Betracht gezogen wird.

Jakob Böhme, dem die letzten 60 Seiten des Bandes gewidmet sind, auf denen Schwarz in rühmenswerter Weise die schwerverständlichen Aeußerungen Böhmes dem Verständnis zu erschließen versteht, soll mit seinen Ideen über die „doppelte Selbstsetzung Gottes im Menschen“, obschon er „sich manchmal stark pantheistisch ausdrücke“, in Wahrheit über den nichtigen Gegensatz von Theismus und Pantheismus hinausgestrebt haben. Er gestehe, wohl sei Gott alles, Himmel und Hölle, und er sei auch die äußere Welt, weil alles aus ihm urstände. Aber mit einer solchen Rede könne er nichts anfangen. Sie gewähre keine Religion, sondern sei des Teufels. Nun habe Eckehart schon gelehrt, daß Gott auch im Stein sei, in der Seele des Menschen aber sei er in besonderer Weise. In ihr gebäre er sich, und nur auf diesen Gott, der sich gebäre, komme es an. Der sei in keinem Dinge mit dessen bloßer Existenz gegeben, sondern bedürfe, daß sich ein Wille ins Nichts wende. Entleere sich unser Wille von aller Welt- und Ichsucht, so beginne ein Schöpfungsprozeß, in dem aus unseren seelischen Anlagen ein göttliches Etwas auferstehe. Mit solchen Eckehart-Gedanken habe denn auch Böhme gedacht; nur die Ausdrücke lauteten anders.

Auch demgegenüber bleibt es mir unerfindlich, wie sich damit „Böhmes Mystik über allen (?) Pantheismus geschwungen“ haben soll, zumal wenn ich hierbei seine Lehre vom Bösen bedenke, womit er doch auch den Pantheismus überwunden haben soll. Danach setzt sich Gott nicht bloß im Demutwillen als Leben spendende Liebe, sondern auch im selbstsüchtigen Eigenwillen des Menschen als Tod spendender Grimm; sagt Böhme doch u. a. ganz unzweideutig: „In der Schiedlichkeit will Gott Gutes und Böses, als im Guten das Gute und im Bösen das Böse.“ Viel eher muß ich diese Lehre, wie E. v. Hartmann in seiner „Geschichte der Metaphysik“ schreibt, als einen Fortschritt zugunsten des Pantheismus betrachten, indem dieser dadurch eben von jenem Vorwurf entlastet wird, das Problem des Bösen vertuschen zu wollen, und zu einer dem Theismus philosophisch überlegenen Macht wird, der kein ethisches Bedenken mehr anhaftet, sofern das Böse hier in einem prinzipiellen Moment des einen, alles seienden

Gottes gesucht wird, das so, wie es sich im Prozeß darstellt, selbst ein nichtseinsollendes und zu überwindendes ist.

Nichtsdestoweniger bleibt das Buch in allen seinen Teilen ein durchaus lesenswertes Erzeugnis, das ob seiner vielen wertvollen Gedanken und der auf diese verwandten Darstellungskunst weite Verbreitung verdient und uns mit Interesse seiner Fortsetzung in einem zweiten Bande entgegensehen läßt.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Robert Saitschick, Der Mensch und sein Ziel. Eine Lebensphilosophie ohne Umwege. München 1914 (Beck).

Wem erschiene nicht bisweilen der Pfad des Lebens als ein Umweg ohne Zweck und ohne Ziel? — Dem bietet Saitschick eine „Lebensphilosophie, der Mensch und sein Ziel, ohne Umwege." Diese reiche Sammlung goldener Weisheit gemahnt uns an das Wort: „Gedanken fallen auf uns wie gesät; nur Zeit und Schweigen können sie zur Reife bringen."

Ausgehend vom Rätsel des Lebens, von der Minotaurusnatur des Menschen, vom Grundübel der im Leben liegenden Schuld, vom Konfliktstoffe, der das Zusammenleben bedrohlich häuft, stellt Saitschick die gebieterische Frage wirklichster Wirklichkeit: „Wie sollen wir unsere inneren Widersprüche lösen?" Die Frage zu beantworten, geht er nahe und näher an die Schattenseiten des Lebens heran. Festen Blickes jagt er die Schatten auf, die am Lebenswege finster hocken, die Unwahrhaftigkeit in ihrer schillernden Mannigfaltigkeit, den sich allenthalben einnistenden Neid, den Zorn, der den Kopf umnebelt. Mit fester Hand geht er zu Leibe dem Asketen im Namen konzentrierter Vergänglichkeit, dem Geiz, der Genuß- und Sinnenlust, der Trägheit, auch der der „goldenen Mitte", dem Dämon der Zwietracht und dem Stolz und der Selbstüberhebung. Fernab von allem Moralisieren platter und feinster Art, frei vom Banne leidenschaftlicher Abstraktion, ist sein Wort so unaufdringlich, so eindringlich, daß man weiter nicht nach Begründung verlangt; denn „wo die sittliche Kraft herrscht, dort ist die Belehrung darüber im Grunde überflüssig".

Auf ureigenes Gebiet tritt Saitschick, wenn er „von der Erkenntnis" zu reden beginnt. Daß der Verfasser von „Wirklichkeit und Vollendung" noch schärfere Worte gegen Schulweisheit und -wissenschaft findet als anno 1911, nimmt nicht wunder. Er scheut weder Ironie noch offenen Spott. Und doch muß man bekennen: Saitschick hat recht, völlig recht. Wir werden von Sophisten und falschen Propheten in Sackgassen gelockt und auf Holzwege geführt, nie in die Tiefe des eigenen Selbst und auf seine Höhe, nie in die weite Welt, nie in die freie Natur, nie ins ganze ungeteilte Leben. Unsere Liebe zur Weisheit wird in eine Liebe zum Denken verkehrt, unsere

Liebe zu Gott in ein Denken über Gott, oder wie Hilty einmal klagt: „Wir hören von Gott bloß noch literarisch."

Dem Leben, wie es gemeiniglich ist, das der Lust, der Betäubung, des Rausches nicht entbehren kann, gibt unser Autor freies Wort, indem er sich sagen läßt: „Wenn nur auch du dein einsames Streben nach eingebildeten Höhen aufgäbest und so wie der große Haufe leben könntest . . ." Ohne ein Wort des Widerspruches läßt er den Gegner sich aussprechen, schweigend geht er über zu seinen Gedanken „vom Tragischen". Um dafür das Auge zu öffnen und den Sinn zu schärfen, greift er nicht zu begrifflichen Konstruktionen. Das Tragische, wurzelnd in dem gegebenen Gegensatz zweier Welten, zieht namentlich das künstlerische und das religiöse Genie in seinen Bann. Inmitten der Forderungen des Augenblicks, die sich immer wieder in ihrer nur bedingten Reinheit melden, ertönt nicht jedem vernehmbar die geheimnisvolle Stimme tragischer Weltauffassung und mahnt, den Weg zu nehmen zu wahrer Bildung, zu Kunst und Religion. Aber „nur die leidensvolle Erfahrung kann dem Menschen zeigen, was die Lebenstragödie ist." Im Gleichnis erleben wir sie an Hiobs Schicksal, des Repräsentanten der Menschheit in ihrem Leiden. Dessen Freunde, eingeengt in den Kreis des sittlichen Gesetzes und des überlieferten Glaubens, meinen die Wahrheit zu verstehen, kennen aber die Liebe nicht, den höheren Zweck, die innere Freiheit. Hiob, der innerlich ringende Mensch, hat Gott schauen können und erfährt, was sein Wille ist.

Im folgenden Kapitel (Von dem Geiste der Propheten) — es liest sich wie ein Hymnus — beantwortet sich auch die Frage: Wer ist Saitschick? Was will Saitschick? Dieser „Zwischenbetrachtung" gebührt der Preis, wenn nicht der letzte Abschnitt ihn noch streitig macht. Wir möchten diesen den Propheten gewundenen Kranz, ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks, nicht zerpflücken. Wer unserem Meister noch weiter folgen will, muß sich von der Menge jeglicher Art mehr und mehr absondern. Es gilt die Erkenntnis der Grundwahrheit zu gewinnen, daß wir niemals draußen Ruhe finden können, wenn wir sie nicht in uns selbst gefunden haben. Die griechischen Tragiker, Paulus, Franz von Assisi, Dante, Shakespeare und andere, mögen dann wegweisend zu uns treten; aber zu den reinen Höhen, die das Ziel unseres Lebensphilosophen sind, führt erst Christi heilende Persönlichkeit, die als Beispiel in die Welt gekommen ist, nichts von Utopie, Schwärmerei oder Abstraktion an sich hat: er hat das Gewebe aller Sophismen und aller Zweifel in nichts aufgelöst und zugleich die Widersprüche überwunden. Sein Gebot ist das eine, was not tut, nicht die Vielheit der Paragraphen. Ueber alles Maß hinausragend, hat er gezeigt, was des Lebens Ziel ist, und führt zu Gott, dem letzten und höchsten Ausdruck für den geheimnisreichen Inhalt unseres Lebens. So wird auf den Höhen ein Glaube gewonnen, der nicht ein Wiederholen von etwas Vorgesagtem ist, sondern eine selbständige Erfahrung von der Kraft, die sich in uns kund gibt.

„Vergebens wird man suchen, die innersten Erfahrungen in wissenschaftliche Formen zu bringen: sie lassen sich nur von der inneren Erfahrung selbst erfassen. Daß man über diese Grundtatsache noch verschiedener Meinung sein kann, kommt gerade davon, daß die einen innere Erfahrungen haben und die anderen nicht. Entweder leuchtet das Licht in unserm Innern, dann ahnen wir das Wesentliche, oder es ist dunkel in unserm Innern, dann kann auch keine Beweisführung uns das klar machen".

Saitschick hält, was er versprochen hat, ohne Umwege zu führen, doch, wie uns scheint, nur den, der schon Umwege gemacht hat.

Karl Krott.

Theologie.

Grundfragen der Glaubenslehre von Georg Lasson. Leipzig 1913. Verlag von Felix Meiner.

Schon G. Lassons im Jahre 1897 erschienene Schrift „Zur Theorie des christlichen Dogmas", noch mehr aber die jetzt vorliegenden „Grundfragen der Glaubenslehre" lassen erkennen, daß wir es hier mit einem Verfasser von scharfer Begabung für das Gebiet der systematischen Theologie zu tun haben. Dieser Umstand verdient deswegen besonders hervorgehoben zu werden, weil die hervorragenden Köpfe unter den Theologen seit geraumer Zeit mit sehr geringen Ausnahmen im Dienste der historischen Forschung stehen, so daß der Mangel systematischer Durchbildung heut überall im kirchlichen Leben als eine beklagenswerte Folgeerscheinung empfunden wird. Es ist daher immerhin ein erfreulicher Eindruck, einem Theologen zu begegnen, der gerade vom Boden des strengen Gedankens aus auch heut noch die ewig lebendige Wahrheit der Trinitäts- und Sakramentenlehre faßbar zu machen versteht. Dafür aber legt das vorliegende Werk ein bedeutsames Zeugnis ab.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Arbeit der Kampf gegen die lähmende Auffassung der positivistischen Theologie hindurch, daß die Selbstoffenbarung Gottes im Christentum und die daraus entspringenden Heilswirkungen der Erkenntnis des denkenden Geistes in keiner Weise zugänglich seien. Wäre es so, dann hätte allerdings der seichte Historizismus recht, der jene Offenbarung lediglich als ein nicht weiter zu begreifendes Faktum hinnimmt und nur dessen geschichtliche Entwicklung und moralische Wirkung als Gegenstand der theologischen Wissenschaft gelten lassen will. Nur eine unausbleibliche Folge davon wäre es dann auch, daß die ganze systematische Theologie wesentlich auf die sogenannte Erlebnistheologie reduziert würde von der nicht mehr die Gottesoffenbarung in der Objektivierung ihrer geistigen Wahrheit, sondern nach der Zufälligkeit ihres individuellen Erlebens zur Grundlage der theologischen Bestimmung gemacht wird. Was aber ist das für ein klaffender Widerspruch! Der Geist Gottes, der sich der

Menschheit im Christentum persönlich zu erkennen gegeben hat, soll seiner eigenen Natur zuwider nur geschichtlich, nicht aber geistig erkennbar sein, und dieser selbe Geist, dessen Wesen die objektive Wahrheit ist, soll die Kraft seiner Offenbarung lediglich in der Beschränktheit des subjektiven Erlebens aufgehen lassen. Das ist ein völlig unhaltbarer Standpunkt, und ihm muß entgegengehalten werden: der allmächtige Geist ist wollend und erkennend zugleich; darum, wo er sich offenbart, verleiht er mit der Kraft seines Wollens auch diejenige seines Erkennens, und diese Offenbarung hat ihre wahrhafte Verwirklichung nicht in den subjektiven Gefühlserlebnissen der einzelnen Menschen, sondern in ihren objektiven Lebensgestaltungen. Deshalb gilt wie gestern so heute und in alle Ewigkeit das Schriftwort: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz kommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Uns aber hat es Gott offenbaret durch seinen Geist; denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit!

Ohne die Gerechtsame der historischen Theologie irgendwie zu verkürzen, hat daher G. Lasson die Aufgabe dieser Wissenschaft im ganzen dahin bestimmt, daß er erklärt: „Die Theologie kann so wenig voraussetzungslos sein, wie irgendeine andere Wissenschaft. Ihre Voraussetzung bildet das Lebensgebiet, daß sie wissenschaftlich zu bearbeiten hat, die große geistige Wirklichkeit des christlichen Gottes- und Heilsglaubens und seine Verkörperung in der Lehre und in dem Leben der Kirche. Bringt sie dazu nicht den Glauben mit, daß die göttliche Offenbarung in diesem höchsten geistigen Gute der Menschheit gipfelt und sich vollendet, so ist sie von vornherein nicht fähig, ihrem Gegenstande gerecht zu werden. Ohne den Theismus der Religion Israels, ohne den Spiritualismus des Evangeliums, für den die Welt und das Fleisch überhaupt keine andere Wirklichkeit haben, als daß sie Mittel und Werkzeuge der Offenbarung und des lebendigmachenden Geistes Gottes sind, gibt es kein Christentum und keine christliche Theologie. In dieser hohen geistigen Weltanschauung aber ist der Christenheit das Wissen geschenkt, das mit dem Glauben eins ist, der in sich selbst durch das Zeugnis des Geistes das gewissete Wissen ist. Und keine schönere Aufgabe kann der Theologie gestellt sein, als daß sie durch ihre Arbeit den Satz des evangelischen Christen erhärtet: „ich weiß, an wen ich glaube“. — Wohl sind Glaube und Wissen selbständige Betätigungsweisen des Geistes, deren eine die andere nicht ausschalten kann, ohne selbst in die Irre zu geraten; aber in der Tat des Geistes werden sie eins, und in dieser Tat vollzieht das Christentum die Verwirklichung seines persönlichen Lebens. Es ist auch mit dem Glauben und Wissen wie mit allen aus dem Geiste geborenen Gegengliedern: man darf nicht einseitig bloß ihre Entgegensetzung ins Auge fassen, sondern man muß zugleich ihre organische Ineinswirkung mitbegreifen. Daher ist eine Theologie, die nur den Gegensatz solcher Faktoren aufgreift, schon von ihren Anfängen an der Halbheit verfallen.

Nach einer „Neue Bahnen" betitelten Einleitung behandelt der Verfasser vier Hauptgegenstände: 1. Glaubenslehre und Philosophie; 2. die Erkenntnis Gottes; 3. die Dreieinigkeit; 4. die Sakramente. Von diesen Abhandlungen wird gesagt, daß sie nicht etwa Abschnitte aus dem System seien, dessen Fachwerk eine wesentlich andere Form der Darstellung verlangen würde; sie bildeten vielmehr jede für sich ein abgeschlossenes Ganzes und wären deshalb auch, unbeschadet der sie verbindenden Einheit, voneinander unabhängig. Dies trifft tatsächlich zu. Vor allem muß das Geschick anerkannt werden, mit dem Lasson diese nicht systematisch miteinander verbundenen Stoffe doch in ihrer Vereinzelung so behandelt hat, daß sich in der Darstellung eines jeden dieser Probleme stets das Ganze des Christentums widerspiegelt. Wahrhaft wohltuend berührt es sodann, daß sich endlich „nach der gedankenlosen, der schrecklichen Zeit" hier wieder einmal ein Theologe gefunden hat, der dem alten Aberglauben von dem ausschließenden Gegensatze der Glaubenslehre und Philosophie mit wackerer Offenheit entgegengetreten ist. Das aber ist dann namentlich der Behandlung der Trinitätslehre zugute gekommen, für die der psychologischen Theologie allmählich alles Verständnis verloren gegangen war. Wie aber will sich ein Christentum halten, das seinen trinitarischen Gottesglauben preisgibt! Es müßte mit dieser göttlichen Vernunftwahrheit zugleich auch die ihr entsprechende Wahrheitserkenntnis wieder in das Nichts versinken lassen, daß alle Denk-, Willens- und Lebensprozesse trinitarische Prozesse sind. Das Maß von wahrem Wissen, das sich der Menschengeist in jahrtausendlangem Mühen erarbeitet hat, müßte dann wieder dahingeopfert werden, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil ein gedankenblinder Modernismus des Sinnes für diese Weisheit ermangelt. Da ist es denn wahrlich an der Zeit, daß sich die helleren Köpfe unseres Volkes endlich erheben, um für das Geisteserbe ihrer Väter einzustehen.

Was Lasson uns hier geboten hat, ist daher mit Freuden zu begrüßen. Aber er hat doch in dieser Arbeit nur einzelne bedeutsame „loci" herausgehoben, und damit kann es nimmermehr genug sein. Denn was uns, nachdem nun seit dem Auftreten der Reformation bald vierhundert Jahre ins Land gegangen sind, noch immer fehlt, das ist die Herausarbeitung des sicheren Stiles für die Behandlung der evangelischen Glaubenslehre. Ueberblickt man die dogmatische Literatur von Melanchthons Zeit an bis auf die Gegenwart, so kann man sich trotz der großen Bedeutung vieler Einzelarbeiten doch des Eindrucks nicht erwehren, daß, auf das Ganze hin angesehen, die Stillosigkeit der vorherrschende Zug ist. Die katholische Kirche besitzt für ihre dogmatische Gestaltung einen solchen in sich gefestigten Stil, die protestantische dagegen nicht. Ein einheitlicher, dem Wesen des Gegenstandes entsprechender Stil schließt die Mannigfaltigkeit der Darstellungsweise nicht aus, aber er gibt für sie das organische Maß des Systems ab. Einen solchen, das Ganze einheitlich durchdringenden Stil hat der Katholizismus darin, daß er alle dogmatischen Bestimmungen aus seinem

Kirchenbegriff ableitet; er ist der Zentralbegriff, der jedem Gliede des dogmatischen Systems erst die organische Fassung gibt. Welches aber ist für den Protestantismus der zentrale Begriff des Lehrsystems? Daß es nicht ebenfalls der Begriff der Kirche ist, braucht nicht erst gesagt zu werden, und auch das ist klar, daß es statt dessen der Begriff des Glaubens, genauer des rechtfertigenden Glaubens sein muß. Dieser Glaube ist aber nicht bloß, wie Schleiermacher meinte, ein wesentlich subjektiver Gefühlsprozeß, sondern er hat als Erzeugnis des Geistes zugleich ein objektives Maß in sich selber und wird erst dadurch fähig, der lebendige Mittelpunkt eines Lehrsystems zu werden. Dieses objektive, aus dem rechtfertigenden Glauben selbst entspringende Maß zu ermitteln und zu entwickeln, ist daher die schwierige Stilfrage der evangelischen Dogmatik. Für uns Protestanten hat demgemäß auch schlechterdings kein Dogma bindende Kraft, außer dadurch, daß es sich als ein organisches Gebilde des rechtfertigenden Glaubensprozesses erweist. Solche Lehren wie diejenigen von der jungfräulichen Geburt Christi, von seiner Höllenfahrt, von der Erbsünde, ferner die Dreieinigkeitslehre und die Zweinaturenlehre verlieren im Protestantismus allen Sinn, es sei denn, daß sie als aus der Erweckung des Glaubensgeistes allgemeingültig hervorquellende Heilsprozesse im Lehrsystem entwickelt werden. Die systematische Theologie der evangelischen Kirche muß deswegen auf Grund ihres Glaubensprinzips den im Dogma erstarrten Geist endlich wieder flüssig machen; flüssig eben in dem Sinne, daß das Dogma lediglich als Ausdruck für die sich ewig erneuernden, persönlichen Prozesse aller im Glauben stehenden Christen erkennbar und wirksam gemacht wird. Das ist die erste und grundsätzlich von jeder evangelischen Dogmatik zu lösende Aufgabe; es ist ihr schöpferisches Stilproblem.

Wo aber gibt es eine solche Glaubenslehre? — Wir warten bis heute vergeblich darauf! Und da sich eben deswegen die Gemeinde von der systematischen Theologie nicht hinreichend gestützt findet, so muß sie sich notgedrungen selbst zu helfen suchen, so gut es geht. Darin hat doch aber zuletzt die große Zerfahrenheit ihren Grund, die in unserer Kirche herrscht und von Tag zu Tag größer wird. Wir müssen es heute erleben, wie die modernistischen Eitelkeiten hüben und drüben den Bau unserer evangelischen Glaubensgemeinschaft zernagen, und diese Maulwurfsarbeit wird noch solange weiter dauern, bis sich endlich die dogmatische Wissenschaft darauf besinnt, im Geiste strenger Gedankenzucht das Werk zu vollbringen, das ihren Beruf innerhalb derjenigen Gemeinschaft ausmacht, die auf das persönliche Prinzip des rechtfertigenden Glaubens gegründet ist.

Ein ernster Ansatz dazu liegt in der vorliegenden Arbeit vor; und wenn es auch nur ein Ansatz ist, so erweckt er doch die Hoffnung, daß der hier begonnene Aufstieg seinen rüstigen Fortgang finden werde.

Berlin-Grunewald. Ferdinand Jakob Schmidt.

Geschichte.

Gustav Freytags Briefe an Albrecht von Stosch. Herausgegeben und erläutert von Hans Fr. Helmolt. Stuttgart und Berlin 1913, Deutsche Verlagsanstalt. XI, 338 Seiten.

Zu dem politischen Briefwechsel Freytags mit dem Herzog Ernst von Coburg und mit Treitschke, den wir schon seit längerer Zeit besitzen, gesellt sich jetzt der umfänglichste und auch wohl intimste briefliche Meinungsaustausch, in dem der Dichter von „Soll und Haben“ ein Menschenalter lang, von 1864 bis 1895, mit dem General von Stosch gestanden hat. Einzelne Bruchstücke davon waren uns schon aus den bis zum Jahre 1871 reichenden Denkwürdigkeiten von Stosch (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1904) — die für diese ersten Jahre zur Ergänzung heranzuziehen sind — bekannt. Dagegen bleiben uns die Briefe von Stosch an Freytag, deren historischer Wert wohl noch höher steht, zunächst noch versagt; die Fortsetzung der Herausgabe der Denkwürdigkeiten wurde seinerzeit bekanntlich nach dem ersten Bande eingestellt, da der Herausgeber, der Sohn des Generals, sich durch die ganz unberechtigten, aber vermutlich wohlberechneten Empfindlichkeiten Dritter einschüchtern ließ; nachdem fast ein Jahrzehnt verflossen ist und die vorliegenden Briefe Freytags in den Charakter dieses Meinungsaustausches einen tiefen Einblick gewährt haben, sollte von neuem an den Herausgeber die Mahnung gerichtet werden, daß er dem historischen Gedächtnis einer so starken und verdienten Persönlichkeit, unbekümmert um die Meinung derer, denen an diesem historischen Gedächtnis nichts liegt, durch einen mutigen Entschluß gerecht werden möge.

Bis dahin wollen wir uns dieses anregungsreichen Briefbandes freuen. Wie man auch zu Freytag stehen mag: er fesselt immer durch das, was er zu sagen hat, und durch die Form, in der er es sagt. Es ist eine in sich geschlossene und sich immer treu bleibende Persönlichkeit, die sich ganz offen in vertraulichem Zwiegespräch über vieles äußert, was die Deutschen in jenen Jahrzehnten auf vielen Gebieten des Lebens bewegte. Das historische und politische Profil Freytags ist uns allen vertraut: der selbstbewußte Bürgerliche, der Whig der alten Schule, der ausgesprochene Preuße und Protestant, der Moralist in der Politik. Dieser bürgerliche Liberalismus ist von 1830 bis 1870 die herrschende Strömung gewesen, er vertritt die aufsteigende Welle in der gesellschaftlichen Umwälzung, er ist national und historisch — bei allen ausgesprochenen Antipathien und Sympathien — auf das Tiefste angeregt; weniger tief reicht, das sieht man auch wieder bei Freytag, die philosophische und ökonomische Fundamentierung seiner Weltanschauung. Sehr charakteristisch schreibt er einmal: „Jede Zeit hat ihre Philosophie. Unsere braucht einen tapferen Kerl, der den Egoisten verkündet, daß der Mann für die Nation da ist, die Nation für die Menschheit, die Menschheit aber unter anderem auch dazu, das Leben ihrer Erde zu konservieren und zweckvoll für sich umzubilden.“ Der Sinn der Philosophie h[illegible] bewußt zu einer nationalen und liberalen Ethik verengert.

Gerade Freytag war, von seiner innersten Natur her, einer der bewußten Erzieher zu solchen Zielen, Erzieher viel mehr als die meisten der Männer, die man nachträglich und künstlich dazu hat machen wollen. Er war es den Einzelnen gegenüber. Die Menschen, die er schätzte oder liebte, sollten jedesmal diejenige Entwicklung nehmen, die er um ihretwillen oder im Interesse gemeinsamer höherer Ziele für die richtige hielt; in solchen Fällen war er eigenwillig genug, ihnen sogar das Milieu zu bestimmen, von dessen Einwirkung er sich das meiste versprach; wie er Bennigsen in der Zeit, wo er Präsident des Nationalvereins war, wiederholt zu bereden suchte, nach Preußen überzusiedeln und die preußische Staatsangehörigkeit zu gewinnen, so hätte er den preußischen Kronprinzen während der Konfliktszeit am liebsten in einer landwirtschaftlichen Betätigung großen Stils, fern von den politischen Entscheidungen, untergebracht. Unermüdlich hat er in seinen Briefen Herzog Ernst von Coburg auf den Wegen preußisch-deutscher Nationalpolitik festzuhalten oder von seinen Seitensprüngen dorthin wieder zurückzuführen gesucht; der weichen Natur des Kronprinzen aber hörte er nicht auf, trotz mancher Enttäuschung, durch mittelbare Einwirkung sich zu nähern, auf daß er zu dem hohen Berufe eines modernen Fürsten, wie er ihn verstand, tüchtig werde. Und so, als bewußter Erzieher, hat Freytag sich auch dem ganzen deutschen Volke gegenüber verhalten: als Journalist, als Historiker, als Dichter, bald mit wahrem Schwunge, bald in etwas schulmeisterlicher Art, immer war er eifervoll bestrebt, an einem nationalen und liberalen Einschulungsprozeß seiner lieben Deutschen zu arbeiten.

Stosch aber war unter den Männern des kronprinzlichen Hofes und der Liberalen derjenige, von dem Freytag nach Lebensstellung und Fähigkeit das Höchste in Krieg und Frieden erwartete. Eben darum gesellt er sich zu ihm als ein guter Genius, anregend, ratend, auch wohl ein wenig zu lenken versuchend — soweit das der überlegenen und kräftigen Persönlichkeit des Generals gegenüber möglich war. Liebevolle Freundschaft knüpfte ihn an den Mann, seitdem er ihn in den 60er Jahren als Mitarbeiter für die Grenzboten — es wäre eine dankbare Aufgabe, einmal dem militärischen Publizisten Stosch nachzugehen — gewonnen hatte. So gab er sich hier am intensivsten, offensten und bewegtesten: das alles verleiht dem Briefwechsel, in dem so viel von der inneren Geschichte Deutschlands an uns vorüberzieht, einen besonderen Reiz und eine wahrhaft historische Bedeutung.

Innerhalb dieses Meinungsaustausches steht von vornherein, fast bis ans Ende, die Auseinandersetzung mit zwei Persönlichkeiten, mit Bismarck und mit dem Kronprinzen, im Vordergrunde: mit dem Repräsentanten der entgegengesetzten Staatsanschauung und mit dem erhofften Repräsentanten, der die eigenen Ideale eines Tages zu verwirklichen berufen war. Es ist bekannt, wie Freytag zu Bismarck stand und nach der Welt seiner Ideale stehen mußte; der Herausgeber hätte es kaum nötig gehabt, das kritische Unterfangen Freytags wohlmeinend zu erklären. Es handelt sich um die innerliche Auseinandersetzung der liberalen bürgerlichen Ideale mit der

Staatsidee und der Persönlichkeit Bismarcks. Freytag war kein oberflächlicher Erfolganbeter, der nun einfach umdachte, als von wesensanderen Mächten der nationale Staat geschaffen wurde; er hat mit der Wirklichkeit, die ihm hier entgegentrat, jahrzehntelang innerlich gerungen, weil er sich selbst nicht aufgab. Wenn er schon ehrlich genug war, einer Persönlichkeit wie Stein gegenüber sich einzugestehen: „Mir war die originale Gestalt dieses trotzigen Reichsritters niemals recht nach dem Herzen“, so war ihm das Wesen und die Politik Bismarcks vollends entgegengesetzt. Er überwand den Eindruck der Konfliktszeit auch im Jahre 1866 nicht mit einem Schlage, und als im Jahre 1869 Gerüchte von Bismarcks Rücktritt umliefen, da atmete er auf, daß ein Bann von ihm genommen werde: „Ein unsicherer, grilliger, aus schlechter Gesellschaft heraufgekommener Mann hatte durch Verwegenheit, Glück und wahrhaft große Qualitäten verstanden, sich so mit dem Ruhm und der Größe Preußens zu identifizieren, daß, wer ihn schlug, zugleich dem Staate wehe tat.“ Bismarck hat über die katonische Sittenstrenge der „old important Whigs“ manchmal gespottet; es dämmert auch Freytag wohl zuweilen: „in der Politik freilich waren die Spießbürger nicht immer die Stärkeren“, aber er will den Boden der bürgerlichen Moral auch in politicis nicht verlassen. Da bleibt es nicht aus, daß einzelne Urteile des klugen Mannes uns nur eine hochgebildete Philisterhaftigkeit verraten. Räumt man das ein, so wird man von anderen Urteilen, gerade weil sie auch die Schwächen Bismarcks realistisch erfassen, mehr lernen können, als von den Propheten der reinen Kanonisierung. Es ist doch ein Stück wirklicher Einsicht darin beschlossen, wenn Freytag schon im September 1871 schreibt: „Wenn ein willenskräftiger, in der Wahl seiner Mittel wenig bedenklicher Mann einen kleinen Herrengeist zwingt, das Größte zu tun, so bezahlen solch unnatürliches Verhältnis alle Beteiligten, der eigentliche Regent, der Fürst, das benützte und behandelte Volk. Die Größe haben wir erreicht; jetzt werfen die Mittel, wodurch sie uns geworden, ihren Schatten über unsere Zukunft. Wir alle werden's noch bezahlen, daß Einer sich gewöhnt hat, selbstherrlich mit Puppen zu spielen.“ So hat er manchmal auch der politischen Psyche des Kanzlers auf den Grund zu blicken vermocht; es klingt gewiß nicht liebevoll, wenn er 1881 von der „Mischung von Löwe, Wolf und Fuchs, welche in der Seele dieses dramatischen Charakters vereinigt sind“, spricht. Das Urteil verbittert sich, was in diesem Briefwechsel nicht verwundern wird, in den Zeiten, wo Bismarck mit Stosch härter zusammenstößt, im Alter aber wird auch Freytag noch zu wahrhaftem Begreifen emporgehoben, wie etwa in dem dichterisch gesehenen Bilde: „Er ist wie der Riese Wate mit der Eisenstange in unserer alten Heldensage, der immer an einer Kette geführt werden mußte, weil er schonungslos gegen Freund und Feind um sich schlug.“

Daß gerade Freytag zum Kritiker Bismarcks werden mußte, ist zu begreifen. Schwerer hat er wohl selber daran getragen, und aus seinem Munde überrascht es am meisten, daß er mit soviel Schärfe und Resignation

dem kronprinzlichen Hofe gegenübertritt. Manches haben die Männer, die diesem Hofe nahe standen und den Kronprinzen liebten, unzweifelhaft richtig gesehen; es gibt Ansätze zur Legendenbildung, die vor ihrem Urteil nicht bestehen können. Anderes dagegen hat auch Freytag, gerade weil er nahe stand und weil er liebte, nicht zu werten vermocht; die Sphäre der Vertrauten, in der alle Scheingröße entlarvt wird, ist manchmal auch ungünstig für wirkliches Verdienst, und daß vor Freytags Urteil die menschlichen und militärischen Fähigkeiten des Kronprinzen nicht zu ihrem Rechte kommen, hat schon vor Jahrzehnten Hans Delbrücks Essay über die Schrift: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" überzeugend nachgewiesen. Der erzieherische Zug wird in diesem Falle durch die Distanz so verschärft, daß die eigentliche Tragik, die in den Personen und den Verhältnissen lag, darüber doch zu kurz kommt. Hermann Oncken.

Edgar von Ubisch, Von Leipzig bis Bellealliance. 1814—15. Mit 16 Schlachtskizzen. Berlin 1914. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) 93 Seiten, Preis 75 Pfennig, bei Massenbedarf Ermäßigung.

Es handelt sich gewissermaßen um eine Fortsetzung zu des Verfassers Büchlein „Der Freiheitskampf von 1813", das ich hier im vorigen Januar-Hefte angezeigt habe und das mittlerweile in zweiter Auflage erschienen ist. Was von dem alten zum neuen Werkchen weiterleitet, ist die kluge, warmherzige Darstellungsart und die lebensvolle Persönlichkeit des Verfassers, die ganz darin widergespiegelt ist. Auch der Stoff setzt sich unmittelbar fort, und der kurze Abschnitt von drei Seiten, der einleitend die Ereignisse des Jahres 1813 noch einmal zusammenfaßt, ist nur eine geschickte neue Zusammenfassung des Interesses für die noch übrigen Akte des riesenhaften Kriegsdramas.

Trotzdem liegt die besondere Eigenart der neuen Publikation in dem anderen Charakter des Stoffes. Seit Leipzig ist Napoleon besiegt, und die Kräfte der Verbündeten, das fühlt jedermann, sind mehr als ausreichend, um ihn vollends unschädlich zu machen. Aber wird das auch wirklich geschehen? Nun die Not nicht mehr drängt, werden da die Mächte noch fest genug zusammenhalten? Schon streiten sie sich von Tag zu Tage mehr, schon stockt der Vormarsch. Im Heere Blüchers lebt noch der alte Angriffswille; aber wird man ihm zu siegen erlauben, ihn hinreichend unterstützen? Die furchtbare dramatische Wucht dieses Feldzuges beruht für den deutschen Leser auf der unnennbaren inneren Spannung, daß es mit dem Marsch nach Paris schließlich doch nichts werden, daß man den Todfeind wieder emporkommen lassen könnte: Es ist die todesernste Angst unseres Volkes um die Früchte seiner Opfer, seines Hasses.

Dies Großartige wieder lebendig zu machen, das ist überaus schwierig; Ubisch hat es vermocht, weil der alte kräftige Geist in ihm selber lebt.

Napoleon auf der Gegnerseite und sein gigantisches Unterliegen fesselt das Interesse mehr unbewußt, denn man wird seiner meistens nur durch die heroischen Anstrengungen seiner Ueberwinder gewahr; unsere Helden sind die Freiheitskämpfer, nicht der französische Weltumstürzer. Aber auch der fortwährende Gedanke an den fallenden Riesen, dem Ubisch dann am Schlusse ritterlich das Seine zu geben versucht, gehört dazu, den tiefen Eindruck dieser Ereignisse zu verstärken, sie zu einem rechten Drama Gottes zu machen.

Man hört jetzt vielfach das Bedauern, daß im Volke die Kenntnis der Jahre 1814 und 1815 neben der von 1813 verblaßt sei. Der Major a. D. von Ubisch gehört noch zu einer anderen Generation. Als er 1870 mit nach Frankreich zog, da hörte er seine Kanoniere noch häufig die wohlbekannten Namen französischer Ortschaften begrüßen, die sie am Herdfeuer oft von den Veteranen hatten nennen hören: Wieder zog man die alten Schicksalsstraßen der Väter. In seinen Kriegserinnerungen erzählt er, daß seiner Truppe eine alte Soldatenfrau drohend in den Weg trat, deren Mann noch unter dem ersten Napoleon mitgefochten hatte: Wie einst die Germanin an der Elbe die Römer zurückwies, so wollte auch sie die Eindringlinge verscheuchen.

Es gehört zum Reize dieser kleinen Bücher, daß sie so stark empfinden lassen, wie die Generationen sich aneinanderknüpfen, wie die Geschichte lebendig fortwächst. Wie ein begeisterter Rhapsode steht dieser alte Kämpe im Volke und erzählt ihm von seinen Helden, um neue Begeisterung und Kraft zu erwecken. Dr. Martin Hobohm.

Politik.

Die Einfuhrscheine.

In zwei Artikeln, die im „Tag" am 18. und 19. November von Dr. Graf von Schwerin-Löwitz veröffentlicht wurden, ist die Behauptung verfochten: „daß eine Minderung der Zolleinnahme des Reichs durch die Einfuhrscheine nur insofern eintrete, als sie zur Förderung des inländischen Getreidebaues beitragen und dadurch ausländische Zufuhren bis zu einem gewissen Grade entbehrlich machen."

In dieser Allgemeinheit ausgesprochen, ist diese These nicht richtig. Sie würde nur richtig sein unter der Voraussetzung, daß keine Verschiebung in den Ernteflächen der verschiedenen Getreidearten in Deutschland eintritt.

Der Beweis hierfür ist leicht zu erbringen.

Setzen wir den Fall, daß die deutsche Landwirtschaft die Erntefläche für Roggen um eine halbe Million Hektar vergrößert und dafür die Erntefläche für Sommergerste entsprechend verringert, was würde die Folge sein?

Die gesamte Menge des auf dem Zuwachs an Anbaufläche produzierten Roggens, also 800000 Tons — entsprechend 1,6 t pro Hektar —, müßten mehr ausgeführt werden, da die bisherige Erntefläche von Roggen schon mehr als genügt, um den inländischen Bedarf zu decken.

Anderseits müßte der Fehlbetrag an Sommergerste, der durch die Einschränkung der Anbaufläche entstanden ist, durch Mehreinfuhr gedeckt werden.

Nun zahlt die Zollverwaltung für 800000 Tons ausgeführten Roggen Einfuhrscheine im Werte von 40 Millionen Mark und erhält dagegen für 800000 Tons eingeführte Futtergerste einen Zollbetrag in Höhe von 10,4 Millionen Mark. Der Minderertrag der Zolleinnahme würde demnach 29,6 Millionen Mark betragen, obgleich keine Vergrößerung der Getreideproduktion in Deutschland eingetreten sein würde.

Die oben angeführte These, daß nur durch eine Erhöhung des inländischen Getreidebaues eine Minderung der Zolleinnahmen eintreten kann, ist demnach unrichtig.

Dieser Zollausfall von 29,6 Millionen Mark würde eine Prämie bilden, die auf die Vermehrung der Roggenanbaufläche um 500000 Hektar auf Kosten der Anbaufläche für Gerste gesetzt wird.

Die Einfuhrscheine sind nämlich zwar keine Ausfuhrprämien im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber sie sind Austauschprämien in dem Sinne, daß für jede Tonne inländischen Roggens, der gegen eine Tonne ausländischer Gerste ausgetauscht wird, eine Vergütung von 37 M. aus der Reichskasse bezahlt wird.

Das obiger Rechnung zugrunde gelegte Beispiel ist extrem gewählt — nicht als ob mit einer derartig großen Verschiebung der Anbaufläche gerechnet werden müßte —, sondern zu dem Zwecke, um möglichst deutlich klarzulegen, daß durch das jetzige System der Einfuhrscheine ein erheblicher Zollausfall entstehen kann und muß, auch ohne daß in Deutschland die Getreideproduktion im ganzen genommen steigt, einzig und allein als Folge der Verschiebung der Anbaufläche zugunsten von Roggen auf Kosten der Gerste.

Wie liegen nun tatsächlich die Verhältnisse im deutschen Getreidebau?

Legt man den Durchschnitt des Jahrzehnts vor Inkrafttreten des neuen Zolltarifs, also der Jahre 1896—1905, zugrunde, und vergleicht man den Durchschnitt der letzten drei Jahre, also der Jahre 1910—1912, so ergibt sich folgendes:

Berechnet man die Gesamtanbaufläche an Roggen, Hafer und Gerste — Weizen und Spelz kann außer Rechnung gelassen werden, da deren Anbaufläche, zusammengerechnet, sich nicht verändert hat —, so ergibt sich in dem Zeitraum von 1896—1905 für Gerstenanbau (Sommergerste) ein

Durchschnittsanteil von 14,2 % der Ackerfläche. Im Durchschnitt der letzten drei Jahre hat sich dieser Anteil auf 13 % verringert, die Gerste hat also 1,2 % der Anbaufläche, d. h. in Hektar ausgedrückt, 145000 Hektar, die ihr nach dem früheren Verhältnis zukamen, an den Roggen- und Haferbau abgegeben, und zwar an beide Fruchtarten zu gleichen Teilen. Dieser Uebergang kostete der Reichskasse in den letzten drei Jahren jährlich rund 8,5 Millionen Mark, wenn man der Berechnung einen Nettoertrag von 1,6 Tons pro Hektar zugrunde legt*), denn für 1,6 Tons exportierten Roggen oder Hafer zahlt die Reichskasse 80 Mark in Form von Einfuhrscheinen und erhält dafür 20,8 Mark für die dagegen importierten 1,6 Tons Futtergerste. Die Reichskasse zahlt mit anderen Worten für jeden Hektar Ackerland, der vom Gerstenbau in Roggen- oder Haferbau übergeleitet wird, eine jährliche Prämie von 59,2 Mark. Diese Tatsache ist eine unerwünschte und vom Zollgesetz nicht beabsichtigte Wirkung der Einfuhrscheine in ihrer jetzigen Form. In dem teilweisen Uebergang vom Gerstenbau zum Roggen- und Haferbau liegt nicht die allergeringste wirtschaftliche Leistung von seiten der Landwirtschaft, und ausgerechnet auf diese Aenderung in der Bewirtschaftung wird durch die verfehlte Form der Einfuhrscheine jährlich 59,2 Mark pro Hektar von der Reichskasse ausgezahlt.

Der mit rund 8½ Millionen Mark berechnete Verlust der Reichskasse ist immerhin zu hoch, als daß man ihn gewissermaßen nur als einen Schönheitsfehler der Einfuhrscheine in ihrer jetzigen Form bezeichnen könnte. Das Hauptbedenken liegt aber darin, daß diese Verluste sich steigern können, denn es liegt allgemein in der Natur derartiger Prämien, daß sie die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens nach einer einseitigen Richtung hin fördern, d. h. also im vorliegenden Fall, daß der Gerstenbau in Deutschland noch weiter zurückgeht. Erfahrungsgemäß haben sich derartige Prämien niemals dauernd aufrecht erhalten lassen. Die Entwicklung ist immer an einem Punkte angelangt, wo eine Abänderung unvermeidlich wurde. Es liegt im Interesse der Landwirtschaft, daß diese Abänderung schon in einem Zeitpunkte eintritt, an dem die an sich für die Landwirtschaft nicht vorteilhafte Entwicklung noch nicht zu weit vorgeschritten ist.

Es ist erfreulich zu beobachten, daß die Ansicht sich mehr und mehr verbreitet nnd befestigt, daß die Zollsätze des letzten Zolltarifs nicht zu hoch bemessen waren. Wenn die deutsche Landwirtschaft unter dem Schutze dieser Zölle die Gesamtproduktion an Getreide in Deutschland steigert und auf diesem Wege die Zollerträgnisse des Reiches sinken, so wird jeder ver-

*) Der Einfachheit halber ist bei dieser und der folgenden Berechnung der Hektarertrag bei Roggen, Hafer und Gerste gleichmäßig mit 1,6 Tons angenommen. Bei Berücksichtigung der Verschiedenheit des Hektarertrages bei den genannten Getreidearten würden die Zahlen sich etwas verschieben, jedoch nicht in dem Maße, daß dadurch das Ergebnis sich wesentlich ändern würde.

ständige Mann diesen Aufschwung unserer inneren Wirtschaft mit Freude begrüßen.

Es wäre aber ein großer Fehler der Landwirtschaft, wenn sie ihre gute Sache, die Berechtigung des Zollschutzes in jetziger Höhe, in Verbindung brächte mit der Aufrechterhaltung des jetzigen, verfehlten Systems der Einfuhrscheine, denn die Landwirtschaft hat keinen Anspruch darauf, auf Kosten der Zolleinnahme des Reichs sich Vorteile zu verschaffen dadurch, daß sie statt Gerste Roggen baut. Die Gerste ist für die deutsche Landwirtschaft eine ebenso unentbehrliche Getreidefrucht wie der Roggen, was die enorme Einfuhr von Futtergerste beweist.

Der Vorschlag, die Bestimmung über Einfuhrscheine dahin zu ergänzen, daß jeder Einfuhrschein nur in Zahlung gegeben werden kann bei Einfuhr derselben Getreideart, für deren Ausfuhr er ausgestellt war, ist ein einfaches und sicheres Mittel, diese Schädigung der Reichskasse hintanzuhalten und eine an sich wirtschaftlich unvernünftige Verschiebung im Anbau der verschiedenen Getreidearten zu verhindern. Beim Roggen würde diese Wirkung sofort eintreten, beim Hafer in dem Moment, wo die Ausfuhr die Einfuhr übersteigt.

Nach Einführung einer derartigen, die Gültigkeit der Einfuhrscheine nur quantitativ beschränkenden Bestimmung kann der Osten Deutschlands nach wie vor Roggen auf dem billigsten Wege ins Ausland schaffen, nur darf die Menge des ausgeführten Roggens nicht die Menge übersteigen, die im Süden und Westen Deutschlands eingeführt wird.

Es mag dies für den Getreidehandel gewisse Schwierigkeiten mit sich bringen — er wird sich auf die veränderten Verhältnisse einzurichten wissen, wenn ihn die Zollverwaltung dabei unterstützt.

Welche Wirkung würde diese Beschränkung der Einfuhrscheine auf die deutsche Landwirtschaft haben? Es handelt sich um keine irgendwie einschneidende Umwälzung. Die deutsche Landwirtschaft baut jetzt Roggen auf 6¼ Millionen Hektar Ackerland. Wenn sie diese Fläche um 225000 Hektar verringert, d. h. auf eine Fläche, wie sie zur Zeit des Inkrafttretens des letzten Zolltarifs bestand, so steht in Deutschland unter normalen Verhältnissen Produktion und Verbrauch im Gleichgewicht. Der Getreidehandel muß dann an der einen Stelle genau die gleiche Menge Roggen einführen, die er an der anderen Stelle ausführt. Also ist für die Einfuhrscheine immer in voller Höhe Verwendung. Die freiwerdenden 225000 Hektar kann die deutsche Landwirtschaft benutzen zur Vermehrung ihrer Gerstenproduktion. Da sie, nachgewiesenermaßen, vor Erlaß des letzten Zollgesetzes größere Flächen mit Gerste bestellt hat als jetzt, wird man nicht behaupten wollen, daß diese Vermehrung der Ackerfläche der Gerste aus betriebstechnischen Gründen nicht möglich sei, und daß für die produzierte Gerste Verwendung in Deutschland ist, dafür spricht die große Einfuhr an Futtergerste aus dem Auslande.

Aus dieser Rückverschiebung in der Anbaufläche vom Roggen zur Gerste in Höhe von 225000 Hektar würde der Reichskasse unmittelbar ein Gewinn von 13 Millionen Mark erwachsen, und zwar ohne Schädigung der Landwirtschaft.

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Landwirtschaft im Durchschnitt der letzten 3 Jahre Ausfuhrroggen in Höhe von 360000 Tons auf 225000 Hektar gebaut und bei deren Ausfuhr 18 Millionen Mark in Form von Einfuhrscheinen erhalten hat. Mit anderen Worten ausgedrückt, heißt das: auf deutschem Grund und Boden sind 360000 Tons Roggen produziert worden, den wir in Deutschland nicht nötig haben, der ausschließlich dazu dient, um Dänemark und sonstige Länder mit billigem Roggen zu versorgen. Um diesen an sich unwirtschaftlichen und unrentabeln Betrieb möglich zu machen, zahlt die Reichskasse den Besitzern des Grund und Bodens, auf dem dieser Roggen gebaut wird, 18 Millionen Mark in Form von Ausfuhrscheinen, d. h. also pro Hektar eine Prämie von 80 Mark.

Aus dieser Ueberlegung ergibt sich ohne weiteres mit zwingender Notwendigkeit der Schluß, daß es besser wäre, die 225000 Hektar brach liegen zu lassen, unter Aufrechterhaltung dieser Prämie von 80 Mark pro Hektar. Das würde der Reichskasse nicht mehr kosten, als sie jetzt in Ausfuhrscheinen bezahlt, und die Landwirtschaft würde, ohne einen Finger zu rühren und ohne Zuziehung ausländischer Arbeiter, deren Einschränkung vom nationalen Standpunkt aus doch sicher erwünscht wäre, für diese 225000 Hektar einen Reingewinn von 80 Mark pro Hektar haben, was auf den Kapitalwert des Ackerbodens — den Hektar zu 1000 M. gerechnet — eine Verzinsung in Höhe von 8 % ausmacht. Daß der Anbau von Ausfuhrroggen (also von Roggen zum Weltmarktpreise) an sich (d. h. abgesehen von den Einfuhrscheinen) unrentabel ist, darüber kann doch kein Zweifel bestehen.

Die deutsche Landwirtschaft hat seit Jahrzehnten mit leidenschaftlicher Heftigkeit den Satz verfochten: daß es unmöglich sei, in Deutschland Roggen zum Weltmarktpreise herzustellen. Dieser Preis wäre weit unter dem Herstellungspreis, und sie müsse dabei zu Grunde gehen. Durch die Kraft ihrer Agitation und die Glaubwürdigkeit der vorgebrachten Gründe hat sie es unter schweren Kämpfen erreicht, daß sie einen Zollschutz von 50 M. pro Tonne Roggen erhalten hat. Und jetzt, nachdem sie den Zollschutz hat, was macht sie? Sie nimmt 225000 Hektar und baut darauf Ausfuhr-Roggen, d. h. Roggen, der nur den Weltmarktwert besitzt. Daß dieser Ausfuhr-Roggenbau an sich der Landwirtschaft Verlust bringt, steht nach ihren eigenen Versicherungen absolut fest. Und warum macht sie es trotzdem? Weil sie sich sagt: Den Verlust, den ich an dieser Roggen-Produktion an sich habe, den deckt mir die Reichsregierung durch den Wert der Einfuhrscheine, und das, was nach Deckung meines Verlustes von dem Betrag der Einfuhrscheine übrig bleibt, das ist dann mein Gewinn. Und in der Jagd nach dem Phantom dieser Einfuhrscheine übersieht die Landwirtschaft, daß

der ganze Betrag, der zur Deckung ihres Verlustes dient, absolut verlorenes Geld ist.

Die Landwirtschaft sagt: Nach Deckung meines Betriebsverlustes mit Hilfe der Einfuhrscheine bleibt mir von dem Betrag der Einfuhrscheine doch noch ein Ueberschuß — und das ist der Gewinn, den ich beanspruche. Zugegeben, daß der Landwirtschaft ein Gewinn bleibt, damit steht aber noch lange nicht fest, ob nicht diesem Gewinn-Saldo der Landwirtschaft auf dem Verlustkonto ein Posten gegenübersteht, der den Gewinn nicht nur aufhebt, sondern in Schaden verwandelt!

Man kann es als wirtschaftliches Axiom betrachten, daß durch verstärktes Angebot der Preis einer Ware sinkt. Auf den vorliegenden Fall angewandt, heißt das: die starke Roggenausfuhr Deutschlands in Höhe von 360000 Tons, die im Ostseegebiete und in Holland im Wettbewerbe mit Rußland auf den Markt kommt, muß notwendigerweise einen Preisdruck auf den Weltmarktpreis des Roggens herbeiführen. Der Inlandpreis folgt diesem Preisdruck auf den Weltmarkt automatisch. Wie hoch dieser Druck durch den Export Deutschlands in Höhe von 360000 Tons ist, kann natürlich nur mutmaßlich geschätzt werden. Nehmen wir ihn z. B. auf 5 Mark pro Tonne an, so würde es bei einem Inlands-Konsum von 10 Millionen Tons für die deutsche Landwirtschaft einen glatten Verlust von 50 Millionen Mark bedeuten. Man sieht, daß schon bei einem Preisdruck von 2 M. pro Tonne der Verlust für die Landwirschaft mehr beträgt, wie der gesamte Betrag der Einfuhrscheine in Höhe von 18 Millionen Mark.

Sollte das wirklich ein gutes Geschäft für die Landwirtschaft sein? Sollte es nicht für sie vorteilhafter sein, wenn sie statt Ausfuhr-Roggen wieder mehr Gerste baut? Hierbei genießt sie doch unter allen Umständen einen Zollschutz von 13 Mk. pro Tonne, und es fallen die Kosten für die Ausfuhr des Roggens weg und die Kosten, die der Handel für seine Arbeit beanspruchen muß.

Was aber vor allem in Betracht gezogen werden muß: es fällt dann das Odium weg, daß der Landwirtschaft in Form von Einfuhrscheinen Prämien gezahlt werden, auf die sie großenteils, wie oben nachgewiesen, keinen Anspruch hat, da sie sich diesen Teil ohne wirtschaftliche Leistung, nur durch Verschiebung in der Anbaufläche vom Gerstenbau zum Roggen- und Haferbau in einer durch das Zollgesetz nicht beabsichtigten Weise verschafft hat.

Es muß noch zwei Einwänden begegnet werden, welche gegen die Beschränkung der Einfuhrscheine und damit des Roggenbaues unter entsprechender Ausdehnung des Futtergerstenbaues erhoben werden können.

Der eine Einwand ist, daß in Deutschland ein vermehrter Anbau von Gerste nicht möglich sei, weil der Ackerboden sich für diese Getreideart nicht eignet. Die Entscheidung dieser Frage liegt naturgemäß bei den landwirtschaftlich sachverständigen Instanzen.

Soviel kann aber doch an dieser Stelle schon gesagt werden, daß früher, und zwar in dem Jahrzehnt, bevor der neue Zolltarif in Wirksamkeit getreten ist mehr Anbaufläche mit Sommergerste bestellt wurde, als jetzt.

Im Durchschnitt der letzten 3 Jahre betrug die Anbaufläche für Sommergerste rund	1580000 Hekt.
im Durchschnitt des Jahrzehnts 1896—1906 dagegen .	1670000 „
in den Jahren 1903 und 1907 je	1700000 „
im Jahre 1901 sogar	1859000 „

d. h. also, im Jahre 1901 hat sie schon mehr betragen, als sie jetzt betragen würde, wenn man die jetzige Anbaufläche um 225000 Hektar vermehrte. Daß bei einer Gesamtanbaufläche von Roggen und Hafer (Roggen und Hafer stehen bezüglich der Gewährung der Einfuhrscheine ganz gleich) in Höhe von 10½ Millionen Hektar nicht 225000 Hektar für den Gerstenbau abgezweigt werden können, klingt sehr unwahrscheinlich, nachdem früher statistisch nachgewiesenermaßen mehr Gerste angebaut wurde als jetzt.

Der andere Einwand, der gegen die Beschränkung der Einfuhrscheine erhoben werden kann, erscheint berechtigter und bedarf sorgfältiger Prüfung.

In der ganzen obigen Besprechung ist nämlich immer nur vom Durchschnitts-Ernteertrag gesprochen, wie es ja nicht anders möglich war. Tatsächlich stehen sich aber in der Landwirtschaft hohe und niedrige Ernten gegenüber. — Wenn nun die Einfuhrscheine für Roggen nur in dem Umfange von der Zollkasse in Zahlung genommen werden als an anderer Stelle Roggen eingeführt wird, wo soll dann im Falle einer großen Ernte die Landwirtschaft mit ihrem Ueberschuß an Roggen hin, und wie soll der Handel wissen, wieviel Roggen er ausführen darf, um nicht Einfuhrscheine ausgestellt zu bekommen, die er nicht in Zahlung geben kann?

Es ist ohne weiteres anzuerkennen, daß hierin eine ernste Schwierigkeit liegt, aber ist sie wirklich unüberwindlich?

Nehmen wir an, daß eine zentrale Abrechnungsstelle für die Abrechnung sämtlicher Einfuhrscheine für Roggen eingerichtet würde.

An diese zentrale Abrechnungsstelle überweist die Zollverwaltung monatlich den vollen Betrag der in bar gezahlten Einfuhrzölle für Roggen; auf der anderen Seite müßten sämtliche Einfuhrscheine für Roggen an die zentrale Abrechnungsstelle eingesandt werden. Die Abrechnungsstelle ordnet diese Einfuhrscheine nach dem Datum der Ausstellung und stempelt denjenigen Betrag von Einfuhrscheinen ab, der dem Betrage entspricht, der ihr von der Zollverwaltung als bar bezahlter Betrag an Einfuhrzoll für Roggen angegeben ist und macht sie dadurch einlösbar.

Setzen wir den Fall, daß bei der Inbetriebsetzung dieser Abrechnungskasse ein schlechtes Erntejahr war. Dann würden sämtliche Einfuhrscheine abgestempelt werden können, da der tatsächlich bezahlte Einfuhrzoll ausreicht, um alle Einfuhrscheine damit zu decken. Es würde sogar ein Betrag

übrig bleiben, der auf das nächste Erntejahr übertragen wird. Nehmen wir an, daß das nächste Jahr ein sehr hohes Erntejahr ist, so würde der Restbetrag des vorigen Jahres und der Zollbetrag des laufenden Jahres nicht ausreichen, sämtliche Einfuhrscheine abzustempeln, und dadurch einlösbar zu machen. Es würde also ein gewisser Betrag von Einfuhrscheinen in das nächste Jahr hinübergenommen werden.

Setzen wir den Fall, daß auch das nächste Jahr eine große Ernte hat, so würde ein erhöhter Betrag von unabgestempelten Einfuhrscheinen in das darauf folgende hinübergenommen werden.

Welche Faktoren können in Bewegung gesetzt werden, um ein übermäßiges Anwachsen ungestempelter Einfuhrscheine zu verhindern?

Der erste Faktor wäre die laufende monatliche Veröffentlichung dieser Abrechnungsstelle, in der sie den ihr von der Zollkasse überwiesenen Betrag und andererseits den Betrag der eingesandten Einfuhrscheine mitteilt, mit Angabe, welcher Betrag von Geldanweisungen der Zollkasse oder von unabgestempelten Einfuhrscheinen bei ihr noch ruht. Diese Mitteilungen geben der Landwirtschaft ein vollkommen klares Bild, ob sie ihre Produktion an Roggen etwas einschränken oder ausdehnen muß, um den Inlandsbedarf zu decken und ebenso dem Handel einen Ueberblick, über welche Quanten Roggen er disponieren kann. Es kann vorkommen, daß der Betrag unabgestempelter Einfuhrscheine zeitweise ziemlich hoch wird, aber da diese Scheine bis zu einem gewissen Höchstbetrage lombardiert werden können, so ist das Kapital, das der Handel in diesen unabgestempelten Einfuhrscheinen festlegt, nicht allzu groß, und es liegt in der Hand der Regierung, durch einen niedrigen Lombard-Zinssatz für diese Papiere dem Handel Erleichterung zu verschaffen. Ein Zinsverlust tritt natürlich ein, und gerade dieser Zinsverlust ist der zweite Faktor, der regulierend auf den Roggenbau einwirkt. So lange nur der Ueberschuß von ein oder zwei guten Ernten in unabgestempelten Einfuhrscheinen festliegt, handelt es sich nicht um Beträge, deren Zinsverlust Landwirtschaft und Handel unerträglich belasten wird. Wenn aber der Betrag der unabgestempelten Einfuhrscheine zu sehr wächst, hat die Landwirtschaft es in der Hand, durch eine mäßige Einschränkung in dem Anbau von Roggen das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Für die Staatskasse würde die Einrichtung einer solchen Abrechnungsstelle keinerlei Risiko bedeuten, denn jetzt nimmt sie die Einfuhrscheine sofort in Zahlung an; nach Einführung dieser Abrechnungsstelle schiebt sie die Einlösung nur zeitlich hinaus und zwar ausgesprochenermaßen mit dem Zweck, um durch dieses Hinausschieben und den dadurch hervorgerufenen Zinsverlust einen nachhaltigen, sanften Druck auf die Landwirtschaft auszuüben, daß sie ihre Produktion mit dem Inlands-Konsum in Einklang bringt.

Für die anderen Getreidearten, speziell für Hafer, müßte dieselbe Abrechnungsweise eingeführt werden. A. Pfaff.

Literatur.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.** In drei Teilen herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von **Reinhold Gensel** (Goldene Klassiker-Bibliothek). Berlin und Leipzig 1913. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Die hier nach Ausstattung und Art der Herausgabe schon öfters lobend erwähnte „Goldene Klassiker-Bibliothek" zeigt neuerdings die sehr zu billigende Tendenz, den Begriff „Klassiker" auch auf Dichter und Einzelwerke zu erstrecken, die man bisher nicht in diesen engen Rahmen einbegriff. Dies bewiesen schon die neulich angezeigten Grabbebände, und das Erscheinen des hier vorliegenden Gutzkowschen Romans bedeutet in dieser Hinsicht noch einen Schritt weiter. So berühmt und befehdet das Werk einst war, so verschollen ist es eigentlich heute. Aber es repräsentiert ein Stück Zeit- und Literaturgeschichte und bildet gewissermaßen den Höhepunkt in der erzählenden Literatur jener politisch und literarisch tendenziösen und gärenden Epoche, die in das Jahr 1848 ausläuft und unter dem Namen des „jungen Deutschland" zusammengefaßt wird. — Ein solches Kulturgemälde mußte naturgemäß zunächst verblassen, als die Gesellschaft seiner Helden einer neuen Generation und neuen Idealen weichen mußte. Jetzt aber, wo wir das Werk nur noch künstlerisch werten, und wo der Gesellschaftsroman, speziell der Berliner Roman, neu emporzukommen streben, lenkt man unwillkürlich zu dem typischen Vorgänger zurück und wird ihn mit erneutem und nicht nur antiquarischem Interesse lesen. Denn in seiner Art ist der Roman ein Meisterwerk und von dem modernen Streben nie so umfassend wieder erreicht worden. Mir ist mehr als ein Leser begegnet, der auch heute noch lebhaft durch die Lektüre dieser Bücher gefesselt war.

Dr. **Thassilo von Scheffer.**

Hans Grimm. Südafrikanische Novellen. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1913.

Die Mehrzahl der exotischen Novellen, die ja heute wieder Mode werden, leiden an dem Mangel, daß gerade das Exotische nicht lebendig wird. Ich sehe natürlich ganz ab von den Schundfabrikanten, die ein paar abgegriffene Motive einfach mit Schilderungen eines exotischen Milieus verbrämen. Aber meist liegt der Fall doch so, daß der Dichter reist, um neue Eindrücke aufzunehmen und dann, sei's unter dem Druck publizieren zu müssen, sei's um sich von allem Fremdartigen wieder zu befreien, diese Eindrücke gestaltet. Aber ein Eindruck bedeutet nicht ein Erfassen. Solange der Dichter einen Stoff, eine Gestalt, eine Landschaft als neuartig, als exotisch empfindet — und wer läßt sich heute Zeit zur Vertiefung? — und sich schaffensfreudig darauf losstürzt, wird er — ich denke z. B. an Max Dauthendey — immer nur in jeder Beziehung an der Außenseite haften bleiben, er wird

immer nur die Menschen mit seiner eigenen Psyche beleben und seine Worte, von ganz anderen Eindrücken her ausgebildet, wirken, wo er sie nun auf das Fremde anwendet, unecht und bleiben tot. Daher werden gerade die eingehendsten Beschreibungen, mögen sie technisch noch so gut sein, nicht lebendig.

Es geht uns ja allen so. Wieviele Tiere etwa eines großen zoologischen Gartens leben denn für uns? Doch nur die, deren Charaktere, wenn ich mich so ausdrücken darf, uns aus dem Märchen, von der Jagd, aus langem Umgang vertraut sind. Bei den anderen bedarfs schon sehr viel verständnisvoller Liebe und schöpferischer Beobachtungsgabe, wenn wir über den Eindruck des Absonderlichen, des Kuriosen hinauskommen wollen. Wodurch werden uns aber z. B. Kiplings Tiere lebendig? Eben dadurch, daß er sie nicht beschreibt, sondern daß er sie als etwas selbstverständlich Existierendes hinstellen kann. Sie sind so, und damit gut.

Genau so machts der Verfasser des vorliegenden Novellenbandes mit seinen Stoffen. Er soll dreizehn Jahre in Südafrika gelebt haben, was sehr glaublich klingt, wenn man die große Sicherheit, mit der alles für uns eigentlich Fremdartige behandelt wird, prüft. Er beschreibt niemals: die Menschen dort haben die und die Eigenschaften, sondern er greift einzelne heraus, die sich dann nach und nach ganz selbstverständlich entwickeln; niemals schildert er eine Landschaft, sondern mit kurzen Strichen, wie es der echte Stil der Novelle verlangt, gibt er alles Lokale an, nicht etwa um den Leser einzuführen, sondern weil es ganz natürlich zur Geschichte gehört. Eben dadurch wird alles erstaunlich lebendig. Und er erzählt ausgezeichnet, knapp, klar und überaus eindringlich. Hier sind wieder große Begebenheiten, echte Novellenstoffe, die von ihrem eigenen, nicht vom Pathos des Erzählers leben. Der bleibt, ohne doch kalt zu sezieren, überall objektiv, alles mit der gesättigten Reife des erfahrenen Mannes betrachtend.

Auch rein stofflich betrachtet ist das Buch interessant. Wir hören von Deutschen, Buren, jüdischen Kaufleuten, Kaffern und Hottentotten, wir blicken in das Elend der Mischehe, erfahren von dem Leben auf der Farm, in der Wüste, in Johannesburg. Und gerade weil diese Erzählungen so durchaus entfernt von aller Tendenz, aller patriotischen Kolonialreklame und irgendwelcher Sentimentalität sind, werden sie, ganz abgesehen von ihrem künstlerischen Wert manchem, der sich über das Leben dort unten unterrichten will, vortreffliche Dienste leisten. R. Schacht.

Rudolph Stratz. Seine englische Frau. Roman. Stuttgart und Berlin 1913. J. Cottasche Buchhandlung.

Rudolph Stratz, bekanntlich einer unserer gelesensten Erzähler, ist kein Dichter im engeren und strengeren Sinne des Wortes, sondern nur ein Romanschreiber. Er hebt uns nicht empor über die uns umgebende Welt

in jenes Ueberall und Nirgendwo, in dem die Dinge die Zeitlichkeit abstreifen und Odysseus und Faust, Nausikaa und Gretchen im goldenen Schimmer unvergänglicher Bedeutung nebeneinander wohnen. Was er schreibt, ist an bestimmte Verhältnisse gebunden und wird mit ihnen im Zeitenstrome versinken. Und wie seinen Gestalten die tiefere Symbolik fehlt, so vermissen wir in seiner Sprache den holden, schwer zu beschreibenden, aber leicht fühlbaren Zauber, der Poesie und Prosa letztlich unterscheidet. „Nur noch acht Tage, Kurt, dann hat's geschnappt! . . . Dann heißt's wieder heim in die Tretmühle." „Sie sollen Dir nur dort die Hammelbeine tüchtig lang ziehen" — gewiß, so reden viele unserer Offiziere zu Lande und zur See. Aber ebenso gewiß gehen in das ewige Leben der poetischen Welt nur solche dichterische Gestalten ein, die sich einer anderen Sprache bedienen.

Damit will ich nun freilich über die Romane von Rudolph Stratz nicht den Stab brechen. Uns leuchten nicht nur die ewigen Gestirne, wir brauchen auch Lichte, die eine Zeit lang brennen und dann verlöschen. Was nicht im strengen Sinne Poesie ist, kann darum doch seinen Wert haben, selbst für anspruchsvollere Leser. Dies gilt von Rudolph Stratzens Romanen im allgemeinen und von „Seiner englischen Frau" im besonderen. Ein paar Stunden — man liest dergleichen ja schnell — kann man ohne Gewissensbisse an die Lektüre wenden. Denn das Werk behandelt in unterhaltender Form und mit beifallswürdiger Tendenz ein Zeitproblem, das heute so manchen denkenden Deutschen ernstlich beschäftigt. Es blicken so viele mit Neid und einer gewissen Bewunderung über den Kanal und preisen uns englisches Wesen und englische Kultur zur Nacheiferung an. Haben sie recht? Stratz beantwortet diese Frage mit einem sehr entschiedenen Nein. Auch er hat ein offenes Auge für das, was den Engländer vornehmlich auszeichnet, die leichte, freie Art zu leben und die vornehme Sicherheit, die ihn nirgends auf diesem Planeten verläßt. Aber er zeigt uns auch sehr deutlich die Kehrseite dieser Vorzüge, den Mangel an Ernst und Inhalt, der das Leben der oberen Bevölkerungsschichten in England bedroht. Diesen Menschen, die sich als die Herren den Erdballs fühlen, die bald in Afrika Löwen jagen, bald an der Themse Cricket spielen, wird das ganze Leben mehr und mehr zum Spiel, und sie kommen in die Gefahr, die Tüchtigkeit einzubüßen, die dem vornehmen Dasein die unerläßliche Grundlage gibt. Wir erleben das mit der Hauptperson des Romans, dem armen Leutnant Merker, der eine reiche englische Kusine heiratet, sich von dieser zuerst mehr und mehr anglisieren läßt, seinen Abschied nimmt und nach England und auf Reisen geht, dann aber der englischen Nichtstuerei so gänzlich überdrüssig wird, daß er ohne seine englische Frau reuig nach Deutschland zurückkehrt und in einer elenden, sehr östlichen Garnison seine Sünden gründlich abbüßt. Seiner ruhigen Festigkeit gelingt es endlich auch, den Trotz seiner heißgeliebten Edith zu brechen.

Bankerott seines reichen Schwiegervaters nötigt ihn, noch einmal den

Dienst zu quittieren und wieder nach England zu gehen. Aber statt hier von der Gnade seiner englischen Verwandten standesgemäß in Untätigkeit zu leben, schlägt er sich mit seiner nun treu zu ihm haltenden Lebensgefährtin als kaufmännischer Angestellter in harter Arbeit und Entbehrung tapfer durch, bis er durch einen reichen Frankfurter Onkel die Mittel erhält, um wieder als Offizier in das deutsche Heer einzutreten und nun mit deutscher Hingebung an seinen Beruf ein Leben zu führen, wie er es als das rechte erkannt hat, ein Leben in freiem Gehorsam gegen die Vorgesetzten und in ernster Pflichterfüllung und gemeinnütziger Tätigkeit.

Das Buch ist also nicht nur als Zeitvertreib, sondern vor allem als Gegenmittel gegen das Uebel der Engländerei aufs beste zu empfehlen.

Martin Havenstein.

Maria und Yvonne. Geschichte einer Freundschaft von Erika von Watzdorf-Bonhoff. 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Ein sehr vornehmes Buch! Die Verfasserin ist eine Hochgeborene; sie hat es einer Hochgeborenen, einer Gräfin Jeanne von Bernstorff, gewidmet, und es kommen, abgesehen von einem bürgerlichen Pastor und einem Arzt, nur Grafen und Freiherren und deren weibliche Angehörige darin vor. Man sieht ihnen auch gleich auf den ersten Blick an, daß sie adlig sind, denn sie haben alle etwas Rassiges an sich; ist der ganze Kopf nicht rassig, sind's doch wenigstens die Nasenflügel, wie beim Grafen Ettal. Dieser liebt Yvonne, die schöne Stieftochter einer noch jugendlichen Schloßherrin. Sie hat „lindenblütenfarbiges Haar", das wahrscheinlich ihre edle Abkunft beweist, denn andere rassige Merkmale werden an ihr nicht erwähnt. Der Graf weiß es aber zunächst nicht, daß es Yvonne ist, die er liebt, sondern glaubt, seit „seine sehnsüchtig gewordenen Lippen" die Hand der Schloßherrin geküßt haben, diese zu lieben; er erkennt seinen Irrtum erst, als er mit dem Pferde gestürzt und, aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, Yvonnes angstvolles Gesicht über sich gebeugt erblickt und ihre Lippen, die „von nahen Tränen zucken", „Du Lieber, Lieber" flüstern hört. Es entsteht aber aus dem so angebahnten Konflikt kein Trauerspiel, sondern nur ein Wettkampf in Edelmut, denn Yvonne und ihre Stiefmutter lieben einander zärtlich, was eine angenehme Abweichung von dem hergebrachten Typus der bösen Stiefmutter und der gemißhandelten Tochter ist, und die Geschichte ihrer wirklich idealen Freundschaft ist, wie schon der Titel des Buches andeutet, dessen Hauptinhalt. Die Mutter — sie heißt Maria — teilt dem Grafen mit, daß Yvonne ihn liebt. Er versinkt erst in ein Schweigen, „das Flügel hatte und nicht hinausfliegen konnte in die ruhigfließende Weite und in die rasche, schwindende Flucht der blitzkurz herandrängenden Natur", findet dann aber in ihrem „still-

aufblühenden Lächeln eine Erkenntnis und ein Ueberwundenhaben, das er ganz versteht", und eilt zu der Geliebten, die ihn „mit reifem Glücksvertrauen" erwartet. Maria beschließt, fortan nur ihren Pflichten als Gutsherrin und als Mutter ihres schönen eignen Töchterchens und der Dichtkunst zu leben. Sie hat schon immer gedichtet, aber Graf Ettal hat gerade jetzt einen Verleger für ihre Gedichte gefunden, die sie bisher in einer roten Juchtenmappe verschlossen gehalten hatte. Was sich sonst noch in den vierzehn Tagen ereignet, in denen die Geschichte sich abspielt, ist belanglos, und ebenso sind es so ziemlich alle übrigen Personen, die darin auftreten, ob sie Charley oder Daisy oder gar Baby heißen, wie eine nicht mehr ganz junge Freifrau allgemein genannt wird. Daß in einem aristokratischen Roman auch Pferde und Hunde eine Rolle spielen, ist selbstverständlich. Wer sich für Hunde interessiert und noch nicht weiß, daß es eine „altadlige asiatische Hunderasse, Chow genannt", gibt und daß ein echter Chow wie „eine Flamme" aussieht, eine kohlschwarze Zunge hat und seinen Schwanz hoch trägt, wie ein Eichhörnchen, kann es von Maria lernen, die einen solchen besitzt und nicht wenig stolz auf das Aufsehen ist, das er überall erregt. Die Sprache eines vornehmen Buches hat natürlich manche, wahrscheinlich rassige, Eigentümlichkeiten, und so begegnen wir auch in diesen allerlei Ausdrücken und Sätzen, die einen gewöhnlichen Sterblichen etwas befremden. Ueber „eine schwebende Stimmung" oder „ein schwebendes Lächeln" wundert er sich vielleicht nicht, aber über „schwebende Humore" tut er es gewiß. Daß in einem Hause, „das bisher schweigend die Glastür seines Gartensaals auf die Terrasse und die beruhigte Landschaft geöffnet hat, plötzlich ein Sturm lachender Stimmen losbricht", daß „vom Himmel schwere schneeweiße Wolken wie verstreute Marmorkolosse herabwuchten" und was dergleichen sprachliche Kühnheiten mehr sind, setzt ihn sicher in Erstaunen. Die Geschichte einer Freundschaft wird aber jedenfalls viel gelesen werden, und zwar nicht nur von vornehmen Leuten, die gern unter sich sind, sondern auch von solchen, die mit ihrer bescheidenen, wenn nicht gar kümmerlichen Lebensstellung nicht zufrieden sind und sich im Geist gern in eine Gesellschaft versetzen, die in hochherrschaftlichen Schlössern wohnt, in eigenen Parks spazieren geht, Automobile und Reitpferde hat und über eine Schar betreßter Diener gebietet.

Der Golfstrom, Roman von Hans Ludwig Rosegger. Erste bis fünfte Auflage. Verlegt bei Schuster u. Loeffler. Berlin und Leipzig 1913.

Ein Zukunftsroman, der mehr sein will als ein bloßes phantastisches Gedankenspiel mit Möglichkeiten. Der Verfasser fürchtet für ganz Europa, besonders aber für sein geliebtes Deutschland das, was er Amerikanisierung nennt, d. h. die steigende Industrialisierung, die nach seiner Ansicht ein Heer von Uebeln im Gefolge hat: die qualmenden Schlote verdunkeln die Sonne und verderben die Luft, die Arbeiter werden zu Sklaven der

Maschinen; die Ueberschätzung des Reichtums führt zum Erwerbshunger; Luxus und Genußsucht, Unrast und Protzentum nehmen überhand. Die Zukunftsbilder, die diese Gefahren der Amerikanisierung beweisen sollen, sind wirklich genial erfunden. Der Roman beginnt mit der Eröffnung des Panamakanals, deren Feier und Glanz, Pracht und Großartigkeit alles übertrifft, was die Welt bisher gesehen hat, und der Größenwahnsinn der Amerikaner wird dadurch ins Unermeßliche gesteigert. Hatte Monroe einst gerufen: „Amerika den Amerikanern!“ so heißt es jetzt: „Den Amerikanern die ganze Welt!“ Der Chefingenieur bezeichnet den Panamakanal nur als das Vorspiel zu einem viel bedeutenderen Werk: Die Halbinsel Florida, die den Golfstrom verhindert, an der Ostküste Nordamerikas entlang zu fließen und, statt diesem seine segensreiche Wärme zu spenden, ihn nach Europa ablenkt, soll fortgesprengt und abgetragen werden. Dann wird die alte Welt vereisen und zur Ohnmacht verurteilt sein, und die neue Welt wird die Erde beherrschen. Wie das Riesenwerk zustande gebracht wird, wie Europa das ihm drohende Verhängnis mit Entsetzen erkennt und vergeblich abzuwenden sucht, wie das Thermometer in London und Paris und sogar in Rom im Sommer unter Null sinkt, die Saaten erfrieren und der Wohlstand vernichtet wird, wie ein großes Sterben Hunderttausende dahinrafft und die alte Welt alle Freude und alles Lachen verlernt, wird mit so hinreißendem Schwunge und so packend realistisch geschildert, daß die Frage, ob was wir lesen denn auch möglich ist, gar nicht in uns aufsteigt, und wir den Ereignissen mit fast atemraubender Spannung folgen. Trotz ihrer sensationellen Beimischung ist die Tendenz des Buches: die Warnung vor den Trugbildern des Reichtums, eine gesunde, und um ihretwillen kann man ihm recht viel Leser gönnen, besonders in den Kreisen, die es angeht. Gegen die Behauptung aber, daß die Industrie und der durch sie erzeugte Reichtum nur verderbenbringend wirke und die Völker zugrunde richte, läßt sich sehr viel einwenden. Das weltbeherrschende Rom kannte keine Industrie und ging zugrunde, und der ehrlich erworbene Reichtum schafft doch auch Ewigkeitswerte und wirkt kulturfördernd. Auch die Ansicht des Verfassers, daß in den Vereinigten Staaten Amerikas das Geldmachen als höchster Lebenszweck angesehen werde, kann nicht unwidersprochen bleiben. Hugo Münsterberg, deutscher Professor an der Harvard-Universität, berichtet Besseres von den dort herrschenden Anschauungen über den Wert des Geldes. Reichtum werde nur geschätzt, wenn er das Ergebnis eigner Arbeit sei, und die Geldfürsten trügen stets Sorge, daß kein zu großer Teil in die Hände ihrer Söhne komme, und verwendeten ihn für das Gemeinwohl, indem sie Universitäten und andere Bildungsanstalten mit königlicher Freigebigkeit beschenkten und die Hilfsquellen ihres Landes zu entwickeln suchten, um dadurch vielen Tausenden Arbeit zu verschaffen und soziale Fortschritte zu ermöglichen. An diese Einwendungen denkt aber selbst der kritische Leser erst, wenn er den Roman zu Ende gelesen hat, so groß ist der Zauber, den die packende Darstellung der Ereignisse ausübt. Man

liest nicht, was geschieht, man erlebt es und ist wie erlöst, als schließlich die Kälte Europa doch nicht zugrunde richtet. Nachdem nämlich Entbehrungen und Krankheit einen Prozeß der Auslese eingeleitet haben und alle Schwachen und Minderwertigen dahingerafft sind, werden die übrig gebliebenen Widerstandsfähigen tatkräftig und arbeitsfreudig und lernen, die Ungunst des Klimas zu überwinden. Auch an der Möglichkeit des märchenhaft glücklichen Schlusses des Romans zweifelt man zunächst nicht; denn

Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

M. Fuhrmann.

Theater-Korrespondenz.

Deutsches Künstlertheater. Hanneles Himmelfahrt. Traumdichtung in zwei Teilen von Gerhart Hauptmann. In Szene gesetzt von Rudolf Rittner. Der zerbrochene Krug. Lustspiel in einem Aufzug von Heinrich v. Kleist. In Szene gesetzt von Gerhart Hauptmann.

Deutsches Theater. Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Lessing. Regie: Max Reinhardt.

Theater in der Königgrätzerstraße. Die Kronbraut. Ein Märchenspiel in sechs Bildern von August Strindberg.

Königliches Schauspielhaus. Schwanenweiß. Ein Märchenspiel von August Strindberg.

Von Gerhart Hauptmann haben wir lange nicht zu reden gehabt. Zwar hat man in literarischen und unliterarischen Kreisen eifrig betont, daß er 50 Jahre alt wurde, — aber es schien uns, einen Schaffenden, der 50 Jahre lebt, solle man in Ruhe schaffen lassen, und nicht, indem man ihn anfeiert, als ob er hundert Jahre tot wäre, ihm seines Namens Ewigkeit vorausnehmen.

Andere haben statt dessen ihm eine Fastnachtskomödie aufgeführt, daß in diesem Dichter sich die Vorstellung festsetzte, wenn es gelte, zu feiern, so geschehe das am besten durch Fastnachtskomödien.

Von dem unseligen Fastnachtsspiel selber, das er dann zu Ehren der ernsthaften Helden von 1813 dichtete, ist auch nicht viel zu reden. Es wäre davon höchstens zu reden in einer Kritik unseres Zeitgeistes, mit einer zornigen Anklage an dies Publikum, das zwar hysterisch sensationell seine Dichter feiert, wenn es ihm paßt, das sie aber so wenig ernst nimmt, sie wenig würdigt in dem, was ihnen eigentümlich, so wenig weiß, was sie können und was sie nicht können, — daß es ein Heldenstück bestellt bei einem Dichter, der nie einen Helden geschaffen, und an dem es charakteristisch ist, daß er seiner Weltanschauung nach auch keine schaffen kann, da er, deterministisch gerichtet, sittlichen Ueberwindungskräften auf der Linie seines Blickes gar nicht begegnet; ein vaterländisches Stück bei einem Dichter, dessen schöne Kraft in einer Heimatliebe besteht wie der Pflanzen,

denen es wohl ist dort, wo sie wachsen und wurzeln, der nimmermehr aber die sittliche Energie des geistig bewußten Menschen, die wir Vaterlandskraft nennen, überhaupt nur verstehen kann.

Da ist nicht viel zu reden; die Menschen sollen ernsthafter werden und redlicher in ihrem Erleben! Und Geister unterscheiden! Und nicht zarte Individualitäten vergewaltigen durch Lobhudeleien, die zu ihnen nicht passen, und durch Forderungen, die sie nicht erfüllen können.

Heute aber ist von Gerhart Hauptmann zu reden. Denn wir sahen im Theater der Künstlersocietät, das er mit den Seinen geschaffen, eine neue, schöne Darstellung seines „Hannele". Gerhart Hauptmann, der wirkliche, in seiner schlichten Echtheit, voll Wirklichkeitstreue, voll Zartheit, voll herzlicher Lebendigkeit, soweit es den kleinen Umkreis gilt, — Gerhart Hauptmann stand vor uns, den jeder Deutsche heimlich liebt, trotz des Hin und Her der wilden, blöden Sensationen; denn er hat heimatgewachsene, lebenswarme Gestalten geschaffen, — und hätte er nichts geschaffen, als das Hannele, so würde er schon deswegen den Deutschen unvergessen bleiben.

Denn wie hier in einer Epoche, in der nur materialistische Kunst galt, die nur das Diesseits kennen wollte, und aus „Wahrheitsdrang" das Diesseits so häßlich, so disharmonisch wie möglich sah, ein Dichter, der ja freilich nur mit seiner Zeit zu gehen vermochte, nicht ihr vorauseilen, — wie er doch, ein echter Dichter, aus dieser Kunst des ärmlichsten dürrsten Materialismus den Weg fand zu Schönheit und Poesie, durch die Seele des mißhandelten, sterbenden Kindes hindurch —

durch diese Kindesseele hindurch, die ja, Gott sei Dank! noch in der Schule genährt worden war mit den Schönheitswerten, den religiösen Werten anderer Zeiten.

das ist menschlich ergreifend und künstlerisch wertvoll, und ein unendlich interessantes Dokument der Zeiten, in denen die Dichtung entstand.

Wie der Dichter diese Schönheitsträume und Himmelsphantasien aufblühen läßt, immer bedingt durch die Vorstellung des Kindes, heulend umgellt durch die Laute der grausen Wirklichkeit, das wird immer die Menschenherzen in ihrem tiefsten Innern erschüttern.

Die Darstellung war sehr schön; nur war gar zu viel Musik dabei. Es war fast, als brächten Dichter und Regisseur, einst die Helden des konsequenten Realismus, es heute einfach nicht mehr fertig, die furchtbare Herbigkeit der Dichtung wirken zu lassen, sondern müßten sie durch diese viele Musik übermalen. Aber das ist schade; die Stilreinheit geht dadurch verloren. Vor allem ist die Musik zu kompliziert. Es müßte doch auch hier die Illusion festgehalten werden, daß nichts ertönt, was nicht aus der Traumwelt des Kindes quillt. Dann aber müßte die Musik viel einfacher, leiser, zarter, volkstümlicher sein.

Der tiefe Eindruck, den das „Hannele" machte, hielt auch stand, als gleich darnach Kleists „Zerbrochener Krug" gespielt wurde. Ich habe noch

niemals ein Stück neben dem „Zerbrochenen Krug" spielen sehen, das nicht fast völlig vor ihm verblaßte. Es ist eine zuverlässige Goldprobe.

Und zwar erschien der „Zerbrochene Krug" in einer Darstellung und Inszenierung, die so vortrefflich, so vollendet war, daß die Dichtung zu einer atemraubenden Wirkung kam. Und wer diese Inszenierung geschaffen, war wieder Gerhart Hauptmann, der sich hier als genialer Regisseur offenbarte.

Gerhart Hauptmanns Inszenierung des Wilhelm Tell, die viel von sich reden machte (man begegnete ihrer Anulkung in allen Witzblättern), sah ich leider nicht. Doch ist es mir selbstverständlich, daß hier dem genialen Regisseur der Dichter hemmend in den Weg trat, dessen eigene Möglichkeiten in so ganz anderer Richtung blühen, als wo die unvergängliche Kraft Schillers thront. Kleist aber, dieser Dichter der vielgliedrig realistischen Menschenzeichnung, einer Menschenzeichnung, die, soweit sie sich auch erhebt über den bloßen Alltag hinein in das Ewig-Bedeutsame, dennoch fest bodenständig bleibt und erdenfarbig blüht in wundersamen Mischfarben von immer neuem, zwingendem Reiz — Kleist, der Dichter des Charakteristischen, Kleist, der das schon in Vollendung schuf, einsam und unverstanden, ein Jahrhundert vorher, in rascher Entwickelung an Goethe und Schiller sich schließend, was dann eben dieser Dichterkreis, dessen reichster Vertreter Gerhart Hauptmann ist, in heftiger Reaktion erstrebte, an die äußersten Enden des Naturalismus geratend, in der Häßlichkeit das Charakteristische suchend — Kleist wird von Gerhart Hauptmann unmittelbar empfunden.

Ich weiß nicht, ob Gerhart Hauptmann auch andere Kleistdramen so vollendet darstellen kann. Es ist wohl möglich, daß dann die Metaphysik fehlen wird, die an Kleist so charakteristisch ist. Dieses Lustspiel aber, das so fest im derben Alltag steht, in allen den vielen einzelnen kleinen Wirklichkeitszügen spielend, die der Naturalismus so liebte, und die dorthin zu tragen, wohin sie gehören: in das Lustspiel, ihm nie gelingen konnte — der Zerbrochene Krug wurde von dem alten Meister des konsequenten Realismus auf eine glänzende Weise dargestellt.

Die bildende Kunst gab ihre Reize mit hinein in diese Darstellung. Wenn schon Kleist beim Dichten an die holländischen Maler dachte, diese Aufführung hatte es darauf abgesehen, in jeder Stellung und in jeder Geberde an die holländischen Maler zu erinnern. Jeden Augenblick gab es ein neues, charakteristisches, humorgetränktes Bild. Man glaubte es angesichts dieser Inszenierung, was man schon oft erzählen hörte: daß Gerhart Hauptmanns Seele zur Hälfte bei der bildenden Kunst ist. Die Darsteller trugen die altholländische Tracht, und mit wieviel Liebe, mit wieviel Humor war sie für die verschiedenen Figuren höchst individuell ausgewählt. Jede Erscheinung war mit höchster Kultur durchdacht und empfunden. Schon diesen Richter Adam anzuschauen, war ein Fest, oder diesen Schreiber Licht, diesen Gerichtsrat, diese Mägde, oder diesen Bauern-

jungen, sogar diesen Büttel. Und die sich in dieser Tracht bewegten, das waren nicht Schauspieler in Kostümen, das waren Menschen, die in diese Kleider gehören! Jede Haltung, jede Geste, der Tonfall der Stimme gaben den Menschen, den man von diesem Kleide erwartete.

Die Darsteller erwiesen sich überhaupt als Künstler ersten Ranges und von hoher Kultur. Jakob Tiedtke gab den Dorfrichter mit großer Sicherheit, mit unerschöpflichem Humor, mit feingliedrigster Beweglichkeit, folgte seiner wundervollen Rolle in ihre feinsten Nuancen und bereitete einen ununterbrochenen Genuß. Den Schreiber Licht sah man von Karl Forest endlich so, wie man sich diesen Schreiber Licht geträumt, ja er überraschte noch dadurch, wieviel Aufmerksamkeit sich diese Rolle erzwingen kann. Der Gerichtsrat, die Mägde, die Gestalten der Bauernsippe, — sie holten alle aus ihren Rollen das köstliche frische Leben heraus, das in ihnen quillt. Das Ueberraschendste aber war das Evchen der jungen Schauspielerin Dagny Servaes. In ihrer Erscheinung von blühendem Liebreiz, in Haltung und Spiel bäuerlich zugleich und zugleich von jeder holden Mädchenhaftigkeit und jeder echten Naivität — jener besonderen, wundersamen, Kleistischen Naivität —, daß man sich nicht satt an ihr sehen konnte.

Zwar war die Regie im allgemeinen in der Freude an der charakteristischen Darstellung des Derb-Bäuerlichen zu weit gegangen. Das zeigte sich an Evchens großen Stellen, da wo sie, die Geängstigte, sich in ihrer inneren Sicherheit findet: „O schäme dich, daß du mir nicht in meiner Tat vertrauen kannst!“ Da steht Ruprecht doch etwas gar zu blöde da. Es paßt zu seinem sonstigen Benehmen, aber sollte er sich nicht dessen ein wenig würdiger erweisen, daß er dieses Evchens „Einziger“ ist?

„Gesetzt, es wär' der Leberecht gewesen,
Warum — des Todes will ich ewig sterben,
Hätt' ich's dir Einzigem nicht gleich vertraut;
Jedoch warum vor Nachbarn, Knecht' und Mägden.
Gesetzt, ich hätte Grund, es zu verbergen,
Warum, o Ruprecht, sprich, warum nicht sollt' ich
Auf dein Vertrau'n hin sagen, daß du's warst?
Warum nicht sollt' ich's? Warum sollt' ich's nicht?“

Sollte diesen Worten gegenüber nicht wenigstens ein Staunen, ein Zweifel in ihm aufkommen, ein Besinnen spürbar sein, ehe er so unverständig, unbegreifend dann antwortet:

„Ei, so zum Henker, sag's, es ist mir recht,
Wenn du die Fiedel dir ersparen kannst!“

Kurz, diese ganze Darstellung der Bauernwelt war in ihrer Höhenlage eingestellt auf das Wort: „Was du da gakelst!“ und fand nicht recht den Uebergang zu der Höhenlage des „Daß du mir nicht in meiner Tat vertrauen kannst!“ Und dies ist doch der eigentliche Kleist! — Frau Else Lehmann gab eine prachtvolle Marthe Rull, — hatte aber leider nicht die ganze Rolle zu spielen, da ihr die Hauptpartie, die große Erzählung

von der einstigen Schönheit des Kruges, fast gänzlich gestrichen war. Und es wäre so interessant gewesen, zu sehen, was solch eine Darstellerin ersten Ranges aus diesem lockenden und doch wohl sicherlich sehr schwierigen Stück dramatischer Komik zu schaffen vermag! Es wollte recht peinlich berühren, daß auch dieser Dichterregisseur ebenso wie nur irgend ein gedankenloser Theaterpraktiker — der sich einbildet, selbst der allergrößte Dramatiker habe sich dem Theater anzupassen, nicht aber das Theater dem Dichter zu folgen — darauf losstrich! Daß auch dieser Dichter des Wahnes war, man dürfe an solchem lebendig-organischen Gebilde herumschneiden wie man will — während doch ein fehlendes Glied alle anderen beeinträchtigt, in solchem künstlerischen Harmoniegewebe eine fehlende Farbe alle anderen verändert. Immerhin hatte Gerhart Hauptmann hier die Entschuldigung, daß es wirklich schon eine überreiche Gabe für einen Theaterabend ist, erst das „Hannele" und dann auch noch den „Zerbrochenen Krug" zu bieten, — wenn es denn auch wirklich nur ein zerbrochener war, dem manches schönste Stück fehlte. —

Die Zeiten sind vorüber, in denen es interessante Theateraufführungen nur gab, wenn moderne Stücke gespielt wurden. Das war damals, als das Drama des Naturalismus blühte und eine neue, lebendigere Schauspielkunst weckte, während das hohe Drama der klassischen Dichtung noch uncharakteristisch gespielt wurde und langweilig war. Daß die neue Schauspielkunst, die bei der Darstellung des Häßlichen einsetzte, weil es leichter ist, dort das Charakteristische zu fassen, allmählich zur schwereren Darstellung des Schönen sich hinanarbeitete, daß sie, Gebiet um Gebiet, die geheiligten, erstarrten, verödeten Lande der klassischen Dichtung sich eroberte, das war zum großen Teil das persönliche Verdienst der genialen, mutigen Regiekunst Max Reinhardts. Zeigte sie sich oft nicht nur mutig, sondern auch keck, nicht nur erfindungsreich, sondern auch effektsuchend, paradox, äußerlich, vor einer Tatsache wie die Aufführung der Emilia Galotti ist man geneigt, das alles nicht nur zu vergeben, sondern für begreiflich zu halten, vielleicht für notwendig; für Mittel zum Zweck; für Weg zum Ziel. Der große Künstler erstrebte, so scheint es, erst einmal, sei es wie es sei, lebendig zu machen; sei es paradox! sei es äußerlich! bis die Innerlichkeit der edlen Dichtungen dann schon für sich selber sorgen würde. Kurz: es war eben wiederum das Leichtere, erst einmal von außen her zu beleben; darum mußte man damit anfangen. Das innere Leben selbst schlicht und treu herauszuarbeiten, ist freilich viel schwerer; dahin aber will er gelangen.

Diese Darstellung der Emilia, eine köstliche Frucht am reichen Baum der Reinhardtschen Kunst, ist ihre gar herrliche Rechtfertigung, — da man ja an den Früchten den Baum erkennt. Sie ist so frei von allem, was fremd, was nicht zur Dichtung gehört, was nur die Darsteller, die Regiekunst ins Licht setzen müßte! Man hatte den Eindruck, daß dieser großen, vornehmen Dichtung eine große, vornehme Darstellungskunst diente und nur diente, so daß man sie selber vergaß und nur die Dichtung erlebte. Und

nur in heimlichen Vergleichen mit anderen Möglichkeiten staunte und staunte, wie jung, wie ausdrucksvoll, wie lebensecht es alles wurde.

Wie auskristallisiert erwiesen sich die Worte alle! Welche köstlichen Kleinodien psychologischer Feinheit blühten auf! Die die klassische Schauspielkunst nie herauszuholen verstand, die jetzt erst, seit der Naturalismus das Unterscheidungsvermögen der Darsteller und auch der Zuschauer geschult hat, ganz erlebt werden können. Die Darstellung war so vollendet, daß man in ihr ruhen konnte; und die vornehme Dichtung in sich eintrinken; jeden einzigen dieser lebenatmenden Züge in sich aufnehmen und sich freuen. Auf welcher geistigen Höhe schreitet die Dichtung! „Der denkende Künstler ist noch eins so viel wert."

Wenn z. B. der Graf Appiani den hohen sittlichen Wert Odoardos rühmt, und nicht sagt: „Zu was für Gesinnungen erhebt sich seine Seele", sondern: „Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart!" — oder wenn der Prinz, der ausgeht zu locken und zu verführen, vor dem zitternden Mädchen selber anfängt zu zittern, — wie echt ist das alles. Wie menschlich tief der psychologische Vorgang in Emilia! Wie begreiflich ist es, daß dieser Prinz ihr gefährlich werden muß, und daß die Kraft der Reinheit in ihrer Seele Gegenwehr zu üben weiß nur in solchem Tode! und solch einen Tod feiert. Wie italienisch auch ist das ganze Erlebnis gefaßt! (Diese frühreife Emilia mit dem heißen Blut bei sonst kühler Art hat durchaus etwas Italienisches.) Und zugleich wie menschlich groß ist das! Wie liebenswert, wie mitleidenswürdig, wie bewundernswert und ergreifend tritt sie uns vor Augen, sie selbst, die menschliche Natur, von Gefahren umlauert in der Welt der Sinne, und herrlich siegend in des Geistes tapferer Gegenwehr.

Lucie Höflich spielte die Emilia mit alle dem Reiz der Herbheit zugleich und jungmädchenhaften Lieblichkeit; des Zagens und Zitterns vor der undeutlich nur empfundenen Gefahr, — der klugen, gefaßten, überlegenen Geisteskraft vor der klar erkannten. (Schade, daß sie sich so unvorteilhaft geschnürt und frisiert hatte! wo doch Lessing vorschreibt: das Kleid fliegend und das Haar in Locken, wie sie die Natur schlug.) Alexander Moissi betonte im Prinzen das Liebenswürdige, nur Schwache, im Grunde doch Menschlich-Gute, und ließ zum Schluß hoffen, daß die furchtbare Erschütterung, die er erleiden mußte, und das Gefühl der schweren Schuld ihn umwandeln könnten. Bassermanns Marinelli war ein unübertreffliches Meisterstück eines alten Höflings, — so glatt, so lächelnd, so verlogen, dem auf den krummen Wegen so wohl ist; so stark in der furchtbaren Kunst der Intrige, seinem schwachen Herrn geistig ach so überlegen! — Dennoch war vielleicht das Schwerste und Bedeutendste an Leistung die Gräfin Orsina der Mary Dietrich. Unendlich ergreifend war sie, diese an der Grenze des Irrsinns hinbebende Verzweiflung! Dieses Lachen eines Menschen, dessen Nerven zu reißen drohen, war unendlich erschütternd, unendlich wahr. Wie brachte die kluge, die gebildete

Künstlerin die konzentrierte Lebendigkeit dieser dramatischen Sprache zur Geltung: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel wert."

Wie? Aber die Kunstkritik behauptet im Gegenteil, daß es ein Mangel am Künstler sei, wenn er denkt? Und Lessings Drama sei ja eben leider nur gedacht? Und wie er selber ehrlich zugestanden, daß er mehr ein Kunstdenkender gewesen, als eigentlich ein Dichter, da er die reine starke Quelle nicht in sich verspürte und sich nur an den Stützen der Kritik vorwärts half — so sei tatsächlich zum Beispiel die Motivierung dieses Dramas ausgerechnet und ausgeklügelt.

Nun, ich muß gestehen, daß mir bei dem Miterleben dieses Dramas eine Motivierung überhaupt nicht zum Bewußtsein kam, der beste Beweis, daß sie gut ist.

Sondern eine Welt kam und zog mich in ihr Leben hinein, in ihre Angst, ihre Sorge, ihre Hoffnung, ihre Wünsche, ihre Trauer, ihre Verzweiflung. Und diese Welt war in Ordnung, meine Seele lebte und feierte.

Ich sah den Untergang kommen, weil eine Welt der Stumpfheit und Verdorbenheit und Schwäche emporwuchs mächtig über die Welt der Reinheit und sie zu Fall brachte; ich sah, wie die Reinheit im Fall triumphierte.

Was heißt da: ausgeklügelt? Warum rechnet man nach mit dem Intellekt, anstatt das zu tun, was sich einzig gehört der Kunst gegenüber: ihre Kraft in sich zu trinken?

Aber da liegt es! Die Ausleger selber denken nur, schieben Theorien zwischen sich und die Dichtung, anstatt unmittelbar aufzunehmen, und die Kraft, von der man sich berührt fühlt, die in die Seele hineinrinnt, zu unterscheiden.

Lebt nicht heute das gesamte, sogenannte gebildete Publikum in dem Wahn, daß der Dichter dichte, damit das Publikum Zensuren gibt? Wer weiß denn, daß es etwas Anderes gilt? ganz etwas Anderes? einzutrinken eine edle, lebenerhöhende, zeitüberwindende, ewigkeitschaffende, eine erlösende Kraft?

Aber Lessing selber, so wendet man ein, hat zugestanden, daß seine Dichtungen mehr aus dem rechnenden Verstande, als aus der quillenden Schaffenskraft entsprungen, daß sie mehr erklügelt, als gedichtet sind. Ob er es wirklich getan hat? Ob nicht vielleicht der geistreiche Mann überlegen ein wenig gescherzt hat? Was sagt ein einsamer, überlegener Geist nicht alles, um die Geringfügigkeit der eigenen Verdienste zu betonen, Menschen gegenüber, die ihn zu verstehen nicht den guten Willen, nicht die Ehrfurcht haben?

Und hat vor sich die Unendlichkeit, und hofft auf Menschen, die an der quellenhaften Kraft seiner Dichtung nicht zweifeln werden, denn das Leben darin faßt sie an.

— Welch eine andre Welt ist es, die sich uns auftut, wenn wir von Lessing zu Strindbergs Dichtungen kommen!

Von dem in klaren Harmonieen sicher Wohnenden zu dem in Disharmonieen dunkel Ringenden —

Obwohl „Die Kronbraut" und „Schwanenweiß" zu jenen Dichtungen gehören, die ausdrücklich die Erlösung, die Harmonie darstellen wollen.

Nachdem der Dichter lange die Höllentiefen ausgemessen hatte, die die Wirklichkeit darstellt, wenn man sie nur als Materie sieht, ausgemessen hatte kalt zergliedernd, zornig anklagend, eifrig Besserung heischend — bitter höhnend, gehässig zersetzend und ausgeliefert hilflos den höllischen Mächten der Zersetzung, leidend, krankend, verzweifelnd, — nach alle den Kämpfen und Krämpfen, nach den Wahnsinnsvisionen und Verzweiflungsängsten, suchte er den Himmel, fand er den Frieden in der Mystik der katholischen Kirche.

In beiden Dichtungen, der „Kronbraut" wie „Schwanenweiß", ist das Ergreifendste das Hinströmen der Seele zur Erlösung. Die Sehnsucht, die Seligkeit des Sünders, dem Strafe zur Sühne, dem Bekehrung zur Begnadigung wird, dem sich Versöhnung niedersenkt aus himmlischer Liebe.

Es fällt sehr auf, wenn wir aus der Welt Lessings kommen, wie viel weniger auskrystallisiert hier alles ist. Hier ist alles wie loses, flockiges Gewölk; dort sind feste Formen.

Vision ist hier alles, und dort ist alles gewachsene Welt.

Vision, die seltsam ungleich ist in ihrer Deutlichkeit. Sprunghaft wechselt es, wie mit plötzlichen Lichtern beleuchtet. Jetzt sind Partien von sinnenfarbigster Lebenswirklichkeit, in seltsamen, sehr charakteristischen Symptomen aufleuchtend. Und dann ist wieder alles verschwommen.

Und wieder ist auffallend, daß auch bei diesen Erlösungsdichtungen immer die erdenahen Partien am deutlichsten werden. Mit welcher schönen Lebenswirklichkeit erfreuen uns die ersten Bilder der „Kronbraut": das Leben auf den Bergwiesen und in der Mühlenkammer! Und wie beängstigend deutlich, wie grauenhaft quälend in ihrer unheimlichen Deutlichkeit wird die Szene, wo die junge Kersti des Glückes sich freuen will, das sie sich durch Schuld erschlichen, und sich nicht freuen kann: alles wird Verstörtheit und Sündenbewußtsein, die Menschen werden feindlich, alles wird gespenstig, die Welt tanzt den Wahnsinnstanz. Wie werden wir hineingerissen in das Innenleben eines solchen geängstigten Menschen, es mitzuleben und zu leiden. Als aber Strafe und Sühne kommt, als es zur Erlösung geht, — da wird die künstlerische Gestaltung hilflos und unzulänglich.

So poetisch es auch ist: daß immer hinter den Wasserschleiern halb sichtbar nur der Wassermann, auf seiner Harfe spielend, immer nur diese Worte, in der ganzen Dichtung immer nur dieselben Worte singt: „Und ich erhoffe, und ich erhoffe, daß der Erlöser mir lebt!" Worte, die von Kersti am Anfange verlacht werden, dann von der gekrönten Sünderin mit

Grauen vernommen und später von der Verdammten mit Seligkeit aufgefaßt werden als Trost und Verheißung. So poetisch das auch ist: die Erlösung selber zu gestalten, will doch nicht recht gelingen.

Zwar eine tiefe starke Harmoniewirkung bringt der Schluß. Nach der langen Nervenqual, der unerträglichen Spannung befriedigend und unendlich befreiend. Aber der Dichter hat sich's freilich gar sehr leicht gemacht: Er läßt nur das Leben selbst in seiner ergreifendsten Erscheinung, dem Tode, durch sich selber wirken. Die feindlichen Parteien kommen zusammen und fahren aufeinander los, und drohen sich zu erschlagen. Der Priester ruft: Friede! Friede! Da wird auf einer Bahre Kersti gebracht, sie ist tot. Die liebliche Sünderin ist, grade als sie ihre Strafe im Turm verbüßt hat, gestorben. Und alle sind erschüttert, und alle reichen einander die Hände im Frieden, alle lassen den Tod, den großen Versöhner, auf sich wirken, und der Dichter bringt es fertig, die erlösende Kraft des Todes so voll und rein wie einen himmlischen Glockenklang ertönen zu lassen, so daß das Stück für die erste Empfindung wenigstens mit einer wundervollen Reinheit der Stimmung ausklingt.

Später freilich muß man sich sagen: Unter den wenigen Worten, die da gesprochen wurden, war eins ganz schlimm unecht. Da sagte der Amtmann: „Sie starb einen schönen Tod, sie starb für ihre Liebe." Das aber ist nicht wahr!

Dies ist die Fabel: Die Kinder feindlicher Häuser lieben sich. Da es ihnen ganz unmöglich scheint, daß sie sich jemals mit der Einwilligung der Familien heiraten können, und nicht von einander lassen wollen, so lieben sie sich heimlich und selig droben auf den Bergesmatten bei der Sennhütte, die Kersti zu versorgen hat; sie haben ein Kind, das sie mit großer Zärtlichkeit lieben. Da beschließen die Eltern des jungen Mats, die reichen Müllersleute, ihrem Sohn die Mühle zu geben und ihn zu verheiraten, und zwar mit Kersti. Sie wollen ein Ende machen mit der Fehde und verbrennen die Schuldbriefe. Mats ist glücklich, seine Kersti heimführen zu können, sie aber fürchtet die Schande, wenn sie die Jungfernkrone nicht bei der Hochzeit tragen kann, sie überredet Mats zur Lüge, sie erstickt das Kind und übergibt es der hexenhaften Hebamme und läßt sich als Kronbraut feiern.

Die Welt steht auf gegen sie, das Mühlenrad geht zurück, das tote Kind steigt auf aus dem Wasser und saugt an ihrem Blut, die Brautkrone fällt in den Strom. Ihre Schuld kommt an den Tag, sie wird zum Schaffott verurteilt; sie wird vom Könige zum Turm begnadigt; als sie die lange Strafe verbüßt hat, stirbt sie.

Sie starb doch nicht für ihre Liebe! Für seine Liebe stirbt ein Mensch, der sich selbst opfert, damit das Geliebte gedeiht. Höchstens sündigte und starb sie um ihr eigenes Liebesglück. Aber selbst das ist falsch. Der junge, blonde, gütige Mats, ihr Bräutigam, der sich so treuherzig selbst mit ihr getraut hatte vor Gottes Angesicht, droben in der Bergeseinsamkeit

— der hätte sie doch nicht verlassen, nur um die Mühle zu besitzen! Gaben die Eltern ihm die Braut nicht, weil sie die Krone nicht tragen konnte, so wäre er ihr treu geblieben in Armut und Verachtung. Also sündigte sie und starb sie im Verlauf davon für das Ansehen vor den Leuten! für eine äußere Ehre, die ihr nicht zukam. Sie liebte im Gegenteil nicht genug, darum mußte sie ins Unglück kommen und sterben.

Es macht ganz den Eindruck, als ob das Strindberg gar nicht klar geworden ist: was der Unterschied ist zwischen dem heimlichen Lieben, das die Leute zwar verdammen, das aber vor Gott nicht verdammungswürdig ist, und das der Dichter geehrt wissen will; und der großen Schuld, die da einsetzt, wo Kersti das Urteil der Menschen und die Ehre der Kronbraut viel zu wichtig nimmt im Verhältnis zu ihrer Liebe.

Es scheint, daß sich der Dichter den Gang seiner Dichtungen überhaupt nicht ganz klar zum Bewußtsein bringt. Im „Schwanenweiß" stimmen die Dinge noch weniger. Nur daß das Ganze dort soviel unbestimmter ist, daß man erst gar nicht damit anfängt, genau nachzuprüfen, den Zusammenhang der Handlung wirklich ganz ernst zu nehmen.

Darum, wenn sich heute Stimmen erheben, die davon reden, daß wir noch lernen werden, Strindberg für den größten, für den eigentlichen Dichter unserer Zeit zu halten, so scheint mir dies Urteil falsch. Strindberg hat nicht die künstlerische Gestaltungskraft, um eine große Harmoniewirkung mit echten dramatischen Mitteln zu erzeugen. Er kann sie nur wie mit musikalischen Mitteln hervorbringen: durch eine Aufeinanderfolge schöner lyrischer Elemente; einzelner! Ein psychologischer Zusammenhang aber, ein lebendig organisches Ganze wird aus dieser Aufeinanderfolge nicht.

Es wird keine gewachsene Welt; es bleibt alles flatternd und flockig, bei stellenweise noch so atemraubend deutlicher Vision. Und gerade dort, wo das, was er bringt, menschlich am wertvollsten ist, bleibt seine Gestaltung am unzulänglichsten.

Aber freilich! als menschliche Erscheinung, als Ausdruck dieser leidensvollen Zeit voller Kämpfe, Krämpfe und Sehnsucht nach Erlösung ist Strindberg ergreifend, interessant und unendlich liebenswert.

Und er ist ein Dichter!

* * *

Die Darstellungen waren in beiden Theatern auf eine sehr interessante Weise verschieden. Das Schauspielhaus hatte an „Schwanenweiß" eine große Pracht der Ausstattung verwendet. Aber es verfehlte den Stil. Es versuchte, den bekehrten Strindberg klassisch zu spielen. Dabei aber ergab sich, daß der Zuschauer ein liebliches Märchen zu sehen glaubte, harmlos und gläubig und tief, worin aber alle tiefen Dinge so wunderlich direkt ausgesprochen waren, daß es wahrhaftig wirkte, als hätten eines jungen Menschen ungeübte Kinderhände rührend und unbeholfen ihr Weltbild hingemalt. Da es nun aber doch in der Tat kein junggläubig kindlicher Mensch war, sondern Strindberg, so fühlte man noch ein anderes Element

in der Dichtung: etwas Schweres, Dunkles, Gespenstiges, Grausiges; das fand nun nicht recht Verbindung mit dem Anderen. Und das bewirkte, daß die Schauspieler manchmal ihre kindlich märchenhaften Partien nicht recht ernst zu nehmen schienen, sondern sie ironisierten. Das aber ist das Allerschlimmste, was man einer Märchendichtung antun kann. Das brachte etwas Ankältendes in die Wirkung hinein, so daß die Zuschauer zum Schluß nicht recht wußten, was sie eigentlich von der Dichtung halten sollten. Sie sahen sich verblüfft und fragend an. Man hatte so schöne Worte gehört, aber man wußte sie nicht recht ernst zu nehmen. Man war geneigt, ihrer zu lächeln, über das Ganze lächelnd die Achseln zu zucken.

Das aber hat die Dichtung in keiner Weise verdient! Denn es steckt eines schwer ringenden Menschen echte Erlösungssehnsucht, Erlösungshoffnung darin!

Das Theater in der Königgrätzerstraße dagegen hatte von vornherein alles auf den Stil: gewollt kindlich, gewollt primitiv bis zum Bizarren herausgearbeitet. Die Märchenwelt war wie aus den modernen Kinderbilderbüchern geholt, worin Bäume und Häuser dem holzgeschnitzten, grell angestrichenen Spielzeug nachgebildet sind; oder den modernen Kinderhandarbeiten, groß, einfach, wirkungsvoll. Diese Manier war sehr kühn durchgeführt, und zwar mit einer grandiosen Poesie! So aber traf man genau Strindbergs Stil! Der Zuschauer fand sich nun auf einem solchen Boden, sah die Dichtung in einer solchen Perspektive, daß gerade das Großartige darin zur glücklichsten Wirkung kam. Auch leisteten die Darsteller Außerordentliches. Paul Wegener zum Beispiel gab in dem Amtmann eine seiner glänzendsten Leistungen, und Irene Triesch spielte die liebliche Sünderin Kersti mit zwingender Kraft, wundervoller Feinheit und rührender, vertiefter Poesie.

Woltersdorf bei Erkner. Gertrud Prellwitz.

Neueinstudierungen von Shaksperes Dramen im Deutschen Theater.

Viel Lärm um nichts.

Unter den jugendlichen Mannesnaturen aus Shaksperes Jugendzeit, die von der Höhe ihrer Kraftfülle das kleine und das große Getriebe des Lebens mit souveräner Ironie behandeln, steht **Benedikt** unmittelbar neben dem Prinzen Heinz. Er überragt Biron in „Verlorener Liebesmüh", seine Parallelfigur, in der Lylyscher Euphuismus und petrarkische Formalien zu einseitig und auffallend hervortreten, um ein Bedeutendes durch den absoluten Realismus seiner Zeichnung. Er spricht nur Prosa und ist durchaus unpoetitisch: selbst dem Verliebten gelingt es trotz heißen Bemühens nicht, „seine Seufzer zu messen". Jene, wie auch der Bastard Falconbridge im König Johann, sind große Menschennaturen, welche der Dichter

in dem Sturm und Drang jugendlichen Kraftüberschwanges vor uns hinstellt; und wie sie nur ein großer Dichter schaffen konnte, weil er sie zu jener Zeit seines Daseins in sich selbst erlebte, so kann sie auch nur ein großer Künstler darstellen, der die Maße zu ihnen in sich trägt. Und die sind so selten wie die großen Menschen selbst. So kommt es denn, daß gewisse hervorragende dichterische Geschöpfe dazu verurteilt zu sein scheinen, unzureichend dargestellt zu werden. So Hamlet: von zwanzig und mehr Hamlets, die ich gesehen habe, lebt eigentlich nur das Bild von Sommerstorff dauernd in mir fort; eine vollkommene Ermessung Herrmanns des Cheruskers auf der Bühne scheint mir nahezu so unmöglich, wie wenn jemand Bismarck verkörpern wollte; wer kann Riesen darstellen? Und trotz seiner doch immerhin menschlichen Dimensionen habe ich noch niemals einen das Dichterbild deckenden Prinzen Heinrich gesehen. Auch Benedikt gehört zu den regelmäßig mißratenden Figuren. Der eine, dem der Sinn für die Torheiten und Widersprüche des Lebens fehlt, gibt ihn zu bedächtig, weil er selbst sich eine gewisse Denkarbeit auferlegen muß, um die Witze Benedikts zu verstehen und pointiert wiederzugeben; die Witze Benedikts sind aber, wenn auch öfters spitzfindig — dem damaligen Modeton des Hofes entsprechend —, mühelos und dadurch wirksam. Der andere legt das Gewicht auf seine Liebe zu Beatrice und gibt ihn zu liebenswürdig, zu galant und zu wenig borstig. Der dritte schließlich, allen Humors bar macht ihn zum albernen Gesellen, wozu die ewigen Wortscharmützel der ersten drei Akte wohl verführen können, wenn — man den dritten und vierten Akt nicht studiert. Wenn man das aber tut, dann ergibt sich, daß Benedikt nicht ein geistreicher Faselhans ist, wie Biron, der von Anfang bis zu Ende nichts anderes ist, nicht bloß ein fröhlicher Leichtfuß, sondern ein Mann, der beim Anblick des Unrechts so ernst und gefährlich werden kann, wie der Bastard an der Leiche des Prinzen Arthur oder Prinz Heinrich bei der Throngefahr seines Vaters. Er ist auch viel zu klug, um, wie Biron, im Triumphzuge Amors widerstandslos mitzuschreiten; er betrachtet das Verhältnis der Geschlechter mit kritischem Auge, und seine Ehescheu hat bei dem damaligen Stande der sittlichen Kultur genau dieselbe Berechtigung wie die heutiger junger Männer. Er durchschaut das Leben und steht geistig über seiner ganzen Umgebung; und wenn er sich zu ihrem Tone herabläßt und die studierten Euphuisten des Hofes verachtungsvoll überlylyt, so ist das auch nur ein Ausfluß seines Uebermutes, mit dem er bis zum Rande gefüllt ist, und einer jugendlichen Lebensanschauung, die in diesem törichten Dasein nichts Besseres zu tun findet, als sich mit den anderen und über sie zu belustigen. Eine Gestalt von köstlicher Frische und überschäumender Kraft, die, richtig gespielt, allein ausreichen würde, um einen ganzen Abend lang das freudige Interesse des Zuschauers wachzuhalten. So spielt ihn Bassermann. Das heißt: er spielt ihn eigentlich nicht — wenn man die unerschöpfliche Fülle seiner Darstellungsmittel in Ton, in Miene, in Geste und Haltung nur während einer Szene verfolgt, so muß man sich sagen, daß

nichts an diesem Spiel wohlüberlegt und brav geübt, sondern alles unwillkürlich ist. Bassermann lebt Benedikt uns vor, er ist Benedikt, ebenso wie er in Heinrich IV. Percy ist. Der Höhepunkt dieser Meisterleistung war die Lauschszene, in der seine Freunde ihn aufs Glatteis der Liebe führen: die Hauptwirkung erzielten hier nicht die drei Herren mit ihren schlauen Reden, sondern das tolle Mitspiel des lauschenden Benedikt.

Beatrice (Else Heims) stand eine Stufe unter ihrem Partner. Der sprudelnde Uebermut, wie überhaupt die Gabe zu komischer Wirkung, liegt weniger in der Natur dieser Darstellerin; und die Fülle des charakteristischen Beiwerks, in dem sich das vollkommene Durchdrungensein von einer Rolle ausspricht, fehlte ihrem Spiel. Ihr eifriges Bemühen, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, hatte indessen die Folge, daß an der Gestalt nichts verdorben wurde. Sie war nicht bloß eine schöne, sondern eine ansprechende Beatrice.

Unmittelbar neben diesen beiden Hauptdarstellern muß erstaunlicherweise eine Nebenfigur genannt werden, die regelmäßig ein Stiefkind der Bühne ist, wie sie ein Stiefkind des Dichters war: es ist der von Paul Biensfeldt gegebene Don Juan, der Halbbruder des Fürsten von Arragon. Dieser Kerl, von giftigem Menschenhaß erfüllt, sieht es als seine Lebensaufgabe an, Freude in Leid zu verwandeln und selbst so nichtige Persönlichkeiten wie den Dandy Claudio und die unschuldsvolle kleine Hero in das tiefste Unglück zu stürzen. In den Quellen zu diesem Drama, der Novelle von Bandello und der Geschichte von Ariodante und Ginevra (im 5. Gesange des Rasenden Roland), ist seine Bosheit motiviert: er ist eben ein verschmähter Liebhaber, der sich rächen will. — Shakspere hat unbegreiflicherweise jede Motivierung unterlassen, und wenn wir uns nach einem Grunde fragen, der einen Menschen veranlassen kann, Fernstehenden, die ihm nie etwas Böses zugefügt haben, Schmerzen zu bereiten, so kann es nur moral insanity sein. Eine solche abnorme Persönlichkeit ist aber im Leben der Kunst wie der Wirklichkeit eine menschliche Karikatur, und als solche wurde Don Juan dargestellt, als boshafter Narr. Und indem er so, als ein einfältig egoistisches, unschönes, durch und durch verfehltes Lebewesen taktvoll, nicht übertreibend gespielt wurde, löste er nächst Benedikt und Holzapfel im Zuschauerraum die meiste Heiterkeit aus. Ein ausgezeichneter Gedanke, ihn so zu geben, auf den vielleicht deshalb bisher niemand gekommen ist, weil er so nahe liegt.

Im übrigen muß man mit Karikaturen in der ernsten Kunst sehr vorsichtig sein, aus dem selbstverständlichen Grunde, weil diese nicht anders als realistisch sein kann und Wahrheit geben muß. Holzapfel z. B. ist mitnichten eine Karikatur, sondern ein realistischer Charakter. Er ist der subalterne Bureaukrat seiner Zeit, d. h. ein Mensch, der mit seinem amtlichen Macht- und Selbstbewußtsein weder die geistige Fähigkeit noch die Weltkenntnis verbindet, welche einen richtigen Gebrauch der Macht allein ermöglichen. Der hervortretende Charakterzug ist eine Würde, eine Höhe, welche die Vertraulichkeit entfernt, auch in der Sprache, die mit vielfach

falsch gebrauchten Fremdwörtern arbeitet. Da nun der Sinn seiner Reden und Handlungen mit dieser eingebildeten Größe im lächerlichsten Widerspruch steht, so tritt die komische Wirkung ohne Bemühung, von selbst ein. Waßmann wollte die komische Wirkung durch eine sehr wenig passende Maske erzielen, die der des Kesselflickers in den Bezähmten Widerspenstigen sehr ähnlich war, und durch beständiges dummes Lachen. Dieses Lachen bewies nun einerseits, daß der Dargestellte keineswegs von seiner Intelligenz so felsenfest überzeugt war, wie es Holzapfel ist, und wenn es, wie gewöhnlich, auf ein ernsteres Wort folgte, daß er der gute Kerl sein wollte, der es nicht schlimm meint; dieser Zug ist mit der Würde Holzapfels nicht in Einklang zu bringen. Bei diesem ewigen Lachen und dem Lachen, das es hervorrief, mußte man unwillkürlich an die Worte Hamlets denken, die er von dem unerlaubtem Tun des Narren auf der Bühne sagt — eine Assoziation, die man natürlich als ungehörig diesem bedeutenden Künstler gegenüber sofort weit von sich wies. Aber der Holzapfel war verfehlt, statt des Erregers einer gesunden Fröhlichkeit eine Karikatur. Freilich fiel Waßmann als solche weniger auf, weil der Schleewein, ein galvanisierter Leichnam, eine noch viel schlimmere Karikatur war.

Wie die übrigen Darsteller sich über die vielfachen Verlegenheiten, welche ihnen der Dichter durch fehlende Motivierung und mangelhafte Charakteristik in dieser Jugendleistung bereitet, hinweghalfen, das im einzelnen auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Die Gesamtwirkung der Vorstellung war jedenfalls eine allgemein erfreuende.

Reinhardt scheint der Shakspere-Bühne nachzustreben in der fürstlichen Pracht der Kostüme und der Einfalt der Bühneneinrichtung. Ich glaube, was man die stilisierte Bühne mit zweifelhafter Berechtigung nennt, geht in letzterer Beziehung zu weit. Ich weiß nicht, was man an den himmelhohen Taxushecken, welche einen Garten, und den himmelhohen viereckigen Pfeilern, welche Wohnhäuser andeuten sollen, loben kann. Diese Dekoration ist furchtbar starr und vor allem für ein so übermütiges Lustspiel viel zu ernst; sie hält die Wirkung der komischen Handlung auf und zurück. Dem übermäßigen Glanz der Ausstattung, der die Aufmerksamkeit von der Handlung und den Personen ablenkt, soll nicht das Wort geredet werden; aber diese einfache Ausstattung, die so auffallend ist, daß man sich mit ihr erst auseinandersetzen muß, lenkt ebenfalls die Aufmerksamkeit ab, was ein stattlicher Schloßhof und ein schönes Gartenbild, wie man sie überall in der Welt sieht, nicht tun würde.

* * *

Der Kaufmann von Venedig.

Wer an das Entzücken denkt, mit der die erste Reinhardtsche Einstudierung dieses Dramas, ich meine, vor sieben Jahren, vom Berliner Publikum aufgenommen, an die Lobeshymnen, mit denen der Schildkrautsche Shylock, der alle bisher bekannten Gestaltungen dieser Rolle übertraf, begrüßt wurde, der muß ein dringendes Bedürfnis fühlen, die Neueinstudierung

mit jener ersten zu vergleichen. Aber noch ein anderes Interesse zieht ihn ins Deutsche Theater: Der Jude wird zum erstenmal neben Schildkraut von Bassermann gegeben — ein kühnes Wagnis! — von demselben Bassermann, den wir soeben als hochgemuten, übermütig fröhlichen Benedikt bewundert haben. Wenn der finstere, blutgierige Jude, den wir in charakterologischer Hinsicht als den Gegenpol Benedikts bezeichnen können, ebenso gut gelingt wie dieser, oder wie — der Othello, dann müssen wir diesem Künstler einen geradezu phänomenalen Umfang der Gestaltungskraft zuerkennen.

Bassermanns Shylock ist eine vollkommen originale Schöpfung. Er ist nicht der weitblickende, welterfahrene Geschäftsmann von ebenso ruhiger Selbstgewißheit wie kluger Zurückhaltung, der kühle Rechner, auch wo es sich um Blutzinsen handelt; nicht das gehetzte verwundete Tier, welches über das Unrecht, das ihm geschieht, in nervöses Jammern auszubrechen imstande ist; am wenigsten ein sentimentaler, ein Irving-Shylock, der das Rechtsgefühl der Zuschauer fälschen und mit dem Hute in der Hand sich ihr Mitleid zusammenbetteln will. Wehe dem, der es wagen sollte, diesem Shylock Mitleid zu bezeigen. Er will keins, am wenigsten von den verhaßten Großtuern, den verachteten Schöntuern, den Christen. Er ist eine Welt für sich und fühlt die Kraft in sich, allein gegen eine Welt zu stehen. Wäre das Schicksal glimpflicher mit ihm verfahren und hätte ihn in alter Zeit geboren werden lassen, er hätte seinem Volke ein Makkabäer werden können; denn seinem gewaltigen Willen ist nichts unmöglich. In Wirklichkeit hat es ihn in diesen Getto-Kerker gezwängt, als Mitglied einer kleinen Minorität, die von der Majorität zwar gebraucht wird, wo sie nützen kann, sonst aber verachtet, verhöhnt und ungestraft verletzt wird. Nun aber muß jede große Kraft nach Macht streben, und für Shylock gibt es außerhalb des engen Kreises seiner Stammesgenossen nur eine erreichbare, die Macht des Geldes. Deren Gipfel soll aber auch erstiegen werden. Diesem seinem einzigen Streben, das sein Leben ausfüllt, treten mit sittlichen und religiösen Bedenken, die ihm fremd sind und sinnlos erscheinen, gerade die Menschen entgegen, die so oft auf seine finanzielle Gefälligkeit Anspruch erheben. Ja, er muß sich beschimpfen und mißhandeln lassen für etwas, das ihm als Recht erscheint. „Gewinn" — jeder, auch hohe und höchste Zinsen -- „ist Segen, wenn man ihn nicht stiehlt." Wenn es nach diesen Christen ginge, so würde er auf das einzige Streben, das sie ihm gelassen haben, verzichten müssen. So setzt sich ein tiefer Haß in seiner Seele fest gegen die törichte „Sittlichkeit", den albernen „Idealismus" der Christen, und ganz besonders gegen den fürstlich auftretenden Kaufmann Antonio, in dem sich die der seinen entgegengesetzte christliche Weltanschauung mit rücksichtsloser Schroffheit ihm entgegenstellt. Dieser unauslöschlich grimmige Christenhaß ist der eine Träger seines Lebens (der andere der Besitz). Er lebt und webt in ihm und verbirgt ihn nie vom Anfang bis zum Ende des Dramas; in seinem ganzen leidenschaftlichen Feuer tritt er hervor in

der Gerichtsszene. Hier erlebt er den höchsten Augenblick seines Daseins, als der jugendliche Richter ihm die Buße des Pfundes von Antonios Fleisch zuspricht. Da sieht er sie alle unter sich, verstört und halb vernichtet, die dummen Christen, und vor allen den „königlichen" Narren, den Antonio. Aber es ist nur ein Augenblick, der Triumph ist kurz. Dann kommt die Deklaration des Urteils durch Porzia, die seine Ausführung unmöglich macht, und die Verkündung des neuen Urteils über des Juden Attentat auf das Leben eines venezianischen Bürgers, das ihm sein ganzes Vermögen nimmt — und nun liegt auch er stöhnend auf den Stufen des Dogenthrones. Der Umschlag war zu plötzlich, der Sturz von der Höhe des Frohlockens in die Tiefe des Nichts zu furchtbar selbst für diesen gewaltigen Mann. Doch nun kommt die Rettung, die Gnade — ha! die sinnlose christliche Gnade: der Doge schenkt ihm die eine Hälfte seines Vermögens, die an den Staat fallen sollte, über die andere übernimmt Antonio nur die Aufsicht,*) damit sie Jessica und Lorenzo erhalten bleibe; also Shylock behält sein ganzes Vermögen, aber — er muß Christ werden. Das ist furchtbar, doch es muß ertragen werden. Dann wankt er hinaus; aber er besinnt sich und kehrt wieder um, stellt sich vor den Gerichtshof und erhebt wortlos die zitternde Faust gegen ihn. Was sagen seine Augen, vor deren furchtbarem Blick die laute Freude der Gewinner verstummt und die Senatoren erbleichen? — Ja, ihr Dummköpfe, ich will Christ werden, aber was für einer! Vor dem Juden wart ihr halbwegs sicher, vor dem Christen sollt ihr es nicht sein. Und du, du stolzes Venedig mit deinem gnädigen Dogen an der Spitze, du hast ja Feinde. Mein Geld wird nicht weniger wachsen als vorher, und was sie gegen dich verwenden wollen, sollen sie haben — umsonst! Wer weiß das Ende!

Als der Vorhang nach dem vierten Akte fiel, da brach ein nicht enden wollender Beifallsjubel los, vor allem über das aufs tiefste erschütternde Spiel dieses großartigen Shylock. Aber die ganze Gerichtsszene war wundervoll eingeübt, von dem stummen Spiel der Senatoren bis zu der romanischen Lebendigkeit der Freunde Antonios. Else Heims leistete Vortreffliches, sie war viel besser als Dr. Balthasar denn als Porzia. Wenn man den Charakter des Bassermannschen Shylock bezeichnen will, so wird man sagen müssen: es ist die Kraft wilder Leidenschaft, die ihn beseelt, einer Leidenschaft, wie wir sie wiederfinden in einer andern Gestalt des altenglischen Dramas, in Marlowes Juden von Malta. Daß Shylock und Barabas nicht identisch sind, ist selbstverständlich; denn der letztere ist ein wüster Verbrecher. Aber der Kern der beiden: leidenschaftliche Gewinnsucht, grimmiger Christenhaß aus Nationalstolz und Rachsucht, ist derselbe, und daß Barabas zum Teil zu dem Bilde Shylocks gesessen hat, ergibt sich aus der großen Anzahl von einzelnen Zügen der Handlung und von wörtlichen

*) Daß Antonio sie „zum Nießbrauch verlangte", wie die falsche Schlegelsche Uebersetzung sagt, wäre eine unanständige Handlungsweise dieses edeln Mannes.

Uebereinstimmungen in beiden Dramen, die beweisen, daß Shakspere sich vor der Abfassung des Kaufmanns eine sehr genaue Kenntnis dieses Dramas verschafft hat, sei es durch das Manuskript oder durch dessen zahlreiche Bühnenaufführungen. Ich glaube daher, daß Bassermann mit seiner Auffassung des Shylock recht hat.

Die Wirkung der Shylock-Tragödie hat bisher immer eine gewisse Abschwächung erhalten durch die Annahme, daß sie in Wirklichkeit unmöglich sei und in keinem gesitteten Staate hätte vor sich gehen können. Wie falsch es aber ist, unsere sittlichen und sozialen Anschauungen auf eine dreihundert Jahre zurückliegende Zeit zu übertragen, zeigt die hochinteressante Entdeckung, welche der Kieler Professor Th. Niemeyer im vorigen Jahre gemacht hat.*) Danach ist im Jahre 1587 in Rom wirklich ein solcher Blutkontrakt abgeschlossen worden, nach welchem allerdings ein Jude an einen Christen ein Pfund Fleisch aus seinem Körper verlieren sollte; und der Prozeß ist vom Papste Sixtus V. selbst entschieden worden. Er wollte beide Kontrahenten zuerst hängen lassen, dann aber begnadigte er die im übrigen hochangesehenen Männer zu hohen Geldstrafen. Nun ist Shakspere zwar nicht 1587, aber in den letzten Achtzigern höchstwahrscheinlich in Italien gewesen; und daß er die auffallende Geschichte hat erzählen hören, beweisen eine Anzahl von Uebereinstimmungen zwischen dem „Kaufmann" und der Darstellung jener Geschichte in dem Leben Sixtus V. von Leti, die ich in meinem Aufsatz angeführt habe. Shakspere hat also in der Shylock-Handlung einen aktuellen Fall aus seiner Zeit behandelt.

Die Leistungen der übrigen Mitwirkenden blieben — natürlich nach ihrer relativen Bedeutung betrachtet — hinter dieser im allgemeinen zurück. Antonio (Carl Ebert) zeigte solche Ruhe, daß man ihm die temperamentvolle Behandlung Shylocks nicht recht zutrauen konnte. Bassanio (Fritz Delius) war vorwiegend jugendlicher Liebhaber, weniger ein bestimmter Charakter. Die Freunde Antonios — Salarino (Schildkraut jun.) und Graziano (Ernst Dumcke) ausgenommen — erschienen so jugendlich in Jahren und Benehmen, daß man sich unter ihnen venezianische Nobili schwer vorstellen konnte; die übermäßige Beweglichkeit mit Springen, Laufen, Stoßen kommt in feinen Gesellschaftskreisen doch überhaupt nicht vor. Der Fürst von Marocco (Alfred Breiderhoff) war tadellos; dagegen hatte der Fürst von Arragon (Waßmann) seit der ersten Einstudierung nichts zugelernt; dieser hochdenkende, geistvolle, aber eitle Mann wurde unter Auslassung seiner herrlichen Rede wieder als Narr dargestellt — mit demselben Lächeln, das wir in „Viel Lärm" im Uebermaß genossen hatten. Hier liegt eine vollkommene Unbegreiflichkeit vor: wie kann gerade Reinhardt, dessen Streben und Verdienst es ist, das Wort des größten Dichters in seinen Vorführungen zu hervorragender Geltung gebracht zu haben, zu solcher Verstümmelung und — was viel schlimmer ist — zur Vernichtung

*) S. meine eingehende Besprechung der Schrift an dieser Stelle im vorigen Jahrgang.



eines feinen Zuges in der Persönlichkeit des Dichters die Hand bieten? Hundertfach lehrt Shakespere, daß die Eitelkeit einer der vielen schädlichen Egoismen, auch in bedeutenden Menschen, wie Arragon, eine Dummheit ist, beruhend auf falscher Selbsteinschätzung und geringer Lebenserkenntnis. Das Wollen und Vollbringen, auch des großen Menschen, ist eben eben durch unberechenbaren Widerstreit der realen Verhältnisse und die launenhaften Fügungen des Glücks so eingeschränkt daß ein kluger starker Mann nicht ohne die Ueberzeugtheit von seiner Schwäche zu denken ist. Für unsere geistreich spiatisierende und so denkschwache Zeit, in der jeder Inhaber einer Viertel- oder Achtelbildung sich für einen geistigen Uebermenschen hält, wäre das Studium Shakspere schon darum ein Segen, daß sie aus ihm männliche Bescheidenheit lernen könnte, die einzige menschenwürdige Haltung unter den realen Umständen dieses Erdenlebens. —

Der alte Gobbo (Pagay) war so gut, wie er überhaupt sein kann; Lanzelot machte ebenfalls einen vortrefflichen Eindruck, nachdem man sich an seine Dreckigkeit und die Lumpen seines Anzuges gewöhnt hatte.

Von den Hofdamen Porzias kann man dasselbe sagen, was von den Freunden Antonios gesagt wurde. Sie waren gar zu jung und laut und von einer Beweglichkeit, die sie für den Dienst in einem so vornehmen Hause wie dem am Brenta-Ufer in Belmont ungeeignet gemacht haben würde. Diese Porzia schien also keine hohen Ansprüche zu stellen, wie sie auch selbst den Eindruck einer inneren Einfachheit machte, die hochgebildeten, reichen Erbinnen der italienischen Renaissance nicht eigen gewesen ist. In Belmont herrschte jene allgemeine Lustigkeit, die mit Witz, Humor und feinem Lebensgenuß nichts zu tun hat, und sie wurde noch erhöht durch die Ankunft Jessicas, deren Charakteristik unmöglich durch bloßes Lächeln oder Lachen gegeben werden kann; sie ist nämlich nächst Porzia das interessanteste Weib des Stücks.

Die Ausstattung war ansprechender als die der ersten Inszenierung. Das Venedig, das uns damals geboten wurde, war so zerklüftet, daß das Auge nicht zur Ruhe kommen konnte. In dem heutigen gibt es zwar auch Brücken, Gänge, Treppen, Altane und Eckchen genug; aber es ist doch mehr Raum für die Bewegung der Spieler gegeben. Die erste große Szene zwischen Shylock und Antonio spielte damals auf einem von Häusern, Treppen und Wasser so eingeengten Stückchen Erde, daß jede Bewegung ausgeschlossen war; diesmal ist sie doch wenigstens hinter ein langes Brückengeländer gelegt. — Warum nicht ins Haus des Shylock? Bassanio und Antonio müssen ihn doch aufsuchen, wenn sie ihn anborgen wollen; sie können es dann nicht auf eine zufällige Begegnung auf irgendeiner Brücke ankommen lassen. Auch Bassanio hat in der ersten Szene ein sehr intimes Anliegen an Antonio, über das man nicht auf der Straße verhandelt. Porzias goldener Empfangssalon der ersten Inszenierung war so kalt, daß die gemütvolle Besitzerin ihn sicher nicht so ausgestattet hätte. Heute sehen wir ein bei aller Ausschmückung mit Marmorpilastern und Kunstwerken wohnliches, behagliches Renaissancegemach.

Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Zabern, die Parteien und der Reichskanzler.

Die trüben Fluten des Zaberner Unwetters fangen an sich zu verlaufen; man kann übersehen, wie und wo die Wasser verwüstend oder befruchtend gewirkt haben, und rüstige Arbeiter haben schon Hand angelegt, Schäden auszubessern und fortgerissene Brücken wieder aufzubauen.

Sehr schnell hat sich herausgestellt, daß der Schreck doch viel größer war als der wirkliche Schaden. „Hätte der Reichskanzler die Rede, die er am zweiten Tage gehalten hat, am ersten Tage gehalten, so wäre das ganze Mißtrauensvotum nicht nötig gewesen, und die drei bürgerlichen Parteien hätten es gar nicht beantragt", hörte man sagen, und das heißt mit anderen Worten: taktische Fehler und Mißverständnisse, Stimmung und Leidenschaft haben den Konflikt viel größer werden lassen, als es schließlich in der Sache selber lag. Den bürgerlichen Parteien, die mit den Sozi zusammen das Mißtrauensvotum angenommen haben, liegt es durchaus fern, Herrn v. Bethmann Hollweg etwa stürzen und ihn aus seinem Amt verdrängen zu wollen. Dem Herrn Reichskanzler aber liegt es fern, einen exklusiven militärischen Standpunkt verteidigen zu wollen, und er ist durchaus bereit, dem beleidigten Bürgertum die Genugtuung zu gewähren, auf die es Anspruch hat. Die Verlegung des 99. Regiments in das Uebungslager zeigt einen so ernsten Willen, den Streit aus der Welt zu schaffen, daß man in die dargebotene Hand bald wird einschlagen können.

Die beiden kriegsgerichtlichen Urteile, die bisher ergangen sind, bezüglich der Soldaten, die eine Zeitung unterschriftlich mit Material versahen, und des Leutnants v. Forstner bezüglich der Verletzung eines Schuhmachers in Dettweiler, haben ebenfalls beruhigend auf die öffentliche Meinung gewirkt.

Viele meinen freilich, daß die Gefängnisstrafe für den Leutnont, die, wenn sie vollstreckt wird, ihm aus seinem Offiziersberuf ausschließen würde, zu hart sei. Aber das Gesetz verlangte es so, und es steht nichts im Wege, daß ihm auf den Gnadenwege die Verbüßung der 43 Tage auf einer Festung gestattet wird — vorausgesetzt. daß die Scharfmacher nicht das Feuer wieder anfachen, und einen neuen Sturm im Reichstag erregen.

Im Anfang glaubte man, und ich glaubte es auch, daß die deutsche Arbeit in Elsaß-Lothringen, deren Saat nun doch allmählich zu keimen anfing, vernichtet sei. „Es ist zum Heulen", hat ja der Straßburger Professor von Calker im Reichstag ausgerufen. Jetzt aber hört man aus dem Elsaß sogar von autoritativer Seite, daß im Gegenteil das Zusammenhalten der Eingeborenen und der Altdeutschen in diesem Konflikt gerade die Einheit in der bürgerlichen Bevölkerung geschaffen, die man bisher zu vermissen hatte. Die Einmütigkeit, mit der man im Reichstag die Verletzung des bürgerlichen Selbstbewußtseins zurückgewiesen hat, hat den Elsässern gezeigt, daß es in Deutschland noch andere Mächte als Beamte und Offiziere gibt, und der Kampf, den sie Seite an Seite mit den deutschen Parteien ausgefochten haben, hat sie mit diesen und dadurch auch mit Deutschland zusammengeschlossen. Das Mißbilligungs-Votum ist ja nicht bloß mit 293 gegen 54 Stimmen beschlossen worden, sondern selbst von den Rednern und Parteien der Minorität haben sich sachlich mehrere auf die Seite der Majorität gestellt. Man darf annehmen, daß das mit so viel Besonnenheit und vorurteilslosem Blick in die Zukunft geschaffene Werk der elsaß-lothringischen Landesverfassung, indem es die Erschütterung übersteht, für die Zukuuft um so fester dastehen wird. So war also auf diesem Fleck mit dem Unglück noch ein gewisses Glück verbunden.

Der Ort aber, wo das Wetter nichts als Unheil und Verwüstung angerichtet hat, das ist die Armee. Die Armee hat ein großes Stück ihrer Popularität im Volke eingebüßt; auch weite Schichten des bestgesinnten Bürgertums haben mit Aerger und Zorn die Vorgänge in Zabern vernommen; gerade in demselben Jahr, 1913, sagt man sich, wo mit freudiger Opferwilligkeit die ungeheuersten Bewilligungen für die Armee gemacht worden sind, in dem Augenblick, wo es an die Deklaration des „Wehrbeitrages" geht, muß es uns geschehen, daß ein Regiments-Kommandeur Bürger, die er beliebig auf der Straße aufgreifen läßt, eine Nacht hindurch wider Recht und Gesetz eingesperrt hält, und die Gefangenschaft wird in einer so brutalen Weise durchgeführt, daß den Verhafteten nicht einmal gestattet wird, aus dem Keller, wo sie eingekerkert sind, auszutreten. Der Kommandeur aber hat heute noch das Regiment. Für eine Armee, hört man sagen, die sich so benimmt, tut man zwar das Notwendige, aber über dieses hinaus kann von Wohlwollen nicht mehr die Rede sein. Die Armee wird das nicht bloß an feindseligen Blicken, sondern bald sehr real zu empfinden haben. Man kennt jenes ehedem von dem Abgeordneten Windthorst erfundene System der rein sachlichen Prüfung aller Anforderungen im Reichshaushalt. Die Minister, denen das Zentrum Freundschaft entgegenbringt, haben ein erstaunlich viel größeres Geschick, ihre Forderungen zu begründen, als solche, über die das Zentrum sich gerade geärgert hat. Der Staatssekretär des Reichsjustizamts hatte im vorigen Jahr einen fünften Reichsanwalt beantragt, aber er konnte dem Reichstag die Dringlichkeit dieses Bedürfnisses schlechterdings nicht begreiflich machen. Er hatte zu seinem

Unglück mit Herrn Gröber eine kleine Friktion über den Jesuiten-Orden gehabt. In diesem Jahr wird es vermutlich der Herr Kriegsminister erfahren, daß beim Zentrum wie bei anderen Menschen der Wille den Intellekt regiert und nicht umgekehrt. Die Reue, die er schon am 4. Dezember wegen seiner Rede am 3. empfunden haben soll, wird dann vermutlich dauern, so lange er in seinem Amte bleibt.

War denn nun das Militär wirklich so schuldig? Ist nicht aus der Mücke ein Elefant gemacht worden? Sind nicht die Schmähungen, die die Armee hat über sich ergehen lassen müssen, die demagogischen Verhetzungen gegen unser unvergleichliches Offizierkorps so viel tausendmal schlimmer, daß man unbedingt und gradenwegs für die Militärs Partei nehmen muß?

Das geht doch nicht an. Herr v. Oldenburg-Januschau hat mit seiner originellen plastischen Ausdrucksweise gesagt, „ein guter Patriot sitzt lieber selbst eine Nacht unschuldig im Pandurenkeller, als daß die Autorität der Armee zerstört wird". Bravo! Aber war die Deckung des Leutnants v. Forstner wirklich notwendig für die Erhaltung der Autorität der Armee? Die Armee gegen jeden Angriff von außen zu decken, sind wir alle bereit, nötigenfalls sogar dafür zu sitzen, aber nicht für etwaige Fehler, die von einzelnen Militärs gemacht werden. Welche waren das?

Ganz falsch ist es, den Fehler in den bekannten Aeußerungen des Leutnants v. Forstner zu suchen. Das sind Entgleisungen, die einem forschen jungen Mann zwar nicht passieren sollten, aber doch passieren können, und die durch die Vorgesetzten leicht zu rektifizieren sind. Der erste wirkliche Fehler war, daß die Bestrafung des Leutnants nicht in irgendeiner Weise bekannt gegeben oder daß er nicht sofort aus der Garnison entfernt worden ist Der Herr Kriegsminister hat im Reichstag ausgeführt, daß die Veröffentlichung der Strafe dem Wesen der militärischen Disziplin widerspreche; die Disziplinargewalt dürfe keiner Kritik ausgesetzt werden; selbst die Vorgesetzten dürfen nicht in sie eingreifen.

Das ist militärisch durchaus zutreffend, aber damit ist die Sache nicht erschöpft. Neben dem militärischen lag hier noch ein anderes Interesse vor, das Berücksichtigung erheischte. Die öffentliche Meinung im Elsaß und in ganz Deutschland war beleidigt und verletzt, weniger durch den „Wackes", als durch die „zehn Mark Belohnung", und verlangte eine Genugtuung. Indem man die Bestrafung des Leutnants v. Forstner verheimlichte, verheimlichte man auch die Genugtuung, und aus diesem Keim ist all das weitere Unheil erwachsen. Da anscheinend der Leutnant nicht — oder so gut wie nicht — bestraft worden war, kamen die Beleidigungen und Bedrohungen der Soldaten und Offiziere, und darauf antwortete wieder die gesetzwidrige Selbsthilfe des Obersten und alles andere. Wir haben gesehen, welcher Schade der Armee schließlich daraus erwachsen ist. Wäre er nicht im Vergleich damit verschwindend gering geblieben, wenn man einmal von der Regel abgewichen wäre und die Arreststrafe des Herrn v. Forstner hätte bekannt werden lassen? Oder wenn man die kleine Nachgiebigkeit gegen die

öffentliche Meinung gezeigt und den jungen Herrn schleunigst in eine andere Stadt versetzt hätte? Der Kriegsminister ist nicht bloß Kriegs-, sondern auch Staatsminister und wird seinem Amt nicht gerecht, wenn er unter allen Umständen einfach die militärischen Grundsätze walten läßt. Auch die politischen Gesichtspunkte verlangen ihre Berücksichtigung und ein Kriegsminister ebenso wie ein kommandierender General müssen hoch genug stehen, um zu wissen, daß auch die besten Regeln einmal Ausnahmen erleiden.

Es ist gewiß ein ganz guter Grundsatz, die Autorität dadurch zu wahren, daß man, auch wenn man nachgeben will, das doch nicht sofort tut, sondern erst nach einiger Zeit. Im Elsaß erzählt man sich, der Oberst v. Reuter habe zufällig bereits, als der Skandal begann, den Abschied gehabt, habe aber bleiben müssen, nur um nicht den Schein zu erwecken, als ob er dem Skandal gewichen und zum Opfer gebracht sei. Nicht schlecht gedacht — aber hat es der Armee und ihrem Ansehen Vorteil gebracht? Wieviel Peinliches wäre dem deutschen Volk und dem mit ihm so eng verwachsenen Heer erspart geblieben, wieviel bereitwilliger wäre der Reichstag für Heeresforderungen geblieben, wenn man wirklich den falschen Schein hätte entstehen lassen, als ob der Oberst wegen der Verfehlungen seines Leutnants wäre verabschiedet worden! Wer sich in der Welt bewegen und sie richtig behandeln will, muß sich sehr oft entscheiden, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen, und hier wäre, wie der Erfolg gezeigt hat, eine Nachgiebigkeit, die überdies sogar nur eine scheinbare gewesen wäre, gewiß das kleinere Uebel gewesen.

Reichskanzler und Kriegsminister haben den Oberst v. Reuter wegen der gesetzwidrigen Inhaftierung der Zaberner Bürger damit entschuldigt, daß ein Offizier, durch den Stolz des Waffentragenden und die Ehre des Soldatenstandes gezwungen, zuweilen in die Lage kommen könne, gegen das Gesetz zu handeln. Der Satz ist richtig, unzweifelhaft richtig. Aber er bedeutet nicht, daß der gesetzwidrig Handelnde deshalb straflos bleiben dürfe. Im Gegenteil, erst dadurch erlangt der Vorfall seinen tieferen Charakter, daß der Täter mit Bewußtsein nicht nur die Tat tut, sondern auch seine Strafe auf sich nimmt. Er opfert sich selbst um seiner Standesehre willen. Kein Zweifel, daß das auch die Auffassung der Herren ist, die den Oberst v. Reuter verteidigt haben. Sie haben es sogar gesagt. Aber viel zu leise und viel zu beiläufig. Wiederum war es die einseitige Rücksicht auf die Erhaltung der militärischen Autorität, die am letzten Ende gerade der Armee die schweren Wunden geschlagen hat. Mit Recht tobte die öffentliche Meinung und nachher der Reichstag, daß ein Regimentskommandeur in dieser Weise Kriegsrecht walten lassen durfte, ohne daß sofort und in unverkennbarer Weise kundgetan wurde, daß die Gesetzwidrigkeit geahndet werden würde. Wenn man sich nicht entschließen konnte, den Oberst v. Reuter sofort zu beurlauben, so hätte doch der General Kühne unmittelbar und nicht erst am dritten Tage nach dem Bekanntwerden der gesetzwidrigen Einsperrung in Zabern erscheinen und öffentlich als Garnisonältester den

Befehl in der Stadt übernehmen müssen. Hätte der General Kühne dann auch sofort von dem Erlaß des Kaisers, daß die Vorschriften des Gesetzes strenge einzuhalten seien, Mitteilung machen können, so wäre auch nach dem „Pandurenkeller" noch die Ruhe wieder herzustellen gewesen. In der Hinauszögerung aller dieser Maßregeln sehe ich einen schwereren Fehler, als in dem Verhalten des Obersten, der glaubte in einer Art Notwehr zu handeln und die Grenzen der Abwehr dann im Zorn überschritten hat.

Auch die unglückseligen Reichstagsverhandlungen zeigen schließlich dasselbe Bild. Im Grunde haben Herr v. Bethmann und Herr v. Falkenhayn schon am ersten Tage das Notwendige und Richtige gesagt, aber aus Schonung für das militärische Standesbewußtsein nicht deutlich genug und nicht laut genug und deshalb vergeblich.

Man könnte noch die Frage aufwerfen, ob der ganze Zwischenfall ein Erzeugnis der Verhältnisse in den Reichslanden ist, oder ob er sich ebensogut in irgendeiner anderen Landschaft hätte abspielen können. Die Scharfmacher geben sich alle Mühe, es so darzustellen, als ob es sich um nichts als um eine Auflehnung der Französlinge und um eine Verhetzung der klerikal-demokratischen Demagogie handle. Die Tatsachen widersprechen dem durchaus. Zabern ist keine Stadt der Französlinge, sondern eine kerndeutsche Stadt, die lange Jahre einen vortrefflichen deutschen Mann, den Freikonservativen Dr. Höffel, in den Reichstag entsandt hat. Der Journalist, der den Spektakel angefangen hat, ist überdies ein Altdeutscher. Daß die französierende ebenso wie die klerikal-demokratische Presse den Vorfall mit Begierde aufgegriffen und aus Leibeskräften gehetzt hat, ist richtig, hätte aber auch in anderen Provinzen, nur mit einer etwas anderen Färbung geschehen können, und die von den Militärs begangenen Fehler erscheinen deshalb nicht geringer; im Gegenteil, man hätte sich auf dem vulkanischen Boden um so mehr vorsehen müssen, solche Fehler zu begehen.

Wie so mancher Streit aus kleinen Anlässen entspringt, um durch gegenseitiges Ueberbieten endlich in einem Kampf auf Tod und Leben zu enden, so hat auch hier eine läßliche Versündigung eines blutjungen Leutnants, weil sie nicht sofort erkennbar gesühnt wurde, in anhaltender Steigerung eine Krisis hervorgerufen, die das Reich erbeben machte. Den Schaden hat die Armee, den Vorteil hat die Sozialdemokratie. Wie hat sie gejauchzt in ihrer Entrüstung! Die sozialdemokratische Partei wird den Zwischenfall so bald nicht ruhen lassen, er war ja für sie eine wahre Rettung, eine Erlösung. Sie ist ja völlig am Ende ihres Latein. Mit der Revolution ist es nichts. Die 111 Mitglieder des Reichstages zermartern sich vergebens das Hirn, ein Bild des Zukunftsstaates zu entwerfen oder sonst eine praktische Politik zu erfinden. Man schlug den Generalstreik vor; er erwies sich als Generalunsinn. Man verfiel, schon ganz programmwidrig, auf eine Kirchenaustritts-Bewegung; sie ist erfolglos geblieben. Die Nach- und Kommunalwahlen des Jahres zeigen nicht nur kein Wachsen der Partei mehr, sondern einen unverkennbaren Rückgang. Man hat sich fürs Frauen-Stimmrecht er-

klärt, und der „Vorwärts“ mußte feststellen, daß bei den sozialen Wahlen, wo die Frauen jetzt Stimmrecht haben, gerade sie es sind, die den Anti-Sozialdemokraten zum Siege verhelfen. Aus dem Ausland dieselben Trauernachrichten. In Holland haben die Genossen den Eintritt in die Regierung mit den Liberalen zusammen abgelehnt, und Schlag auf Schlag haben sie darauf in den Nachwahlen selbst ihre festesten Sitze verloren*). Es zieht nichts mehr, weder Prinzipien noch Prinzipienlosigkeit. Man lebt nur noch von Zwischenfällen. Da kam der Fall „Krupp“ und erwies sich schließlich als dünnes Bettelhäppchen. Jetzt aber kam der Fall Zabern! Welche Wonne, welches Leben sollt' im Hohen Hause sein! Hätten die drei bürgerlichen Parteien sich nicht doch da besinnen sollen, mit den Sozi zusammenzugehen und ihnen diesen Schmaus zu bereiten? So sagt heute Mancher. Richtiger aber sagt man: das kommt davon, wenn die Militärs sich solche Fehler zuschulden kommen lassen! Mögen sie künftig nicht so steif auf dem Schema bestehen, daß Disziplinarstrafen nicht mitgeteilt werden dürfen, und man einer aufgeregten Menge unter keinen Umständen Forderungen bewilligen darf, auch wenn sie berechtigt sind.

Der dogmatische Schematismus des Militärs ist es schließlich auch gewesen, der den Reichskanzler in seine böse Lage gebracht hat. Der Kanzler ist nicht Uebergeordneter der Armee; er ist nicht einmal Vorgesetzter des Kriegsministers. In jener Zeit, als von freisinniger Seite gegen Bismarck der Vorwurf des Hausmeiertums erhoben wurde, wurde mit Recht darauf erwidert, daß das schon deshalb ganz falsch sei, weil der Kanzler wohl sonst sehr mächtig sei, aber doch nicht über die Armee verfüge.

---

*) Sowohl bezüglich der Verhältnisse in Holland wie über den Kirchenaustritt enthalten die „Sozialistischen Monatshefte“ (Heft 24 vom 27. November) zwei überaus instruktive Artikel. Der Artikel von Edmund Fischer: „Nachdenkliches zu den antikirchlichen Massenversammlungen“, ist auch in der Form so hervorragend, daß ich einige Sätze daraus hier abdrucken möchte. „Der Geist der Brüderlichkeit Gleichheit, Liebe, Gerechtigkeit war im wesentlichen auch der sozialistische Geist, der Sozialismus hatte die Arbeiter von neuem mit einem Ideal erfüllt, für das sie kämpften und lebten, das ihr ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch nahm. Dieser Sozialismus war ein Glaube, war eine Religion. In dem Maß wie die Bewegung wuchs und mit wissenschaftlicher Erkenntnis durchtränkt wurde, entwickelte sie sich auch von der Sekte zur politischen Partei, die auf dem realen Boden der nüchternen Wirklichkeit für den wirtschaftlichen sozialen und politischen Fortschritt kämpft. Tausende von Arbeitern gehen auch jetzt noch als Führer mit ihrem ganzen Denken in diesem Kampf auf, finden also in der politischen, gewerkschaftlichen oder genossenschaftlichen Wirksamkeit eine geistige Befriedigung. Die Millionen der Arbeiter aber, deren Teilnahme an der Bewegung nicht über das Wählen, Streiken, Besuchen von Versammlungen usw. hinausgehen kann, finden diese geistige Befriedigung nicht im gleichen Maß. Vaterland, Heimat, Religion, Familie haben sie verloren. Leibliche Genüsse, Zeitunglesen usw. können den zerstörten Lebensrhythmus, das seelische Gleichgewicht nicht herstellen. Sie empfinden eine innere Leere, eine geistige Oede, das Leben erscheint ihnen trostlos, zwecklos. Das ist es was man das religiöse Bedürfnis der Massen nennt, dem auch die Sozialdemokratie wird Rechnung tragen müssen, wenn sie nicht eines Tages eine große Enttäuschung erleben will.“

Kaiser Wilhelm der Alte war in diesem Punkt unnahbar. Selbst wenn er einen neuen Kriegsminister ernannte, tat er es, ohne vorher mit dem Kanzler darüber zu sprechen. Wir wissen aus Busch und aus den „Gedanken und Erinnerungen", wie sehr der Fürst oft über die „Militärpartei" gegrollt hat, aber öffentlich hat er nie ein Wort des Tadels über die Armee geäußert. Auch Herr v. Bethmann Hollweg hat das jetzt vermieden und versucht, so gut es ging, gleichzeitig die Armee zu decken und der öffentlichen Meinung die notwendige Genugtuung zu verschaffen. Der Kaiser selbst, indem er den General Kühne nach Zabern schickte, befahl, daß die Gesetze über die Anwendung der militärischen Gewalt strenge beobachtet werden sollten, und das Regiment auf den Uebungsplatz verlegte, hat schließlich die beruhigenden Maßregeln befohlen.

Als ein Glück im Mißgeschick wird es anzusehen sein, daß weder im Reichstag noch im Landtag zurzeit Vorlagen von großer Wichtigkeit zu erwarten sind, über die Vereinbarungen getroffen werden müssen. Freilich an Aufgaben fehlt es nicht: Die innere Kolonisation, die Arbeitslosigkeit, das Problem Staat und Elektrizität, das Kaligesetz, die Reform des preußischen Wahlrechts; aber man scheint alle diese Aufgaben noch nicht für reif zu halten. Im besonderen die Reform des Wahlrechts des preußischen Abgeordnetenhaus war von vornherein nicht für diese Session in Aussicht genommen. Die gereizte Stimmung, die der Zaberner Zwischenfall hervorgerufen, ist naturgemäß noch für einige Zeit ein Hindernis für gedeihliche parlamentarische Arbeit. Wie wir im vorigen Heft einen Aufsatz von dem Zentrumsabgeordneten Dr. Faßbender gebracht haben über die Regelung der Jesuiten-Frage, so nimmt in dem vorliegenden Heft der freikonservative Abgeordnete v. Dewitz die Betrachtung auf unter dem Gesichtspunkt, daß es sich darum handelt, die nationale Richtung im Zentrum zu stärken gegen die ultramontane. Ich fürchte, daß der Zaberner Zwischenfall jede aktive Politik auf diesem Felde jetzt sehr erschwert, vielleicht zurzeit ganz abgeschnitten hat. Mancher, vielleicht auch mancher von unseren Freunden, wird sich darüber freuen, aber wer es tut, sollte sich dabei auch klar machen, daß der Standpunkt einer absoluten, jeden Kompromiß ausschließenden Feindschaft mit dem Zentrum heute die völlige Stagnation der Politik in Deutschland bedeutet.

Oder entspringt die Stagnation vielleicht daraus, daß wir jetzt einen Kanzler im Reich haben, der weiter amtiert, obgleich ihm Fünfsechstel des Reichstages ihre Mißbilligung ausgesprochen haben?

Wie falsch diese Auffassung sein würde, ergibt schon die einfache Ueberlegung, daß nicht nur drei von den vier Parteien, die für das Mißbilligungsvotum gestimmt haben, weit entfernt sind, Herrn von Bethmann Hollweg stürzen zu wollen, sondern daß auch umgekehrt die Partei, die dagegen gestimmt hat, die konservative, seit längerer Zeit nicht nur die größte Lust bezeigt, sondern sich allem Anschein nach auch Mühe gibt, Herrn v. Bethmann aus seiner Stellung zu verdrängen. Welch eine merk-

würdige Verkehrung der parlamentarischen Begriffe! Aber nur scheinbar, in Wirklichkeit ist alles ganz logisch.

Wir haben eben in Deutschland — glücklicherweise, will ich gleich einschieben — nicht das parlamentarische, sondern das konstitutionelle Regierungssystem, die sich beide nicht etwa bloß dem Grade, sondern der Art nach unterscheiden. Ich habe darüber soeben ein kleines Buch, eine stenographierte Universitätsvorlesung unter dem Titel „Regierung und Volkswille"*) erscheinen lassen, worin ich die beiden Systeme auch unter dem Gesichtspunkt vergleiche, unter welchem System das Volk einen größeren Einfluß auf die Gesetzgebung habe. Das Ergebnis ist, daß sich das nicht entscheiden lasse, da im parlamentarischen System die Majorität der Wählerschaft zwar die Regierung bestimme, oder wenigstens dabei mitwirke, darin aber auch der Einfluß sich erschöpfe, während unter dem konstitutionellen System die Volksvertretung in allen ihren Teilen (nicht bloß die Majorität) einen sehr weitgehenden Einfluß auf jede einzelne Bestimmung der Gesetzgebung besitze. In unserem, wie ich es auch nenne, dualistischen System ist es also sehr wohl möglich, daß in einer einzelnen Frage, wie jetzt bei diesem Zaberner Vorfall, ein sehr großer Teil des Reichstages gewisse Maßnahmen oder Erklärungen mißbilligte, ohne daß daraus zu folgern ist, daß die Regierung im ganzen mißfällt oder abzutreten hat. Im Zaberner Votum haben die Konservativen auf der Seite der Regierung gestanden, in der Frage der Feuerbestattung und der Vermögenszuwachs-Steuer haben sie gegen sie gestimmt. Diese Freiheit des Handelns nach der Ueberzeugung in jeder einzelnen Frage macht den unermeßlichen Vorzug unseres Staatsorganismus gegenüber dem englischen aus, wo die Mitglieder der Parteien im Parlament immer nur die *eine* Frage zu beantworten haben, ob sie die Männer des Kabinetts behalten wollen oder nicht, und da sie meistens selber mit ihrer Existenz an dieses Kabinett oder dessen Gegenpart gebunden sind, so sind sie, so lange sie nicht rebellieren, nichts als eine gehorsame Herde. Die Verzweiflung über diese Knechtschaft ist bereits so groß, daß man in England den Vor-

*) Berlin, Verlag Georg Stilke. 1,20 Mk. Das Buch hat einigen Zeitungen Veranlassung gegeben, die Polemik über den Bismarckschen Staatsstreichplan wieder aufzunehmen. Neues ist dabei nicht zutage gekommen, es sei denn, daß, nachdem früher schon der Abgeordnete Dr. Otto Arendt, Prof. Gustav Buchholz in Posen und Geh.-Rat Rottenburg erklärt haben, die Geschichte könne nicht wahr sein, denn sie hätten nie davon gehört, jetzt auch der Geh. Rat Raichdau mit der Erklärung hervorgetreten ist, er wisse nichts davon, obgleich er damals Legationsrat im Auswärtigen Amt gewesen sei. Von den Zeitungeu, die meine Darstellung als richtig anerkannt haben, ist mir besonders aufgefallen ein Artikel im „Wiesbadener Tageblatt" (18. Dezember), der mit ausgezeichneter Klarheit das Für und Wider darlegt und ein Artikel in der „Weser-Zeitung" (15. Dez.) dessen Verfasser offenbar noch etwas mehr weiß, als bisher gedruckt ist, da er schreibt: die Geschichte würde die Wahrheit meiner Darstellung einmal „*durch eine Fülle jeden Zweifel ausschließenden Materials*" beweisen.

schlag gemacht hat, die Abstimmungen im Unterhaus geheim zu halten, weil öffentlich der einzelne Abgeordnete seiner Ueberzeugung keinen Ausdruck geben darf.

So hat also das Mißbilligungsvotum des Reichstags in der Zabern-Sache gar keine andere Bedeutung, als daß eben die Erklärungen des Herrn Reichskanzlers in diesem nebensächlichen Vorfall gemißbilligt worden sind, und da sich nun bei allmählich kühler werdender Betrachtung gar herausgestellt hat, daß der Reichskanzler das eigentlich gar nicht erklärt hat, was man mißbilligen wollte, sondern im Gegenteil ziemlich ebenso denkt, wie die drei bürgerlichen Parteien, die gegen ihn gestimmt haben, und diese Parteien ebenso wie er, so entbehrt das Mißbilligungsvotum erst recht jeder tieferen Bedeutung und hat über sich hinaus keine Tragweite. Was bleibt und noch einige Zeit nachwirken wird, ist — und das ist freilich genug — die gereizte Stimmung.

Auf der Gewinnseite aber ist noch zu buchen, daß wieder einmal die Fabel von einer Rechten und einer Linken im Reichstag, von dem schwarz-blauen Block auf der einen und den verbrüderten Liberalen auf der anderen Seite, Lügen gestraft worden ist. Wir haben vielmehr zahlreiche Fraktionen und Gruppen, die sich bei jeder Frage zu neuen Kombinationen zusammenfinden. Diesmal so, daß gerade eine dem Reichskanzler besonders feindlich gesinnte Partei fast allein für ihn gestimmt hat.

Starke Spannungen sind für ein gesundes Staatswesen nicht nur gesund, sie sind unentbehrlich. Starke Spannungen führen freilich zuweilen auch zu Entladungen, die schmerzhaft sind, aber der gesunde Körper überwindet sie.

23. 12. 13. Delbrück.

Die Vorgeschichte des Balkankrieges und die Lage des Orients an der Jahreswende.

Im Orient hat sich eine ganze Anzahl von wichtigen Ereignissen vollzogen, die eine neue Epoche in der Entwicklung dieser gärungsvollen Länder einleiten. Dem Frieden von Bukarest sind die Friedensverträge von Konstantinopel und Athen gefolgt, die die Rechnung der Türkei mit Bulgarien und Griechenland beglichen haben, der türkisch-serbische Friedenstraktat steht gleichfalls im Begriff, zustande zu kommen. Damit ist der Balkankrieg, fünfviertel Jahr nach seinem Beginn, auch formell zu Ende.

Wie er entstanden ist, davon hat die Welt mancherlei erfahren durch die Veröffentlichung der serbisch-bulgarischen Bündnisverträge vom Frühjahr 1912. Die Publikation ist in einem französischen Blatte erfolgt und, soviel man weiß, von den Bulgaren ausgegangen. Der Vertrag sah den Krieg gegen die Türkei blos hypothetisch vor. Mancher Leser der Verträge wird sich vielleicht gesagt haben, daß das nur eine leere diplo-

matische Formel sei; die Absicht eines Angriffs habe doch bei den beiden slawischen Balkanstaaten festgestanden.

Nun ist es aber für das Verständnis der internationalen Politik sehr wichtig, sich klar zu machen, daß die Offensive der Balkanstaaten gegen die Pforte im Frühjahr 1912 noch keineswegs sicher war. Die Abmachungen zwischen Serbien und Bulgarien verbürgten nämlich den Kabinetten von Belgrad und Sofia gegenseitigen militärischen Beistand auch für den Fall, daß Oesterreich türkisches Gebiet besetzte. Wenn also etwa die österreichische Regierung den Sandschak wiederbesetzt hätte, um einen Keil zwischen Serbien und Montenegro zu treiben, würde man in Wien nicht nur mit den Königen Peter und Nikita Krieg gehabt haben, sondern auch mit dem Zaren Ferdinand.

Diese Einkreisung der Habsburgischen Monarchie an ihrer südlichen Grenze durch die drei slawischen Orientstaaten fand unter den Auspizien Rußlands statt, das die Bündnisverträge förderte und guthieß. Die Absicht, die man an der Newa mit jener Staatskunst verfolgte, war aber in erster Linie keineswegs, den Oesterreichern den Vormarsch nach Salonichi diplomatisch zu versperren und den Balkanvölkern für einen Vorstoß gegen die Türkei den Rücken frei zu machen. Aus dem, was sich ereignet hat, ohne weiteres auf die Pläne der russischen Politik zu schließen, wäre durchaus verfehlt.

Man mache sich nur deutlich, wie die Weltverhältnisse im Frühjahr 1912 lagen. Noch immer zitterte der Stoß nach, den Deutschland gegen Frankreich durch die Entsendung des „Panther" nach Agadir geführt hatte. Im Sommer 1911 war der deutsch-französische Konflikt ausgefochten und beigelegt worden, und noch im Sommer 1912 — lange nach den serbisch-bulgarischen Bündnisverträgen — stiegen plötzlich in London die Prämien für Seeversicherung gegen Kriegsgefahr, weil die Britten wähnten, der von ihnen dem deutschen Reich zugeschriebene zügellose Ehrgeiz würde sich jetzt in einem Angriff auf die Tripelentente entladen.

Ebenso wie an der Themse füchtete man an der Newa und der Seine den Losbruch Deutschlands. Aus dem Buche des Generals Kuropatkin, dieser nicht hoch genug zu schätzenden Quelle für neueste politische Geschichte, wissen wir, daß es die russische Gesellschaft mit ihrer uns schlechterdings unbegreiflichen Behauptung, wir wollten auf Kosten Rußlands territoriale Eroberungen machen, durchaus ehrlich meinte. Im Zarenreich bildete man sich ein, Deutschland und Oesterreich warteten nur auf eine Gelegenheit, um den Russen Polen im weitesten Sinne dieses geographischen Begriffs zu entreißen und unter sich zu teilen. 1911 und 1912 nahmen die maßgebenden Kreise Rußlands als möglich, wenn nicht wahrscheinlich an, daß ein offensiver Vorstoß des deutschen und österreichischen Germanentums gegen das russische Reich unmittelbar bevorstand.

Mehr um sich gegen diese angebliche Gefahr zu schützen als um den Sturz der Türkenherrschaft herbeizuführen, haben die moskowitischen Staats-

lenker im Frühjahr 1912 Serbien und Bulgarien unter einen Hut gebracht. Weniger gegen Stambul als gegen Wien war die Spitze des Südslawenbündnisses gerichtet, das unter der Aegide des Petersburger Kabinetts geschlossen wurde.

Haben die Moskowiter nun die Einkreisung Oesterreichs nach dem Balkan zu, die sie herbeiführten, rein defensiv gemeint? Wollten sie nur alle Slawenstaaten diplomatisch einigen, um Oesterreichs und Deutschlands Eroberungspläne, wenn es mit ihrer Verwirklichung Ernst wurde, nachdrücklich abwehren zu können, oder gab es im Kabinet von St. Petersburg auch Offensivgedanken? Das Letztere ist von den Oesterreichern mit großem Nachdruck behauptet worden. Nach ihnen hat das Zarenreich die serbisch-bulgarische Allianz nur vermittelt, um alle Kräfte der slawischen Rasse für einen Ansturm gegen die Donaumonarchie zu sammeln. Bezüglich des offiziellen Rußland war dieser Argwohn wohl verfrüht, da diese Kreise mit den Rüstungen des Zarenreichs noch nicht fertig zu sein glaubten, aber es existierte in Petersburg auch eine mächtige Kriegspartei, die sobald wie möglich mit dem Dreibund abzurechnen wünschte. Deshalb hatte man in Oesterreich-Ungarn wirklich alle Ursache, den Zusammenschluß der drei südslawischen Regierungen mit stärkstem Mißbehagen zu betrachten. Serbien hatte während der bosnischen Krisis alles aufgeboten, um die Tripelentente in einen Krieg gegen den Dreibund hineinzureißen. Es konnte 1912 die Taktik von 1909 wiederholen und die benachbarte Doppelmonarchie provozieren. Wenn dann die russichen Nationalisten in die Flamme bliesen, entstand vielleicht eine große europäische Verwicklung, ohne daß Kaiser Nikolaus und seine Kriegsminister die russische Armee für „archiprêt“ hielten.

Die Oesterreicher mußten sich um so stärker gefährdet fühlen, als sie von der Balkanhalbinsel her nicht bloß den Angriff der drei südslawischen Nationen zu erwarten hatten. Allerdings auf Rumänien, gegen das der serbisch-bulgarische Vertrag eine ähnliche Bestimmung enthielt wie gegen Oesterreich vermochte man am Ballplatz zu rechnen, Türken und Griechen aber marschierten wahrscheinlich gegen Oesterreich. Seit Jahren bemühte sich Rußland, einen Balkanbund mit Einschluß der Türkei zustande zu bringen; die serbisch-bulgarische Allianz war nach russischen Begriffen bloß ein Torso. Jener weitere Balkanbund konnte natürlich seine Spitze nirgendwo anders hin richten als gegen die Habsburgische Monarchie. Nun waren die Chancen der Tripelentente, das osmanische Reich mit sich fortzureißen, keineswegs schlecht. Ende 1911 machte der Großvezier Said in der türkischen Kammer unverkennbare Anspielungen auf den Beitritt der Türkei zur Tripelentente als die beste Zuflucht für das wankende Reich. Hatte doch auch soeben eine Macht des Dreibundes, Italien, sich auf die türkischen Besitzungen in Afrika gestürzt. Da seit länger als einem Jahrhundert der Einfluß der verschiedenen europäischen Großmächte am Bosporus beständig wechselt, so brauchten die Russen im Frühjahr 1912 keineswegs an der Hoffnung irre zu werden, daß der von ihnen bis dahin vergeblich

erstrebte große, die Osmanen einschließende Balkanbund doch noch zur Tatsache werden würde. Vielleicht ließen sich die Türken, wenn nicht durch den moskowitischen Erbfeind durch ihre alten Freunde, die Westmächte, bestimmen, für Tripolis eine Entschädigung in Bosnien zu suchen.

Im Sommer 1912 brach ein Aufruhr der Albanesen los, der gegen die jungtürkischen Machthaber am goldenen Horn gerichtet war. Die Empörer forderten neben der Entfernung der Jungtürken vom Staatsruder Autonomie für Albanien. Niemals war in dem immer unruhigen Albanien eine so umfassende Bewegung vorgekommen. Nord und Süd, Islam und Christentum, Orthodoxie und Katholizismus standen zusammen. Ob Oesterreich, durch die Hinneigung der Pforte zur Tripelentente gereizt, und Italien bei dieser Insurrektion ihre Hand im Spiel gehabt haben, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls nahm Graf Berchtold das Albanesentum unter den mächtigen Schutz der Habsburgischen Monarchie. In einem Vorschlag, der Ende Sommer an die Mächte erging, stellte der k. u. k. Minister des Auswärtigen ein Programm der Dezentralisation der europäischen Türkei auf, mit besonderer Rücksicht auf die Interessen des Skypetarentums. Zugleich machte Graf Berchtold, von den Frühjahrsverträgen zwischen Serbien und Bulgarien längst unterrichtet, dem König Carol in Sinaia einen Besuch, der allgemein als die diplomatische Vorbereitung einer militärischen Kooperation für den Fall aufgefaßt wurde, daß Oesterreich und Rumänien mit einem engeren oder weiteren Balkanbund in Kampf gerieten.

Der Vormarsch der arnautischen Häuptlinge nach Prischtina und Usküb hatte Sultan Muhamed V. bewogen, seine jungtürkischen Minister zu entlassen und ein den Liberalen nahestehendes Kabinett zu berufen. Die neue Regierung war bereit, den autonomistischen Bestrebungen Albaniens entgegenzukommen, aber den diplomatischen Schritt des Grafen Berchtold zugunsten der Dezentralisation der türkischen Verwaltung speziell auf dem Wohngebiet der Albanesen empfanden auch die neuen osmanischen Minister, obwohl Gegnerschaft wider administrative Zentralisation das Hauptstück ihres eigenen Programms war, mit großer Bitterkeit. Die Liberalen neigten ebenso wie vor ihnen die Jungtürken in ihrer auswärtigen Politik mehr zu der Tripelentente als zum Dreibund. Diese Haltung des Ministeriums Mukhtar war nur zu verständlich. Italien hatte soeben nach Tripolis der Türkei auch noch Rhodus und die anderen Sporaden weggenommen, Oesterreich aber schickte sich an, eine Art von Protektorat über den albanischen Volksstamm zu übernehmen.

Wenn im Hochsommer 1912 das osmanische Reich zum Eintritt in eine Koalition gegen den Dreibund zu bringen gewesen wäre, würde der Weltkrieg uns wohl nicht erspart geblieben sein. Welch eine Versuchung für die Tripelentente loszuschlagen, wenn sie sich nicht mehr als bloßes Gegengewicht gegen den Dreibund fühlte sondern des Uebergewichts sicher schien! Warum sollten die Feinde Deutschlands die kostbaren Minuten, die vielleicht

keine Ewigkeit zurückbrachte tatenlos verstreichen lassen, wo sie von den Urhebern des Streichs von Agadir selber jeden Augenblick die Provokation zum Weltkrieg erwarteten: „Und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion." Im Juli 1912 fand die Flottendebatte des englischen Unterhauses statt, über die ich in der August-Nummer dieser Zeitschrift sagte, sie manifestiere die Nebenbuhlerschaft zwischen Großbritannien und Deutschland in einer so noch nie dagewesenen unheimlichen Gestalt. Es war jener Zeitpunkt, dessen schon oben gedacht wurde, wo die Schiffsversicherung gegen Kriegsfall bei Lloyds stark im Preise anzog.

Aber die Pforte setzte ihre traditionelle Schaukelpolitik fort, anstatt sich der Tripelentente vollständig in die Arme zu werfen. Wenn ihr auch zwei Partner des Dreibundes nicht behagen konnten, mußte ihr dafür der letzte ein Vertrauen einflößen, das die Geschichte mehr als 150 Jahre lang gerechtfertigt hatte. Keine Macht der Tripelentente hatte in bezug auf die Türkei so reine Hände und Gedanken wie Preußen-Deutschland. Der Zar wurde also gar nicht ernsthaft in die Versuchung geführt, zu erwägen, ob seine Millionen Krieger nicht etwa doch schon mit allem Nötigen versehen seien, um das große Spiel wagen zu können. Da der Zweifelsfall gegeben blieb, ging er mit um so aufrichtigerer Friedensliebe nach Baltisch-Port und Standardreede, wo er die Besuche der Souveräne von Deutschland und Schweden empfing. In Baltisch-Port setzte sich die Annäherung fort, die Ende 1910 durch die Entrevue von Potsdam zwischen dem Deutschen Reich und Rußland herbeigeführt worden war.

Während der Zusammenkunft in Baltisch-Port wurde von der europäischen Presse vielfach die Frage erörtert, was wohl zwischen den beiden Herrschern über die türkischen Dinge in concreto abgemacht worden sein würde. Keine Zeitung vermochte eine irgendwie befriedigende Antwort zu geben. Und dies war ganz natürlich, denn in der Türkei ging alles dermaßen darunter und darüber, daß niemand zu sagen vermochte, was aus dem Wirrwar hervorgehen würde. Ein Albanesenheer stand in Uesküb und drohte am Wardar herunter nach Salonichi zu marschieren, um dort ein Blutbad unter den Mitgliedern der jungtürkischen Partei anzurichten. In Konstantinopel bekämpften sich die liberalen Minister und die jungtürkische Kammer, die sich gegen ihre ministeriellerseits geplante Auflösung als eine angeblich verfassungswidrige Maßregel zur Wehre setzte. Der Zwiespalt zwischen Regierung und Volksvertretung hatte zersetzend auf das Offizierkorps gewirkt, das verschiedene Liguen gebildet hatte und die Armee in den offenen Bürgerkrieg hineinzureißen drohte. So schien die Welt des türkisch-albanischen Islams, in der jedermanns Hand wider jedermann war, beinahe aufgelöst zu sein. Die mazedonischen Bulgaren aber, denen die serbisch-bulgarische Allianz so gut bekannt geworden war wie den Oesterreichern, regten sich gegen die Türkenherrschaft und die noch schlimmere Albanesenherrschaft mit einer Leidenschaft wie selten seit 1903, dem Jahr des Beginns der mazedonischen Unruhen. Ueberall in den Ortschaften

Mazedoniens, wo Bulgaren und Türken zusammen wohnten, wurden Bomben gelegt, in Kotschana platzte eine und tötete eine Anzahl friedlicher Muhammedaner. Die Moslems rächten sich durch ein Christengemetzel und nun ging durch das Zarentum Bulgarien eine mächtige Volksbewegung. Des Rückhalts an Serbien und Montenegro sicher — Griechenland zögerte noch —, verlangten die Bulgaren von ihrem Herrscher gegen die Osmanen geführt zu werden.

Dieser aber sowie seine Minister und Generale hatten schwere Bedenken. Bulgarien ist ebenso wie Serbien ein geldarmes Land. Es besitzt keine Waffenfabriken großen Stiles und überhaupt nicht die Industrie, um Kriegsmaterial jeder Art in großer Menge herzustellen. Seine Finanziers und Militärs erklärten dem Zaren Ferdinand, Bulgarien könne nur siegen, wenn der Feldzug kurz sei.

Woher Geld und Waffen erlangen? Die Blicke der Bulgaren und der drei südslawischen Völkerschaften überhaupt wendeten sich nach Paris, wo sie längst gewohnt waren, ihr immer stark gewesenes Kreditbedürfnis hauptsächlich zu befriedigen. Rußland unterstützte die Bemühungen der Finanzminister von Sofia und Belgrad, sich an der Seine neue Geldquellen zu eröffnen. Zwar wollte das Zarenreich den Angriff der Südslawen auf die Türkei zurzeit noch nicht, aber auch, wenn sie gegen Oesterreich gebraucht werden sollten, mußten die slavischen Balkanstaaten finanziell gerüstet sein. Man tat deshalb in Petersburg sein möglichstes, um den Bulgaren und Serben Anleihen in Frankreich zu verschaffen. In diesem Zusammenhang hat die Reise des Herrn Poincaré, damals Ministerpräsident, heute Präsident der französischen Republik, nach Petersburg eine erhebliche Wichtigkeit erlangt. Poincaré ging nach der Newa, um sich zu vergewissern, ob die Begegnung der beiden Kaiser zu Baltisch-Port auch nicht eine gar zu weit gehende den französischen Interessen schädliche Befreundung zwischen Rußland und Deutschland nach sich gezogen habe. Er wurde in dieser Hinsicht vollkommen beruhigt. Zugleich wies man ihm mit Erfolg nach, daß die südslawischen Staaten, als eine unschätzbare Erweiterung der Tripelentente französischerseits reichlich mit pekuniären Hilfsmitteln versehen werden müßten. Als später gegen die Erwartung und den Wunsch der patriotischen Franzosen mit ihrem Geld nicht der Revanche- sondern der Balkankrieg unternommen wurde, beteuerte die Herrn Poincaré ergebene Presse, er sei keineswegs an den großen Subsidien wider Willen schuld; man habe in Petersburg noch viel mehr Geld für die kleinen Schutzbefohlenen im Südosten von ihm gefordert, und er habe die Ansprüche eingedämmt.

Wie dem auch sein möge, jedenfalls befanden sich die französischen Politiker und Finanzmänner Ende 1912 in Anbetracht der tiefen Verfinsterung des europäischen politischen Horizonts gegenüber der christlichen Levante in der Stimmung, große Subsidien zu gewähren. Sehr geschickt wurde die mit ungeheuren Hoffnungen und Sorgen schwangere Phantasie der Franzosen genährt von Anastasia, der Gemahlin

des Großfürsten Nikolaus, der sich zu den französischen Herbstmanövern begeben hatte. Diese spielten sich in Lothringen nahe der Grenze ab. Ein französischer General ließ seine Infanterie einen Bajonettangriff auf die Grenzsteine machen. So etwas nennt man in Frankreich eine „Geste". Die Geste mit dem Bajonett erregte bei dem Manöverpublikum ungeheuren Jubel. Aber wie wurde dem Manöverpublikum und den Truppen, als die Großfürstin Nikolaus, eine von den bekanntlich sehr vorteilhaft aussehenden montenegrinischen Prinzessinnen, erst ihre schönen Augen seelenvoll zum Himmel aufschlug und dann — hoch zu Roß, allem Volke deutlich erkennbar, mit denselben schönen Augen über die Grenze schielte. Als die Zeitungsberichterstatter die „Geste" der Großfürstin nach Paris gemeldet hatten, vibrierte die ganze große Stadt, es vibrierte die Börse, und großherzig und dankbar diskontierte sie die Schatzscheine der orthodoxen Balkanstaaten.

Die Erfahrungen des Balkankrieges haben gelehrt, daß die militärischen Eigenschaften und die politische Macht des albanesischen Elements in der europäischen Türkei sehr stark überschätzt worden sind. Viele wußten allerdings schon zurzeit des Vordringens der Albanesenhäuptlinge in die Ebene von Kossowo und darüber hinaus, daß dieser Stamm nur in den Bergen seines Landes furchtbar ist. Sie vermochten deshalb nicht zu verstehen, warum die Pforte nicht den Mut zu haben schien, den rebellischen Arnauten, die ganz Mazedonien ihrer Herrschaft zu unterwerfen drohten, mit der Faust entgegenzutreten. Heute ist ganz klar, daß die türkischen Staatsmänner in der zweiten Hälfte des Jahres 1912 recht daran getan haben, den Bruderkrieg zwischen den Muhammedanern der europäischen Türkei zu vermeiden. Ein solcher würde den Christen Mazedoniens ebenso verderblich geworden sein wie den Moslemen. Die verbündeten südslawischen Regierungen aber, die selber noch nicht wußten, ob sie gegen Oesterreich oder gegen die Türkei vorstoßen würden, wünschten auf jeden Fall sehnlich, laute Schmerzensschreie des mazedonischen Slaventums zu vernehmen, um eventuell einen Grund zur Intervention zu finden. Andererseits würde das Kabinett von Wien, sehr zäh in seinem berechtigten Mißtrauen gegen Stambul wegen der dortigen Sympathien für die Tripelentente, den vollständigen Zusammenbruch des Friedens auf mazedonischem Gebiet zum Anlaß genommen haben, um sein der Pforte tief verhaßtes Dezentralisationsprojekt rücksichtslos zu betreiben. Deshalb machte man am Goldenen Horn von seiner militärischen Uebermacht gegen die skypetarischen Insurgenten keinen Gebrauch, sondern hielt durch Unterhandlungen mit den Albanesen anstatt dessen die Dinge in der Schwebe, den Weltkrieg, als einziges Mittel, um Luft zu bekommen, ersehnend.

Wie ist es nun anstatt dessen zum Ausbruch des Balkankrieges gekommen? Kaum kann ein Zweifel daran sein, daß die Russen den gräkoslawischen Angriff auf die Pforte nicht gewollt haben. Das Kabinett von Petersburg hat für die unmittelbaren russischen Interessen durch den Balkankrieg nichts gewonnen. Die unmittelbaren orientalischen Interessen

des Zarenreichs standen auf dem Punkte, wesentlich gefördert zu werden, als ein Jahr vor dem Balkankrieg Großvezier Said einem türkisch-russischen Bündnis nach der Art des Vertrages von Hunkiar Iskelessi aus dem Jahre 1833 zustrebte. Von der Aera des unglücklichen Sultan Mahmud an bis zum heutigen Tage ist es eine Hauptforderung der russischen Orientpolitik geblieben, daß die türkischen Meerengen russischen Kriegsschiffen offen stehen, für die Kriegsschiffe fremder Mächte dagegen geschlossen sein sollen. General Kuropatkin verlangt sogar nicht einmal die freie Durchfahrt durch die Dardanellen für Rußland; er will auf die Eroberung Konstantinopels erst recht verzichten; nur ein Fort am Bosporus möchte er für sein Vaterland erwerben, damit das Zarenreich das Schwarze Meer vor Angreifern verschließen könne. Von der Realisierung aller solcher Pläne, denen England bisher immer einen unbeugsamen Widerstand entgegengesetzt hat, und gegen die die Türken, wenn sie sich ihnen widersetzen wollen wohl noch anderswo Hilfe finden werden, ist Rußland heute so weit entfernt wie je.

Ein bestimmtes Wissen davon, wie sich das Kriegsfeuer im Orient eigentlich entzündet hat, haben wir heute noch nicht. Jedenfalls aber befanden sich die europäischen Kabinette im guten Glauben, als sie der Pforte rieten, die angesichts der gräkoslawischen Rüstungen eingezogenen Reservisten zu entlassen; es werde zu nichts kommen. Dann gingen aber dennoch gegen Rußlands Willen die Gewehre der orthodoxen Nationen gegen die Türkei von selber los. Ob die Regierungen in Sofia und Belgrad gern losgeschlagen haben, muß ebenso dahingestellt bleiben wie die Frage nach dem Grade der Begeisterung, der in Petersburg für die Sache der Befreiung der Mazedonier und Inselgriechen vom türkischen Joch geherrscht haben mag. Es scheint, als ob Serben und Bulgaren viel lieber als sich auf die Osmanen zu stürzen den Weltkrieg gegen den Dreibund mitgemacht hätten, wenn nur von Petersburg her der Schlachtruf gegen Wien erklungen wäre. Daß die Serben in Oesterreich ihren grausamen Peiniger erblickten, verglichen mit dem der Großtürke ihnen beinahe wie ein gutmütiger alter Erbonkel erschien, ist bekannt. Aber auch der Beherrscher Bulgariens, ein ungleich den Serben von stürmischen Leidenschaften wenig angewandelter Charakter, macht durch seine Taten und manche Aeußerungen, die von ihm bekannt geworden sind, den Eindruck, als ob er eine internationale Konflagration eher gewünscht als gefürchtet habe. Noch nach dem Fall Adrianopels schickte Ferdinand einen seiner ausgezeichnetsten Generale an den Hof des Zaren, um Rußland zu bewegen, daß es von Sebastopol die Schwarzmeerflotte und ein Heer gegen Konstantinopel vorbrechen ließ. Auch nach den großen Eroberungen, die sie gemacht hatten, hielten es die Bulgaren nicht für ihr Interesse, daß der Orientkrieg lokalisiert blieb.

Vor mehr als hundert Jahren scheiterte die Orientpolitik Kaiser Josefs II. von Oesterreich wie auch die innere Politik dieses Fürsten daran, daß er bei seinen Ausdehnungsbestrebungen nicht die Geduld gehabt

hatte, auf den richtigen Moment zu warten. Ebenso würde Graf Berchtold unterlegen sein, wenn er sich durch ungestüme schwarzgelbe Patrioten dazu hätte verleiten lassen, den Balkankrieg für eine k. u. k. Expansivpolitik ausnutzen zu wollen. Die internationale Lage war für ein derartiges Unternehmen Ende 1912 so ungünstig wie möglich. Der englische Premierminister Asquith verkündete auf dem Lord Mayors-Bankett triumphierend, der siegreiche Feldzug der Balkanstaaten habe eine größere politische Bedeutung als die Kampagne von Austerlitz. Er meinte damit, die Schlacht von Austerlitz habe Oesterreich nur vorübergehend niedergeworfen, aber die Erweiterung der Tripelentente durch den Balkanbund ziehe der Habsburgischen Monarchie für ewige Zeiten Grenzen. Welch ein Wandel der diplomatischen Konjunktur für Oesterreich seit jener Epoche, wo zwar das Oberhaupt der britischen Liberalen dem Kabinett von Wien gleichfalls „hands off!" zugerufen hatte, aber bloß als Führer der Opposition, nicht als Inhaber der Regierungsgewalt, während im schroffen Gegensatz dazu der englische Staatssekretär des Auswärtigen die Nachricht von dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses als „Good tidings of great joy" bezeichnete! Da war es allerdings möglich gewesen, die Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina für Oesterreich zu gewinnen, zumal sogar Rußland die Festsetzung der Donaumonarchie in jenen beiden Landschaften begünstigte und Italien noch ganz schwach war. Wie gesagt, den günstigen Augenblick zum Handeln abzupassen, ist in der Staatskunst alles. Wenn die Hofburg 1912 versucht hätte, die Bahnen der orientalischen Staatskunst des Prinzen Eugen von neuem zu beschreiten, würde ein derartiges Abenteuer wahrscheinlich zu einem vollständigen Umsturz des europäischen Gleichgewichts geführt haben. Nicht nur der engere Balkanbund wäre der Tripelentente beigetreten, sondern der greise Kiamil, das Werkzeug Englands am Bosporus, hätte sogar den weiteren Balkanbund möglich gemacht und auch das osmanische Reich in das Lager der Feinde Oesterreichs hinübergeführt. Dann hätte ganz Asien der Tripelentente gehört, sowohl der nahe Osten als der ferne, wo Japan mit England verbündet und mit Rußland ausgesöhnt ist.

Indem Graf Berchtold den ungeheuren Fehler vermied, den die warmherzigsten Vaterlandsfreunde und distinguiertesten Historiker Oesterreichs ihm anrieten, bewahrte er nicht nur die Doppelmonarchie vor diplomatischen Schwierigkeiten, aus denen sich so leicht kein Ausweg gefunden haben würde, sondern erreichte auch das positive Resultat, die Entente zwischen England und Rußland zu lockern. Von der Furcht vor einem Umsichgreifen Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel befreit, entsann sich das Kabinett von St. James wieder, daß es am Goldenen Horn und in der asiatischen Türkei vielfach andere Interessen als die Russen hat. Und was nun gar den Balkanbund betrifft, so ist diese ursprünglich für Oesterreich so gefährlich gewesene Verbrüderung jetzt vollkommen zerfallen, und zwar wesentlich mit durch die albanische Politik der österreichischen Regierung.

Denn daß Oesterreich-Ungarn Serbien vom Adriatischen Meer, seinem leidenschaftlich begehrten kommerziellen Haupt-Debouché, schonungslos abdrängte, zwang die in ihrem Fett erstickenden Serben, sich wenigstens einen sicheren Zugang zur Aegäischen See zu verschaffen. Dies konnten sie nur erreichen, wenn die serbische Grenze bis zur griechischen vorgeschoben wurde, ein Anspruch des Kabinetts von Belgrad, der bei den Hellenen herzliche Billigung fand, aber die Bulgaren zum Bruch des Balkanbundes und Bruderkrieg provozierte. Wenn die Häfen Albaniens serbisch geworden wären und der Schwerpunkt des serbischen Gemeinwesens sich ganz nach dem Westen der Balkanhalbinsel verschoben hätte, würden die Staatsmänner in Belgrad wahrscheinlich lieber Monastir — eine überwiegend bulgarisch sprechende Stadt — sowie auch die Straße nach Salonichi Bulgarien überlassen, als die Sprengung des Balkanbundes zugegeben haben.

In der soeben beendigten Tagung der Delegationen hat sich gegenüber der Politik des Grafen Berchtold, die vorher von den meisten Landsleuten des Ministers für eine schlaffe Staatskunst der verpaßten Gelegenheiten angesehen wurde, ein Umschwung des Urteils zu vollziehen angefangen. Den Oesterreichern dämmert endlich die Erkenntnis, daß für eine orientalische Expansionspolitik der Habsburgischen Monarchie kein Zeitpunkt ungeschickter gewählt gewesen wäre, als gerade das Jahr 1912. Ueber die Schaffung des Königreichs Albanien hinaus ließ sich für die Doppelmonarchie ein großer diplomatischer Erfolg kaum gewinnen. Und was den serbischen Erbfeind betrifft, so hat ihm auch nach dem Frieden das Kabinett von Wien seine Uebermacht und seine Entschlossenheit, von derselben Gebrauch zu machen, zur Genüge bewiesen. Die Serben nahmen den Albanesenaufruhr zum Vorwand, um ihre Grenze auf Kosten Albaniens ein Stück vorzuschieben. Aber ein in Belgrad übergebenes k. u. k. Ultimatum hat das „südslawische Piemont" gezwungen, sofort seine Truppen aus dem streitigen albanesischen Gebiet zurückzuziehen. Bezüglich der österreichisch-serbischen Meinungsverschiedenheit über die zukünftige Verwaltung der Orientbahnen scheint das Kabinett von Belgrad unter französischer Vermittelung von vornherein soviel nachgegeben zu haben, daß es dem Grafen Berchtold in dieser wichtigen Frage erspart bleiben dürfte, mit der Faust auf den Tisch schlagen zu müssen.

Das Verhältnis Serbiens zu der benachbarten Doppelmonarchie bleibt ein heikles Problem, das aber die gegenwärtige österreichische Regierung aus der Vergangenheit übernommen hat und den kommenden Geschlechtern überliefert, ohne seiner Lösung präjudiziert zu haben. Dagegen hat man in Wien ein zweites unendlich kompliziertes Problem erst heute geschaffen, indem im Verein mit Italien zur Begründung eines Königreichs Albanien geschritten wurde. Die Grenzen des albanischen Staats sind sowohl im Norden gegen Serbien und Montenegro als auch im Süden gegen Griechenland durch zwei internationale Kommissionen der Hauptsache nach abgesteckt. Auch die Tripelentente hat, indem England die Initiative ergriff, für nötig

erklärt, daß die noch von hellenischen Truppen besetzten skypetarischen Bezirke spätestens im kommenden Januar geräumt würden. Trotz der Vorwürfe, die die Griechen gegen England erheben, da sie gleich den Serben sich noch gern einige Fetzen des neu entstehenden Albanesenkönigreichs aneignen möchten, dürfte das Kabinett von Athen in Anbetracht der Einigkeit der Großmächte die Räumung von „Nordepirus" wirklich vollziehen. In der vorläufigen Hauptstadt Albaniens, der Hafenstadt Valona, sitzt neben der provisorischen Regierung, die im wesentlichen von mächtigen Stammeshäuptlingen gebildet wird, eine internationale „Kontrollkommission". Dieselbe repräsentiert die Vormundschaft der sechs Großmächte, unter die der albanesische Staat als völkerrechtlich neutrales Staatswesen dauernd gestellt werden soll. Die internationale Kontrollkommission hat dem barbarischen geldarmen Lande einige pekuniäre Hilfsmittel verschafft sowie auch ein paar Instrukteurs holländischer Nationalität, die eine einheimische Gendarmerietruppe ausbilden sollen. An eine Armee, und sei sie auch noch so klein, ihre Organisation noch so einfach, ist vorläufig nicht zu denken. Eine Flotte wird Albanien wohl nie halten dürfen, denn Oesterreich und Italien haben den arnautischen Kleinstaat eben zu dem Zweck geschaffen, damit die auf dem adriatischen Meer bestehenden Machtverhältnisse schlechterdings keinerlei Verschiebung erleiden.

Wird der albanesische Staat, für den ein Neffe des Königs von Rumänien, der Prinz Wilhelm von Wied, zum König ausersehen ist, entwicklungsfähig sein? Ein Albanien, das wirklich gedeiht, würde ein Triumph des Gedankens der religiösen Toleranz sein. Wilhelm von Wied ist Protestant, die Nordalbanesen sind meist römisch-, die Südalbanesen griechisch-katholisch, das Mittelstück des Landes wird von Muhammedanern bewohnt, die überhaupt zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen. Diese konfessionelle Buntscheckigkeit ist aber nur eines der vielen Bedenken, die sich gegen die österreichisch-italienische Staatsgründung mit dem halbwilden skypetarischen Menschenmaterial erheben lassen. Allerdings waren zur Zeit der Entstehung des neugriechischen Staats die Mainoten im Taygetus nicht viel zivilisierter als die Malissoren und andere albanesische Gebirgsstämme. Ihre Häuptlinge hausten in festen Türmen wie die der skypetarischen Clans, und die Blutrache galt dort, wie sie hier gilt. Die Mainotenhäuptlinge Georg und Konstantin Mauromichalis erschütterten die Fundamente des werdenden Griechenstaats, indem sie aus politischer Rachsucht das provisorische Oberhaupt des Gemeinwesens, Capodistrias, ermordeten. König Otto von Griechenland ließ durch sein mitgebrachtes bayrisches Militär eine Strafexpedition in die Maina ausführen. Genau wie die Jungtürken in Nordalbanien zerstörten Ottos Bayern in Lakonien die Türme, als Hauptsitze des lokalen Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Aber durchgreifend half die physische Gewalt 1834 in Morea so wenig gegen das Clanswesen wie 1910 und 1911 am See von Skutari. Erst ganz allmählich milderten sich die rohen Sitten des Stammes, der sich für den Nachwuchs der alten

Spartaner erklärte durch die unausgesetzte nahe Berührung mit ihren kultivierteren Landsleuten in der Ebene.

Graf Berchtold hat in den Delegationen ausdrücklich auf die ursprüngliche zivilisatorische Unfertigkeit der heute fest gegründeten christlichen Balkanstaaten hingewiesen als die Analogie zu der Entwicklung, die er im Königreich Albanien zuversichtlich erwartet. Wir in Deutschland haben das größte Interesse daran, daß Albanien den österreichischen Optimismus, der auch in Italien geteilt wird, rechtfertigt, damit das Königreich Wilhelms von Wied niemals zum Zankapfel zwischen der Habsburgischen Monarchie und den Italienern werde. Daß die Errichtung eines Arnautenstaates überhaupt vorläufig gelungen ist, bedeutet schon den Wegfall schwerer Unruhe für alle Freunde des Dreibundes. Andererseits rechnen die Westmächte jetzt bestimmter als je damit, daß Oesterreich und Italien in ihrer Orientpolitik noch lange ehrlicherweise als Bundesgenossen vorgehen werden. Sorgenvoll messen die Diplomaten und Strategen der Entente Cordiale das Gewicht ab, das die vereinigten Marinen der beiden mediterraneischen Dreibundmächte in der Stunde der Entscheidung würden in die Wagschale werfen können.

Bei der Eröffnung der Kammern in Rom haben die Lenker des italienischen Staates in klangvollen Worten der Welt verkündet, daß Italien, seiner in den letzten Jahrzehnten mächtig gewachsenen Kraft voll bewußt, fortan große Politik machen werde. Die Einführung eines fast unbeschränkten Stimmrechts zur italienischen Deputiertenkammer ist erst durch den Krieg gegen die Türkei und die Eroberung Libyens möglich geworden. Bei der Stärke der klerikalen und republikanischen Tendenz auf der apenninischen Halbinsel konnte der wahlrechtliche Sprung ins Dunkle nur gewagt werden, wenn man dem nationalen Gedanken, der durch das Absterben des Enthusiasmus für die parlamentarischen Institutionen geschwächt worden war, eine neue glänzende Genugtuung bereitete. Der Waffenerfolg gegen das osmanische Reich aber wurde dem römischen Kabinett lediglich dadurch ermöglicht, daß die Beziehungen Italiens zu Oesterreich inmitten der libyschen Verwicklung die Feuerprobe bestanden. Trotz Racconigi hielt Oesterreich klug und redlich an der Allianz fest. Nach dieser Erfahrung zeigte auch die Konsulta an der Tiber den Oesterreichern eine Loyalität, die den Finasseuren von Racconigi nicht jedermann zugetraut hatte. Der Prüfstein für die Zuverlässigkeit der Italiener gegenüber dem Dreibund war die albanesische Frage. Was Skeptiker für kaum durchführbar erklärt hatten — die Italiener vereinigten sich an der Westküste der Adria mit den Oesterreichern in einem aufrichtigen Desinteressement.

Wie schlecht Italien heute mit seinen alten Freunden England und Frankreich steht, beweist die Art, wie sich die jüngsten Besuche europäischer Flotten in der Levante abgespielt haben: Zwei mächtige Geschwader, unter englischer und französischer Flagge, liefen die Häfen Aegyptens und Syriens an, um die neuen Ueberdreadnoughts zu zeigen. Ein solches Aufgebot

kolossaler maritimer Streitkräfte hatte das staunende Morgenland noch nie gesehen. Um den Orientalen vor Augen zu führen, daß es jetzt gleich England und Frankreich aktive mediterraneische Großmachtspolitik zu treiben gedenke, entsendete Italien zu gleicher Zeit ein starkes Geschwader nach Rhodus. Aber nur die beiden westmächtlichen Marinen gaben sich, nachdem sie ihre Rundreisen an der türkisch-ägyptischen Küste vollendet hatten, ein Rendezvous in den Häfen Attikas — wo übrigens die Bevölkerung wegen der oben berührten albanesischen Politik Englands die britischen Blaujacken kühl aufnahm —, die italienischen Panzerschiffe blieben abseits.

Auf diese symbolisch sehr bedeutsamen Schiffsbewegungen ist der diplomatische Schritt gefolgt, den Sir Edward Grey in der Frage der ägäischen Inseln getan hat. Der britische Staatssekretär des Auswärtigen schlug den Mächten vor, den ganzen Archipel, soweit er von griechischen Truppen besetzt ist, dem Königreich Hellas zu lassen. Nur Imbros und Tenedos, die unmittelbar vor den Dardanellen liegen, sollen aus strategischen Gründen von den Griechen der Türkei zurückgegeben werden. Diese beiden Eilande sind ganz klein und arm. Den Osmanen liegt weniger an ihnen als an Lesbos und Chios, und das sind in der Tat die Juwelen des ganzen Archipels. Nach dem Frieden von Bukarest sah sich die griechische Regierung genötigt, sowohl für die alten Landesteile als auch die neu erworbenen und besetzten Gebiete das Moratorium zu verlängern; nur auf Lesbos und Chios wurden die Zahlungen sofort wieder aufgenommen.

Das britische Kabinett will aber der Pforte die ägäischen Inseln nicht wegnehmen, ohne sie einigermaßen schadlos zu halten; nur soll die Entschädigung von — Italien gegeben werden. Wenn die Italiener, wie England das soeben verlangt hat, Rhodus und die anderen Sporaden räumen und den Türken zurückgeben, entfernt England die italienischen Rivalen von ihren Stationen an der kleinasiatischen Küste, nahe Cypern und Aegypten, wo die Briten kein Mitglied des Dreibundes festen Fuß fassen lassen wollen, zumal ihre australische, indische und südrussische Getreidezufuhr dort passieren muß. Die Franzosen haben kein unmittelbares Interesse daran, das Kreuz von Savoyen auf der Insel der Johanniter wieder verschwinden zu sehen. Gleichwohl sind sie immer mit den Engländern dafür eingetreten, daß Italien den Dodekanes sobald wie irgend möglich zu räumen habe. Auch in Albanien arbeiten Franzosen und Italiener einander entgegen. Francis Charmes hat erst neulich wieder in der „Revue des deux mondes“ Italien und Oesterreich mit Krieg bedroht, wenn sie die territorialen Ansprüche der Griechen und Serben gegenüber Albanien gar zu rücksichtslos beiseite schöben. Die Drohung des französischen Publizisten wurde freilich in so zierlichem Salonton vorgebracht, daß niemand an ihren Ernst glauben konnte. England geht heute zugunsten der Serben und Griechen, um deren Freundschaft Herr Francis Charmes angelegentlicher als je wirbt, nicht mit. Begierig, die Italiener um jeden Preis rasch aus Rhodus zu entfernen, hat das Kabinett von St. James die römische

Regierung durch Förderung der italienischen Abgrenzungsvorschläge in Südalbanien auf jenem anderen Schauplatz der diplomatischen Kämpfe in der Aegäis entgegenkommend zu stimmen versucht.

Vor allen Dingen aber — heute liegt nicht Krieg in der Luft, sondern Entspannung. Sie ist allerdings nur relativ, wie ein Blick auf die inneren Verhältnisse Bulgariens beweist. Was seine Nachbarn fürchten, lehrt die soeben beschlossene Dislokation der verstärkten griechischen Armee. Von 15 Divisionen werden nicht weniger als 8 ihre Garnisonen in Mazedonien haben, und dazu kommt noch eine in dem benachbarten Larissa, so daß schon im Frieden drei Fünftel des Heeres an der bulgarischen Grenze konzentriert sind. Aber das sind Zukunftssorgen. Auf dem Programm von heute steht die pénétration pacifique der Türkei. Niemals, auch nicht nach dem Krimkrieg, haben alle abendländischen Nationen so wie gegenwärtig in Plänen gewetteifert, das osmanische Reich zu reorganisieren und zu entwickeln. Die Folge wird sein, daß sich immer dichtere Schwärme von Europäern über das Land ergießen. Ganz abgesehen von den militärischen und administrativen Instrukteurs, die dort unten nur eine gemessene Frist bleiben, wird sich dauernd eine gerichtlich und fiskalisch eximierte Oberschicht von Franken in der Türkei niederlassen, eine herrschende Kaste, die immer mehr anschwillt. Schon heute leiten die europäischen Christen ganz oder großenteils die Verwaltung der Staatsschulden, Steuern, Eisenbahnen, Posten; ihre Kaufmannschaft ist zahlreich und mächtig. Diese Helfer sind nicht zu entbehren, aber auch sehr gefährlich, und es ist eine der wichtigsten Fragen der Weltpolitik, ob jene wirtschaftlichen und administrativen Lehrmeister des Landes die Türkei zur Teilung vorbereiten werden, oder ob das osmanische Volk an ihrer Hand endlich lernen wird, auf eigenen Füßen zu stehen, sodaß es der orientalischen Giaurs schließlich entraten und sie allmählich wieder entsagen kann, wie das in Japan geschehen ist, allerdings unter einer viel günstigeren Konstellation nach Außen und im Innern.

Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Achleitner, A. — Themis und Diana. Mk. 4.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Ander, Adam, Dr. med. — Mutterschaft und Emanzipation. Eine Studie über die Stellung des Weibes in der Natur und im Menschenleben. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Berlin. Verlag Paul Nitschmann.
Andreas, Dr. W. — Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung. Mk. 12.40. Leipzig, Quelle & Meyer.
Aus der Jugendzeit — (Der Lebensfreude 7. Band) Sprüche und Gedichte gesammelt von P. I. Tonger. In Leinenband Mk. 1.—. Verlag von P. I. Tonger, Köln
Bauditz, Sophus — Der alte Hauptmann, Roman. In Leinen gebunden Mk. 5—. Rich. Hermes Verlag, Hamburg 37
Bernheim, E. — Quellen zur Geschichte des Investition-Streites. Mk. 1.50. Leipzig, B. G. Teubner.
Bettelheim, A. — Biographenwege Mk. 6.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten — ausgewählt und herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. Band I. Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. In Pappband Mk. 2.80, in Leinen Mk. 3.20. Freiburg i. B., Herder'sche Buchhandlung.

Biese, Prof. Dr. A. — Pädagogik und Poesie. Mk. 7.—. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.
Bismarck, A. v. — Begebenheiten und Abenteuer von ihm selbst erzählt. Verlag von Carl Curtius, Berlin
Block, Dr. Willibald — Die Condottieri. Studien über die sogenannten „unblutigen Schlachten". Berlin. Emil Ebering 1913.
Bode, W. Goethes Liebesleben. Mk 5.— Berlin, E. S Mittler & Sohn.
Bongardt, Hans — Der alte Berns. Blaue Eckardtbücher. Bd. 8. Mk. 3.—. Fritz Eckardt Verlag. Leipzig 1914.
Bornemann, Senior Prof. D. — Frankfurt a. M. eine Universität ohne theologische Fakultät? Preis 80 Pf Verlag von Alfred Töpelmann, Giessen 1913.
Bornhausen, Karl — Religion in Amerika. Mk. 2.50. Giessen, Alfred Töpelmann.
Botsky, Katarina — Sommer und Herbst, zwei Lebensalter, Roman. Geh. Mk. 3.50. geb. 4.50. Verlag Albert Langen, München.
Brandt, Rudolf — Theodor Fontane, mit 38 Abbildungen. Velhagen & Klasings Volksbücher No. 97. Preis 60 Pf. Bielefeld-Leipzig Verlag von Velhagen & Klasing.
Branford, B. — Betrachtungen über mathem. Erziehung. Brosch. Mk. 6.—, geb. 7.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Buchner, Eberhard — Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Band IV, V. Verlag Albert Langen. München.
Conrad, Joseph — Mit den Augen des Westens. Roman. Geh. Mk. 5.50, geb. Mk. 7.—. Verlag Albert Langen, München.
Deutscher Juristenkalender 1914. — Mk. 3.20. Berlin, Otto Liebmann.
Dose, Joh. — Ein alter Afrikaner. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Wismar, Heindorff'sche Verlagsbuchhandlung.
Deutsches Jugendbuch — Band V, herausgegeben von Wilh. Kotzde, in Leinen geb. Mk. 3.—. Verlegt bei Joseph Scholz in Mainz.
Duret. Theodore — Vue sur l'histoire de la France moderne. Paris. BibliothèqueCharpentier
Eberhardt, P — Das Rufen des Zarathustra. Brosch. Mk. 3,—, gebd. Mk. 4,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Eheberg, Karl Theodor v — Die Reichsfinanzgesetze vom 3. Juli 1913. Nachtrag zur zwölften Auflage der Finanzwissenschaft. Preis 60 Pfg. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung.
Enderling, Paul — Zwischen Tat und Traum. Roman. geh. Mk. 4,—, in Leinenband Mk. 5,—. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl., Stuttgart 1913.
Endres. F. C. — Moltke, Aus Natur und Geisteswelt, Band 415, Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Falk, Johannes. — Kriegsbüchlein, Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars, in dem Zeitraum von 1806—1813 nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Aktenstücken und Originbriefen gesammelt. Insel-Verlag, Leipzig.
Franz, Dr Albert — Adolf Kolping (Führer des Volkes, eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 5 Heft. gr. 8⁰ (60) Mit dem Bilde Kolpings. M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 60 Pfg., postfrei 75 Pfg.
Funk, Philipp — Ignatius von Loyola. Band VI der Sammlung: Die Klassiker der Religion, herausgegeben von Prof. Lic. theol. Gustav Pfannmüller, brosch. Mk. 1,50, gebd. Mk 2,—. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H.
Georgi-Dufour. — Urkunden zur Geschichte des Suezkanals Mk. 5,— gebd. Mk. 6,—. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
Goldscheid, R. — Monismus und Politik. Mk. 0.50. Wien, Leipzig, Anzengruber Verlag.
Grandel, Hans stud phil. Student und Vinzenzverein (Studenten-Bibliothek Heft 3, herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit) kl. 8⁰ (55) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Preis 40 Pfg, postfrei 45 Pfg.
Gutmann, Dr Franz — Das französische Geldwesen im Kriege 1870—1878, Mk. 12,—. Strassburg i. E., Karl J. Trübner.
Haaris, E. — Der Sedan-Feldzug. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses.
Halbfass, Prof. Dr. — Abseits der Heerstrasse. Brosch. Mk. 6.—, gebd. 7.50, Leipzig. Xenien-Verlag.
Hammer, Heinrich — Traktat vom Samaritanermessias. Studien zur Frage und Abstammung Jesu. Bonn, Carl Georgi Verlag 1913.
Handbuch für Heer und Flotte. — Enzyklopädie der Kriegswissenschaften und verwandter Gebiete, herausgegeben von Georg von Alten †. Band V. Vollständig in 9 Bänden. Preis jedes in Halbfranz gebd Bandes Mk. 26.—. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Harbou, Thea v. — Der Krieg und die Frauen. Novellen. Preis Mk. 2.60. I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchf., Stuttgart und Berlin.
Hefele, Dr. Herm. — Petrarca. Die Religion der Klassiker, herausgegeben von Prof., Lic. G. Pfannmüller. No. 8. Protetantischer Schriftenvertrieb G m. b. H., Berlin-Schöneberg 1913.
Hegewald, H. — Gegenwartphilosophie und christliche Religion, brosch. Mk. 3,60, geb. Mk. 4.20. Leipzig, Felix Menier.
Hirtz Arnold. — Baden und Schwimmen Praktische Winke für die Jugendpflege. (Soziale Tagesfragen Heft 42) gr. 8⁰ (54) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.. 80 Pfg., postfrei 90 Pfg.
Ilgenstein, W. — Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend, Preis Mk. 1,60. — Im Selbstverlag des Verfassers, Charlottenburg, Goethestr. 5
Jüngmann, Ina. – Meine Residenzarbeit (Studenten-Bibliothek Heft 11. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit.) kl. 8⁰ (59) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 40 Pfg., postfrei 45 Pfg.

Kemmerich. — Kausalgesetz der Weltgeschichte, 1. Band. Verlag Albert Langen, München 1918.
Kern. Fritz. — Mittelalterliche Studien, Band 1, Heft 1, Humana Civilitas, Eine Danteuntersuchung, Mk. 7,50, gebd. Mk. 9,50. Leipzig, K. F. Koehler.
Kosch, Dr. Wilh., Universitätsprofessor. — J. M. Sailer (Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 6. Heft.) 8° (41) M.-Gladbach 1918, Volksvereins-Verlag G. m. b. H Preis 60 Pfg., postfrei 70 Pfg.
Krieck, E. — Lessing und die Erziehung des Menschengeschlechts, zugleich eine Auseinandersetzung mit der Thaerlegende, Mk. 1,—. Heidelberg, Carl Winters Universal-Bibliothek.
Kuttenkeuler, Theodor. — Bogumil Goltz, Leben und Werke, brosch. Mk. 2,50, geb Mk. 3,—. Danzig, A. W. Kafemann G. m. b. H.
Kunstwart und Kulturwart, Herausgeber F. Avenarius. Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten. Bezugspreis für das Vierteljahr Mk. 4,50, Einzelheft 80 Pfg. Verlag Georg v. W. Callwey in München.
Lanzalone, G. — Il Cùculo. Salermo, Fratelli Jovane.
Lasker, Emanuel. — „Das Begreifen der Welt". Preis Mk. 11.—. Berlin W. 57, Hans Joseph, Verlag G. m b. H.
Lindemann, Dr. E. — „Das deutsche Helgoland", geh. Mk. 7,—, gebd. Mk. 8,50. Berlin, „Vita" Deutsches Verlagshaus.
Lübbe, Dr. Albert. — Friedrich Gentz und Heinrich Sybel, Mk. 2,40. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Meinecke, Dr. Friedrich. — Deutsche Jahrhundertfeier und Kaiserfeier. Eine Festrede Preis 0 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Meyer. Alfred — Der Balkankrieg. Teil II. Mk. 8.50. Berlin, Voss'sche Buchhandlung (Verlag)
Der Modeaffe — Komödie von Friedrich dem Grossen. Preis —.80. Aus dem Französischen übersetzt von Ernst Leopold Stahl. Leipzig, Georg Wigand.
Müller, Friedrich v. — Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Leipzig. Insel-Verlag.
Mulert, Herm. — Paul de Lagarde. Band 7 der Sammlung: Die Klassiker der Religion, herausgegeben von Prof. Lic theol. Gust. Pfannemüller, brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Nachmison N., — Die Staatswirtschaft. Brosch. Mk. 8— geb. Mk. 10.—. Leipzig Arthur Kade.
Nelson, Leonard — Die Theorie der wahren Interessen und ihre rechtliche und politische Bedeutung. Preis 80 Pf Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
Ohle, Lic. theol. Dr. Rudolph — Die Besiedelung der Uckermark und die Geschichte ihrer Dorfkirchen. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Prenzlau 1918. A. Mieck, Verlagsbuchhandlung.
Platz, Hermann — Die Früchte einer sozialstudentischen Bewegung. Studentenbibliothek 7. Heft. Preis 40 Pf. M. Gladbach 1918. Volksvereins-Verlag G m. b. H.
Plessner, H. — Die wissenschaftliche Idee. Ein Entwurf über ihre Form. Mk. 3.80. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.
Quadriga — Vierteljahrsschrift der Werkleute auf Haus Nyland. Jährlich 4 Hefte Mk. 3.—. Einzelheft Mk. 1.—. Jena 1913. Verlag von Bernhard Vopelius.
Rauecker, Dr. Bruno — Die Settlementsbewegung. Studentenbibliothek 8. Heft. Preis 40 Pf. . Gladbach 1918. Volksvereins-Verlag G. m. b. H.
Richter, Raoul Essays — Brosch. Mk. 3.60, geb. Mk. 4—. Leipzig, Felix Menier.
Rumpf, Dr. Max — Das Ideal des volkstümlichen Rechts. Preis 60 Pf. Mannheim, J Bensheimer.
Saalburg-Jahrbuch — Bericht des Saalburgmuseums. I II. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co.
Schleiermachers Werke — Bd. II. Philos. Bibl. Bd. 137. Brosch. Mk. 12.50, geb. Mk. 15.— Leipzig, Felix Menier.
Schmidt, Dr. Franz — Die Türkei. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. (Staatsbürger-Bibliothek Heft 36.) (52) 8° M. Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H 40 Pf., postfrei 45 Pf.
Schücking, Dr. Walther — Neue Ziele der staatlichen Entwicklung. Mk. 2.50. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung)
Schüssler, Dr. Wilhelm — Die nationale Politik der österreichischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament. Berlin und Leipzig von Walther Rothschild.
Schway, Dr. Otto, Wirkl. Geh. Oberfinanzrat — Die finanzielle Stellung der europäischen Grossmächte, zugleich im Hinblick auf ihre finanzielle Kriegsbereitschaft. — Finanzwirtschaftliche Zeitfragen. Heft 5. Verlag Ferdinand Enke in Stuttgart.
Sehmer, Th. — Australien und Neuseeland Eine sozialpolitische Studie. Berlin 1913. Schriften der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände.
Simon Hans, O. — Der Deutschen Jugend Sportbuch Mk. 3.— geb. Leipzig, B. G. Teubner.
Singer, J. Das Land der Monopole: Amerika oder Deutschland? Preis Mk. 8.50, geb. Mk 10 —. Berlin, Franz Siemenroth.
Schweizer Jahrbuch — der Süddeutschen Monatshefte Mk. 1.50 Fr. 2.—. München.
Stockmann, Alois — Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Marx und Engels.

Von

Hermann Oncken.

Der Briefwechsel zwischen Friedrich Engels und Karl Marx 1844 bis 1883. Herausgegeben von A. Bebel und Ed. Bernstein. Vier Bände. XX, 448; XXIV, 429; XXIV, 442; XX, 536 Seiten. Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1913.

„Gleichheit ist die Seele der Freundschaft", sagt Aristoteles. Daß aber noch etwas Wesentlicheres dazu gehöre als die nackte Uniformität, lehrt die einfache Tatsache, daß die wertvollsten Freundschaften zwischen sehr verschiedenen Individualitäten, trotzdem und weil sie ihr Selbst nicht aufgeben, geschlossen werden. Es muß etwas Höheres, die einzelnen Naturen sich wahrhaft Gleichsetzendes hinzukommen: eine Gleichheit des den Lebensweg weisenden Willens, wie sie in dem tieferdringenden Wort des Sallust verlangt wird: ‚idem velle atque idem nolle ea firma amicitia'. Nur eine Gleichheit der obersten idealen Zielsetzung führt Menschen dauernd und innerlich zusammen. Vielleicht ist es deutscher Geistesgeschichte eigentümlich, daß sie sogar auf ihren Höhen — die großen Namen aus der Reformationszeit und klassischen Dichtung sind allen geläufig — Gemeinschaften solchen Inhalts aufweist. Und wie man auch im einzelnen Falle über die innere Zusammengehörigkeit urteilen mag: unleugbar hat das deutsche Volksempfinden — vielleicht weil gerade dieses Ideal männlichen Verhaltens zueinander dem innersten Wesen unseres Volkscharakters entspricht — ein gewisses Bedürfnis, solche Doppelgestalten zum Bilde einer neuen Einheit zusammenzuschmelzen. Wir lieben sie nicht nur da, wo wirklich der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein, sondern neigen manchmal dazu, auch das nur scheinbar Zusammengehörende äußerlich an einander zu binden.

In die Reihe der wahrhaften Lebensgemeinschaften unseres Volkes gehören Karl Marx und Friedrich Engels, als Individualitäten weit genug von einander entfernt und doch zu untrennbarer Einheit verschmolzen, für sich, für ihre Arbeit und für die Nachwelt. Gewiß möchten manche von uns gerade den Gründern der Internationale nicht ohne weiteres die Ehre einer Doppelherme im Tempel nationaler Größe bewilligen und vielmehr den Einwand erheben, daß in ihrer Kampfstellung im Exil nur das „idem nolle“, nicht aber harmonische Schöpferkraft zum Ausdruck gebracht worden sei, daß der Schlackenhaufen zu hoch gelagert sei, der das edle Metall ausgeglüht habe. Es ist auch keine Frage: die unmittelbare Verknüpfung dieser Männer mit den erregtesten politischen Kämpfen der Gegenwart macht ein Werturteil über ihre historische Stellung nicht leicht; auch die geistige Absperrung, in der die Sozialdemokratie sich selbst hält und herrschende politische Tendenzen sie halten möchten, erschwert die Verständigung. Aber schon um ihrer, man ist versucht zu sagen: weltgeschichtlichen Nachwirkung willen, muß man immer wieder fragen, was diese Männer für die Nation bedeuten.

Wie man auch über sie denken mag, das eine wird niemand leugnen, daß hier eine der stärksten Fortbildungen einer Ideengemeinschaft zur Arbeitsgemeinschaft und dann zur Lebensgemeinschaft vorliegt, die wir überhaupt kennen. Für die Vorstellungen vieler waren die beiden Individualitäten zu einer neuen Unteilbarkeit verwachsen, so daß es lange unmöglich schien, ihre Abgrenzung gegen einander vorzunehmen, und nur auf Kosten der einzelnen Persönlichkeiten konnte es geschehen. Es ist überraschend, wie die Persönlichkeit Marxens in der unabsehbaren Literatur des Marxismus bisher zu kurz gekommen, wie das Menschliche in ihr lange auch der Sozialdemokratie fremd geblieben ist. Während Lassalle, dessen politische Nachwirkung später vom Marxismus erdrückt wurde und erst heute wieder durchzudringen scheint, auch in allem Persönlichen seinen Anhängern höchst lebendig geblieben ist, gibt es von Marx nicht einmal eine seiner würdige Biographie.*) Diese Unzugänglichkeit des Menschen Marx hat nicht nur daran gelegen, daß das Chaos seiner politischen, ökonomischen und geistigen Auswirkungen überhaupt

*) Nur so ist es zu erklären, daß das vor einigen Jahren erschienene Buch des amerikanischen Sozialisten John Spargo, das in der englisch sprechenden Welt einen gewissen Erfolg erzielte, trotz seiner absoluten Unzulänglichkeit eine deutsche Uebersetzung (Leipzig, Felix Meiner 1912) erfahren hat

eine wesensverwandte, also enzyklopädisch gerichtete Empfänglichkeit vom Biographen verlangt, sondern auch an der Tatsache, daß bisher für weite Strecken seines Lebens, so lange nur gelegentliche und nebensächliche Teile seines Briefwechsels bekannt waren*), ein eigentliches Material nicht vorlag. So verschwand der Mensch hinter seinem Werke. Und hinter Marx, dessen mächtige Persönlichkeit doch immer wieder durchbrach, war der andere vollends im Halbdunkel verborgen geblieben. Wie wenig man von dem Menschen Engels wußte — abgesehen natürlich wiederum von seinen Werken —, erkennt man an der Mühe, die Sombart hatte, bei seinem Tode die Grundlinien der Persönlichkeit zu ziehen. Für weitere Kreise wird die soeben von Gustav Mayer, dem Biographen Schweitzers, von dem wir bald eine Biographie des jungen Engels erwarten dürfen, bewirkte Veröffentlichung seiner Jugendbriefe**) einen großen Unbekannten enthüllt haben.

Für beide Männer aber gilt das Wort: daß nur die Auseinandersetzung des Einen mit dem Andern sie sichtbar herausstellen kann. Vor diesem Ereignis, vor den vier Bänden ihres durch vierzig Jahre hindurch sich erstreckenden Briefwechsels stehen wir heute. Mit einem Male sind die bisher Unzugänglichen in ihren intimsten Verborgenheiten, in plastischer Greifbarkeit und voller Blutwärme uns nahe gebracht. Jetzt erst wird die Biographie — oder bezeichnen wir die Aufgabe gleich so, wie sie doch immer nur lösbar sein wird — wird die Doppelbiographie möglich.

Die Herausgeber Bebel und Ed. Bernstein (der wohl die eigentliche Editionsarbeit geleistet hat), haben das unbestreitbare Verdienst, dem historischen und biographischen Erkenntniszweck jede andere Rücksicht untergeordnet zu haben. Sie geben, mit alleiniger Ausnahme des ganz Unwesentlichen, alles wieder; sie unterdrücken weder den trüben Niederschlag der persönlichen und häuslichen Misere, die Marx getragen hat, noch die Maßlosigkeiten seiner Werturteile, selbst da nicht, wo die Empfindlichkeiten der heutigen Sozialdemokratie peinlich dadurch berührt werden. Die Folge ist gewesen, daß Kautsky gegen Fr. Mehring, der als Vertreter von Laura Lafargue, der (jetzt verstorbenen) Tochter Marxens, die Interessen der Familie Marx bei der Herausgabe wahrzunehmen hatte, den Vorwurf eines

*) Z. B. Briefe usw. von J. Ph. Becker, Jos. Dietzgen, Fr. Engels, Karl Marx u. a. an Fr. Sorge u. a., Stuttgart 1906. F. Mehring, Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel, Ergänzungshefte zur Neuen Zeit 12. Stuttgart 1912.

**) Neue Deutsche Rundschau 1913.

Vertrauensbruches erhoben hat. Die Herausgeber sind sich, das gilt für Bernstein und Mehring ohne Zweifel, von vornherein klar darüber gewesen, daß eine gewisse Umwertung aller Werte die Folge der Publikation sein müsse; sie werden gesehen haben, daß Engels, zum mindesten im Menschlichen, über Marx hinauswächst und jetzt seine historische Stellung, zum Teil auch auf Kosten von Marx gewinnt. Sie werden sich auch einer für die orthodoxe Sozialdemokratie noch bedenklicheren Konsequenz bewußt gewesen sein. Durch den rückhaltlosen Abdruck der (übrigens von Engels stets geteilten) vernichtenden und verächtlichen Urteile über Lassalle werden die Leser, die diese Verdammung nicht mitmachen wollen und aus Gründen historischer Gerechtigkeit nicht mitmachen können, dazu gereizt, auch hinter andere Werturteile Marxens ein Fragezeichen zu setzen; sie werden sich auch zu der Persönlichkeit und dem Lebenswerk Marxens historisch, d. h. kritisch stellen müssen, und Mehring hat offen eingeräumt, daß er mit seiner Zurückhaltung der Partei einen kleinen Dienst habe erweisen wollen, indem er dazu beitrage, den öden Marx-Kultus in der „Neuen Zeit" und im „Vorwärts" zu beseitigen. Wie dem auch sei, wir sehen, wie die Historie, ja schon die bloße Ausbreitung historischen Stoffes, auch in diesem Falle ihre immerwährende Funktion ausübt, die Legende, die ein geheiligter Besitz der Partei war, in sich aufzulösen, und damit jenseits vom Streit des Tages ein Verständnis vorzubereiten, das auch auf die politischen Anschauungen wieder zurückwirken muß.

Das uns erhaltene und nunmehr vorgelegte Material ist schon äußerlich von enormem Umfang: gegen 1400 Briefe, von 1844 bis 1883 reichend und gegen 2000 Seiten umfassend; es ist aber nach der Schätzung der Herausgeber nur etwa die Hälfte erhalten, die sich auf die verschiedenen Perioden und die beiden Briefschreiber ziemlich ungleich verteilt. Während aus den Jahren bis zur Februarrevolution mit verschwindenden Ausnahmen allein Briefe von Engels an Marx erhalten sind und die beiden Revolutionsjahre, in denen sie nebeneinander standen, nur wenig aufweisen, beginnt der eigentliche Briefwechsel erst mit dem Jahre 1850, wo Engels in Manchester und Marx in London ihren dauernden Wohnsitz nahmen, und reicht, wenn auch mit Lücken bald von der einen, bald von der anderen Seite (so fehlen die Briefe von Engels vom Sommer 1854 bis Ende 1855), in der vollen Ausdehnung bis zum Herbst 1870. In diesen beiden Jahrzehnten ruht das Schwergewicht. Von dem Augenblick an, wo auch Engels nach London übersiedelt, fällt der

regelmäßige briefliche Meinungsaustausch natürlich fort und beschränkt sich auf die Monate der Reisezeit, um nur noch in der letzten Zeit, während der langen Krankheit von Marx, wieder reichlicher zu fließen.

Unübersehbar aber, von verwirrender Buntheit und nur in letzter Synthese einheitlich, ist der stoffliche Inhalt dieses Briefwechsels. Menschliches, Allzumenschliches und trotzdem zwei Lebensläufe, die ganz in der Arbeit an den allgemeinsten Strebungen der Menschheit aufgehen; von den intimsten Kreisen des Hauses wird man unaufhörlich in den weitest gespannten Rahmen der Weltpolitik und Weltwirtschaft versetzt, Klatsch und Zank des Tages wechseln mit den Tiefen philosophischer Spekulation und ökonomischer Einsicht. Diplomatie und Krieg aller Völker, die Interna der englischen Politik, in einer gewissen Entfernung der leidenschaftlich verfolgte Gang unserer deutschen Entwicklung in den Jahrzehnten der Einigung; Parteibildung und Spaltung in unaufhörlichen Kämpfen, von den vormärzlichen Ansätzen kommunistischer Gruppenbildung bis zur Begründung der Internationale im Jahre 1864, Presse, Broschüren, Resolutionen, Blaubücher und parlamentarische Reports, ein Kleinkampf von aufreibender Kleinlichkeit, aber immer über alle Völker, von Rußland bis nach Amerika sich spannend: was zieht nicht an Menschen, an Namen und Namenlosen hier vorüber. Den Hintergrund aber bildet die unabsehbare geistige Arbeit von Marx; Adam Smith und Ricardo, Carey und Proudhon, Lassalle und Dühring lösen sich ab; die ganze Werkstatt, aus der „das Kapital" entstanden ist, öffnet sich vor uns; aber weit über Nationalökonomie im weitesten Sinne dehnt sich die Aufnahmefähigkeit dieses Mannes. Engels hat von dem ersten Besuch, zu dem er Marx in das Britische Museum führte, einmal einem Freunde erzählt: „Er stopfte sich voll mit der Leidenschaft einer unersättlichen Schlange." Jetzt sehen wir die Riesenschlange an jener unvergleichlichen wissenschaftlichen Arbeitsstätte jahrzehntelang in Tätigkeit, und wenn Marx einmal über einige Wochen ernster Erkrankung schreibt: „in dieser Zeit, wo ich ganz arbeitsunfähig, gelesen: Carpenters Physiology, Lord ditto, Kölliker, Gewebelehre, Spurzheim, Anatomie des Hirns und Nervensystems, Schwann und Schleiden über die Zellenschmiere", so mag man danach den geistigen Umsatz in normalen Zeiten ermessen. Gewiß überwiegt auch hier der Eindruck der Massenhaftigkeit und manchmal Wahllosigkeit, die Grenzen zwischen Dilettantismus und Wissenschaftlichkeit fließen bei beiden Männern ineinander, aber am

letzten Ende scheint doch alles wieder einer neuen Weltanschauung zu dienen und sich einzuordnen. Und das bleibt das letzte: wie wir auch immer von dem Boden unseres Staates und unserer Gesellschaft, den jene bekämpften und wir behaupten, über diese Menschen, ihre Ideen, ihr Tun und Lassen urteilen, wir können uns nicht dagegen verschließen, daß viel von ihrem individuellen Wähnen und Trachten zu einer fortlebenden Wirklichkeit geworden ist. Wir stehen in der Schmiede Vulkans, wild und ungeordnet türmt sich das Werkzeug übereinander, Dampf und Rauch und Schmutz verwirrt das Auge, ein ohrenbetäubender Lärm erschallt, die Funken stieben vom Amboß, aber eine kunstreiche, eine Leben und Tod bringende Waffe wird geschmiedet. Es ist eine Werkstatt historischer Dinge.

Und nun nehme man noch hinzu, daß auch die Form der Briefe die Lektüre weder bequem noch erfreulich macht. Gewiß ist sie dem Gewollten immer adäquat, konsequent und klar in sich, ohne falsche Töne und halbe Worte, aber die Beiden schreiben nicht Briefe um der Briefe willen, sondern betreiben einen lebendigen Meinungsaustausch — den sie in Wochen persönlichen Zusammenseins noch zu höherer Intensität steigern — in dem Stil ihrer vertraulichsten Umgangsart. Sie fallen mit Vorliebe in einen derben Bummelton, den sie aus jüngeren Jahren als Ausdruck einer engen Gemeinsamkeit überkommen haben und als eine Anpassung an einen bohemienartigen Lebensstil, wie es der Deutsche gern tut, dauernd beibehalten. Dagegen wäre an sich nicht viel zu sagen, wenn nicht der Druck, an den die Briefschreiber nicht denken konnten, nachträglich manche Verletzung des Geschmacks peinlicher machte; in diesen Briefen, die sich nicht selten zu ernsthaften wissenschaftlichen Abhandlungen weiten, sind Wendungen wie Schmiere und Dreck nicht die stärksten ihrer Art, denn sie bezeichnen nur die eigene theoretische Arbeit und keine Personen. Dazu kommt noch, daß beide, Marx noch mehr als Engels, aus Gründen der gewollten Uebung oder des rascheren Verständnisses, ihren deutschen Briefstil mit englischen und französischen Wendungen und Satzteilen buntscheckig durchsetzen. Die Herausgeber aber haben sich, abgesehen von orientierenden Einleitungen zu größeren Abschnitten, mit Rücksicht auf ihren Leserkreis auf die Beifügung einer Uebersetzung alles Fremdsprachlichen beschränkt und zunächst jede Erläuterung unterlassen bezw. für später in Aussicht gestellt; wer jedoch bei der Erwähnung der nationalistischen amerikanischen Partei der „Knownothings“ nur durch die Note „Nichtwisser“ belehrt wird, wird dadurch keineswegs „wissend“

gemacht. Auch wer kein Freund einer subalternen Anhäufung erläuternder Noten für die Unmündigen ist, wird doch mit Bedauern zugeben, daß durch die in diesem Falle geübte Praxis die Lektüre sehr erschwert wird.

Um so mehr darf sich diese Anzeige darauf beschränken, nur einige Ariadnefäden zur Führung durch das Labyrinth abzurollen, bis die Herausgeber das Versprechen ihres großen Schlüssels wahrgemacht haben.

* * *

Marx hat gelegentlich, als er die aufopfernde Hilfe von Engels annahm, für ihr beiderseitiges Verhältnis die Formel gewählt: „daß wir zwei ein Kompagniegeschäft treiben, wo ich meine Zeit für den theoretischen und Parteiteil des business gebe". (31. 7. 1865.) Das Wort entspricht den Tatsachen. Er leistete in den Londoner Jahrzehnten einmal die gelehrte Arbeit, aus der, nach dem Vorläufer „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (1859), schließlich das „Kapital" erwachsen ist; daneben war er führend in die aufreibenden Wirren und Geschäfte verwickelt, die sich aus der Leitung des Kommunistenbundes bis zu seiner Auflösung (November 1852) und aus der Auseinandersetzung mit allen Fraktionen und Nationen der Londoner Emigration ergaben, und von neuem hatte er seit der Begründung der Internationale im Jahre 1864 die Leitung und Verantwortung im wesentlichen auf seine Schultern zu nehmen. Das steht von vornherein außer Frage: als geistiges und politisches Parteihaupt hat er in allen diesen Jahren die schwerere Last getragen, um so mehr, als er zugleich im blutigsten Daseinskampf für sich und seine Familie stand und dafür seine Hauptarbeitskraft hergeben mußte. Daß er aber diese doppelte Last tragen konnte und von ihr nicht völlig zermalmt worden ist, das hat er allein Engels zu danken.

Die Freunde lebten und arbeiteten allerdings unter sehr verschiedenen Bedingungen. Engels blieb, trotz des Niederbruches in der Revolution, der Sohn des wohlhabenden rheinischen Fabrikantenhauses, der in dem Manchesterer Zweiggeschäft „Ermen & Engels", als Kommis, Prokurist und schließlich Teilhaber für die väterliche Firma in Barmen mit seinen hervorragenden kaufmännischen Fähigkeiten unentbehrlich wurde. Seine Tätigkeit in Manchester bedeutete für ihn nicht in dem Sinne ein Exil, wie für fast alle deutschen achtundvierziger Emigranten, die mit dem Vaterlande jeden sozialen und wirtschaftlichen Boden unter den Füßen verloren hatten; rein

ökonomisch gesehen, blieb er mit Heimat, Vaterhaus, Beruf durchaus verbunden, wenngleich entschlossen, seinen Posten sofort zu verlassen, sobald ein politischer Umschwung auf dem Kontinent heraufziehe; eben deswegen kam der Vater, der ihn am liebsten politische Urfehde hätte schwören lassen, sogar einmal auf den Gedanken, ihn vorsichtshalber von Manchester in eine Filiale nach Calcutta zu „versetzen". So haben ihn die gemeinen Lebenssorgen nie ergriffen; er verstand als umsichtiger Kaufmann zu rechnen und konnte alle Bedürfnisse seiner lebenslustigen Natur befriedigen, so daß er manchem darbenden und sittenstrengen Emigranten wohl als „Genießer" verdächtig war; anfangs knapp gestellt, konnte er mit der Zeit an den Lebensgewohnheiten der Manchesterer Bourgeoisie nach Gefallen Anteil nehmen. Sorgen und Mühen, auch Einschränkungen, nahm er für einen Andern auf sich. Denn Marx kam aus der Revolution mit Frau und Kindern nach England, als ein mittelloser Mann, der mit dem Untergang der „Neuen Rheinischen Zeitung" auch den Rest eines kleinen Vermögens eingebüßt hatte; er hatte fortan die Not der Verbannung mit einer in London noch wachsenden Familie zu teilen und sich zunächst, nachdem der Versuch einer Fortsetzung seines Zeitungsunternehmens mißglückt war, nach neuen Möglichkeiten für die Erhaltung einer nackten Existenz umzusehen.

Bitter hat Marx einmal ausgerufen: „Es gibt keine größere Eselei für Leute von allgemeinen Strebungen, als überhaupt zu heiraten und sich zu verraten an die petites misères de la vie domestique et privée." (22/2 1858.) Er hat diese Nöte ausgekostet wie wenig Menschen. Die deutsche Geistesgeschichte ist an ergreifenden Blättern reich, sie weiß von Hungerjahren idealistischer Entwicklungszeit zu erzählen, die selbst starke Naturen, wie die Hebbels, fast zermürbt haben: hier aber wird von dieser Not ein ganzes Leben überschattet; nicht eines jugendlichen Ringenden, der sich darüber hinweghebt, sondern eines Mannes auf der Höhe der Reife, bis in das Alter hinein, der, wie man auch über seine Gesamtwirkung denken mag, in dem Bewußtsein einer großen historischen Stellung lebt und sie schließlich behauptet hat. Nun aber sehe man die Reihe der Bitterkeiten, mit denen er sein Lebenswerk erkauft hat! Die Sorgen vor allem in dem Jahrzehnt, wo er in Dean Street, Soho Square, wohnte, das während der Cholera von 1854 das Zentrum des Seuchenherdes war; die Szenen, wie er einen Artikel für die New York Tribune nicht schreibt, „weil ich den penny nicht hatte, um Zeitungen lesen zu gehen", oder ein andermal den Rock

versetzt, um Schreibpapier zu kaufen, oder wie er am Begräbnistage seines einzigen Knaben, dessen Tod er nie verwinden konnte, zu benachbarten Franzosen laufen muß, um Geld für die Ermöglichung der Beerdigung zu leihen; daneben das unaufhörliche Drängen der Gläubiger, des Hauswirts, des Metzgers und des Bäckers, die wohl zuweilen alle Lieferung verweigern und dadurch die Familie zu proletarischer Kartoffelnahrung nötigen, während das Pfandhaus, die unökonomischste aller Institutionen, einen großen Teil des Verdienten auffrißt; die Schulden und Wechsel, die Bettelbriefe, die die unter alledem furchtbar leidende Gattin, die Schwester des preußischen Ministers des Innern, hinter dem Rücken ihres Mannes, schreiben muß; die Vorwürfe und Klagen, die sie ihm nicht hat ersparen können, die Krankheiten, die schließlich auch die starke Natur Marxens vorzeitig erschüttert und aufgerieben haben — dieses ganze Leben aus der Hand in den Mund, das niemals aufhört, durch Jahrzehnte hindurch, und mit dieser dunklen Endlosigkeit vollends niederdrückt. Marx neigte nicht zu weinerlicher Schwäche, aber einmal entringt sich auch ihm der Ausruf: „Lieber 100 Klafter tief unter der Erde. Ich persönlich arbeite mir die Misère weg, durch starke Beschäftigung mit allgemeinen Dingen. Meine Frau hat natürlich nicht dieselben Ressourcen“. Und mit bitterer Selbstironie schreibt er ein Jahrzehnt später: „In ein paar Tagen werde ich Fünfzig. Wenn jener preußische Leutnant zu Dir sagte: „Schon zwanzig Jahre im Dienst und immer noch Leutnant“, so kann ich sagen: „Ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken und immer noch Pauper!“

Marx ist nicht eigentlich ein Mensch, den man liebgewinnen kann; aber noch weniger — man würde das sofort als einen falschen Ton empfinden — eignet er sich dazu, sentimental bejammert zu werden. War doch in diesem Verstandesmenschen der Blick für die schwachen und schlechten Seiten des Menschen erbarmungslos ausgebildet; und wenn man das Wort des Goethischen Prometheus: „Des tätgen Manns Behagen sei Parteilichkeit“, auf ihn anwendet, so ist niemals alles Empfinden und Denken eines Menschen in solchem Maße politischem Parteisinn untergeordnet worden. Dagegen erscheint die eigentliche Gefühlswelt, wenn sie auch in den Beziehungen zu seinen Angehörigen immer wieder durchbricht, meist wie mit starrer Kruste bedeckt, und nicht selten schlägt ein diabolisch-mephistophelischer Zug durch, der „aus bloßem Spaß an mischief mongering“*) sein Spiel mit den Menschen treibt. Die einzige

*) Bd. 4, 114, vgl. 3, 437 ff.

ernsthafte Verstimmung, die einmal zwischen den Freunden ausbrach, hatte ihre Ursache in dem eisigen Cynismus, den Marx in einem Falle, wo der stets edeldenkende Engels auch einmal Zartsinn hätte erwarten können, nicht zu unterdrücken vermochte. Alle diese Nöte haben die gallige Verbitterung steigern, aber dem wahren Wesen dieses Mannes nichts anhaben können. Es hat ja etwas unfruchtbar Peinigendes, wenn man nachträglich in solchen persönlichen Erinnerungen immer und ewig Geldsorgen aufgetürmt findet; und ein Leben voll cavalierer Finanzmisere, wie es jüngst in den beiden Briefbänden Liliencrons ausgebreitet wurde, hinterläßt schließlich nichts als Ueberdruß. Hier tritt doch eine andere Nachwirkung ein. Was an tausend Stellen in den Briefen von Marx immer wiederkehrt, das kann auch für den nachempfindenden Leser ein Erlebnis von wahrhafter Tragik werden: daß ein die Gesellschaft und Wirtschaft mit umgestaltenden Ideen antastender Denker selbst in seinem kleinen Kreise von den wirtschaftlichen Erbärmlichkeiten dermaßen heimgesucht wird: daß der Kampf um die Befreiung des Proletariats mit einem immer wieder ins Proletarierhafte versinkenden Dasein dieses Mannes erkauft wird. Und darum müssen wir bekennen, daß in diesem Kampfe — unbeschadet aller diabolischen Unfreundlichkeiten — ein gutes Stück von unerschütterlichem deutschen Idealismus steckt. Wenn die satte Behaglichkeit der bourgeoisen Empfindung in der Gegenwart weit über ihre ursprünglichen Kreise hinausdrängt und hier und da die Lebensformen selbst der Beamten, Gelehrten und Offiziere mit oberflächlichem Genusse zu färben unternimmt, so darf man ihr auch dieses Beispiel als eine Kraft von höherer Sittlichkeit, als die Betätigung eines Idealismus, auf den wir Deutsche früher stolz waren, mit Fug entgegenhalten.

Freilich noch einmal: Marx wäre ohne Engels unterlegen. Nur mit Hilfe dieses Mannes, dessen Persönlichkeit so gar nicht kompliziert war, sondern von allen guten Geistern harmonischer Kräfteverteilung, gesunden Menschenverstandes, von Hilfsbereitschaft und Hilfsgeschicktheit, und vor allem von nobler Gesinnung getragen war. Als Engels jenes Buch verfaßte, das auch für die geistige Entwicklung Marxens (ich werde noch darauf zurückkommen) so bedeutsam wurde, die „Lage der arbeitenden Klassen in England" (1845), da schrieb der junge Kaufmann dem älteren Freunde, der, soeben aus Paris ausgewiesen, in Brüssel Fuß zu fassen versuchte: „So versteht es sich von selbst, daß mein Honorar für das erste englische Ding, was ich hoffentlich bald wenigstens teilweise ausbezahlt bekomme,

Dir mit dem größten Vergnügen zur Disposition steht. Die Hunde sollen wenigstens das Pläsier nicht haben, Dich durch ihre Infamien in pekuniäre Verlegenheiten zu reißen." (22. 2. 1845.) Die Worte stehen wie ein Motto vor den Lebensbeziehungen eines ganzen Menschenalters. Das Gegenbild der Nöte des Marxschen Hauses war die niemals versagende Opferwilligkeit seines Freundes. Auf jeden Anruf schickte er Geld, soviel er entbehren konnte, anfangs das wenige teilend, später sich zu immer höherer Anspannung steigernd; und wenn es wenig war, so sandte er wenigstens einen Korb voll Rotwein und Portwein (mit welchem Hausmittel damals anscheinend von den englischen Aerzten selbst die meisten Krankheiten behandelt wurden) nach London hinüber; an allen Sorgen nahm er einen Anteil des Gemütes und alles wurde gegeben in vornehmster Form und Gesinnung. So viel Sehnsucht Engels selbst empfand, aus dem „hündischen Kommerz" herauszukommen und ganz seinen Neigungen zu leben, er hielt auf die Dauer, nur um Marx und der Seinen willen, darin aus; er war erst beruhigt, als er seine Unterstützung in ein regelmäßiges System bringen konnte, und er schied schließlich 1865 aus dem Geschäfte in der Weise, daß die ihm gewährleistete Abfindungssumme ihn instand setzte, Marx die (hernach wieder weit überschrittene) Summe von 350 Pfund jährlich zu überweisen. Ganz äußerlich und finanziell gesprochen, ist ein Vermögen den Weg von Manchester nach London gegangen. Diejenigen, die in dem Kommunismus nur die rohe Gütergemeinschaft sehen, müssen zugeben, daß sie von diesen Kommunisten tatsächlich untereinander geübt wurde. Marx war ursprünglich bei Beginn der vierziger Jahre im Bunde mit den Führern der vormärzlichen rheinischen Bourgeoisie in die politische Laufbahn eingetreten; aber nachdem dieser Rückhalt sich längst aufgelöst hatte und die Wege der einst Verbündeten weit auseinandergegangen waren, sehen wir einen Sohn dieser rheinischen Bourgeoisie dem großen Bekämpfer der bourgeois-liberalen Weltanschauung sein ganzes Dasein erst ermöglichen. Erzeugen doch die geschichtlichen Gewalten die Kräfte, die sie ablösen und überwinden, immer wieder aus ihrer eigenen Tiefe.

Man darf das sagen, denn Engels tat und bedeutete für Marx weit mehr. Dieser konnte seinen Lebensunterhalt in London nur dadurch fristen, daß er eine regelmäßige Korrespondenz für auswärtige Zeitungen übernahm. Die wichtigste Verbindung, die einzig dauernde und diejenige, bei der er von seinen Ueberzeugungen nichts zu opfern hatte, war die mit der „New York Tribune". Da er

aber zunächst die englische Sprache noch nicht beherrschte, so blieb für Engels nichts anderes übrig, als in den Abendstunden den ganzen Rohstoff der Artikel für Marx vorzubereiten, und wenn nun bald mit dem Krimkrieg für den Korrespondenten große strategische und taktische Fragen zu erörtern waren, dann war er vollends unentbehrlich, und seine Briefe wurden zu militärischen Abhandlungen, in denen er dem Freunde die leitenden Gesichtspunkte auseinandersetzte. Er wurde auf diese Weise zu einem verborgenen Mitarbeiter Marxens, und da es bei dieser Tätigkeit für die Zeitungen nicht blieb, so erstreckte sich der Kreis seiner Anregungen immer weiter.

Damit kommen wir zu der Frage, was Engels in diesem geistigen Austausch für Marx bedeutet hat, und wir können diese Frage nicht beantworten, ohne uns von der geistigen Individualität von Engels ein Bild zu machen.

* * *

„Du weißt, daß alles erstens bei mir spät kommt, und zweitens ich immer in Deinen Fußstapfen nachfolge", so hat Marx im Jahre 1864 einmal an Engels geschrieben. In welchem Umfange und innerhalb welcher Grenzen das richtig ist, kann man noch kaum abschließend beantworten. Aber die Umrisse dieses einzigartigen Austauschverhältnisses lassen sich nunmehr ziehen.

Der Hegelsche Anspruch auf die Bewältigung aller Empirie in der Wissenschaft lebt auch in seinen Epigonen fort. Fand er in diesem ganzen Geschlecht wohl keine höher dafür befähigte Natur, als die von Karl Marx, so brachte auch die naturwüchsige und bewegliche Begabung von Engels ihm einen weiten Tummelplatz. Man muß sich immer vorstellen, daß dieser nur die Mußestunden eines vom Kontor und der Manchesterer Börse ausgefüllten Daseins zur Verfügung hatte; schon danach wird man schließen, daß die vorhandene geistige Kraft vermutlich mehr rezeptiv als produktiv sich äußern konnte; aber die Spannweite seiner Aufnahmefähigkeit wird doch immer Erstaunen erregen. Geben wir zunächst nur einige Beispiele für den Eifer, mit dem er eine Lieblingsneigung seiner Abendstunden, die Sprachwissenschaften, betrieb, nicht nur aus einer dilettantischen Freude an dem bunten Reichtum, sondern zugleich ein Mittel zum Zweck in die Hand nehmend. Im März 1852 schreibt er nach 14 Tagen russischer Studien: „mit den slawischen Sprachen muß ich dies Jahr fertig werden, und au fond sind sie gar nicht so schwer. Außer dem linguistischen Interesse, was die Sache für

mich hat, ist es auch die Konsideration, daß wenigstens einer von uns bei der nächsten Haupt- und Staatsaktion die Sprachen, die Geschichte, die Literatur und die Details der sozialen Institutionen gerade derjenigen Nationen kennt, mit denen man sofort in Konflikt kommt." Oder ein Jahr darauf wird die Gelegenheit von orientalischen Studien benutzt, um Persisch zu lernen; das Arabische erscheint ihm zu weitläufig, „persisch ist dagegen ein wahres Kinderspiel von einer Sprache. Ich habe mir drei Wochen als Maximum für das Persische angesetzt". Später, im Jahre 1859, kommen die germanischen Sprachen heran: „ich sitze jetzt tief in Ulfilas, ich mußte doch endlich einmal mit dem verdammten Gotisch fertig werden, das ich immer bloß so desultorisch trieb. Zu meiner Verwunderung finde ich, daß ich viel mehr weiß, als ich dachte; wenn ich noch ein Hilfsmittel bekomme, so denke ich in vierzehn Tagen komplett damit fertig zu sein. Dann geht's an Altnordisch und Angelsächsisch, mit denen ich auch immer so auf halbem Fuße gestanden. Bis jetzt arbeite ich ohne Lexikon oder andere Hilfsmittel, bloß gotischen Text und den Grimm, der alte Kerl ist aber wirklich famos." Oder in den sechziger Jahren heißt es: „ich treibe jetzt Grimms Märchen, Deutsche Heldensage, Altfriesisches Recht und Lehre", und später: „ich habe mich diese Woche so ziemlich ins Holländisch-Friesische hineingelesen und ganz nette philologische Sachen darin gefunden." Bald darauf wagt er sogar „auch etwas Keltisch-Irisches zu lesen (natürlich mit Uebersetzung daneben), die Sache scheint doch so schwierig nicht zu sein, aber tiefer laß ich mich doch auf den Kram nicht ein, ich habe schon philologischen Blödsinn genug am Bein." Trotzdem ist er gleich darauf auf der Suche nach einer irischen Grammatik, und am 15. Mai 1870 heißt es: „Die fortwährende Lektüre irischer Bücher, das heißt der nebenstehenden englischen Uebersetzung, war nicht auszuhalten, ohne wenigstens ganz oberflächliche Kenntnis der Laut- und Flexionsgesetze der Sprache. Ich habe hier eine scheußliche irische Grammatik von Anno 1773 entdeckt und vorgestern durchgeochst, dadurch einiges gelernt, aber der Mann selbst hatte keine Ahnung von den eigentlichen Gesetzen des Irischen."

Erst der deutsch-französische Krieg scheint diesen Studien ein Ende zu machen, und damit kommen wir zu einer zweiten, noch viel stärkeren Neigung, den militärwissenschaftlichen Studien. Hier allerdings wirkte bei einem so tatkräftigen und auf Aktion gestellten Manne der Gedanke an die praktische Nutzanwendung in noch höherem Grade mit. Er hatte einst als Einjährig-Freiwilliger bei der

Garde-Artillerie in Berlin gedient und blieb immer sehr befriedigt, daß er als Einziger von den Kommunisten an dem badischen Aufstand teilgenommen habe. Wenn er auch im Exil seine militärwissenschaftlichen Studien fortsetzte, so geschah es anfangs wohl, um der fachlichen Ueberheblichkeit der ehemaligen Berufsoffiziere unter den Revolutionären zu begegnen: „damit wenigstens Einer vom Zivil ihnen theoretisch die Stange halten kann"; und wenn ihm auf dem Kontinent die Zeichen für einen Neuausbruch günstig schienen, wurde ihm das letzte Ziel seiner Nebenbeschäftigung höchst lebendig.

Aber es war etwas in seiner Natur, das ihn gerade diese Studien an sich mit Freude betreiben ließ, und sein gesunder Menschenverstand, sein sicherer und praktischer Blick, seine Fähigkeit zur Synthese geben seinem Urteil einen besonderen Wert. Man ist überrascht, diesen nationalökonomisch interessierten Kaufmann in Manchester immer wieder den ganzen Umkreis militärischer Fachliteratur durcharbeiten zu sehen. Da fehlt, um nur ein Beispiel zu nennen, auch Clausewitz' „Vom Kriege" nicht, um mit dem Urteil: „sonderbare Art zu philosophieren, der Sache nach aber sehr gut" an Marx empfohlen zu werden, der mit der grimmigen Anerkennung: „der Kerl hat einen common sense, der an Witz grenzt" nicht zurückhält. Es wäre eine dankbare Aufgabe, diesen theoretischen Generalstabschef der Roten einmal auf die Gesamtheit seiner Studien hin zu behandeln. Mit welcher Sicherheit urteilt er von Wellington: „Er ist groß in seiner Art, nämlich so groß, wie man es sein kann, ohne aufzuhören mittelmäßig zu sein." Mit welcher Energie arbeitete er für Marxens Berichterstattung für die „New York Tribune" die militärischen Situationen des Krimkrieges durch, und hernach für die Berichte des Freundes in der Wiener „Neuen Freien Presse" die Schlachten des amerikanischen Sezessionskrieges*): in beiden Fällen hatte Marx den Resümees nur die letzte Form zu geben. So übernahm er mit Feuereifer den eigentlichen Teil der Arbeit, als Marx für ein in New York erscheinendes Konversationslexikon, die „American Cyclopedia", sämtliche militärischen und kriegsgeschichtlichen Artikel zu liefern hatte. Im ersten Jubel meinte er sogar: „An Deiner Stelle würde ich ihm offerieren, das ganze Konversationslexikon allein zu machen, wir brächten das schon fertig." Und wenn bei der Herstellung der Artikel auch der finanzielle Ge-

*) Vergl. darüber N. Rjasanoff, Karl Marx und die Wiener „Presse", „Der Kampf" (Wiener) Sozialdemokratische Monatsschrift. Jahrg. 6. Heft 1, S. 249—270.

sichtspunkt naturgemäß überwog, so wird man schon in den eingehenden Ausführungen des Briefwechsels (man lese z. B. Bd. 2, S. 188 ff. über Blücher) erkennen, mit welcher Einsicht und Sorgfalt Engels an die Arbeit ging. In dem großen publizistischen Streit von 1859 trat er mit der Schrift „Po und Rhein“ hervor, die insofern dem großdeutschen Lager zuzurechnen ist, als sie die Verteidigung Oberitaliens gegen den Angriff Dritter verlangte: erst der Gewinn der deutschen Einheit werde die Aufgabe dieser Defensivposition erlauben. Aber wie man auch über ihre politische Tendenz urteilen mag, die Sicherheit des militärischen Urteils machte damals großen Eindruck, und die Gräfin Hatzfeldt, „die bei ihrem Schwager, General v. Nostitz, die ganze preußische Generalität spricht“, berichtete später Marx, daß die Schrift „in hohen und höchsten militärischen Kreisen (unter anderen auch dem des Prinzen Friedrich Karl) als Produkt eines preußischen Geheimgenerals betrachtet wurde“. Und beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war er fast in fieberhafter Spannung, um aus dem Aufmarsch der deutschen Truppen den Kriegsplan zu enträtseln, er übernahm sofort die regelmäßige Berichterstattung für die „Pall Mall Gazette“; „als Korrespondent ins deutsche Hauptquartier zu gehen, hat viele Haken, der größte heißt Stieber*), und dabei würde ich doch weniger kritischen Blick haben.“

Es ist auffallend, wie häufig Engels durch das Waltenlassen der militärischen Gesichtspunkte zu Einsichten gelangt, die den anderen verschlossen waren. Beim Studium der Periode Cromwells erkennt er sofort den springenden Punkt, „daß die Sache auch in England eine andere Wendung genommen haben würde, wenn nicht in Irland die Notwendigkeit gewesen, militärisch zu herrschen und eine neue Aristokratie zu schaffen“. So kommt ihm, indem er im September 1870 die Panik der Franzosen in Paris beobachtet, erst die eigentliche Idee von der Schreckenszeit: „Wir verstehen darunter Herrschaft von Leuten, die Schrecken einflößen; umgekehrt, es ist die Herrschaft von Leuten, die selbst erschrocken sind. La terreur, das sind großenteils nutzlose Grausamkeiten, begangen von Leuten, die selbst Angst haben, zu ihrer Selbstberuhigung. Ich bin überzeugt, daß die Schuld der Schreckensherrschaft Anno 1793 fast ausschließlich auf den überängsteten, sich als Patrioten gebahrenden Bourgeois, auf den kleinen Spießbürger und auf den bei der terreur sein Ge-

---

*) Chef der politischen Polizei während des Feldzuges.

schäft machenden Lumpenmob fällt.“ Er beurteilt auch die gegenwärtige Machtverteilung der Staaten immer nach der militärischen Brauchbarkeit ihrer Grenzlinien, indem er z. B. betont: „jeder Zoll, den wir an der Grenze von Memel bis Krakau den Polen nachgeben, ruiniert diese ohnehin schon miserabel schwache Grenze militärisch vollständig und legt die ganze Ostseeküste bis Stettin bloß“; und analog weiß er, obschon ein Gegner der Annexion von Elsaß-Lothringen, doch das militärisch Berechtigte an dieser Forderung Marx sofort auseinanderzusetzen. Selbst seine Werturteile werden häufig von der Gefühlsseite her durch die Vorliebe für militärische Kraftentwicklung bestimmt. So kommt er während des amerikanischen Bürgerkrieges immer wieder trotz seiner ausgesprochenen Sympathie für die Sache des Nordens auf dessen für ihn unerträgliches Versagen im Felde zurück: „Ich muß sagen, ich kann mich für ein Volk nicht enthusiasmieren, das in einer so kolossalen Frage sich fortwährend von einem Viertel seiner eigenen Bevölkerungszahl klopfen läßt und nach 18 Monaten Krieg nichts weiter erreicht hat als die Entdeckung, daß alle seine Generale Esel und seine Zivilbeamten Spitzbuben und Verräter sind.“ (5. 11. 1862.) Und gegenüber Liebknechts Spekulation auf den französischen Sieg im Jahre 1870 bricht er in den entrüsteten, halb auch gegen Marx gerichteten Spott aus: „Ein Volk, das immer nur Hiebe bekommt und Tritte, ist allerdings das wahre, um soziale Revolution zu machen.“ (15. 8. 1870.)

So beurteilt er auch militärische Organisationsfragen rein vom Standpunkt ihrer praktischen Leistungsfähigkeit. Er glaubt nicht an die Miliz: „Der amerikanische Krieg — Miliz auf beiden Seiten — beweist nichts, als daß das Milizsystem ganz unerhörte Opfer an Geld und Menschen kostet, weil eben die Organisation nur auf dem Papier steht . . . Seit Einführung des Hinterladers ist es mit der puren Miliz erst recht am Ende. Womit nicht gesagt ist, daß nicht jede nationale Militärorganisation irgendwo zwischen der preußischen und schweizerischen in der Mitte liegt — wo? Das hängt von den jedesmaligen Umständen ab. Erst eine kommunistisch eingerichtete und erzogene Gesellschaft kann sich dem Milizsystem sehr nähern und auch da noch asymptotisch.“ (16. 1. 1868.) Und so sehr er auch in Gegnerschaft gegen den preußischen Staat stand, so hielt er seine Wertschätzung der preußischen Heereseinrichtungen auch gegen die gehässigere Kritik von Marx jederzeit aufrecht. Es ist nicht anders: er sah in der Reihe der Kriege, die unser Reich schufen,

seine längst gehegte Auffassung sich bestätigen, und es erfüllte ihn mit einem Hochgefühl, daß er Marx gegenüber recht behalten habe. Schon nach Düppel schrieb er: „Daß die Preußen in 20 Minuten die ersten sechs Schanzen und dann in zwei Stunden die ganze Halbinsel inklusive des Brückenkopfes nahmen und den ca. 13 000 Dänen einen Verlust von 5000 Mann beibrachten, ist mehr als man den Burschen zutrauen durfte. Du wirst Dich übrigens erinnern, daß ich immer sagte, die preußischen Feuerwaffen — Gewehr wie Geschütz — seien die besten der Welt, und das hat sich hier bewährt.“ Und nun noch lebhafter nach Königgrätz: „Du siehst übrigens, wie richtig ich die preußische Armee beurteilte, wenn ich immer behauptete, daß viel mehr darin stäke, als man gewöhnlich zugeben wollte. Nach diesen Erfolgen und nach dem unbedingt brillanten Benehmen der Truppe ist ihr Selbstgefühl und zugleich ihre Kriegserfahrung so gewachsen, daß sie morgen den Franzosen gegenübertreten können, selbst wenn diese Hinterlader hätten.“ Nach den ersten Schlachten von 1870 triumphiert der rote Patriot vollends: „Du siehst aber, wie recht ich hatte, in dieser preußischen Militärorganisation eine ganz enorme Kraft zu sehen, die bei einem Nationalkriege wie jetzt vollständig unbesieglich ist.“ (10. 8. 1870.)

Wenn Engels somit im allgemeinen als ein geistiger Schrittmacher für Marx anzusprechen ist, so ist auf einem Gebiete, und gerade auf dem zentralsten, die Bedeutung dessen, was er dem Anderen zu geben hatte, noch viel höher zu veranschlagen.

Es ist einmal der erste Anstoß gar nicht zu unterschätzen, den Engels mit seinen Jugendarbeiten, den „Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie“ (1844) und der „Lage der arbeitenden Klassen in England“ (1845) seinem Freunde gegeben hat. In geistesgeschichtlichem Zusammenhange ist es ein Ereignis gewesen, daß dieser junge Kaufmann damals den philosophischen deutschen Radikalen und ihren erlesenen und erkonstruierten sozialistischen Ideen ein erlebtes und verstandenes Bild der Praxis aus seinem ersten Aufenthalt in Manchester entgegenstellen konnte. Eine geniale Intuition, trotz alles nationalökonomischen Dilettantismus, gab hier ein konstruktives Bild von dem kapitalistischen Wirtschaftsprozeß, „von der explosiven Entfaltung aller Produktivkräfte, von der wirtschaftlichen Eroberung weiter jungfräulicher Anbaugebiete, von der Erschließung neuer Märkte, von der Not des Proletariats, von den Gefahren des Geldes und den Unsicherheiten des Kredits, und von dem gewaltigen

Wechsel des Auf und Ab der Konjunktur*)". Die ganze Welt der Probleme, die ihm an dem englischen Paradigma aufgegangen war, und in einer Anschaulichkeit und Vergeistigung vorgetragen, wie sie nur der extremen Tendenz möglich ist, war für die geistige Entwicklung des älteren Marx etwas Neues und Grundlegendes.

Nicht minder bedeutsam ist es, daß Engels in den 50er und 60er Jahren dauernd der theoretischen Arbeit von Marx ein Maß von praktisch-ökonomischen, kaufmännischen wie technischen Kenntnissen vermittelte, das dieser weder aus der Stoffbewältigung in den Büchermassen des Britischen Museums, noch aus der reinen Gedankenarbeit seiner einsamen Nächte gewinnen konnte. Es blieb von providentieller Bedeutung für Marx, daß Engels gerade an der Stelle stand, wo er stand. Inmitten einer Industrie, die vermöge ihrer Spezialisierung, Differenzierung und Arbeitsteilung, vermöge ihrer Verflechtung mit einer immer mehr monopolisierten, aber vielfältigen Wechselfällen unterworfenen Rohproduktion auf der einen Seite und ihrer den höchsten Schwankungen der Konsumtion ausgesetzten und von vornherein größtenteils auf den Export angewiesenen Absatzbedingungen auf der anderen Seite, tiefer als irgend eine andere Industrie vom Handel erfaßt war: einer Industrie, die eben deswegen umso unmittelbarer und einschneidender auf die Arbeitsbedingungen und die soziale Lage der in ihr beschäftigten Arbeiter zurückwirken mußte und das Schicksal der **„hands"** bedingungslos an das Auf und Ab ihres Lebensprozesses schmiedete. Ein Schema, wie kein anderes geeignet, die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge und die Verschlingungen des kapitalistischen Mechanismus darzulegen: es konnte von keiner Stelle aus von dem, der das Auge dafür hatte, so von Grund aus studiert werden, wie von der Manchesterer Baumwollbörse. In der Stadt, die ihren Namen zur Bezeichnung der extremen bürgerlich-freihändlerischen Wirtschaftslehre hergegeben hat, hat Engels in steter kritischer Beobachtung des hier sichtbaren Wirtschaftsprozesses den theoretischen Untergrund einer entgegengesetzten Wirtschaftslehre legen helfen. Er konnte, ich komme noch darauf zurück, die Wirkung der Wirtschaftskrisen, wie der von 1857, studieren, er erlebte an der Quelle die große weltgeschichtliche Probe auf das Exempel, als in den Jahren 1861/65 die durch den Sezessionskrieg herbeigeführte Schließung der amerikanischen Baumwollmärkte die englischen Fabriken lahmlegte und bis in die letzte Hütte der

*) Johann Plenge, Marx und Hegel, Tübingen 1911. S. 156.

Lancashire-Arbeiter der erbarmungslose Sinn der ökonomischen Abhängigkeiten sich enthüllte. Das alles sind Dinge, aus dem „Kapital" bekannt, die durch den Briefwechsel zwischen Engels und Marx in der lebhaften Beleuchtung der Stunde vorgeführt werden.

Engels konnte also Marx außerordentlich viel geben, und seine Natur besaß die Fähigkeiten, die seine Gabe für den andern wertvoll machten. Er verfügte über eine zupackende, frische Kraft der Anschauung, die vielleicht nicht in die Tiefe stieß und sich manchmal dilettantisch genügen ließ, aber – wie schon die Eindrucksfähigkeit der Jugendbriefe beweist — mit außerordentlicher Unmittelbarkeit ein Gesamtbild in sich aufnahm. Was Engels nicht besaß, war die Fähigkeit, das Bild der Anschauung in eine abstrakte, philosophisch begründete, ökonomisch und mathematisch durchdachte Erkenntnis umzusetzen. Hier setzt Marx ein, man ist versucht zu sagen: tritt der arischen Begabung eine spezifisch semitische ergänzend und sie überhöhend zur Seite. Engels' frühe Entwicklung hatte sich zwar mit Hegel berührt, aber sie war längst nicht so tief durch ihn hindurchgegangen wie Marx selbst; so hoch er das formale Instrument der dialektischen Methode schätzte, so war abstraktes Denken nicht eigentlich seine Sache; auch aus dem Briefwechsel fühlt man heraus, daß selbst er so manchmal gewisse Schwierigkeiten hatte, den theoretischen Gedanken des Andern zu folgen. Er hat selber bekanntlich mit höchster Bescheidenheit sich über seine eigene Rolle, die zweite Violine, ausgesprochen und das Verhältnis ihres Arbeitsanteils in folgenden Sätzen ausgedrückt: „Daß ich vor und während meinem vierzigjährigen Zusammenwirken mit Marx sowohl an der Begründung wie namentlich an der Ausarbeitung der Theorie einen gewissen selbständigen Anteil hatte, kann ich nicht leugnen. Aber der größte Teil der leitenden Grundgedanken, besonders auf ökonomischem und geschichtlichem Gebiet, und speziell ihre schließliche scharfe Fassung, gehört Marx. Was ich beigetragen, das konnte — allenfalls ein paar Spezialfächer ausgenommen — Marx auch wohl ohne mich fertig bringen. Was Marx geleistet, hätte ich nicht fertig gebracht. Marx stand höher, sah weiter, überblickte mehr und rascher als wir alle andern. Ohne ihn wäre die Theorie heute nicht das, was sie ist. Sie trägt daher auch mit Recht seinen Namen." Der originale Anteil der Leitung von Marx erscheint hier zutreffend bestimmt, nicht aber der Umfang und die Bedeutung der Leistung von Engels: diese wird von der nationalökonomischen Fachwissenschaft gerade auf Grund dieses Briefwechsels, der für die Entstehung und Inter-

pretation des „Kapitels“ wichtigen Quellenstoff enthält, noch wesentlich höher bemessen werden müssen.

Denn die Anschauung, die Engels bot, leistete nicht nur stoffliche Kärrnerdienste, selbst wenn sie in der abgerissenen Form eines Einfalls auftauchte (z. B. „Kalifornien und Australien sind zwei Fälle, die im Manifest nicht vorgesehen waren: Schöpfung großer neuer Märkte aus nichts. Sie müssen noch hinein“, 21. 8. 1852), sondern sie bot in der Regel bereits, so scheint mir, eine intuitive Vergeistigung, wenn auch noch nicht eine theoretische Erschöpfung des Rohstoffs: sie eröffnete dem theoretischen Denken auch die Perspektiven und Horizonte. Solche mehr künstlerisch bestimmte Naturen verfügen auch über die Gabe des leichten und treffenden Ausdrucks. Die rein schriftstellerische Befähigung von Engels steht höher als die von Marx. Es ist merkwürdig, wie Marx, scharf und schlagend in seinen kürzeren Artikeln, in seinen größeren Arbeiten die Proportion der Teile und die Oekonomie der Maße aus den Augen verliert. Engels dagegen besaß diesen Sinn für die Architektonik aller geistigen Arbeit. Er war schon 1845 entsetzt gewesen über die Unform, zu der Marx ihre gemeinsame Arbeit, die „Kritische Kritik“, hatte anschwellen lassen, und seine Ausstellungen an der Anlage gewisser Teile des „Kapitals“ (vgl. 3, 380 f. 394) sind einsichtig und zutreffend.

Die Art dieser Zusammenarbeit von Engels und Marx bringt uns vollends zum Bewußtsein, wie fast ausschließlich aus dem englischen Wirtschaftsleben der vierziger bis sechziger Jahre das Anschauungsmaterial, aus dem das „Kapital“ abstrahiert, entnommen worden ist. Ihr Briefwechsel bestätigt von neuem eindringlich, wie gering ihre Fühlung mit dem deutschen Wirtschaftsleben, seinen Bedingungen und seiner Umwälzung in den Jahrzehnten, wo das „Kapital“ entstand, gewesen ist. So wird der historisch begrenzte Wert der Vorstellungswelt, auf der jener unerhörte Anspruch des Werkes auf kanonische Allgemeingültigkeit ruht, aus dieser Vorgeschichte noch deutlicher als aus dem Buche selbst.

* * *

Es ist erstaunlich zu sehen, welchen Raum in diesem Briefwechsel die Beschäftigung mit der auswärtigen Politik einnimmt. Gewiß läuft dabei manchmal der herkömmliche Sanguinismus der Emigranten unter, die vor allem aus den Bewegungen der großen Mächte eine Möglichkeit zu erneuter Aktion für sich selber ableiten, aber der

Jünger Rankescher Geschichtsauffassung wird mit Befriedigung wahrnehmen, wie hoch die Beiden den Einfluß der auswärtigen Politik veranschlagen und bis zu welchem Grade sie in universalen Kategorien denken.

Die auswärtige Politik von Marx — es ist ganz unrichtig, daß der Marxismus überhaupt keine auswärtige Politik gehabt habe — wird durch die beiden Pole des Urquhartismus und des wesentlich ökonomisch unterbauten Revolutionarismus bestimmt.

Der heute fast vergessene David Urquhart hatte aus dem Studium der orientalischen Politik schon in den zwanziger Jahren die doppelte Erkenntnis, Gegensatz gegen Rußland und Vorliebe für die Türkei, heimgebracht und machte fortan aus der Verkündung dieser politischen Prinzipien seinen Lebenszweck. Daß dieser eigensinnige Schotte mit seiner Auffassung europäischer Politik weit über den Kreis der englischen öffentlichen Meinung hinaus auch auf die Vorstellungen der festländischen Liberalen einen indirekten Einfluß geübt hat, ist bekannt. Entscheidender jedoch und von weitgreifender Nachwirkung ist es gewesen, daß zwei Deutsche, Lothar Bucher vor allem, aber auch Karl Marx, unter diesem Einfluß ihre Auffassung gebildet haben.

Das Wertvolle an Urquhart war seine Einsicht in den besonderen Charakter der zielbewußt und hemmungslos vorgehenden russischen Politik: daß hier ein ungeheurer Mechanismus, der durch die Gunst seiner europäisch-asiatischen Lage am längsten kontinentalen Hebelarme saß, mit unheimlicher Geschäftigkeit in die europäischen Verhältnisse eingreife. In der praktischen Anwendung seiner These verfiel er jedoch in maßlose Uebertreibungen, er witterte überall russische Intriguen, im Deutschen Zollverein wie in der Zusammensetzung englischer Kabinette, er sah mit Vorliebe „den Rubel auf Reisen" und redete sich schließlich ein, daß Lord Palmerston, der doch mit der russischen Macht in seiner Leitung der englischen auswärtigen Politik rechnen mußte, von ihr „gekauft" sei: in dem Kampfe gegen diesen Minister erblickte er den englischen Teil seiner politischen Aufgabe. Als liberaler Freihändler vertrat Urquhart das Bedürfnis seiner Parteigruppe, die Verfolgung ihrer innerpolitischen Ziele von den unsichtbaren Einflüssen des Kabinetts und der auswärtigen Politik unabhängig zu machen, die auswärtige Politik unter ihre unmittelbare Kontrolle zu nehmen und ihrer inneren Politik anzupassen, das heißt auch die Weltzusammenhänge nach dem Freihandelsinteresse zu bewerten. Das brachte ihn und die Tätigkeit der „foreign com-

mittees" der Palmerstonfeindlichen Radikalen auch den Chartisten nahe, von denen der Weg zu Marx nicht weit war.

Die Bedeutung Urquharts für Bucher und Marx bestand darin, daß sie durch ihn einen tieferen Einblick gewannen in den politischen und ökonomischen Mechanismus der internationalen Zusammenhänge, wie er schon im „Portfolio", wenn auch in gewaltiger Verzerrung, bloßgelegt worden war und in seinen Organen, der „Free press" und später der „Diplomatic review", fortdauernd erörtert wurde. Sie wurden dadurch, wir würden heute sagen, weltpolitisch zu denken geübt, was sich aus der englischen oder russischen Perspektive allerdings erfolgreicher tun ließ, als vom Standpunkt kleinstaatlicher deutscher Enge und Zersplitterung. Es war natürlich, daß diese festländischen Demokraten, die Geschlagenen von 1848/49, sich mit einer Politik, deren letztes Wort die Gegnerschaft gegen Rußland war, auch von ihrer Grundstimmung aus begegnen mußten. So schrieb Marx am Vorabend des Krimkrieges an Engels: „Kurios wie es Dir erscheinen mag, ich bin durch das genaue Nachgehen in die Fußstapfen des noblen Viscount seit 20 Jahren auf denselben Schluß gekommen wie Monomane Urquhart, daß Palmerston seit mehreren Dezennien an Rußland verkauft ist." Während Bucher, der eine Zeitlang Urquhart jeden Sonntag auf seinem Landsitz besuchte, tatsächlich von Grund aus beeinflußt wurde, ist Marx allerdings niemals ein strenger Urquhartist gewesen: davor bewahrte ihn schon die freihändlerisch-bourgeoise Motivierung ihrer auswärtigen Politik. Nach einer Zusammenkunft im Februar 1854, bei der ihn, den Selbstbewußten, das selbstbewußte Auftreten des Sektenhauptes sehr abstieß, erklärte er sogar, daß er in nichts mit ihm übereinstimme, „außer Palmerston, ein Punkt, zu dem er mir nicht verholfen hat"; er spottete wohl über Buchers Jüngerschaft und war diabolisch genug, auch selbst einmal Urquhart einen Floh ins Ohr zu setzen — daß auch Peels Bankakte von 1844 auf russischen Einfluß (!) zurückzuführen sei, um dann zum höchsten Schrecken mit seinem Namen öffentlich dafür eintreten zu müssen. Aber er trug kein Bedenken, an den Organen Urquharts mitzuarbeiten, und ging in seiner „The story of the life of Lord Palmerston" von ganz ähnlichen Voraussetzungen aus; auch stand er mit deutschen Urquhartisten, wie dem Assessor Fischel, unbekümmert um deren politische Parteistellung, in enger Verbindung; Engels aber rechtfertigte bei Gelegenheit eines Streits mit Lassalle diese getrennte politische Buchführung mit den bezeichnenden Worten: „Was würde unser Revolutionsdenker (Lassalle) sich erst entsetzen, wenn er hört,

daß Urquhart die Macht der Krone vergrößern will. Uebrigens ist ja auf diesem Spezialgebiet der auswärtigen Politik eine so hübsche spekulative Trennung von der inneren Potitik möglich, daß Du Dir gewiß den Spaß machen wirst, das Subjektiv-Reaktionäre als das in auswärtiger Politik Objektiv-Revolutionäre ihm klarzumachen, worauf der Mann Ruhe haben wird." (31. 5. 1860.)

Vor allem aber: Marx dachte über den russischen Einfluß und über den Umfang des „Gekauftseins" (dieser Vorwurf stellte sich bei der Gemütsverfassung der Emigranten sehr leicht ein) in durchaus ähnlichem Sinne. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, zweifelte Marx (und auch Engels) bei dem Heraufziehen der preußisch-österreichischen Krisis im Frühjahr 1866 keinen Augenblick, „daß hinter Preußen Rußland steckt, und daß die Oesterreicher, die dies wissen, nolens volens sich mit dem französischen Hinterhalt vertrösten" (2. 4. 1866). Lag doch der Beweis zur Hand: „Es muß nicht (um à la Hegel zu sprechen) übersehen werden, daß die Danubian mine was sprung gleichzeitig mit Bismarcks Vorgehen" (6. 4. 1866). So war ihm auch in dem Luxemburger Handel im Frühjahr 1867 „die russische Einmischung in die deutschen Verhältnisse sonnenklar", und während Engels bereits vorsichtig hinzufügte, daß die Russen ihre preußische Allianz noch nie so teuer gezahlt hätten, urteilte Marx noch am Ende dieses Jahres kurzab: „Unser Bismarck — obgleich ein Hauptwerkzeug der russischen Intriguen — hat das Gute, daß er die Sache in Frankreich zur Krisis treibt" (2. 11. 1867). Auch nachdem durch die deutsche Reichsgründung der große Umschwung in den Machtverhältnissen eingetreten war, dachte Marx in den von Urquhart übernommenen Welthorizonten weiter, um dadurch manchmal zu überraschender Einsicht zu gelangen. Beim Beginn schon des deutsch-französischen Krieges sah er einen neuen Gegensatz, den zwischen Deutschland und Rußland, aus dem Kriege auftauchen und schrieb: „Rußland wird also, ganz wie Bonaparte es von 1866 bis 1870 tat, mit Preußen mogeln, um Konzessionen nach der türkischen Seite hin zu erlangen, und alle diese Mogeleien, trotz der russischen Religion der Hohenzollern, werden in Krieg zwischen den Moglern enden. Wie albern der deutsche Michel immer sei, sein neugestärktes Nationalgefühl (namentlich jetzt, wo man ihm nicht mehr vorreden kann, er müsse sich alles gefallen lassen, um die deutsche Einheit erst zustande zu bringen), wird sich kaum in russischen Dienst pressen lassen, wozu gar kein Grund mehr vorhanden ist." Und noch in den Tagen, wo Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis

einleitete, stellte sich ihm der Zusammenhang also dar: „Das Charakteristische für Bismarck ist die Art und Weise, wie er in seinen Gegensatz zu Rußland hineingeriet. Er wollte Gortschakoff ab- und Schuwaloff einsetzen. Da das fehlschlug, verstand sich's von selbst: voilà l'ennemi! und ich zweifle auch nicht, daß Bucher die Gereiztheit seines Meisters aufzustacheln nicht verfehlt hat. On retourne toujours à son premier amour ... Das Geheimnis der Erfolge der russischen Diplomatie abroad war die Grabesstille of Russia at home. Mit der inneren Bewegung war der Zauber gebrochen. Ihr letzter Sieg war der Pariser Vertrag von 1856. Seitdem nur Böcke geschossen" (10. 9. 1879).

Neben dieser von Urquhart bestimmten antirussischen Auffassung der auswärtigen Politik, die bei der Sozialdemokratie lange nachgewirkt hat, teilten Marx und Engels mit den meisten der Emigranten den Glauben an eine kontinentale Revolution, aber sie unterschieden sich von ihnen allen durch die sachlich kühle Beurteilung ihrer Möglichkeiten; sie hatten nichts gemein mit dem unbelehrbaren Sanguinismus der deutschen und europäischen Demokraten der fünfziger Jahre, oder gar mit den Tollhausplänen der Fraktion Willich-Schapper; sie wußten allzu gut, daß man eine Revolution nicht „machen" könne. Sie waren Realisten genug, um am ehesten mit der Unbelehrbarkeit der herrschenden Gewalten zu rechnen. Schon im Jahre 1848 hatte Engels, beim Uebergreifen der revolutionären Bewegung von Frankreich auf Deutschland, nicht auf die Schwäche, d. h. ein Einlenken in den Konstitutionalismus, Friedrich Wilhelms IV., sondern auf sein Festhalten am alten System spekuliert; so schrieb er am 9. März 1848: „Wenn doch Friedrich Wilhelm IV. sich starrköpfig hielte! Dann ist alles gewonnen, und wir haben in ein paar Monaten die deutsche Revolution. Wenn er nur an seinen feudalen Formen hielte! ... In Köln ist die ganze kleine Bourgeoisie für Anschluß an die französische Republik; die 1797er Erinnerungen herrschen augenblicklich vor"; und einige Tage später: „In Deutschland geht die Sache wahrhaft sehr schön; überall Emeuten und die Preußen geben nicht nach. Tant mieux." In demselben Gedankengange frohlockte er nach Bismarcks Eintritt in das Ministerium: „Die Sache geht brillant, und schöner konnte es gar nicht kommen. ... Wenn Er nur nicht wieder schlapp wird" (15. November 1862). Und mit dem Ausbruch des polnischen Aufstandes glaubte auch Marx die Aera der Revolution wieder eröffnet: „aber die gemütlichen delusions und der fast kindliche Enthusiasmus,

mit dem wir vor Februar 1848 die Revolution begrüßten, sind zum Teufel" (13. 2. 1863).

Ihrer Weltanschauung entsprechend, konnten sie sich den Ausbruch einer großen Revolution nicht anders als durch eine ökonomische Weltkrise vorbereitet und eingeleitet denken. Sie glaubten damit über die eigentliche Quelle aller Ereignisse zu verfügen, in die den kenntnislosen Durchschnittsrevolutionären jede Einsicht verschlossen war. Niemals flammten ihre Hoffnungen höher auf, als zu der Zeit, da der Ausbruch der amerikanischen Krise im Herbst 1857 seine zerstörenden Rückwirkungen auf die englische und weiter auf die kontinentale Volkswirtschaft ausübte. In Manchester begannen zuerst die Importhäuser, die Spinnereien, die Banken zusammenzubrechen, ein Zweig der Produktion nach dem andern wurde ergriffen; eine Geldpanik brach aus, die Bankakte mußte suspendiert werden; die Weiterwirkung auf das aus der Arbeit geworfene Proletariat begann sich bereits einzustellen. Engels aber saß im Zentrum der ökonomischen Brandung und versorgte den fieberhaft wartenden Marx, der in drei große Bücher: England, Frankreich, Deutschland, die Wirkungen der Weltkrise eintrug, mit Nachrichten vom Kriegsschauplatze; es war ihm gleichgültig, daß die Barmer Firma seines Vaters beinahe in Mitleidenschaft gezogen wurde, denn etwas anderes stand auf dem Spiele: „Der chronische Druck ist für eine Zeitlang nötig, um die Bevölkerungen warm zu machen. Das Proletariat schlägt dann besser, in besserer **connaissance de cause**".

Es ist höchst charakteristisch, wie jetzt, da es ernst zu werden schien, jeder von ihnen sein eigenstes Rüstzeug hervorzuholen begann. Engels schrieb am 13. November 1857: „Jetzt gehts um den Kopf. Meine Militärstudien werden dadurch sofort praktischer, ich werfe mich unverzüglich auf die bestehende Organisation und Elementartaktik der preußischen, österreichischen, bayerischen und französischen Armeen, und außerdem nur noch auf Reiten, das heißt Fuchsjagen, was die wahre Schule ist;" noch im Rückblick auf diese Monate urteilt er, daß es ihm absolut unmöglich war, „an etwas anderes zu denken, als den **general crash**. Ich konnte weder lesen noch schreiben" (6. 1. 58). Marx aber stellte die Arbeit an der **American Cyclopedia** sofort ein, obgleich, wie gewöhnlich, die Rückwirkungen der allgemeinen Krisis auch seine erbärmlichen häuslichen Nöte bis zur Unerträglichkeit steigerten, und meldete: „Ich arbeite wie toll die Nächte durch an der Zusammenfassung meiner Oekonomischen Studien, damit ich wenigstens die Grundrisse im Klaren habe, bevor dem

déluge" (7.12. 57). Unter diesem Hochdruck ist, als die Krisis schon längst wieder abgelaufen und durch eine Aera politischer Bewegungen abgelöst war, der Vorläufer des „Kapitals", die Schrift „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (1859) vollendet worden.

Und unter ähnlicher elektrischer Hochspannung der gesamten kontinentalen Atmosphäre ist dann der erste Band des „Kapitals" niedergeschrieben worden — als die theoretische Grundlegung für den großen Umsturz aller Dinge. Wieder begann Engels den von finanziellen Nöten und körperlichen Leiden gepeinigten Marx eifernd voranzutreiben. So als der preußisch-österreichische Krieg drohend heraufzog: „Möglichkeit ist da. Was kann es da helfen, daß vielleicht ein paar Kapitel am Ende Deines Buches fertig sind und nicht einmal ein 1. Band zum Druck kommen kann, wenn wir von den Ereignissen überrascht werden" (10. 2. 66). Wieder begann er zu drängen, daß Marx seine schweren Karbunkelleiden, deren Anfälle ihn jedesmal an den Rand des Grabes brachten, durch eine energische Arsenikkur aus der Welt schaffen solle, da er sonst zum Teufel gehe: „Und wo ist dann Dein Buch und Deine Familie?" Das Buch zuerst! „Was soll aus der ganzen Bewegung werden, wenn Dir etwas passierte; wahrhaftig, ich hab' Tag und Nacht keine Ruhe, bis ich Dich über Deine Geschichte hinaus habe, und jeden Tag, wo ich nichts von Dir höre, bin ich unruhig" (22. 2. 66). Er trug Fürsorge, daß Marx ein Bad aufsuchen konnte, er steigerte die finanzielle Hilfsbereitschaft zu immer stärkeren Opfern. Mit höchster Erregung sah er der Vollendung entgegen: „die Anzeige, daß Manuskript abgegangen ist", wälzt mir einen Stein von der Seele. Endlich also ein commencement d'exécution, wie der Code pénal sagt" (11. 11. 66), und schließlich: „Hurra! Dieser Ausdruck war irrepressibel, als ich endlich schwarz auf weiß las, daß der 1. Band fertig ist und Du gleich damit nach Hamburg willst" (4.4. 67). Er tröstete den Freund: „Es ist mir immer so gewesen, als wenn dies verdammte Buch, an dem Du so lange getragen hast, der Grundkern von allem Deinem Pech war und Du nie herauskommen würdest und könntest, solange dies nicht abgeschüttelt." Dankbar aber gesteht Marx, wem er eigentlich die Vollendung eines Werkes schuldet, an das nun einmal seine ganze historische Stellung geknüpft ist: „Ohne Dich hätte ich das Werk nie zu Ende bringen können, und ich versichere Dir, es hat mir immer wie ein Alp auf dem Gewissen gelastet, daß Du Deine famose Kraft hauptsächlich meinetwegen kommerziell vergeuden und verrosten ließest und, into

the bargain, noch alle meine petites misères mitdurchleben mußtest" (7.5. 67). Als er den letzten Bogen korrigiert hatte, wiederholte er mit einer für sein Wesen ungewöhnlichen Wärme: „Bloß Dir verdanke ich es, daß dies möglich war! Ohne Deine Aufopferung für mich konnte ich unmöglich die ungeheuren Arbeiten zu den drei Bänden leisten. I embrace you, full of thanks!" (16. 8. 1867).

Freilich, als das Buch erschien, war die Welt doch schon verändert. Wenn Beide ursprünglich gehofft hatten, daß das „Kapital", ähnlich wie einst das Kommunistische Manifest vor der Februar-Revolution, Kern und theoretische Grundlage einer Partei im Momente des großen Zusammenbruchs sein würde, so hatte diese Hoffnung sie getrogen. In demselben Jahre, wo das Werk vollendet wurde, hatte Bismarck die Grundlagen einer neuen Ordnung gelegt, die eine allgemeine von Deutschland ausgehende Befestigung einleiteten. Die Macht stand aufrecht da, die fortan allen Zukunftsstaatträumen begegnete.

* * *

Die ganze geistige Arbeit dieser Jahre, die ganzen Hoffnungen und Sorgen in diesen Jahrzehnten galten der „Partei". Sie erschien den beiden Männern als der oberste Daseinszweck. Wer war denn diese „Partei", für deren Körper der Geist der „Theorie" in Bewegung gesetzt ward?

Die Partei der „Neuen Rheinischen Zeitung" war auch in dem Revolutionsjahre niemals stark gewesen, und sowohl unter den in Deutschland Zurückgebliebenen wie unter den in die Verbannung Gegangenen schmolz sie im Laufe der Jahre sehr zusammen; manche der Akademiker und jungen Kaufleute, der Handwerker und Arbeiter, die ihr angehört hatten, fielen der Not des Exils in England und Nordamerika zum Opfer, „von den lebendig Verstorbenen gar nicht zu reden". Neue Anhänger aber kamen kaum hinzu. „Der supply von Köpfen, der bis 48 dem Proletariat aus anderen Klassen zugeführt wurde, scheint seitdem total versiegt zu sein", schreibt Engels einmal später. Unter den deutschen Kommunisten Londons aber kam es schon in den ersten Jahren zu schweren Spaltungen, die in dem Briefwechsel einen breiten Raum einnehmen, bis die offizielle Organisation, der Kommunistenbund, sich im November 1852 auflöste. So schrumpfte die eigentliche „Fraktion Marx" immer mehr zusammen. Freiligrath, der nunmehr in London als Bankbeamter in gesicherten Verhältnissen lebte, begann sich allmählich von der Partei zu entfernen, in die der dichterische Schwung und ein menschliches

Mitgefühl, nicht aber ein eigentliches Verständnis ihn vorübergehend hineingetrieben hatten; er wurzelte als Poet und Kaufmann doch zu sehr in dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft, um die ganze Intransigenz von Marx mitmachen zu können.*) So blieb von den alten Getreuen allein der Schlesier Wilhelm Wolff übrig, der einst in den vierziger Jahren das Breslauer Wohnungselend beschrieben und jene Darstellung der schlesischen Weberunruhen verfaßt hatte, die später Gerhart Hauptmann als eigentliche Quelle für seine „Weber" gedient hat; die historische Rolle dieses Kommunisten bestand darin, daß er, bei einer späten Nachwahl in das Frankfurter Parlament gelangt, in einer der letzten Sitzungen eine maßlos herausfordernde Brandrede gegen die bürgerliche Linke gehalten hatte, die ihm die größte Empörung der deutschen „Republikaner" und den Beinamen der „Parlamentswolff" eintrug. Im übrigen war er ein Mann mit einem biedern, bebrillten Konrektorgesicht, der sich in Manchester als Sprachlehrer rechtschaffen durchschlug, so daß er schließlich sogar Marx sein kleines Vermögen vermachen konnte; niemals sehr produktiv, lebte „Lupus" im ständigen Verkehr mit Engels, von den beiden Häuptern wegen seiner Zuverlässigkeit geschätzt, ein Getreuer, wie ihn die Größeren brauchen.**) Als er starb (1864), waren Marx und Engels fast allein von der „Partei" übrig geblieben.

Sie standen von Anfang an fast isoliert auch in der aus soviel Köpfen, Parteien und Nationen zusammengesetzten Londoner Emigration, auf deren Treiben und Organisationsversuche der Briefwechsel grelle Schlaglichter wirft. Nach ihren Idealen konnten sie mit fast allen Gruppen nichts gemein haben; denn die meisten von ihnen waren national bestimmt, aus nationalen Revolutionen hervorgegangen, sie standen entweder bewußt oder unbewußt auf bürgerlichem Boden oder gehörten Nationen an, für deren Bewußtsein die soziale Frage, wie Marx und Engels sie verstanden, überhaupt noch nichts bedeutete. Es war klar, daß von Marx zu Mazzini und Kossuth kein Weg hinüberführte, und Engels urteilte daher kurzab: „Den Italienern, Polen und Ungarn werde ich deutlich genug sagen, daß sie in allen modernen Fragen den Mund zu halten haben." (5. 2. 1851.) Mit dem Putschismus, wie ihn die

---

*) Vgl. F. Mehring, Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel. Stuttgart. 1913

**) Vgl. Gesammelte Schriften von Wilh. Wolff, herausgegeben von Fr. Mehring. Berlin 1909.

meisten Franzosen, die „crapauds", und die Russen von der Gefolgschaft Bakunins vertraten, konnten sie ebensowenig zusammengehen. Aber auch von den deutschen bürgerlichen Republikanern, wie Kinkel und Ruge, trennte diese sozialistischen Revolutionäre eine Welt; sie blickten auf deren große und leere Worte, auf das Spiel mit der revolutionären Phrase und das uferlose Kannegießern mit Verachtung herab. Es ist wahr, in den unerquicklichen Auseinandersetzungen dieser zwischen der Not des Tages und den Hoffnungen der Zukunft hin und her getriebenen Menschen, in dem unaufhörlichen persönlichen Zank und Klatsch, der in den eng aneinander gedrängten Gruppen zumal der deutschen Emigration zu Hause war, bewährte auch Marx die giftigen Seiten seines Wesens; er gehörte nun einmal zu jenen streitbaren Naturen, die ihren Kraftüberschuß bis in die geringsten Dinge hinein rechthaberisch entladen. Aber trotz aller Unerfreulichkeit muß man sagen, daß Marx sachlich ein überlegenes Prinzip vertrat. Es kümmerte ihn auch nicht, daß selbst ein Flügel der Kommunisten unter Willich und Schapper in Fühlung mit den deutschen bürgerlichen Republikanern trat, daß er schließlich in fast völlige Isolierung gegenüber der ganzen Emigration geriet. Engels meinte: „Man sieht mehr und mehr ein, daß diese Emigration ein Institut ist, worin jeder notwendig ein Narr, ein Esel und ein gemeiner Schurke wird, der sich nicht ganz von ihr zurückzieht und dem die Stellung des unabhängigen Schriftstellers, der auch nach der sogenannten revolutionären Partei den Teufel fragt, nicht genügt. Es ist eine reine school of scandal and of meanness, worin der letzte Esel zum ersten Vaterlandsretter wird." So beschränkte sich die einzige nähere Fühlung, die die kleine Gruppe bewahrte, auf die englischen Chartisten; man war stolz darauf, daß man die einzigen intimen Alliierten der Chartisten vorstelle und es jederzeit in der Gewalt habe, „die uns schon historisch zukommende Position wieder einzunehmen".

Denn trotz der Isolierung lebten Marx und Engels in dem Bewußtsein einer historischen Stellung. Mit Stolz rief wiederum Engels aus: „Haben wir nicht seit soundsoviel Jahren getan, als wären Krethi und Plethi unsere Partei, wo wir gar keine Partei hatten, und wo die Leute, die wir als zu unserer Partei gehörig rechneten, wenigstens offiziell, auch nicht die Anfangsgründe unserer Sache verstanden? Wie passen Leute wie wir, die offizielle Stellungen fliehen wie die Pest, in eine Partei? . . . Wir können der Sache nach immer noch revolutionärer sein als die Phrasenmacher, weil wir etwas gelernt haben und sie nicht, weil wir wissen, was wir wollen,

und sie nicht" (13. 2. 1851). Es war nicht anders: die „Partei" bestand, von einigen persönlichen Mitläufern abgesehen, mit der Zeit aus den beiden Männern allein. Und als Freiligrath in seinem Konflikt mit Marx im Jahre 1860 seine Lösung von der Partei mit der Auflösung des Kommunistenbundes motivierte, schloß Marx seine Antwort ganz von oben herab mit den selbstbewußten Worten: „Ich habe das Mißverständnis zu beseitigen gesucht, als ob ich unter „Partei" einen seit acht Jahren verstorbenen „Bund" oder eine seit zwölf Jahren aufgelöste Zeitungsredaktion verstehe. Unter Partei verstand ich die Partei im großen historischen Sinne." *)

In aller Not und Isolierung haben Marx und Engels dieses Bewußtsein niemals aufgegeben. Welches Maß von Ideologie gehörte doch dazu, für diese Verächter aller Ideologie, eine solche Rolle durchzuhalten!

* * *

Auch in Deutschland waren nur vereinzelte der Partei unterstehende Gruppen von offiziellen Anhängern übrig geblieben. Und die stärkste von ihnen wurde im Kölner Kommunistenprozeß von 1852 völlig zersprengt. Aber es gab auch einzelne Anhänger, und darunter wenigstens zwei Persönlichkeiten, damals noch unbekannte junge Leute, aber Anwärter auf eine große Zukunft: der Göttinger Advokat Johannes Miquel und Ferdinand Lassalle.

Es steht doch nicht so, daß Miquel als junger Student im Jahre 1850 einen einzigen Brief an Marx geschrieben hätte, jenen Brief eben, der hernach von den Sozialdemokraten dem Minister höhnend entgegengehalten und von diesem als eine Jugendverirrung leichthin beiseite geschoben wurde. Vielmehr hat er, wie wir jetzt erfahren, auch in den Jahren 1851—1857 in einem regelmäßigen Briefverkehr mit Marx gestanden, der diese Briefe, wie er es mit Parteibriefen zu tun pflegte, jedesmal auch Engels zukommen ließ.**) Denn sie sahen in Miquel, der ihnen persönlich anscheinend nicht oder doch nicht näher bekannt war, nicht nur einen ihrer „kontinentalen Jünger", sondern er gehörte allem Anschein nach auch dem Kommunistenbunde als Mitglied an. Als nach der Neubegründung des Bundes eine Entsendung von Emissären mit Statuten, Schriftstücken und Adressen an die deutschen Gemeinden erfolgte und es dabei zu jenen Verhaftungen kam, aus denen der Kölner Kom-

---

*) F. Mehring: Freiligrath und Marx in ihrem Briefwechsel, S. 46.
**) Vergl. Bd. 1, 177, 181, 196 f, 200. 202 ff.; 2, 38, 103, 108 f., 119, 143, 164 f.

munistenprozeß hervorging, wurden von der hannoverschen Polizei auch bei Miquel Haussuchungen vorgenommen; sie verliefen aber bei dem klugen Manne, der auch späterhin alles zu verbrennen pflegte, ergebnislos. Dem Berichte von Miquel entnimmt Marx auch die Meldung: „es sind von Göttingen aus fünf neue Emissäre — Gentlemen — nach Berlin gegangen", und es bleibt nach dem Zusammenhange kaum ein Zweifel, daß sie von Miquel instruiert worden waren. So waren denn auch die Häupter durchaus mit ihm zufrieden. Engels bemerkt über seinen Bericht: „Der Brief von Miquel gefällt mir. Der Kerl denkt wenigstens und würde gewiß sehr gut werden, wenn er einige Zeit ins Ausland käme." Zu zweien Malen hat Miquel im Laufe der nächsten Jahre den Versuch gemacht, die persönliche nähere Bekanntschaft von Marx anzubahnen. Im Sommer 1854 meldete er seinen Besuch an, wurde aber auf der Hinreise in Paris von Cholera und Blutsturz befallen und mußte, notdürftig genesen, die Rückreise antreten. In den letzten Tagen des Juli 1856 meldete er sich wiederum „für die nächsten 8—10 Tage" an, doch ist wegen einer Lücke in den Briefen nicht zu ersehen, ob es tatsächlich zu einer Zusammenkunft gekommen ist.

Aus den Jahren des Briefwechsels ergibt sich, daß Marx und Engels nicht immer mit Miquel übereinstimmten, und es ist charakteristisch, daß sie in solchen Meinungsverschiedenheiten jedesmal auf den Taktiker Miquel stießen.

So erhob Miquel, der von seiner kleinen Universitätsstadt aus hauptsächlich auf die bäuerliche Demokratie Hannovers rechnete, taktische Bedenken wegen der Rückwirkung der gegen die bürgerliche Demokratie gerichteten Aktenstücke, die bei den Verhaftungen im Sommer 1851 bekannt wurden. Dagegen meinte Engels unwirsch: „Alliierten sie sich pro tempore mit den Kommunisten, so waren sie über Bedingung und Dauer der Allianz vollständig instruiert, und es kann bloß hannoverschen Mittelbauern und Advokaten einfallen zu glauben, die Kommunisten hätten sich seit 1850 von den Prinzipien und der Politik der Neuen Rheinischen Zeitung bekehrt." Eine Anfrage Miquels aus dem April 1856 setzte Marx von vornherein in Unruhe und ließ es ihm wünschenswert erscheinen, die Meinung von Engels einzuziehen: „Dies ist etwas schlüpfrige Sache. ‚Fragen mitunter verfänglich', und es ist schwer, das richtige Maß in der Antwort zu beobachten." Es beruhigte ihn erst, als Engels und Wolff seine Ansicht teilten: „es war mir innerlich ‚sehr übel' zu Mute, als ich diese ‚Klugheit' verdauen sollte." Daß Miquel

überhaupt (ähnlich wie Lassalle es tat) politische Gewissensberatung einholte, beweist, daß er auch nach Auflösung des Kommunistenbundes den Parteizusammenhang anerkannte. Aus welchem Anlaß er anfragte, wissen wir nicht, können es nur vermutungsweise aus dem Datum der Anfrage erschließen. Nach dem Verfassungsbruch im Sommer 1855 hatten die Dinge in Hannover sich immer weiter zugespitzt; Anfang April 1856 wurde dem Assessor Rudolf von Bennigsen die Erlaubnis zum Eintritt in die hannoversche Ständeversammlung abgeschlagen und er faßte den Entschluß, den Staatsdienst aufzugeben und sich ganz der politischen Laufbahn zu widmen; gleichzeitig wurde G. Planck wegen seiner Schrift gegen das Ministerium zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt; schon damals muß es gewesen sein, daß Bennigsen seinen Freunden Planck und Miquel, die ihn vorantrieben, die Antwort gab: „Ich bin entschlossen, ich will in die Hannoversche Kammer eintreten, ich will brechen mit meiner ganzen Stellung, aber nur wenn Ihr bereit seid, die nationale Bewegung aufzunehmen und für die große deutsche Nation einzutreten" — es war der erste Keim einer neuen deutschen Bewegung, als deren Führer er 1859 hervortrat.*) Auch Miquel ging in diesem Momente ein neues Bündnis ein — man begreift, daß er über die Zulässigkeit dieses Bündnisses sich in London Rats erholen mußte, und wer ihn kennt, mag sich vorstellen, daß er die tatsächliche Wendung mit diplomatischer Geschicklichkeit Marx mundgerecht zu machen suchte. Vielleicht sollte auch sein Besuch im Sommer 1856 der mündlichen Auseinandersetzung über diese Frage dienen. Wenn es auch noch nicht zum Bruch kam, so begannen nun doch die Wege auseinanderzugehen; eine Aufforderung Miquels zur Mitarbeit an einer wesentlich von bürgerlichen Demokraten unterstützten Wochenschrift lehnte Marx im Februar 1857 ab; auch ein späterer Brief ökonomischen Inhalts fand bei Marx und Engels keine Gnade; der briefliche Verkehr scheint dann, während Miquel in immer engere Verbindung mit Bennigsen trat, allmählich eingeschlafen zu sein. Im Laufe der sechziger Jahre verfolgten die beiden Häupter der Kommunisten die neuen Wege des „wiseacre" (Klugtuer) Miquel, „wie er auf dem Nationalverein in echt nationalvereinlicher Weisheit paukt"; als Miquel im Februar 1865 zum Bürgermeister von Osnabrück gewählt wurde, setzte er wenigstens noch einem Freunde von Marx seine Grundsätze auseinander, und Engels ironisierte den nach London übersandten Brief, „dessen kluge Verarbeitung der Theorie

*) H. Oncken, Rudolf von Bennigsen. 1, 274—281.

als Piedestal der Bürgermeisterwürde und Bürgerfreundlichkeit mich sehr amüsiert hat". Immerhin noch: der „Theorie" im Sinne von Marx — erst im Dezember 1867 erklärte dieser, daß Miquel „nun offener Renegat" geworden sei.

Man sieht, es handelt sich nicht um eine Episode, sondern um einen stärkeren Entwicklungsstrang in der politischen Ideenwelt des spezifischsten politischen Talents der Liberalen — und das einmal gewonnene sozialpolitische Verständnis hat Miquel von vornherein und für immer von dem gerade in seiner Partei vertretenen Manchestertum auf das schärfste geschieden.

Für Marx und Engels bedeutete Miquels Abschwenken die Trennung von einem Manne, der persönlich ihre Kreise nur vorübergehend streifte und sie nachher nicht störte. Ganz anders lag, tiefer greifend, bitterere Gegensätzlichkeiten aufreißend, ihre Auseinandersetzung mit Lassalle. Sie nimmt auch in dem Briefwechsel von der Mitte der fünfziger Jahre an bis über den Tod Lassalles hinaus einen breiten Raum ein.

Das Verhältnis zwischen Marx und Lassalle konnte bisher noch nicht endgültig beurteilt werden, solange man nur die Briefe von Lassalle an Marx besaß. Jetzt liefert das briefliche Zwiegespräch zwischen Marx und Engels, das die ganze öffentliche Laufbahn Lassalles begleitet, einen so gut wie völligen Ersatz dafür, daß die Briefe von Marx an Lassalle uns wohl noch lange oder für immer vorenthalten bleiben. Und darin liegt nun für die weiteren Kreise der Sozialdemokratie die peinliche Ueberraschung, daß jeder Schritt Lassalles kaum von seiten seiner Feinde mit soviel Spott und unbarmherziger Kritik beurteilt worden ist, wie von den beiden Männern, deren Parteigänger er sein wollte und tatsächlich war. Der Eindruck von Lassalles Briefen an Marx war immerhin, trotz ihrer Streitigkeiten und Mißverständnisse, das Bild eines Freundschaftsverhältnisses, und es läßt sich nicht leugnen, daß der jüngere solche Empfindung ehrlich entgegentrug — nun wirkt es peinlich, zu sehen, wie von einer entsprechenden Gesinnung bei den anderen auch nicht das Geringste vorhanden war. Sie waren einander nicht nur häufig politisch, wie man annehmen durfte, sondern auch persönlich in hohem Grade entgegengesetzt. Lassalle war ein Mensch mit vielen, vor allem äußerlichen Schwächen, die er offen vor sich hertrug und die niemandem entgingen: jene aber sahen allein diese Schwächen. Sie verkannten nicht gewisse Fähigkeiten, aber sie hielten von seinem Charakter sehr wenig, und wenn Marx sich immerhin eine

gewisse Schätzung abringen konnte, so wollte Engels eigentlich niemals etwas von ihm wissen. Die Sozialdemokratie hat häufig mit Worten den Heroenkultus abgelehnt: nun muß sie erleben, daß in ihrem Ehrentempel die beiden ersten Heroen vom Postamente steigen und die Bildsäule des dritten in Trümmer schlagen.

Die eigentliche Ursache der Voreingenommenheit von Marx und Engels lag darin, daß sie Lassalle persönlich nur aus den Jahren 1848/49 als den mit üblen Gerüchten überladenen Anwalt und Liebhaber der Gräfin Hatzfeldt kannten. Ueber diesen Eindruck kamen sie nie recht hinweg; erfährt man doch auch zum ersten Male, daß, als Marx — doch wohl im Jahre 1848 — Lassalle in den Kommunistenbund aufnehmen wollte, „ein einstimmiger Beschluß der Zentralbehörde in Köln ihn wegen seines Rufes nicht akzeptierte". Fast ein ganzes Jahrzehnt noch wollten sie den Menschen überhaupt nicht für voll ansehen — begreiflich, solange Lassalle nicht eine Leistung irgendwelcher Art aufzuweisen hatte. Noch im März 1856 meinte Marx halb belustigt: „er scheint sich ganz anders zu nehmen, wie wir ihn nahmen, er hält sich für weltbezwingend, weil er rücksichtslos in einer Privatintrige, als ob ein wirklich bedeutender Mensch zehn Jahre einer solchen Bagatelle opfern würde". Engels aber ging noch einen Schritt weiter, um seiner tiefen Abneigung Luft zu machen: „Er war immer ein Mensch, dem man höllisch aufpassen mußte; als echter Jud von der slawischen Grenze war er immer auf dem Sprunge, unter Parteivorwänden jeden für seine Privatzwecke zu exploitieren." Diese Verdammung erfolgte allerdings nach einer Denunziation Lassalles durch die Düsseldorfer Arbeiter, über die man jetzt näheres erfährt: sie läuft, neben anderem Klatsch, darauf hinaus, daß Lassalle nach Erledigung der Hatzfeldtprozesse sich von den Arbeitern zurückziehe, ein Abtrünniger sei, der in Berlin den großen Herrn spielen und zu den Bürgerlichen übergehen wolle. Das meiste daran war wohl ohne Zweifel nichts als gehässige und unwahre Nachrede, aber für Marx und Freiligrath wirkte sie ebenso überzeugend wie für Engels und Wolff; sie nahmen die Anklagen zu den Bundesakten, beschlossen Lassalle zu überwachen und brachen die Korrespondenz ab; zu einem offiziellen Bruche kam es nur darum nicht, weil sie ihm die Anklage nicht einmal mitteilten.

Und nun begann dieser stillschweigend ausgestoßene Mensch allmählich an Marx wieder heranzutreten, ja noch mehr mit eigenen Leistungen hervorzukommen. Als Lassalle im Dezember 1857 den „Heraklit" übersandte, antwortete Marx „kurz und kühl"; er fand

„das Zeug zu dick, um es durchzulesen", erkannte aber sofort den althegelschen Charakter dieser „posthumen Blüte einer vergangenen Epoche". Nach dem ersten Eindrucke spottete er über die philologische Gelehrsamkeit: „man sieht, wie sonderbar groß der Mensch sich selbst in diesem philologischen Flitterstaat erscheint und bewegt, ganz mit der Grazie eines Kerls, der zum ersten Male in seinem Leben fashionable dress trägt." In der Sache aber urteilte er, es sei absolut nichts Neues zu dem hinzugefügt, was Hegel in der Geschichte der Philosophie sage. Eine Wonne vollends war es für ihn, in einer versteckten Anmerkung des Heraklit ein Stück Geldtheorie Lassalles zu entdecken, nach der das Geld nur eine „unwirkliche Gedankenabstraktion des Wertes sei".*) Sein Mißtrauen witterte alsbald weitere wissenschaftliche Absichten: „Ich sehe aus dieser einen Note, daß er vorhat, die politische Oekonomie hegelsch vorzutragen in seinem zweiten großen Opus. Er wird zu seinem Schaden kennen lernen, daß es ein ganz anderes Ding ist, durch Kritik eine Wissenschaft erst auf den Punkt bringen, um sie dialektisch darstellen zu können, als ein abstraktes, fertiges System der Logik auf Ahnungen eben eines solchen Systems anzuwenden."

Immerhin, in einen gewissen Respekt hatte Lassalle sich bei Marx gesetzt, und da dieser für sein nationalökonomisches Buch jemanden brauchen konnte, um die Verbindung mit deutschen Verlegern herzustellen, so geriet er wieder in einen Briefwechsel und ließ sich von Engels Absolution erteilen „wegen der Elogen", die er Heraklit dem Dunkeln machen mußte. Man stellte also Gehässigkeit und Gegnerschaft aus praktischen Gründen ein wenig zurück. Marx begann, trotz der Vorfälle von 1856, die alte Parteiverbindung, als wenn sie nie gestört gewesen wäre, wieder herzustellen: „Lassalle hat wirklich zu viel Interesse ‚an der Sache', um nicht coûte que coûte mit uns zu halten. Also bei klugem management gehört uns der Mann mit Haut und Haaren, so viele ‚zu endende' Bocksprünge er immer machen mag." Damit unterlag er allerdings einer zweiten Täuschung in seiner Einschätzung des anderen. Das äußerlich hergestellte Verhältnis der nächsten Jahre brachte nichts als neue Mißverständnisse; sie setzten mit der Debatte über den „Sickingen" ein und steigerten sich bei dem „italienischen Krieg" Lassalles schon zu solcher Schärfe, daß Marx und Engels sich auf

*) Vergl. über den Gegensatz zu der Wertlehre von Marx neuerdings: C. Trautwein, Ueber Ferdinand Lassalle und sein Verhältnis zur Fichteschen Sozialphilosophie. Jena 1913. S. 27.

die „Parteidisziplin“ — die sie beide von dem dritten zu verlangen hätten! — besannen. Selbst was sie in geschäftlichen Dingen gemeinsam anfaßten, gedieh für Marx zu Verdruß und Mißtrauen; Lassalles Vermittlung bei der Drucklegung der „Kritik der politischen Oekonomie“ wie bei der publizistischen Verbindung mit der „Neuen Freien Presse“ führte nur zu Aergernissen. Und als Lassalle in dem Falle „Vogt“ — in dem allerdings für Marx die Ehrenhaftigkeit seiner Person und Partei in der Vergangenheit auf dem Spiele stand — sich mit Rat und Tat vorsichtig zurückhielt, da entlud Marx seine lange angesammelte Erbitterung in einem Briefe, den ein Polemiker von seinen Maßstäben Engels gegenüber selbst als „bohnengrob“ bezeichnete. Die Frage nach Recht und Unrecht soll im einzelnen nicht berührt werden; man mag zugeben, daß auch Lassalle in seinen meisten menschlichen Beziehungen auf irgendwelche Weise zum Bruche kam; hier liegt die Sache doch so, daß er in seinen oft unerträglich langen Schriftstücken auf eine günstige Gesinnung des anderen gutgläubig rechnete, während er sich von vornherein einer geschlossenen Kampfgemeinschaft gegenübersah. Im Grunde ertrug auch Marx nicht, daß er auf einen eigenen Willen und ein ihm ebenbürtiges Selbstbewußtsein gestoßen war.

Immerhin, als Lassalle schließlich beleidigt schwieg, lenkte er diplomatisch, eben aus praktischen Gründen, um die Verbindung mit Berlin nicht preiszugeben, wieder ein; er wollte mit einem Manne, den er immerhin als **„a horse-power“** einzuschätzen gelernt hatte, nicht vorzeitig brechen und schickte Engels vor, der für seine Person nicht im Briefwechsel stand und es nicht einmal für nötig erachtete, Lassalle für die Zusendung seiner Schriften überhaupt zu danken: Lassalles Antwort werde zeigen, ob man noch länger mit ihm gehen könne oder nicht. (28. 1. 1860.) Als jedoch Lassalle nach Wiederaufnahme des Briefwechsels, in dem nun auch die alten Denunziationen zur Sprache kamen, sich in seiner breitspurigen Art zur Wehr setzte, da brach bei Marx ein förmlicher Wutanfall aus: „Nun sieh den gespreizten Menschen! Kaum glaubt er uns auf einem schwachen Punkte zu ertappen, wie wirft er sich in — allerdings possierliche Positur. . . . Wie widerspricht er sich! Wie wird er gemein!“ So war das menschliche Verhältnis gestaltet, bevor die ersten Ansätze zu einer gemeinsamen politischen Aktion der alten Parteifreunde von Lassalle unternommen wurden. Sie versprachen von vornherein nicht viel, sie mußten vielmehr den endgültigen Bruch herbeiführen.

Lassalle entwickelte Anfang 1861 den Plan einer Erneuerung

der „Neuen Rheinischen Zeitung" von Berlin aus und glaubte die Mittel dafür beschaffen zu können; die Gräfin Hatzfeld hatte bereits eine Denkschrift ausgearbeitet; für den Fall, daß Marx nach dem Thronwechsel amnestiert wurde, war die Möglichkeit des Zusammenwirkens gegeben. Trotzdem zögerte Marx: „die Wellen in Deutschland schlagen noch nicht hoch genug, um unser Schiff zu tragen"; selbst für das von Engels vorgeschlagene Wochenblatt fürchtete er „die Taktlosigkeit unseres Freundes, wenn er an Ort und Stelle sitzt, die Hauptredaktion führt und so in der Lage ist, uns alle hineinzureiten". Als ihm bei seinem Besuch im Hause Lassalles im Frühjahr 1861 der Vorschlag erneuert wurde, vermied er daher die sofortige Antwort umsomehr, als Lassalle, falls auch Engels in die Redaktion eintreten würde, den beiden englischen Parteigenossen aus guten Gründen nicht mehr Stimmen als sich selber zubilligen wollte. Marx aber dachte nicht daran, mit jemandem, der so ebenbürtig auftrat, sich zu verbinden. Er zählte alle seine Sünden auf: „seine Rechthaberei, sein Stecken im spekulativem Begriff (der Kerl träumt sogar von einer neuen Hegelschen Philosophie auf der zweiten Potenz, die er schreiben will), seine Infektion mit altem französischen Liberalismus, seine breitspurige Feder, Zudringlichkeit, Taktlosigkeit usw. Lassalle könnte als einer der Redakteure, unter strenger Disziplin, Dienste leisten. Sonst nur blamieren." (7. 5. 1861.) Während Lassalle noch den preußischen Ministerien die Türen einlief, um die Amnestierung von Marx herbeizuführen, spielte dieser ein nicht gerade offenes Spiel, um nach seiner Rückkehr nach London offen abzulehnen. Der zweite Versuch, den Lassalle bei seinem Besuch in London im Sommer 1862 machte, zeigte die Unvereinbarkeit noch schärfer. Schon in seiner Mittellosigkeit mochte Marx das geräuschvolle Auftreten Lassalles bitter genug empfinden: „um gewisse Dehors ihm gegenüber aufrecht zu erhalten, hatte meine Frau alles nicht Niet- und Nagelfeste ins Pfandhaus zu bringen"; bittrer war ihm wohl, daß er die Gefälligkeit des Anderen mit einem Wechsel in Anspruch nehmen mußte, dessen Schicksal wieder neue Aergernisse bereitete. Politisch stellte er fest, daß er nichts mehr mit Lassalle gemein habe. Er war ganz im Recht, wenn er die garibaldischen Abenteurerpläne Lassalles mit Spott überhäufte und jede Mitwirkung an solchen Dingen ablehnte. Mit Sarkasmus zerpflückte er das Selbstgefühl des einst von oben herab Behandelten: „Er ist nun ausgemacht nicht nur der größte Gelehrte, tiefste Denker, genialste Forscher usw., sondern außerdem Don Juan und revolutionärer Kardinal Richelieu." Für Lassalles

von neuem vorgetragene Zeitungspläne erklärte er sich nur zu Korrespondenzen bereit, „ohne irgend sonstige **responsibility** oder politische **partnership** zu übernehmen, da wir politisch in nichts übereinstimmten als in einigen weitab liegenden Endzwecken."

Also lagen die Dinge, bevor die selbständige Propaganda Lassalles begann. Sie wurde von Marx mit der absprechendsten und feindseligsten Kritik verfolgt, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Einmal blickte er auf die nationalökonomischen Kenntnisse Lassalles sehr von oben herab. Schon das „Arbeiterprogramm" galt ihm nur „als schlechte Vulgarisation des Manifestes und anderer von uns so oft gepredigter Sachen, daß sie gewissermaßen schon Gemeinplätze geworden sind"; wenn Lassalle sich agitatorisch in die Brust warf, mußte er dem Aelteren vollends als Renommist erscheinen. Von dem Offenen Antwortschreiben hieß es: „Er gebärdet sich — sehr wichtig mit den uns abgeborgten Phrasen um sich werfend — ganz als künftiger Arbeiterdiktator." Von den indirekten Steuern: „Es ist einzelnes darin gut, aber das Ganze erstens unerträglich zudringlich, schwatzhaft und mit der lächerlichsten Gelehrt- und Wichtigtuerei geschrieben. Außerdem ist es doch **essentiellement** das Machwerk eines «Schülers», der in aller Hast sich als «grundgelehrten» Mann und selbständigen Forscher hinausschreien will. Es wimmelt daher von historischen und theoretischen **blunders**." Mitten in der aufreibenden und tiefbohrenden Arbeit am „Kapital" erschien ihm Lassalle „als Sextaner, der mit der breitspurigsten Waschweiberei Sätze in die Welt posaunt — als seine neueste Entdeckung — die wir vor 20 Jahren zehnmal besser schon als Scheidemünze unter unsere **partisans** verteilten". Bei dem „Bastiat-Schulze" schließlich verdichtete sich sein steigendes Mißempfinden zu dem massiven Vorwurf des geistigen Plagiats: „vor ein paar Tagen sah ich zufällig nach meiner Artikelreihe über Lohnarbeit und Kapital in der Neuen Rheinischen Zeitung (1849) — in der Tat bloßer Abdruck der Vorlesungen, die ich 1847 im Brüsseler Arbeiterverein hielt. Da fand ich meines Lassalles nächste Quelle, und aus besonderer Freundschaft werde ich als Note den ganzen Wisch aus der Neuen Rheinischen Zeitung als Anhang zu meinem Buch abdrucken lassen, natürlich **on false pretences**, ohne Anspielung auf Lassalle." Er verlangte sein geistiges Eigentum zurück, aber er tat dem anderen Unrecht, daß er an dessen agitatorischen Gelegenheitsreden den Maßstab seiner eigenen theoretischen Arbeit legte.

Zu der theoretischen Rivalität kam noch verschärfend die politische Rivalität hinzu: „Der Kerl denkt offenbar, er sei der Mann, um unser Inventarium anzutreten.“ Auch Engels meinte ärgerlich: „Die Lassalleschen Geschichten und der Skandal, den sie in Deutschland erregen, fangen doch an unangenehm zu werden. Es ist die höchste Zeit, daß Du Dein Buch fertig machst, und wenn auch nur, damit wir wieder Breittreter anderer Art bekommen. Im übrigen ist es ganz gut, daß auf diese Weise wieder ein Boden für antibürgerliche Sachen gewonnen wird, nur ist es fatal, daß dieser Mensch sich dabei die Position macht.“ (20. 5. 1863) Marx und Engels, die ihre ganze geistige Tätigkeit auf den Wiederausbruch einer Revolution in Deutschland gerichtet hielten, sahen sich durch einen von ihnen als unlauter empfundenen Wettbewerb aus ihrer „historischen Stellung“ herausgedrängt; sie hatten das Gefühl, daß ein früher von ihnen gering geschätzter Mann auf eigenen Wegen — „der Kerl arbeitet jetzt rein im Dienste von Bismarck“ — ihr Werk aufnehme und damit ihnen das Einzige raube, was sie besaßen, den historischen Rechtstitel in der Vergangenheit und die Hoffnungen für die Zukunft. Sie fühlten sich politisch überholt, ohne es in ihrer Machtlosigkeit von dem Exil aus vorerst ändern zu können. In diesem Gefühl begannen sie selbst jedes Augenmaß für die „historische Stellung“ und die Persönlichkeit des Rivalen zu verlieren. Vom Beginn des Jahres 1863 an brach Marx daher jeden Briefwechsel mit Lassalle ab und lauerte auf einen Angriff oder eine Blöße. So ist die Neubegründung einer sozialdemokratischen Agitation in Deutschland ohne Mitwirkung, unter feindseligem und schweigendem Beiseitetreten von Marx und Engels vor sich gegangen.

Sie waren froh, diese abwartende Stellung eingenommen zu haben, als die Nachricht von Lassalles plötzlichem Tode sie überraschte. Dem toten Gegner — so sehr hatte er sich doch in Respekt gesetzt — zollte man im Geheimen eine Anerkennung, die man in der Zeit feindseliger Rivalität nicht hatte aufbringen können. Engels bewahrte zwar hinsichtlich der Art von Lassalles Ende seinen in den Kern stoßenden Scharfblick für das Problematische in der Natur Lassalles: „Das konnte nur dem Lassalle passieren bei dem sonderbaren Gemisch von Frivolität und Sentimentalität, Judentum und Chevalierstuerei, das ihm ganz allein eigen war. Wie kann ein politischer Mann wie er sich mit einem walachischen Abenteurer schießen.“ Aber selbst er verschloß sich nicht mehr gegen die eigen-

tümlichen Fähigkeiten, die hier zu Grunde gegangen waren: „Lassalle mag sonst gewesen sein, persönlich, literarisch, wissenschaftlich, was er war, aber politisch war er sicher einer der bedeutendsten Kerle in Deutschland. Er war für uns gegenwärtig ein sehr unsicherer Freund, zukünftig ein ziemlich sicherer Feind, aber einerlei, es trifft einen doch hart, wenn man sieht, wie Deutschland alle einigermaßen tüchtigen Leute der extremen Partei kaputt macht.“ Und Marx, der in diesem Falle mit seinem Gemüte, in Haß und in Zuneigung, stärker beteiligt gewesen war als der kühlere Freund, antwortete in seinem charakteristischen Kauderwelsch, aber bewegter, als es seiner Feder in der Regel möglich war: „Das Unglück des Lassalle ist mir verdammt durch den Kopf gegangen. Er war doch noch immer einer von der vieille souche und der Feind unserer Feinde. Dabei kam die Sache so überraschend, daß es schwierig ist zu glauben, daß ein so geräuschvoller, stirring, pushing Mensch nun maustot ist und altogether das Maul halten muß. Was seinen Todesvorwand angeht, so hast Du ganz Recht. Es ist eine der vielen Taktlosigkeiten, die er in seinem Leben begangen hat. With all that tuts mir leid, daß in den letzten Jahren das Verhältnis getrübt war, allerdings durch seine Schuld.“ Engels kehrte bald dazu zurück, als etwas von den letzten politischen Zielen Lassalles durchsickerte, den „Tory chartist“ Charakter der Bewegung scharf zu verurteilen: „Subjektiv mag seine Eitelkeit ihm die Sache plausibel vorgestellt haben, objektiv war es ein Verrat der ganzen Arbeiterbewegung an die Preußen“ (27. 1. 1865). Marx aber schrieb noch im Frühjahr 1866, als das von Lassalle so ersehnte allgemeine Wahlrecht nun wirklich proklamiert wurde: „Welcher Verlust für Lassalle, daß er maustot ist. Den hätte Bismarck jetzt Rolle spielen lassen“ (17. 5. 1866). Und einige Wochen darauf: „Ich kann meinen Lassalle nicht vergessen. Wenn er jetzt noch lebte, welchen Skandal würde er machen“ (7. 6. 1866). Die Auseinandersetzung aber mit dem Manne, an den sie Lassalle als (im politischen Sinne) „verkauft“ ansahen, sollte auch Marx selber nicht erspart bleiben.

* * *

Bismarck hat nie aufgehört, mit der sozialistischen Arbeiterbewegung schon als einem Gegengewicht gegen das liberale Bürgertum zu rechnen. Sobald ihm Lassalle durch seinen frühen Tod entrissen war, sah er sich nach Ersatz um; je ernsthafter er den Gedanken

des allgemeinen und gleichen Wahlrechts wälzte, um so geneigter wurde er, auch mit diesem Lager die Fühlung wieder aufzunehmen und den Epigonen Lassalles, namentlich Schweitzer, gegenüber die erprobte Taktik fortzusetzen. Aber es scheint, als ob er gern noch höher gegriffen hätte. Hatte er doch seit Ende 1864 Lothar Bucher zur Seite, der ihn wohl belehren konnte, wo die eigentliche Kraft verborgen lag, und auch den Zugang zu ihr zu finden wußte. Am 8. Oktober 1865 schrieb Bucher den bekannten wohlerwogenen Brief an Marx, mit allen Finessen seiner Feder sich mühend, sich eines delikaten Auftrages zu entledigen. Harmlos hob er an: „Zuerst business!“ Der preußische Staatsanzeiger wünsche monatlich einen Bericht über die Bewegungen des Geld- und Warenmarktes; auf Nachfrage habe er erklärt, niemand würde das besser machen als Marx. Die näheren Bedingungen enthielten nichts als Entgegenkommen. Im Inhalt seiner Artikel möge er nur nach seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung gehen, wenn auch unter Vermeidung der Polemik, und mit Rücksicht auf den Leserkreis „den innersten Kern nur eben für den Sachverständigen durchscheinen lassen“; seine Forderungen möge er selbst bezeichnen. Dann folgten ein paar persönliche Wendungen: wieviel seit ihrer letzten Begegnung im Jahre 1862 geschehen und zerstört worden sei, und eine Bemerkung über das psychologische Rätsel in Lassalles Hingang. Er selbst sei, schloß er mit beiläufiger Harmlosigkeit, wie Marx wisse, zu seiner ersten Liebe, den Akten, zurückgekehrt: „Ich war immer mit Lassalle darüber verschiedener Meinung, daß er sich die Entwicklung so schnell dachte. Der Fortschritt wird sich noch oft häuten, ehe er stirbt; wer also während seines Lebens noch innerhalb des Staates wirken will, der muß sich ralliieren um die Regierung.“

Daß Bucher den Antrag, so wenig wie die Redaktion des Staatsanzeigers, nicht aus sich selbst, sondern nur im Einverständnis mit seinem Vorgesetzten, dem Ministerpräsidenten, machen konnte, liegt auf der Hand. Den Sinn des Antrages aber enthüllen die letzten Sätze seines Briefes. Was stand hier nicht alles zwischen den Zeilen! Nur von seiner Gesamtpolitik her mochte es zu erklären sein, wenn Bismarck jetzt die überraschende Fühlung mit dem Haupte der Internationale suchte. Der Moment war allerdings dazu getan, die Erklärung zu liefern. Seit dem Verkleben der Risse in Gastein war die deutsche Krise von neuem im Anzuge; Bismarck war am letzten Septembertage zur Besprechung mit Napoleon nach Biarritz geeilt — ob man sich für den Fall einer Beschleunigung

der äußeren Krise nicht auch rechtzeitig im Innern darauf einrichten wollte, wenn die Bombe des allgemeinen Wahlrechts platzte?*)

Man würde was darum geben, wenn man wüßte, wie Marx den Antrag aufnahm. Aber leider finden wir nur ein kurzes Billet an Engels vom 19. Oktober: „Ich bin morgen nachmittag gegen 4.40 in Manchester und werde mich nach Deiner offiziellen Wohnung verfügen." Er muß es vorgezogen haben, sich mündlich mit Engels auszusprechen. Daß er den Antrag ablehnte, verstand sich von selbst für einen Mann, der kurz zuvor in seinem Nachruf auf Proudhon „selbst jedes Scheinkompromiß mit der bestehenden Gewalt" als Verletzung des einfachsten sittlichen Taktes getadelt hatte. Daß die Annahme dieses an sich unverfänglichen Antrages seine Rückkehr auf den Boden des deutschen Staates einleiten konnte, eben das wollte das Haupt der Internationale um jeden Preis vermeiden: in diesen Jahren trieb ihn Engels zur Vollendung des ersten Bandes des „Kapital", gerade mit dem Ansporn, er müsse fertig sein, wenn eine kontinentale Revolution ausbräche. Bismarck hatte mit dem untrügerischen Blick der Macht für die Macht auch diese Brücke schlagen wollen, unbekümmert um alles, was vorher lag, nur um seines höchsten Zweckes willen. Die Revolutionäre von 1848 aber dachten immer noch in ihren Horizonten von der europäischen Bewegung der Dinge und waren den nationalen Möglichkeiten, die sich bei uns vorbereiteten, völlig entfremdet.

Bismarck aber kam, nachdem er den Sieg erfochten hatte, zum zweitenmal. Anfang April 1867 brachte Marx das Manuskript des „Kapital" nach Hamburg in ein verändertes Deutschland — soeben war die Verfassung des Norddeutschen Bundes fertig geworden. Während er in Hannover bei einem Freunde weilte und mit Genugtuung eine respektvolle Aufnahme seiner theoretischen Gedanken bei dem preußischen Beamtentum beobachtete, hatte er am 24. April 1867 dem Freunde zu melden: „Bismarck schickte mir gestern einen seiner Satrapen, den Advokaten Warnebold**) (dies unter uns). Er wünscht mich und «meine großen Talente im Interesse des deutschen Volkes zu verwerten»". Auch Bennigsen würde ihm morgen

*) Für die Formulierung im Bucher-Brief mochte auch der Hinblick auf die gleichzeitigen Sammlungsbestrebungen der bürgerlichen Demokratie in Betracht kommen; hatte doch Schulze-Delitzsch sich am 1. Oktober 1865 zum erstenmal auf den Boden des allgemeinen Stimmrechts gestellt!

**) Ich habe seinen Namen unter den Mitgliedern des Nationalvereins in Hannover in den sechziger Jahren gefunden; näheres konnte ich bis jetzt nicht ermitteln.

aufwarten. Engels war nicht einmal erstaunt: „Daß Bismarck bei Dir anklopfen würde, hatte ich erwartet, wenn auch nicht die Eile“; er meinte spöttisch, aber mit realistischem Spott, gewisse kaufmännische Eigenschaften in Bismarcks Politik widergespiegelt zu sehen: „das Verfolgen eines bestimmten Zwecks durch Abwarten und Experimentieren, bis der richtige Moment getroffen, die Diplomatie der stets offenen Hintertür, das Akkordieren und Abdingen, das Einstecken von Insulten, wenn das Interesse es erfordert, das **„ne soyons pas larrons“**. Daß auch Marx die Sache ernsthaft nahm, geht aus einem späteren Schreiben vom 7. Mai hervor: „Die Bismarckſche Affäre mußt Du ganz geheim halten. Ich versprach, niemandem davon zu sprechen. Letzteres hielt ich. Ich hatte jedoch die **reservatio mentalis** gemacht, Dich auszunehmen.“

Hier brechen unsere Nachrichten wieder ab. Der innere Beweis für ihre Echtheit wird durch die Annäherung Buchers im Jahre 1865 gestützt. Das Eine wird wohl außer Frage stehen: Marx hätte die Amnestie im Vaterlande, die ihm das liberale Ministerium der Neuen Aera im Jahre 1861 versagt hatte, aus den Händen Bismarcks im Jahre 1867 haben können. Denn der norddeutsche Bundeskanzler hatte im Moment mit bedrohlicheren Gegnerschaften in der Welt und in Deutschland zu rechnen, als dem Manne, der soeben in London Kleidung und Uhr hatte aus dem Pfandhaus nehmen müssen, um nur nach Deutschland reisen zu können zum Druck des ersten Bandes eines theoretischen Werkes, von dem Engels sarkastisch bemerkte: „es ist ein Glück, daß das Buch sozusagen fast nur in England „spielt“, sonst würde § 100 des Preußischen Strafgesetzbuchs eintreten — und Konfiskation nach sich ziehen.“

Man sieht nicht, daß Marx die Rückkehr in der nächsten Zeit wirklich erwogen hätte. Er traute sich damals noch zu, den zweiten und dritten Band des „Kapital“ rasch vollenden zu können. Die Hoffnungen auf einen baldigen Umschlag auf dem Kontinent waren weit zurückgewichen.. Es ist sehr bemerkenswert, daß Marx, und besonders Engels, in den Jahren des Norddeutschen Bundes von der verbissenen Befeindung der Politik Bismarcks zurückkamen. Schon während des Krieges, am 28. Juli 1866, hatte Engels mit gewohnter Schnelligkeit entschieden: „Wir können meiner Ansicht nach gar nichts anderes tun, als das Faktum einfach zu akzeptieren, ohne es zu billigen, und die sich jetzt jedenfalls darbieten müssenden größeren Facilitäten zur nationalen Organisation und Vereinigung des deutschen Proletariats benutzen, soweit wir können.“ Er vor

allem verurteilte die leidenschaftlich preußenfeindliche Opposition Liebknechts und dessen Spekulation auf den Wiederumsturz der Neuordnung von 1866. Mit Spott blickten sie auf das ohnmächtige Ringen dieses einzigen „marxistischen" Parteigängers in Deutschland und nahmen innerlich dieselbe Stellung ein, wie das ihnen sonst so sehr verdächtige Haupt der Lassalleaner, v. Schweitzer. Engels urteilte sehr richtig: „Wir können ja dem Bismarck keinen größeren Gefallen tun, als uns mit den Oesterreichern und süddeutschen Föderalisten, Ultramontanen und depossedierten Fürsten zusammenwerfen zu lassen" (28. 11. 1867), und riet, Liebknecht zu instruieren „1. sich zu den Ereignissen und Resultaten von 1866 nicht rein negativ, d. h. reaktionär, sondern kritisch zu verhalten, und 2. die Feinde des Bismarck ebensosehr anzugreifen, wie diesen selbst, da sie ebenfalls nichts wert sind" (19. 12. 1867). Er vor allem glaubte fortan an den Fortbestand von Bismarcks Werk.

Und so sahen beide Männer dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges mit ausgesprochener Sympathie für die deutsche Seite und mit dem richtigen Instinkt zu, daß der deutsche Einheitsstaat auch im Interesse ihrer Ideen in Deutschland und in der Welt lag. „Siegen die Preußen", so schrieb Marx unmittelbar nach der Kriegserklärung, „so ist die Zentralisation der State power nützlich der Zentralisation der Arbeiterklasse. Das deutsche Uebergewicht wird ferner den Schwerpunkt der westeuropäischen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen, und man hat bloß die Bewegung von 1866 bis jetzt in beiden Ländern zu vergleichen, um zu sehen, daß die deutsche Arbeiterklasse theoretisch und organisatorisch der französischen überlegen ist. Ihr Uebergewicht auf dem Welttheater über die französische wäre zugleich das Uebergewicht unserer Theorie über die Proudhons." Welch eine geistesgeschichtliche Prognose! Und welch eine Inversion ist für das eigene Bewußtsein von Marx eingetreten: von dem Einmarsch der deutschen Regimenter in Frankreich erwartet er — und in gewissem Sinne ist diese Prophezeiung eingetroffen -- den Sieg des Marxismus, um dieses Wort vorwegzunehmen, in der Welt. Nicht mehr von der kontinentalen Revolution! Man erkennt auch hier, was das Werk Bismarcks für die europäische Geschichte im ganzen genommen bedeutet. Der greise Ranke hat den Entschluß zu seiner Weltgeschichte mit der Bemerkung vor sich selber gerechtfertigt, daß erst durch die Entscheidung von 1870/71, in einer neu befriedeten und geordneten Welt, eine universale Aussicht möglich geworden, daß erst nach der Nieder-

lage der revolutionären Kräfte eine regelmäßige Fortentwicklung gesichert, ein unparteiischer Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattet und eine Weltgeschichte in objektivem Sinne möglich geworden sei. So der rückwärts gewandte Denker. Vor dem geistigen Auge des in die Zukunft gerichteten Geistes, der mit diesen revolutionären Kräften selber unterlegen schien, blieb die Bedeutung des Umschwungs nicht verborgen, nur daß seine Dialektik in der Zukunft sofort die neuen Möglichkeiten für die Verwirklichung seiner Ideen erkannte.

Selbst ein so extremer und „international“ orientierter Radikalismus, wie ihn Marx und Engels vertreten, kann sich, das sollten sie alsbald erfahren, in solchen weltpolitischen Krisen nicht über die nationalen Gegensätze hinwegsetzen. Daß man beim Ausbruch des Krieges mit den Franzosen in der Internationale in Schwierigkeiten geriet, läßt sich begreifen. Marx aber, der so häufig als Revolutionär und Urquhartist andere als „verkauft“ angegriffen hatte, wurde jetzt selbst von dem Schicksal ereilt, daß in dem Kreise der Anhänger Bakunins*) das alberne Gerücht verbreitet wurde, er sei ein Agent Bismarcks und von diesem erkauft (die dabei angegebene Summe von 250 000 francs erfüllte Marx mit ebensoviel heiterer Genugtuung wie Selbstironie). Er erwiderte, immer noch in Urquhartistischen Welthorizonten, mit innerlichen Mißtrauensvoten ganz anderer Art; hatte doch Engels schon im Jahre zuvor von dem „fetten Bakunin“ geschrieben: „Wenn dieser verdammte Russe in der Tat daran denkt, sich an die Spitze der Arbeiterbewegung hinaufzuintrigieren, so ist es Zeit, daß ihm einmal gehörig gedient und die Frage gestellt wird, ob ein Panslawist überhaupt Mitglied einer internationalen Arbeiter-Assoziation sein kann.“ (30. 7. 1869.) Jetzt aber brach bei Engels, der während des Krieges auch in seinem militärischen Herzen auf das heftigste gepackt war, der nationale Gedanke durch alle parteipolitische Erwägung noch viel kräftiger als bei Marx durch. Es stand für ihn fest, daß Deutschland durch Napoleon in einen Krieg um seine nationale Existenz hineingedrängt worden sei. Unter den schärfsten Hieben auf die völlige Obstruktion, die die deutsche (marxistische) Sozialdemokratie unter Liebknechts Führung einnahm, und verdeckten Ausfällen auch auf Marx, der diese Haltung billige, wiederholte er den Satz: „Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt, und ist darum

*) Ueber die Beziehungen zu Bakunin neuerdings: Fritz Bruchbacher, Marx und Bakunin. München 1913.

sofort eingesprungen." So klingt, wenn auch bald wieder gedämpft, der Ton der Einheitsmusik, der jene kriegerischen Tage erfüllte, auch in den Briefwechsel der Gründer der Internationale hinüber, un- unterdrückbar, stärker als alles.

* * *

Der tiefe und unauslöschliche Eindruck dieses Briefwechsels haftet zunächst doch daran, daß diese Persönlichkeiten, trotz allem Vergänglichen, das auch sie mit sich schleppen, einen Reichtum von Strebungen umfassen, deren Nachwirkung zu einem die Gegenwart überschattenden historischen Prozeß geworden ist; und es gibt ihrem Lebenszuschnitt etwas Heroisches, daß die Kraft der Idee — welch ein Widerspruch gegen ihren eigenen historischen Materialismus! — sich in ihnen verpersönlicht, lange bevor die Reihe ihrer Auswirkungen am Horizonte sichtbar wird. Wenn das Höchste menschlichen Willens sich darin äußert, daß er unabsehbare Massen zur Annahme seiner Gedanken nötigt und damit bleibend in ihre soziale Ordnung eingreift, dann gehören Marx und Engels — wir werden sie von nun an wohl immer zusammen zu nennen haben — in die Reihe der großen historischen Figuren. Wie wirken selbst ihre persönlichsten Antriebe, manchmal agitatorisch noch weiter vergröbert, wie sie schon agitatorisch konzipiert waren, in der späteren Sozialdemokratie, in Worten und Werturteilen, in ihrem geistigen Gesamthabitus nach: welchen Anstoß vollends haben sie als soziale Organisatoren gegeben!

Aber dieser Briefwechsel enthüllt auch die Schranken der Persönlichkeiten, die Grenzen der Leistung, das historisch Bedingte und Vergängliche: das wird an den politischen Wirkungen die marxistische Orthodoxie schon zu spüren haben. Der große Fluß aller historischen Dinge trägt wohl die großen Figuren, aber er reißt sie auch fort und weist jedem seine Stelle in einer umfassenderen und allgemeinen Bewegung an. Man vermißt auch manches in diesem Briefwechsel. Ich spreche nicht von einer etwaigen Ausmalung des Endziels und der Herbeiführung des Zukunftsstaats: von solchen Dingen ist unter Vertrauten keine Rede. Aber man könnte nach den eigentlichen ethischen Antrieben dieses Kraftaufwandes fragen, und muß alsbald gestehen: wie wenig schwingt der unmittelbare und ursprünglich doch vorhandene menschliche Anteil an der Not der Gedrückten, des vierten Standes — abgesehen von dem persönlichen Mitgefühl an dem Geschicke der wenigen proletarischen Genossen in der Emigration — als sichtbar treibende Kraft mit.

Im Grunde ist das alles in Theorie nnd Politik umgesetzt, und da die geistige Arbeit wiederum ganz in den Dienst des politischen Kampfes gestellt wird, so erdrückt der politische Kampf, fast ganz zum Selbstzweck werdend, alle anderen Antriebe. Wir haben es eben mit politischen Willensmenschen, mit spezifischen Machtnaturen zu tun, wie auch diejenigen es waren, mit denen sie sich berühren, die Bismarck und Miquel, die Lassalle und Bucher. Die Politik, in der sie sich bewegen, ist an Weltzusammenhängen orientiert, sie nährt sich von der Idee einer internationalen Klassenbefreiung, aber sie ist vornehmlich auf den deutschen Staat gerichtet: trotzdem vollzieht sie sich fern von dem Staatsleben der deutschen Nation, von der deutschen Wirtschaft und Arbeiterschaft, in einer Entfremdung auch von ihren geistigen Kräften. Das sind eben die Folgen der Exilstellung — welcher Vorsprung lag schon darin für Lassalle! Aus diesem inneren Verhältnis aber, das sich für die achtundvierziger Emigranten gegenüber der Deutschen Staatsgründung in diesen Jahrzehnten ergab, ist vieles von der späteren Sozialdemokratie übernommen worden und wird allmählich in der Gegenwart, als ein sinnlos gewordenes Erbteil, abgestreift werden können und müssen.

Die positive Seite ihrer Antriebe bleibt auch in den negativen politischen Verkleidungen, in denen sie sich äußerten, für die Gesamtentwicklung deutscher Geschichte bestehen. Ein philosophisch vertiefter Nationalökonom hat diesen Gedanken neuerdings energisch ausgesprochen*): „Marx hat den großen Gedanken an die Möglichkeit hoher gesellschaftlicher Organisationsformen in die Massen gebracht, auf deren tragfestem Glauben solche Formen allein erwachsen und lebenskräftig bestehen können. Karl Marx und seine Jünger haben das meiste getan, die amorphe soziale Masse zu organisieren. Sie haben in diesen gegen den alten Staat teilnahmslosen Scharen, wenn auch nur als antagonistisches Klassenbewußtsein, das neue Bewußtsein geschaffen, daß alle als Glieder im gesellschaftlichen Ganzen stehen und stehen müssen. Karl Marx und seine Jünger haben das bewußte gesellschaftliche Denken in Kreise getragen, die vorher keinen Anteil an unserem höheren Geistesleben hatten, sie haben in zahllosen Seelen den Respekt für den Geist, das Streben nach Wissenschaft, die Sehnsucht nach Kultur geweckt, und man darf hoffen, daß diese Wirkung stärker war, als alle materialistische Verrohung der agitatorischen Sprache. Die Zeit wird es lehren. Wenn

*) Plenge, Marx und Hegel S. 180, vgl. dazu „Preußische Jahrbücher" März 1913.

aber je die Tage einer organischen Sozialisierung kommen, so war Karl Marx mit allen seinen Fehlern und mit allen seinen Irrtümern derjenige, der durch die grundlegende Sozialisierung des Proletariats ein Fundament da gelegt hat, wo es am schwersten zu legen war".

Also würde der Politiker Marx sein Lebenswerk nicht eingeschätzt haben. Aber auch er und Engels haben, wie noch Größere vor ihnen, zu Dingen mitwirken müssen, die sie nicht wollten, und auch von der nationalen Gemeinschaft gilt, sofern sie gesund und kräftig bleibt, das Wort, daß ihr alle Dinge zum Besten dienen. Ja, wenn wir die Worte jener Aufforderung Bismarcks an Marx als beglaubigt ansehen und noch einmal wiederholen dürfen, es wird in dem geschichtlichen Ablauf auch ihm das Schicksal wider Willen zufallen, „seine großen Talente im Interesse des deutschen Volkes zu verwerten."

Mitten in dem heutigen Parteikampfe werden viele nicht geneigt sein, gerade dieses Lebenswerk und seine Auswirkungen von der Höhe philosophisch-historischer Betrachtung anzuschauen; sie werden sich an die Außenseiten, die verhängnisvoll agitatorischen Nachwirkungen, die Negierung alles dessen, was für Nation und Gesellschaft immer unzerstörbar bleiben muß, die Saat des Hasses, die hier gesäet worden ist, halten und danach ihr Werturteil bestimmen. Das ist für den Politiker natürlich. Für die historische Betrachtung können, nach dem Worte Lord Actons, Ideen, die in der Religion und Politik Wahrheiten sind, nur als Kräfte gewertet werden, die geachtet, aber nicht bestätigt werden wollen. So sehen wir auch in dem Wollen dieser beiden Männer geschichtliche Kräfte am Werke, die an der Gestaltung unserer Gesellschaft, gerade in ihren schwer erreichbaren Tiefen, gearbeitet und damit für den Fortschritt der ganzen Gemeinschaft gekämpft haben. Und blicken wir noch einmal zurück auf die unabsehbare Fülle aller widerstreitenden Kräfte und Persönlichkeiten, mit denen die Deutschen in zwei Menschenaltern die Durchführung ihres Nationalstaats und eine beispiellose gesellschaftliche Umwälzung zu gleicher Zeit vollbracht haben, so wird selbst von diesem Lebenswerke das erhebende Bewußtsein ausgelöst werden dürfen:

Tantae molis erat Germanam condere gentem.

Jahve und Baal.

Von

Privatdozent Lic. Eißfeldt-Berlin.

Israels Religion ist synkretistische Religion, ein Komplex mannigfacher Elemente. Zwei Elemente sind es vor den anderen, die in ihr sich den Rang streitig machen: das spezifisch-hebräische Element, die Religion der Wüste, und das kanaanäische Element, die Religion des Kulturlandes. Hebräische Wüstenreligion und kanaanäische Kulturreligion sind seit dem Eintritt Israels ins Kulturland die beiden Brennpunkte der Religionsgeschichte Israels, und diese Geschichte kann nur begriffen werden als ständige Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Faktoren, als ununterbrochener Kampf zwischen Jahve und Baal. Wer sind die beiden Mächte, die hier miteinander ringen?

Der Name Jahve ist undurchsichtig und läßt einen Schluß auf Jahves Wesen nicht zu. Aber wir wissen genug von ihm, um, auch abgesehen von seinem Namen, sein Wesen bestimmen zu können. Jahve ist seiner Naturgrundlage nach ein Gewittergott, vielleicht ein Vulkangott. Donner und Blitz und andere feurige Erscheinungen gehen auf ihn zurück. Im feurigen Busch erscheint er dem Mose, als Feuer- und Rauchsäule schreitet er seinem Volke voran in der Wüste, unter Donner und Blitz fährt er herab auf den Sinai. Die Blitze sind Jahves Pfeile, der Donner seine Stimme, der Regenbogen sein Kriegsbogen. Bis in späte Zeiten hinein entlehnt man bei der Schilderung der Erscheinung Jahves die Farben vom Gewitter.

„Jahve, als Du auszogst aus Seir,
Einherschrittst vom Gefilde Edoms her,
Da bebte die Erde, es troffen die Himmel,

Es troffen die Wolken von Wasser;
Berge wankten vor Jahve,
Der Sinai vor Jahve, dem Gotte Israels",*)

heißt's im Debora-Lied, und im 18. Psalm:

„Da mir angst ward, rief ich Jahve an und schrie zu meinem Gott.
Er erhörte meine Stimme aus seinem Palast und mein Schreien kam vor ihn,
zu seinen Ohren.
Er blickte her — da wankte die Erde, und der Berge Grundfesten erbebten
Und schwankten hin und her, weil er ergrimmt war.
Rauch stieg auf von seiner Nase und Feuer fraß aus seinem Munde,
Glühende Kohlen brannten von ihm aus.
Er neigete den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter seinen Füßen.
Er bestieg einen Kerub und flog daher; er schwebte auf den Fittigen des Windes.
Er machte Finsternis zu seiner Hülle, umgab sich mit Wasserdunkel, dichten Wolken
als einer Hütte.
Vom Glanze vor ihm brachen durch seine Wolken Hagel und Feuerkohlen.
Da donnerte im Himmel Jahve, und der Höchste ließ seine Stimme erschallen.
Er schleuderte seine Pfeile und zerstreute sie, blitzte Blitze und scheuchte sie."**)

Aber freilich, das ist dichterisch-archaisierende Sprache, und wir täten dem Sänger dieses Psalms und dem Sänger des Debora-Liedes sehr unrecht, wenn wir meinten, ihre Gottesanschauung dem ganzen Inhalt nach damit umschrieben zu haben, daß wir sagen: ihr Gott sei ein Gewittergott. Vom ersten Augenblick an, da Jahve auftritt, ist er mehr als Natur-, mehr als Gewittergott, und wenn die Farben des Gewitters so gern bei der Schilderung Jahves gebraucht werden, so geschieht das deswegen, weil sein eigentliches Wesen nicht besser ausgedrückt werden kann als in diesen Bildern. Jahves Wesen ist in erster Linie Erhabenheit, weltüberlegene Majestät, unverletzliche Unnahbarkeit, oder, mit dem Wort zu reden, in dem das Alte Testament alle diese Eigenschaften zusammenfaßt: Heiligkeit. Heiligkeit als göttliche Eigenschaft ist zunächst nicht ein ethischer Begriff, sondern ein physischer und bezeichnet die göttliche Erhabenheit über alles, was außer ihm ist. Ein hoher und erhabener Gott ist Jahve, der Gott vom Sinai, ein Gott, der neben seiner Erhabenheit andere Größe nicht bestehen läßt. So zeichnen ihn die alten Sagen. Kein Mensch kann ihn schauen in seiner Majestät, ohne zu sterben; auch die nicht, die sonst der Gottheit nahe stehen, selbst ein Mose nicht. Einst hat Mose Jahve

*) Richterbuch 5, 4—5. Die Zitate werden mitgeteilt in Anlehnung an Luthers und Kautzschs Uebersetzung.

**) Psalm 18, 7—15.

gebeten, ihn schauen zu dürfen in seiner Herrlichkeit, aber er hat zur Antwort erhalten: „Du kannst mein Antlitz nicht sehen; denn kein Mensch bleibt am Leben, wenn er mich siehet. Aber es ist eine Stätte in meiner Nähe, da magst Du hintreten auf den Felsen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorüberzieht, so will ich Dich in eine Felskluft stellen und meine Hand über Dich decken, bis ich vorüber bin. Und wenn ich dann meine Hand von Dir tue, wirst Du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann niemand sehen." So hat ihn Jesaja erlebt und geschildert, als einen Gott, der nichts Hohes neben sich duldet:

„Ein Tag Jahve Zebaoths wird kommen über alles Stolze und Hohe und über alles Erhabene, daß es erniedrigt werde,
Und über alle die hohen und erhabenen Zedern des Libanon
Und über alle Eichen in Basan,
Ueber all die hohen Berge und über all die hochragenden Hügel,
Ueber jeden hohen Turm und über jede steile Mauer,
Ueber all die Tarsis-Schiffe und über all die Kostbarkeiten.
Dann wird der Menschen Stolz gebeugt und der Männer Hochmut gedemütigt,
Und Jahve allein an jenem Tage erhaben sein."*)

Etwas Furchtbares und Unheimliches ist's um Jahve in dieser seiner Erhabenheit: er ist ein zorniger und leidenschaftlicher Gott. Kommt ein Mensch der göttlichen Sphäre zu nahe, verletzt die göttliche Heiligkeit, dann sendet Jahve verzehrendes Feuer vom Himmel und vertilgt den Frevler. Aber auch ohne erkennbaren Grund bricht der Zorn Jahves über ein Volk oder einen Menschen herein, tückisch und unberechenbar, gleich einer vernichtenden Naturkraft. So stark tritt dies lebenzerstörende Element in Jahve hervor, daß man wohl gemeint hat — mit Unrecht freilich —, hierin sein eigentliches Wesen erblicken zu müssen. — Ein Entrücktsein allen menschlichen und irdischen Beschränkungen liegt implicite im Begriff der Heiligkeit und damit all die allgemeinen Attribute der Absolutheit Gottes gegenüber den denkbaren Beschränkungen: Allmacht und Allgegenwart, Allwirksamkeit und Allwissenheit, gewiß nicht theoretisch konsequent durchdacht, aber doch stimmungsmäßig empfunden. Und so liegt auch keimhaft beschlossen in diesem zunächst physischen Begriff der göttlichen Heiligkeit der ethische Begriff der Heiligkeit, Heiligkeit im Sinne von absoluter sittlicher Vollkommenheit, und je klarer die Sünde im menschlichen Leben als etwas Nicht-Sein-

*) Jesaja 2, 12—17.

Sollendes erkannt wird, je mehr sich der Begriff der Schuld vertieft, um so mehr wird Gott erhaben gedacht über die Sünde. Der Gott, den Jesaja schaut auf hohem und erhabenem Thron im himmlischen Heiligtum, von dem die Saraphen singen:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth,
Alle Lande sind seiner Ehre voll!“*) —

dieser Gott ist nicht nur unnahbar allem Endlichen, der ist vor allem unnahbar menschlicher Schwäche und Sünde. Erst muß einer der Saraphen Jesajas Lippen mit glühender Kohle vom Altar berühren und entsündigen, ehe er mit Jahve Zebaoth reden darf.

Diesem majestätischen Gott vom Sinai, in dem sich die Monotonie und herbe Strenge der Wüste widerzuspiegeln scheint, stehen gegenüber die Gottheiten des kanaanäischen Kulturlandes, die Baale und Astarten, oder, wie wir, sie als ein Prinzip fassend, sagen dürfen, der Baal. Es ist nicht unberechtigte Willkür, wenn wir diese verschiedenen Gottheiten als Einheit fassen. Sie erscheinen im Alten Testament tatsächlich als Einheit. Das, was die Baale ihrem Wesen nach von den Astarten unterscheidet, wie es uns die phönizischen Quellen zeigen, das ist im Alten Testament so gut wie verwischt. Wenn hier von den Gottheiten der Kanaanäer die Rede ist, dann handelt es sich so gut wie ausschließlich um einen Wesenszug an ihnen: um ihre Beziehung zur Lebenskraft in der Natur. Und so brauchen wir für unsere Zwecke nicht zu fragen nach dem ursprünglichen Wesen dieser kanaanäischen Gottheiten, brauchen nicht zu untersuchen, ob die Baale primär Stammes- und Stadtgottheiten oder lebendig gedachte Naturkräfte sind**), und wenn das letztere, ob sie dann als tellurische oder als am Himmel lokalisierte Gottheiten gedacht werden müssen; brauchen auch nicht festzustellen, daß bei den Astarten ohne Zweifel ihr naturhafter Charakter das Primäre ist, und daß sekundäre Entwicklung vorliegt, wenn sie als Herrinnen von Städten erscheinen. Uns genügt es zu wissen: diese kanaanäischen Baale und Astarten, dieser Baal, stehen in ganz anderem Grade in einem positiven Verhältnis zum Leben in der Natur als Jahve. Die Baale sind zunächst Spender des Ernteertrages, von Korn und Most, Wolle und Flachs, Oel und Getränk, und an den drei Erntefesten des Jahres: Ostern, dem Fest der Gerstenernte, Pfingsten,

*) Jesaja 6, 3.
**) Zum Wesen der kanaanäischen Gottheiten vgl. Graf Baudissin, Adonis und Esmun 1911. S. 10–64.

dem Fest der Weizenernte, und Laubhütten, dem Fest der Obst- und Weinernte, bringt man ihnen den Dank dar für ihre Gaben. Eine Gerstengarbe — ursprünglich wohl Gerstenfladen, Mazzen, woher der hebräische Name des Festes, „Mazzenfest" —, zwei Weizenbrote, ein Korb mit Obst, das sind der Reihe nach die Gaben, die man an diesen drei Festen unter feierlicher Liturgie der Gottheit darbringt, und ein froher Schmaus, bei dem der eben eingeerntete Landertrag vor allem Verwendung findet, schließt sich an. Aber die kanaanäischen Gottheiten, die Baale und die Astarten und die im Alten Testament wenigstens in Anspielungen vorkommende Gestalt des jugendlichen Gottes, dessen Typus wir in dem bekannten phönizischen Adonis erblicken dürfen, sind mehr als Spender dieser Erntegaben; sie sind enger verbunden mit dem Werden und Wachsen der Natur, sie sind irgendwie die Natur selbst. Von den Baalen freilich wird es ursprünglich nicht gelten, daß sie die Verkörperung einer bestimmten Naturmacht oder der Lebenskraft in der Natur überhaupt wären; sie werden zunächst gedacht sein als Beschützer ihres Stammes oder ihrer Stadt, gewiß begabt mit der Fähigkeit, auch Naturkräfte in den Dienst ihrer Schutzbefohlenen zu stellen, aber eben darum erhaben über diese Naturkräfte, nicht mit ihnen identisch. Mit Sicherheit dagegen dürfen wir in den beiden anderen Gestalten des kanaanäisch-phönizischen Pantheons Repräsentationen der Lebenskraft in der Natur erblicken. Die Astarte gilt als die große Mutter des Lebendigen, als Allgebärerin und Allernährerin. Mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit bringen die ältesten Abbildungen, die wir von dieser Göttin haben, diesen ihren Charakter als Mutter des Lebens zum Ausdruck. Und ebenso gilt von dem jugendlichen Gott, daß er irgendwie das Leben der Natur selbst ist. Er stellt das Leben der Natur dar, das mit jedem neuen Jahre erwacht und dann wieder abstirbt, das Leben der irdischen Natur, das der Vegetation. In dem alljährlich gefeierten Sterben und Wiederaufleben des Adonis kommt ein sich mit jedem Jahr erneuerndes Vergehen und Wiederaufleben in der Natur zum Ausdruck. Aber wenn auch die Baale, die in erster Linie im Alten Testament Jahve gegenübergestellt werden, nicht in solch innerer Beziehung zur Natur stehen, wie die weibliche Gottheit und der jugendliche Gott: für die polemische Betrachtung des Alten Testaments haben sich die jedem der drei Gestalten der kanaanäischen Götterwelt spezifisch eigentümlichen, sie voneinander unterscheidenden, Züge verwischt. Mit instinktiver Feinfühligkeit hat das Alte Testa-

ment das herausgespürt, was diese kanaanäischen Gottheiten insgesamt von Jahve unterscheidet und zu ihm in einen unüberbrückbaren Gegensatz stellt: dies, daß es sich hier um naturhafte Gottheiten handelt, und wenn das Alte Testament in formelhaftem Ausdruck die Gottheiten der Kanaanäer Baale und Astarten nennt, so ist gedacht eben an den naturhaften Charakter dieser Gottheiten im Unterschied zu Jahves über allem Natürlichen erhabener Majestät. — Und mit diesem naturhaften Charakter der kanaanäischen Gottheiten hängt ein zweites zusammen. Insofern sie nicht wie Jahve erhaben sind über Welt, Natur und Menschenleben, sondern das in der Welt pulsierende Leben selbst darstellen, sind sie in ganz anderem Grade als dieser Förderer und Erhalter des menschlichen Daseins, in ganz anderem Grade als dieser helfend, gnädig und barmherzig. Auch bei ihnen fehlt ja nicht das Moment des Zornigen und Leidenschaftlichen, und bis zu solcher Glut kann sich ihr Zorn steigern, daß er nur durch ein Menschenopfer gestillt werden kann. Aber im ganzen zeichnet sie Jahves gestrenger Hoheit gegenüber Freundlichkeit und Milde, Gütigkeit und Hilfsbereitschaft aus. Das ist der Grund, weswegen die Verehrung der kanaanäischen Gottheiten vor allem von den Frauen so gern geübt und so zäh festgehalten wurde. Der Gott vom Sinai dagegen ist immer ein Gott der Männer gewesen. Noch heute nehmen im jüdischen Kultus die Frauen eine untergeordnete Stellung ein.

Jahve und Baal, diese beiden grundverschiedenen Mächte treten nun miteinander in Berührung. Israel dringt erobernd ein in Kanaan, Jahve in Baals Land. Israel streitet mit den Kanaanäern, Jahve mit Baal. Der Kampf der beiden Nationalitäten ward verhältnismäßig schnell entschieden. Die Kanaanäer wurden nicht ausgerottet, auch nicht in ihrer Gesamtheit alsbald unterjocht, aber wer Herr des Landes sein würde in Zukunft, das war zu Sauls Zeit sicher entschieden: Israel. Nicht so bald wird im Kampfe der Religionen die Entscheidung gefällt, im Ringen Jahves und Baals. Lange wogt der Kampf hin und her, und auch nach Israels politischem Siege dauert dieser Kampf der Religionen und Götter noch geraume Zeit an. Unsere Quellen gestatten uns einen Ueberblick über dieses Ringen. Die ältesten für die Erforschung der Religion des eben in Kanaan ansässig gewordenen Israels in Betracht kommenden Quellen, wie sie in dem Richterbuche und den Samuelisbüchern, zum Teil auch im Hexateuch, enthalten sind, lassen uns eine im ganzen stetige Verschmelzung israelitischer und kanaanäischer Religion

erkennen. Alte, offenbar vorkanaanäische, hebräische Riten und Bräuche, Anschauungen und Kultgegenstände nehmen einen breiten Raum ein, aber daneben spielen kanaanäischem Kult entlehnte Elemente eine bedeutende Rolle. Und zwar hat, soweit die Quellen auf diese Vorgänge Licht werfen, dieser Verschmelzungsprozeß sich im wesentlichen so vollzogen, daß die kanaanäischen Elemente dem Jahvekult einverleibt wurden. Was man früher im Kult der kanaanäischen Götter geübt hatte, wurde jetzt im Jahvekult getrieben und auf Jahve bezogen. Das Umgekehrte, daß die kanaanäische Gottheit im Mittelpunkt des Kultus gestanden hätte, und auf sie althebräische Bräuche bezogen wären, scheint nur selten der Fall gewesen zu sein. Denn die Darstellung der deuteronomistischen Quellenschicht, die die vorkönigliche Zeit der israelitischen Geschichte so darstellt, daß sie Jahvekult und Kult kanaanäischer Gottheiten in einen absoluten Gegensatz stellt: auf eine Epoche des Kultus ausschließlich kanaanäischer Gottheiten folgt, durch ein Strafgericht Jahves veranlaßt, in regelmäßigem Wechsel eine Epoche reiner Jahve-Verehrung, kann keinen Anspruch auf Geschichtlichkeit machen. Proteste gegen diese Aufnahme kanaanäischer Bräuche in den Jahvekult, u. d. h. gegen die Vermischung hebräischer und kanaanäischer Gottesanschauung, lassen sich vor Elia geschichtlich nicht nachweisen. Gewiß wird man annehmen dürfen, daß es an solchen Protesten nicht gefehlt hat, aber, wenn es solche Bewegungen gegeben, so können sie nicht von der Ausdehnung und dem Erfolg gewesen sein, den die seit Elia einsetzende Bewegung gehabt hat. Nach Meinung der Propheten freilich hätte Jahve „von dem Tage an, da die Väter aus Aegypten auszogen, seine Diener, die Propheten, unermüdlich gesandt", zu protestieren gegen den abgöttischen Kultus des Volkes, aber diese Angabe wird kaum der Wirklichkeit entsprechen. Möglich wäre es ja, daß Männer wie Nathan und Gad, wie sie gegen die Verletzung der Volkssitte protestieren, so auch die Einmischung fremder Elemente in die Jahve-Verehrung bekämpft hätten, aber bezeugt ist uns von solcher Polemik nichts. Vielmehr werden auch diese Hüter alter Volkssitte, bewußt oder unbewußt, diesem kultischen Verschmelzungsprozeß gegenüber den allgemeinen Standpunkt ihrer Zeit eingenommen haben, die kanaanäischen Elemente dadurch unschädlich zu machen, daß man sie für alte Bestandteile des Jahvekultus ausgab.

Hatte dieser chronische Verschmelzungsprozeß israelitischer und kanaanäischer Gottesverehrung und Gottesanschauung eine lebhafte

Protestbewegung nicht hervorgerufen, oder ist doch von ihr, wenn sie stattgefunden hätte, uns keine Kunde erhalten, so setzt nun eine ungemein lebhafte Gegenbewegung ein, als, bedingt durch bestimmte politische Verhältnisse, eine neue akute Ueberschwemmung Israels mit kanaanäisch-phönizischem Wesen eintrat. Unter Salomo strömten von Phönizien her aufs Neue — neben anderen — kanaanäische Einflüsse in das israelitische Kultwesen ein. Schon dagegen scheint eine Protestbewegung eingesetzt zu haben. Die abfällige Beurteilung, die Salomos Weitherzigkeit auf kultischem Gebiet im Königsbuche erfährt, ist freilich deuteronomistischer Herkunft, aber man wird kaum fehlgehen in der Annahme, auch unter seinen Zeitgenossen habe es nicht an solchen gefehlt, die sein Vorgehen so beurteilten. Den Vertreter der Jahve-Religion, den Seher Ahia von Silo, finden wir auf seiten von Salomos Gegner Jerobeam; durchaus möglich, daß, wie der uns in deuteronomistischer Ueberarbeitung vorliegende Bericht es darstellt, Salomos Laxheit in Sachen der Religion mit der Grund zu dieser Stellungnahme gewesen ist. Zudem scheint der Protest einer Stelle des Bundesbuches, die behauene und mit Stufen versehene Altäre verbietet, sich gegen eine Maßnahme Salomos zu wenden. Seitdem scheinen wenigstens einzelnen die Augen aufgegangen zu sein dafür, daß auch in dem nun Jahrhunderte lang geübten Jahvekultus kanaanäische Elemente steckten. Wenigstens wird von Asa erzählt, daß er die Geweihten, d. h. Männer und Frauen, die im Kult zunächst der weiblichen kanaanäischen Gottheit und — von dorther hier eingedrungen — auch im Jahvekult ihre Reinheit preisgaben, aus dem Lande getrieben, die Götzenbilder weggeschafft, ein Schandbild der Aschera, eben dieser weiblichen kanaanäischen Gottheit, umgehauen und verbrannt hätte, und die Erzählung erscheint durchaus glaubwürdig. Daß es sich bei den hier abgeschafften Einrichtungen um neue Einführungen handelte, ist durch nichts angedeutet. Vielmehr werden wir annehmen dürfen, daß diese Einrichtungen bisher allgemein als zum Jahvekult gehörig angesehen wurden. Viel stärker aber als dies auf Salomo zurückgehende Einströmen kanaanäisch-phönizischer Elemente war der Einfluß, den Ahab kanaanäisch-phönizischem Kultwesen ermöglichte. Mochte er auch selbst, wie die Namen seiner Kinder Ahasja, Joram, Athalja beweisen, Jahve-Verehrer bleiben: er richtete doch von Staats wegen dem tyrischen Baal einen Tempel und Kultus in Samaria ein. Das hatte Salomo nicht getan; seine auswärtigen Gottheiten errichteten Kulte sollten nur den im Lande

wohnenden Fremden dienen. Dazu war man jetzt mißtrauischer geworden gegen fremde Kulte, eifersüchtiger bedacht auf die Reinheit der Jahve-Verehrung. Und vor allem: Ahab hatte unter seinen Gegnern eine Persönlichkeit, Elia, „die grandioseste Heldengestalt in der Bibel".*) So setzt denn gegen diese Maßnahme Ahabs eine ungemein lebhafte, leidenschaftlich erregte, Protestbewegung ein, von solch nachhaltigem Einfluß auf die Folgezeit, daß diese Bewegung eine Wende bedeutet in der israelitischen Religionsgeschichte von unermeßlicher Bedeutung: sie ist's, die den ewigen Kern der alttestamentlichen Religion, wenn nicht geschaffen, so doch klar herausgestellt und ihn davor bewahrt hat, unter der Schlackenlast der kanaanäischen Naturreligion zu ersticken. Gewiß, um Elias Gestalt hat sich der Sage reiches Rankenwerk gelegt; die Gegensätze erscheinen schroffer, als es der Wirklichkeit entspricht; auf Elia mag manches übertragen sein, was tatsächlich in spätere Zeit gehört; aber daß er zuerst klar erfaßt hat den prinzipiellen Unterschied zwischen Jahvekult und Baalkult, zwischen Jahves Wesen und dem Wesen der kanaanäischen Gottheiten und entschieden eingetreten ist für die Alternative: Jahve oder Baal, wird man festhalten müssen. In seiner Frömmigkeit ist nicht Raum für zwei so grundverschiedene Götter wie Jahve und Baal, den ernsten Gott erhabener Sittlichkeit und den in sinnlich-üppigem Kult verehrten Naturgott. Und in klarer Erkenntnis der Unvereinbarkeit dieser beiden Größen stellt er auch das Volk vor die Alternative: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jahve Gott, so wandelt ihm nach, ist's aber Baal, so ihm!" Vermittlungen gibt's hier nicht. Mit einer Zornesglut, würdig der feurig-zornigen Art seines Gottes, drängt er auf die Entscheidung. Und er steht nicht allein in seinem Eifer für die Reinheit der Jahve-Verehrung. Zu seiner Zeit kommt die Bewegung der Rechabiten auf, die — ähnlich der schon älteren Erscheinung der Nasiräer — das Uebel mit der Wurzel ausrotten und auf die ganze kanaanäische Bauernkultur, mit der die Baal-Verehrung unauflöslich verbunden zu sein scheint, verzichten wollen. So trinken sie keinen Wein, bauen kein Haus, säen keinen Samen, pflanzen keinen Weinberg, sondern wohnen in Zelten ihr Leben lang. So meinen sie mitten im Kulturland das Nomadenleben und damit die reine Verehrung des Wüsten-Gottes wieder einführen zu können. Seitdem ist dies Empfinden für den prinzipiellen Unter-

*) Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte, 5. Ausg. 1904, S. 78.

schied zwischen Jahve und Baal nicht wieder verloren gegangen. Die Männer, die wir im besonderen Sinne Propheten zu nennen gewohnt sind, ein Amos, ein Hosea, ein Jesaja, ein Jeremia sorgen dafür, daß diese Erkenntnis wach blieb. Sie, oder doch Gesinnungsgenossen von ihnen, setzten es im Bunde mit der Jerusalemischen Priesterschaft dann durch, daß nun auch der Kultus von den kanaanäischen Elementen, die er noch immer in Fülle in sich barg, und die immer wieder Jahve auf die Stufe Baals herabzuziehen drohten, gereinigt wurde. Hiskia und in viel höherem Grade Josia liehen dieser für die Reinheit der Jahve-Verehrung eintretenden Partei ihren starken Arm und rotteten das kanaanäische Wesen im israelitischen Kultus aus. Und was Jahves Propheten, Priester und Könige nicht vermochten, das bewirkte Jahve selbst: er riß Juda — wie schon vorher Israel — heraus aus seinem Lande und schickte es ins Exil, und indem so die Verbindung mit den kanaanäischen Kultstätten und dem Lande des Baal gelöst wurde, starb das kanaanäische Wesen, seiner Grundlage entwurzelt, mehr und mehr ab. Der Kampf war entschieden, Jahve war der Stärkere, Jahve hatte gesiegt.

Aber wie es immer geht im Kampf von geistigen Mächten, daß die schwächere nicht gänzlich verschwindet, vielmehr es nur aufgibt, als Rivalin der stärkeren gegenüberzutreten, sich ihr willig unterordnet und gern mit ihr verschmelzen läßt, so auch hier. Was immer an kostbarem Gut — und wer wollte bestreiten, daß das mitfühlende Sich-Versenken in das Werden und Wachsen der Natur, ihr Blühen und Verwelken, wie es in der kanaanäischen Religion zu finden ist, daß die Vorstellung der Gottheiten als helfender und gütiger Wesen, wie es diese Frömmigkeit auszeichnet, etwas Wertvolles ist —, was immer an kostbarem Gut die kanaanäische Gottes-Verehrung birgt, das strömt nun ein in die israelitische Frömmigkeit, nicht mehr als argwöhnisch betrachtete Beeinträchtigung, sondern als freudig begrüßte Bereicherung. Konnte vorher der israelitische Fromme zum Leben der Natur kein rechtes Verhältnis gewinnen — als Baals Machtbereich galt sie ja —, so ist jetzt der Bann gebrochen. Was Baals Reich war, wird Jahves Herrschaftsgebiet, und mit einem Schlage ändert sich die Stellung des Frommen zur Natur. Des großen Gottes ist sie geworden, und nun öffnen sich die vorher gehaltenen Augen des Menschen für ihre Schönheiten. Gott bleibt wohnen in ferner Erhabenheit, aber der Bezirk, da sich seine Macht und Herrlichkeit offenbart, erweitert sich und wird größer, und zuversichtlicher und freudiger wird an-

erkannt, daß es Jahve ist, der sich im Leben der Natur offenbart. In innige Beziehung tritt Jahve zu Natur und Menschenwelt. Und ist er es, aus dem das Leben quillt, so liegt darin begründet, daß er das Leben erhalten und fördern will. In ganz anderem Grade als vorher wird Jahve ein helfender und schützender, ein erlösender Gott der Gnade. Nun erst wird möglich der weltumspannende Hymnus eines Deuterojesaja:

„So spricht Gott, Jahve, der den Himmel schuf und ihn ausspannte,
Der die Erde hinbreitete mit ihren Gewächsen,
Der Odem gab dem Menschen-Volke auf ihr und Lebenshauch denen, die auf ihr wandeln:
Ich, Jahve, — das ist mein Name! Und ich will meine Herrlichkeit keinem andern abtreten, noch meinen Ruhm den Götzen.
Singt Jahve ein neues Lied, verkündigt seinen Ruhm am Ende der Erde:
Es erbrause das Meer, und was darinnen ist, die Inseln samt ihren Bewohnern!
Laut rufe die Wüste und ihre Städte, die Gehöfte, die Kedar bewohnt!
Jubeln sollen die Felsenbewohner, sollen aufjauchzen von den Gipfeln der Berge!
Sie sollen Jahve die Ehre geben und seinen Ruhm auf den Inseln verkündigen?“*)

Nun erst sind möglich geworden die wunderbaren Klänge der Naturpsalmen:**)

„Wenn ich den Himmel seh, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du gemacht hast,
Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst und des Menschen Kind, daß Du Dich sein annimmst?“**)
„Du suchest das Land heim und wässerst es und machst es reich mit einem Gottesbach voll Wasser,
Du lässest ihr Getreide wohl geraten und also bauest du das Land.
Du tränkest seine Furchen und lockerst seine Schollen,
Mit Regen machst du es weich und segnest sein Gewächs.
Du krönest das Jahr mit deinem Gut, und deine Fußstapfen triefen von Fett,
Es triefen die Auen der Steppe und mit Jubel gürten sich die Hügel.“***)

Nun erst kann der Dichter des Hiob in den grandiosen Schlußkapiteln seines Gedichts Jahve hinweisen lassen auf seine Herrlichkeit in der Schöpfung, daß Hiob beschämt ob seines Haderns die Augen niederschlägt und spricht: „Ich widerruf und bereue in Staub und Asche“.†) Und nun wird Jahve auf der anderen Seite ein Helfer der Müden und Matten, der Armen und Geplagten:

*) Jesaja 42, 5, 8, 10—12.
**) Psalm 8, 4 5.
***) Psalm 65, 10—14.
†) Hiob 42, 6.

„Warum sprichst Du, Jakob, und warum sagst du Israel:
Mein Weg ist Jahve verborgen und mein Recht gehet vor meinem Gott vorüber?
Weißt Du nicht? Hast Du nicht gehört?
Ein ewiger Gott ist Jahve, der Schöpfer der Enden der Erde!
Er wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unausforschlich.
Er gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden.
Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen.
Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler,
Daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ *)

Wundervolle Früchte religiöser Poesie zeitigt diese innige Verschmelzung hebräisch-transzendenten Gottesglaubens und kanaanäisch-immanenter Gottesvorstellung. Aber über diese verheißungsvollen Anfänge kam es wie ein Reif in der Frühlingsnacht. Es kam die Periode, von der das Paulus-Wort sagt: „Das Gesetz ist zwischenein getreten“, es kam die Periode des Judaismus. Gott thronte in weiter Ferne, ohne Verbindung mit Menschenwelt und Natur. Zwischen ihm und den Menschen stand das Gesetz. Das Gesetz, von dem doch Ezechiel gesagt hatte, der Mensch solle dadurch leben, ertötete in der Tat alles Leben der Religion. Es versperrte den Zugang zu Gott. „Ihr selbst findet ihn nicht und versperrt ihn den anderen“, sagt Jesus zu den Pharisäern. Die Natur aber ist Bereich dämonischer Mächte, sie liegt im Argen. Gewiß sind beim Zustandekommen dieses Judaismus Elemente aus anderen Religionen beteiligt gewesen, aber er läßt sich doch verstehen als ein bis in die äußersten Konsequenzen verfolgter Jahvismus, als eine bis zur Absurdität getriebene transzendente Gottesvorstellung. Davor war Alt-Israel bewahrt geblieben. Zu fest stand es drin in Welt und Leben, zu stark war sein naiv-gesunder Wirklichkeitssinn. Aber jetzt, da die Juden nicht Staat und Volk mehr waren, nur noch Kirche, wurde solch eine dem Leben entfremdete Frömmigkeit möglich.

Zwischenein getreten, sagt Paulus, sei diese Periode des Gesetzes; sie war nicht von Dauer. Sie war nach der gigantischen Erde und Himmel umspannenden Geschichtsphilosophie des Paulus nur der dunkle Hintergrund, von dem sich das Evangelium in strahlender Helle abheben sollte. Das Gesetz war der Zuchtmeister auf Christus. Was an verheißungsvollen Anfängen in jener Epoche der Verschmelzung hebräischer und kanaanäischer Gottesvorstellung vorhanden war, das entfaltete sich zur höchsten Blüte in Jesus von Nazareth. Hier treffen wir beides in wundervoller Harmonie:

*) Jesaja 40, 27—31.

Jahvismus und Baalismus, Transzendenz und Immanenz. Sein Gott ist vollkommen, und es ist Aufgabe des Menschen, vollkommen zu sein wie er. Sein Gott ist der strenge Richter, der beim Endgericht die Menschen an dem Maßstab des Rechts mißt. Und doch ist's derselbe Gott, der die Vögel unter dem Himmel nährt, und die Lilien auf dem Felde kleidet, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Und derselbe Gott, der strenger Richter ist, ist doch der Gott der Müden und Matten, der Armen und Geplagten; derer, die da arm sind und die da Leid tragen, derer, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, derer, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt und geschmäht werden. Er ist ein Gott der Gnade, er ist der Vater, der deu verlorenen Sohn, der umkehrt, mit offenen Armen, mit verzeihendem Erbarmen wieder annimmt. In der Tat eine wundervolle Harmonie transzendenten und immanenten Gott-Erlebens.

Jahve und Baal! Der Kampf, der sich zwischen diesen beiden Größen abwickelt im Laufe der israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte, ist nicht etwas Zufälliges und Einmaliges. Was sich hier abspielt ist ein Kampf von Prinzipien, der in irgendeinem Maße in allen höher entwickelten Religionen zu erkennen sein wird. Es wäre ein Leichtes, ihn auch im Gang der christlichen Dogmengeschichte nachzuweisen. Das Ringen der Gnosis mit der Großkirche, der Origenisten mit den Abendländern, manche Differenz zwischen Thomismus und Skotismus, Luthers Gegensatz gegen die Schwarmgeister — in allen diesen Konflikten schwingt mit der Gegensatz von transzendentem und immanentem Gottesbegriff. In unseren Tagen ist innerhalb des Protestantismus dieser Gegensatz wieder besonders heftig geworden. Neben die supranaturale Gottes- und Weltanschauung der altprotestantischen Dogmatik ist, von Spinoza und Schleiermacher herrührend, eine pantheistisch-immanente Gottes- und Weltanschauung getreten, und die nach allen Seiten hin sich ausweitende und mächtig in die Tiefe dringende Natur-Wissenschaft unserer Tage hat die Neigung, Gott in der Natur zu suchen, Gott und Welt gleichzusetzen, noch gesteigert. Schon werden Stimmen laut solcher, die zügellos dieser Neigung nachgeben und Gott restlos in Welt und Natur aufgehen lassen wollen. Nun brauchen wir über das Eindringen pantheistisch gefärbter Naturfrömmigkeit in den Protestantismus gewiß nicht traurig oder gar erschreckt zu sein. Der Protestantismus hat nicht viel von Natur-Frömmigkeit, und wenn er hier eine Bereicherung erfährt, so ist das nur zu begrüßen. Wir haben nicht viel, was wir Paul Gerhardts:

„Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser schönen Sommerzeit“

an die Seite stellen könnten. Der Alt-Protestantismus war zu sehr befangen in seinem starren supranaturalen Weltbild, als daß hier solche Naturstimmungen hätten aufkommen können, und der Pietismus hatte zuviel zu tun mit dem Seelenheil des einzelnen, als daß er Sinn hätte haben können für die Schönheit in der Natur. Wir können einen starken Einschlag von Natur-Frömmigkeit im Protestantismus gebrauchen. Aber freilich nur so, daß das Moment des Transzendenten im Gottesbegriff darüber nicht zu kurz kommt. Das Christentum enthält beides, das Moment des Transzendenten und das des Immanenten, einerlei ob sich dies beides gedanklich zusammenbiegen läßt, oder nicht, doch so, daß das Moment des Transzendenten das Primäre ist, das des Immanenten das Sekundäre. Streicht man das Moment des Transzendenten aus dem Gottesbegriff, so fällt damit der himmlische Vater Jesu von Nazareth, der Gott der Rechtfertigung des Paulus und Luthers, u. d. h. das Christentum. Und sollten Situationen kommen, in denen dies beides aufeinanderplatzt, Transzendenz und Immanenz, so daß es darauf ankäme, eines aufzugeben oder das andere, dann gilt es heute wie damals: nicht Pantheismus, sondern Theismus; nicht Immanenz, sondern Transzendenz; nicht Baal, sondern Jahve!

Chamberlains und Simmels „Goethe".

Von

Martin Havenstein.

II.

Als ich nach der Beschäftigung mit Chamberlains „Goethe" zu Simmels „Goethe" kam, atmete ich wie erlöst auf. Mir war zu Mute wie einem Wanderer, der aus schwülem, wolkenverhängtem Gebirgstal mit einem Aufzuge plötzlich über die heiße, dunstige Region emporgehoben wird und nun entzückt in reiner, kühler, leichter Luft die Höhen ragen sieht, nach denen er von unten eifrig ausgeschaut hatte, ohne doch mehr als dann und wann ein Fleckchen ewigen Schnees oder ein felsiges Spitzchen, mehr erratbar überdies als wirklich sichtbar, entdecken zu können. Von alledem, was einem bei Chamberlain die Freude stört und den Gewinn verringert, ist hier keine Spur. Die laute, oft so zornige Stimme des Eiferers ist verstummt, wir hören einen Mann, der niemand schilt und schmäht, der niemand beleidigen, aber auch niemand überreden will, sondern der in ruhigem, sachlichem Tone, ganz von seinem Gegenstande erfüllt, uns seine Gedanken vorträgt. Diese Gedanken sind bis ins Tiefste und Letzte durchdacht und daher völlig klar und widerspruchsfrei. Sie verraten auch nicht im geringsten das Verlangen, originell und bedeutend zu erscheinen, da sie beides, originell und bedeutend, in hohem Grade *sind*. Simmel stellt sich nicht in Gegensatz zu der herrschenden Auffassung, aber er vertieft sie ganz außerordentlich und erhebt sie zur klaren und lichten Höhe philosophischer Betrachtung. Seine Nachzeichnung Goethes ist völlig abstrakt und läßt doch die konkrete Lebensfülle des Originals keines-

wegs vermissen. Manch einem Leser wird freilich in der dünnen, durchsichtigen Luft der Höhe, in die Simmel uns führt, der Atem ausgehen. Und auch wer imstande ist, ihm zu folgen, wird langsam und vieles wiederholt lesen müssen. Denn Simmels ungemein gehaltvolle, ganz eigene, für mich sehr reizvolle Schreibweise ist hier besonders schwierig, weil Goethes ungeheuer lebensvolles und vielgestaltiges Wesen viel schwerer begrifflich zu erfassen und darzustellen ist, als das irgend eines Philosophen, der ja in seiner Philosophie sein inneres Sein bereits in Begriffe gebracht hat. Gleichwohl ist dies Simmel in einer bewunderungswürdigen Weise gelungen. Schon seine wundervollen Vorlesungen über Kant, Schopenhauer und Nietzsche hatten gezeigt, daß er in der Kunst, den Kern einer bestimmten genialen Geistigkeit zu erfassen und abstrakt nachzuzeichnen, seinesgleichen sucht. Er hat die Gabe des echten Historikers, von sich selbst abzusehen, sich in den darzustellenden Geist gleichsam zu verwandeln und dessen geistige Gestalt aus ihrem innersten Lebenszentrum heraus neu erstehen zu lassen. Zugleich aber erheben uns seine Bücher über das Historische, indem sie uns die typische Bedeutsamkeit der dargestellten Persönlichkeiten zeigen und uns einen tiefen Einblick in die Problematik des Menschenseins überhaupt tun lassen. Am allerschönsten und in wirklich genialer Weise hat er diese Fähigkeiten nun in seinem „Goethe" bewiesen, der mich von der ersten bis zur letzten Seite entzückt hat. Das Buch hat schlechterdings nicht seinesgleichen, weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart. Ich bin gewiß, kein Mensch in Deutschland vermag heute ein solches Buch zu schreiben.

Simmels Buch zerfällt in acht Kapitel mit folgenden Ueberschriften: Leben und Schaffen, Wahrheit, Einheit der Weltelemente, Getrenntheit der Weltelemente, Individualismus, Rechenschaft und Ueberwindung, Liebe, Entwicklung. Man könnte sich über diese Zusammenstellung wundern, da sie einen willkürlichen, unsystematischen Eindruck macht. Aber beim Lesen schwindet uns jedes Bedenken dagegen, denn was Simmel erstrebt, gelingt ihm vollkommen, nämlich seine Anschauung von Goethes Individualität, die, als Anschauung, nicht unmittelbar ausgesprochen werden kann, nachzuzeichnen „durch eine Summe partieller Bilder, deren jeweilige Motive durch die großen geistesgeschichtlichen Begriffe unserer Welt- und Lebensanschauung bestimmt sind". Wir werden um Goethes geistiges Wesen gleichsam im Kreise herumgeführt, betrachten es von allen Seiten, und wenn wir dabei schließlich immer auf denselben

Punkt kommen, so beweist uns das nur, daß das Zentrum von Goethes Geistigkeit wirklich getroffen worden ist.

Gleich auf den ersten Seiten führt uns Simmel in die von Chamberlain vergebens gesuchte Tiefe, in der das Goethe Auszeichnende, ihn Unterscheidende wirklich faßbar wird. „Wenn das Leben des Geistes“, so beginnt er, „sich von dem des nur körperlichen Organismus dadurch abhebt, daß dieses ein bloßer Prozeß ist, jenes aber außerdem noch einen Inhalt hat, so setzt sich dies im Gebiete der Praxis dahin fort, daß auch das Handeln zunächst ein bloßer Vorgang ist, eine Szene des kontinuierlichen, selbstgenugsamen Lebensverlaufes, auf der eigentlich menschlichen Stufe aber ein Resultat wirkt. Hier verwebt sich die Folge des Handelns nicht mehr ganz unmittelbar in die Lebensreihe, aus der seine Zeugungskräfte stammen, sondern sie besteht als ein irgendwie außerhalb dieser beharrendes, wenn auch in sie wieder hineingezogenes Gebilde. Damit verliert das Leben seine bloße Subjektivität; denn diese aus ihm hervorgehenden Produkte haben eigene Normen und verflechten ihre Bedeutungen und Folgen in rein sachliche Ordnungen“. Simmel unterscheidet demgemäß ein Leben, das in sich selbst beschlossen bleibt, sich selbst genug ist, und ein solches, das über sich selbst hinausstrebt, um objektiv Wertvolles zu erzeugen. In jenem hat der Prozeß den entscheidenden Akzent, in diesem das Resultat. Wir leben entweder, um zu leben oder um zu schaffen. Unser Handeln ist entweder ein Getriebenwerden von der Wurzel aus oder ein Gezogenwerden vom Ziele her. Dieser Unterscheidung entsprechend lassen sich die Menschen in drei Klassen teilen, die freilich in der Wirklichkeit in zahllosen Abstufungen ineinander übergehen. Die einen führen ein ganz überwiegend subjektives Dasein, sie wollen sich nur „ausleben“ und setzen sich keine Ziele, durch die sie ihr Handeln beherrschen ließen. Die zweiten werden von solchen Zielen so stark beherrscht, daß sie ihnen ihr subjektives Leben womöglich ganz zum Opfer bringen und mit ihrem Selbst hinter ihren Leistungen verschwinden. Man denke etwa an Robert Koch, um ein Beispiel zu haben. Die Dritten — wohl der häufigste Typus — bleiben zwischen den Extremen, indem sie sich abwechselnd bald dem einen, bald dem anderen Endpunkte nähern. Sie spalten ihr Leben, wollen bald nur leben, bald auch etwas leisten. Fast jeder Berufsmensch, der in seinem Berufe nicht völlig „aufgeht“, sondern in seiner ganzen Freizeit zwecklos behaglich dahinlebt, gehört zu dieser Klasse.

Ueber diesen Möglichkeiten steht nun eine vierte und höchste, die das Genie verwirklicht. „Der Lebensprozeß des Genies vollzieht sich nach dessen innersten, ihm allein eigenen Notwendigkeiten, aber die Inhalte und Ergebnisse, die er erzeugt, sind von der sachlichen Bedeutung, als hätten die Normen der objektiven Ordnungen, die idealen Forderungen der Sachgehalte der Dinge sie hervorgebracht". Die beiden Reihen der Lebensvorgänge und der Sachwerte bilden im Genie eine einzige Reihe. Daher erscheint das Genie von der einen Seite als der „eigengesetzlichste, nur auf sich gestellte Mensch", von der anderen „als das bloße, reine Gefäß der objektiven Notwendigkeit, des Gottes". Und bei Goethe war diese Uebereinstimmung des Subjektiven mit dem Objektiven, des bloßen Lebensprozesses mit dem sachlich Wertvollen größer als bei irgendeinem anderen genialen Menschen, und Simmel nennt sie daher die Grundformel seiner Existenz. Mit vollem Recht. Hier haben wir wirklich in begrifflicher Form, was den besonderen Zauber Goethes, die eigentümliche Größe und Schönheit seines Wesens und Lebens ausmacht, was auch die Einsichtigen seit Schillers und Humboldts Tagen stets als das spezifisch Goethesche empfunden haben. Die Lebensleistung Goethes ist von unermeßlichem sachlichem Wert, und doch erscheint sie gar nicht als eine Leistung, sondern als ein notwendiges Gewächs. Seine Werke waren, wie schon oben gesagt, nicht Werke, sondern Früchte. Er brauchte sich nur seinem Lebenstriebe zu überlassen, um das Rechte oder gar das Höchste hervorzubringen.

Aus dieser Grundformel seines Seins leitet nun Simmel eine Reihe von Folgerungen ab. Um dieser Anlage willen war Goethe der Neid etwas Undenkbares. „Wer auf das Werk allein sieht und aus ihm die Bewegkraft seines Tuns gewinnt, kann leicht neidisch werden, weil ihm sein Werk neben anderen steht, was den Vergleich herausfordert; wem aber die tätige Entwicklung der eigenen Kraft Selbstzweck ist, der steht von vornherein im Unvergleichbaren." Aus demselben Grunde lag ihm an der Anerkennung der Menschen wenig. Denn sie knüpft sich an das Werk. Er fand im Wirken selbst, nicht im Werke seinen Lohn. — In der Simmelschen „Grundformel" findet ferner der auffallende Widerspruch zwischen Goethes erklärtem Liebhabertum und seinem Hasse gegen allen Dilettantismus eine befriedigende Lösung. „Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider", ruft Goethe aus. Diese Abneigung gegen das Berufliche ist aber keineswegs der Ausdruck eines extremen Indivi-

dualismus, „sie gilt vielmehr der Bestimmtheit der Lebensarbeit von einem fixierten, ideell vorbestehenden Inhalte her." Er wollte alles „spielend treiben", d. h. nicht gedrängt durch „die schwere Fremdheit sachlicher Ordnungen" (ein wunderschöner Ausdruck!), sondern bestimmt nur durch ein eigenes Wollen und Können. Damit ist aber Anstrengung, ja, auch Gefahr keineswegs ausgeschlossen. „Der tiefe Ernst seines Wirkens, die Hingegebenheit an den Gegenstand, das Ueberwinden fortwährender Schwierigkeiten — alles wohnt seinem Lebensprozeß selbst ein, wie er sich aus sich selbst und durch seine eigenen Wurzelkräfte vorwärtsgedrängt entwickelt. All die vielfältige Mühsal, die den meisten Menschen aus einer ihnen erst gegenübertretenden, ihrem eigensten Leben heterogenen Ordnung der Sachen heraus auferlegt wird, gehörte bei ihm zu der Selbstverständlichkeit und Innerlichkeit des Lebens selbst." Daraus erklärt sich auch das ungeheure Quantum der Arbeit, die er geleistet hat, ohne über Ueberarbeitung zu klagen. Als Arbeit im eigentlichen Sinne erscheint uns ja überhaupt nur die Tätigkeit, die uns jene „schwere Fremdheit sachlicher Ordnungen" fühlen läßt. Eine Tätigkeit, die dem eigentlichen Ablauf der Lebensvorgänge nicht entspricht, sondern ihn durchkreuzt, ermüdet. Wer dagegen in seinem Tun nur dem Gebot seines inneren Wesens folgt, dessen Leistungsfähigkeit hat ihre Grenze nur in der natürlichen Abendmüdigkeit, die dem Schlafe vorausgeht. Er ist gegen Ueberarbeitung gefeit, denn er stellt sich ja nur Aufgaben, für die er die erforderlichen Kräfte verfügbar hat, und er braucht keinen Kraftaufwand, um „die Lücken seiner Spontanität mit bewußter Anstrengung zu füllen". Jeder geistige Arbeiter erfährt dies bis zu einem gewissen Grade an sich selber. Die Arbeit, die wirklich aus uns selbst erwächst, bei der wir im tiefsten Sinne selbsttätig sind, tun wir noch einmal so rasch und zugleich unendlich viel besser als eine irgendwie uns auferlegte, und doch verspüren wir dabei keinen anderen Kräfteverbrauch, als ihn das Leben und Wachsein an und für sich erfordert.

Daraus, daß Goethes Schaffen im Grunde ein Erleben war, wird auch verständlich, daß es ihm auf den Gegenstand seiner Tätigkeit so wenig ankam. Es war ihm gleichgültig, ob er „Töpfe machte oder Schüsseln". „Wer seiner Lebenseinheit mit der Idee der Dinge sicher ist", der läßt sich vom Gegenstande nicht tyrannisieren, sondern bleibt ein freier Herr über alle Gegenstände, da er jede Tätigkeit an und für sich als wertvoll empfindet. Dies tut der Sachlichkeit Goethes nicht den mindesten Eintrag. Wenn

er einen Gegenstand ergriffen hatte, so war er ihm hingegeben wie nur irgendein Mensch. Die vollkommene Sachlichkeit beruht ja auf dem wahren Interesse. Dies Wort besagt doch aber nichts anderes, als daß in der Beschäftigung mit dem Gegenstande der Unterschied des Subjektiven und Objektiven verschwindet, indem das Subjekt sich ganz mit dem Gegenstande erfüllt, ihn gleichsam in sich hineinzieht, oder, von der Seite des Objektes aus gesehen, sich ganz dem Gegenstande hingibt. Dies aber ist nur eine Abwandlung jener „Grundformel der Goetheschen Existenz". Man könnte also Goethes Einzigartigkeit auch damit ausdrücken, daß man ihn als den interessiertesten aller Menschen bezeichnete.

Simmel deutet mit Hilfe seiner Grundformel auch Goethes Liebeserlebnisse und sagt damit über sie das Tiefste, was je über sie gesagt worden ist. Auch die „erotischen Inhalte" seines Lebens „treten auf, als wären sie von seinem Innern und dessen Entwicklungsnotwendigkeiten bestimmt, wie sich eine Blüte an den Zweig ansetzt in dem Augenblick und in der Form, wie dessen eigenste Triebkraft es erfordert und entwickelt." So leidenschaftlich und hingebend er liebte, so verlor er doch nie sich selbst in der Liebe. Er erlag nie jener im Schicksal Weislingens so unvergleichlich dargestellten Bezauberung, die von dem Gegenstande der Liebe ausgeht und den Liebenden der Selbstbestimmung beraubt. Er erlebte die Liebe in ihrer ganzen Stärke, Tiefe und Bedeutung, aber sie war bei ihm im Grunde „ein rein immanentes Ereignis", „ein in sich kreisendes Gefühl", und die Mädchen und Frauen, die er geliebt hat, erscheinen, „als wären sie doch eigentlich nur die Gelegenheitsursachen, an denen sich ein gerade jetzt notwendiges Stadium seiner inneren Entwicklung verwirklichte, und als wäre das jeweilige erotische Verhältnis die Blüte aus seinen eigenen Triebkräften, für die die Frau nur Frühlingsluft und Frühlingsregen war". Wie hiermit ebenso schön als wahr und tief begrifflich ausgesprochen ist, was jedermann als den eigentümlichen, unvergleichlichen Reiz von Goethes Liebesgeschichten, gleichsam als ihre lichte, zarte, so gar nicht schwüle und drückende Atmosphäre empfindet, so wird daraus auch seine Unbeständigkeit in der Liebe aufs beste verständlich. Es klingt zwar brutal, ist aber doch unzweifelhaft richtig, wenn Simmel sagt: „Wie es ihm gleichgültig war, ob er „Töpfe machte oder Schüsseln", so war es in diesem Sinne gleichviel, ob er Friederike liebte oder Lili, Frau von Stein oder Ulrike." Man muß sich dabei nur vor Augen halten, daß Goethe

diese Gleichgültigkeit des Gegenstandes seiner Liebe natürlich zu keiner Zeit bewußt war. Er war viel zu zartfühlend, um jemals einen Menschen wirklich nur wie einen Gegenstand zu empfinden oder gar zu behandeln.

Die Einheit des Seelischen und des Sachlichen in Goethes Existenz beruht natürlich zu tiefst auf der metaphysischen Beschaffenheit seines Wesens, die sich einer wirklichen Erkenntnis entzieht. Soweit sie für uns begreiflich ist, ist sie der Ausdruck einer überaus glücklichen geistigen Organisation. Goethe besaß eine „ungeheure Assimilationskraft", vermöge deren sein Geist sich ununterbrochen aus der Wirklichkeit nährte und nach Analogie des gesunden physischen Organismus das Aufgenommene bis ins Letzte ausnützte, das Unverwendbare störungslos ausschied, das Zurückbehaltene dem Lebenskreislauf so selbstverständlich einverleibte, „als bildeten beide schon von vornherein eine organische Einheit". Und der aufnehmenden und verarbeitenden Kraft entsprach durchaus die gestaltende. „Das Erleben der Welt setzte sich ihm gleichsam ohne Energieverlust in Schaffen um." Damit aber wird die in Simmels „Grundformel" behauptete Einheit bis zu einem gewissen Grade erklärlich. Wessen Leben wesentlich ein Aufnehmen und Verarbeiten der Welt ist, dessen Hervorbringungen entsprechen natürlich auch den Forderungen der Dinge. Simmel spricht das in einem schönen Bilde aus: „Bei den so begnadeten Menschen wird sozusagen der göttliche Schöpfungsprozeß rückläufig: wie in ihm die Schöpferkraft zur Welt wird, so wird bei jenen die Welt zur Schöpferkraft."

Es könnte scheinen, als wäre diese Zeichnung allzu schematisch und unrealistisch. Aber Simmel will damit nur die Idee von Goethes Existenz darstellen, und er weiß sehr wohl, daß diese sich in den einzelnen Momenten des wirklichen Lebens keineswegs gleichmäßig und niemals vollkommen realisiert. So verschleiert er die gewaltigen Spannungen nicht, die zu Zeiten, vor allem vor der italienischen Reise, Goethes innere Harmonie und demzufolge auch seine Harmonie mit der Welt bedrohten, und er gesteht, sehr im Gegensatz zu Chamberlains idololatrischer Kritiklosigkeit, Goethe habe „eine große Anzahl von unbestreitbar völlig minderwertigen Produkten hinterlassen, Künstlerisches von radikalem ästhetischem Unwert, Theoretisches von der erstaunlichsten Flachheit und Falschheit". Aber wie Goethe, der ideale „Nordländer in Italien", in der Schule der Griechen und Italiener, die er als ganze Menschen empfand,

im Anschauen der ruhevollen griechischen Götterbilder und der Rafaelschen Madonnen seine eigene Ganzheit und Uebereinstimmung mit der objektiven Welt wiedergewann, so verstehen wir in Simmels Beleuchtung Goethes minderwertige Erzeugnisse „als notwendige Durchgangspunkte einer als Ganzes unermeßlich wertvollen Entwicklung". Die Stelle, in der das auseinandergesetzt wird, gehört zu den schönsten des ganzen Buches. „Man kann, sagt er, ganz allgemein bemerken, daß große Künstler oft so schwache Leistungen hinterlassen, wie sie von mittelguten, epigonenhaften Künstlern überhaupt nicht begegnen. Diese nämlich schaffen von einem gegebenen, irgendwie wertvollen Begriff aus, der ihnen als Muster und Kriterium feststeht und immer gegenwärtig ist. Wer aber mit genialer Produktivität, aus der letzten und eigensten Lebensquelle herausschafft, dessen Werk unterliegt den Schwankungen des Lebens, bei ihm ist die Idee zwar mit dem Lebensprozeß identisch, während sie bei jenen äußerlich zu diesem hinzutritt, aber dafür muß sie das Leben auch durch seine Tiefstände und unvermeidlichen Mattheiten hindurch begleiten. Gerade was Goethes Werk so unvergleichlich macht: daß es in jedem Augenblick der unmittelbare Pulsschlag seines Lebens ist, macht es in vielen dieser Augenblicke schwächer als das Werk des sekundären Künstlers, das von einer dem Leben bereits gegenüberstehenden Norm reguliert ist." Solche Stellen, bei deren Lektüre ein Philosophenherz „in Sprüngen geht", lassen uns empfinden, wie wundervoll Simmel, Tiefsinn und Klarheit verbindend, mit dem Lichte der Idee die großen Typen geistigen Schaffens taghell zu erleuchten versteht.

Simmels Gemälde der Goetheschen Geistigkeit erscheint trotz seines viel abstrakteren Charakters auch deshalb durchaus nicht konstruierter, sondern sogar erheblich wirklichkeitstreuer als das Chamberlainsche, weil Simmel fern ist von Chamberlains Geringschätzung der Geschichte. Während dieser trotz seines rein biographischen Kapitels und trotzdem er die Einheitlichkeit von Goethes Persönlichkeit bestreitet, Goethes geistiges Wesen im ganzen doch durchaus auf eine Fläche trägt, vergißt Simmel, der doch die Einheit zur Grundformel für Goethes Existenz macht, nie, daß diese in ihrer realen Erscheinung den Gesetzen des Werdens unterliegt und in den verschiedenen Perioden von Goethes langem Leben sich ständig wandelt. In seinem letzten Kapitel zeichnet er mit der feinsten Historikerkunst Goethes Entwicklung vor uns hin. Er unterscheidet eine Folge von Stufen, die Goethe emporgestiegen ist, und zeigt, wie während dieses

Aufstiegs in der ihn auszeichnenden Einheit des Seelischen und Sachlichen der Akzent allmählich immer mehr von der Seite des Subjektiven nach der des Objektiven hinübergerückt ist. Und diese Akzentverschiebung ist das Natürliche. „Denn wenn es, an den großen Lebenskategorien gemessen, überhaupt eine polare Entgegengesetztheit zwischen Jugend und Alter gibt, so ist es diese: daß in der Jugend der Prozeß des Lebens das Uebergewicht über dessen Inhalte hat, im Alter die Inhalte über den Prozeß." In der Jugend ist beinahe jeder ein kleiner Goethe. Denn Jugend will vor allem leben, sich entwickeln, sich bilden, sie kreist um sich selbst, handelt triebhaft, nicht zweckhaft und wird daher vom Gefühl, dem physischen Ausdruck des noch ungeteilten, selbstgenugsamen inneren Seins, geleitet. Alles dies zeigt uns das Wesen des jungen Goethe seiner Anlage gemäß in den mächtigsten Dimensionen. Nicht als ob nicht auch in dieser Zeit alle Tore seiner Seele weit geöffnet gewesen wären, um die Welt zu sich hereinzulassen und so jene Einheit von Seele und Welt zu verwirklichen. Aber die Intensität des Lebensprozesses ist hier so stark, daß dieser, nicht die objektive Welt, ganz vorwiegend sein Bewußtsein beherrscht und sein gesamtes Tun und Treiben ihm als ein bloßes Ausströmen seines Ich erscheint. Wann diese Periode ihr Ende erreicht, ist nicht leicht zu bestimmen, da Goethes Leben vermöge seiner genialen Anlage reich an jenen „Antizipationen" und wiederholten „Pubertätszeiten" ist, von denen er selbst spricht. Das Spätere kündigt sich bei ihm schon früh an, und das Frühere bleibt irgendwie erhalten. Simmel läßt die erste Periode, entgegen der gewöhnlichen Ansicht, erst nach der italienischen Reise endigen. Er macht es wahrscheinlich, daß diese nicht als ein Anfang, sondern als ein Abschluß anzusehen ist, was sich schon darin verrät, daß Goethe seit seiner Heimkehr nach keinem erneuten Aufenthalt in Italien mehr verlangt hat. In der neuen Periode tritt nun an die Stelle des Ideals der „subjektiven Lebendigkeit" das des objektiven Wirkens und Erkennens, eine Wandlung, die ihren deutlichsten Ausdruck in den beiden Teilen des „Wilhelm Meister" gefunden hat. Nicht als ob sein Tun und Schaffen aufgehört hätte, ein Getriebenwerden von innen her, eine Entfaltung seines Selbst zu sein, wie das sonst fast immer beim Aelterwerden geschieht. Eine Entfaltung und Darstellung seines Subjekts blieb Goethes Leben zu allen Zeiten, und so ist ihm, im Unterschiede etwa von Kant, der eigentlich nie jung war, eine ewige Jugend eigen. Der Wandel bestand vielmehr nur darin, daß sich, wie natürlich, sein inneres Sein selbst mehr

und mehr differenzierte und ebendamit objektivierte. Denn, wie Simmel fein bemerkt, „die ganze geistige und soziale Geschichte der Menschheit zeigt, daß jede Arbeitsteilung ein Schritt zum Objektivwerden der Interessen und Einrichtungen ist; je differenzierter eine Gesellschaft ist, desto sachlichere, unpersönlichere Normen bildet sie aus". Das ist sicherlich richtig und auf die Entwicklung des einzelnen übertragbar. Der Charakter der Subjektivität haftet immer an einer gewissen Ungespaltenheit des inneren Seins, wie sie vornehmlich der Jugend eigen ist und sich im Geleitetsein durchs Gefühl ausdrückt. Jede Zerteilung der inneren Welt bedeutet zugleich ein Auseinandertreten der inneren und der äußeren Welt. Indem also Goethe sich in sich differenzierte, differenzierte er auch sich und die Welt gegeneinander, jene unmittelbare, gefühlsmäßige Einheit zwischen dem Ich und der Welt machte dem Bilde einer objektiver Welt Platz, die praktisch zu bearbeiten und theoretisch zu erkennen ist — woneben jene Einheit freilich irgendwie erhalten und außerdem doch das auf diesen getrennten Wegen zu erarbeitende Ziel bleibt."

In Goethes Dichten kommt diese „Metamorphose" darin zum Ausdruck, daß in ihm die Form immer mehr das Uebergewicht gewinnt. Denn diese ist im Verhältnis zum Gehalt etwas historisch oder ideell Vorbestehendes, mehr oder weniger Konventionelles, also Objektiveres. Goethe ist, wie viele seiner späteren Reimereien und seine „unsägliche Toleranz" gegen minderwertige Literatur zeigen, zu Zeiten sogar in eine übertriebene Verehrung der Form, in Formalistik verfallen. Ganz zuletzt jedoch ist er auch darüber wieder hinausgelangt. Wie einige andere große Künstler zeigt Goethe in seiner Alterskunst einen die Form durchbrechenden scheinbaren Subjektivismus, den Simmel aufs geistvollste als ein gewisses Hinausgewachsensein über den ganzen Gegensatz von Form und Gehalt deutet. Das Subjekt des Greises hat „sozusagen seine Subjektivität abgestreift", es fühlt sich nicht mehr vereinzelt, zufällig, der Formung bedürftig, sondern als „Sammelpunkt von Sachlichkeiten", als „reine objektiv geistige Existenz, so daß ein Aeußeres ihm sozusagen gar nicht mehr existiert". „Er ist jetzt selbst alles, was er von Welt sein und was er von Welt wissen kann, und hat deshalb zu der sogenannten Welt nur noch das Verhältnis des „Symbolischen". Zwischen diesem Subjekt und der objektiven „Form" entfällt damit der ganze Gegensatz." So ist Goethe, gleichsam im Kreise emporsteigend, auf einer höheren Stufe zur Lebensempfindung seiner Jugend zurückgekehrt.

Den Greis wie den Jüngling beherrscht das Bewußtsein der Einheit seines Ich mit der Welt. Nur liegt diese Einheit wie früher diesseits, so jetzt jenseits des Gegensatzes von Welt und Ich.

Simmels Darstellung hat trotz ihrer äußeren Systemlosigkeit eine wundervolle Geschlossenheit, da sie uns den realen Zusammenhang zwischen Goethes innerem Sein und seiner Weltanschauung überall aufs deutlichste erkennen läßt. Sein Bild des Makrokosmos war eine getreue Abspiegelung seines Mikrokosmus, was bei ihm um so weniger als ein unerlaubter Subjektivismus anzusehen ist, als die „Objektivierung seines Subjekts" ja der Grundtrieb und das Gesetz seines Wesens, gleichsam sein kategorischer Imperativ war. Wer in unlösbaren inneren Spannungen zu der ihm gegenüberstehenden Welt lebt, der muß sich freilich hüten, sein Weltbild nach sich zu gestalten. Wir beobachten auch gewöhnlich, daß die Gedanken eines solchen unwillkürlich in der Hauptsache nicht durch seine wirkliche Stellung zur Welt bestimmt werden, sondern durch die Vorstellung eines von ihm als wünschenswert empfundenen Verhältnisses zu den Objekten. Ein solcher formt sein Weltbild nicht wesentlich nach dem, was er ist, sondern nach dem, was er sein möchte, und erhebt sich so über seine naturgegebene Subjektivität, die ohne die Korrektur durch das Ideal nur ein verzerrtes, ganz subjektiv erscheinendes Weltbild liefern würde. Man weiß, welchen Glanz und Zauber ein derartiges Gemälde der Welt haben kann, an dem die heißen Hände der Sehnsucht haben malen helfen. Goethes Weltbild ist ganz und gar nicht von dieser Art. Es kann im Vergleich damit kühl und nüchtern erscheinen. Denn nicht die Sehnsucht mit ihren Uebertreibungen hat es entworfen, sondern es ist der reine Ausdruck seines wirklichen Wesens, das sich nie und nirgends gegen die Welt vermauerte, sondern sie durch alle Türen und Fenster zu sich hereinließ. Darum aber besitzt seine Weltanschauung eine Echtheit, Ungemachtheit und schlichte Treue, die sie zu einer der allerherrlichsten Offenbarungen des philosophischen Geistes macht.

Goethe empfand sich selbst als eine „Entelechie mächtiger Art". Er besaß ein unerschütterliches Selbstvertrauen. Der Zweifel an sich selbst, der sonst gerade die Künstler so furchtbar zu plagen pflegt, ist ihm fern geblieben. Wahres Selbstvertrauen aber ist immer auch Weltvertrauen. Wer über sich selbst im Innersten ruhig ist, der blickt mit einer tiefen Sicherheit in die Welt, die ihn hat werden lassen. So war es bei Goethe. Sein „Vertrauen

auf das Leben und seine von Moment zu Moment fortrückende Zweckmäßigkeit" war von so naiver Stärke, daß er z. B. die „reine Tätigkeit" und die „Forderung des Tages" als Pflicht verkündigte, ohne zu merken, daß diese inhaltslosen Bestimmungen niemanden darüber aufklären können, welche der vielen täglich an uns herantretenden Forderungen er denn erfüllen solle. Ihm war es selbstverständlich, daß das Leben „seine Wertdirektive nicht erst von einem Gott weiß wie entfernten Ziele" zu erwarten habe, sondern sich Schritt für Schritt entwickelnd das Rechte hervorbringe. Denn die Einheit von „Wirklichkeit und Wert", die er erlebte und in sich darstellte, fühlte und dachte er in die Welt hinein. Sie war der Grundgedanke seiner gesamten Welt- und Lebensanschauung. Wenn es auch, entsprechend den Spannungen in seiner eigenen Entwicklung, in seiner Weltansicht an den von Chamberlain so stark hervorgehobenen dualistischen Momenten nicht fehlt, so sind diese doch nie das Letzte und Eigentlichste in seinem Denken, sondern sie werden stets von dem Einheitsgedanken überbrückt, der in Goethe, dem „eminent synthetischen Geiste", lebendiger war als in irgendeinem anderen Menschen. Dies wirklich zu zeigen und Goethes Denkweise in ihrer ganzen großartigen Einheitlichkeit abstrakt nachzuzeichnen und verständlich zu machen, ist eine Aufgabe, deren Schwierigkeit nur der einigermaßen ermessen kann, der sich selbst einmal bemüht hat, in der bunten Mannigfaltigkeit seiner oft so entgegengesetzten Aussprüche das Zusammenhaltende und Einheitgebende zu entdecken. Goethe hat sich ja niemals wie Schiller zusammenhängend und in grundsätzlich belehrender Absicht über seine Weltanschauung ausgesprochen, sondern immer nur gelegentlich und fragmentarisch. Dazu war seine Denkweise als der reine Ausdruck seines wirklichen, gelebten Lebens etwas so Instinktmäßiges, für ihn so Selbstverständliches, daß er vieles Dunkle unerklärt und vieles Widersprechende unaufgelöst gelassen hat, da er das für uns Dunkle und Widersprechende selber gar nicht als solches empfand. Er widersprach sich aufs sorgloseste, da er der Einheitlichkeit seines Denkens im Tiefsten gewiß war. Es gilt also, sich in das innerste Herz seiner Weltanschauung einzufühlen und von da aus begrifflich zu erfassen, was bei ihm nur Gefühl, Instinkt, unausgesprochene Voraussetzung war, und so das ganze, erstaunlich feine und lebensvolle Gewebe seines Weltdenkens begrifflich nachzubilden. So wenig Chamberlain dieser Aufgabe gewachsen ist, so bewunderungswürdig weiß sie Simmel zu lösen. Hier wächst er fast noch höher über die

bisherige Goethe-Literatur hinaus als in seiner kurz skizzierten Schilderung von Goethes Persönlichkeit. Er reiht nicht, wie es gewöhnlich geschieht, Zitate aneinander, um dann, so gut es gehen will, einen Zusammenhang zwischen ihnen herzustellen, sondern er spinnt Goethes Gedanken aus seiner Weltempfindung heraus, die er selbst mit genialer Intuition erfaßt hat und in die er auch den Leser hineinzuziehen versteht. So gewinnen wir ein Verständnis des Goetheschen Geistes, wie es vorher bestenfalls gefühlshaft in uns schlummerte und das wir nun zu wacher Klarheit erweckt sehen.

Es ist unmöglich Simmels ganze Nachzeichnung der Goetheschen Weltanschauung auch nur in ihren Hauptlinien auf wenigen Seiten wiederzugeben. Ich beschränke mich deshalb darauf, an einigen Beispielen, die uns zu einem Vergleich mit Chamberlains Darstellung Gelegenheit geben, Simmels Verfahren zu veranschaulichen.

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr." Diesen Ausspruch Goethes führt auch Chamberlain an und wendet ihn gegen die „gottlose" Naturwissenschaft, die sehr ungoethisch bei ihren Forschungen ganz außer acht lasse, was zum wahren Heile des Menschen diene. Wie sich indessen ein solcher Wahrheitsbegriff mit dem Glauben an die Objektivität der Wahrheit bei Goethe und überhaupt verträgt, darüber erfahren wir von Chamberlain nichts, und so stehen wir bei ihm kopfschüttelnd vor einem unbegreiflichen Widerspruch in Goethes Anschauungen.

Simmel dagegen zeigt uns, daß Goethe ein Wahres im absoluten Sinne vorschwebte, das wahr und falsch im Sinne ihres relativen Gegensatzes gleichmäßig einschließt. Dieses Wahre, von Simmel treffend „das Richtige" genannt, hat keine theoretische Bedeutung, sondern eine vitale: es ist das, was dem Menschen „gemäß" ist, worin seine individuelle Art zu sein, ihren Ausdruck findet, und das Subjekt dieser Wahrheit ist daher nicht ein isoliertes Verstandes-Vermögen, sondern der Mensch in seiner Totalität, „mit der er der Totalität des Seins verwebt ist". In dieser Wendung ist schon angedeutet, weshalb für Goethes Weltempfindung ein solcher ganz subjektivistisch klingender Wahrheitsbegriff der Objektivität der Wahrheit im Grunde so wenig widerspricht, daß ihm der Widerspruch, der auf dualistischem Boden unlösbar wäre, überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint. Wie der Gegensatz des Wahren und Falschen, so verschwindet für den „eminent synthetischen Geist" auch der des Subjektiven und Objektiven in der

metaphysischen Tiefe, in die sein Denken, das psychologische wie das naturwissenschaftliche, das ethische wie das ästhetische, hinabreicht oder aus der es vielmehr herauswächst. Was dem Subjekt gemäß ist, was seine Individualität konstituiert, das kann, so empfindet Goethe, im Grunde nicht objektiv falsch sein. Denn er war überzeugt, „daß der innere Weg des persönlichen Geistes seiner Bestimmung nach derselbe ist, wie der der natürlichen Objektivität — nicht aus zufälliger Parallelität oder nachträglicher Zuordnung, sondern weil die Einheit des Daseins das eine wie das andere aus sich erzeugt.... An einzelnen herausgeschnittenen Stücken aus der Natur und dem Geiste mag ihre Harmonie nicht aufzeigbar sein; faßt man aber die Totalität des geistigen Lebens, bezieht sich die Wahrheit auf den vollkommenen Prozeß dieser Totalität, so muß sie zugleich Wahrheit in Hinsicht des Objektes sein, weil das Subjekt und das Objekt als ganze, als Kinder des einen physisch-metaphysischen Seins, nicht auseinanderklaffen können." Im Lichte dieser Grundüberzeugung Goethes schwindet also der scheinbare Subjektivismus des Satzes: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr", der erst zusammen mit seiner Umkehrung: „Was wahr ist, allein ist fruchtbar", Goethes Wahrheitsbegriff vollständig erkennen läßt.

Ebensowenig wie zu einem „verantwortungslosen Subjektivismus" führt die Individualisation des Erkennens Goethe zum Skeptizismus. Was ist Wahrheit? so könnte man fragen, wenn doch gemäß der Verschiedenheit der Individuen für jeden etwas Anderes wahr ist. Diese Konsequenz liegt so völlig außerhalb der Gedanken Goethes, daß er sie niemals ausdrücklich zurückgewiesen hat. Aber Simmel zeigt uns, was zu ihrer Abwehr aus seiner Denkweise heraus zu sagen ist. Für Goethe besitzen die individualistischen Erkenntnisbilder eine „ideelle Zusammengehörigkeit". Sie ergänzen einander zu einer „einheitlichen Totalität des Erkennens überhaupt", deren Subjekt die ganze Menschheit ist. In diesem Gesamterkennen, das als solches absolut ist, gewinnen die verschiedensten, widersprechendsten Meinungen Einheit und Wahrheit. „Das Erkennen als ein kosmisches Ereignis bricht wie ein Strom aus *einer* Quelle, in so viele Gefäße es auch gefaßt werde, deren mannigfaltige Formen annehmend; es ist immer der eine menschheitliche Lebensprozeß des Erkennens, der eine Fülle logisch unvereinbarer Inhalte trägt." —

Das Verhältnis von *Erfahrung und Idee* in Goethes Denkweise ist ein Thema, das Chamberlain sehr ausführlich behandelt hat,

ohne es indessen darüber zur rechten Klarheit zu bringen. Bei Simmel wird es sogleich vollkommen begreiflich, daß für Goethe die Gestalt „die unmittelbare Offenbarung der Idee“ war oder, wie Chamberlain es ausdrückt, daß er die durch den Verstand verknüpften Kräfte unseres Erkenntnisvermögens, Sinnlichkeit und Vernunft, mit Ueberspringung der verstandesmäßigen Vermittlung direkt zu vereinigen suchte: es erklärt sich daraus, daß Goethe immer, auch als Forscher, mit den Augen des Künstlers in die Welt sah. Denn die Geistigkeit des Künstlers ist einheitlicher, unzerteilter als die der übrigen Menschen. Er ist ein „Sinnenmensch“, nicht wie man das Wort gewöhnlich versteht, sondern in dem Sinne, „daß bei ihm die Sinnlichkeit nicht von dem übrigen Menschentum so abgetrennt ist, wie sie sonst in Theorie und Praxis erscheint“. Der Künstler nimmt nicht nur mit den Sinnen wahr, sein Wahrnehmen ist in einem weit höheren Grade, als es sonst der Fall ist, nicht nur passiv, sondern immer zugleich aktiv und schöpferisch. „Sein Schöpfertum nun ist Gestalten von Weltelementen nach einer Idee. Da sich aber das Schöpfertum untrennbar mit den Akten seines Anschauens und Erlebens entfaltet, . . . so ist der Künstler unvermeidlich überzeugt, daß er die Idee anschaut.“ Dies zeigt sich aufs deutlichste darin, daß die Künstler fast immer „genau die „Natur“ wiederzugeben, nur das zu machen meinen, was sie „sehen“, auch wo sie für jedes andere Auge aufs freieste mit der Naturvorlage umgehen, die sichtbare Wirklichkeit aufs selbstherrlichste stilisieren.“ „Goethe hat uns mit der souveränen Intellektualität, die ihm immer über sich selbst Rechenschaft gab, ausgedrückt, was der Künstler als solcher tut: daß er „die Ideen mit Augen sieht“. Es ist also ein Beweis von der stärkeren Wesenhaftigkeit seines Künstlertums, die ja auch im übrigen außer Zweifel ist, wenn er in dem berühmten Gespräch mit Schiller die „Urpflanze“ für Wirklichkeit erklärte. Das Formgebende, Schöpferische in seiner „intellektuellen Anschauung“ war von so ursprünglicher Stärke, daß er trotz der Aufklärung durch Schiller im wesentlichen bei der Ueberzeugung verharrte, die Idee offenbare sich in den Erscheinungen, die Dinge selbst seien „die Lehre“. Diese Haltung voll zu begreifen und zu würdigen, ist für uns deshalb so schwierig, weil wir dank unserer intellektuellen Erziehung durchaus daran gewöhnt sind, Geist und Sinnlichkeit, Idee und Erfahrung zu trennen. Wir bringen es in der Regel höchstens dazu, die getrennten Elemente unseres Erkennens in der Reflexion zusammenzusetzen, während ihr Zu-

sammenhang, ihre Einheit für Goethe Erlebnis und darum „das Erste und Letzte" war. Wie wenig Grund wir haben, darüber wie über eine Naivität zu lächeln, kann uns die moderne Psychologie lehren. Sie zeigt uns, daß alle Anschauung ursprünglich intellektuell ist und daß wir nur künstlich in der Wissenschaft die Geistes- und Seelenkräfte mehr und mehr voneinander sondern. Wir tun das, um über die Phänomene Herrschaft zu gewinnen, und der Erfolg gibt uns recht. Allein das müssen wir zugeben: Der Künstler, der gegen unsere Scheidungen praktisch und oft auch theoretisch protestiert, steht der Wirklichkeit näher, er ist gleichsam der natürlichere Mensch. In seinem Schaffen und Denken kommt das Gegebene, welches eben der Zusammenhang der Dinge ist, viel getreuer zum Ausdruck als in den Abstraktionen des wissenschaftlichen Denkens. Und keinen größeren Denker unter den Künstlern hat es je gegeben als Goethe. In seiner Weltanschauung ist gleichsam das Künstlertum überhaupt Philosophie geworden. Was das zu bedeuten hat, zeigt uns Simmel überall in der geistreichsten Weise. Er verschafft uns den Eindruck, als wurzele Goethes Existenz gleichsam im Wesenskerne der Welt und als töne seine Stimme aus den Tiefen der Natur und der Wahrheit, zu denen wir zerspaltenen und gottentfremdeten Wesen keinen Zugang haben.

Im fünften Kapitel behandelt Simmel die Frage nach Goethes Stellung zum Individualismus, die Chamberlain überhaupt nicht aufgeworfen hat. Auch hier stellt uns Goethe vor einen Widerspruch, der ohne ein tiefes Eingedrungensein in seine Denkweise nicht lösbar ist. Goethe erscheint in seinen Dichtungen, wie auch in hundert gelegentlichen Aeußerungen durchaus als Individualist und doch auch wieder als dessen Gegensatz. Als Künstler ist er „der Mensch der zartesten Unterschiedsempfindlichkeit, des sichersten Wissens um die Einzigkeit und die unvergleichbare Bedeutung jedes Daseinstückes; das ethische Prinzip: jeden Menschen als Selbstzweck anzusehen, erstreckt er — innerhalb der ästhetischen Wertungssphäre — auf jedes Ding überhaupt". Daneben aber stehen die bekannten, zahlreichen Aussprüche, in denen er dem individualistischen Streben gegenüber das Allgemeine für das eigentlich Seiende und Wertvolle erklärt. Simmel löst nun diesen Widerspruch aufs glücklichste durch die Unterscheidung von Prozeß und Inhalt des geistigen Lebens, die uns bei ihm schon mehrfach begegnet ist. Denn es ist klar, wenn der Lebensprozeß „sozusagen aus sich selbst, von innen her abläuft, wenn er schöpferisch ist, so braucht darum sein Inhalt

noch keineswegs einzig, originell, unvergleichbar zu sein; dieser kann vielmehr durchaus ein typischer, vorbestehender, allgemeingültiger sein". Und das ist in der Tat Goethes Meinung. „Die Individualität des Prozesses und die „Ueberindividualität des Inhalts", — daß mit diesen Formeln Goethes eigentümliche Stellung zum Individualismus aufs treffendste bezeichnet ist, wird jedem Goethekenner ohne weiteres einleuchten. Dahinter steht, wie leicht ersichtlich, die Zweieinigkeit von selbstherrlichem Eigensein und Weltgemäßheit, die Goethes eigene Existenz auszeichnet. Je nach dem Standpunkt der Betrachtung bieten die Lebensinhalte einen ganz verschiedenen Anblick. Vom Subjekt aus gesehen, als Erzeugnisse des Lebensprozesses, sind sie individuell, ursprünglich und unvergleichbar, werden sie dagegen isoliert betrachtet, „gelöst von der Unmittelbarkeit des Lebens selbst", also von der Seite des Objekts her, so verschwindet ihre Einzigkeit und sie erscheinen durchaus allgemein. Beide Betrachtungsweisen aber sind für Goethe gleich berechtigt und doch wohl miteinander verträglich, weil für ihn „die Spezifikation ins Unendliche die Art ist, wie das ungebrochene Eine, der Typus, lebt."

„Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein der Große, groß der Kleine,
Alles nach der eigenen Art."

Alle Gedankenwege führen bei Goethe schließlich in die Tiefe dieses „ewig-Einen" hinab, in der sich die Widersprüche lösen, ohne daß dabei der Mannigfaltigkeit des realen Seins irgend Gewalt geschähe. Denn die Einheit, an die Goethe glaubt, ist nicht die starre, abstrakte der spinozistischen „Substanz", in der alle Bestimmtheiten verschwinden, sondern die lebendige, gegliederte, das Vielfache voraussetzende und in sich bewahrende Einheit, die der Organismus zeigt. In seiner Weltanschauung kommt das Kleinste, Besonderste zu seinem Recht, und doch wird das Ganze nie aus dem Auge verloren, vergleichbar der blauen Kuppel des Himmels, die sich immer gleich und umfassend allerorten über den Erdendingen wölbt.

Uebrigens enthält das Kapital „Individualismus" eine Vergleichung Goethes mit Shakespeare, die zu den allerschönsten und bedeutendsten Partien des Buches gehört. Das Tiefste und am schwersten zu Fassende, was beide Dichter unterscheidet, ist hier

erlauscht und mitgeteilt. „Wie die typischen großen Menschen der Renaissance haben sich die Shakespeareschen Individuen sozusagen von Gott losgerissen, das Metaphysische ihrer Existenz findet Platz zwischen ihrem Scheitel und ihrer Sohle, während die Goetheschen als Glieder eines metaphysischen Organismus wirken, als Früchte eines Baumes. Ohne daß Goethes Gestalten qualitativ gleichartig wären, erscheinen sie doch erzeugt und getragen von der einen gleichen Natur, für die es gilt, was Goethe von sich selber sagt:

„Und so teil' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine."

Ebenso ist in ihnen die Persönlichkeit ihres Schöpfers weit stärker fühlbar, als in Shakespeares Gestalten. Bei aller Objektivität des Goetheschen Schaffens vergessen wir — anders als bei Shakespeare — ihn selbst nicht leicht ganz über seinem Werke. Es ist, als sähen wir beim Lesen seiner Dichtungen hinter allem, was er uns zeigt, bald näher, bald ferner, seine ernsten dunklen Augen auf uns gerichtet. Man könnte glauben, dies liege daran, daß wir Goethe so genau kennen, während wir von Shakespeare ja beinahe nichts wissen, was uns ein lebendiges Bild seiner Persönlichkeit zu geben imstande wäre. Allein dies Mitklingen des Persönlichen ist etwas, das Goethe auch von anderen Dichtern unterscheidet, deren Leben uns durchaus vertraut ist. Wiewohl Schillers Gestalten, was die „Gegenständlichkeit" anlangt, mit den Goetheschen ja gar nicht zu vergleichen sind, so erscheinen sie doch mehr gelöst von ihrem Schöpfer als diese. Wir müssen also Simmel doch wohl zugeben, daß Goethes Dichtungen „die merkwürdige Kategorie einer objektiv gewordenen, aber in dieser Objektivität sich nicht verlierenden Subjektivität offenbaren, die Goethes Geisteswesen durchgängig bezeichnet". Trotzdem aber reicht die Individualistik Goethes in einer Beziehung weiter als die Shakespeares. „Den Geschöpfen aller großen Menschenschilderer ist es eigen, daß alles, was sie sagen und tun, nur als der zufällig beleuchtete, zu Worte kommende, dem Beschauer zugewandte Teil einer ganzen, gerundeten, eine Unendlichkeit anderer möglicher Aeußerungen einschließenden Persönlichkeit erscheint." In Schillers Dichtung ist „vielleicht nur Wallenstein" von dieser Art. Goethes Gestalten aber sind sämtlich mehr, als was wir von ihnen sehen und hören. Und sie übertreffen hierin auch die Shakespeareschen insofern, als sie nicht nur eine bestimmte Art zu sein darstellen, sondern auch eine bestimmte Art, zu denken

und zu fühlen. Dies kann man nur von einer Shakespeareschen Gestalt sagen, dem Hamlet. Von ihm gilt es allerdings in höchstem Maße. Er ist, hierin von keiner Gestalt der Weltliteratur übertroffen, weit über den Rahmen des Dramas, dem er angehört, hinausgewachsen und zum Typus einer bestimmten Seins- und Denkweise geworden, die wir mit seinem Namen bezeichnen, als ob er der geschichtliche Vertreter einer besonderen Weltanschauung wäre. Goethes Gestalten dagegen sind zu einem großen Teil „das Zentrum einer individuellen geistigen Welt“. Faust und Mephistopheles, Tasso und Antonio, Werther und Egmont, Iphigenie und die Prinzessin, jede dieser Gestalten ist „das Apriori für eine Welt der Anschauung wie der Lebensgestaltung“, und es läßt sich daher auf ihrer aller Namen „ein Weltbild taufen“. Am allermeisten gilt das von den Personen des „Meister“, der in diesem Sinne „eine Welt aus Welten“ ist. Simmel erklärt diese Tatsache überzeugend damit, daß Goethe im Vergleich mit Shakespeare doch der „intellektualistischere“ Mensch ist. Weil er selber in hohem Grade eine theoretische Natur war, haben seine Gestalten auch „einen Hauch von Theoretischem, von einer Geistigkeit jenseits des naturhaften Seins“, während Shakespeares Gestalten Willensnaturen sind, bis auf den einen Hamlet, der eben deshalb auch „einer Weltanschauung Bildungsgesetz und individuelle Färbung geben konnte“.

Simmel schließt mit demselben Gedanken, mit dem Chamberlain begonnen hatte, der freilich bei ihm eine ganz andere Begründung und Ausführung gefunden hat als bei Chamberlain und wie eine Zusammenfassung des ganzen Buches erscheint. „Dies, sagt er, ist das unsäglich Tröstende und Erhebende der Erscheinung Goethes: daß einer der größten und exzeptionellsten Menschen aller Zeiten genau diesen Weg des Allgemein-Menschlichen gegangen ist. In seiner Entwicklung ist nichts von dem sozusagen Monströsen, qualitativ Einsamen, mit nichts in Parallele zu Stellenden, das der Weg des großen Genies so oft zeigt, mit ihm hat das schlechthin Normale erwiesen, daß es die Dimensionen des ganz Großen ausfüllen kann, das ganz Allgemeine, daß es, ohne sich selbst zu verlassen, zu einer Erscheinung von höchster Individualität werden kann. . . . Er ist die große Rechtfertigung des bloßen Menschentums aus sich selbst heraus. Er bezeichnet einmal als den Sinn aller seiner Schriften „den Triumph des Reinmenschlichen“; es ist der Gesamtsinn seiner Existenz gewesen.“

Diese schönen Schlußworte lassen, wie manche anderen Stellen des Buches, den Leser spüren, daß Simmel sich der praktisch-philosophischen Bedeutung seiner Gedanken wohl bewußt ist. Wenngleich er stets die Zurückhaltung des rein wissenschaftlichen, betrachtsamen Geistes bewahrt, der nicht eifert und mahnt, sondern nur verstehen und sich verständlich machen will, so hat er diesen „Goethe" doch sicherlich im klaren Bewußtsein dessen und im Hinblick darauf geschrieben, was unserer zerfahrenen, unharmonischen, innerlich unsicheren Zeit vor allem fehlt und nottut. Sein Buch ist mehr als eine Charakteristik Goethes, so ausgezeichnet diese ist. Das Bild Goethes, das er mit soviel Ruhe und Bedachtsamkeit vor uns hinmalt, ist ein Vorbild, ein Ideal, dessen tiefes und stilles Leuchten weit stärker zu Herzen dringt, als die laute Beredsamkeit des seinen Helden feiernden und die Gegenwart scheltenden Chamberlain. In dem von Simmel entworfenen Gemälde steht Goethe uns vor Augen als die denkbar innigste Vereinigung jener beiden oft so bedenklich auseinander strebenden ethischen Grundtendenzen, die ich einmal in diesen Blättern (im Maiheft 1912) als Vornehmheit und Tüchtigkeit zu schildern versucht habe. Niemand wird bestreiten, daß Goethe unter allen Vertretern der geistigen Arbeit in Kunst und Wissenschaft, die wir näher kennen, bei weitem die vornehmste Erscheinung ist. Um dies Urteil zu fällen oder zu bestätigen, dazu bedarf es keiner Simmelschen Reflexionen. Wie Goethe zu seinen Lebzeiten jedem, der in seine Nähe kam, durch seine bloße Erscheinung Respekt und Ehrfurcht abzwang, so nötigt uns achtzig Jahre nach seinem Tode der Eindruck seiner Persönlichkeit, ihm ohne Besinnen die höchste Vornehmheit zuzusprechen. Nichts aber ist so geeignet, uns das Warum dieses Eindrucks begreiflich zu machen, wie Simmels tiefsinnige Analyse der Goetheschen Geistigkeit. Das innerste Wesen der Vornehmheit besteht ja in der Selbstgenugsamkeit und Selbstherrlichkeit des persönlichen Seins gegenüber allem Sachlichen. Was aus der vornehmen Sphäre schlechterdings ausgeschlossen ist, das ist jene „schwere Fremdheit sachlicher Ordnungen", die den bloß „tüchtigen", arbeitenden Menschen belastet und ihn hindert, sich selber, seine Persönlichkeit, zu entfalten und zu gestalten. Der vornehme Mensch kennt keine andere Aufgabe, als eben diese Entfaltung, Gestaltung und Darstellung seines Ich. Leistungen schätzt er nur in dem Maße, wie sie die Erfüllung dieser Aufgabe nicht erschweren, sondern als unmittelbarer Ausdruck der Persönlichkeit, als Selbstdarstellung empfunden werden

können. Es ist klar, daß Goethe demgemäß zu den durch und durch vornehmen Menschen zu rechnen ist und daß ihn Simmel als solchen schildert, ohne freilich den Ausdruck selbst zu gebrauchen. Die Selbstgenugsamkeit des Lebensverlaufes, das Ueberwiegen des Prozesses über den Inhalt, das ist geradezu die Formel der aristokratischen Existenz, vorausgesetzt, daß diese Selbstgenugsamkeit als Pflicht und Aufgabe empfunden wird. Dies aber war bei Goethe der Fall. Er hat es oft ausdrücklich ausgesprochen, daß es die Aufgabe seines Lebens sei, sich selbst, seine Persönlichkeit, unermüdlich zu bilden und für die Mit- und Nachwelt darzustellen. Ein Zweifel an dem Werte seines persönlichen Seins ist ihm nie in den Sinn gekommen. Er brauchte — so empfand er als echter Aristokrat — sein Dasein nicht erst durch Werke zu rechtfertigen, sondern seine Werke empfingen vielmehr ihren Wert von seinem inneren Sein, dessen getreuer Ausdruck sie waren. Trotzdem aber und zugleich — das ist das Erstaunliche, für das uns Simmel das Auge öffnet — war Goethe von höchster Sachlichkeit und „Tüchtigkeit". Er schloß sich niemals gegen die Welt ab, sondern stand allen ihren Einwirkungen offen, um sie „zu sich hereinzulassen", ohne doch jemals der Gefahr des sachlichen Menschen, der Störung des inneren Gleichgewichts, der Verunstaltung und Verhäßlichung, zu erliegen. Denn die formende Kraft seiner Persönlichkeit war so groß, daß sie jedem Inhalt gewachsen war und alles Sachliche, von außen her Einströmende alsbald restlos in ein Persönliches umschmolz. So steht er im Lichte der Simmelschen Deutung vor uns als das Ideal des Menschen, in dem Vornehmheit und Tüchtigkeit, das Aristokratisch-Individualistische und das Utilitaristisch-Sozialistische zur vollkommenen Einheit verwoben und verwachsen sind, so daß er die Vorzüge beider Existenzweisen in gleicher Stärke in sich vereinigt und gleich weit entfernt blieb von den Gefahren, die jede in ihrer Vereinzelung bedrohen. Sein Leben hat den vollen Zauber, der alles echt aristokratische, in sich ruhende Dasein umspielt, und es besitzt zugleich den denkbar reichsten Gehalt und jene ewige Bedeutung, die nur das Werk, das dauernde, dem flüchtigen Menschendasein zu geben vermag. Ich wüßte keine Gestalt der Geschichte, in der die Verschmelzung beider für die Kulturentwicklung stets gleich berechtigten und gleich notwendigen Tendenzen und Seinswesen eine so vollkommene wäre wie in Goethe.

Ueber die wahre Volkspflege im Bauen und Wohnen.

Von

G. W. Schiele.

Das Wohnen ist für die meisten Menschen zunächst ein hygienisches Problem. Und mit Recht. Denn von allem, was der einzelne Mensch zu seines Lebens Unterhalt braucht: Nahrung, Kleidung und Wohnung, ist die Wohnung für seine Gesundheit und sein Wohlbefinden das nötigste. Das Wohnen in der Kinderstube entscheidet, mit welcher Lebenskraft der junge Mensch ins Leben geht, und sein weiteres Wohnen entscheidet, wie hoch er sein Leben bringen wird. Nun hat ja die Hygiene unserer Städte und unseres Landes schon gewaltige Fortschritte gemacht, so daß die Sterblichkeit zurückgegangen ist und also das Leben der Menschen länger währt. Typhus und Pocken sind fast verschwunden und die Tuberkulose nimmt auch bedeutend ab. Dafür sind allerlei Gründe angenommen worden. Aber der wahrscheinlichste ist doch der, daß heute der vierte Teil des deutschen Volkes in neuen Wohnungen wohnt. Man mag noch soviel auf die vielverrufene Mietskaserne unserer Großstädte schelten, das muß man ihr doch lassen, daß gegen die lichtlosen, winkligen Wohnungen unserer alten Stadtteile gehalten sie eine bedeutende Verbesserung ist. Mehr Luft und Licht und darum weniger Schmutz als in den alten. Es ist dennoch wohl begreiflich, daß viele in dem Wohnungsproblem nur die Aufgabe sehen, diese pflegliche Hygiene des Volkes weiterhin noch zu bessern.

Aber dicht neben dem Sinken der Sterblichkeit steht auch der Rückgang der Geburtenziffer, und dieser erinnert uns, daß es noch eine andere Volkshygiene gibt, als diese pflegliche, die auf Leib und Leben des einzelnen Menschen in der gegenwärtigen Menschenmasse sieht, nämlich eine erziehende Volkshygiene, welche auf die Volks-

kraft der Zukunft sieht, und dieser ist mit ein paar Kubikmeter mehr in großstädtischen Wohnungen nicht geholfen. Sie verlangt Besseres, aber auch Schwierigeres.

Sie verlangt, daß die Gründung der Familie leicht sei, daß das Aufziehen der Kinder zuversichtlich und leicht sei. Dazu ist allerlei nötig. Was sie aber vom Wohnen verlangt, diese erziehende Hygiene, das ist dezentralisiertes Wohnen, damit ein möglichst großer Teil der Jugend, die die Zukunft ist, in Berührung mit der Natur, in der Luft der Freiheit, in der landwirtschaftlichen Welt, im ländlichen Wohnen groß und stark werde.

Außerdem ist das Wohnen aber noch viel mehr als nur ein hygienisches Problem, es ist auch ein politisches. Die Art des Wohnens entscheidet über den Geist eines Volkes. Ein Volk, das in Mietskasernen wohnt, wird immer unruhig, unsicher und unzufrieden wohnen. Sein Geist, ein Massengeist, steht allem Lug und Trug umstürzlerischer Ideen offen, neuerungssüchtig und leicht verführt. Dagegen ein Volk, von dem ein großer Teil auch auf kleinem Eigentum wohnt und ein anderer Teil bei dem kleinen Eigentümer, bei seinesgleichen zur Miete wohnt, ein Volk, das die Berührung mit der Scholle, mit der Natur noch nicht aufgegeben hat, ein solches Volk bewahrt alle Tugenden der Heimattreue, des Familiengeistes, der Vaterlandsliebe und hat die rechte Kraft zur Freiheit, denn eine vernünftige Volksfreiheit kann nur da bestehen, wo es eine Vielzahl kleiner Grundeigentümer im Volke noch gibt.

Endlich aber ist das Wohnen auch ein wirtschaftliches Problem, und der, welcher nur das hygienische Ideal und politische Ideal sich vor Augen stellt, wird nichts erreichen; denn er findet nicht den Weg in die Wirklichkeit, solange er das Wohnen nicht auch als wirtschaftliches Problem erwogen hat. Ein Volk im ganzen gleicht immer einem armen Familienvater, der seine hungrigen Kinder füttern muß und der absolut nichts übrig hat; kaum 50 Mk. kann er für das Wohnen mehr aufwenden, und das auch nur, wenn es wirklich soviel für ihn und seine Kinder wert ist. Denn er muß es am Essen seiner Kinder oder an der Kleidung, an der Heizung, an der Pflege und Erziehung sparen, oder muß es gar an der Zahl der Kinder sparen und die Geburtenziffer einschränken. Darum kann die wahre Verbesserung des Wohnens nur erreicht werden durch technische Verbesserung und Verbilligung zugleich. Man tut gut,

bei allen Versuchen über das Wohnen auszugehen von dem, was ein armer Mann und Familienvater für das Wohnen ausgeben kann, z. B. 150 Mk. Jahresmiete, oder von dem, was er verzinsen kann, z. B. 2500 Mk. Bauwert seiner kleinen Wohnung. Dann wird einem klar werden, daß der hygienischen Verbesserung des Wohnens sehr enge Grenzen gesteckt sind. Sie darf das Wohnen nicht mehr, als sie wirklich wert ist, verteuern.

Außerdem aber ist das Wohnen noch in anderer Weise ein wirtschaftliches Problem. Sehen wir einmal nicht auf den Wohnungskonsum, sondern auf die Wohnungsproduktion. Das ungeheure Wachstum des deutschen Volkes beschäftigt ein gewaltiges Baugewerbe. Das Baugewerbe mit allem, was daran hängt, ist ein ganz bedeutendes Stück der volkswirtschaftlichen Arbeit überhaupt. Und zwar hat das Baugewerbe, so gewaltige Kapitalsummen es auch bewegt, doch auch heute noch handwerksmäßigen Charakter. Es beschäftigt nicht nur große, sondern auch eine Anzahl kleinster Unternehmer. Ja, es ist so recht die soziale Stufenleiter, auf der ein unternehmender Mann vom Kleinsten zum Größten emporsteigen kann, wenn Fleiß, Klugheit und Glück sich vereinen. Nun aber ist es für ein Volk sehr wichtig, daß für die jungen aus der Tiefe nachwachsenden Unternehmerkräfte eine recht breite Leiter des Aufsteigens vorhanden sei, ein recht breites Feld, wo sich die kleine Unternehmungskraft tummeln kann. Denn in dem großen wirtschaftlichen Wettkampf, den die vorschreitenden Kulturvölker der Erde, das englische, das amerikanische und das deutsche, miteinander führen, um die wirtschaftliche Eroberung der Erde wird dasjenige Volk siegen, das die stärkste Unternehmungskraft hat. Und zwar nicht nur die Unternehmungskraft einiger großen Industriekapitäne — denn die entscheidet den Streit nicht —, sondern die tausendfache und hunderttausendfache Unternehmungslust der Kleinen, das Zuvertrauen, der Optimismus, der Wagemut eines ganzen Volkes erringt den Sieg. Darum muß für massenhaften Nachwuchs, für jugendliche Kraft und für eine Schule der Unternehmungslust gesorgt sein, hierzu eignet sich das Baugewerbe.

Nun frage ich: Wenn ein Staatsmann sich die Aufgabe stellt, dem preußischen Volk ein besseres Wohnen zu verschaffen, darf er dann das Wohnungsproblem nur ansehen vom Konsumentenstandpunkt aus, indem er nur möglichst viel hygienischen Aufwand verlangt und darauf allein sieht, daß dem wohnenden Volk möglichst

viel Luftraum und Lichtraum und möglichst billig geschaffen werde, muß er nicht vielmehr sein Hauptaugenmerk darauf richten, daß in der Wohnungsproduktion auch die Kleinunternehmung nicht erstickt werde, sondern zu ihrem Rechte kommt, damit die wirtschaftliche Kraft des Volkes im großen Wettbewerb der Völker nicht leide.

Oder wenn ein Staatsmann sich die Aufgabe stellt, das Wohnen des Volkes zu bessern, darf er dann das Problem ansehen nur vom Mieterstandpunkt aus. Sollte er nicht vielmehr seinen Hauptfleiß darauf richten, daß das kleine Grundeigentum, der kleine Grundeigentümer, der vom Vermietergeschäft zum Teil leben muß, um sein kleines Eigen zu halten, nicht über Gebühr beschwert werde, daß man nichts auflegt, was jener nicht leisten kann? Denn wenn das Interesse irgendeines Standes im Staate vor dem anderer Stände einen Vortritt haben soll, dann muß es das Grundeigentümerinteresse sein; es ist doch wahr, daß dieses noch ganz anders mit der Zukunft, der Dauer, dem Schicksal des Staates verbunden ist, als irgend ein anderes. Darum sollte Erhaltung und Vermehrung des kleinen Grundeigentums das wahre Ziel jeder staatlichen Wohnungspolitik sein.

Und endlich, wenn ein Staatsmann sich die Aufgabe stellt, dem Volke das beste Wohnen zu verschaffen, darf er dann nur im Auge haben das Problem des großstädtischen Wohnens, als wenn es ein anderes gar nicht gäbe. Allerdings ist es Tatsache, daß alles, was man jetzt unter Wohnungsproblem zusammenfaßt, sich auf städtisches, ja fast nur großstädtisches Wohnen bezieht. Das Wachstum des deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten ist eben fast nur großstädtisches Wachstum gewesen. Daraus folgt die unzureichende Fragestellung: Wie wohnt der Großstädter angenehmer? Aber gerade dadurch müßte er erinnert werden an das viel wichtigere Problem, wie nun die Gefahr dieser Vergroßstädterung ausgeglichen werde, durch die Erleichterung, Verbesserung, Vermehrung des ländlichen Wohnens, wie das Wachsen der Mieterbevölkerung ausgeglichen werde durch die Vermehrung des kleinen Grundeigentums, wie es möglich zu machen ist, daß die zuwachsende Bevölkerung in einer dezentralisierten Form des Wohnens, beim kleinen Grundeigentümer, also bei ihresgleichen, untergebracht werde.

* * *

Nach diesen Leitsätzen wollen wir den preußischen Wohnungsgesetzentwurf durchgehen. Wir wollen versuchen, das Problem so-

zusagen vom Ende her aufzurollen und beginnen mit Artikeln 3 und 4, welche die Vorschriften über Wohnungsordnung und Wohnungspflege enthalten.

Wohnungspflege von Amts wegen ist gewiß eine gute und nützliche Sache, wo die richtige Persönlichkeit und der richtige Geist da ist. Ueberall, wo das nicht der Fall ist, wirkt sie lästig und schädlich. Der Wohnungspfleger braucht auch, um sich in dem schwierigen Fahrwasser der Wirklichkeit zurecht zu finden, recht viel Kritik durch die Oeffentlichkeit. Solange die Wohnungspflege aus der freien Initiative der Gemeinde entspringt, geschieht diese Kritik in den Stadtverordnetenversammlungen. Es will uns darum zweifelhaft erscheinen, ob es gut getan ist, die Wohnungspflege der freien Initiative der Gemeinde zu nehmen und auf ein Staatsgebot zu gründen. Sinn hätte das bloß, wenn es möglich wäre, dem Wohnungspfleger feste Zahlen an die Hand zu geben, Wohnungsordnungen, die im ganzen Staate gleichmäßig gelten, nach denen er überall das Wohnen zu verbessern habe. Es fragt sich aber sehr, ob solche Wohnungsordnungen möglich und nützlich sind. Was kann auch so ein armer Wohnungspfleger tun, wenn er dem unzureichenden Wohnen gegenübersteht. Wenn er schlechte Wohnräume der Benutzung entzieht, wenn er der Ueberbelegung der Wohnungen wehrt, so vermindert er bloß den dem vorhandenen Menschenleben gegenüberstehenden Wohnraum, er verschärft die Wohnungsnot und er kann dies mit gutem Gewissen nur tun, wenn er der Meinung ist, daß es eine Wohnungsproduktion gibt, die imstande ist, bessere Wohnräume zu billigerem Preise an Stelle der alten zu schaffen. Ob und wie man das Wohnen verbessern kann, dies Problem liegt also nicht auf dem Gebiete der Wohnungspflege, sondern dem der Wohnungsproduktion.

Zwar wird in der Begründung zum preußischen Wohnungsgesetzentwurf die Meinung ausgesprochen, daß die Unterteilung alter Wohnungen, woraus so viele Wohnschäden entstehen, ein unlauterer Wettbewerb sei für den Wohnungsbau und daß, wenn man diese Wohnart erschwert, der Kleinwohnungsbau daraus einen neuen Aufschwung nehmen werde. Aber es ist dabei folgende Tatsache zu bedenken: für die unterste Wohnbevölkerung in den Städten wie auf dem Lande gibt es keine Wohnungsproduktion außer der, welche in der Unterteilung alter, von der bisherigen Wohnbevölkerung verlassener Wohnungen besteht. Das billigste Wohnen unserer Provinzstädte liegt in den alten Häusern des Stadtinnern, und in der

Großstadt liegt es in solchen Straßen, deren Wohnungen altmodisch geworden und darum verlassen sind. Der hohe Bodenwert wird dort von den Ladenmieten verzinst, während die Wohnmieten gesunken sind. Dort sind die geringsten Wohnungen und die ärmste Wohnbevölkerung. Eine Neuproduktion gibt es für diese nicht — auch nicht, wenn der Boden geschenkt wird — aus dem einfachen Grunde, weil diese Leute nicht imstande sind, mit ihrem geringsten Arbeitslohn den höheren Arbeitslohn, der im Bauwert niedergelegt ist, zu bezahlen oder zu verzinsen. Wenn man also die Unterteilung von Wohnungen beschränkt, so heißt das nur, dieser Bevölkerung den Wohnraum nehmen. Darf man das auch?

Was aber die Ueberbelegung anbetrifft, so gibt es auch hier soviel Wenns und Abers, daß die harte Zahl einer staatlich festgelegten Mindestforderung demgegenüber zerfließt. So z. B. darf sie doch sicher nicht Anwendung finden, wenn die Ueberbelegung entstanden ist durch die Neugeburt eines Kindes. Es hieße das ja den Beamten des Staates zu einem Exekutivbeamten der Geburtenverhütung, der Sterilisierung des Volkes zu machen. Man braucht das dem Volke nicht erst beizubringen. Das Volk weiß ganz allein, daß jeder Familienzuwachs eine Verschlechterung des Wohnens bedeutet und daß jeder Vater zu wählen hat zwischen gutem Wohnen einerseits und der Kinderaufzucht andererseits. Man braucht nicht einen besonderen Beamten hierzu. Das großstädtische Wohnen drückt ganz von selbst die Geburtenziffer und wirkt hin auf die Sterilisierung des Volkes.

Auch dann darf die gesetzliche Zahl keine Anwendung finden, wenn die Ueberbelegung entstanden ist dadurch, daß ein Kind, das zur Familie gehört, zurückkehrt, eine Tochter, die im Dienst war, ein halbwüchsiger Sohn, der aus der Fremde heimkommt. Denn diese sollen eine Heimat haben, wo sie jederzeit und unter allen Umständen Aufnahme finden. Sie brauchen das aus physischem und sittlichem Bedarf. Es hieße tödliche Hygiene an Stelle lebenerhaltender Hygiene setzen, wenn man das hindern wollte, und es hieße den Familiengeist vernichten, den wir gerade in dieser Welt der Freizügigkeit besonders behüten müssen. Kann es die Aufgabe eines Staatsbeamten sein, in solchem Falle mit Wohnungswechsel, mit Mehrausgabe zu drohen? Auch wenn alte Leute in der Familie Aufnahme finden, Rentenempfänger, soll dem kein Hindernis bereitet werden. Denn es war ja der Sinn unserer Altersversicherung, daß die Alten und Invaliden in den Familien ein gern ge-

sehenes Unterkommen finden sollten. Selbst das Schlafgängerwesen darf man nicht schlechthin als etwas Verfolgenswertes ansehen. Es ist zunächst eine Notwendigkeit. Wir alle sind ja einmal Schlafgänger (Zimmerherren) gewesen. Es gefährdet die Sittlichkeit? Gewiß! Und zwar sowohl wenn Wände, Türen und Schlösser da sind, als auch noch mehr, wenn sie nicht da sind. Der wahre Schutz besteht nun sicherlich nicht in der Aufsicht des Wohnungspflegers, sondern in dem sittlichen Geist der Familie, die den Fremdling aufnimmt. Taugt der nichts, so wird der Wohnungspfleger nicht helfen können. Der Sittlichkeit eines Volkes ist überhaupt mit Polizeigesetzen nicht zu helfen. Trotzdem soll es eine Aufsicht geben, um der anderen willen, um des Beispiels willen. Es darf aber wiederum auch nicht zuviel verlangt werden, denn wenn man eine wirtschaftliche Notwendigkeit verfolgt, so erzieht man das Volk nur zu Lug und Trug. Endlich sollen die staatlichen Mindestforderungen Halt machen vor den Wohnungen, welche von den Hauseigentümern bewohnt werden. Das ist ja nun eine Forderung, die den Wohnungsreformern besonders übel klingt, denn allerdings wird dadurch die Arbeit der Wohnungsaufsicht zu einem guten Teil nutzlos gemacht. Wenn eine unzureichende Wohnung gesperrt werden soll, so wird sie in vielen Fällen der Eigentümer beziehen. Aber ist das nicht recht so? Wenn die hygienischen Mängel der Wohnung unerträglich sind, so wird er sie wohl im Interesse der eigenen Gesundheit abstellen. Wenn er das aber unterläßt, weil er es nicht kann, weil seine wirtschaftliche Kraft dazu nicht reicht, so beweist das nur, daß man zuviel von ihm verlangt hat, und so soll man ihn in Ruhe lassen. Denn es gibt noch mehr in der Welt, als nur Hygiene. Die Erhaltung des kleinen Grundeigentümers auf seinem Eigentum ist noch wichtiger als solche Hygiene. Es darf nichts geschehen, was die Existenz des kleinen Grundeigentümers erschwert oder erschüttert.

Nun gibt es allerdings viele Fälle, wo Familien in törichter Weise an den Wohnungen sparen, und den Geldwert, den sie dafür haben, in unnötigen Dingen, z. B. in Putz und Vergnügen, ausgeben. Wie verdienstlich also, „das Volk zu einem höheren Wohnbedürfnis zu erziehen“. Aber ob das Volk solch einen Erzieher, Vormund und Pfleger gerade gern sehen wird, ob er es leicht haben wird, ob er Erfolg haben wird? Ob es nicht eine Torheit ist, ein Volk auf solche Weise erziehen zu wollen? Nur die untersten Stände, das Proletariat, nicht aber das gesunde, selbständige Volk

läßt sich solche Erziehungsarbeit gefallen. Erziehen tut nur das Beispiel des Nachbarn, des Standesgenossen, und ich für meine Person traue dem im einfachen deutschen Volk vorhandenen Sinn für Sauberkeit, leibliche und seelische, sehr viel mehr zu, als der Erziehungskraft solcher Staatspflege. Laßt die Pflege dieses Sinnes der freien Liebestätigkeit, aber gebt sie nicht dem Staate! Er ist zu ungeschickt, zu gewalttätig dazu und hat wahrhaftig mehr zu tun.

Nach unserer Meinung wird der Wohnungspfleger sowohl der verschuldeten wie der unverschuldeten Wohnungsnot gegenüber ohnmächtig sein. Was er tun kann, ist nur, den Stand der Dinge aufzeigen. Darin liegt der wahre und einzige Nutzen der Wohnungspflege. Aus dem Anblick der Not aber wird immer der Ruf nach Heilung folgen, und diese kann nur liegen auf dem Gebiete der Wohnungsproduktion. Wenden wir uns also dieser zu. Da besteht zunächst die Gefahr, daß der sozialreformerische Drang den nächsten und falschen Weg einschlägt, nämlich den des kommunalen oder sogenannten gemeinnützigen Bauens, denn der scheint der bequemste und sicherste zum Ziel zu sein.

Und worin besteht der Fehler des kommunalen und gemeinnützigen Bauens? Darin, daß es gefälschte Preise schafft, darin, daß es mit besonderen Vorteilen, z. B. mit künstlich verbilligtem Boden oder mit öffentlichem Kredit unter dem Werte, arbeitet; denn dadurch bleibt es Ausnahme. Von dem gesamten ungeheuern Kleinwohnungsbedarf, der sich auf 800 Mill. beläuft, welche jährlich aufgebracht und verbaut werden müssen, um das Volk unterzubringen, ist nur ein verschwindender Teil durch das kommunale und gemeinnützige Bauen gedeckt worden. Man rechnet 1—3%. Wollte man die Leistung verstärken, so würde man nur um so mehr die private Wohnungsproduktion abschrecken von einem Geschäft, wo es unfaire Konkurrenz gibt, man würde also einer wachsenden Wohnungsnot gegenüberstehen und doch die selbst geschaffene Not nicht befriedigen können, weil es undenkbar ist, daß eine wachsende Quote des privaten Kapitals in die Hand des öffentlichen Kredits, in den Stand relativer Gewinnlosigkeit übergeführt werden könnte. Diese Unmöglichkeit würde sich in einem beschleunigten Sinken des öffentlichen Kredits offenbaren. Das kommunale und gemeinnützige Bauen ist darum seiner Natur nach Ausnahme, nützt nur einigen wenigen, einigen besonders bevorzugten, nicht einmal besonders bedürftigen Volksklassen, denen ein Vorteil auf Kosten der Allgemeinheit und zum berechtigten Neide anderer zugewendet wird; es sollte eigentlich

nur Anwendung finden für die alleruntersten Volksklassen, die man umlogieren muß, weil ihr Wohnen zu einer hygienischen Gefahr für die anderen Volksklassen geworden ist. In allen anderen Fällen schadet es, weil es die Preise, von denen die private Wohnungsproduktion lebt, verwirrt.

Eine wirkliche allgemeine Verbesserung und Verbilligung des Wohnens ist nur denkbar dadurch, daß man die Kräfte der privatwirtschaftlichen Unternehmung steigert. Denn diese allein ist imstande, den ungeheuren Wohnbedarf des Volkes so billig und so gut als es geht, zu befriedigen. Was kann geschehen, um deren Leistung zu verbessern.

* * *

Damit kommen wir zu dem Artikel II des preußischen Gesetzentwurfes, welcher von der Bauordnung handelt. Das Hauptsächlichste dieses Artikels II ist, daß abgestufte Bauordnungen verlangt werden. Man hat erkannt, daß das Kleinhaus, das dezentralisierte Wohnen unmöglich gemacht wird, wenn man von ihm dieselbe Ausstattung der Straße, dieselben Maße für Standfestigkeit, Feuersicherheit u. dergl. verlangt. Man will nunmehr jedem das Seine geben. Der richtige Wille und die richtige Erkenntnis ist da. Aber es lauern in der Ausführung noch einige Gefahren. In Sachsen hat man ein Baugesetz, welches sehr ausführlich die Bauvorschriften für Stadt und Land niedergelegt hat. Es ist die Absicht jener Gesetzgeber, daß die einfacheren Formen des Wohnens in der Peripherie der Städte und auf dem Lande recht weitgehende Erleichterung genießen sollen. Die Unterbehörden sind zu diesem Zweck mit einer weitherzigen Vollmacht ausgestattet, Dispens von allen bedrückenden Vorschriften zu erteilen. Nun aber klagen die Interessenten, daß die Unterbehörden von dieser Vollmacht zu schwerfällig Gebrauch machen, und das ist begreiflich; denn sie fürchten die Verantwortung für den Schaden, der aus solchen Befreiungen entstehen kann. — Und die Behörden wieder klagen, daß die Interessenten in jedem Fall petitionieren um Dispens. Es ist aber der wirtschaftlichen Arbeit nicht gut, wenn sie zu sehr von Konzession und Dispens abhängig gemacht wird. Denn die Bewerbung darum und die Unsicherheit, woher Zeit und Geld nehmen, sowie jeder unnötige Weg ist unwirtschaftlich. Besser wäre ein genau festgelegtes Baugesetz, welches sowohl der einfachsten Art des

Wohnens, wie den Formen des Ueberganges und den komplizierten großstädtischen Formen ihr klar formuliertes Recht gibt, welches der einzelne Interessent nur abzulesen braucht, um welches er nicht erst petitionieren und betteln muß. Das ist der Wunsch und die Bitte des Baugewerbes. Denn die Dispenswirtschaft gibt keine Gerechtigkeit und keine Sicherheit. Auch im preußischen Wohnungsgesetz wird ein Dispens eingeführt. Es soll eine Waffe sein gegen die Fiskalität der Gemeinden, welche das kommunale Bauverbot zur Bedrückung des Kleinwohnungsbaues mißbrauchen. Es soll angewendet werden, „falls ein Wohnungsbedürfnis besteht und falls dem Bau an der dafür gewählten Stelle des Weichbildes keine berechtigten Gemeindeinteressen entgegenstehen". Das wird im Einzelfalle eine solche Kanonade von Aktenstücken zwischen Gemeinde und Aufsichtsbehörde geben, daß es dem armen Bauinteressenten, der zwischen den Parteien steht, angst und bange werden kann. Außerdem muß der „Eigentümer Gewähr dafür bieten, daß dem Wohnungsbedürfnis durch den Bau entsprechender gesunder und zweckmäßig eingerichteter Wohnungen Rechnung getragen wird". Das sieht so aus, als wenn der Streit mit mehr Forderungen an ihn enden könnte und sieht wahrhaftig nicht so aus, wie eine weise und leichte Befreiung der Wohnungsproduktion. Der Wunsch des Baugewerbes geht auf ein klares und ausführliches Baugesetz, um nach Möglichkeit das Baurecht der Willkür zu entziehen.

Jetzt sind die Baupolizeiordnungen ein Werk nicht der Selbstverwaltung, sondern der Polizei, das ist des grünen Tisches. Allzuleicht werden sie verändert und verschärft. Daraus entsteht noch folgender schwerer Mißstand.

Wenn heute ein Terrainunternehmer ein Gelände kauft, in der Meinung, es nach der Baupolizeiordnung A verwerten zu können, mit vierstöckigem Hochbau, und daher einen entsprechenden Preis bezahlt hat, so findet er morgen beim Erwachen in der Zeitung eine Baupolizeiordnung B, die für dasselbe Gelände nur offene Bauweise zuläßt. Damit verliert er vielleicht 20 % an seinem Eigentum.

Aus solcher Verwaltungswillkür folgt für das Terraingeschäft der Charakter der Unsicherheit, der Unsolidität. Die weitere Folge ist, daß der kleine Privatmann, sagen wir der Handwerksmeister, der dem Baugewerbe nahesteht, sich am Terraingeschäft nicht beteiligen kann. Das liegt nicht im Interesse der Gesamtheit und

einer gesunden Wohnungsproduktion, solche Unsicherheit und Unsolidität des Bodenwertes. Im Gegenteil, sicherer wie Gold, berechenbarer wie preußische Staatspapiere sollte der Wert des Bodens sein. Denn er ist ja die Grundlage aller anderen Berechnungen. So sicher sollte er sein, daß für jeden Arbeiter die Besitzurkunde für eine Baustelle dieselbe Sicherheit wie ein Sparkassenbuch hätte. Diese Unsicherheit ist es, welche weitere Kreise von der Teilnahme am Baugeschäft ausschließt, welche das Bauland geradezu in die Hand des berufsmäßigen Spekulanten und des großen Kapitals treibt, welcher allein mit dieser Gefahr umzugehen weiß. Es wird dadurch ein Monopol des großen Spekulantentums geschaffen. Genau in demselben Sinn wirken Wertzuwachssteuer und Steuer nach dem gemeinen Wert. Sie winden dem Kleinbesitzer sein Eigentum aus der Hand und treiben es billiger und früher und massenhafter, als es ohne dem wäre, in die Arme des Großkapitals. Es ist dies alles das Gegenteil einer vernünftigen Vermehrung des Kleinbesitzes und einer planmäßigen Begünstigung des Kleinunternehmers. Es begünstigt Großkapital, Großunternehmung, Großhaus, Großbesitz.

Wenn man die Spekulation, dieses Gespenst der Halbsozialisten, bekämpfen will, so soll man es nicht versuchen durch einschränkende Gesetze und Steuerauflagen, denn jener spottet sie und diese wälzt sie ab, sondern die große Spekulation ist nur zu bekämpfen durch die kleine, nur dadurch, daß man ihr das Geschäft wegnehmen läßt durch Konkurrenz vieler Kleinen, daß man den Sumpf der Spekulation, von dem so oft die Rede ist, trocken legt, saniert, dadurch, daß man das Geschäft sicher und solide macht. Mit dem kleinen Terrainbesitz wird auch kleine Unternehmung möglich. So öffnet sich für das mittlere, solide kleinkapitalistische Baugewerbe ein Unternehmungsfeld. Damit das möglich werde, verlangt das Baugewerbe möglichst gesetzliche Gewähr an Stelle der Willkür im Konzessionswesen, also Niederlegung der Anforderungen in einem ausführlichen Baugesetz, welches allen einzelnen Bau- und Wohnarten ihr Recht gibt.

Nun aber ist ja jener Willkürakt, der auf einem Baugelände, wo bisher ein Recht auf vierstöckige Bebauung lag, plötzlich eine viel geringere Ausnutzung des Bodens nur erlaubt, entstanden aus einem an sich sehr berechtigten Beweggrund, nämlich dem dringenden Sehnen des Volkes, auch einer dezentralisierteren Form des Wohnens ein Feld zu geben. Es ist zwar viel Uebertreibung und viel Selbstbetrug, ja Heuchelei des Volkes in den leidenschaftlichen Anklagen

gegen das Eingemauertsein und gegen die Mietskasernen. Denn nur ein kleiner Teil des Volkes kann und will die dezentralisierte Form des Wohnens brauchen. Aber um so notwendiger ist es, aus allgemeinen volkserziehenden und politischen Gründen demjenigen Teil des Volkes, der wirtschaftlich stark genug zum dezentralisierten Wohnen ist, sei es als Mieter, sei es als Eigentümer, eine mehr ländliche Form des Wohnens zu geben, die das Menschenleben, die Familie, die Jugend in innigere Beziehung zur Erde, zur Natur, zur Freiheit bringt.

Aber der eingeschlagene Weg ist falsch. Denn er gibt nur ein Ausnahmerecht auf Kosten einzelner unglücklicher Grundeigentümer. Das dezentralisierte Wohnen soll aber etwas Besseres haben, als ein Ausnahmerecht, soll ein ursprüngliches Recht überall in dem Umkreis der Städte haben. Es ist falsch, daß das städtische Bauland sein Leben mit dem Recht auf vierstöckige Bebauung anfängt, um mit zweistöckiger Bebauung zu schließen. Umgekehrt sollte es sein, überall in der Peripherie sollte die größte Baubeschränkung herrschen, sollten Mietskasernen unmöglich sein, sollte es aber auch für das ländliche Bauen ein klares Recht geben, das in der Regel von den Städten nicht verweigert werden darf, ein ursprüngliches Baurecht aller Grundeigentümer. So würde das ländliche Bauen die Freiheit haben, die es braucht, um für die wohnende Bevölkerung leicht erreichbar und soweit wie irgendmöglich vermehrbar zu sein. Nicht aber soll es nur ein Ausnahmerecht haben, das von der größeren oder kleineren Einsicht der Behörden und der Stadtverwaltungen abhängt. Aus diesen Gründen gehört gerade in eine städtische Wohngesetzgebung als Grundlage, als Urform des Wohnens, von der ausgegangen wird, eine genaue rechtliche Formulierung, eine gesetzliche Gewähr des ländlichen, des dezentralisierten Wohnens, des Wohnens in der Peripherie. Wie das zu machen ist, darüber im nächsten Abschnitt.

* * *

Wir kommen nun zu Artikel I des preußischen Wohnungsgesetzentwurfs, welcher über die Geländebereitung handelt. Hier liegt die Hauptaufgabe. Wenn irgendwie unsere Wohnungsproduktion zu verbessern und zu verbilligen ist, so kann es auf diesem Felde geschehen. Denn dasjenige, was unsere Wohnungsproduktion verteuert und ihr außerdem noch den besonderen Charakter des Miets-

kasernenwesens aufzwingt, mehr als vielleicht notwendig wäre, ist die Art und Weise, wie bei uns die Baukonzession mit dem Geschäft der Straßenfinanzierung verfilzt und verwickelt ist, ein Netz, durch welches die kleine Unternehmung nicht hindurch kann. Hier muß befreiende Arbeit geschehen.

Denken wir uns zwischen zwei vorhandenen, fertig angebauten parallelen Straßen eine neue quere Verbindung, nehmen wir an, diese neue Straße sei im Fluchtlinienverfahren festgelegt und beschlossen, nehmen wir außerdem an, daß die Grundstücksverteilung an ihr die denkbar günstigste sei, indem sie das Gelände von zwölf kleinen ländlichen Eigentümern durchschnitte, so wäre doch das Natürliche, daß der Reihe nach die zwölf kleinen Urbesitzer, oder auch die Rechtsnachfolger, an die sie ihre Baustellen verkauft haben, nun einzeln kämen, Baukonzessionen auf die einzelnen Baustellen verlangten und jeweils das zugehörige Straßenland aufließen. Aber da würde man bei uns dem ersten antworten: Erst mußt du die ganze Straße herstellen oder doch einen Straßenteil von Kreuz zu Kreuz. Das bedeutet einen Bauaufwand von 30 000 bis 100 000 Mark, und das bedeutet zugleich: Du kleiner Urbesitzer und du kleiner Bauherr oder Baugewerbetreibender darfst nicht bauen. Dies Geschäft gehört allein dem großen Spekulanten, dem großen Kapitalisten. Warte, bis er kommt und dir das Land abkauft. So wird die große Straßenunternehmung zur Vorbedingung der Hausunternehmung. Der Straßenunternehmer aber ist gezwungen, weil Straßenunternehmung kein vollkommenes Geschäft ist, keine Gewinnseite, sondern nur eine Verlustseite hat, das anliegende Baugelände mit zu erwerben und Hausbauunternehmer im großen Stile zu werden. Das hat zweierlei Folgen. Erstens, die kleine und mittlere Unternehmungskraft wird vom Geschäft der Geländeerschließung und der Wohnungsproduktion zugleich ausgeschlossen, und diese volkswirtschaftlich so wichtige Arbeit wird zu einem Monopol für große Spekulation gemacht, und zweitens, das Bauland wird verteuert, denn es muß, auch wenn es günstig zugeschnitten ist, erst durch die Hand der großen Spekulanten hindurchgetrieben werden. Hinterher ist es allemal so teuer, daß nur Mietskasernen darauf gebaut werden können. Das ist nicht die böse Absicht des Spekulanten, sondern die notwendige Folge der ungeschickten Form unserer Geländeerschließung. Drittens, es wird dadurch das kleine Grundeigentum, wo es vorhanden ist, geradezu vernichtet. Statt daß die Geländeerschließung eine bequeme Form der Parzellierung wäre, zwingt sie

zur Zusammenlegung. Die normale Form wäre, daß, wo einer geackert hat, zwölfe bauen, wir aber sorgen dafür, daß, selbst wo zwölfe geackert haben, nur einer bauen kann.

Es wird hier eine sehr wichtige Aufgabe des öffentlichen Rechts verkannt und vernachlässigt. Die Organe des öffentlichen Rechts sollen eine wirtschaftliche Arbeit so anfangen und vorbereiten und bis zu dem Grade der Vollendung treiben, wo dann der Wettbewerb unzähliger kleiner und mittlerer privatwirtschaftlicher Unternehmungskräfte einsetzen kann. Das ist die richtige Grenzsetzung zwischen dem, was die kommunale Wirtschaft zu leisten hat, und dem, was die privatwirtschaftlichen Kräfte zu leisten haben. Wenn die kommunale Wirtschaft Leistungen übernimmt, die auch von dem freien Wettbewerb der Vielen geleistet werden können, so handelt sie unwirtschaftlich. Wenn aber die kommunale Wirtschaft Leistungen unterläßt, die die Konkurrenz der kleinen nicht leisten kann, so handelt sie unsozial, sie schafft ein Monopol der großen Kräfte, die allein das unvollendete Werk aufnehmen und weiter treiben können. So hier bei der volkswirtschaftlichen Arbeit der Geländeerschließung lassen die Organe des öffentlichen Rechts das Werk in einem solchen Zustande, daß nur die große Unternehmungskraft es weiter bringen kann. Das ist eine schwere Vernachlässigung einer hohen politischen Aufgabe. Wer die Markthoheit hat, der hat sie, um einen weiten, freien Markt für viele oder alle zu schaffen, nicht aber, um Monopole zu schaffen. Der Wohnungsmarkt ist nicht gut vorbereitet für den Wettbewerb möglichst vieler.

Es gilt, an die Stelle der großen Straßenunternehmung als der Normalform der Stadterweiterung die kleine Hausunternehmung des einzelnen Urbesitzers oder Baustellenkäufers zu setzen. Das gelingt dadurch, daß man das Geschäft der Straßenfinanzierung von dem Geschäft der einzelnen Baukonzession trennt. Dabei soll nicht etwa das Risiko der Straßenfinanzierung auf die Gemeinde abgewälzt werden, sondern die Stadterweiterung soll wie bisher auf Kosten der Baulustigen aus den Anliegebeiträgen finanziert werden und ganz und gar sich selber tragen. Diese Anliegebeiträge sollen aber erstens nicht für einen ganzen Straßenteil, sondern grundsätzlich immer nur für die einzelne Baustelle verlangt werden, und zweitens nicht als Kapital, sondern immer nur als Rente, die in 30 Jahren getilgt wird, verlangt werden. Sobald man diese Bedingungen erfüllt, wird der Schwarm der Kleinen herbeikommen und die Wohnungsproduktion besorgen. Der großen Spekulation

aber wird das Geschäft weggenommen sein. Sie wird nur da zu arbeiten haben, wo das Grundeigentum in großen Terrains vorhanden ist, und selbst da wird sie nur die vorbereitende Arbeit zu leisten haben. Niemand aber wird darüber trauern, selbst der große Spekulant nicht, denn das Kapital will Sicherheit für sein Geschäft. Am wenigsten das solide Baugewerbe, denn ihm wird die Form großer Spekulation in Straßen und Häusern nur aufgezwungen als eine üble und verhaßte Notwendigkeit. Es befindet sich um so besser, je gerader und kürzer der Weg zwischen Produktion und Bedarf ist.

Gelingt es nun, eine sichere Form der Straßenfinanzierung nach der Formel: „Erst die Häuser, dann die Straße“ zu finden, so wird das kommunale Bauverbot überflüssig, mit welchem bisher die Gemeinden ihre Interessen schützen mußten. Die preußischen Gemeinden sind jetzt in der Lage, nach § 12 des Fluchtliniengesetzes das Bauen an noch nicht fertiggestellten Straßen zu verbieten. Es ist bekannt, zu welcher Willkürherrschaft das geführt hat. Indem die Gemeinden in Wahrung ihrer Interessen allzu fiskalisch verfuhren, sind sie oft zu Verteuerern des Wohnbodens in der Wohnungsproduktion geworden. Weil Sie nur einmal die Straße von den Anliegern gebaut erhalten, so verlangten sie einen Straßenluxus, der über das Wirtschaftliche und Vernünftige weit hinausging, ohne zu bedenken, daß alles, was sie vom Unternehmer verlangen, das Wohnen verteuert. Außerdem waren sie imstande, mit Hilfe dieser Willkürherrschaft im Baukonzessionswesen die Bevölkerung zusammenzutreiben zu einem möglichst dichten Wohnen. Das geschieht zwar nicht absichtlich und bewußt, aber doch de facto im Interesse der kommunalen Unternehmungen, Gas-, Wasser-, Elektrizität-, Kanal-, Straßen-, Bahnversorgung, welche sich alle um so besser rentieren, je enger die Bevölkerung wohnt. Das ist sehr vernünftig vom Interesse der städtischen Finanzen aus, aber nicht immer vernünftig vom Standpunkt der wohnenden Bevölkerung aus. Es muß gelingen, auch hier die richtige Grenzlinie zu finden zwischen dem, was das Recht des Wohnenden ist, und dem, was das Recht der Steuerzahlenden ist.

Wir meinen, daß das gelingt, wenn man dem Konzessionsrecht der Gemeinden gegenüberstellt ein Baurecht des Einzelnen, welches aber unter solche Belastung gestellt ist, daß die finanziellen Folgen der Stadterweiterung gedeckt sind, ja daß den Gemeinden aus der Stadterweiterung sogar noch ein Gewinn bleibt.

Hierzu ist aber eine Umschaffung des preußischen Fluchtliniengesetzes nötig, und darauf geht das Verlangen vieler, an einer Besserung unseres Wohnwesens interessierter Kreise. Im Auftrage des preußischen Hausbesitzerverbandes ist der Versuch gemacht worden, einen Entwurf*) auszuarbeiten, welcher als ein anschauliches Bild der hier vorgelegten Ideen und Wünsche dienen soll und zeigen soll, daß es möglich ist, die Wohnungsproduktion zu verbilligen und zu verbessern durch Befreiung des Wettbewerbs der kleinen und mittleren Unternehmungskräfte. Wir bitten alle, die an dem großen Problem der Wohnungsreform interessiert sind, mit scharfer Kritik diesen Entwurf auf seine Brauchbarkeit zu prüfen.

* * *

Die wirtschaftliche Arbeit, welche das menschliche Einzelleben zu leisten hat, kann man in zwei miteinander gleiche und gleichartige Hälften teilen, nämlich in Versicherung und Unternehmung, Erhalten und Erwerben, oder vielmehr umgekehrt: Unternehmung und Versicherung. Denn diejenigen Werte, die es der Versicherung zuwenden kann, müssen vorher durch die Unternehmung erarbeitet und gewonnen sein. Die Unternehmung ist also zeitlich und kausal das Vorhergehende und Wichtigere. Man kann nichts in die Versicherung tun, was nicht vorher in der Unternehmung war. Desgleichen die wirtschaftliche Arbeit, die ein ganzes Volk zu leisten hat, die Volkswirtschaft, kann man in zwei große Teile teilen: Versicherung und Unternehmung, oder vielmehr wiederum umgekehrt: Unternehmung und Versicherung. Denn die Unternehmung ist das Wichtigere und Frühere. Es gibt keine Werte in der Versicherung, die nicht vorher in der Unternehmung waren.

Auch die Politik des Wirtschaftens und die Sozialpolitik eines Volkes hat zwei Aufgaben, nämlich zu sorgen für Versicherung und Unternehmung, sowohl die Sicherheit des Lebens zu erhöhen, soweit es geht, als auch die Unternehmungskraft zu erhöhen, soweit es geht. Eine Sozialpolitik, die nur die eine Hälfte der Aufgabe vor sich sähe, wäre kurzsichtig, eine Sozialpolitik, welche dem Prinzip der Versicherung allzuviel Liebe zuwendete, würde der Unternehmungs-

*) Versuchsentwurf zu einem preußischen Wohnungsgesetz, zu beziehen von der Buchhandlung des Zentralverbandes deutscher Hausbesitzer Spandau.

kraft, und damit schließlich auch der Versicherung und dem Leben selbst, dem sie nützen will, schaden. Zwar indem man das arbeitende Menschenleben gegen allerlei Gefahren schützt, verstärkt man auch wiederum die Unternehmungskraft, denn das lebendige Menschenleben ist ja der Träger der Unternehmungskraft, Meister und Werkzeug zugleich. Aber die Versicherung ist nur insoweit nützlich und vernünftig, als die wirtschaftlichen Werte, die man ihr zugewendet hat, in der Stärkung der Unternehmungskraft als wirtschaftlicher Wert wiederkehren. Diejenige Sozialpolitik, die darüber hinausgeht, schadet dem Volke und sich selbst.

Wir haben im letzten Menschenalter eine Sozialpolitik der Versicherung betrieben, die zu einem gewaltigen Kulturwerk geworden ist. Die Frage ist berechtigt, ob sie ihre Grenzen eingehalten hat. Sie besteht aus: Unfallversicherung, Krankenversicherung, Altersversicherung, Invaliditätsversicherung und Angestelltenversicherung, und man könnte noch einen weiten Kreis polizeilicher Vorsichts- und Fürsorgemaßregeln hinzurechnen. Alles das ist Zwangsversicherung. Die Maße, die von ihr gefordert werden, werden nicht selbsttätig reguliert von der wirtschaftlichen Kraft des Volkes, wie bei der freien Privatversicherung, sondern sind starre, gesetzlich gegebene Maße. Die Zwangsversicherung ist nur vernünftig, sofern die in ihr ausgeteilten Werte von der Unternehmungskraft abgegeben werden können und durch Verbesserung des volkswirtschaftlichen Instruments, welches lebendige Arbeit heißt, in einer Erhöhung der Unternehmungskraft wiederkehren.

Uebrigens ist von der Natur selbst schon eine Versicherungseinrichtung ganz idealer Art gegeben, das ist die Familie. Hier ist das menschliche Leben, solange es noch nicht unternehmungsfähig ist, versichert durch die Liebe der Eltern, und wenn es nicht mehr unternehmungsfähig ist, versichert durch die Dankbarkeit der Kinder. In dieser Einrichtung ist auf die natürlichste Weise dafür gesorgt, daß Versicherung und Unternehmung im Gleichgewicht bleiben. Jede staatliche Versicherung sollte nur diese natürliche Versicherung ergänzen, wo sie versagt. Eine Zwangsversicherung aber, welche den Familiengeist unnötig machen will oder gar ihn erstickt, ist gefährlich und verwerflich.

Nachdem wir ein Menschenalter lang eine Sozialpolitik der Versicherung getrieben haben, ist es notwendig, daß wir unsere Auf-

merksamkeit nun richten auf die andere und beinahe wichtigere Hilfe der volkswirtschaftlichen Arbeit, die Unternehmung.

Auch hat der sozialpolitische Eifer das Feld aller möglichen Versicherung so ziemlich durchjagt. Er wendet sich nun einem neuen Arbeitsfelde zu. Wir stehen vor einer neuen Sozialpolitik auf dem Gebiete des Wohnungswesens, die möglicherweise nicht minder umfangreich und einschneidend werden wird, als die alte. Es scheint uns aber notwendig, hier den Gedanken der Unternehmung etwas mehr zu betonen, als den der Versicherung. Die Unternehmungskraft steht im innigsten Zusammenhang mit der Art, wie ein Volk wohnt, und noch mehr mit der Art, wie ein Volk mit dem Boden durch das Grundeigentum verbunden ist. In einem Volke, das zum größten Teile in Mietskasernen wohnt, und in einem Volke, das wenig kleines Grundeigentum hat, sind eine Unzahl von kleinen Unternehmerkräften erstickt, verschwunden. Es fehlt der Ersatz, der Nachwuchs. In einiger Zeit wird die Unternehmungskraft erlahmen, denn es ist der hunderttausendfache Nachwuchs von unten her, aus dem sich die Unternehmungskraft ersetzt. Ja, das Leben selbst wird abnehmen.

Nun ist für jede unternehmende Arbeit der Zugang zum Boden das Wichtigste, das Entscheidende. Dies gilt nicht nur für die Gründung einer Bauernwirtschaft, sondern auch für jedes Geschäft eines Handwerksmeisters ist die Werkstätte und für jedes Geschäft eines Kaufmanns die Geschäftsstelle das Wichtigste. Selbst für die einfachste und Urform jeder Unternehmung, für die Gründung einer Familie, für die Fortpflanzung des menschlichen Lebens ist das Wo und Wie des Wohnens von der allergrößten Bedeutung. Nur die ganz und gar versicherte Arbeitskraft der Beamten und nur die ganz und gar nackte Arbeitskraft des Lohnarbeiters ist freizügig. Alle anderen stehen in einer mehr oder weniger innigen Verbindung mit dem Boden und haben darum ein allergrößtes Interesse daran, wie der Gebrauch des Wohnens ist. Das Volk im ganzen hat keine wichtigere Aufgabe als die, darüber nachzusinnen, welche Verteilung des Grundeigentums das Optimum für die unternehmende Arbeit ist. Darum darf man die Sozialpolitik des Wohnens nicht betreiben nur vom Standpunkt der Konsumenten aus, etwa aus dem Gesichtspunkt des kleinen Beamten oder des freizügigen Arbeiters, sondern wir sollten aus der Wohnungspolitik machen eine Politik für den Gebrauch des Bodens überhaupt, eine Politik der Vermehrung des kleinen Grundeigentums, eine Politik

der Befreiung der kleinen Unternehmungskraft im Volke. Damit erst werden wir unserer versichernden Sozialpolitik dasjenige geben, was sie braucht, um ihre vielen und großen Versprechungen zu erfüllen, nämlich eine gewaltig anwachsende Fruchtbarkeit der unternehmenden Arbeit. Denn diese allein ist es, die Werte schafft. Die Sozialpolitik der Versicherung ist nur ein Versuch, ein mehr oder weniger glückliches Kunststück der Verteilung.

Die Zukunft der Zukunftsmusik.

Von

Jejunus.

Im Oktober 1912 hatte der Schreiber dieser Zeilen in diesen Jahrbüchern bei einer Erörterung über die Grundlagen der Parsifaldichtung einleitend die Wagnerschen Operntexte im allgemeinen erwähnt und darauf hingewiesen, daß sie insofern von den älteren Librettis nicht zu unterscheiden seien, als sie, nach den Intentionen ihres Schöpfers selbst, ihr Daseinsrecht nur in Verbindung mit der Musik Wagners zu erweisen hätten. Ebenso wie die Texte seiner älteren Opern lediglich für die Zwecke der musikalischen Komposition geschrieben wurden, sollten auch die späteren Werke, die sogenannten Musikdramen, nach seiner von vornherein bestehenden Absicht durch die Musik zum Ausdruck gebracht werden. Wenn ich in einer an meine damaligen Ausführungen anknüpfenden Diskussion darüber belehrt wurde, der Unterschied zwischen Wagners Opern und seinen Musikdramen bestehe darin, daß bei Wagners Dichtungen „die Prinzipien der Musik wie der Dichtkunst mitgewirkt hätten", während bei Operntexten die musikalischen Prinzipien „im Vordergrund" stünden, so fehlt dieser Darstellung zu ihrem Verständnis nur die Hauptsache: die nähere Bezeichnung des Unterschiedes, der hiernach zwischen beiden Textarten in Ansehung des vorstehend bezeichneten Verhältnisses in ihnen zwischen Poesie und Musik bestehen soll. Solange dieser Unterschied nicht bezeichnet ist, solange nicht gesagt wird, wodurch sich die Art der Mitwirkung der Poesie und der Musik in der einen Dichtungsart von der Vorherrschaft der musikalischen Prinzipien in der anderen unterscheidet, solange sehe ich statt eines solchen Unterschiedes vielmehr immer nur eine grundsätzliche Uebereinstimmung von Wagners Dichtungen und den älteren Librettis, und zwar darin, daß beide durch das gleiche Ausdrucksmittel, durch

die Musik, wiedergegeben werden zum gemeinsamen Unterschiede von den reinen Schauspielen, die, den Gesetzen der Poesie unterliegend, gesprochen werden. Wenn somit nach dieser grundsätzlichen, das Dasein der Texte selbst betreffenden Seite ein Unterschied zwischen den älteren Operntexten und Wagners Dichtungen nach den Intentionen ihres Schöpfers selbst nicht besteht, wenn vielmehr beide sich desselben Ausdrucksmittels bedienen, worin ist dann der Unterschied zwischen Oper und Musikdrama, der von Wagner in einer weit ausgreifenden Theorie entwickelt worden ist, zu finden? Ohne genaue Bestimmung dieses Unterschiedes wird weder über den Unterschied zwischen Oper und Musikdrama noch über das Wesen der Kunstrichtung Wagners, die sogenannte Zukunftsmusik, und ihre weiteren Aussichten ein zweifelsfreies Urteil zu gewinnen sein.

Den Ursprung des Wortes „Zukunftsmusik" hat Wagner selbst in einem Brief vom Februar 1860 an Hektor Berlioz mitgeteilt (Bd. VII, S. 83, ges. Schr.), dem er darin das Nachstehende schrieb:

> „Erfahren Sie daher, daß nicht ich der Erfinder der musique de l'avenir bin, sondern ein deutscher Musikrezensent, Herr Professor Bischoff in Köln, Freund Ferdinand Hillers, der Ihnen wiederum als Freund Rossinis bekannt geworden sein wird. Veranlassung aber zur Erfindung jenes tollen Wortes scheint ihm ein ebenso blödes als böswilliges Mißverständnis einer schriftstellerischen Arbeit gegeben zu haben, die ich vor zehn Jahren unter dem Titel „Das Kunstwerk der Zukunft" veröffentlichte."

Wenn zunächst irgend etwas die Berechtigung des Ausdruckes „Zukunftsmusik" beweisen kann, dann ist es diese Aeußerung Wagners selber! Denn wenn Wagner selbst sein Werk als das „Kunstwerk der Zukunft" bezeichnet und dieses Werk durch die Kunstart der Musik zum Ausdruck bringen will, dann ist die Kennzeichnung „Zukunftsmusik" für ein solches Werk kein „blödes oder böswilliges Mißverständnis", sondern vielmehr der zutreffendste Ausdruck für das, was sich aus Wagners eigener Erklärung ergibt. Eine Musik, die ein nach neuartigen Prinzipien geschaffenes Zukunftswerk zum Ausdruck zu bringen hat — wie könnte sie anders bezeichnet werden als Zukunftsmusik?

Welche Bewandtnis es nun in Wirklichkeit mit dieser Kennzeichnung haben sollte, ergibt sich aus demselben Briefe Wagners, worin er zur Erklärung seines vorstehenden Aufsatzes über „das

Kunstwerk der Zukunft" darauf hinwies, daß seine Abneigung vor den zu seiner Zeit bestehenden Kunstzuständen ihn zu einer Untersuchung über die Wirkungen der antiken Tragödie, die einst 30 000 Griechen zu höchster Teilnahme um sich versammelte, geführt habe mit dem Ergebnis, daß eine solche Wirkung nur aus der Vereinigung aller Künste zu einem „Gesamtkunstwerke" zu erklären sei. Bei dieser Untersuchung sei ihm namentlich die Aufklärung über das Verhältnis der Poesie zur Musik geworden:

„Ich erkannte nämlich, daß genau da, wo die Grenzen der einen Kunst sich unübersteiglich einfänden, mit unzweifelhafter Bestimmtheit die Wirksamkeit der anderen Kunst beginne: daß somit durch eine innige Vereinigung beider Künste das jeder einzelnen Unausdrückbare mit überzeugendster Klarheit ausgedrückt würde; wogegen das Bemühen, durch die Mittel der einen Kunstart allein das nur beiden mögliche auszudrücken, zur Ausartung, zur Verirrung in das rein Unverständliche zum Verderbnis der einzelnen Kunst selbst führen müsse."

Auch diese eine Erklärung Wagners, die das Zukunftswerk rechtfertigen soll, würde genügen, um dasselbe vielmehr als einen vollkommenen Widersinn erscheinen zu lassen. Denn wenn, wie Wagner sagt, die Grenzen beider Künste unübersteiglich (!) sind, dann ist somit eine Vereinigung und ganz gewiß eine innige Vereinigung zweier solcher durch unübersteigliche Grenzen getrennten Kunstarten ein Widerspruch in sich. Eine Vereinigung und gewiß eine innige Vereinigung verschiedener voneinander abgegrenzter Dinge beruht im Gegenteil auf der mehr oder weniger totalen Beseitigung der Grenzen. Werden die Grenzen vollkommen aufgehoben, dann tritt der innigste Grad der Vereinigung ein: die Dinge werden zu Eins. Eine innige Vereinigung verschiedener Dinge, die nicht nur durch Grenzen, sondern durch unübersteigliche Grenzen getrennt sind, ist daher, um mit Mephisto zu reden, „ein vollkommener Widerspruch, geheimnisvoll für Weise wie für Toren".

Auf diesem Widerspruche nun: das durch unübersteigliche Grenzen Getrennte in innige Vereinigung bringen zu wollen, ein Widerspruch, der sich in den ungezähltesten Formen wie ein roter Faden durch seine sämtlichen kunsttheoretischen Schriften hindurchzieht, ist in Wahrheit das sogenannte Gesamtkunstwerk, das sogenannte Musikdrama und mit ihm die sogenannte Zukunftsmusik, die jetzt an allen Ecken und Enden der Welt ertönen dürfte, aufgebaut worden. Für

das Widerspruchsvolle dieses Kunstwerkes, das die Oeffentlichkeit, um dem Kinde überhaupt einen Namen zu geben, „Musikdrama“ nannte, war nichts bezeichnender, daß auch diese Benennung demselben Schicksale verfiel wie das Wort „Zukunftsmusik“, indem auch sie von Wagner selbst in seiner Schrift „Ueber die Benennung Musikdrama“ als „ein völlig unsinniges Wort“ bezeichnet wurde. Man sieht: nichts ist bei Wagner so konsequent wie sein Protest gegen diejenigen Konsequenzen, die sich mit zwingendster Notwendigkeit aus seinen eigenen Behauptungen und Handlungen ergeben. Er schafft ein Kunstwerk der Zukunft und bringt es durch Musik zum Ausdruck; „folglich“ ist, wie er sagt, die Bezeichnung „Zukunftsmusik“ ein blödes oder böswilliges Mißverständnis; er schafft ein Drama und bringt es durch Musik zum Ausdruck, folglich ist wieder die Benennung „Musikdrama“ eine völlig unsinnige! Insofern sie freilich als das Ergebnis seiner eigenen widerspruchsvollen Voraussetzungen erscheint, wird man dieser von ihm selbst gegebenen Kennzeichnung nur zustimmen müssen.

Um nun über das wirkliche Wesen dieses Gesamtkunstwerkes als Produkt eines solchen Widerspruches und der dadurch bedingten Zukunftsmusik und ihrer weiteren Aussichten völlig ins Klare zu kommen, wird man die Gesamtpersönlichkeit Wagners ihren Fähigkeiten wie ihrem Charakter nach auf das Problem des musikalisch ausgestalteten Dramas und die durch dies Problem hervorgerufenen Kunstzustände zu Wagners Zeiten in Beziehung zu bringen haben. Für die Entwicklung des musikalischen Dramas, das die Grundlage für das Gesamtkunstwerk abgeben sollte, war von jeher das Verhältnis dreier für die Gestaltung dieses Kunstwerkes in Betracht kommender Faktoren zu einander bestimmend: des Darstellers (Sängers), des Komponisten und des Dichters. Dieses Verhältnis war, wie Wagner in seiner Schrift „Oper und Drama“ mit Recht ausführt (Bd. 3, S. 235 ges. Schr.), in früheren Zeiten insofern entstellt, als die Gesangsfertigkeit einzelner Persönlichkeiten, das Virtuosentum der Sänger, das eigentlich Ausschlaggebende für das Kunstwerk wurde: der Sänger gab dem Komponisten die Direktive und dieser ließ dem Textdichter wiederum die nötigen Anweisungen für seine Dichtung zukommen. Aus dieser unnatürlichen Stellung, die das musikalische Drama geradezu zum Spielballe bestimmter gesanglicher Fähigkeiten machte, wurde indessen die Musik bereits befreit durch Gluck, der in der Vorrede zu seiner „Alceste“ prinzipiell die Herrschaft des Komponisten feststellte, um die Oper von den Launen der

Sänger zu emanzipieren. „Ich gedachte“, schreibt Gluck in der Vorrede zur „Alceste“, „die Musik zu ihrem wahren Berufe zurückzuführen, nämlich zu dem Beruf, der Poesie für den Ausdruck und die Situationen des Gegenstandes zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder durch unnütze, überflüssige Verzierungen abzuschwächen, und ich glaubte, sie müsse dasselbe tun, was bei einer ganz richtigen und wohl angelegten Zeichnung die Lebendigkeit der Farben und der gut angeordnete Gegensatz von Licht und Schatten tun, nämlich die Gestalten beleben, ohne ihre Umrisse zu ändern.... Ueberhaupt wollte ich alle jene Mißbräuche vermeiden, gegen welche schon seit geraumer Zeit der richtige Sinn und die Vernunft sich umsonst aufgelehnt hatten.“ Die vorstehende Aeußerung Glucks, die häufig mißdeutet worden ist, lief somit letzten Endes darauf hinaus, die Musik nicht von einer durch die Launen der Gesangskünstler beeinflußten, sondern lediglich durch musikalische Gesichtspunkte bedingten Textdichtung abhängig zu machen, und sie deckte sich mit der Forderung Mozarts, daß „bei einer Opera die Poesie schlechterdings der Musik gehorsame Tochter“ sein müsse (Mozarts Brief vom 13. Oktober 1781 an seinen Vater, Jahn, Mozart, I. Bd., S. 749). Gegenüber diesem einzig berechtigten Standpunkte, der demjenigen Künstler, mit dessen Ausdrucksmitteln das Kunstwerk erschaffen werden soll, auch die Direktive in der Gestaltung des musikalischen Dramas überließ, stellte Wagner die Forderung, daß nicht der Komponist, sondern der Dichter für diese Gestaltung in des Wortes wahrster Bedeutung „tonangebend“ werden sollte, daß er dem Komponisten die Direktive für dessen Ausführung erteile, die dann wiederum für den Darsteller bestimmend sein müsse. Damit war die ursprüngliche Reihenfolge des Einflusses dieser drei Faktoren: Darsteller, Komponist und Dichter in das gerade Gegenteil: Dichter, Komponist und Darsteller umgewandelt; der Komponist aber, von dem das Werk seine eigentliche Gestalt empfing und der durch Gluck und Mozart zum bestimmenden Faktor des Dramas gemacht worden war, nahm bei dieser Umkehrung wieder wie früher seine Mittelstellung ein, mit dem Unterschiede, daß er seine Direktive, statt wie früher von dem Gesangskünstler, nunmehr von dem Dichter erhalten sollte. Die Wagnerschen Musikdramen bildeten somit den äußersten Gegenpol zu denjenigen Librettis, die lediglich für die Gesangsfertigkeit, das Gesangsvirtuosentum verfaßt waren: gemeinsam war beiden Richtungen der Widerspruch, daß ein Werk, das in jedem Falle durch das Ausdrucksmittel der Tonkunst bestimmt

wurde, nicht auch in erster Linie durch die Prinzipien dieser Kunstart, sondern vielmehr einer anderen menschlichen Fähigkeit: der Dichtkunst oder der Gesangskunst bestimmt werden sollte.

Die Verdrängung des Musikers als des eigentlichen Gestalters des musikalischen Dramas aus seiner dominierenden Stellung, sowie die Absicht, aus Poesie und Musik „Eins" zu machen, nötigten Wagner, eine ganz neue Theorie für das musikalische Drama aufzustellen, worin er, um darin die Stellung des Dichters wie des Komponisten verständlich zu machen, dem ersteren, dem Dichter, die „Absicht des Dramas", dem Musiker aber die Ausführung zuwies. „Ich war von nun an", erklärte er in seiner Schrift „Eine Mitteilung an meine Freunde" (Bd. IV ges. Schr., S. 316), „in bezug auf alle meine dramatischen Arbeiten zunächst Dichter und erst in der vollständigen Ausführung des Gedichtes ward ich wieder Musiker." Wohl selten ist ein traurigeres Spiel mit Worten getrieben worden! Denn was ist das wohl für ein Dichter, der überhaupt nichts anderes als nur „zunächst" Dichter sein darf und der dieses gerade in der Ausführung nicht sein soll, da die Ausführung nach Wagner doch dem Musiker vorbehalten ist! Was ist wohl überhaupt jemand, der das, was er sein soll, gerade in der Ausführung nicht ist? Kurz und gut, ein Dichter, der nicht Dichter in der Ausführung ist, ist aus diesem Grunde ebensowenig ein Dichter, so wenig ein Maler, der nicht in der Ausführung Maler ist, noch ein Maler genannt werden kann. Ein Maler, der in der Ausführung seiner Werke — wenn ein solcher Widersinn überhaupt zu denken wäre — musikalisch verfahren würde — wäre eben deshalb kein Maler, sondern ein Komponist. Was ein Künstler oder was überhaupt jemand ist, das ist er immer nur durch die Art der Ausführung, durch seine Ausdrucksmittel, und wenn diese bei einem Werke musikalisch sein sollen, dann ist derjenige, der ein solches Werk hervorgebracht hat, nichts anderes als ein Musiker. Ist somit der Wagnersche Dichter, der nicht Dichter auch in der Ausführung ist, überhaupt kein Dichter, so ist der Wagnersche Musiker, der wieder Musiker nur in der Ausführung, ohne eigene Absichten zu haben, sein darf, erst recht ein Unding, denn ohne eigene Absichten, kann überhaupt kein Mensch etwas ausführen. Der Komponist, der einem Texte folgt, tut dieses doch immer nach seinen Absichten, die durch die Regeln seiner Kunst, der Tonkunst, nicht aber einer anderen Kunstart bedingt werden. Ist ein solcher Musiker sein eigener Textdichter, so kann er seine Texte nur als Musiker, d. h. aus rein kompositorischen Ge-

sichtspunkten heraus dichten, wie dies z. B. Lortzing getan hat, der ebenso wie Wagner, sein eigener Textdichter war, aber niemals den Anspruch erhob, ein „Gesamtkünstler“ zu sein, sondern immer nur ein Komponist. Der Wagnersche Dichter, der nichts ausführen, und der Wagnersche Komponist, der keine Absichten haben darf, sind nichts anderes als Hirngespinste, die überhaupt nichts, geschweige denn ein Gesamtkunstwerk zustande bringen können. Von welcher Art ein Kunstwerk ist, bestimmt sich einzig und allein nach den Ausdrucksmitteln, und wenn diese musikalischer Art sind, so kann ein solches Werk nur ein Werk der **Musik** und nicht ein Gesamtkunstwerk genannt werden.

Um nun dieser, offenbar von ihm selbst gefühlten Konsequenz zu entgehen und um seine Theorie, die statt der Alleinherrschaft der Musik eine Art koordinierten Verhältnisses zwischen dem Poeten, dem ja in Wahrheit seine ganze Reform galt, und dem Musiker und damit eine Verschmelzung beider erstrebte, zu rechtfertigen, schritt Wagner zum Aeußersten, indem er in seiner Schrift „Oper und Drama“ (Bd. IV, S. 100 ges. Schr.) die **Tonsprache als das Ausdrucksorgan des — Dichters** bezeichnete. Wörtlich sagt er:

> „Die von vornherein anzustimmende Tonsprache ist daher das Ausdrucksorgan, durch welches sich der Dichter verständlich machen muß, der sich von dem Verstande an das Gefühl wendet.“

Mit dieser Feststellung, zu der er, um seine Theorie von dem Gesamtkunstwerke als Produkt namentlich der vereinigten Bestrebungen des Dichters und Musikers retten zu können, gedrängt wurde, hat er in Wahrheit die Widersinnigkeit seiner Theorie auf die höchste Spitze getrieben und damit das Widersprechende der Idee des Gesamtkunstwerkes aller Welt mit einer auch den letzten Zweifel ausschließenden Deutlichkeit klar gemacht. Denn wenn die Tonsprache mit einem Male nun auch das Ausdrucksorgan des Dichters sein soll, während sie bisher doch ganz allgemein für das Ausdrucksorgan des Musikers, des Komponisten galt, so wäre damit jeder Unterschied zwischen den Begriffen Dichtung und Musik aufgehoben! Die Art, wie ein Ding zum Ausdruck gebracht wird, bestimmt auch sein Wesen; sind Poesie und Musik ihrem Ausdrucke nach ein und dasselbe, so sind sie es auch ihrem Wesen nach, sie wären somit nicht nur „Eines“, sondern vollkommen identische Begriffe, und ein

Unterschied zwischen diesen beiden Worten wäre überhaupt nicht mehr zu entdecken.

Die Aufhebung jedes Unterschiedes zwischen Poesie und Musik ist also die letzte Konsequenz der Wagnerschen Forderung an das Gesamtkunstwerk. In Wahrheit ist nun dieser Widersinn nichts anderes als der letzte Ausfluß seines ursprünglichen, oben mitgeteilten Bestrebens, das durch unübersteigliche Grenzen Getrennte in — innige Vereinigung bringen zu wollen. Die Täuschung, der er hierbei unterlag, bestand darin, daß gerade in dem, was diese beiden Künste, wie schon Lessing in seinem Nachlaß andeutete, zu einer Vereinigung geradezu zu prädestinieren scheint, nämlich in dem Organ der menschlichen Stimme, daß gerade hier, wo sich die beiden Künste dem Anscheine nach die Hände reichen, auch der Punkt ihrer unübersteiglichen Grenzen deutlich gezeichnet ist. Poesie und Musik haben beide das Organ der menschlichen Stimme gemein, ohne freilich darauf angewiesen zu sein; benutzen aber beide Künste dieses Organ für ihre Zwecke, so kann es immer nur der einen oder anderen Kunstart dienstbar gemacht, niemals aber von beiden Künsten zugleich verwendet werden. Die Poesie ist eben die Kunst des Wortes und, unter Verwendung der menschlichen Stimme, die Kunst des gesprochenen Wortes. Die Musik ist die Kunst der Töne und, wenn sie die menschliche Stimme benutzt, die Kunst des gesungenen Wortes; da es jedoch unmöglich ist, das Wort zu gleicher Zeit zu sprechen und zu singen, so kann das Organ der menschlichen Stimme, das beide Künste zwar gemein haben, in dem gegebenen Augenblicke doch immer nur von der einen oder anderen Kunstart, niemals aber von beiden zu gleicher Zeit benutzt werden. Gesungene Poesie ist daher, wie dieses auch in einer erst vor kurzem erschienenen Schrift ausgeführt wurde, niemals Poesie, sondern stets Musik, ausschließlich Musik; die Worte darin sind zu einem Ausdrucksmittel der Musik geworden und gehören zu ihr wie die Farben zu einem Gemälde. Auch hieraus folgt somit, daß von einer Vereinigung von Poesie und Musik nicht die Rede sein kann, weil das, was angeblich mit der Musik hier „vereinigt" werden soll, die Worte, ihr als ihr Ausdrucksmittel eo ipso zugehört, da eben eine Gesangsmusik ohne Worte unmöglich ist.

Seine Absicht, den Musiker aus seiner dominierenden Stellung bei der Gestaltung des musikalischen Dramas zu entfernen, hat Wagner noch in einen anderen Grundsatz — „Formel", wie er es nannte — gekleidet, in der er nicht mehr und nicht weniger als

den nach seiner Ansicht bestehenden „Grundirrtum" in dem Kunstgenre der Oper feststellen zu können glaubte. Die von ihm gemachte Entdeckung bestand, wie er (Bd. III, S. 231 ges. Schr.) mit erhobener Stimme mitteilte, darin, daß der Irrtum in dem Kunstgenre der Oper einzig und allein darin zu sehen sei,

„daß ein Mittel des Ausdrucks (die Musik) zum Zwecke, der Zweck aber des Ausdrucks (das Drama) zum Mittel gemacht war."*)

Wagner fügt hinzu, daß er sich fast scheue, diese Ansicht mit erhobener Stimme aller Welt mitzuteilen, weil er „sich schämen möchte, etwas so Klares, Einfaches und in sich selbst Gewisses, daß seinem Bedünken nach alle Welt es längst und bestimmt gewußt haben muß, mit der Bedeutung einer wichtigen Neuigkeit kundzutun". Diese Scheu Wagners, die vorstehende Ansicht als eine welterschütternde Entdeckung zu verkünden, hätte bei ihm lieber die Oberhand behalten sollen, denn er hat mit dieser Entdeckung in Wahrheit nur seinen eigenen Fundamentalirrtum offenkundig gemacht. Denn wenn das Drama, wie er sagt, der Zweck des Ausdruckes sein soll, so muß es folglich auch die Form dieses Dramas sein, und da diese Form die Form der Musik ist, so ist folglich auch die Musik der Zweck des Ausdruckes und nicht nur, wie Wagner meint, nur ein Mittel. Zu jedem Drama gehört eine Form, die somit, wenn das Drama der Zweck des Ausdruckes ist, diese Bestimmung mit dem Drama selber teilt; wird nun das Drama in die Form der Musik gekleidet, so wird folglich auch diese der Zweck des Ausdruckes.

In seinem Bestreben also, einen angeblichen Grundirrtum, über dessen Beschaffenheit bereits alle Welt im klaren gewesen sein soll, aufzudecken, hat Wagner in Wahrheit nur seinen eigenen Irrtum aller Welt offenkundig gemacht. Die Gefahr, diesem Irrtume zu verfallen, lag allerdings in der Natur des Problems selber, die ihn nicht erkennen ließ, daß dasjenige, was beiden Künsten gemeinsam war, das Wort, nicht auch beiden Künsten zu gleicher Zeit und nicht in derselben Art und Weise gemeinsam sein könne. War somit die Gefahr, einem Irrtume, der sich beinahe unmittelbar mit der Wahrheit berührte, zu verfallen, an sich sehr naheliegend, wie viel leichter mußte einem solchen Irrtume ein Mann unterworfen sein, der beide Kunstnaturen, Poesie und Musik, in sich

*) Von Wagner in fetter Schrift mitgeteilt.

trug und der durch Vereinigung beider Künste, wie er an jenem Briefe an Berlioz schrieb (Bd. VII d. ges. Schr., S. 85), sich der Hoffnung hingab, „das Höchste und Tiefste, was der Menschengeist zu fassen imstande sei", mitzuteilen. Und was ist nun in Wahrheit aus diesem Streben geworden? All sein Bemühen um die eine der beiden Kunstarten, um die Poesie, ist völlig vergebens gewesen, weil seine Dichtung überhaupt nicht durch das Ausdrucksmittel dieser Kunstart, durch das gesprochene Wort wiedergegeben wurde, sondern durch Musik, und daher überhaupt keine Dichtung, sondern in Wahrheit verwandelte Musik darstellte; als solche aber war es ihr wiederum verwehrt, sich gerade in denjenigen Formen zu geben, in denen der Genius der Musik sich bisher in seiner höchsten Vollendung offenbart hatte, weil eben seine Dichtungen ihrer ganzen Anlage nach Dichtungen im eigentlichen Sinne, mit anderen Worten Schauspiele sind und nicht etwa nur für die Musik konzipierte Worttexte. Eine Poesie, die nicht gesprochen und eben darum keine Poesie mehr war, und eine Musik, die wieder aus poetischen und nicht aus musikalischen Prinzipien hervorging und die eben darum auch keine Musik im eigentlichen Sinne war — das war im wesentlichen das Produkt seiner „Vermischung" von Poesie und Musik zu einem Gesamtkunstwerke, also ein poetisch-musikalisches Zwitterwesen schlimmster Art. Goethe sah es voraus, als er in seinen Propyläen sich in folgender Weise äußerte:

„Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben. Die Künste selbst sowie ihre Arten sind untereinander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich ineinander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, die Würde des echten Künstlers, daß er das Kunstfach, in dem er arbeitet, von anderen abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich zu stellen und sie aufs möglichste zu isolieren wisse."

Eine schärfere Absage an das Gesamtkunstwerk, wie sie dieser Goetheschen Aeußerung zugrunde liegt, ist kaum möglich. Goethe, der Dichter, verschmähte nicht, Libretti, also aus spezifisch musikalischen Gesichtspunkten heraus zu dichten; speziell für den zweiten Teil der Zauberflöte suchte er (Jahn, Mozarts Leben) „mit einem geschickten Mann in Konnexion" zu kommen: er habe gesucht, „für den Komponisten das weiteste Feld zu eröffnen und von den höchsten Empfindungen bis zum leichtesten Scherz sich durch alle Dichtungs-

arten durchzuwinden". So stellte Goethe, der Dichter, die Poesie in den Dienst der Musik, wenn diese das Drama zum Ausdruck zu bringen hatte. Dafür ist ihm dann von Wagner in der Abhandlung „Zukunftsmusik" das Zeugnis ausgestellt worden, daß Goethe bei der Abfassung solcher Texte, um sich auf das Niveau des Genres zu stellen, es für gut gehalten habe, in Erfindung wie in Ausführung sich so trivial wie möglich zu halten." Was Goethe in Wahrheit davon abgehalten hat, Dichtungen mit dem, wie Wagner sagt, völlig unsinnigen Namen „Musikdrama" zu schreiben, hätte Wagner in jedem Falle aus den obigen Aeußerungen Goethes deutlich ersehen können. Dieselben dürften auch genügen, um die von den Wagnerianern gemachten, u. a. auch in dem Chamberlainschen Buch über Goethe zu Tage tretenden Versuchen, Goethe als einen „Vorläufer" Wagners hinzustellen, in das richtige Licht zu rücken.

Nach alledem beruhen Wagners spätere Werke — nur um diese handelt es sich hier — ihrem letzten Grunde nach auf einem inneren Widerspruche: das schlechthin Unvereinbare vereinbaren zu wollen. Wen kann es daher wundernehmen, daß Kunstprodukte, die einem solchen Widerspruche ihre Entstehung verdanken, von Anbeginn an Gegenstände des Kampfes geblieben sind? Die einen stellen sich in diesem Kampfe auf Seiten des Genies, die anderen bekämpfen den inneren Widerspruch des Zukunftswerkes, den falschen Weg, den das Genie eingeschlagen hat. Diesen Irrtum mit jedem Tag deutlicher zu machen, dafür sorgen in erster Linie die Epigonen Wagners, die auf dem Irrtume weiterbauen und deren groteskes Produzieren den Hauptanstoß zu einer Reaktion gegeben hat. Es erscheint jedenfalls als ein bemerkenswertes Symptom, wenn der Direktor und erste Dirigent des Wiener Hofoperntheaters, also einer führenden Bühne, Herr v. Weingartner, bereits vor mehreren Jahren (am 15. Mai 1910) in der „Neuen Freien Presse" in Wien in einem „Zurück zu Mozart" überschriebenen Artikel sich wie folgt äußern konnte:

„Einer der größten Irrtümer, der je begangen werden konnte, war es, die Musik in die Gehschule der Poesie*) zwängen zu wollen. Sie, die freieste aller Künste, weil von allen äußeren Erscheinungen unabhängig und nur in den feinsten Geästen der Seele wurzelnd, sollte nicht mehr selbständig sein. Ihrer Schwester-

*) Von mir gesperrt.

kunst dienen oder bestenfalls im Gesamtkunstwerke aufgehen, wie Wagners egoistische Forderung lautete, sollte künftig ihre Aufgabe sein.“

Hier haben wir den schärfsten Protest eines modernen Musikers gegen das Wagnersche Kunstprinzip, ganz im Sinne dieser Ausführungen. Auch den weiteren Ausführungen des Genannten: daß die Gewalt, die man der Musik angetan habe, nicht spurlos an ihr vorübergegangen sei: sie sei hysterisch geworden wie eine unglückliche Frau, wird man unbedingt zustimmen dürfen. Auch sonst machen sich gewisse Anzeichen einer Wagnerkrisis bemerkbar. Speziell dem Verfasser dieser Zeilen mußte sie sich deutlich machen an der Aufnahme, die eine vor kurzem von ihm erschienene Schrift über dieses Problem in der Oeffentlichkeit fand, eine Aufnahme, bei der die Kritik in all ihren Schattierungen von der erbittertsten Gegnerschaft bis zur uneingeschränktesten Zustimmung zu Worte kam. Ferner gehören hierher die allerdings auch bei anderen Opern vorkommenden Experimente bei der Aufführung seiner Werke, die Versuche, sie zu kürzen usw. Wagners Kunst befindet sich in einem beständigen Gärungsprozeß, der nicht eher zur Ruhe kommen dürfte, bevor nicht in bezug auf seine Werke durch eine Tat eine reinliche Scheidung bewirkt wird, die den Widerspruch, auf dem sie beruhen, aus der Welt schafft; bis nicht ein einsichtiger Theaterdirektor, der gewohnt ist, Kunstzustände zu schaffen, auf den Gedanken kommt, die Wagnerschen Spätwerke dahin zu bringen, wohin sie ihrer ganzen Anlage nach gehören — auf die Schauspielbühne. Es war jedenfalls ein richtiger künstlerischer Instinkt des früheren Generalintendanten der Münchener Hofoper, eines der Wagnerschen Spätwerke — ich glaube, es war der Parsifal — ohne Musik wiederzugeben, also einfach zu rezitieren. In allen diesen Versuchen und Anregungen kommt nur die Tatsache zum Ausdruck, daß es auch auf diesem Gebiete nicht möglich ist, zween Herren zu dienen, daß auch auf der Bühne entweder die Poesie oder die Musik das Wort führen kann, niemals aber beide zu gleicher Zeit, und daß eben darum das Musikdrama ein Zwitter ist, in dem beide Künste sich das Konzept gegenseitig verderben und dessen widersinnige Bezeichnung die Widersinnigkeit seiner Beschaffenheit selbst erkennbar macht. Eben darum ist die Scheidung notwendig: „Lohengrin“, „Tannhäuser“, „Rienzi“ und der „Fliegende Holländer“ gehören der Opernbühne, dagegen die „Meistersinger“,

der „Nibelungenring“, „Tristan und Isolde“ sowie der „Parsifal“ sind ihrer ganzen Anlage nach reine Schauspiele, in denen, um mit Goethe zu sprechen, die Muse — Polyhymnia — „zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht“. Der Dialog dieser Werke ist ganz und gar auf die Prinzipien des reinen Schauspiels zugeschnitten, und nur an den für sie ausdrücklich bestimmten Stellen hat in diesen Werken die Musik den Vortritt. Wenn wir also einleitend sagten, daß die Wagnerschen Texte sich von den älteren Librettis grundsätzlich nicht unterschieden, so bezeichneten wir dies als eine Auffassung ihres Schöpfers; in Wirklichkeit unterscheiden sie sich grundsätzlich von jenen Operntexten, da sie ihrer wirklichen Natur nach reine Schauspiele sind und daher gesprochen werden sollten und nur an ganz bestimmten Stellen, wo dies der Text fordert, musikalisch wiederzugeben sind. Aber nicht nur für die Poesie, sondern auch für die Musik, die alsdann nicht mehr in die „Gehschule der Poesie“ gezwängt wird, würde eine derartige reinliche Scheidung nur ein Glück sein, da sie sich wieder wie früher ausschließlich nach ihren eigenen Prinzipien würde entfalten können. Vor allem in denjenigen Formen, in denen der Genius der Musik vor Wagner sich in seiner ganzen Größe offenbart hatte — jener Genius, den kein anderer als Wagner selbst wörtlich als das „ungeheuerste Genie“ bezeichnete, der, wie Wagner (Bd. I, S. 162 ges. Schr.) behauptete, mit der „Zauberflöte nicht nur die deutsche Oper, sondern zugleich deren vollendetstes Meisterwerk hingestellt habe, das unmöglich übertroffen, ja dessen Genre nicht einmal erweitert oder fortgesetzt werden konnte“ — Mozart! Diese sich selbst überschlagende Bewunderung vor diesem Genre, in dem das „ungeheuerste Genie“ nicht nur die deutsche Oper, sondern zugleich deren vollendetstes Meisterwerk erschaffen, hat Wagner — als Urbild des Selbstwiderspruches — dann dadurch in die Praxis umgesetzt, daß er dieses wunderbare Genre — in Trümmer schlug! Wenn er in demselben Aufsatze („Ueber deutsches Musikwesen“) wörtlich sagt, der Deutsche könne die Erscheinung dieses Werkes — der Zauberflöte — gar nicht genug würdigen, so hat er selbst durch grundsätzliche Zertrümmerung der Formen, in denen dieses Meisterwerk der deutschen Oper geschaffen wurde, mehr als alle übrigen Deutschen zu dessen — Entwürdigung beigetragen.

* * *

Wenn ich in dem Vorstehenden dargetan zu haben glaube, daß die ganze Anlage der Wagnerschen Stücke, und zwar der sogenannten Musikdramen, sie als reine Schauspiele kennzeichnet, und wenn sie unter diesem Gesichtspunkte auf einem höheren, d. h. selbständigen Niveau stehend, zu betrachten sind, als die sogenannten Librettis, die in Wahrheit nur für die Zwecke der Musik geschrieben worden sind, so soll mit der Charakterisierung keineswegs eine Anerkennung des Inhaltes dieser Texte ausgesprochen sein. Vielmehr läßt der Inhalt der Wagnerschen Spätdramen, was die Grundidee, die Einzelheiten sowie die dramatischen Mittel betrifft, fast darauf schließen, daß die Musik zu diesen Werken im Grunde nur dazu da sei, um die Mängel des Inhaltes zu verdecken, oder, wie der beliebte Ausdruck lautet, zu verklären, zu idealisieren. Diese Wagnersche „Verklärung" ist in Wahrheit gleichfalls eines der schlimmsten Mißverständnisse. Ganz abgesehen davon, daß in reinen Schauspielen, wie vorstehend ausgeführt, die Musik die Aufgabe, die Dinge zu verklären, überhaupt nicht erfüllen kann, weil hier eben das gesprochene Wort vorherrscht, ist gerade die Verklärung in den Wagnerschen Stücken dasjenige, was am alleranstößigsten ist. Daß z. B. in der Walküre Blutschande und Ehebruch vorkommen, möchte noch hingehen; daß aber Blutschande und Ehebruch auch noch verklärt werden, daß sie mit — Liebe und Lenz in eine Parallele gestellt, daß aus Blutschande und Ehebruch das germanische Heldenideal (Siegfried) geboren wird, das stellt so ziemlich alle Begriffe auf den Kopf. „Die Geschwisterehe", so lese ich in einer „Das Kunstwerk Richard Wagners" überschriebenen Abhandlung, „ist in der Sage und älteren Geschichte nichts Ungewöhnliches; Wagner fand sie in dem Mythus bereits vorgebildet und hat sie poetisch-musikalisch so wunderbar verklärt, daß ihr für unser Gefühl das Anstößige durchaus genommen worden ist". Eine prachtvolle Begründung! Die Geschwisterehe ist in der Sage und älteren Geschichte nichts Ungewöhnliches! In der Geschichte mancher Völker sind noch ganz andere Scheußlichkeiten nichts Ungewöhnliches, z. B. der Kannibalismus! Ob aber dergleichen Greuel die Bestimmung haben, von der Kunst „idealisiert", ob die Poesie oder die Musik die Aufgabe haben, z. B. die Menschenfresserei zu „verklären", erscheint doch einigermaßen zweifelhaft! Mit Hilfe unserer modernen Aesthetiker und Künstler aber dürften wir allmählich auch dahin kommen: die Verklärung perverser Dinge, die heute auf der Tagesordnung ist und die in der Geschichte unserer Zeit gar nichts Ungewöhnliches mehr ist, ist der sichtbarste Fort-

schritt in dieser Richtung! Daß ein Gegenstand zum mindesten fähig sein müsse, durch die Kunst verklärt zu werden, daß die Motive der Tat die entscheidende Rolle spielen und daß es für einen Dichter bei einem Verbrechen immer darauf ankommen muß, „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz zu sehen", das fällt den Toren niemals ein: sie verklären, was ihnen unter die Hände kommt. Daß sie bei dieser Art von Verklärung, die den Künsten die ungeheuerlichsten Dinge zumutet, die Künste selbst, vor allem die Musik, an den Bettelstab gebracht haben, macht ihnen weiter keine Sorge. Schiller erblickt in seinem 22. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters darin, „daß er den Stoff durch die Form vertilgt".*) Hier wird also ein Doppeltes für die Kunst gefordert: erstens eine Form und zweitens ein vertilgbarer Stoff. Für unsere Zeit dagegen ist die Formlosigkeit und die Unverdaulichkeit der Stoffe das Bezeichnende! Nicht um das Verbrechen an sich handelt es sich, sondern um die Stellung, die der Dichter dazu einnimmt. Die idealisierende Tendenz in Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre" beruht auf dem dunklen Drange des Sonnenwirts, selbst in seiner fürchterlichsten Lage immer wieder auf den rechten Weg zu kommen: durch dieses Moment wird ein gewisser Lichtschein auf die düstere Handlung geworfen. Wenn aber zwei Menschen aus einer im Grunde ganz egoistischen Ursache, nämlich um sich anzugehören, ein Verbrechen begehen, so macht gerade die Verklärung eines solchen Verbrechens dieses und — den Dichter in höchstem Grade anstößig! Wenn in Wagners „Walküre" die Sieglinde, um noch sicherer zu gehen, ihren Ehemann so gründlich eingeschläfert hätte, daß er überhaupt nicht wieder aufgewacht wäre, dann hätte Wagner außer Blutschande und Ehebruch auch noch einen regelrechten Mord zu „verklären" gehabt! In dieser Hinsicht ganze Arbeit macht z. B. der König Claudius im Hamlet: aber daß es Shakespeare eingefallen wäre, ihn und die ehebrecherische Königin zu idealisieren oder beide mit „Liebe und Lenz zu vergleichen, wird man nicht behaupten können; vielmehr ließ er sie als das erscheinen, was sie in Wirklichkeit waren. Das unterscheidet in Ansehung des Inhaltes die großen Dichter und sogar auch die kleinen Textdichter von Wagner: sie brachten ihre Geschöpfe mit unseren natürlichen Sympathien und Antipathien in Einklang, während Wagner sie in schneidendsten Gegensatz dazu bringt

*) Auch von Schiller gesperrt.

und infolgedessen einen Riß in unserem Innern hervorruft. Wenn der Fall Siegmund und Sieglinde durchaus in der Beleuchtung gesehen werden soll, die Wagner über diesen Vorgang verbreitet, wenn Blutschande und Ehebruch auf dem Theater in einer Glorie erscheinen sollen, welchen Sinn hat dann das spätere Eingreifen der Fricka, der „das Herz schaudert", „das Hirn schwindelt", die der beleidigten Sitte Sühne verschaffen will und den eigentlichen Anstifter dieser Glorie, ihren Eheherrn, den Göttervater, als einen Betrüger entlarvt, der dann später seiner eigenen Kreatur, der Walküre, händeringend seine Schande gesteht! Und diese eine Tatsache würde auch genügen, um speziell diese Hauptfigur, die man mit Vorliebe einen „tragischen Gott" nennt, und damit den ganzen Nibelungenring unmöglich zu machen. Ein Gott und noch dazu ein oberster Gott kann in jeder Gestalt erscheinen: als liebender, rächender, als zürnender Gott, als Gott des schaffenden, des vernichtenden Prinzips, nur eines darf er nicht: sich lächerlich machen. Wenn schon Mephisto von sich behauptet:

„Nichts Abgeschmackteres find' ich auf der Welt
Als einen Teufel, der verzweifelt —"

wieviel mehr gilt dies erst von dem obersten Gotte! Ein Göttervater, der durch die ganze Nibelungentetralogie fortgesetzt mit seinem „heiligen" Speer hantiert unter dem Vorgeben, die Verträge schützen zu wollen, und der dabei vom ersten Augenblicke seines Auftretens an auf Lug und Trug ausgeht, der, um seine Verpflichtungen zu erfüllen, andere bestehlen muß und der, wenn seine Betrügereien durchschaut werden, sich „in furchtbarem Unmut und innerem Ingrimm" von einem Felsensitz auf den anderen wirft und dabei fortgesetzt über seine „Unfreiheit" jammert — der ist alles mögliche, nur kein „tragischer Gott", den tötet niemals sein Verbrechen, sondern nur eins — die Lächerlichkeit!

Der Heiligenschein ist überhaupt das wichtigste Effektmittel, mit dem Wagner arbeitet: er schwebt über seinen sämtlichen Figuren, eine einzige ausgenommen, die Figur des Beckmesser. Diese Figur in seinen „Meistersingern" lächerlich zu machen, war indessen auch nichts anderes als der Ausfluß seines Bestrebens, auch auf diese Weise die Welt von der Echtheit seines Glorienscheines zu überzeugen. Am intensivsten strahlt er vielleicht über dem sogenannten Liebesdrama „Tristan und Isolde", die ihn allerdings auch am nötigsten brauchen. Beide betrügen nämlich den König Marke, der

um die Isolde wirbt, unter ganz unmöglichen Umständen und werden dafür zum Schluß von dem betrogenen König — gesegnet, auf dessen Haupt sich damit am Schlusse ebenfalls die Glorie eines „milden Weltweisen" herabsenkt. Diese Weltweisheit Markes besteht darin, daß er sich erst die „wilde minnige Maid" Isolde von ihrem eigenen Geliebten förmlich aufoktroyieren läßt, um hinterher auch noch die schmachvollen Konsequenzen dieser „Weltweisheit" auf sich zu nehmen! Der wahre Grund für dies merkwürdige Verhalten eines Weltweisen ist ein ganz einfacher: weil ohne dasselbe das Stück nicht hätte geschrieben werden können! Das ist überhaupt das Charakteristische der Wagnerschen Figuren und eben hierauf beruht auch die Handlung: die Personen tun fast durchgängig das gerade Gegenteil von dem, was sie ihrem Charakter und den Umständen nach tun müßten! Die „Weltweisheit" König Markes veranlaßt ihn, gegen seinen Wunsch eine Frau zu nehmen und sich von ihr betrügen zu lassen; Tristan, der hehre Held, beweist seine Vasallentreue, indem er seinen Lehnsherren betrügt; Isolde empfängt von Tristan den Kopf ihres Verlobten und verliebt sich infolgedessen bis zum Wahnsinn in den Absender! Also auch hier der Wagnersche Selbstwiderspruch! Man überlege nur das eine: Tristan, Isoldens Geliebter, droht den König Marke zu verlassen, wenn er seine, Tristans Geliebte, nicht zur Frau nimmt. Nachdem der unglückliche Marke mit Hängen und Würgen eingewilligt, wird er von beiden hintergangen. Als dann der betrogene König an den **in flagranti** Ertrappten die Frage richtet, ihm „den unerforschlich furchtbar tief geheimnisvollen Grund" seines Verhaltens mitzuteilen, antwortet ihm Tristan:

„O König das —
Kann ich Dir nicht sagen."

Diese unerforschlich tief geheimnisvolle Begründung scheint auf den betrogenen König so überzeugend gewirkt zu haben, daß er den beiden zum Schluß den Segen erteilt, um, wie gesagt, als milder Weltweiser gleichfalls in der Wagnerschen Glorie mit erscheinen zu können. Aber hinter diesem Glorienscheine verbirgt sich, wie man sieht, der wirkliche Charakter des Stückes: der großartigsten — Parodie, die jemals geschrieben worden ist.*)

Man braucht überhaupt die Wagnerschen Werke nur aufzuschlagen: auf jeder Seite strahlt dem Leser der Glorienschein ent-

*) Eine völlig erschöpfende Darstellung des Wagnerschen Tristanstoffes würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten.



gegen. Im zweiten Aufzuge der „Walküre" hat Siegmund das Schwert, das Wotan einst in die Esche stieß, die sich in Hundings Hause befindet, auf seiner Flucht mit Sieglinde mitgenommen. Als es später im Gebirge zwischen Hunding und Siegmund zum Kampfe kommt, erklärt der letztere seinem Verfolger:

„Deines Hauses heimischen Stamm
Entzog ich zaglos das Schwert"

Zaglos? Das wird man ihm gerne glauben dürfen. Denn als er das Schwert zaglos aus dem Baume herauszog, war niemand im Zimmer, außer derjenigen, die in des Wortes buchstäblichster Bedeutung mit ihm unter einer Decke steckte und die die Vorsicht besessen hatte — darüber hatte sie ihn vorher orientiert —, ihrem Manne vorher ein Schlafpulver zu verabreichen, damit ihr Geliebter das Schwert ganz zaglos aus dem Stamme herausziehen und von ihr als „hehrsten Helden" bewundern lassen konnte! Man darf nicht etwa glauben, daß hier nur ein Versehen Wagners vorliegt: die Glorie steckt ihm, wie gesagt, so in den Gliedern, daß er sie selbst in den denkbar verkehrtesten Augenblicken anbringen muß.

Nicht minder seltsam aber sind die sonstigen dramatischen Mittel, die Wagner in seinen Werken anwendet. Im Parsifal habe ich bereits darauf hingewiesen. Hier möchte ich noch einmal ein Beispiel aus der „Walküre" anführen, da diese Mittel für das Sein oder Nichtsein seiner Werke von grundsätzlich entscheidender Bedeutung sind. Nachdem Siegmund und Sieglinde entflohen, befiehlt Wotan der Walküre, zum Kampfe zu stürmen und für Siegmund zu fechten: „Drum rüstig und rasch reite zur Wal". Im Begriff, diesen Befehl auszuführen, erblickt die Walküre die herannahende Gefahr in Gestalt der Fricka, auf die sie Wotan aufmerksam macht:

„Drum sieh, wie den Sturm Du bestehst,
Ich Lustige laß Dich im Stich."

Damit verschwindet sie, um — mit einem Male wieder da zu sein als Fricka mit Wotans Zusage, den Ehebruch zu rächen, Wotan wieder verläßt. Was führte die Walküre mit einem Male wieder zurück? Sie hatte doch, wie oben gezeigt, nicht allein von Wotan den strikten Befehl zur Wal zu reiten, sondern auch ihr eigener Standpunkt trieb sie dazu an, diesen Befehl so rasch wie möglich auszuführen und sich sicher nach der Auseinandersetzung mit Fricka nicht nochmals bei Wotan sehen zu lassen. Was führte sie also

zurück? Antwort: Weil ohne ihre Rückkehr Wagner weder die Walküre noch die Götterdämmerung hätte schreiben können, da dies erst durch den ihr bei ihrer Rückkunft erteilten Gegenbefehl Wotans möglich wurde. Siegmund wäre zwar ebenfalls gefallen, die Walküre aber hätte alsdann nicht mehr gegen Wotans Gebot gehandelt, und jede Möglichkeit, sie zu strafen und damit das Stück weiterzuführen, wäre damit entfallen. Es gab an dieser Stelle nur einen natürlichen Grund für Wagner, um sie nochmals zur Rückkehr zu veranlassen: wenn Wotan ihr vielmehr den Befehl erteilt hätte, mit dem Ritte zur Wal solange zu warten, bis seine häusliche Auseinandersetzung mit seiner Gemahlin ihr Ende gefunden hatte! Dies wäre das einzige natürliche Mittel gewesen, um ihre Rückkunft zu motivieren, und eben dieses einzige Mittel konnte Wagner unmöglich anwenden, weil damit Wotan seiner eigenen Kreatur, der Walküre, seine Eigenschaft als Pantoffelheld in einer Weise offenkundig gemacht hätte, daß das Groteske dieser Figur aller Welt zum Bewußtsein hätte kommen müssen. Aus diesem Grunde konnte sie Wotan nicht zurückhalten, aus diesem Grunde ist ihr plötzliches Wiedererscheinen vollkommen unmotiviert, um so mehr, als sie ihre eigenen Wünsche sich mit Wotans ursprünglichem Befehl vollkommen deckten und sie alles zu vermeiden hatte, was möglicherweise zu einer Aufhebung dieses Befehls führen konnte. Ihr Wiedererscheinen ist eben nur aus einer Tatsache zu erklären: weil Wagner sonst mit dem Stoffe fest saß, und das Stück nicht hätte weiter geschrieben werden können.

Ein zweites Beispiel dieser Art. Nach Hundings und Siegmunds Fall blieben noch drei Personen: Wotan, die Walküre und die ohnmächtige Sieglinde. Nun handelte es sich für Wagner um zweierlei, erstens um die Bestrafung der Walküre wegen ihres Ungehorsams gegen Wotan und zweitens um die Wegschaffung der Sieglinde. Das Natürlichste wäre gewesen, wenn Wotan, der in dem Zweikampfe zwischen Hunding und Siegmund unmittelbar neben der Walküre stand, an dieser ohne weiteres die Strafe vollzogen hätte: dann wäre aber das Stück wieder sofort zu Ende gewesen. Deshalb läßt Wotan, bei dem das Unzulängliche stets Ereignis wird, die Walküre zunächst entwischen, und zwar mit Sieglinde, die noch nicht sterben darf, da sie noch die Aufgabe hat, Siegfried zur Welt zu bringen. Von Wotan verfolgt, gelangt die Walküre mit Sieglinde bei den übrigen Walküren an. Jetzt entsteht die Frage: wo läßt der Dichter die hilflose Sieglinde? Das Natürlichste wäre

wieder gewesen, wenn die Sieglinde einfach bei den acht Walküren geblieben wäre; Wotans Zorn richtete sich ja nicht gegen sie, sondern ausschließlich gegen die Walküre, weil diese ihn meineidig zu machen versucht hatte. Was geschieht nun? Zunächst will die Walküre mit einem anderen Walkürenpferd — ihr eigenes war auf der Flucht verunglückt — die Flucht mit Sieglinde fortsetzen, da aber die übrigen Walküren aus Angst vor Wotan sich weigern, ihre Rosse herzugeben, so gibt Brünhilde der sie kniefällig um Schutz bittenden Sieglinde den guten Rat, sich — allein fortzuhelfen; sie werde versuchen, den zürnenden Wotan aufzuhalten! Was tut also Wagner, um aus dieser Klemme zu kommen? Er verändert, genau wie beim Speerwurf Klingsors, das Motiv: er redet dem Zuschauer plötzlich vor, Wotan wäre hinter der Sieglinde her, statt hinter der Walküre! Diese, die Walküre, hätte alle Veranlassung gehabt, in den nahen Wald zu fliehen, in dem es so wenig geheuer sein soll, daß selbst Wotan sich nicht hineintraut; statt dessen schickt sie die hilflose Sieglinde hin, um sich selbst von den anderen Walküren beschützen zu lassen. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über den tapferen Göttervater, der sich nicht ohne Begleitung in den Wald traut, oder über die Logik der Walküre, die der völlig erschöpften Sieglinde den Rat gibt, in einem dunklen Walde, in dem obendrein ein Drache (Fafner) haust, ihre — Niederkunft abzuwarten, weil sie dort von Wotan nicht weiter behelligt werde, da dieser eben aus irgendwelchen Gründen sich nicht in den Wald traue. Nie war die Situation für Wagner bedenklicher als in diesem Augenblick! Aber schon umgibt die Walküre eine Aureole:

„Du hehrstes Wunder!
Herrliche Maid! — — —
Dich segnet Sieglindens Weh!

Mit diesen Worten enteilt Sieglinde. Es war die höchste Zeit!

* * *

Die erste Etappe der Zukunftsmusik liegt hinter uns. Wohin sie geführt hat, zeigt ein Blick auf die Gegenwart, die auf künstlerischem Gebiete die tiefste Nachtseite unserer heutigen Kultur bildet. Im Jahre 1805 wurde zum ersten Male Beethovens „Fidelio“, das hohe Lied der Gattenliebe, aufgeführt; genau 100 Jahre später, im Jahre 1905, wurde zum ersten Male „Salome“, das hohe Lied der — perversen Liebe, als Werk eines modernen Komponisten aufgeführt; dazwischen steht Wagner mit seinem Hymnus auf Blutschande

und Ehebruch, mit seiner idealen Isoldengestalt, die in ihrer „ungeminnten“ Verfassung von derjenigen der „Salome“ kaum noch zu unterscheiden ist. Das Erscheinen der letzteren stellt in jedem Falle einen Tiefstand dar, unter den ein weiteres Herabsinken schlechterdings unmöglich ist. War die Dichtung noch immer als das Produkt eines, wenn auch schon in Verwesung übergegangenen Genies zu begreifen, so kann das Musikwerk, das eine infolge ihrer geschlechtlichen Verfassung geisteskranke Frauensperson „verklären“ soll, aus allen möglichen Ursachen, nur nicht aus künstlerischen Antrieben erklärt werden. Wagner hat den heutigen Zuständen sowohl in Ansehung des Inhalts wie auch der Form in jedem Falle vorgearbeitet. Wenn er in letzterer Beziehung in der mehrfach genannten Schrift: „Eine Mitteilung an meine Freunde“ erklärte, daß er kein willkürlicher Formenumänderer gewesen sei, so bilden seine Gründe ganz gewiß keine Rechtfertigung seiner Umwälzung. Diese Gründe lassen ihn vielmehr als Inkarnation des Selbstwiderspruches — was den Inhalt wie die Form seiner Werke anbetrifft — erscheinen, hervorgegangen aus seiner Doppelnatur als Dichter und Musiker, die ihn antrieb, das schlechthin Unvereinbare zu vereinigen und gerade diejenigen Konsequenzen zu verwerfen, die sich aus seinen eigenen Voraussetzungen mit zwingender Notwendigkeit ergeben. Daß eine solche Persönlichkeit, wie er selbst einem seiner Freunde (Röckel) schrieb, sich vor einem allzu großen „Deutlichmachungseifer“ hütete, leuchtet ein. An dem Inhalte der Wagnerschen Werke läßt sich nichts ändern, wohl aber an ihrer bisherigen Wiedergabe. Und darum wiederhole ich: Reinliche Scheidung — der Oper zu geben, was von Wagners Werken dieser zugehört, dem Schauspiele dagegen Wagners Spätwerke. Wagner selbst war einmal nahe daran, diese Scheidung durch ein Schauspieldrama „Kaiser Rotbart“ vollständig zu bewirken, aber die Befürchtung, durch eine solche Tat den „Gesamtkünstler“ zu desavouieren und auf das Niveau — Goethes und Schillers, die nach seiner Ansicht (Bd. IX, S. 137 ges. Schr.) „an ihrem Dichterberufe irre geworden“ seien, herabzusteigen, hielt ihn davon zurück und veranlaßte ihn vielmehr zur Konzeption des „Siegfried“. Die Zuführung seiner späteren Werke mit dem, wie er selbst sagte, völlig unsinnigen Namen „Musikdrama“ zur Schauspielbühne würde nicht allein über ihren wirklichen Charakter ein helles Licht verbreiten, sondern auch für die weitere Zukunft der früheren und — heutigen Zukunftsmusik von entscheidender Bedeutung werden.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Arthur Drews, Geschichte der Philosophie. G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H., Berlin und Leipzig 1913. 163 Seiten.

Nachdem im Jahre zuvor von demselben Verfasser in der „Sammlung Göschen" ein von mir auch an dieser Stelle angezeigtes Werkchen über „Die Philosophie im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts" erschienen ist, folgte diesem jetzt als Fortsetzung eine übersichtliche Darstellung der Philosophie im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Während jenes mit dem Uebergang von Kant zu Fichte begann und mit Schopenhauer endigte, berichtet vorliegendes Bändchen zunächst über die Auflösung der Hegelschen Schule, über Strauß, Feuerbach, Stirner, Bauer, Marx als Hegelsche Linke, und über Rosenkranz, Vatke als Hegelsche Rechte und als Hegelsches Zentrum. Dann führt es bei Betrachtung des spekulativen Theismus J. H. Fichte, Weiße, Günther, Deutinger als trinitarische, und Trendelenburg, Ulrici, Lotze, Fechner als unitarische Theisten vor. Den Abschluß des ersten, „die Philosophie in Deutschland" in ihren Grundgedanken trotz seines auf 92 Seiten beschränkten Raumes klar kennzeichnenden Abschnittes bildet der Naturalismus eines Moleschott, Vogt, Büchner und Czolbe. Ihm schließt sich ein zweiter Abschnitt an, worin sich der Autor auf ca. 30 Seiten mit der Philosophie in Frankreich, mit den „Philosophen der Autorität" de Bonald, de Maistre, de Lamennais, den Psychologen de Tracy, de Biran, Ampère, dem Eklektiker Cousin, den Soziologen Saint-Simon, Comte, den Spiritualisten Ravaissin-Mollien, Vacherot und dem Neokritizismus Renouviers befaßt. Ein dritter und letzter, „die Philosophie in England" behandelnder Abschnitt beleuchtet schließlich den Utilitarismus Benthams und J. Mills, den Agnostizismus Hamiltons, Mansels, J. St. Mills, Bains, und die Entwicklungsphilosophie Darwins und Spencers. Das ganze Schriftchen bietet somit in gedrängter Kürze ein umfassendes Bild der Philosophie in dem angegebenen Zeitraum, das in einem solch kleinen Bändchen wohl kaum noch inhaltsreicher und deutlicher entworfen werden kann.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Karl Paul Hasse, Nikolaus von Kues [Die Religion der Klassiker, herausgegeben von Gustav Pfannmüller. Zweiter Band.] Berlin-Schöneberg 1913. 162 Seiten 8°. Preis 1,50 M., geb. 2 M.

Es gibt eine Poesie der Unzugänglichkeit, die sich wie eine Rosenhecke um die Geheimnisse großer Menschen breitet und, wo sie angetroffen wird, die Sehnsucht nach diesen Geheimnissen erweckt. Wir empfinden den Reiz dieser Poesie bei jenen dunkel-hellen Naturen, deren Gestirn in der Dämmerung aufsteigt und deren eigentümlicher Glanz erst in nächtlicher Welt ganz erkennbar wird. Heraklit und Jakob Boehme wirken in diesem Sinne fort. Der dritte ist Nikolaus von Kues, der größte deutsche Gottesdenker des 15. Jahrhunderts.

Alle drei begegnen sich in dem Bekenntnis, daß Gott in Widersprüchen wirkt. Gott ist größer als unsere Gedanken; er ist der Widerspruch des Widerspruchs und darf, ja muß sich in Widersprüchen offenbaren. Nach Heraklit ist Gott Tag und Nacht, Winter und Sommer, Krieg und Frieden, Sättigung und Hunger. Nach Jakob Boehme ist er der Grimm, der ewig zerstört, um ewig zu schaffen, der den Unwillen hervorruft, um seinen Willen zu offenbaren. Warum? Weil er der Allebendige ist und in der Kraft seiner Allebendigkeit die scheinbaren Gegensätze des Lebens als Gegenseiten und -stücke fühlt. Das Erlebnis dieses Gefühls wird so zum Hauptstück der Philosophie, und die Verflüssigung der Gegensätze wird der Hebel einer Gottesempfindung, die man als irrationalen Pantheismus bezeichnen kann.

Bekenner dieses Pantheismus ist auch Nikolaus von Kues. Nur daß er ihn eigen und anders begründet. Er geht nicht von der Betrachtung des Lebens, sondern von der göttlichen Allgegenwart aus, die sich als Gegenwart der Dinge in Gott und als Gegenwart Gottes in den Dingen enthüllt. Alles in Gott und Gott in allem: das ist die Basis seiner Spekulation. Die Spitze derselben ist das Ergebnis, daß Gott, weil alles in ihm ist, größer sein muß als das denkbar Größte, und daß er, weil er in allem ist, kleiner sein muß als das denkbar Kleinste. Undenkbar groß und undenkbar klein; beides in derselben Funktion der Allgegenwart: das ist die erhabene Weise Gottes, des Gottes, der alles in allem ist. So ist er als die vollkommene Versöhnung des scheinbar Unversöhnlichen zu verehren; er ist die Einheit der Gegensätze, weil die Dinge in ihm sind und er in den Dingen.

Darum ist er zugleich mit Notwendigkeit der ewig Unerfaßliche. Unerfaßlich in einem doppelten Sinne. Einmal weil er unendlich ist, unendlich groß und unendlich klein. Zum andern, weil er das logisch Unmögliche, die Identität des unendlich Großen mit dem unendlich Kleinen und umgekehrt, durch sein Wesen und Walten wirklich macht.

Die ewige Unbegreiflichkeit Gottes wird so zur inneren Konsequenz seiner tiefsinnig durchdachten Allgegenwart, und alles Nachdenken über Gott

faßt sich in dieser Unbegreiflichkeit, in der „Belehrung über das Nichtwissen" zusammen. Die Eigenart des großen Kusaners liegt in dieser eigentümlichen Verschmelzung des irrationalen mit dem agnostizistischen Pantheismus, die eine innere und wesentliche ist und ihren Grund in der theozentrischen Entwicklung seiner religiösen Spekulationen hat.

Aber Unbegreiflichkeit ist nicht Unerlebbarkeit, sondern Religion im Sinne des Kusaners ist das Erlebnis des Unbegreiflichen, wie es ihm selbst zuteil geworden auf der denkwürdigen Reise nach Konstantinopel, die er im Auftrage Eugens IV. im Jahre 1438 zur Einleitung der Unionsverhandlungen mit den Griechen unternahm. Hier ging ihm in plötzlicher Erleuchtung die Anschauung des Unendlich-Unbegreiflichen auf. Er schaute, was er nicht glauben konnte, und gewann im Erlebnis doppelt zurück, was er dem Denken entzogen mußte.

Die Grundzüge seiner Religion hat Karl Paul Hasse mit gründlicher Kenntnis der historischen Zusammenhänge, sichtbarer Beherrschung des schwierigen Stoffes und glücklicher Aufklärung der überaus dunklen, oft fast unverständlichen Sprache dokumentarisch vorgelegt, ein Unternehmen, das um so verdienstlicher ist, als wir eine quellenmäßige zusammenfassende Darstellung der Religion des Kusaners noch kaum besitzen.

In einer zweiten Auflage könnten vielleicht die Wirkungen des außerordentlichen Mannes noch etwas genauer beschrieben werden. Er hat nicht nur stark auf Giordano Bruno und durch diesen auf Leibniz gewirkt, sondern auch auf Lionardo da Vinci, dessen religiöses Empfindungsleben unter des Kusaners Impulsen steht. Wir haben darüber eine schöne Untersuchung von Pierre Duhem, Etudes sur Lionard de Vinci, Paris 1909. Im zweiten Bande dieses Werkes findet man eine gediegene Darstellung der Religion des Kusaners und ihrer Wirkungen auf das größte Universalgenie der Renaissance.

Auch Lessing hat den Kusaner gekannt und sich noch 1779 mit einem Werke desselben beschäftigt (vergl. Lessings sämtliche Schriften, herausg. von Lachmann-Muncker, XVI 451). Leider wissen wir nicht, mit welchem. Wir wissen nur, daß K. A. Schmid auf seinen Wunsch eine Uebersetzung der fraglichen Schrift — des Traktätleins, wie er sich ausdrückt — verfaßt und unter dem 8. September 1779 an Lessing geschickt hat.

Bei der Bedeutung, die die Frage nach den Quellen von Lessings Pantheismus hat, hebe ich die Stelle ganz heraus. Sie lautet (WW XXI 279): Hier haben Sie nun, mein liebster Lessing, was Sie verlangt haben, die Kladde meiner Uebersetzung. . . . Manches habe ich gewiß nicht getroffen oder in der Uebersetzung nicht recht gefaßt. Sehr oft werden Sie zu entscheiden haben, was ich wählen soll. . . . Sie haben mir gesagt: ich solle den Kusa übersetzen. . .. Sie mögen ihn nun aus dem Groben ins Feine bringen, und ein Alphabeth Anmerkungen darüber mir zuschicken. . . . Was ist doch, in aller Welt, das Ministerium, wovon Ihre Eminenz p. 61 meiner lateinischen Copie soviel reden und

worauf Sie pag. 73 und 75 wieder kommen? Ist es Unterricht? Einsicht oder so etwas? Regierung ist es gewiß nicht. Dergleichen Leckerbissen werden Sie mehr zu genießen haben, wenn sie Appetit haben, sie zu kosten. . . . Auf meine lateinische Abschrift können Sie sich sicher verlassen. Ich wollte aber, daß Sie eine genauere ältere Ausgabe dieses Traktätleins finden könnten. . . Nun machen Sie sich mit Ihrem Kusa eine fröhliche Weihnachten usf.

Dies die charakteristischen Anhaltspunkte. Vielleicht gelingt es Hasse, mit Hilfe der Stichworte „Traktätlein" und Ministerium die vorausgesetzte Schrift zu ermitteln. Es wäre lehrreich und wünschenswert.

Franz Rudolf Merkel, Der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert und die deutsche Romantik. München 1913. Oskar Beck. VII. und 150 Seiten. Gr. 8⁰. Preis 3,50 M.

Wer ist Gotthilf Heinrich Schubert? Der Titel der anzuzeigenden Untersuchung sagt es: ein vergessener Naturphilosoph aus dem Kreise der Romantik. Vergessen über dem größeren Schelling, von dem er selbst einst ausgegangen und unter dessen treuen Schülern er neben Steffens vielleicht der bedeutendste ist. Sein wichtigstes, einflußreichstes Werk sind die Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft 1808, die das magische Gebiet des Halb- und Helldunkels in der Natur mit seinen ebenso verführerischen wie verderblichen Reizen mit der romantischen Fackel durchleuchten und auf Heinrich von Kleist und E. T. A. Hoffmann einen starken, nachhaltigen Eindruck gemacht haben.

Aber auch Schuberts persönliche Entwicklung ist während der ersten 34 Jahre seines Lebens, solange er sich als Romantiker fühlte (1780—1814), für die Geschichte und Vorgeschichte der romantischen Bewegung so aufschlußreich, daß man die vorliegende pünktliche Darstellung als einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis der Romantik zu betrachten hat. In die Vorgeschichte der Romantik leuchtet Schuberts inniges persönliches Verhältnis zu dem von den Chorführern der romantischen Schule recht kühl und danklos behandelten Herder aufklärend und erhellend hinein. Das Lebensgefühl dieses begabten Geschlechts spiegelt sich ungewöhnlich stark in einem enthusiastischen Briefe Schuberts aus der Epoche um 1805. „Es schlafen gar mächtige Funken in den Jünglingen dieser Zeit, und die Jahre der Propheten kehren wieder. Das Christentum war ans Kreuz geschlagen, und die Kriegsknechte und Juden stunden spottend umher, es verfinsterte sich die Sonne Gottes, das Allerheiligste stund leer und gräßlich hell gemeinem Nutzen geöffnet: da legten sie das erschlagene Göttliche ins Grab. Aber siehe, die Morgenröte des dritten Tages bricht nun an, und es wird auferstehen aus dem Grabe, gen Himmel wird es fahren."

Diese Andeutungen werden genügen, um die Aufmerksamkeit auf ein Buch zu lenken, das ebenso warm wie gewissenhaft, ebenso mitfühlend wie sachlich geschrieben ist und Freunde, Forscher und Kritiker der Romantik zu Dank und Anerkennung verpflichtet. Dr. Heinrich Scholz.

Theologie.

G. Fittbogen, Neuprotestantischer Glaube. Zur Ueberwindung der religiösen Krisis. Berlin-Schöneberg, 1912. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb. Preis geh. M. 1.80. 95 S.

Nur lose hängen die vier in diesem Buche vereinigten Abhandlungen miteinander zusammen, doch ist dem Verfasser zuzugeben, daß sie alle nach einer Richtung weisen. Auf Kant und auf Luther soll ein Neuprotestantismus begründet werden, dessen Hauptstück die Rechtfertigung aus dem Glauben, so wie der Verfasser sie versteht, bleibt, und in welchem der religiöse Glaube vom Geschichtsglauben völlig losgelöst ist. Wie sich Fittbogen auf den Idealismus Kants, an dessen halbvergessene Rechtfertigungslehre er mit gutem Grunde erinnert, für die Grundlegung einer ungeschichtlichen Religion berufen kann, liegt auf der Hand; daß er auch Luther als Gewährsmann in Anspruch nimmt, muß überraschen. Er gelangt dazu auf dem Wege, daß er, ausgehend von Luthers „Freiheit eines Christenmenschen", für das „Wort Gottes", dem nach Luther die Seele Freiheit und Leben verdankt, „innere Stimme" einsetzt, zur Erläuterung, wie er selbst meint, in Wahrheit aber in völliger Verkennung der Meinung Luthers, der von vornherein das Wort Gottes als das „heilige Evangelium", „von Christo gepredigt, also als das objektive, geschichtlich gegebene Wort bestimmt; ferner dadurch, daß er, wenn Luther den Glauben an Christus als Heilsbedingung hinstellt, zwar nicht leugnet, daß Luther darunter nicht die bloße Idee des Gottmenschen, sondern den im geschichtlichen Jesus fleischgewordenen Gottmenschen versteht, aber mit einem Male die Verbindung von Idee und Geschichte, mit der sein Neuprotestantismus doch gerade aufräumen will, für „eine unwesentliche Differenz" erklärt (S. 75).

Noch weiter entfernt sich Fittbogen von Luther, wenn er Jesus (S. 94) nur als *einen* Förderer unserer Religiosität neben anderen gelten lassen will, ohne zu berücksichtigen, daß diese anderen in dem Besten, was sie haben, von Jesus abhängen.

Trotz dieser Angriffspunkte glaube ich das Buch ernster Beachtung empfehlen zu dürfen, weil der Verfasser, wie die Abhandlung über „Religion und Geschichte" lehrt, nicht an der sonst Idealisten eigenen souveränen Verachtung des geschichtlich Gegebenen krankt, das er vielmehr als Kraftquelle der Religiosität anerkennt, und weil er die moderne Theologie dazu drängt, klipp und klar Antwort auf die beiden Fragen zu geben, ob der Glaube an irgendwelche Tatsachen der Geschichte religiöser Glaube sein kann, und ob Jesus in seiner Bedeutung für den Glauben nur dem Grade oder der Art nach verschieden ist von Heroen des Christentums, wie Franz von Assisi, Eckehart, Luther.

W. Heitmüller, Jesus. Tübingen, 1913. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geh. 2 Mk., geb. 3 Mk. 184 S.

Diejenigen Leser der „Preuß. Jahrb.", welche sich der heftigen An-

griffe erinnern, die am 5. April d. J. im preußischen Abgeordnetenhaus der Freiherr v. Schenk zu Schweinsberg gegen den Verfasser, den Marburger Theologieprofessor Heitmann, gerichtet hat, werden um der Gerechtigkeit willen auch von dieser zur Klarstellung veröffentlichten Schrift des Angegriffenen Kenntnis nehmen müssen. Den ihm geltenden Teil der betreffenden Rede gibt er nach dem Stenogramm als Anhang dem Buche bei, das im übrigen in seinem Hauptteil aus dem 3. Bande der Enzyklopädie „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ den von Heitmann verfaßten Artikel „Jesus Christus“ abdruckt, aus welchem v. Schenk die von ihm angefochtene Stelle entnommen hat. Abgedruckt wird ferner als besonders geeignet, jenen rein geschichtlich gehaltenen Artikel nach der praktisch-religiösen Seite hin zu ergänzen, ein Vortrag, den der Verfasser am 11. März, also vor dem Zwischenfall im Abgeordnetenhause, vor einer Studentenversammlung in Aarau über das Thema „Jesus von Nazareth und der Weg zu Gott“ gehalten hat.

Um irgend zu Angriff und Abwehr Stellung zu nehmen, ist es doch unvermeidlich, die Hauptstelle, die des Freiherrn v. Schenk Entrüstung hervorgerufen hat, hierherzusetzen. Sie lautet (S. 71 und S. 182, 183): „Träger einer einzigartigen Offenbarung, der Sohn schlechthin — wir erschrecken fast über die Höhe dieses Bewußtseins. Es ist ja keineswegs ein göttliches Bewußtsein, aber doch ein den Rahmen der Menschheit fast überschreitendes, aller sonstigen menschlichen Erfahrung enthobenes Berufsbewußtsein, bei dem wir uns fragen möchten, ob es mit Gesundheit und Klarheit des Geistes vereinbar sein kann.“

Mit Recht beklagt sich Heitmann, daß diese aus dem Ganzen herausgerissenen Sätze gegen ihn so weit ausgenutzt sind, daß dabei, wenn auch nur hypothetisch, die Worte „Gotteslästerung“ und „Ueberschreitung der Lehrbefugnisse“ gefallen sind. Wie der Zusammenhang lehrt, ist der von Heitmann geäußerte Zweifel, an dem v. Schenk so schweren Anstoß nimmt, kein endgültiger; er wird vielmehr überwunden und ist nur der Durchgangspunkt für richtigere Erkenntnis. Sagt er doch im weiteren Verlauf der Untersuchung, die v. Schenk schon damals vorgelegen hat, z. B. folgendes: „Das Große und Eigentümliche ist nun aber, daß diese Konzentration auf das religiöse Leben **nicht eine Spur** von Gezwungenem oder Verstiegenem oder **Ungesundem** zeigt“ (S. 109). Und abschließend bemerkt er (S. 148): „Erfüllt vom Leben in und mit Gott, getragen von diesem **rätselhaften Berufsbewußtsein**, ist Jesu Persönlichkeit — das ist ihre Bedeutung — eine „Kraft Gottes“ geworden, von der immer neue Ströme religiöser Kraft ausgegangen sind und ausgehen, die unversiegliche Quelle des Stromes religiösen Lebens, aus dem die Christenheit noch heute schöpft.“

Daß die allerdings dürftigen Ergebnisse der geschichtlich-kritischen Untersuchung überhaupt nicht das letzte Wort des Verfassers sind, macht dieser Schlußsatz klar; es wird noch klarer durch den auf S. 149—178 folgen-

den Vortrag, in welchem er unverhohlen bekennt, daß die exakte Forschung nur Einzelzüge einer geschichtlichen Gestalt darstellen kann, daß man mit den Mitteln der exakten Historie allein die Persönlichkeit nicht erfassen kann, welche vielmehr mit dem inneren Auge geschaut, intuitiv erfaßt — erlebt werden muß (S. 166). So gelangt neben den auch für den Nichtglaubenden feststellbaren Tatsachen die ganze evangelische Ueberlieferung zu ihrem Recht, insofern sie die von Jesus ausgehenden Wirkungen und den Eindruck bezeugt, den er auf die Seinen machte. Und die so nach rückwärts erschlossene Persönlichkeit Jesu, anders ausgedrückt der Jesus des Glaubens, ist auch für Heitmann „Anfänger und Vollender des Glaubens" (S. 161); er ist ihm derjenige, der, während andere „Gottessucher" sind, „Gott hat" (S. 168), der deswegen auch für andere der Offenbarer Gottes als der heiligen Liebe ist (S. 177).

Das sind doch nach ihrer vollen Tragweite überlegte Bekundungen, welche christliche Frömmigkeit aufzubauen, nicht zu zerstören, geeignet sind, so daß ihnen gegenüber das vernichtende Urteil des Freiherrn v. Schenk unhaltbar erscheint. Nun muß aber doch eingestanden werden, daß die von ihm herausgegriffene Stelle etwas befremdlich bleibt. Wenn Heitmann die in seinem Literaturnachweis (Note 26 auf Seite 181) fehlende Gegenschrift eines Psychiaters (H. Schaefer, Jesus in psychiatrischer Beleuchtung, Berlin 1910) gegen de Loosten, der aus psychiatrischen Gründen die geistige Gesundheit Jesu bestritten hat, beachtet hätte, so würde er vielleicht de Loostens und seiner Genossen Gedankengänge ganz aus dem Spiel gelassen haben, während andererseits v. Schenk den hingeworfenen Zweifel weniger peinlich empfunden hätte, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß derselbe aus einem Seitenblick auf eine immerhin ernst zu nehmende Literatur entstanden ist.

S. **Baudert, Die evangelische Mission** (406. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig-Berlin, 1913. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk. 124 S.

Der Verfasser beherrscht den großen Stoff der Missionskunde mit der Sicherheit, die ihn befähigt, das Wesentliche in kürzester Zusammenfassung zu bieten. Daß man sich auch seinem Urteil anvertrauen darf, beweist die Anerkennung, die er auch dem wegen seiner freieren Richtung vielgeschmähten Allgemeinen Evanglisch-Protestantischen Missionsverein zollt, sowie die freimütige Kritik, die er, obwohl selbst Mitglied der Brüdergemeinde, an deren älterer Missionstätigkeit übt, an der mit Recht bemängelt wird, daß sie über die Gewinnung einzelner Seelen nicht hinausging und der größeren Aufgabe der Christianisierung der Völker nicht ins Auge zu sehen wagte.

Doch finden sich kritische Bemerkungen nur ganz gelegentlich, die Hauptsache ist durchaus die Darstellung, welche mit einer noch hinter den Pietismus zurückgehenden Geschichte der evangelischen Mission beginnt, kurz auf die Arbeit daheim und im Missionsfelde eingeht und zuletzt den heutigen

Stand der evangelischen Mission überblickt. In diesem letzten umfangreichsten Teile berücksichtigt der Verfasser aus gutem Grunde am eingehendsten die Mission in den deutschen Schutzgebieten, so daß hier auch zuweilen der Anschaulichkeit dienende Einzelheiten haben gebracht werden können, was im übrigen die notwendige Beschränkung verwehrt hat.

So kommt der Verfasser einem starken, vorhandenen Bedürfnis entgegen, sich aus einem ganz kurzgefaßten, billigen Buche über Ziel, Arbeitsweise und Erfolg der evangelischen Mission zu unterrichten, und wird zweifellos dazu beitragen, die Kenntnis der Mission und das Verständnis für sie in weiteren Kreisen zu fördern. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Friedrich Mahling, Lohn und Strafe in ihrem Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit nach neutestamentlicher Anschauung. (Biblische Zeit- und Streitfragen IX, 2/3.) Berlin-Lichterfelde 1913. 77 S., groß 8.

„Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.“

Seit Lessing diese großen Worte gesprochen, ist der Streit um die Ethik des Christentums im ernsten und ernstesten Sinne entfesselt. Als Beitrag zur Orientierung in diesem Streit kann das vorliegende Büchlein empfohlen werden; denn wenn es auch nicht von Lessing ausgeht, sondern vom Neuen Testament, und wenn es sich auch auf dieses beschränkt, so steht doch der Lessingsche Einwurf dahinter: zu Lessings Widerlegung ist es geschrieben. Der Verfasser bemüht sich gründlich, zu zeigen, daß das kindliche Lohnmotiv in der Ethik des Neuen Testaments gar nicht vorhanden ist, daß weder Jesus noch Paulus eine Bestimmung des sittlichen Willens durch Lohn und Strafe ins Auge gefaßt haben, daß vielmehr statt Lohn und Strafe die Ehrfurcht vor Gott und seinem Willen an die Schwelle des Sittlichen rückt. Lohn und Strafe sind nach dem Verfasser im Sinne Jesu, im Sinne des Paulus, streng genommen, immer nur die immanenten Folgen des Guten und Bösen.

Ob die neutestamentliche Ethik diese Deutung ertragen kann? Lohn und Strafe im besten Sinne sind kindliche Motive, gewiß: aber spricht nicht das Neue Testament zu den Menschen, auch zu den großen, erwachsenen Menschen gern wie man zu Kindern spricht? Und ist es wirklich so un-

erlaubt, daß Kinder, auch große, erwachsene Kinder, sich durch den Ausblick in die Zukunft in ihrem gegenwärtigen Verhalten bestimmen lassen? Wenn dieser Ausblick nur groß genug ist, wenn er Lebensgüter umfaßt, die zwar durch sittliche Arbeit erworben, aber nicht erschaffen werden, so kann die Bestimmung des Willens durch solche Güter ohne Verletzung vieler Erfahrungen nicht leicht als sittlich unreif bezeichnet werden.

Weiter. Es gibt im sittlichen Leben unzweifelhaft ein breites Gebiet, wo die kindlichen Motive des Willens kindisch und unerträglich werden. Wer bei dem Anspruch auf Vernunft noch Lohn und Strafe nötig hat, um das Selbstverständliche zu tun und zu lassen, den bedauern wir gewiß. Und daß die Ethik des Christentums zu dieser kümmerlichen Denkart gar keine inneren Beziehungen hat, darf ebenfalls als feststehend gelten. Man spricht nicht vom Himmelreich, wo ein Taler genügt, ja wirksamer ist, als die Versprechung des Himmels.

Wohl aber darf man vom Himmelreich sprechen, wo sich's um Außerordentliches handelt, um Pflichten, die keine Vernunft befiehlt, die kein sich selbst überlassener Verstand aus eigener Macht diktieren kann. Und wie, wenn die Ethik des Christentums auf eine Lebensführung drängt, die keine bloße Vernunft zu begründen vermag? Wenn sie vom reifen, vernünftigen Menschen, der über Lohn und Strafe hinaus ist, so Außerordentliches forderte, daß der bloß vernünftige Mensch diese Forderung als phantastisch empfände, daß nur die anschauliche Ueberzeugung eines weltüberragenden Lebenszusammenhanges sie einigermaßen zu tragen vermöchte? Das aber scheint mir die Lage des Christentums zu sein, und im Sinne dieser Lage ist es nur konsequent, wenn die Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, die der Verfasser so schön entwickelt, ergänzt wird durch die Freude an den Verheißungen, die hinter diesem Willen stehen, nicht als Belohnungen für erworbene oder zu erwerbende Verdienste, sondern als freie Zusagen Gottes, die nicht verdient oder ertrotzt werden können, die aber auf den Willen als Antriebe wirken, solcher Zusagen würdig zu werden, sie nicht ganz unwürdig zu empfangen.

Dann wäre — nun nicht der blanke Lohn, der immer etwas Verdientes ist, aber etwas dem Lohn Verwandtes, etwas, was wir nicht selbst erzeugen, was wir wie ein Geschenk empfangen, nämlich der Ausblick in eine unermeßliche Zukunft, der wir entgegenwachsen sollen, die Triebfeder der christlichen Sittlichkeit.

Das Evangelium spricht zu Menschen, die über Lohn und Strafe im empirischen Sinne hinaus sind. Darin hat der Verfasser recht, und auch das hat er fein bemerkt, daß die Verheißungen des Christentums nicht äußerlich neben dem Willen stehen, sondern innerlich mit dem Willen verknüpft sind. Der Wille ist der Weg, und der einzige Weg, auf dem man in die Welt dieser Verheißungen gelangt. Aber er ist nicht zugleich die Macht, die diese Welt der Verheißungen hervorbringt, sondern er findet sie vor, wie der Wanderer Gebirg und Sonnenaufgang. Sie bleibt das große

Plus des Willens, freilich auch das Streitobjekt zwischen Christentum und Rationalismus.

Der immanente Gewinn des Guten ist in der stoischen Philosophie viel unzweideutiger ausgesprochen, als in der Ethik des Christentums. Und auch Lessings ewiges Evangelium ist eigentlich nur die charaktervolle Wiederholung der längst bekannten stoischen Lehre. Das Gute um des Guten willen: gewiß! Wir sind nicht fromm, weil wir Wünsche haben; aber weil wir fromm sind, haben wir den Wunsch, uns selbst und andere daran zu erinnern, daß es Glücksempfindungen gibt, die nicht aus unserer Tugend stammen, und die uns, indem wir sie walten lassen, einen sittlichen Aufschwung, eine sittliche Geduld und Ungeduld mitteilen, die uns noch über die spartanische Ausübung des Guten um des Guten willen erheben. Lohn und Willkür geben wir preis: nicht das Geschenkte und Unwillkürliche, das einen Menschen mächtig macht. Das Christentum war und ist die Religion der unwillkürlichen Beseligungen, die über den willkürlichen Belohnungen aufsteigen, aber auch über der Selbstempfindung, die Lessing so mannhaft gepriesen hat.

Berlin. Dr. Heinrich Scholz.

Pädagogik.

F. W. Foerster, Strafe und Erziehung, Vortrag, gehalten auf dem Dritten Deutschen Jugendgerichtstag in Frankfurt a. M. 2. unveränderter Abdruck. München 1913. Verlag: C. H. Becksche Buchhandlung. Preis: 1 Mk. 41 S.

Ueber Strafe und Erziehung hat der Verfasser seine sehr beachtenswerten Gedanken auch in einem größeren Buche, „Schuld und Sühne" betitelt, niedergelegt; in diesem Vortrage wird die Frage, wie es dem durch den Jugendgerichtstag gegebenen Anlaß entspricht, in der Beschränkung auf jugendliche Verbrecher und sittlich Gefährdete behandelt.

Entgegen der in der Gegenwart verbreiteten Neigung, bei den Jugendlichen von Strafe mehr und mehr abzusehen und sie durch Erziehung zu ersetzen, besteht Foerster auf scharfer Unterscheidung der Strafe und der Erziehung und hält die Notwendigkeit der Strafe aufrecht, welche teils durch den Seelenzustand des Schuldigen selbst bedingt ist, dem die „Wehrkraft der sittlichen Ordnung" handgreiflich zum Bewußtsein gebracht werden muß, teils durch das Interesse der noch Schuldlosen gefordert wird, welchen die Straffreiheit des ersten Deliktes leicht die gefährliche Maxime „einmal ist keinmal" einprägen kann. Freilich verkennt Foerster die Gefahr, welche jugendlichen Verbrechern im Erwachsenengefängnis droht, ebensowenig wie die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, wenn ein einzelnes im jugendlichen Alter verübtes Vergehen das ganze Leben verpfuschen soll. Er fordert da-

her einerseits für Jugendliche den Wegfall aller Folgen für das bürgerliche Leben und andererseits besondere Jugendgefängnisse, scharf getrennt von den Erziehungsanstalten, in welchen nur Erziehungsbedürftige unterzubringen sind.

Die für diese Forderungen geltend gemachten Gründe scheinen mir allerdings durchschlagend zu sein; wenn Foerster aber weiterhin vorschlägt, die Freiheitsstrafe unter Umständen in eine unter Aufsicht eines Jugendpflegers zu verbüßende „freie Sühnezeit" umzuwandeln, während welcher der Verurteilte auch ihm auferlegte Geldbußen durch Extraarbeit in seinen Freistunden abzubüßen hätte, so liegen die Schwierigkeiten der Ausführung auf der Hand; ich halte sie nicht für überwindbar.

F. W. Foerster, Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. 2. Auflage. Leipzig und Berlin 1914. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geh. 3 Mk. 200 S.

Diese um ca. 140 Seiten erweiterte 2. Auflage ist gegenüber der 1., welche im Septemberheft 1910 der „Preußischen Jahrbücher" besprochen wurde, beinahe ein neues Buch zu nennen. Noch weiter dringt hier Foerster in die Grundbedingungen und das Wesen staatsbürgerlicher Erziehung, wie staatsbürgerlicher Gesinnung ein, die er noch von bloß sozialer Gesinnung unterscheidet, da jene, sich auch über Partei- und Klassenegoismus erhebend, alle Sonderinteressen denen des großen Ganzen unterzuordnen gewillt sein müsse. Dazu kommt ein neuer, umfangreicher Abschnitt über die „Ethik des Regierens"; denn wie der Verfasser schon in der früheren Auflage seine Aufgabe nicht auf die Schuljugend beschränkte, sondern auf Fortbildungsschüler und Erwachsene ausdehnte, so ergänzt er nunmehr seine Winke für die staatsbürgerliche Erziehung der zu leitenden Massen durch solche, welche den Leitern gelten. Dabei werden nicht nur Regenten und Regierungsbeamte ins Auge gefaßt, sondern ebensowohl Offiziere, Lehrer, Dienstherren, Leiter geschäftlicher und industrieller Betriebe. Zwar wird als Stärke der preußischen Führerkunst das unverbrüchliche Festhalten am einmal erteilten Befehl anerkannt, aber mit Recht bemängelt, daß sie noch zu wenig, dem intellecktuellen Fortschritt großer Volksmassen Rechnung tragend, die in den Untergebenen vorhandenen produktiven Kräfte zur Selbstbetätigung heranzieht. Als wichtigste Erfordernisse des Führers sieht Foerster höhere Kultur der eigenen Seele an, welche der Einwirkung auf fremden Willen vorangehen müsse, und die Fähigkeit, sich in fremdes Seelenleben hineinzuversetzen.

Gewiß hat auch diese letztere mit besonderem Nachdruck erhobene Forderung in der Gegenwart, wo die Neigung, Untergebene lediglich als seelenlose Mittel für höhere Zwecke anzusehen, keineswegs ausgestorben ist, ihr gutes Recht. Nur darf dabei nicht auch die andere Gefahr übersehen werden, daß vor lauter Begreiflichkeiten und Verzeihlichkeiten Strafernst und Mut zum Befehlen erlahmen.

Im übrigen sind die Leitgedanken des Buches dieselben geblieben: Aus dem Gebiete des Intellektes — staatsbürgerlicher Belehrung mißt Foerster, ohne sie ganz zu verwerfen, nur untergeordneten Wert bei — wird das Problem in das des Charakters und der Ethik gerückt und neben den von Kerschensteiner eingeschlagenen Wegen als unentbehrliches Mittel zur staatsbürgerlichen Erziehung eine Lebenskunde empfohlen, welche über das Wesen der Beharrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Gewissenhaftigkeit und überhaupt der ethischen Bestimmtheit des Charakters und über ihre Einwirkung auf Menschenschicksal volle Klarheit schafft.

Zuletzt mag noch eine allgemeinere Bemerkung über Foersters von mir in den Preußischen Jahrbüchern immer mit größter Wärme empfohlene ethisch-pädagogische Schriften Platz finden. Wie auch die vorliegende, so gipfeln fast alle in der Bankerotterklärung jeder religionslosen Ethik und stellen, wenigstens dem Sinne nach, die Religion als den festen Punkt hin, von dem allein die eigensüchtige Welt in uns und um uns aus den Angeln gehoben werden kann. Und doch spricht Foerster nur so ganz im allgemeinen von Christentum, Christus und Heroen der Selbstdisziplin oder beschränkt sich auf Vorfragen, wie die von dem Verhältnis zwischen Autorität und Freiheit, daß er nur da wirken kann, wo religiöses Leben bereits vorausgesetzt werden darf. Gewiß gehen von seinen weitverbreiteten Schriften schon jetzt sehr dankenswerte Anregungen aus; aber wahrhaft tiefgreifenden Einfluß würden sie üben, wenn Foerster seinen Lesern vollere und klarere Einblicke in sein eigenes religiöses Fühlen und Denken gewähren würde. Mögen Gründe taktischer, konfessioneller und persönlicher Art ihm bisher Zurückhaltung auferlegt haben, so darf doch die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß eine Zeit kommen wird, wo er sich zur Krönung seines Lebenswerkes entschließt.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Gustav Wyneken, „Schule und Jugendkultur“. Jena, Eugen Diederichs, 1913. 180 Seiten.

Die freundliche Erlaubnis der Redaktion der Jahrbücher, meine von der ihrigen weit abweichenden pädagogischen Ueberzeugungen klarzulegen, möchte ich benutzen, um auf jenes Werk nachdrücklich hinzuweisen, in der Hoffnung, das Interesse der Fachleute für das Buch zu gewinnen und eine eingehende Diskussion über die „Freie Schulgemeinde“ herbeizuführen.

Der Verfasser, Dr. Gustav Wyneken, ist der Gründer der Freien Schulgemeinde Wickersdorf bei Saalfeld in Thüringen. Durch seine neuerlichen Beziehungen zum „Wandervogel“ und zahlreichen anderen Korporationen von Schülern und Studierenden hat er einen Einfluß auf die Bestrebungen der deutschen Jugend bekommen, der nun nicht mehr, am wenigsten von Gegnern, übersehen werden kann. Eine Auseinandersetzung mit seinem Gedankenkreis dürfte unvermeidlich sein.

Es handelt sich bei diesem Buche nicht einfach um eine der vielen Kritiken, wie sie die bestehende Schule sich fortwährend gefallen lassen muß. sondern um etwas Positives, einen neuen Aufbau. Und es ist nicht eigentlich eine Schulfrage, sondern eine allgemeine Frage der Kultur. Indem zunächst, anschließend an den deutschen Idealismus, insbesondere an Hegel, versucht wird, Sinn und Untergrund für unsere Kultur überhaupt zu suchen, werden sodann zwei Fragen behandelt. Erstens nach der Bedeutung und Stellung der Schule in unserer Kultur, eine Frage, die sich ja jede Generation neu vorzulegen hat und mit der Herausarbeitung neuer Lehrpläne beantwortet. Zweitens nach der Möglichkeit, der Jugend zu einer ihr eigenen, spezifischen Kultur zu verhelfen, die ihrem Wesen entspricht, sie beglückt, stolz und schön macht. Die Antwort, die Dr. Wyneken fand, ist eine doppelte. Theoretisch in seiner „Lehre“, die man besser ein religiöses Bekenntnis in Ausdrücken der Wissenschaft nennen könnte, und praktisch in der Ausgestaltung und Realisierung seines neuen Schultypus, der „Freien Schulgemeinde“. Um für Dr. Wynekens Buch neue Leser zu gewinnen, muß man gewissermaßen eine Entschuldigung vorausschicken. Vielleicht ist es auf Rechnung seiner theologischen Vorbildung zu setzen, wenn ein Eifer, alles zu begründen und zu beweisen und, gewissermaßen, mit logischen Künsten den Leser wider Willen einzufangen und zu vergewaltigen, die Lektüre des Buches oft recht unerquicklich macht, und es wird kaum eine Seite in dem Buche sein, auf der nicht irgendeine Stelle den stärksten Widerspruch und Unwillen erregen wird. Was da als Philosophie vorgetragen wird, wird kaum irgend einer Kritik standhalten, und auch von einem religiösen Bekenntnis, das in seiner Konsequenz auf Asketismus und Weltverneinung ausgeht, zugleich aber Begründung für das Streben nach Kultur und Fortschritt sein will, wird man sich interesselos abwenden, als von einem kranken Rationalismus. Das quasi-gedankliche System liegt über dem ganzen Buch wie ein Schleier, durch den hindurch betrachtet alles verzerrt, übertrieben, herabsetzend, widerspruchsvoll und zuweilen oberflächlich erscheint. Man muß ihn heben, um zum Kern und Wesen zu kommen. Das Buch hat seine Bedeutung, wo der Verfasser nicht philosophiert, beweist und begründet, sondern intuitiv schaut, was ist und was sein sollte.

Dr. Wyneken findet gewissermaßen einen Inhalt für den kategorischen Imperativ in der Forderung: „Fördere den Geist“, oder, in eine andere Ausdrucksweise übersetzt: Es gibt eine allgemeine Aufgabe der Menschheit, auf die ihre geistige Arbeit hinzielt: Die Darstellung der geistigen Funktionen in ihrer Reinheit als: absolut logisches Denken, Anschauung des Raumes in vollkommener Gesetzmäßigkeit u.s.w. Als reine Geistesfunktion sei in verwandter Weise der ideale Kunstgenuß wie das vollkommene soziale Leben aufzufassen. Wie es sich nun auch mit dieser positiven Bestimmung seines Idealismus verhalten mag, ob er gelten kann oder nicht, deutlich ist vor allem seine negative Seite, die entschiedene Abkehr vom Materialismus

und Utilitarismus jeder Gestalt. Wenn „Bildung" einen Wert habe, so habe sie ihn absolut, als Bildung an sich. Die Reinheit und Freiheit der Geistesbildung, das ist letzten Endes der Inhalt des Wynekenschen Idealismus.

Unter diesem Gesichtspunkt nun wird die Aufgabe betrachtet, die der Schule zukommt. Sie ist „die Institution, die das Einzelbewußtsein teilnehmen läßt am Gesamtbewußtsein der Menschheit", oder: „sie hat die Funktion im Weltprozeß, die geistigen Errungenschaften der Menschheit von Generation zu Generation zu übermitteln". Im Gegensatz zu der modernen, utilitaristischen Realschule, die nichts als Vorbereitungsanstalt für den Kampf ums Dasein sein will, im Gegensatz zur „Arbeitsschule" ist Wynekens Schulbegriff stark konservativ. Die „Kulturschule" dient keinen Daseinszwecken, auch nicht dem Staat, auch nicht der Gesellschaft (denen sie gleichwohl wertvollste Kräfte zuführt), sondern der Kultur, der Bildung allein. Sehr glücklich zieht Dr. Wyneken als Analogie die Freiheit der Rechtspflege heran, die im modernen Staat ihr Mandat ja auch nicht vom Staat, sondern gewissermaßen vom Rechte selbst erhält und verpflichtet ist, es nötigenfalls auch gegen den Staat und seine Leiter auszuüben. In ähnlicher Weise solle die Schule ihr Mandat von der Bildung selbst erhalten.

Die bisherige Kulturschule (die alte Klosterschule, das humanistische Gymnasium) erscheint nun in der Idealität ihrer Aufgabe beschränkt durch ihre historische Orientierung. Hier setzt in der Hauptsache die Polemik Dr. Wynekens ein, insofern er jede einmal gegebene materiale Normierung der Bildung ablehnt, die keine Gesetze und keine Gesetzgeber habe als in sich selbst: Normen, die nur formal bestimmt sind durch die Gesetze der geistigen Funktionen.

Zum speziellen Bildungsprogramm werden eine ganze Reihe von beachtenswerten Anregungen gegeben, die namentlich für das Gebiet des Kunstunterrichts und der religiösen Erziehung von Interesse sind. Bekanntlich ist die Freie Schulgemeinde Wickersdorf bisher die einzige deutsche Schule, in der an Stelle von konfessionellem Religionsunterricht nur Religionsgeschichte gelehrt wird.

Am wertvollsten aber sind die Abschnitte des Buches, in denen die unmittelbare herzhafte Liebe zur Jugend zu Worte kommt, eine Liebe, die sich nicht erst an der Vorstellung höherer Zwecke künstliche Wärme zu holen braucht. Hier werden die Bedingungen für ein Jugendleben gesucht, das seinen Wert und seine Befriedigung in sich hat und nicht eine bloße Vorbereitungszeit ist. Das ist doch gewiß ein Unding, daß der heutige Mensch ein volles Drittel seines Lebens lediglich als Mittel für die Zwecke der beiden andern Drittel ansehen muß, und zwar das Drittel, von dem die Dichter sonst behaupten, daß es das schönste sei. Wer lebt und arbeitet im späteren Leben je wieder, wie in der Jugend, 9 Jahre lang lediglich auf ein ent=

ferntes Ziel hin und muß dann, wenn er dieses Ziel schließlich nicht erreicht, die ganze Mühe als verloren betrachten?

Jung sein ist auch ein Wert an sich, und Jugend, die wirklich jung sein darf, besitzt eine Schönheit, für die es keinen Ersatz gibt. Ohne alle Reflexion auf Zwecke besteht unmittelbar das Gebot, der Jugend die Möglichkeit zur Entfaltung dieser ihr eigenen Anmut zu schaffen. In allererster Linie ist daher für wirkliche Körperpflege zu sorgen. Mögen nun für die einzelnen Einrichtungen Anregungen von allen Seiten gekommen sein, gelöst ist diese Aufgabe in Dr. Wynekens Gründung jedenfalls, und die illustrierten Jahresberichte von Wickersdorf geben darüber ausführliche Kunde. Wie über alle Begriffe reich an Schönheit, und auch für den Erwachsenen ein wahres Bad der Wiedergeburt ein solches Heim der Jugend sein kann, davon haben Besucher Wickersdorfs reichliche Zeugnisse abgelegt. (Moritz Heimann, Neue Rundschau, Juli 1909. Hans Brandenburg, Rheinisch-westfälische Zeitung, 6. September 1912. Helene Voigt-Diederichs, Hamburger Nachrichten, 23. Juli 1913.) Wo Gesundheit und Freiheit ist, da ist auch Glück. Das Leben erhält einen Reichtum an Freude, den man sich nicht eben leicht vorstellen kann, und die Fülle persönlicher Beziehungen zwischen den Kindern unter sich, wie zwischen diesen und den Erwachsenen, wie sie sich hier in gemeinsamer geistiger Arbeit entwickeln, Beziehungen der zartesten wie heiligsten Art, muß man beobachtet haben, um den ganzen wunderbaren Glanz verstehen zu können, der über einer solchen Jugendheimat liegt.

Das Mittel der Erziehung ist denn auch tatsächlich allein die Gemeinschaft. Eine Gemeinschaft von Knaben und Mädchen im engsten Zusammenschluß mit Erwachsenen, die ihre Anführer bei der Arbeit sowohl wie vielfach beim Sport, bei Spielen und Vergnügungen sind, erzieht sich tatsächlich von selbst, sobald einerseits Freiheit und die Möglichkeit verantwortlicher Mitarbeit gegeben, andererseits aber durch die Erwachsenen eine geistige Atmosphäre geschaffen ist, in der wirklicher Ernst und hingebendes Interesse für den Gegenstand der geistigen Arbeit herrschen. Wie auf Sportplätzen entwickelt sich hier die nötige Disziplin ganz von selbst als zweckbewußtes Handeln einer Gemeinschaft, der ihre Tätigkeit ernst ist. Die eigentümliche Verfassung aber gewährt jene verantwortliche Freiheit, insofern die ganze Schulgemeinde, die Gemeinschaft von Lehrern und Schülern, sich selbst regiert durch jene gesetzgebende Versammlung, die der neuen Schule den Namen gegeben hat, der „Schulgemeinde", in der Lehrer und Schüler Redefreiheit und ein nur nach dem Alter leicht abgestuftes Stimmrecht besitzen. Die älteren Schüler haben überdies unter sich einen „Ausschuß" gebildet, dessen Mitglieder einen großen Teil der Sorge für die jüngeren Kameraden auf sich nehmen und, wie die Erfahrung lehrt, gerade in dieser Arbeit für andere das Beste an sich selbst tun. So wird in kameradschaftlicher Weise den Erwachsenen die große Last des Aufsichtswesens fast ganz abgenommen, um ihre Kräfte für ihre geistige Arbeit zu schonen. —

Das Buch hat insofern ein besonderes Interesse, als ja die Probe auf das Exempel schon im Voraus gemacht war und jedermann zur Nachprüfung offen steht. Ich darf wohl hier die Notiz anfügen, daß in Wickersdorf, das den Versuch der Verwirklichung darstellt, jeder Besuch erbeten ist.

Wickersdorf. Dr. Siegfried Krebs.

Staatswissenschaft.

Dr. Dr. Kaufmann, Die deutsche Arbeiterversicherung im Kampfe gegen die Tuberkulose. Berlin 1912, bei Julius Springer.

Dr. Dr. Kaufmann, Zusammenwirken der gewerblichen Berufsgenossenschaften mit dem Roten Kreuz auf dem Gebiete der ersten Hilfe. Berlin 1913, bei Franz Vahlen. Preis geheftet 0,80 Mk.

Dr. Dr. Kaufmann, Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung. Berlin 1913, ebda. Preis geheftet 4 Mk.

Franz Hitze, Zur Würdigung der deutschen Arbeiter-Sozialpolitik. Mit Beiträgen von Geh. Oberregierungsrat Dr. Wuermeling und Sanitätsrat Dr. Faßbender. M.-Gladbach 1913, im Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Preis geheftet 1,60 Mk.

Der Angriff, den Professor L. Bernhard neuerdings gegen unsere Sozialpolitik gerichtet,*) hat nicht nur im Publikum eine starke Resonanz und bei allen Sachverständigen stärkste Ablehnung gefunden, — ihm gebührt auch das Verdienst, einige Abhandlungen hervorgerufen zu haben, welche die negierende Kritik ins Positive umwenden und unsere Blicke hinlenken auf die schöpferischen, aufbauenden Wirkungen der deutschen Sozialreform. Dies ist wohl der schlagendste Beweis für die Fruchtbarkeit und gegen „das Altern" unserer sozialpolitischen Betätigung, daß sie nicht in der bloßen Abwehr und Verteidigung des Ueberlieferten sich erschöpft, sondern auf die versuchte Einengung und Abschwächung ihrer Wirksamkeit mit einer zukunftsfrohen Erweiteruug ihres Programms antwortet. Wer sich über die Tragweite der von B. vorgeführten Argumente ein abschließendes Urteil bilden will, dem sei nächst den Herknerschen Ausführungen und denen der „Sozialen Praxis" die obenstehende Schrift empfohlen, in der ein Altmeister der deutschen Sozialpolitik das Wort nimmt. Jedoch verdient die ganze Frage eine ernsthafte Untersuchung auch losgelöst von dem persönlichen Anlaß.

Der verdienstvolle Leiter unseres Reichsversicherungsamts, Präsident Dr. Dr. Kaufmann, hat sich dabei selbst in die vorderste Linie gestellt und durch eine Reihe von Schriften auf die Steigerung nachdrücklich hingewiesen, welche die Produktivität unserer nationalen Wirtschaft der staatlichen Sozialreform verdankt. Beschränkt sich deren Wirksamkeit doch nicht

*) Vgl. die Besprechungen im Märzheft und Septemberheft 1913 dieser Jahrbücher.

auf das Rentenzahlen, auf eine Belastung der schaffenden Arbeit zugunsten erweiterten Konsums! Der Gewinn an Arbeitskraft, den wir der heilenden und vorbeugenden Tätigkeit der staatlichen Organe danken, ist dem Gesamterfolg ärztlicher Tätigkeit nahe verwandt und gleich ihm zahlenmäßig schwer zu fassen. Während die Schutzvorrichtungen und Schutzvorschriften an den Maschinen ihre Bedienungsmannschaft vor Verletzungen bewahren und so die Zahl der Todesopfer mindern, kehren täglich geheilte und gestärkte Mitkämpfer in die Front zurück, deren wirtschaftliche Schlagkraft sie erhöhen, und auch die private Liebestätigkeit erfährt in der „Wohlfahrtspflege" und den „Wohlfahrtseinrichtungen" von der staatlichen Kampffürsorge Richtung und Ansporn.

Gewiß ist der Rückgang der Tuberkulosesterblichkeit in Preußen von 1880 auf 1910 um die volle Hälfte nicht ausschließlich dem Konto unserer Sozialversicherung gutzuschreiben; die Verbesserung der Wirtschaftslage hat daran ihren Teil; aber wenn über 45 000 oder 40 vom Hundert aller Heilbehandelten in der Krankenversicherung 1910 an Lungen- und Kehlkopftuberkulose litten, und wenn der Prozentsatz der als dauernd erwerbsfähig Entlassenen binnen kurzer Frist von einem Viertel auf die Hälfte zunehmen konnte, so ermessen wir an einem solchen Beispiel, welche positive Förderung unsere Volkskraft und damit unsere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit durch den Ausbau der Sozialversicherung erfährt. Dieser Ausbau hat freilich an den Grenzen des Versicherungsgedankens nicht Halt zu machen; und so führt das Beispiel der Seuchenbekämpfung hinüber in das hoffentlich immer aktueller werdende Nachbargebiet moderner Boden- und Wohnungspolitik.

Eine Vereinigung wirtschaftlicher und militärischer Gesichtspunkte und damit einen weiteren Beweis für die trotz aller Anfeindungen sich bewährende Fruchtbarkeit des sozialen Gedankens bietet das von Dr. Dr. Kaufmann präsidierte Zusammenarbeiten des „Roten Kreuzes" mit der Unfallversicherung. Denn die Verbesserung der ersten Hilfe bei Unglücksfällen im Betriebe kommt nicht nur wiederum der wirtschaftlichen Schlagfertigkeit unseres Volkes zugute, sie mehrt auch unmittelbar dessen kriegerische Tauglichkeit, indem sie die Zahl der geprüften Pfleger und Sanitätskolonnen im Felde steigert. Uebrigens zeigt sich uns in der „Bürokratisierung", in solcher Zwangsorganisation etwa des Rettungswesens, ein Hauptvorzug staatlicher Sozialpolitik über alle privaten oder lokalen Veranstaltungen; während diese nämlich regelmäßig nur an den Orten stärkster sozialer Spannung, in den Großstädten und Großbetrieben, wirksam werden, erstreckt die staatliche Fürsorge sich auch in unserem Falle möglichst gleichmäßig über alle Wohnplätze und Betriebe — ein Gegensatz, der in der Frage nach staatlicher oder kommunaler Arbeitslosenversicherung ja gerade während der letzten Monate offenbar geworden ist.

„Eine Sozialpolitik, die nur günstig wirkte, gibt es nicht." Dies Wort stellt Präsident Kaufmann unter die einleitenden Sätze seines neuesten

Werkes. In der Tat! Nicht, daß heute von wissenschaftlicher Seite die gewollt einseitigen Behauptungen der zumeist belasteten Industrien aufgegriffen werden, ist das Bedenkliche; schon der Hinweis auf die positiven, wirtschaftsfördernden Seiten der Sozialversicherung und des Arbeiterschutzes widerlegt sie zur Genüge, überdies habe ich selbst letzthin die Klagen einiger Industriezweige wegen sozialer Ueberlastung als unberechtigt nachgewiesen.*) Noch vor kurzem hat der Herausgeber dieser Jahrbücher hier die Summe der in Deutschland unterschlagenen Vermögenssteuerwerte auf 45 Milliarden Mark geschätzt. Wer wollte aber daraus folgern, daß die Miquelsche Steuerreform sich nicht bewährt habe und statt ihrer Verbesserung nun ihre Abschaffung für gerechtfertigt erklären? Solcher Art aber sind die „Konsequenzen", welche aus der kritischen Betrachtung unserer Sozialpolitik stillschweigend oder öffentlich gezogen werden.

Die Aufnahme und Verbreitung, welche gerade dies offenbare Mißverhältnis in ihren Voraussetzungen und Folgerungen der neuesten Kritik unserer Sozialpolitik verschafft hat, deutet vielmehr — über das Tatsächliche hinaus — auf ein Nachlassen der sozialen Gesinnung, aus der heraus doch unsere Sozialreform geboren ist und die allein ihren Bestand und ihr Fortschreiten verbürgt. In der Gesinnung, nicht in den Tatsachen muß der Grund des Nachlassens zu suchen sein. Denn die wirtschaftlichen wie die sozialen Geschehnisse sind dem gleichen Wechsel unterworfen, und so kann unsere Politik in wirtschaftlichen wie sozialen Fragen keinen Stillstand kennen; wo wäre auch ein Nachlassen des auf greifbare Werte gerichteten wirtschaftlichen Eifers heute zu spüren? Der Vorbereitung neuer Handelsverträge gegenüber scheint es ein Nachteil für unsere Sozialreform, daß sich bei ihr nur die Aufwendungen, nicht auch die Vorteile kalkulieren lassen; und dies wiegt schwer bei einer Zeit, die sich nur selten erst die Frage vorlegt, ob mit dem Zuwachs an rechenbaren Werten denn das Wachstum ihres geistigen Erbes auch nur annähernd Schritt gehalten habe.

Trotzdem dürfen wir heute so wenig wie je das Ziel des Wirtschaftens in jenen toten Milliarden und Millionen sehen, um welche Geld und Gut sich uns alljährlich mehren; der Mensch selbst und damit die Wohlfahrt und Gesundheit unseres Volkes rückt heute sogar mehr als früher in den Brennpunkt des ökonomischen Interesses. Scheint es doch, als ob die Aera der Produktionskrisen abgelöst werden solle von einer Krisis des Konsums, die in der Verteuerung des täglichen Lebens ihren sinnfälligen Ausdruck findet. Wie könnte in einem solchem Augenblick die Einkommenverbesserung der Masse unseres Volkes außer Ansatz bleiben, die eine große Wirkung staatlicher Sozialreform? Wennschon zu Zeiten allgemeiner Teuerung der Staat durch seine Wirtschaftspolitik mit der rechten Hand nehmen muß, so darf er wenigstens nicht aufhören, mit seiner linken Hand in der Sozialreform

*) Vgl. „Die soziale Geschichte der Schultheiß-Brauerei" im Juliheft 1913 des „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik".



zu geben! Dies einzusehen und danach zu handeln, ist für ihn Pflicht. Diejenigen, welche heute den Abbau oder Stillstand unserer staatlichen Sozialreform am lautesten fordern, denken ja am allerletzten an Kompensationen auf wirtschaftspolitischem Gebiete. Erst auf dem Boden eines in seiner sozialen Struktur gesunden und gesunderhaltenen Volkslebens aber kann sich jenes Werk vollziehen, dem letzten Endes jede soziale Arbeit und Verpflichtung dient: die Freimachung der Persönlichkeit.

Friedrich Lenz.

Literatur.

Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts".

Eine Replik von Gottfried Fittbogen.

Neben die beiden zwar nicht identischen, aber verwandten Thaer-Hypothesen Körtes und Krügers hat Scholz (im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher") eine völlig neue Hypothese gestellt. Darnach kommt ein Anteil Thaers für die zweite Hälfte der „Erziehung" gar nicht, für die erste Hälfte nur in der Weise in Betracht, daß Lessing ein Thaersches Konzept als Quelle benutzt habe; der wirkliche Verfasser ist Lessing: er hat „die Tat getan" (S. 75). Doch drückt sich Scholz über den Verfasser mehrfach etwas schwankend aus. Gelegentlich wird Lessing nur als „Mitverfasser" bezeichnet.

Mir sei ein kurzes Schlußwort gestattet, in welchem ich mich darauf beschränke, die Punkte zu bezeichnen, bei denen die Diskussion einsetzen müßte. Der Kürze wegen geschieht es in apodiktischer Form.

1. Scholz geht davon aus, daß die Frage der Verfasserschaft von „außerordentlicher Kompliziertheit" sei (S. 71). — Tatsächlich ist sie außerordentlich einfach; für die Lessingforschung besteht an diesem Punkte auch nicht der Schatten eines Problems.

2. Die Behauptung, „daß nach den Prinzipien einer strengen Methodik die Last des Beweises denen zufällt, die den Lessingschen Ursprung der „Erziehung" im vollen Umfange des Wortes behaupten, da Lessing sich nur Herausgeber nannte" (S. 78), verschiebt den Tatbestand. Die Sachlage ist die, daß Lessing in den letzten Lebensjahren zwei Schriften herausgegeben hat, bei denen er sich nicht als Verfasser nannte: die „Erziehung" und die Freimaurergespräche. Wer die Lessingsche Herkunft einer dieser beiden Schriften ganz oder teilweise anzweifeln will, dem fällt die volle Last des Beweises zu. — Außerdem verwickelt sich Scholz hier infolge des schillernden Charakters seiner Hypothese in einen Widerspruch. Bei ihm hat Lessing ja nicht eine fremde allerdings überarbeitete Schrift „herausgegeben", sondern eine eigene, für die er außer gedruckten auch eine geschriebene Quelle benutzte. Scholz ist daher gar nicht mehr in der Lage, daraus, daß Lessing sich auf dem Titelblatt nur als „Herausgeber" bezeichnet hat, gegen

Lessings Autorschaft zu argumentieren. Körte und Krüger konnten das, Scholz darf es nicht mehr.

3. Die „Erziehung" sei nicht einheitlich; insbesondere habe Lessing bei der Veröffentlichung der ersten 53 Paragraphen an den prophetischen Schluß (Lehre von der Seelenwanderung) noch gar nicht gedacht (S. 89). — Tatsächlich wird bereits in § 22 auf die Lehre von der Seelenwanderung hingewiesen (so auch Krieck, S. 26); dem Verfasser von § 22 schwebte also der jetzige Schluß bereits vor. Ebenso wenig zeigt der in drei Stufen sich vollziehende Entwicklungsgang der Menschheit in Ethik und Religion (I. diesseitiger Lohn als Motiv zum ethischen Handeln, jenseitiger Lohn als Motiv, ethisches Handeln ohne Lohnmotiv; II. keine Unsterblichkeit, ewiges Leben im Jenseits, ewiges Leben auf Erden [Seelenwanderung]) irgendwelche Unebenheiten. Die Konzeption des Ganzen ist einheitlich; es muß also das Ganze (im Kopf des Autors) vor den Teilen existiert haben.

4. „In einem Abriß der Religionsgeschichte wäre diese Hypothese [Seelenwanderung] äußerst seltsam und deplaciert" (S. 88). — Vielmehr: eine Entwicklungsgeschichte der Religionen läßt sich nur geben, wenn der Autor ein Ziel kennt, auf das die Entwicklung hinstrebt. Er muß also seine eigene Position erkennen lassen. Lessing glaubte aber an die Seelenwanderung, also mußte er sie am Ende der Entwicklung auftreten lassen, und da dieser Glaube seiner Zeit fremd war, mußte er ihn mit etwas mehr Worten einführen, als das sonst nötig gewesen wäre.

5. „Nur als Baustein zur Theodizee wird die Seelenwanderungsidee verständlich" (S. 88). — Aber als Leibnizianer brauchte Lessing die Theodizee, die er bereits hatte, nicht erst auf ungewöhnlichen Wegen zu suchen.

6. Die Erweckung des religiösen Immanenzbewußtseins sei das eigentliche Thema der späteren Paragraphen (S. 88). — Aber der „Gedanke der Immanenz des menschlichen Geistes in Gott (oder Immanenz Gottes im menschlichen Geist?), ja der Identität des menschlichen Geistes mit dem göttlichen", ist Lessing fremd. Bei ihm wirkt noch deutlich die strenge Scheidung von Gott und Mensch nach, in der Deismus (Reimarus) und Judentum (Mendelssohn) einig sind. Vgl. meine Kritik der Krieckschen Deutung in einem der nächsten Hefte des Euphorion.

7. Der erste Teil der „Erziehung" müsse den Zweck gehabt haben, die Offenbarung zu retten, da er in Ausführungen eingeschaltet sei, welche selbst beabsichtigten, die Offenbarung zu retten (S. 85). — Aber die betreffenden Ausführungen Lessings — es sind die „Gegensätze" zu den Fragmenten — sind ja nichts weniger als eine „Rettung" des Offenbarungsprinzips; sie *scheinen* es nur zu sein und *wollen* es zu sein scheinen. Lessing ist eben hier, wie immer in den letzten zehn Jahren, einer von den „ehrlichen Leuten, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können", Brief vom 7. I. 1771. Scholz aber, der meinen Hinweis auf diese Briefstelle (S. 235, Anmkg. 1) nicht beachtet hat, nimmt den

Vorwand für Ernst. Auf diese Weise kommt der bedenkliche Widerspruch heraus, daß der erste Teil der Schrift der Rettung, der zweite der Vernichtung des Offenbarungsprinzips dienen soll (S. 89, Anmkg.).

8. Lösen sich aber alle angeblichen Unebenheiten und Schwierigkeiten in Nichts auf, so ergibt sich als das eigentliche Problem der Lessingforschung in dem Streit um die „Erziehung" vielmehr dies: wie ist es möglich, daß trotz des völlig klaren Tatbestandes doch versucht wird, Lessing einen mehr oder minder großen Teil seiner Schrift abzusprechen?

9. Die Worte, mit denen sich Scholz gegen die von mir gegebene Darstellung der Lessingschen Taktik richtet, führen auf den springenden Punkt: „Das wäre nun freilich nicht sehr fein und eine recht derbe Irreführung nicht nur des gutgläubigen, sondern auch des gutwilligen Lesers. .... Das wäre eine Steigerung des dialektischen Mutwillens und eine Versuchung des Lesers, die sich in nichts mehr von einer krassen Dupierung unterscheidet und die man ohne die äußerste Nötigung einem Lessing nicht zuschreiben sollte!" (S. 79): Er hätte dann ein Doppelspiel gespielt, das keine Taktik entschuldigen kann und dessen unqualifizierbare Mutwilligkeit seinem großen Charakter widerspricht. ... Das ist nicht mehr Gymnastik, sondern Hinterhalt; und im Hinterhalt sollte man einen Lessing nicht suchen, wenigstens nicht ohne die zwingendste Nötigung". Scholz gesteht zu, daß diese Nötigung vorläge, wenn die „Erziehung" einheitlich wäre (S. 88 oben). Die Thaer-Hypothese ist ihm also ein Mittel, Lessings Charakter vor einem Makel zu bewahren. Mit anderen Worten: der letzte Grund von Scholzens Zweifel an Lessings alleiniger Autorschaft ist kein philologischer, sondern ein moralischer. Scholz traut dem verehrten Mann eine solche Handlungsweise nicht zu; seine Hypothese ruht also nicht auf objektivem, sondern nur auf subjektivem Fundament.

Wir stehen hier vor der Alternative: entweder war Lessing, als er die „Erziehung" schuf, ein so schlechter Schriftsteller, daß er nicht einmal imstande war, dies opusculum von wenigen Seiten einheitlich zu gestalten, oder: er bediente sich dabei einer hinterhaltigen Taktik, die allerdings einen Schatten auf seinen Charakter fallen läßt. Tertium non datur. Rühmlich ist für Lessing keins von beidem. Scholz entscheidet sich für die erste Möglichkeit aus Pietät. Wenn ich mich für die zweite Möglichkeit entschieden habe, so geschah es auf Grund der einzigen objektiven Instanz, die wir haben: auf Grund des Quellenbefundes.

Ich habe Lessing nicht im Hinterhalt gesucht, aber ihn darin gefunden. Lessings eigene briefliche Aeußerungen, die Urteile naher Freunde, und vor allem die Prüfung seiner Handlungsweise im Fragmentenstreit nötigen gleichmäßig zu der Anerkenntnis: Lessing hat sich die ganze letzte Zeit seines Lebens hindurch, schon von seinem Berengarius an (1770), einer hinterhaltigen Taktik bedient. Ob wir das gern sehen oder ungern: es ist so.

Das hätte ich nun im einzelnen nachzuweisen. Ich müßte zeigen, welcher Art und wie einheitlich und konsequent Lessings Taktik im letzten Jahrzehnt seines Lebens war und wie sein Charakter sich dabei ausnimmt. Damit kämen wir aus der Debatte über die „Erziehung", die, solange dies Schriftchen isoliert betrachtet wird, unfruchtbar bleiben muß, heraus; eine ebenso fruchtbare wie wichtige Diskussion über Lessings Haltung und Charakter in seiner Wolfenbüttler Zeit, bei der es sich um eine recht erhebliche Korrektur des üblichen Lessingbildes handelt, könnte beginnen — aber ich breche ab; im Rahmen eines Schlußwortes ist für Derartiges kein Raum mehr.

Goethes Epimenides ein Gegenbild des Festspiels von Gerhart Hauptmann.

Im laufenden Jahre wird ein Säkulum verflossen sein, seitdem Goethe sein Festgedicht auf die Befreiungskriege verfaßt hat. Es ist viel geschmäht worden, auch von denen, die es gelesen haben. Vielleicht aber sind wir in den hundert Jahren objektiver und gerechter geworden, wie das ja wohl mit der zeitlichen Distanz Hand in Hand zu gehen pflegt. Und es handelt sich um ein Stück Goethes: wir haben ihn, den Mann und sein Werk, wesentlich besser verstehen gelernt, möglich, daß das auch dem Epimenides zugute kommt, so daß wir, was uns nicht zusagt, wenigstens begreifen können.

Dazu kommt ein anderes. Im vorigen Jahre ist Gerhart Hauptmanns Festgedicht erschienen, das denselben Gegenstand behandelt, und zwar in einer Weise, daß ihm über den Streit der Meinungen hinaus der literarische Wert nicht abgesprochen werden kann — Das legt den Vergleich nahe. Man wird freilich einwenden, daß durch einen solchen Vergleich der moderne Dichter von vornherein im Nachteile sei. Das wird man zugeben müssen, doch darf man dabei nicht vergessen, daß auch Goethes Epimenides nichts weniger als eine unbestrittene Dichtung ist. Das eine steht jedenfalls fest: Hauptmanns Festspiel zum Jubiläum der Befreiungskriege hat das Jubiläumsfestspiel der Befreiungskriege nicht bloß mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt und lebendiger gemacht, als die Säkularerinnerung an und für sich vermocht hätte, es hat dieses auch beleuchtet und uns Richtlinien und Maßstäbe an die Hand gegeben, um das frühere Urteil nachzuprüfen. Durch die Aehnlichkeiten hierdurch dringen wir zu den charakteristischen Verschiedenheiten vor. Also versuchen wir es, die moderne Dichtung in den Dienst der Deutung und Wertschätzung, ich hätte beinahe gesagt, ihres Vorbildes zu setzen. Wenn dabei auch ein besonnenes Wort über den Wert und Unwert des Hauptmannschen Festspiels gesagt werden sollte, so wird gegen diese Nebenwirkung nichts einzuwenden sein.

Festspiele nennen sich beide Stücke, und so tragen beide dieselbe Maske. Indes wenn wir genauer zusehen, so erblicken wir hinter der Maske zwei verschiedene Gesichter. Welcher Art ist das Goethesche Festspiel?

Goethe hat manche Festspiele geschrieben. Um ihre Eigenart zu umgrenzen, greifen wir dasjenige heraus, dessen Behandlung er unterbrechen mußte, als Iffland mit der Bitte um ein Festgedicht auf die Befreiungskriege an ihn herantrat. Es trägt den Titel: „Was wir bringen“ und war dazu bestimmt, im Juli 1814 in Halle zur Eröffnung des Theaters aufgeführt zu werden. Gelegenheitsdichtung im engsten Sinne des Wortes, und als solche noch mehr empfunden, da sie zugleich den unlängst verstorbenen Begründer der Hallenser Bühne feierte. Es ist demnach eine jener Produktionen, die, indem sie in der Gelegenheit stecken bleiben oder wenig sich darüber erheben, nur vorübergehend und nur auf ein bestimmtes Publikum wirken sollten und wirkten. Dem leichten Inhalt entspricht die der Einheitlichkeit entbehrende äußere Form. Ueber den Dialog hinaus hat das Festspiel oft musikalischen Einschlag. Das unserige ist zum Teil als Melodrama, zum Teil als Oper verfaßt. Goethe selbst sieht in der ganzen Gattung keine selbständigen, für die Dauer geschriebenen Werke, wenn er auch die Vorteile „solcher geselligen Arbeiten“ keineswegs gering einschätzt.

Das ist also etwa der Rahmen, in den das weltgeschichtliche Ereignis der deutschen Befreiungskriege gespannt ist. Daß Bild und Rahmen nicht zu einander passen, leuchtet ein. Wir empfinden das aber um so stärker, wenn wir Hauptmanns Festspiel daneben halten. Hier ist die Kunstform offenbar einheitlicher, auch wenn wir sie nicht als eine geschlossene bezeichnen wollen. Auch fehlt der enge, vornehme, auf ein gebildeteres Publikum eingestellte Ton. Aus dem höfischen, in dem Mummenschanz der Allegorien sich gefallenden Festspiel ist ein Volksfestspiel geworden, das sich wie ein deutscher Holzschnitt gibt. Der Gegensatz ist auffällig, greifbar: es kommt uns der Gedanke, er sei beabsichtigt; doch das lassen wir einstweilen dahingestellt. Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß auch Hauptmanns Stück Gelegenheitsdichtung ist, bestellte Arbeit, wenn man's derb ausdrücken will, und daß die Bestellung von ihm ebenso wie seinerzeit von Goethe anfangs abgelehnt wurde — doch wohl deshalb, weil bei beiden das innere Verhältnis zum Gegenstand einigermaßen erst durch Druckwerk und Röhren hergestellt werden mußte. Nicht ohne Reiz ist auch — obwohl es mit unserer Aufgabe nur lose zusammenhängt —, daß für die Auftraggeber die gleichen Motive maßgebend gewesen sind. Iffland läßt einfließen: „Es gibt keine höhere Feier, als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt“, und ein ähnlicher Ausdruck scheint in dem Briefe der Breslauer an Hauptmann gestanden zu haben.

Doch wir müssen über Begriff und Wesen des Festspiels im allgemeinen hinaus zur Eigenart der uns hier beschäftigenden Goetheschen Dichtung vordringen. Denn auch diese wird durch Hauptmann in eine hellere Beleuchtung gerückt. Um das nachzuweisen, wird es nötig sein, etwas weiter auszuholen.

Man hat Goethes Epimenides seit seiner Entstehung bis in unsere Tage den Vorwurf gemacht, er sei dunkel und schwer verständlich. Goethe selbst nennt das Werk gelegentlich ein problematisches, ein andermal ein gewissermaßen mysteriöses Werk. Das hat seinen guten Grund. Die allegorische Aufmachung läßt klare Vorstellungen und Bilder in der Phantasie des Zuschauers nur schwer aufkommen, auch dem aufmerksamen Leser bleibt manches dunkel, und anderes wird verschieden gedeutet. Wie viele mögen es wohl gewesen sein, die alsbald erkannten, daß die Szene, in der die Hoffnung auftritt, „der geheime Leib sei, woran alle Glieder festgesetzt sind"? Als Zelter am Tage nach der ersten Aufführung in Berlin — am 31. März 1815 — die Erkenntnis dem Freunde kundgibt, da freut sich dieser, daß gerade Zelter „die Achse, worauf sich das Stück herumdreht", so „festgehalten und tief empfunden habe". Und auch heute werden die Leser — von denen weitaus die meisten nur von Berufs wegen Einblick nehmen — durchweg des Lesens nicht froh. Denn wenn auch die Kritik in dem abgelaufenen Jahrhundert über Ziel und Absicht des Dichters, im besonderen über die Bedeutung des Epimenides, ins klare gekommen ist, so ist es doch bei aller Aufmerksamkeit unmöglich, im einzelnen durch die Allegorieen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Einigkeit, der Beharrlichkeit, auf der anderen Seite durch die Dämonen des Kriegs, der List, der Unterdrückung hierdurch den konkreten Gedanken überall mit Bestimmtheit und Sicherheit zu erfassen.

Dieser den naiven Genuß aufs ernsteste gefährdende Mangel des Goetheschen Festspiels, von den Gebildeten wie von den Ungebildeten gleichmäßig empfunden, wird noch fühlbarer, wenn wir Hauptmann daneben stellen. Hier ist alles von unmittelbarer Frische. Die Darstellung ist anschaulich und lebendig, jeder Gedanke ist leicht verständlich und durchsichtig. Das alles gibt dem Ganzen den Charakter des Volkstümlichen. Und hier mag es ausgesprochen werden: Diese Volkstümlichkeit ist nicht Zufall, sondern sie ist mit Bewußtsein im Gegensatz zum mysteriösen Dunkel des Epimenides erstrebt und durchgeführt. Man hat bald bemerkt, daß unser „Puppenspiel" auf Goethes Faust oder auf Hans Sachs in der Anwendung des Knittelverses und in dem Gebrauch natürlicher und gemeinverständlicher Redeweise zurückgehe, dabei blieb aber immer die Frage offen, aus welchem Anlaß, aus welcher Erwägung heraus Hauptmann auf diese Kunstform gekommen sei. Je schärfer wir nun seinen Beziehungen zu Epimenides nachspüren (je mehr wir übrigens auch erkennen, daß gar viele Fäden von ihm auf Goethe zurückführen), desto unabweisbarer drängt sich uns die Vermutung auf: in bewußtem Gegensatz zu dem dunkeln und darum von der Nation abgelehnten Goetheschen Festspiel wollte Hauptmann zu dem Volke herabsteigen, ein Gedicht in deutschen Reimen schreiben, das allen verständlich wäre. Das hat er erreicht, und hierin beruht sein Vorzug, aber freilich, wenn nicht alles täuscht, hierin allein. Auf dem Wege zur Gemeinverständlichkeit hat er gegenüber seinem Vorbild manches eingebüßt. Denn

der vielgeschmähte Epimenides hat doch auch Lichtseiten: er hat die Lichtseiten seiner Schattenseiten; sie hängen mit dem Halbdunkel der Gedanken enge zusammen. Es ist die reiche Gabe Goethes, des Fünfundsechzigjährigen.

Als Grund des Mangels an Durchsichtigkeit und Klarheit wurde schon die allegorische Einkleidung, in die tiefe Gedanken hineingeheimnißt sind, und die Person des Epimenides, dessen Stellung zum Inhalt nicht an der Oberfläche liegt, bezeichnet. Gegen die Sprache selbst ist nichts einzuwenden. Sieht man von einer gewissen, in der ganzen Struktur des Gedichtes begründeten Ungleichartigkeit ab, so ist die Sprache durchweg edel, an manchen Stellen kräftig. Im Gegensatz zu Hauptmann ist sie jedenfalls stilisiert und erhebt sich überall über die Alltagsrede. Die Worte, welche der griechische Priester Epimenides bei seinem ersten Auftreten spricht, könnten nach der Tiefe der Gedanken und nach der Vornehmheit der Sprache auch von der griechischen Priesterin Iphigenie gesprochen sein.

Wichtiger in diesem Zusammenhang als Stil und Ausdruck sind die Allegorieen, insofern als in ihnen die Vertiefung und Verinnerlichung des Problems ihren Ausdruck gefunden hat. Das Thema war: die Befreiungskriege. Goethe stand ihnen fremd gegenüber — etwa wie umgekehrt der andere Große, Preußens König, der deutschen Literatur fern stand —, Goethe, der Nichtpreuße, der Sohn des weltbürgerlichen 18. Jahrhunderts, der Mann ruhiger Bildung, der dem Greisenalter näher Gerückte. „Hätte jenes Ereignis mich als einen 20 jährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben", sagt er bei Eckermann. So war ihm die große Zeit nicht zum inneren Erlebnis geworden, und — wir wissen es von ihm selber — er konnte doch nichts dichten, was er nicht gelebt. Demnach waren ihm die warmen und kräftigen Töne begeisterter, opferungsfreudiger Hingabe für Freiheit und Vaterland, wie sie die Dichter der Befreiungskriege auszeichnen, nicht gegeben. Aber — so heißt es an der eben erwähnten Stelle bei Eckermann weiter — „wir können ja dem Vaterlande nicht alle auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben". Daher stellt er sich die Aufgabe, „der Nation auszudrücken, wie er Leid und Freud mit ihr empfunden habe und empfinde". (An Iffland, 15. Juni 1814): Leid und Freude, d. i. die Zeit des Kriegs, des Jammers, des Unglücks und die Zeit des Friedens, des aufblühenden Wohlstandes, der Freiheit und Einigkeit. Hellseherisch, wie der Dichter ist, sieht er die geistigen Kräfte am Werke, die Mächte des Lichtes und die Mächte der Finsternis. Personen und Dinge verschwinden in dieser gewaltigen Phantasie, und wir schauen nur den letzten Ideengehalt, in dem jene aufgehen — schade freilich, daß damit zugleich die Anschaulichkeit und der hinreißende Schwung lebendiger Darstellung verloren geht. Der Grundgedanke aber ist: Glaube und Liebe wanken bereits in der Not der Jahre, nur die Hoffnung bleibt aufrecht und führt im Bunde mit der Beharrlichkeit die gute Sache einem glücklichen Ende entgegen. Das ist im tiefsten Erfassen der letzte

Stimmungs- und Empfindungsgehalt der Befreiungskriege, zumal wenn wir uns darüber klar sind, daß die drei Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung das vaterländische Gefühl in jener religiösen Grundstimmung verankern, die für die Befreiungskriege so charakteristisch ist. Man sollte denken: wer so vaterländische Dinge aus den Schächten seines Gemütes heraus vertieft und idealisiert, der steht mit seinem vaterländischen Empfinden mitten im Volke.

Der Größe der Gedanken und der Höhe des Standpunktes entsprechen die einfachen symmetrischen Linien des künstlerischen Aufbaues. Deutlich heben sich die beiden Hauptteile — Vergangenheit und Gegenwart — von einander ab, und innerhalb dieser, gleichsam wie im Querschnitt, die sittlichen und die dämonischen Mächte. Die Grenzlinie der beiden Hauptteile ist markiert durch das Erwachen des Epimenides, in dessen Maske wir Goethes Züge erkennen: aus dem Zauberschlaf erwachend, kehrt er zu den Seinen zurück, um ihnen wieder Führer zu werden, nachdem er durch die Gnade der Götter vorher dem Waffenlärm entrückt war.

Je tiefer wir in Goethes Festspiel eingedrungen sind — freilich durch manches Gestrüpp, das auf unserem Wege lag —, desto größer wurden die Perspektiven, desto richtiger lernten wir den inneren Wert einschätzen. Auch hier wird uns wieder Hauptmann zum Gradmesser. Hauptmann bietet eine gewaltige Fülle geschichtlichen Lebens, und erstaunlich ist die Gestaltungskraft, mit der er dieses Leben beherrscht und meistert. Welche Bilder ziehen von der großen französischen Revolution an an uns vorüber, manche von ihnen geschickt und geistvoll herausgearbeitet und plastisch hingestellt. Hegel und Jahn, der Weltbürger und der Freiherr vom Stein heben sich trefflich von einander ab. Gneisenau, Stein, Scharnhorst, Kleist können wir gelten lassen. Etwas altgermanisch Großes hat die Mutter, die jetzt ihre Söhne gerne für den Dienst der allgemeinen Wehrpflicht hergibt, nachdem sie nicht mehr fürchten muß, daß sie für den Ehrgeiz Napoleons hingeschlachtet werden. Diese und andere Vorzüge des Hauptmannschen Festspiels sollen ausdrücklich anerkannt werden, und trotzalledem: die ganze Art, wie er seine Aufgabe aufgefaßt und durchgeführt hat, bringt uns noch mehr zum Bewußtsein, was wir an Goethes Epimenides haben. Gewiß, die Form des Puppenspiels verbürgt Klarheit und Verständlichkeit, aber sie hat auch manche Schattenseiten und Gefahren, die nur ein ganz Großer völlig meiden oder gar in ihr Gegenteil umkehren kann. Denn sie verführt dazu, den Inhalt zu verflachen statt ihn zu vertiefen, ihn herabzuziehen statt ihm gerecht zu werden, die Puppe zum Hampelmann oder gar zum Hanswurst werden zu lassen: von der allzu volksmäßigen Form ist bei ernstem Inhalt nur ein Schritt zur Plattheit oder zu witzelnder Ironie. Diesen Gefahren ist Hauptmann mehrfach unterlegen, und manche Entgleisung und Verzeichnung ist darauf zurückzuführen, daß die Form der Sache gefährlich wurde. — Auch in der Architektonik macht sich das Puppenspiel geltend. Kaleidoskopisch ziehen Personen und Sachen an uns vorüber, ohne Unterlaß,

ohne Mittel- und Höhepunkt, im Dienste keines aus der Sache sich ergebenden künstlerischen Ziels. So konnte unter Hinweis auf Goethes Faust das böse Wort gesagt werden: „Der eine erhob ein Puppenspiel zum Weltgedicht, der andere reduzierte ein Weltgedicht auf ein Puppenspiel.“ Diese Kluft zwischen Gegenstand und Form hat das Volk sehr wohl herausgefühlt. Zwar war dieses Volk nicht mehr die Generation, die an den Ereignissen unmittelbar beteiligt war, aber es hatte in den Einheitskriegen die Erfüllung dessen erlebt, was die Befreiungskriege so verheißungsvoll begonnen hatten. Daher deckte sich in seinem Empfinden die zeitliche Distanz keineswegs mit dem inneren Verhältnis, und eben deshalb erschien es ihm als ein ihm widerfahrenes persönliches Unrecht, daß hier der Geist der Befreiungskriege sich nicht den Körper gebaut hatte, daß vielmehr das Kunstwerk hinter dem Stoff zurückblieb, den der Dichter, 100 Jahre nach den Geschehnissen auf eine höhere Warte gestellt, formen und dem Empfinden des empfänglichen Zuschauers noch näher bringen sollte.

Es müßte seltsam zugehen, wenn die Beziehungen der beiden Dichtungen, wie sie sich für die Gesamtausgestaltung herausgestellt haben, nicht auch in einzelnen Ausschnitten der Stücke selbst erkennbar wären. Das ist in der Tat so. Dahin gehört, daß Hauptmann das allegorische Gewand nicht ganz abgestreift hat. Wir finden bei ihm die Furie, die erste und zweite Kronenmaske, die erste und zweite Vogelmaske, den Chor der Vögel, den Adler. In Epimenides Heimat sind wir, wenn die Pythia auftritt, wenn Deutschland mit Athene zu einem Begriff verbunden wird. Wichtiger sind uns diejenigen Beziehungen, die auf Goethes Auffassung Schlaglichter werfen. Napoleon erscheint bei Goethe in der Maske des Dämons der Unterdrückung, und als solcher gehört er zu den Mächten der Finsternis. Auch in dem Dämon des Kriegs erkennen wir Züge von ihm, wenn dieser sagt: „Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust“ und „Ich kenne keine Schwierigkeit“, Worte, die einer Selbstschilderung Napoleons entnommen sind. Ueberragend ist die Stellung, die dieser bei Hauptmann einnimmt, ihm ist er das Genie, „der Flügelspreiter“, dabei ein Mann der Tat, der Ueberwinder eines Erdteils. So wäre er ein würdiger Gegner und Gegenspieler der deutschen Sache, wenn das Hauptmann künstlerisch so herausgearbeitet hätte, und er bliebe es selbst dann, wenn der dämonische Korse auch als eine eigensüchtige, dem Idealen nicht eben zugewandte Persönlichkeit angedeutet wäre.

Am meisten dürfte auf folgende beiden Punkte Wert zu legen sein. Bei Hauptmann sagt gegen Schluß des Stückes Athene Deutschland:

„Ich gebiete Euch dreierlei:
Macht Deutschland von der Fremdherrschaft frei!
Sorget, daß Deutschland einig sei!
Und seid selber frei! Seid selber frei!“

Von den drei Mahnungen ergeben sich die beiden ersten wie von selbst aus der Natur der Befreiungskriege, und so finden sich denn die beiden nationalen Güter — Freiheit und Einigkeit — als wesentliche Bestandteile auch in dem Schlußchor der Goetheschen Dichtung. Dagegen fehlt dort die dritte Hauptmannsche Mahnung, die denn freilich einen fremden Zug in das Bild bringt. Ferner: Das Schlußwort bei Hauptmann „Vorwärts", das einen der Grundgedanken der Dichtung scharf markiert, wiederholt sich bereits in einer der letzten Szenen des Epimenides („Hinan! — Vorwärts! — Hinan!") am Schlusse jeder Strophe des von Zelter komponierten Chors, der schon am 11. Oktober 1814 — vor der Aufführung des ganzen Stückes — dem Marschall Vorwärts in der Berliner Singakademie vorgetragen wurde.

Wir sehen, die Beleuchtung des Goetheschen durch das Hauptmannsche Festspiel ist derart, daß wir von jenem, seinen Schatten- und seinen Lichtseiten, allmählich ein abgerundetes Bild erhalten haben. So eng gehören beide zusammen, enger als man es beim ersten Blick vermuten sollte. Sie gehören auch darin zusammen, daß sie bei dem deutschen Volke eine frostige Aufnahme fanden, und jetzt können wir nach unseren Darlegungen auch durch diese Aehnlichkeit zur Wesensverschiedenheit vordringen. Die gemeinsame Tatsache hat den gemeinsamen Grund: in beiden Dichtungen hat die Nation sich selbst nicht wiedergefunden, weil beide Dichter die Ereignisse auf ihre Person projizierten — Goethe, indem er in der Person des Epimenides sein Verhalten in der großen Zeit zu rechtfertigen suchte; Hauptmann, indem er auf seine Weltanschauung und seine parteipolitische Anschauung Dinge zuschnitt, die für diese Maßstäbe nicht kommensurabel waren. Und doch ist ein Unterschied. Goethes Festspiel wurde, obwohl es aus tiefem Mitempfinden mit dem Geschicke der Nation erwachsen ist, abgelehnt, weil es zu tief, zu gehaltvoll, zu gedankenschwer war und so den äußeren Anschein erweckte, als ob es dem Dichter an innerer Anteilnahme fehle, und Hauptmanns Festspiel wurde abgelehnt, weil das Volk trotz der Allgemeinverständlichkeit und gerade wegen dieser gemeinen Verständlichkeit das Gefühl nicht los wurde, daß dieser Dichter nicht mit ihm, mit seiner Geschichte, mit seinem Leid und mit seiner Freude mitempfinde, sondern nur in einem verstandesmäßigen Verhältnis zu dem behandelten Gegenstand stehe. Die Verschiedenheit ist charakteristisch. Hauptmann ist eben kein Epimenides-Goethe und will es nicht sein. Die abgeklärte und empfindungstiefe Weisheit ist nicht seine Sache. Mitten im Streite der Meinungen stehend, nimmt er auch in seinem Festspiel Stellung als ein Intellektueller oder auch — was damit zusammenhängt — als ein „Naturalist des Lebens."

Frankfurt a. M. Prof. Dr. W. Knögel.

Saisonschluß. Roman von Alex. Gleichen-Rußwurm. Hamburg 1913. Gebrüder Enoch. 362 Seiten. Preis geh. 4 Mk., gebd. 5 Mk.

Auf dem Gebiete des Romans lernen wir Alex. Gleichen-Rußwurm zum ersten Male in vorliegendem Buch kennen. Der glänzende Essayist und feinsinnige Kunsthistoriker läßt sich auch diesmal nicht verkennen. Jedes Kapitel, jeder Satz ist ein Dokument wirklichen Kunstempfindens. Aber trotz alledem fehlt dem Buch die eigentliche Seele. Der Verfasser führt uns mitten hinein in das gesellschaftliche Leben Roms. Er läßt seine Personen gewandt und klug plaudern, er weiß, als müßte es just an dieser Stelle sein, ein Sittengemälde früherer Zeit in markanten Strichen zu zeichnen, oder er will uns durch ein, irgendwo hübsch eingestreutes Geschichtchen über eine fühlbare Leere hinweg bringen. Wir erleben viel im „Saisonschluß“ — aber wir leben nicht mit. Alle Charaktere, die Gleichen-Rußwurm zeichnet, bleiben unpersönlich, weil ihnen die innere Gestaltung mangelt, und vermögen aus diesem Umstande heraus den Leser nicht restlos zu fesseln. Die einzelnen Ereignisse reihen sich flott erzählt aneinander, aber was dem Ganzen mangelt, ist der künstlerische Guß, der eben letzten Endes den Stoff in die Kunstform — Roman — gießt. In der vorklassischen Zeit wirkte der Roman einzig durch den Stoff, heute ist es in allererster Linie die Kunstform, die fesselt, und der Stoff dient mehr als Mittel zum Zweck. (Selbstredend sind beide Teile nicht voneinander zu trennen.) Hier scheint der Rechenfehler zu liegen, wenn wir das Resultat, das wir aus dem „Saisonschluß“ ziehen, nicht ganz stimmt. Das ureigenste Gebiet Gleichen-Rußwurms ist sicher das kulturgeschichtliche; dort ist er festgewurzelt und zu Hause. Wollen wir hoffen, ihn hier in Bälde wieder zu treffen.

Wiesbaden. M. v. L.

Politik.

Das Preisausschreiben des Deutschen Goethebundes.

Auf Antrag des Württembergischen Goethebundes und mit Mitteln, die von diesem zur Verfügung gestellt worden sind, hat der 13. Delegiertentag der deutschen Goethebünde 1913 die folgende Preisausschreibung beschlossen:

> Was hat zur Milderung der Klassengegensätze zu geschehen, welche heute die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr trennen, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist.

Die Aufgabe der Milderung der Klassengegensätze liegt auf wirtschaftlichem, politischem und reinmenschlichem Gebiete. Was bisher zur Lösung angestrebt wurde, erfolgte vorzugsweise in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Die Zahl derjenigen, welche sich bewußt sind, daß in unserem Volke, das unter der Einwirkung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht groß geworden ist, die Milderung der Klassengegensätze — mit demselben Eifer, wie in wirtschaftlicher und politischer Arbeit, sowie im Zusammenhang mit

dieser — auch auf dem reinmenschlichen Gebiete mit aller Kraft angestrebt werden muß, und daß es sich hierbei um eine allgemeine Kulturaufgabe handelt, erscheint noch gering. Die Erkenntnis der überragenden Wichtigkeit dieser Kulturaufgabe für unsere Nation in weite Kreise zu tragen, ist Zweck des Preisausschreibens. Die Stellung der Frage: wie ist es gekommen daß die zur Führung berufenen, gebildeten Oberschichten unseres Volkes in so weitgehendem Maße die Fühlung mit den anderen Schichten verloren haben, wie es tatsächlich der Fall ist, muß bei gründlicher Bearbeitung auch die Wege erkennen lassen, die einzuschlagen sind.

Es werden drei Preise ausgesetzt: fünftausend, zweitausend und eintausend Mark. Die Arbeiten sind in deutscher Sprache abzufassen; im übrigen ist die Preisbewerbung unbeschränkt. Der Umfang der Schrift soll im Interesse der Verbreitung in weite Kreise ein mäßiger sein. Die Arbeiten sind bis spätestens 31. Dezember 1914 an den Vorsitzenden des Württembergischen Goethebundes in Stuttgart einzusenden.

Jede Einsendung ist mit einem Kennwort zu versehen und ihr ein versiegelter Briefumschlag beizufügen, welcher außen dasselbe Kennwort trägt und innen Namen und Adresse des Einsenders enthält. Ferner ist bei der Einsendung diejenige Adresse anzugeben, an welche die Arbeit für den Fall, daß der Preis nicht erteilt wird, zurückzusenden ist. Durch die Preiserteilung erwirbt der mit der Geschäftsführung betraute Württembergische Goethebund das unbeschränkte und ausschließliche, sowie übertragbare Verlags- und Vervielfältigungsrecht, ohne daß ein besonderes Honorar bezahlt wird. Falls weitere Auflagen notwendig werden sollten und für solche Neubearbeitung geboten erscheint, so sind die Preisträger verpflichtet, diese vorzunehmen gegen Zahlung eines mit ihnen zu vereinbarenden Honorars. Das Preisgericht hat im Falle des Ausscheidens eines Mitgliedes das Recht, sich durch freie Wahl zu ergänzen. Sein Urteil ist bindend für die Geschäfte.

Der Vorsitzende des Württ. Goethebundes:
Baron zu Putlitz.

Zugleich mit der weihnächtlichen Friedensbotschaft der Christengemeinde erging heuer die Friedensbotschaft des Deutschen Goethebundes unter Vorantritt des Württembergischen Goethebundes durch ein Preisausschreiben von einiger Umschweifung und längerer Motivierung des kurzen Sinnes: Wie mildern wir die Klassengegensätze in unserem Volk? Die gute Absicht des Aufrufs lockt uns, dem Wortlaut und Gedankenbestand näher zu treten, ob er so habhaft sei, wie es nun einmal einer Preisaufgabe nottut.

Klassengegensätze? Sollen sie nur gemildert, sollten sie nicht vielmehr überwunden und geschwunden sein? Standesunterschiede müssen wohl sein, weil Unterschiede des Erwerbs und Berufes sein müssen, unterschiedliche Organe im Volksorganismus so nötig wie unterschiedliche Glieder am Organismus des Menschenleibes, und weil die Unterschiedlichkeit Vorbeding der Wechselwirkung ist, nach der sich die Lebenshöhe des Gesamtorganismus bemißt. Wächst und wuchert aber das eine Organ auf Kosten des andern, so wird der Unterschied zum Gegensatz und man spricht beim Volksorganismus nicht mehr von Standesunterschieden, sondern von Klassengegensätzen, da eben der Begriff der Klasse nicht mehr auf die Eigentümlichkeit eines Erwerbs und Berufes hinweist, sondern auf die Gemeinsamkeit der Abwehr und Abschließung gegen die anderen Volksteile, wie im alten Rom, dem Ursprung der Klasse, so noch heute. Hat nun von den Klassengegen-

sätzen unser Preisausschreiben die etwas dunkle Wendung gebraucht, sie „trennen die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr als in den natürlichen Verhältnissen begründet“ sei, so kann mit diesen natürlichen Verhältnissen nur eben die organische Unterscheidung nach Stand, Gewerbe und Beruf gemeint, mithin das Fragliche der Frage dahin zu schlichten sein: Wie verhüten wir, daß die Standesunterschiede zu Klassengegensätzen werden?

Daß sich die Stände, die Erwerbs- und Berufsunterschiede, unters Gesetz des Volksorganismus stellen, diese „Milderung der Klassengegensätze“ liege auf wirtschaftlichem, politischem und reinmenschlichem Gebiete: so lautet der Vorbericht zu den Motiven des Preisausschreibens, und der Goethebund versieht sich nun zu den Vertretern des Reinmenschlichen gerne desselben Eifers, der bisher mehr nur in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht bewiesen worden sei. Was mit dem vieldeutigen Begriff des Reinmenschlichen gewollt sei, wird am ehesten verständlich durch den angegebenen Gegensatz zum Wirtschaftlichen und Politischen. Diese beiderlei Bemühungen, die politischen wie die wirtschaftlichen, um Recht und Billigkeit für jeden Stand und Erwerb, pflegen sich an die Gesetzgebung zu wenden. Das Reinmenschliche, gegenübergestellt solchen gesetzgeberischen Betätigungen, ist das Wirken von Mensch zu Mensch ohne Gesetzes-Drang und -Zwang in Freiheit, d. h. in der Verantwortung eines jeden vor seinem Gewissen oder vor seinem Gott. Und wenn dies, wie wir vertrauen, der Gedankenkern in der freundlichen Wortfülle des Preisausschreibens ist, so danken wir dem Goethebund für das Gewicht, das er durch sein Ansehen solchem Gedanken gibt. Neu ist freilich der Gedanke nicht; ja die Bemühungen ums Reinmenschliche sind mindestens gleich alt wie die gesetzgeberischen und sind vornehmlich in der Vereinstätigkeit so vielseitig gerade heutzutage, daß der Bewerber um den Preis gegenwärtiger Aufgabe nach berühmten Mustern versucht sein könnte, den Stiel umzukehren und zu all dem unermeßlichen Aufwand an Reinmenschlichem nun auch etwas Volkswirtschaftliches und Politisches von großem Wurf und Einem Guß vorzuschlagen, am Ende gerade darin das Reinmenschliche zu erkennen, da doch der Mensch so recht eigentlich zum Staatsbürger geschaffen sei, — und dabei beriefe sich der Mann auf keinen Geringeren als auf Aristoteles. Nebenbei möchte es auch wundernehmen, daß bei der Empfehlung des reinmenschlichen Wirkens als einer noch nicht genug erkannten „allgemeinen Kulturaufgabe“ vergleichenderweise hingewiesen ist auf die allgemeine Schul- und Wehrpflicht, unter deren Einwirkung unser Volk groß geworden sei. Nicht Pflicht, sondern Zwang, Schul- und Wehrzwang ist es, was wir da haben und aus guten Gründen haben, und auch dieser Zwang ist immerhin, sofern der Mensch zum Staatsbürger geschaffen ist, ein Stück reiner Menschlichkeit. Aber das Reiner-Menschliche ist die Freiheit. Ihr erklingt am willigsten jener frische Klang aus vollem Herzen, der nach den Worten des Dichters eine wirkungsvolle Tat und nach unserem Urteil im gegenwärtigen Fall des Preises wert ist.

Soweit wären wir im Reinen. Da bringt der Schluß der Motive eine Ueberraschung: die allgemeine Preisfrage, was zur Milderung der Klassengegensätze geschehen könne, wird gleichsam ad usum Delphini umgebogen oder aufgehoben in die Sonderfrage, warum die gebildeten Oberschichten unseres Volkes die Fühlung mit den anderen Schichten verloren haben; und dem Nachdenken über diese Frage wird nun erst die Pfadfindung zur Versöhnung der Klassen und zur Krönung mit dem Preis in Aussicht gestellt. Soll durch die Fühlung die Führung gewonnen werden, wie dort weiter gesagt ist, nämlich durch die Fühlung mit den anderen Schichten die Führung, wozu jene Oberschicht berufen sei, so stellt sich die Taktik der Oberschicht im Kampf um die Führerschaft als eigentliche Preisfrage dar. Dieser Kampf kein Klassenkampf! Es wäre alsdann die Antwort auf die Bildungsfrage zugleich eine Antwort auf die Machtfrage, und es müßte der Aufmarsch der gebildeten Oberschicht in zwei Fronten geschehen, der einen gegen die mittleren und unteren Schichten, der anderen gegen die ungebildete Oberschicht, so zwar, daß dieser zweiten Front sicherlich nicht die leichtere Taktik winkt. Oder soll es eine und dieselbe Taktik nach beiden Seiten geben? Ist's die Schule, die große neue Einheitsschule, dieses viel empfohlene Mittel der nationalen Eintracht, woran der Deutsche als Schulmeister und Ueberschulmeister so gerne denkt? Aber laut vorhergehender Motive hätte ja die Schule bereits ihr Bestes zur Größe des Volkes getan. Oder ist's eine neue Einheit der Kirche und des Glaubens? Oder der natürlichen Weltanschauung und Moral? Oder das allumfassende Kunstwerk der Zukunft? Oder zur Abwechslung der Ritt ins alte romantische Land der Vergangenheit? Vielleicht eine Wiedererinnerung an vergessene Menschenrechte?

Ehe wir's uns versehen, hauen wir über die Schnur der kühlen Beschaulichkeit und erhitzen uns zur Bearbeitung der Aufgabe selbst. Aber nein: die Alltagspflicht gestattet keinen Ausflug in solch gelobtes Land, sie hält uns fest in den Grenzen der Philister, in denen sich selbst ein Goethe einzurichten scheint mit seinem Spruch: Ein jeder sehe auf seine Sachen, das andere wird sich von selber machen. — Widerspricht denn also der Goethebund gar seinem Meister, wenn er dich, lieber etwaiger Preisbewerber, so sehr weit über dich selbst und deine Sachen hinauslockt? Ach! auch des Goethebundes weitausgreifende Preisaufgabe wäre nicht goethisch, wenn sie's nicht dem Bewerber ebensowohl wie dem Philister zu Gemüte führte: Tua res agitur.

Stuttgart. Professor P. Feucht.

Theater-Korrespondenz.

Neueinstudierungen von Shaksperes Dramen im Deutschen Theater:

König Lear.

Wer diese gewaltige, die Tiefe des menschlichen Daseins aufwühlende Darstellung des Lear an sich hat vorüberziehen sehen, dem ist, sofern er mit normalem Gefühlsvermögen begabt ist, zumute, als ob er einem Weltgericht beigewohnt hätte, freilich einem solchen, bei dem nicht Gott, sondern der Teufel den Vorsitz geführt hat. Denn das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß der Lear aus der nämlichen extremen Lebensstimmung hervorgegangen ist, wie der Othello und der Timon. Der Pessimismus Shaksperes stieg vom zweiten Hamlet über den Othello zur höchsten Höhe des Timon, in dessen echten Teilen der Welt- und Menschenekel des Dichters schrankenlos ist und über die Ufer des künstlerisch Darstellungsmöglichen hinwegflutet. Es ist hochinteressant, daß der Lear eine Fülle von Gedanken und Ausdrucksformen aus dem Timon enthält und auch die niemals stetige immer fortschreitende Verskunst des Dichters nach der Uebereinstimmung aller metrischen Einzelerscheinungen genau dieselbe ist*). Dadurch wird der Timon als Vorfrucht des Lear auch äußerlich festgestellt**), während dieser nach seinen inneren Qualitäten den Gipfel des Pessimismus bereits überschritten hat. Die Tragik des Othello hat den Beigeschmack des Gräßlichen, weil die jugendlich zarte, liebenswürdige Heldin wehrlos dem Irrsinn der männlichen Leidenschaft und Bosheit preisgegeben ist; das Gute tritt uns zwar in einigen Nebenpersonen entgegen, ist aber viel zu machtlos, um das entsetzliche Schicksal der unschuldsvollen Desdemona abwenden zu können. Im Timon ist das Gute vom Erdboden ausgetilgt (der arme Hausverwalter zählt nach seinem Gewicht nicht mit); und wer die Albernheit begeht, schöne Gaben der Natur, wie Güte und Edelmut, in

---

*) S. meine Studie über „Timon" in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge Bd. XVII.

**) Der Lear muß schon im Jahre 1604 das Londoner Publikum hingerissen haben; denn 1605 wurde ein älteres, sehr unbedeutendes Lear-Drama neu aufgelegt; offenbar sollte damit nach der betrügerischen Geschäftspraxis der Londoner Verleger dem Publikum vorgetäuscht werden, daß es der Shaksperesche Lear wäre.

sich zu dulden und womöglich noch zu entwickeln, dem bleibt nichts übrig, als sich aus der Gesellschaft, die man fälschlich die menschliche nennt, in eine Höhle am Meeresstrand zurückzuziehen und seiner grimmen Verachtung in maßlosen Verwünschungen Luft zu machen. Im Lear tobt der Kampf der wilden Tiere um einen Thron, auf dem ein hochgesinnter Greis sitzt; er begeht die Thorheit, hinabzusteigen, und wird zerfleischt und durch den Schlamm zu Tode geschleift. Er steht nicht mehr allein; aber die Guten, die für ihn eintreten, haben keine Macht ihn den Bissen des Wahnsinns und dem Rachen des Todes zu entreißen: der treue Narr „geht schon am Mittag zu Bett"; Cordelia, das Bild aufopfernder Liebe, fällt der Grausamkeit ihrer Feinde zum Opfer, und der starke, mutige Kent, verbraucht im nimmer wankenden Dienste seines Lehnsherrn, muß „zur letzten Reise bald gerüstet sein." Uebrig bleibt Albanien, die Schwäche auf dem Thron: wer soll die aus den Fugen gegangene sittliche Welt wieder einrenken? —

Die pessimistische Absicht des Dichters geht deutlich hervor aus den Abänderungen und Zutaten, die er den zahlreichen Behandlungen der Lear-Sage gab, speziell der in Holinsheds Chronik, seiner Hauptquelle. Hier ist wohl von der Not die Rede, welche seine harten Töchter dem alten Könige bereiten und die ihn zur Flucht zu seiner verstoßenen Tochter, der Königin von Gallien, treibt, aber nicht vom Wahnsinn. Mit Hilfe dieser Tochter wird er nach Vernichtung seiner bösen Schwiegersöhne wieder auf den Thron von Britannien gesetzt, den er bis zu seinem bald erfolgenden Tode inne hat. Ihm folgt Cordelia in einer jahrelang glücklichen Regiernng, bis sie zuletzt in einer Empörung der beiden Söhne ihrer Schwestern besiegt und gefangen genommen wird und in dem Elend dieser Gefangenschaft sich selbst entleibt.

Auch die Verschmelzung einer zweiten, ähnlichen Fabel mit dem Lear-Stoff beweist die Tendenz des Dichters. Auch in ihr führt er die skizzenhafte Darstellung seiner Quelle, der Arcadia Sidneys, mit krassestem, eindringendstem Realismus aus. Das entsetzliche Los, das der Verräter Edmund seinem gütigen Vater Gloster und seinem harmlosen Bruder bereitet, soll doch nur einen kleineren Maßstab geben, an dem das Schicksal des großen Lear in seiner ganzen Furchtbarkeit gemessen werden kann „Wenn wir den steilen Pfad zu Glosters Marterberg erstiegen haben, sehen wir über uns noch eine andere via dolorosa, die zu jener ‚von keinem Adler je erreichten Höh', schwarz, tot und unermeßlich' führt, an die Lear gefesselt ist."*) Am Ende des Jahrhunderts beginnen die lebhaften Verwünschungen des Undanks und setzen sich etwa in einem Dutzend Stellen fort bis zum Coriolan. Schon in Was ihr wollt (III, 4, 388) heißt es:

Ich hasse Undank mehr an einem Menschen
Als Lügen, Hoffart, laute Trunkenheit,
Als jedes Laster . . .

---

*) Eduard Dowden: Shakspere, sein Entwicklungsgang in seinen Werken. Uebersetzt von W. Wagner. Heilbronn, Henninger. 1879.

Wiederholt wird der undankbare Mensch „ein Ungeheuer" genannt. Im Lear verschärfen sich diese Invektiven speziell gegen den Kindesundank zu leidenschaftlicher Bitterkeit. Der Undank ist ein „marmorherziger Teufel". . . .

Kindesundank!
Als ob der Mund zerfleischte diese Hand,
Weil sie ihm Nahrung bot! . . .

Der Zorn des Dichters will die Ausrottung des undankbaren Menschen selbst um den Preis der Allvernichtung:

Allschüttler Donner . . . zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht auf eins
Die Keime all des undankbaren Menschen.

Es scheint fast, als ob dem Dichter ein eigenes trauriges Erlebnis, wie beim Hamlet, hier die Feder geführt hätte. Dann könnte es sich nur um seine im Testamente schwach bedachte Tochte Judith handeln, die möglicherweise einige unschöne Eigenschaften von ihrer Mutter geerbt hatte; nicht um die ältere Susanna, seine Universalerbin, von der ihr Grabstein sagt, daß sie in der Güte und im Wohltun ihrem Vater ähnlich war. Aber solche Hypothesen sind wohl überflüssig, da auch in anderen Dichtungen jener Zeit oft genug der Kindesundank behandelt wird; er scheint ein sehr gewöhnliches Vorkommnis gewesen zu sein.

Außerdem handelt es sich im Lear, wenn auch vorwiegend, doch nicht ausschließlich um dieses Verbrechen, sondern um viele andere, um niedrige Habsucht, die außer dem materiellen Besitz keine höheren Werte anerkennt, um hündische Kriecherei, die ihres Lohnes gewiß ist, um Tyrannei und viehische Grausamkeit, um allgemeine Treulosigkeit und Verrat, um Ehebruch und Meuchelmord. Es handelt sich um eine ganze verbrecherische Welt, die als einzige Triebfeder ihrer Handlungen den Egoismus anerkennt, welcher, konsequent durchgeführt, selbstverständlich alle inneren Widerstände gegen Missetaten aufhebt; um eine Welt, in der „alles erlaubt" ist. Gegen das die Renaissance beherrschende Uebermenschentum, das der Dichter von seinem Titus Andronicus an bekämpft hat, führt er hier seinen zerschmetternden Streich. Und daß er zur dramatischen Ausgestaltung und zur moralischen Vernichtung einer ganzen Welt die ungeheure Kraft hatte, darin beruht das Geheimnis der mit keinem anderen Produkt der Weltliteratur zu vergleichenden ungeheuren Wirkung dieser Tragödie. Der Lear ist nur unter anderm die Tragödie der falsch angewandten Elternliebe; als Ganzes ist er die Tragödie des hohen Menschentums in einer bestialisierten Welt.

Der moralische Mittelpunkt der Handlung — auch die Amoral ist eine Moral — ist der Bastard Edmund, der die Grundsätze, welche die andern verschwiegen in sich tragen und in Handlungen verkörpern, ausspricht

(I 2, II 2). Der uneingeschränkte Egoismus spielt überhaupt im englischen Renaissance-Drama eine große Rolle; ähnliche Verhöhnungen der Moral, auf welcher doch selbst das niederste gesellschaftliche Leben und damit die Kultur beruht, sind häufig. Marlowes Tamburlaine schwelgt darin, sein Jude von Malta führt mit seinem Diener Ithamore übermenschliche Duette auf, Richards III. Monologe am Beginn des gleichnamigen Dramas und am Ende Heinrichs VI. erwachsen aus dem Boden dieser primitivsten Lebensphilosophie, die auch von Gestalten in Dramen Greenes, Peeles, Beaumonts, Fords u. a. entwickelt wird. Sehr lehrreich ist für das sittliche Niveau des damaligen Lebens Greenes und Lodges Drama: „Ein Spiegel für London und England". Das Interessanteste von allem aber ist ein sehr langer Monolog in dem anonymen Drama Selimus, in welchem dieser Materialismus mit seiner Gottesleugnung und seiner Verachtung aller Bande des Bluts und der Seele mit höchster Naivität vorgetragen wird. Wenn man sieht, wie eingehend und anschaulich bei größter Knappheit hier alle Seiten des Lebens vom übermenschlichen Standpunkt aus behandelt werden muß man darüber lächeln, daß diese sozial, politisch und kulturell durchaus sinnlosen Theorien dreihundert Jahre später der heutigen Menschheit als etwas Neues geboten werden konnten.

Bei dem durchweg ausgezeichneten Spiel ragte doch der Vertreter Edmunds (Danegger) unter den Figuren zweiter Ordnung hervor durch Lebendigkeit, Gewandtheit, durch die nie ins Uebermaß fortgerissene Sicherheit des Tones und – nicht zu vergessen — durch eine wohlklingende Stimme und eine stattliche ansprechende Persönlichkeit. Das Böse wirkt am abstoßendsten in einem schönen Körper; und als Mitterwurzer aus dem Zuchthaussträfling, als welcher Richard III. gewohnheitsmäßig auf der Bühne erschien, den feinen, gebildeten und keineswegs häßlichen Hofmann machte, der er in Wirklichkeit war, tat er entschieden das Richtige. Die Qualität einer unmenschlichen Handlung ist für jeden normalen Zuschauer erkennbar; er braucht keine Verdeutlichung durch berserkermäßiges Schreien, durch Zähnefletschen und schreckliche Gesichtsverzerrungen. Im Gegenteil: das Furchtbare wird furchtbarer, wenn es mit äußerer Gelassenheit, z. B. mit kaltem Hohne ausgeführt wird. Es liegt ja nahe, daß bei dem ernsten Bestreben, das alle Mitwirkenden zeigten, das dichterische Wort zu voller Geltung zu bringen, den Bühnenvorgang wirksam zu machen, daß man etwas zuviel tut. Und das schien mir in der im übrigen, ich wiederhole es, vortrefflichen, von Anfang bis zu Ende psychologisch fein nuanzierten Darstellung Gonerils (Leopoldine Konstantin), Regans (Anna Feldhammer) und Cornwalls (Breiderhoff) der Fall zu sein, während der alte Gloster (Klein), sein Sohn Edgar (Krause), der ungemein frische junge König von Frankreich (Lotz) und der Herzog von Albanien (Ebert) die Bescheidenheit der Natur überall walten ließen — der letztgenannte vielleicht etwas zu sehr. Vielleicht konnte auch der Unterschied zwischen Goneril und Regan — es ist ja nur ein Gradunterschied in der Erbarmungslosig-

keit — etwas deutlicher hervorgetreten; Lear nennt Regan die mildere. Besondere Hervorhebung verdient Cordelia (Camilla Eibenschütz). Sie stellte das Idealweib des reifen Dichters dar: tiefempfindend, selbstbewußt, und dennoch im Innersten einfach und wahr. Die beidən Hauptszenen, in denen sie auftritt, wurden dadurch besonders wirksam, daß die Stimme dieser Künstlerin in der Höhenlage eine Klangfülle gewonnen hat, welche vor Jahren, bei der ersten Darstellung der Julia noch fehlte. Als der Narr beim Abgehen sich vor ihr niederwarf und den Saum ihres Kleides küßte, gab man dieser sittlichen Kritik recht.

Doch nun zu der via dolorosa, die zu der unerreichten Höhe des Leidens führt. — Als Bassermann als Lear auftrat, gewann er von vornherein die Herzen der Zuschauer für sich durch die wundervolle Maske, die er gewählt hatte. Die hohe Gestalt in den langen, weißen, kostbaren Gewändern, das Greisenalter andeutend durch eine leise Neigung des nur auf dem Scheitel kahlen Hauptes, das feine, aristokratische Gesicht mit den freundlichen Augen, umrahmt von einer Fülle weißer Haare — das war allerdings „jeder Zoll ein König". Dieser Lear ist gewohnt, seinen Töchtern, wie den Menschen überhaupt, Liebes zu tun und so will er von ihnen auch Liebes erfahren. Daß die Menschen undankbar Gutes mit Bösem vergelten könnten, daran hat er entweder nie geglaubt oder glaubt es wenigstens jetzt nicht bei der ausgesöhnten Milde seines sehr hohen Alters, das ihm mit der körperlichen auch die geistige Vollkraft genommen hat. Es ist ein weicher, altersschwacher Lear, den wir vor uns sehen, in dem freilich seine einstige Mannheit immer wieder brennend und verzehrend aufflackert. Ob diese Auffassung richtig ist, scheint mir zweifelhaft: wenn ihm auch die Macht der Tat positiv geraubt ist, so stimmen mit dieser Auffassung doch nicht die furchtbaren Flüche, die er seinen Töchtern zuschleudert, nicht die Herausforderung an die wilden Naturmächte, nicht die leidenschaftlichen Zornesreden, die zerfleischende Satire, die er gegen diese entsetzliche Welt richtet. Der Dichter hat ihn doch ebenso wie Timon zum Organ seiner pessimistischen Lebensanschauung gemacht. Wahrscheinlich ist Bassermann zu seiner Auffassung gebracht worden durch den Gehalt der ersten Szene, die als praktisch und künstlerisch töricht verschrieen und als eine jener damals üblichen Handlungsverkürzungen, als Brennpunkt des über Jahre sich erstreckenden Verhältnisses zwischen dem König und seinen Töchtern nicht anerkannt wird. Das allerdings muß zugegeben werden, daß durch einen liebevollen und liebenswürdigen, einen weichen Lear diese Szene besser motiviert und für heutige Menschen verständlicher gemacht wird. Lear hat seine Töchter, und besonders das Nesthäkchen Cordelia, sehr lieb gehabt, und da ihm keine Freundlichkeit für sie zuviel gewesen ist, und er gerade jetzt im Bewußtsein seiner Altersschwäche seine Königsmacht und sein ganzes Reich ihnen schenken will, so sollen sie für soviel Güte auch den Beweis ihrer Liebe vor den versammelten Großen geben, damit seine Selbstentäußerung auch in den Augen der Welt berechtigt erscheinen

mag. So lächelt er bei den schönen Reden der beiden ältesten Töchter tieferfreut, Zustimmung suchend, im Kreise herum. Die jüngste zieht er auf die oberste Stufe des Thrones empor, während die anderen unten stehen, preßt sie liebevoll an sein Herz und erwartet nun von ihr, daß sie mit ihren Worten das Gleiche tun werde. So wird denn für ihn, wie für die meisten Menschen, ihre Herbheit, auch wenn sie verzweiflungsvoll versichert, daß es ihrer Natur unmöglich sei, ihre tiefsten Empfindungen vor der Welt auszubreiten, doch zur Härte. Furchtbar enttäuscht und verletzt, birgt der alte König sein Gesicht in der Hand, die Tränen fließen ihm in den weißen Bart; dann aber mit der Ermannung folgt die Empörung und der Fluch.

Mag also Bassermanns Auffassung nicht richtig sein, berechtigt ist sie jedenfalls, und besonders dann, wenn die ganze Gestalt von Anfang bis zu Ende aus einem Stück geformt wird — und das wurde hier in künstlerisch ruhmreicher Weise geleistet. Berechtigt auch darum, weil dieser vom Alter geschwächte, weiche Lear eine viel tragischere Figur ist, als der mehr von seiner Macht als von seiner Kraft verlassene. Das Mitleid, das diesen edlen Greis mit den verzweifelnden Kinderaugen auf seinem Marterpfade begleitet, ist herzzerreißend und wird immer von neuem genährt durch die meisterhafte Darstellung des allmählich werdenden und dann wirklichen Wahnsinns. Was es heißen will, Akte hindurch einen Wahnsinnigen zu spielen, sieht man daraus, daß der Lear fast niemals aufgeführt wird, weil selbst bedeutende Künstler an dieser Aufgabe scheitern, wie z. B. vor zwanzig Jahren Barnay, der wohl den königlichen, aber nicht den wahnsinnigen Lear darstellen konnte.

Zwei Schatten freilich hatte auch dieses schöne Bild: einen natürlichen und einen leider erworbenen. Das Organ Bassermanns hat in der Höhe nicht die Kraft, um mit den Stürmen um die Wette zu toben; es muß forciert werden. Außerdem haftet dem Künstler immer noch die Sprechweise der Niederlandkunst an, wie sie im Lessing-Theater betrieben wird. Die Folge davon ist, daß eine Reihe von wichtigen, charakteristischen Stellen verloren gehen. Es ist nicht zu begreifen, weshalb Lear bei den Worten: „Jeder Zoll ein König“ sich nicht in seiner ganzen Höhe aufrichten, sie nicht mit niederschmetternder Gewißheit sprechen sollte. In den Versen des Lear singt die Seele des Dichters in ewig wechselnden, zarten und gewaltigen Rhythmen; diese Melodien wiederzugeben, ist die selbstverständliche Aufgabe des nachschaffenden Künstlers. In diesen Versen redet der Dichter eine Sprache, wie sie keinem von uns, auch keinem Dichter, sondern nur diesem gotterleuchteten Größten gegeben ist; und nun sollte diese überirdische Sprache mit Akzenten gesprochen werden, wie sie die Spaziergänger unter den Linden brauchen? Es sollte endlich eingesehen werden, daß der Naturalismus nur für die Prosaszenen zu verwenden ist, aber mit der in unwirklicher Form gegebenen Wahrheit der hohen Kunst nichts zu tun hat.

Die Wirkung der herrlichen Lear-Darstellung hätte nicht so tiefgehend sein können, wie sie wirklich war, ohne den wundervoll mitempfindenden Chor, der den unglücklichen König begleitete, ohne den Narren und Kent. Moissis Narr ist bekannt; ich fand ihn schon in der ersten Einstudierung unübertrefflich. Jetzt möchte ich dieses Urteil fast zurücknehmen, nachdem ich den gegenwärtigen Narren gesehen habe; in seinem Wesen ist er derselbe geblieben, aber er ist älter geworden. Gegen die Intention des Dichters; der Shaksperesche Narr scheidet von uns mit den Worten: „Ich will am Mittag zu Bett gehen“, welche jetzt ausgelassen werden mußten. Er ist nicht so alt wie Lear; seine Haare sind nur vom Weiß durchzogen; aber er hat viele Jahre neben dem Könige gelebt, seine Kinder auf den Armen getragen und wird behandelt wie ein geliebtes Haustier. Der gute König streichelt ihn im Vorbeigehen und nimmt auf der Sturmheide den Frierenden unter seinen Mantel. Der Narr ist diesem König ganz nahe getreten, er ist ein Stück von ihm; er bewacht ihn mit seinen Augen dauernd wie ein treuer Hund; er fühlt und spielt alles mit, was den König betrifft; er stützt ihn und schmiegt sich an ihn in seiner Not. Die Fröhlichkeit, die heute aus den Augen des Narren leuchtet, ist umflort; es ist eine gewollte, keine rechte Fröhlichkeit, und der seelenvolle, durchgeistigte Blick, der über die irdische Komödie entsagungsvoll hinweggleitet, gibt seinem liebevollen, aber traurigen Humor erst die Tiefe, die fortwirkende Kraft. Der Anblick der Leiden dieses weichen Lear wird erträglich gemacht durch die Liebe des Narren und des ebenso treuen Kent, der jetzt, wie früher, von Winterstein meisterhaft dargestellt wird. Wie eine Säule steht Kent unter dem Menschengewürm, als Inhaber der höchsten menschlichen Eigenschaft, der kraftvollen Güte. Unser schmerzliches Mitgefühl mit dem Helden wird in gewissem Grade beruhigt durch die Nähe dieses starken, edeln Mannes.

Die Ausstattung ist im ganzen die nämliche wie die vor Jahren: die gleiche primitive Einfachheit der Wohnräume, die Buntheit der Kostüme, die glücklicherweise nicht verdunkelte, sondern matt beleuchtete Heide mit den Felstrümmern, der helle Sonnentag, an dem der mit Blumen bekränzte Lear aus dem wirklichen Kornfelde tritt; neu waren nur der herrliche Sternenhimmel über Dover und die Kostüme der Ritter im letzten Akt, die, auffallenderweise aus leichtem Stoff hergestellt, eine gewisse Aehnlichkeit mit Schwimmanzügen hatten, da Wams und Hose in eins geschnitten waren.

Der Lear wird sehr selten gespielt, da selbst die hervorragendsten Bühnen jahrzehntelang kein Mitglied haben, das den Helden darstellen könnte. Der Fall, daß eine Bühne zwei hervorragende Lear-Darsteller hat, dürfte sich schwerlich jemals wiederholen. Reinhardt hat Glück; aber er verdient es auch. Denn eine Verkörperung dieser kolossalen Dichtung, die nach Ausstattung, Rollenbesetzung und Einstudierung so vollendet, in der Wirkung so überwältigend ist wie die seinige, dürfte kein Theater der Welt seinem Publikum zu bieten imstande sein. Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Syrien.

Im Balkan scheint zurzeit Ruhe eingekehrt zu sein. Es ist zu vermuten, daß die starke physische und finanzielle Erschöpfung dort die Völker zu längerem Stillsein zwingen wird. Ob damit aber die orientalische Frage überhaupt gelöst oder ihre Lösung wenigstens ad calendas graecas vertagt ist, bleibt dem zweifelhaft, der Gelegenheit hatte, etwas in die syrischen Verhältnisse von heute hineinzublicken. Wenn man in die schöne Bucht des sich prächtig an die Hänge des Libanon lehnenden Beirut hineinfährt, sieht man mitten im Hafen den Schornstein, die Masten, die Oberteile eines Kriegsschiffes aus dem Wasser ragen: es ist das seiner Zeit von den Italienern in Grund geschossene Kriegsschiff. So wie es sank, liegt es noch heute da. Kein Versuch wurde gemacht, es zu heben oder auch nur die noch brauchbaren Teile abzulösen! Das ist bezeichnend für die türkisch-syrischen Verhältnisse: Es geschieht nichts. Und doch muß etwas geschehen, das fühlt und äußert jedermann im Lande. So wie bisher kann es nicht weitergehen. Der türkische Schlendrian muß ein Ende haben. Von der Türkei selbst ist eine Aenderung nicht zu erwarten. Die Jungtürken versprachen Reformen, setzten Abdul Hamid als den Grund aller Hindernisse ab, aber gemerkt hat man in Syrien von solchen Reformen nichts. Ja, es ist eigentlich schlechter geworden, seitdem man Abdul Hamids starke Hand nicht mehr spürt. Will man doch jetzt gar das so fruchtbare Gebiet um Jericho — einst Abdul Hamids persönliches Eigentum — veräußern. Und was könnte Tatkraft und Fleiß aus diesem gesegneten Stück Land machen! Hier rauschen die sonst so spärlich in Syrien fließenden Quellen in großer Mächtigkeit und bieten die Bedingung für das Gelingen der Kolonisation; hier wetteifern Dattelpalmen, Bananen und Orangen, ihre Früchte darzureichen, hier wäre gewiß auch das Feld für ausgedehnte Baumwollenkultur. Nichts geschieht. Der Türke hat keinen tüchtigen Beamtenapparat und kein Geld, und wo etwas einkommt, fließt es wohl gar in die falsche Tasche. Man denke nur an die Zollverhältnisse! Was in Deutschland 3 Zollbeamte erledigen könnten, dazu braucht man in Beirut etwa 150. Gehalt bekommen sie kaum oder gar nicht. Sie wollen leben.

Also gilt es, sich am Zoll zu bereichern. Da erhalten sie etwa ein „Bakschisch", um die Sachen weiter nicht zu untersuchen und passieren zu lassen; da muß man für alle möglichen und unmöglichen Kleinigkeiten seine Abgabe errichten. Daß Handel und Wandel auf diese Weise sehr behindert wird, liegt auf der Hand. Und nun die Steuerverhältnisse. Abgesehen von den 15 %, die auf den Gebrauchsgegenständen liegen und meist nach oben hin (etwa 20 %) abgerundet werden: das mobile Kapital geht frei aus; die Banken, dort mit großem Geschick arbeitend, unterliegen z. B. keiner Steuer. Da zählt man die Oelbäume der Fellachen und setzt darnach die Steuer an, mag der Oelbaum in dem Jahre tragen oder nicht. Kein Wunder, daß die Bauern ihre Bäume abhauen, um so ihre Abgaben zu vermindern. Kein Wunder, daß sie scharenweise das Land verlassen. Fast jedes Schiff führt ungezählte Massen von Auswanderern mit sich, die der neuen Welt zusteuern. Und ob sie wie die glücklicheren Bewohner des Libanongebietes später heimkehren und die Zinsen des Erworbenen im Vaterlande verzehren werden, ist doch wohl sehr zweifelhaft. Jedenfalls die jungen militärpflichtigen Männer, die es verstehen, durch die Maschen des sie zurückhaltenden Netzes türkischer Bewachung zu entschlüpfen, dürften es nicht tun. Auch lockt ihre Heimat sie wohl kaum so, wie es das Libanongebiet tut. Dies hat ja seine eigene Verwaltung. Nach dem großen Blutbad 1860 griff Napoleon ein und bis auf den heutigen Tag wachen die Franzosen im Auftrage der Mächte über der Sicherheit und Ruhe des Libanongebiets. Zu dem Zweck liegt stets ein französisches Kriegsschiff im Hafen von Beirut. Seitdem blüht dies Gebiet auf; man sieht es an den besseren Wegen, sieht es an den Häusern, den Dörfern, die von den ärmlichen Fellachenbehausungen auf das vorteilhafteste abstechen. Und wenn der hier regierende Padischah, der übrigens ein Christ sein muß, es versucht, nach alttürkischem Muster mit Verschleppung, Verzögerung, Vertröstung zu regieren, so fackeln sie nicht lange: er muß vom Platze. Was das aber heißt: verschleppen, verzögern, davon wissen die Templer in Jafa, Jerusalem, Haifa ein Liedchen zu singen. Was hat es für Geduld, für Zeit, für Geld gekostet, bis diesen schwäbischen Bauern, die einst ihres Glaubens wegen ins heilige Land zogen, der von ihnen erworbene Grund und Boden abgemessen und rechtlich gesichert wurde. Die Berührung mit diesen Templern, die mit zähem Fleiß aus einstmals wüsten Gebieten blühende Gärten und Felder schufen, selbst da, wo sie wie in Jerusalem nur auf das Wasser von Zisternen angewiesen wurden; die Berührung mit den in großen Scharen zurückflutenden Israeliten (die, nebenbei bemerkt, jetzt schon den größeren Teil der Bevölkerung von Jerusalem ausmachen sollen) mußte ein Moment der Beunruhigung in den syrischen Orient bringen. Templer sowohl wie zum Teil auch die Juden kamen aus dem Gebiete der westlichen Kultur, brachten dorther mancherlei Kenntnisse und Ideen mit, die für den Orient neu waren und sich auch hier als fruchtbar erwiesen. Wichtiger vielleicht war und ist nun das Wirken der verschiedenen Missionen, die es sich zur

Aufgabe gestellt haben, die arabische Bevölkerung dem Christentum zuzuführen. Damit ist aber auch eine Einführung in die westliche Kultur untrennbar verbunden. Man denke, um nur einiges zu erwähnen, an die großartigen Bildungsanstalten der amerikanischen Mission in Beirut mit ihrer Vorbildungsschule, philosophischen Fakultät, Handelsschule, medizinischer pharmazeutischer Schule, ihrer Schule für biblische Archäologie und Philologie (Amerika hat über 100 Schulen in Syrien mit etwa 600 Schülern und Schülerinnen) oder das in großem Segen wirkende deutsch-evangelische Waisenhaus und Blindenheim von Schneller. Auch dies beschränkt sich nicht darauf und kann es auch nicht, die Waisenkinder etwa bis zum 14. Jahre zu erziehen: vielmehr wird alles Gewicht darauf gelegt, die Kinder in einen Beruf einzuführen. Deutsche Handwerker sind da an der Arbeit, sie auf die Höhe europäischen Könnens in ihrem Handwerk zu führen. Bekannt ist ja auch die Jesuitenuniversität in Beirut mit ihrer theologischen und orientalistischen Fakultät, ihrer Handelshochschule und dem angegliederten Gymnasium von 700 Schülern und mit ihren Dependencen; bekannt die Tätigkeit der englischen und schottischen Missionen. Denen gesellen sich die jüdischen Schulen (Jerusalem, Haifâ, Jafâ) bei.

So ergießt sich ein Strom europäischen Denkens und auch europäischer Kultur in den Orient. Das muß beunruhigend wirken. Denn dieser Orient, diese engen, winkligen, schmutzigen Straßen, dieser Staub und Stank, dieser Mangel an Kanalisation, an Beleuchtung, an Straßenreinigung — alles das bietet uns das Bild des Mittelalters in islamischer Bekleidung. Sind wir schrittweise, sehr allmählich vom Mittelalter in die moderne Kultur hineingewachsen, so hat der Orient von heute die Aufgabe, wie es scheint, das mit einem Schlage nachzuholen. Wird er das können? Manche glauben und hoffen es. Denn der Nutzen eines solchen Fortschrittes liegt ihnen klar vor Augen. Das lehren vor allem nun die Hospitäler, deren wohltätiges Wirken gar viele an dem eigenen Leibe erfahren. Wenn z. B. die barmherzigen Brüder in Tantur und Nazareth seit Jahren umsonst für die Kranken unter den Männern mit großer Aufopferung tätig gewesen sind — so kann das ja ebensowenig ohne Wirkung bleiben wie die Tätigkeit europäischer Aerzte in und außer den vielen Krankenhäusern. Aber es wird zugleich deutlich, daß auch hier gründlich nur eine starke Hand helfen kann, die der Volkshygiene freie Bahn schafft. Es ist ja höchst anerkennenswert, wenn europäische Augenärzte in Jerusalem ungezählte Scharen poliklinisch behandeln — aber solange nicht für größere Reinlichkeit gesorgt, das Volk selbst aufgeklärt wird, ist diese Arbeit doch wie ein Tropfen auf dem heißen Stein. Wieviel Einäugige, Blinde, Augenkranke sieht man doch auf den Straßen!

Aehnlich liegt es mit den Verkehrsverhältnissen. Gewiß wird man das Kamel nicht entbehren können, wie ja Aegypten zeigt, wo das Kamel auch unter englischer Verwaltung für das Heranschaffen z. B. der Baumwolle nötig scheint. Aber daneben bedarf das Land doch der Bahnen,

bedarf ordentlicher Häfen. Nun hat es ja einige Bahnen. Von Jafâ fährt eine französische Bahn nach Jerusalem, eine andere von Beirut über den Libanon nach Damaskus, daneben führt die von Deutschen gebaute und weit besser eingerichtete Hedjasbahn von Haifa einer-, von Damaskus andererseits durch das Ostjordangebiet nach Mekka. Auch ist man an der Arbeit, einen Strang dieser Bahn von Djennin weiter nach Nablus zu legen — aber das kann nur den Geschmack nach mehr wecken. Eine Verbindung von Jerusalem nach Jerichow und herauf zur Hedjasbahn! Wenn man den starken Strom des Jordan, gar des Jarmuk mit seinen mächtigen Wasserfällen benutzte, wieviel elektrische Kraft könnte man daraus gewinnen, was könnte daraus alles werden? Gewiß, einige Teile ausgenommen, wird man Palästina kaum zu den durch große Fruchtbarkeit ausgezeichneten Ländern zählen dürfen. Mit Babel und dem Zweistromgebiet ist es nicht zu vergleichen: das Projekt der Bagdadbahn ist von größerer Bedeutung als die syrischen Pläne; aber aus der jetzigen Verwahrlosung kann Syrien doch zu schöner Blüte geführt werden, das zeigt ja das Beispiel der Templer und Juden bei Jafâ und Ramle. Man wird auch nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß unter der Sicherheit der römischen Herrschaft trotz aller Aussaugung durch römische Beamte und Kaufleute in Palästina größerer Reichtum herrschte, mehr Leben wogte wie jetzt. So öde wie heute lag der See von Genezareth zu Jesu Zeiten, lag das Haurangebiet kaum da. Land und Leute hatten damals gewiß ein anderes Aussehen. Das Damask von heute entspricht kaum dem Bilde, wie man es sich nach den Mitteilungen der Alten von dieser einst blühenden paradiesischen Stadt zu machen berechtigt ist. Die zwei Bahnhöfe, das (recht primitive) Postgebäude sind in ihren Größenverhältnissen den entsprechenden Gebäuden einer kleinen deutschen Stadt gleich. Und doch schätzt man die Zahl der Bewohner von Damaskus auf 300 000. Das ist bezeichnend. Auch hier könnte man unter Benutzung des schnell und reichlich fließenden Baradastromes zu landwirtschaftlichen und industriellen Zwecken glänzende Erfolge erzielen. Die Türkei ist zu solchem reformierenden Aufbau kaum imstande. Nicht einmal für die Sicherheit im Lande vermag sie genügend aufzukommen. Gewiß: fährt man auf der Hedjasbahn bis Muzerib oder auf der Libanonbahn nach Beirut, so erblickt man bis auf die Zähne bewaffnete Soldaten, die für den Schutz der Bahnen sorgen sollen. Daß ein solcher Schutz nötig ist, erscheint dem Fremden auffallend. Auffallender ist noch, daß man sonst von Polizei nur — zur Schande der Christenheit — in der Auferstehungskirche zu Jerusalem und der Geburtskirche in Bethlehem etwas hört und sieht. Hier sollen die ständig aufgestellten Posten die Ruhe und den Frieden zwischen den Vertretern der verschiedenen Konfessionen aufrecht erhalten und blutige Schlägereien verhindern.

Das Fehlen einer guten Polizei, wie England sie in Aegypten aus Eingeborenen zu schaffen verstand, hat nun doch ein lebhaftes Gefühl der Unsicherheit zur Folge. Jeder muß sich schützen, so gut er kann. Drum

sieht man — vornehmlich auf dem Lande — die meisten Männer mit Waffen herumgehen, die sie gewiß nicht immer nur zum eigenen Schutze zu gebrauchen beabsichtigen. In einer solchen Unsicherheit kann aber das Land nicht recht aufblühen. Daneben fragt sich, ob die syrisch-arabische Bevölkerung imstande ist, selbst reformierend und aufbauend zu wirken. Man ist zu Zweifeln berechtigt. Ein Beispiel: die altberühmten Schwefelquellen am Tiberiassee sollten angekauft und zur Grundlage eines großen modernen Bades gemacht werden. Die Araber von Tiberias sagten im letzten Augenblick „nein", weil es nicht richtig sei, daß Fremde das Bad bauten. Sie müßten es selbst tun. Natürlich geschieht es nun nicht. Ich glaube aber, daß auch der Islam daselbst all solchen Reformen widerstrebt. Und in Syrien sind die Muhammedaner sich ihrer Art mehr bewußt wie in Aegypten. So tritt islamischer Fanatismus besonders in Nablus (dem alten Sichem), Sebastije (dem alten Samarien) u. a. a. ziemlich unverhüllt und unfreundlich zutage. Die muhammedanischen Familien halten sich in Jerusalem in stolzer Abgeschlossenheit zurück. Und wenn ihre Geistlichen bei der Niederlage der Pforte im letzten Krieg anstatt der Buße den Krieg gegen die Ungläubigen gepredigt hätten, so wäre es nach Meinung von Kennern zur Abschlachtung wenigstens der arabischen Christen gekommen. Ist es richtig, daß unter Islam nicht bloß die muhammedanische Religion zu verstehen ist, daß Islam vielmehr die Welt des Orient bedeutet, wie sie nach Abschüttelung der fremden griechisch-byzantinischen, überhaupt der westlichen Kultur sich gestaltet und unter den religiösen Impulsen des Muhammedanismus zusammengefaßt hat, so ergibt sich von selbst, daß ein Aufblühen Syriens nach Weise der okzidentalen Kultur durch die Kräfte der arabischen, wesentlich islamischen Bevölkerung ausgeschlossen ist.

Begreiflich, daß die Intelligenteren sich nach fremder Hilfe umsehen. Was liegt da näher als der Gedanke an England. England hat doch in Aegypten Ordnung geschaffen. Gute Bahnen durchziehen das Land, eine vortreffliche Polizei sorgt für Ruhe und Ordnung. Die Regulierung des Nils, die Baumwollenkultur, die Sicherung des Landmannes gegen volle Auswucherung — Lord Kitchener wird von den Bauern geradezu vergöttert, weil er ein Gesetz schuf, daß die letzten etwa 20 Morgen ihm nie wegen Verschuldung genommen werden dürfen —, all das beweist, daß England derartiges kann. Natürlich würde, wie in Aegypten so auch in Syrien, im ganzen der Araber der Diener, der Bauer und Knecht bleiben, aber in anderer, besserer und würdigerer Lage. Die Auswanderung würde ziemlich aufhören, weil er im eigenen Lande Brot, Ruhe, rechtliche Sicherheit fände. Selbst in einer so christenfeindlichen Stadt wie Nablus hörte man oft den lebhaften Wunsch nach englischem Protektorat aussprechen. Ganz natürlich, dann würde der Handel dieser von der Natur sehr begünstigten Ortschaft (Wolle, Baumwolle, Seide) zu ganz anderer Blüte aufsteigen. Nimmt man hinzu, daß viele englische Anstalten seit lange segensreich in Syrien tätig sind, so versteht man diese Sympathie, diese Hoffnung.

Anderseits hört man auch (z. B. in Nazareth) von dem Wunsche eines französischen Protektorats. Auch das ist erklärlich. Seit lange sind französische Orden und Klöster im heiligen Land. Das Libanongebiet ist durch Franzosen zur Ruhe und Sicherheit gekommen und wird durch sie — wenn auch unter Auftrag der Großmächte — in Sicherheit gehalten. Französische Bahnen dienen dem Verkehr. Zwar steigen da mancherlei Bedenken auf. Die Franzosen, sagt man, sind im eigenen Lande religionsfeindlich. Würden sie es hier nicht sein? Und wenn nicht, so wäre eine religionsfreundliche Politik der Franzosen unaufrichtig. Dazu lassen die französischen Bahnen, die teuer, nicht gut eingerichtet und gehalten sind, für einen Neuaufbau des Landes nicht so Günstiges erwarten. Würden die Romanen des Schmutzes ebenso Herr werden wie die Germanen? Und das ist doch die erste Notwendigkeit: der Augiasstall muß gründlich gereinigt werden.

Es ist interessant, wie hier auf syrischem Boden das Interesse der befreundeten Mächte gegeneinander ist und gegeneinander arbeitet: sollen doch die Engländer unter der Hand den Drusen des Libanongebietes Waffen liefern, während die Franzosen diese zur Ruhe zwingen müssen!

Aber auch ein deutsches Protektorat wird von nicht Wenigen sehnlichst ins Auge gefaßt. Kein Wunder! Von ihrer glänzenden kolonisatorischen Begabung haben die Deutschen in den Templerkolonien ein sprechendes Beispiel gegeben. Deutsche (meist Templer) zeigen, wie man Gasthäuser vortrefflich führt (in Jerusalem, Nablus, Nazareth, Tiberias, Beirut). Deutsche Waren sind besonders geschätzt, Deutsche bauten die Hedjasbahn, deutsche Banken entfalten eine geschickte und emsige Tätigkeit. Dazu kommt, daß auch der Besuch des Kaisers seiner Zeit großen Eindruck gemacht und auch noch hinterlassen hat. Merkwürdig, daß ansässige Deutsche daselbst dem Gedanken eines deutschen Protektorats vielfach nicht freundlich gegenüberstehen. Sie fürchten, daß damit eine „bureaukratische Art" der Verwaltung einsetzt und die volle Freiheit ihres Handelns wesentlich einschränkt. Was der Deutsche dort an Ansehen und Bedeutung besitze, verdanke er seiner eigenen Tüchtigkeit, nicht seiner Regierung. Diese habe ihn dort nicht selten im Stich gelassen. Und wo man anderseits bekennt, die deutsche Vertretung sei in Palästina von allen ausländischen die beste, rechnet man doch auch kaum mit einem deutschen Protektorat. Denn wie die Sache liege, könne Deutschland ein solches gegenüber England und Frankreich kaum aufrecht erhalten. Und diese werden recht haben. Damit ergibt sich aber, daß das politische Interesse Deutschlands sich nicht mit dem Syriens deckt. Man denke Syrien in Englands Hand, an Aegypten angegliedert — ein Ring mehr in der weltumspannenden englischen Herrschaft. Baldigst wird dann eine Bahn von Aegypten aus nach Südpalästina, weiter zur Hedjasbahn laufen; der jetzt ganz unbrauchbare Hafen von Jafa durch Wegsprengung der die Anfahrt und Landung erschwerenden, ja oft unmöglich machenden Steine im Meer oder durch Ausdehnung eines Kais

über diese Steine hinaus zu einem wichtigen Handelsplatz umgeschaffen 2c. Gewiß würden von all diesen guten Reformen auch andere Nationen Nutzen ziehen, aber Syrien in englischer Hand — man braucht es nur auszusprechen, um sofort zu empfinden: das ist nicht im Interesse Deutschlands. Ebensowenig, ja wohl noch weniger können wir ein französisches Protektorat wünschen. So ergibt sich, daß Deutschland am besten fährt, wenn die Herrschaft der Türkei noch weiter dauert und die Deutschen in Syrien immer mehr und stärker Fuß fassen und wenn den Bestrebungen der Deutschen daselbst nach allen Seiten hin (den kolonisierenden, missionierenden, kaufmännischen, kulturellen) das Feld ihrer Tätigkeit möglichst freigehalten und erweitert werde, wie das ja auch wohl die deutsche Vertretung daselbst nach Kräften zu tun bestrebt ist. Schutz des Lebens der Deutschen, Schutz und Förderuug aller deutschen Interessen in jenen Gebieten und das alles unter der türkischen Herrschaft in Syrien ist ihre wohlverstandene Aufgabe. Am günstigsten wäre es ja, wenn die in Konstantinopel neuerdings den Syrern und Arabern zugestandenen Rechte und Freiheiten wirklich zu einem Aufblühen des Landes unter türkischem Regiment führten. Prof. Meinhard.

Nationale Ausgleichsbestrebungen in Ungarn.

Der ungarische Ministerpräsident, Graf Tisza, hat vor einigen Tagen den Völkern in beiden Teilen der habsburgischen Monarchie eine Ueberraschung bereitet; er hat infolge einer Interpellation des Grafen Apponyi im ungarischen Abgeordnetenhaus die Erklärung abgegeben, daß er mit parlamentarischen Führern der ungarländischen Rumänen Verhandlungen gepflogen habe über eine Verständigung zwischen Magyaren und Rumänen und daß eine Mitteilung über das Ergebnis dieser Besprechungen in nächster Zeit zu erwarten sei. Diese Tatsache an sich, ohne Rücksicht darauf, ob die Wünsche der Rumänen eine günstige Erledigung finden werden, ist nicht nur für Ungarn, sondern auch für den Gesamtstaat und in weiterer Folge auch für alle Nachbarstaaten von größter Bedeutung, weil dies Ereignis in einem sehr engen Zusammenhang mit der auswärtigen Politik steht.*) Jahrzehntelang erachteten es die leitenden ungarischen Staatsmänner unter ihrer Würde, mit den Vertretern der nicht-

*) Diese Auffassung wird nachträglich von sehr offizieller Seite bestätigt; der österreichisch-ungarische Gesandte in Bukarest, Graf Czernin, hat einem Ausfrager des magyarischen Blattes „Az Est" erklärt, „das Verhältnis Rumäniens zu Oesterreich-Ungarn habe in der letzten Zeit eine gewisse Spannung erfahren, er müsse aber mit Rücksicht auf die aufrichtige Neigung, von der die Politik Rumäniens gegenüber Oesterreich-Ungarn erfüllt sei, hoffen, daß, sobald die Frage der Siebenbürger Rumänen gelöst sein werde, alles sich wieder auf den besten Weg werde leiten lassen."

magyarischen Nationalitäten persönlich in Fühlung zu treten und über deren politische Rechtsstellung zu verhandeln, weil man im Bewußtsein der uneingeschränkten magyarischen Suprematie die Existenz anderer Volksgemeinschaften in den Ländern der Stefanskrone einfach ignorieren zu müssen glaubte. Erst die hart an die Südgrenzen Oesterreich-Ungarns heranrückenden Gefahren des Balkankrieges haben den magyarischen Machthabern die Augen über die lebhafte Wechselwirkung der Vorgänge dort zur ungarischen Nationalitätenfrage einigermaßen geöffnet. Von magyarischer Seite ist das Wort von der deutsch-magyarisch-rumänischen Interessengemeinschaft geprägt worden, die berufen sei, gegen die südslawischen Aspirationen einen starken, ununterbrochenen Wall bis an das Schwarze Meer aufzurichten. Und es ist gewiß kein Zufall, daß der Propagierung dieses Schlagwortes magyarenfeindliche Kundgebungen in Bukarest ziemlich unmittelbar vorausgingen, die hervorgerufen worden waren durch die schlechte Behandlung der Rumänen in Ungarn. Auch die Haltung der serbischen Bevölkerung diesseits der rot-weiß-grünen Grenzpfähle stimmte die ungarische Regierung nachdenklich, und obendrein fand im Osten des Landes die Unzufriedenheit der slawischen Bevölkerung ihren beredten Ausdruck in recht unverhüllter russenfreundlicher Agitation. Mit einem Male war für Ungarn die ganze slawische Frage aufgerollt, und es mußte etwas geschehen, wenn die Welt weiter in dem Glauben erhalten werden sollte, daß das Magyarentum seiner geschichtlichen Mission treu bleibe, den Damm zwischen Nord- und Südslawen zu bilden. Das Nächstliegende war eine Annäherung an die Rumänen, die nun mit dem Hinweis darauf in die Wege geleitet wurde, daß die Interessengemeinschaft der Magyaren mit den Deutschen Ungarns schon verwirklicht sei.

So einfach ist aber die Sache nicht. Von den Deutschen soll später gesprochen werden, ihr Verhältnis zu den Magyaren ist ja, wie unsere Leser wissen, ein besonderes Kapitel der ungarischen Nationalitätenfrage — und nicht das uninteressanteste! Selbst angenommen, daß die Deutschen in Wunschlosigkeit verharren, wie Graf Tisza zu hoffen scheint, so melden sich doch schon jetzt, bevor noch irgendwelche magyarisch-rumänischen Abmachungen getroffen worden sind, die Slowaken — nach ungarischer Zählung rund zwei Millionen Staatsbürger — mit ihren Schmerzen, deren Stillung objektiv eine ebenso dringende Staatsnotwendigkeit ist wie die Befriedigung der Rumänen; und selbst wenn die Rumänen ihre Kampfgenossen von heute schnöde im Stiche lassen wollten, so könnten diese aus der Verständigungsaktion gar nicht ausgeschaltet werden, weil das dem theoretischen, gesetzlich festgelegten Grundprinzip der politischen Gleichberechtigung im ungarischen Nationalitätenstaate stracks widerspräche und weil sich aus solcher erweiterten Verletzung der Rechtsgleichheit noch viel schwierigere Komplikationen ergäben, als sie der gegenwärtige unhaltbare Zustand darstellt. Für die Magyaren gibt es eben nur zwei Möglichkeiten: entweder lassen sie alles beim alten und tragen dann die Verantwortung für die letzten Konsequenzen ihrer

Politik, die zwei Drittel der Bevölkerung dem ungarischen Staat entfremdet und für jegliches Abenteuer zugänglich macht, oder sie verleihen diesem Staat durch praktische Anwendung der im Buchstaben des Gesetzes schon genau formulierten Attribute eines Rechtsstaates für seine gesamte Bevölkerung die Anziehungskraft, die ihn vor den Zufälligkeiten einer auch für das ganze Reich verhängnisvollen Erschütterung bewahrt.

Nach der Volkszählung von 1910 leben in Ungarn ungefähr 3 Millionen Serben und Kroaten an der Grenze des Königreichs Serbien, dessen Gebiet von etwa dritthalb Millionen Volksgenossen bewohnt wird; dazu kommt noch beinahe eine Million Serbo-Kroaten in Bosnien-Herzegowina, ohne die stammverwandten 600 000 Mohammedaner, die ethnisch als Slawen zu zählen sind, wenn sie sich auch gegenwärtig noch als Türken fühlen, und an Bosnien schließt sich einerseits Dalmatien mit 600 000 Serbo-Kroaten und Montenegro mit 200 000 Serben, — es ergibt sich also ein hübsch abgerundetes serbo-kroatisches Sprachgebiet mit nahezu 8 Millionen Bewohnern, die derselben Sprachgemeinschaft angehören und nur durch Verschiedenheiten des religiösen Bekenntnisses getrennt sind. Ein gemeinsamer Gegner, der sie unklug behandelt, muß sie ja in absehbarer Zeit zu einem einheitlichen Volkskörper zusammenschweißen. Diese Mission hat das Magyarentum tatsächlich seit etwa einem halben Jahrhundert mit außerordentlichem Geschick erfüllt; es ist dies der größte, unbedingt bleibende, wenn auch nicht gewollte Erfolg, den die magyarische Politik in diesem Zeitraum zu verzeichnen hat.

Eine spezifisch ungarische Erscheinung ist es, daß hier durch das Verhalten der Regierung allen Minderheiten gegenüber auch eine in gewissen Grenzen sich bewegende Solidarität zwischen Slawen und Deutschen man darf sagen, künstlich geschaffen worden ist; der Deutsche in Ungarn kennt allerdings auch in der Tat für dies Land heute keine allgemeine slawische Gefahr, zum mindesten ist für ihn die magyarische Gefahr die größere und dringendere. Wir sehen in Oberungarn, daß die kulturelle Schwächung der dortigen Deutschen zur Slowakisierung führt, weil die natürliche nationale Widerstandskraft der Deutschen gegen die umwohnende slowakische Bevölkerung durch die fortgesetzten Magyarisierungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Schule systematisch geschwächt wird.

Vielleicht hat sich Graf Tisza selbst gesagt, daß es unmöglich so weitergehen könne und daß die Magyaren sich beizeiten nach einigen Freunden im Lande umsehen müßten. Hoffentlich soll durch die magyarisch-rumänische Verständigungsaktion nicht nur der Welt Sand in die Augen gestreut werden, um sie, nach dem von vornherein erwarteten Abbruch der Verhandlungen, glauben zu machen, daß nur die Rumänen die Unverträglichen seien, die die magyarische Friedenshand brüsk zurückweisen. Für die Innerpolitik hätte solches Manöver gar keinen praktischen Wert, und darauf muß es doch hier einem ernsten ungarischen Staatsmann vor allem ankommen. Der Verdacht liegt auch nahe, daß Graf Tisza sich durch

diese Verhandlungen für den Fall, daß sie zu keinem Ergebnis führen, eine sogenannte gemäßigte rumänische Partei schaffen möchte, die er dann als gefügiges Werkzeug gegen die wirklichen Vertreter des Rumänentums gebrauchen würde. Aber auch das wäre für das Magyarentum und für den Staat ein sehr dürftiger Erfolg, weil sich dann ohne Zweifel eine noch radikalere nationalrumänische Partei bilden würde, die wahrscheinlich einen sehr merklichen Stich ins Irredentistische bekäme, um sich von ihrer politischen Konkurrentin deutlicher zu unterscheiden. Die nächsten Tage werden schon Gewißheit darüber geben, ob es zu einer Verständigung kommt, da die rumänischen Führer eben jetzt über die Anträge des Ministerpräsidenten in Ofenpest beraten. Beachtung verdient die Art und Weise, wie Graf Tisza in der Oeffentlichkeit sich über die Frage äußert; im Reichstag erklärte er, er habe den Rumänen gegenüber schon seit zwanzig Jahren den Standpunkt vertreten, daß zwischen den Rumänen und Magyaren eine Interessengemeinschaft bestehe und daß die beiden Völkergruppen der germanischen Konzentration in Mitteleuropa und den allgemeinen panslawistischen Tendenzen gegenüber ihre Kultur und ihre Freiheit nur aufeinander gestützt verteidigen können. Eine etwas abweichende Lesart seiner Rede besagt, die Magyaren und Rumänen haben nach Tiszas Auffassung den gleichen geschichtlichen Beruf: in brüderlichem Einvernehmen und gestützt auf das Germanentum die Freiheit der Kultur Europas gegen die Ausbreitung panslawistischer Tendenzen zu verteidigen. Die Forderungen übrigens, die von seiten der Slowaken sofort nach dem Bekanntwerden der ernsthaften Unterhandlungen zwischen Tisza und den Rumänen angemeldet worden sind, lassen sich hören; sie wollen, daß das berüchtigte Apponyische Volksschulgesetz abgeschafft werde, daß die einzigen drei slowakischen Gymnasien des Landes, die in den siebziger Jahren durch einen Gewaltakt der Regierung kurzerhand gesperrt worden sind, wieder ihrer Bestimmung zurückgegeben werden und daß die Auflösung des slowakischen Kulturvereins, der die finanziellen Mittel für die Erhaltung ihrer Bildungsanstalten bereitstellt, rückgängig gemacht werde. Dieser Kulturverein („Matica") hat noch im Sommer vergangenen Jahres ein Nationalprogramm aufgestellt, dessen Hauptpunkte nicht übermäßig panslawistisch klingen; sie lauten:

1. Wir wünschen die Einheit und Unteilbarkeit unseres ungarischen Vaterlandes.
2. Wir wünschen die Gleichberechtigung aller Völker Ungarns ohne Unterschied der Nationalität.

In diesem Sinne macht auch das „Budapester Tageblatt" jetzt den Vorschlag zur Güte, es solle doch ein allgemeiner Pakt mit den Nichtmagyaren geschlossen werden, dessen Inhalt in zwei Paragraphen eines Landesgesetzes niederzulegen wäre: § 1 des Gesetzes bestimmt, daß vom Tage des Inslebentretens dieses Gesetzes die Gesetze in Ungarn eingehalten

werden, und nach § 2 verpflichtet sich das Gesamtministerium „ehrenwörtlich und durch notariellen Akt“ zum Vollzug dieses Gesetzes.

Graf Tisza hat als vorsichtiger Mann gleich vorgebaut, damit sich nun nicht etwa auch die Deutschen mit ihren Forderungen melden. Er hat die Welt durch eine Reichstagsrede wissen lassen, daß die Gegensätze zwischen Magyaren und Rumänen größtenteils auf Mißverständnissen beruhen und daß das Gefühl für die Interessengemeinschaft zwischen Magyaren und Rumänen diese Gegensätze allmählich überwinden werde. Und um zu beweisen, daß dies „keine Utopie und kein theoretisches Hirngespinst“ sei, führt Tisza das Beispiel der in Ungarn lebenden Deutschen, namentlich der Siebenbürger Sachsen, ins Feld, „die vor vierzig Jahren sich in starkem Gegensatz zu den Anforderungen der nationalen magyarischen Politik befunden und sich anfangs sehr schwer in ihren Rahmen hineinzufinden vermocht hätten, aber Gott sei Dank jetzt in vollkommenem Maße verstanden hätten, daß sie ihrem Deutschtum dann den größten Dienst erwiesen, wenn sie sich in den Dienst der magyarischen Sache stellten“. In der Berichterstattung an die reichsdeutsche Presse findet sich natürlich an dieser Stelle immer das Wort „ungarisch“ statt „magyarisch“. Die magyarische Sprache hat eben für den staatsrechtlichen und für den ethnischen Begriff nur das eine Wort „magyar“, so daß sich also der magyarische Zuhörer darunter vorstellen kann was er will; er versteht aber in solchem Zusammenhang darunter immer nur die ausgesprochen nationalen Aspirationen. Tiszas Behauptung ist in doppelter Beziehung irreführend, denn es entspricht den geschichtlichen Tatsachen keineswegs, daß die Siebenbürger Sachsen sich nach dem Ausgleich von 1867 gegen die ungarische Staatlichkeit aufgelehnt hätten, und ebenso falsch wäre es, wenn man behaupten wollte, daß die Sachsen mit der landesüblichen Magyarisierungspolitik jetzt einverstanden wären. Gegen diese Politik nehmen auch die übrigen Deutschen in Ungarn immer entschiedener Stellung, während von magyarischer Seite auch die bescheidensten Bemühungen der südungarischen Deutschen, in ihren Schulen der deutschen Sprache den ihr gebührenden Platz wieder zu sichern, als Vaterlandsverrat gebrandmarkt werden und Anlaß geben zu behördlicher Verfolgung. Gerade in diesen Tagen ist gegen deutsche Lehrer in Südungarn das Disziplinarverfahren eingeleitet worden, weil sie angeblich „die magyarische Sprache nicht unterrichten“; ebenso wurde der deutsche Präses des Schulstuhls in Werschetz seines Amtes enthoben und in Strafuntersuchung gezogen, weil er die Verhandlungen des Schulstuhls, wie es das Gesetz gestattet, in deutscher Sprache leitet und weil er es beanstandet hat, daß in den katholischen deutschen Mädchenschulen seitens der Nonnen den deutschen Kindern statt deutscher Religionsbücher magyarische empfohlen worden sind. Im Sinne einer magyarisch-deutschen Verständigung liegt es auch schwerlich, daß Gesuche um Bewilligung von deutschen Theatervorstellungen in Südungarn mit der einfachen Begründung abgewiesen werden, der Minister sei „nicht geneigt, die Erlaubnis für fremdsprachige

Vorstellungen auf dem Gebiete Ungarns zu erteilen". Die fortgesetzten Preßprozesse gegen deutsche Zeitungen in Südungarn sprechen auch nicht dafür, daß man sich auf magyarischer Seite ganz klar ist über den Inhalt der vielberufenen deutsch-magyarischen Interessengemeinschaft.

In überraschendem Gegensatz zu diesen Erscheinungen steht der Gesetzentwurf des gegenwärtigen Kultusministers Jankovich über eine Mittelschulreform, wonach der Beginn des lateinischen Unterrichts aus der untersten Klasse des Gymnasiums in eine höhere verlegt werden und die erste fremde Sprache in den Mittelschulen die deutsche sein soll; zunächst ist der Landesunterrichtsrat beauftragt worden, sich mit dem Studium dieser Frage zu beschäftigen. Es ist ja möglich, daß ein solches Gesetz wirklich Rechtskraft erhält, weil die Magyaren die Vernachlässigung des deutschen Sprachunterrichts in ihren Schulen immer mehr am eigenen Leibe erfahren, und auch die Tatsache, daß in kernmagyarischen Städten deutsche Sprachkurse errichtet werden, durch die auch der Bürgerschaft das Erlernen der deutschen Sprache erleichtert werden soll, läßt vermuten, daß nach dieser Richtung ein anderer Kurs eingeschlagen wird, aber die notwendige Ergänzung solcher Maßnahmen läge doch darin, daß man auch die Deutschen nicht verhindert, sich in ihrer Muttersprache auszubilden. Die kroatische Landesregierung geht in dieser Beziehung mit gutem Beispiel voran, indem sie die Gründung eines „Bundes der Deutschen in Kroatien und Slawonien" ohne weiteres genehmigt hat; als Zweck dieses Bundes wird offen angegeben, daß er auf dem Wege der Selbsthilfe Mittel beschaffen will für die Förderung des deutschen Sprachunterrichts. Vielleicht zieht die ungarische Regierung auch ihrerseits hieraus die entsprechenden Folgerungen, um die gewünschte Anlehnung an die „germanische Kultur" zu finden, über deren Bedeutung die ungarischen Minister in der letzten Zeit wiederholt so schön zu sprechen wußten.

22. 1. 1914. Lutz Korodi.

Enver als Seraskier — Eine französische Stimme über den Zukunftskrieg — Innere Verhältnisse in Frankreich und dem Vereinigten Königreich.

Es scheint, als ob die Periode der internationalen Entspannung nicht lange anhalten wird. Allerdings steht das wichtigste Problem der Weltpolitik, die Rivalität zwischen Deutschland und England, zurzeit verhältnismäßig günstig. Schatzkanzler Lloyd George hat sogar geäußert, die Haltung des Kabinetts von Berlin während der Orientkrisis haben England solches Vertrauen eingeflößt, daß britischerseits an eine Verminderung der Flottenrüstungen gedacht werden könne. Ferner dürfte dem Anschein nach zur Erhaltung des allgemeinen Friedens beitragen, daß bezüglich der armenischen

Reformen Deutschland und Rußland in Konstantinopel gemeinsam vorgehen. Das Zarenreich wird bei dieser diplomatischen Aktion durch die Rücksicht auf den deutschen Partner mutmaßlich genötigt werden, seine Forderungen zugunsten der Armenier innerhalb gewisser Grenzen zu halten, so daß die Einführung europäischer Verwaltungsbeamten in Armenien und die Berufung lokaler repräsentativer Versammlungen ebendort die Einheit des türkischen Reichs vorläufig nicht allzu sehr gefährden können. Wie es heißt, nimmt man heute an den maßgebenden Stellen Deutschlands ein lebhafteres Interesse an der armenischen Nation als früher. Da die Bagdadbahn ihrer Vollendung entgegengeht und nun hoffentlich die kulturellen und wirtschaftlichan Bestrebungen des deutschen Volkes in der Levante erst recht einsetzen werden, muß uns in der Tat viel daran gelegen sein, nachdem wir der Freundschaft der Osmanen sicher sind, auch noch die Sympathie der einflußreichen armenischen Diaspora zu gewinnen.

Aber nur in der armenischen Frage operieren Berlin und Petersburg gemeinsam, und auch in bezug auf diese Sache werden die Russen sagen, daß die Deutschen ihnen lediglich deshalb den Arm gegeben haben, um sie bequemer hemmen zu können. Ziemlich offen dagegen bekämpfen sich der russische und der deutsche Einfluß am Goldenen Horn in der Angelegenheit der Sandersschen Militärmission. Moltke, Goltz und die anderen preußischen Offiziere, die unter Mahmud II. und Abdul Hamid in der Türkei Dienste taten, nahmen durchweg bloß die Stellung von Instrukteurs ein, also von Ratgebern und Lehrern. Dagegen sollten Sanders und sein Stab nach dem Willen der Pforte als Frontoffiziere Verwendung finden. Sanders war der Oberbefehl über das „Modell-Korps" zugedacht, das I. Armeekorps in Konstantinopel. Die einzelnen Divisionen und Brigaden desselben sollten von den Begleitern des Generals von Sanders kommandiert werden.

Dieses Arrangement wurde von der russischen Diplomatie als eine schwere Schädigung russischer Interessen hingestellt. Man behauptete an der Newa, beim Ausbruch des großen Zukunftskrieges würde ein deutscher Befehlshaber der osmanischen Streitkräfte in Konstantinopel dem Zarenreich die türkischen Meerengen schließen und so eine Hauptarterie des russischen Handels unterbinden. In der französischen Presse wurden an die Verwendung deutscher Militärs als türkische Frontoffiziere noch weitergehende Befürchtungen angeknüpft. Ein Artikel im „Correspondant", in der Nummer vom 25. Dezember, sieht neben den Deutschen und Oesterreichern auch die Schweden, Rumänen, Bulgaren und Türken — die letzteren von Deutschen kommandiert — gegen Rußland marschieren: „Das ist", sagt der „Correspondant", „das ganze Geheimnis der jüngsten französisch-englisch-russischen Intervention beim Kabinett von Konstantinopel, einer Intervention, die zum Ziel hat, die Rolle zu beschränken, die von den Deutschen Instrukteurs bei der Reorganisation der osmanischen Armee gespielt wird." Dieses Ziel hat nun die Tripelentente wirklich erreicht. Der neu ins Amt getretene Kriegsminister Enver Pascha hat General von Sanders und

seinen Stab anstatt zu Frontoffizieren zu Inspekteurs und dergl. gemacht, so daß keine eigentliche Kommandogewalt in deutsche Hände gelegt wird. Daß Sanders zu gleicher Zeit die Würde eines Muschirs (Marschalls) empfing, geschah nur, um die Dehors zu wahren. Es wird mithin bei der Ordnung der Dinge bleiben, die in der türkischen Armee für ausländische Offiziere immer gegolten hat, seitdem im Jahre 1806 der napoleonische General Sebastiani den ersten Reorganisationsversuch unternahm. Sebastiani und nach ihm Moltke und Goltz haben den eingeborenen Inhabern der Kommandogewalt ihre Ratschläge erteilt, und jene sind darauf eingegangen oder nicht, je nachdem es ihnen gut schien. Die Resultate dieses Systems, bei dessen Fortdauer sich Russen und Franzosen beruhigen wollen, sind nicht immer zu verachten gewesen, aber über halbe Maßregeln ist die Reform der türkischen Wehrmacht doch niemals hinausgekommen.

Es ist ganz klar, daß Enver Pascha, plötzlich und unerwartet seinen Vorgänger verdrängend, in das Seraskierat gelangt ist, indem er sich an die Spitze der Opposition stellte, die die Betrauung von Giaurs mit der Kommandogewalt bei den eingeborenen Offizieren notwendigerweise hervorrufen mußte. Im übrigen beruht die außerordentliche Stellung, die der neue Kriegsminister in Stambul offenbar hat, auf außerordentlichen persönlichen Eigenschaften. Der neue Seraskier hat eine glänzende militärische Vergangenheit. Den Italienern in Libyen setzte der junge Held einen zähen Widerstand entgegen, dann machte er — von dem afrikanischen nach dem thrazischen Kriegsschauplatz fliegend — nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Bulgaren verzweifelte Versuche, dem verlorenen Feldzuge eine neue Wendung zu geben und rettete wenigstens halbwegs die militärische Ehre der Türkei; schließlich ergriff er, als der schimpfliche Friede schon definitiv zu sein schien, den günstigen Moment bei der Stirnlocke, besetzte Adrianopel und gewann die Stadt für das Reich zurück.

Diesen Heros benutzt die jungtürkische Fraktion, um sich auch nach der Ermordung ihres Oberhaupts Schefket Pascha die Fortdauer ihrer Macht zu sichern. Umgekehrt benutzt Enver die Jungtürken zur Befriedigung seines ohne Zweifel brennenden Ehrgeizes. Er hat seine Verwaltung damit begonnen, daß er Hunderte von Generalen und Stabsoffizieren in Inaktivität versetzte, die sich im letzten Kriege nicht bewährt haben sollen. Eine derartige Massenverabschiedung ist nach dem unglücklichen Kriege von 1806 auch in Preußen vorgenommen worden. Aber die Kommission, die bei uns im Auftrage des absoluten Königs jenes Werk der Erneuerung des Offizierkorps an Haupt und Gliedern vollbrachte, verfuhr nach streng sachlichen Gesichtspunkten. Enver dagegen hat ganz offenbar bei der „Säuberung" des Heeres die Interessen seiner Partei und noch viel mehr die eigene Herrschaft im Auge. Der Konstitutionalismus droht das Osmanenheer völlig zu zerreiben und nach der europäischen Türkei auch die asiatische zur Teilung reif zu machen.

Ob es wirklich so weit kommen wird, hängt in hohem Maße von Enver ab. Wenn er nicht zu den wirklich bedeutenden Männern der türkischen Geschichte, wie Mohamed Köprili, gehört, wird er untergehen und wer weiß wieviel mit sich in den Abgrund reißen. Sein moralischer Mut muß jedenfalls sehr groß sein. Der Mordversuch an dem Generalleutnant Scherif Pascha, der als Emigrant in Paris lebt, hat soeben wieder bewiesen, daß der orientalische Parteigeist noch mit Mitteln arbeitet, die in der zivilisierten Welt seit einiger Zeit aus der Mode gekommen zu sein scheinen und hier höchstens noch von den Anarchisten angewendet werden. Ungeheuer aber muß der Haß sein, den der türkische Kriegsminister durch die Entlassung so vieler Offiziere auf sich gezogen hat. Allerdings sind ihm auch zahlreiche begeisterte Parteigänger in den Militärs erwachsen, die durch die „Verjüngung" des Heeres avanciert sind. Einstweilen erinnert Enver mehr als an Mohamed Köprili an jenen Mustapha Bairaktar, Pascha von Rustschuk, der unter Selim III. die Umgestaltung der Armee im abendländischen Sinne unternahm, aber nach anfänglichen Erfolgen, die er seinem außerordentlichen Mut verdankte, schließlich doch seinen Feinden im Heere unterlag und sich mit einem Pulverturm in die Luft sprengte (im Jahre 1808). Trotzdem er die Befugnisse des Generals von Sanders beschränkt hat — was übrigens eine den deutschen Interessen förderliche Wirksamkeit des Generals am goldenen Horn keineswegs ausschließt —, müssen wir Enver Pascha wünschen, daß er kein so gewaltsames Ende findet, wie jener unglückliche Bekämpfer der Janitscharen.

Männer von der Natur und in der Position Envers führen, um sich zu halten, immer Krieg, wenn sie irgend können. Weit mehr als durch die direkten diplomatischen Differenzen der Großmächte wird die Fortdauer der internationalen Entspannung durch den am Bosporus emporgekommenen Mann in Frage gestellt, von dem man nicht weiß, ob er ruhmvoll oder tragisch enden wird. Stambul wird immer explosibler. Unter der Inspiration Envers bereiten sich die Osmanen darauf vor, ihre Ansprüche an Lesbos und Chios gegen Griechenland durchzufechten. Mit fieberhaftem Eifer wird versucht, eine Flotte zu improvisieren. Volkstümliche Sammlungen und Akte der Selbstbesteuerung werden zugunsten eines Flottenbaufonds in Szene gesetzt. Gegen den Willen der französischen Regierung, wie es heißt, hat das Bankhaus Perrier in Paris der Pforte 50 Millionen vorgestreckt. Angeblich war das Geld für Kulturzwecke bestimmt, in Wahrheit aber hat die Türkei dafür den Ueberdreadnought „Rio de Janeiro" gekauft, der auf den englischen Werften für Rechnung Brasiliens sich im Bau befindet und beinahe fertig ist. Jener kühne Kapitän, der während des Balkankrieges durch seine Kreuzerfahrten von den Dardanellen nach Syra, von Syra nach Suez, von Suez nach St. Giovanni de Medua Griechen und Serben schwer ängstigte und schädigte, weilt am Gestade Albions, um den Leviathan abzunehmen und nach Konstantinopel zu führen. Wegen des Ankaufs

anderer großer Panzerschiffe steht die Pforte in den Vereinigten Staaten und Italien in Unterhandlung. Amerikanische Kapitalisten sollen 30 Millionen Pfund hergeben wollen gegen das Recht, anatolische Forsten auszubeuten, so daß die Geldmittel für eine osmanische Armada nicht fehlen würden. Da türkische Seeleute, die die technischen Fertigkeiten zur Handhabung von Dreadnoughts und Ueberdreadnoughts besitzen, selbstredend äußerst rar sind, sollen angeblich japanische Marineoffiziere in osmanischen Dienst genommen werden. Diese weitgreifenden Projekte haben etwas sehr Phantastisches, da aber die hellenische Marine an Panzerschiffen nichts besitzt als den kleinen „Averoff", so würde vielleicht der eine Brasilianer in Envers des Draufgängers Händen genügen, um die griechische Flotte in den Grund zu bohren und dem König Konstantin denselben Schicksalswechsel zu bereiten, wie er dem Zaren Ferdinand widerfahren ist. Zwar würden die Griechen ebensogut Schiffe kaufen können, wie die Türken, aber diese sind bei Kasse, jene haben in Paris vergeblich um Geld gebeten. So erwägt denn die Athener Presse voller Unruhe, ob es nicht retten könne, den „Rio de Janeiro" schon auf der Fahrt von England nach den Dardanellen anzugreifen. Andererseits wird von der hellenischen Marine Tenedos befestigt.

Auch Landrüstungen, die mit kostspieligen Bestellungen von Kriegsmaterial in Frankreich verknüpft sind, nimmt der Seraskier vor. In Kleinasien machen sich mit die besten türkischen Regimenter zur Ueberfahrt nach den Inseln bereit. Türkische und bulgarische Bandenchefs halten Zusammenkünfte, auf denen die Insurgierung der an Griechenland gefallenen Teile Mazedoniens vorbereitet worden sein soll. Denn in Bulgarien, wo die Sobranje bald nach ihrem Zusammentritt wegen revolutionärer Gesinnung wieder aufgelöst werden mußte, gibt es mehr als einen mit Enver an Kriegslust vergleichbaren Desperado. Der Zug der Verwegenheit, der in die türkische Politik gekommen ist, reißt die Pforte dazu fort, nicht allein nach den der asiatischen Küste vorgelagerten Inseln wieder die Hand auszustrecken, sondern auch in europäischen Landschaften, auf die sie beim Friedensschluß mit einer gewissen Bereitwilligkeit verzichtet zu haben schien, wieder nach der Herrschaft zu streben. So werden vom goldenen Horn aus auch Intrigen und Putsche in Albanien in Szene gesetzt. Wenn König Wilhelm von Albanien zu Beginn dieses Monats seine kleine Monarchie betritt, wird er, dank den Versuchen Stambuls, die Albanesen mohammedanischen Glaubens gegen die christliche Dynastie Wied unter Waffen zu bringen, auf noch viel mehr anarchisches Unwesen stoßen, als der fürstliche junge Optimist und seine, wie es heißt, noch viel sanguinischere Gemahlin vorzufinden von Anfang an erwarten mußten. Je mehr Unfrieden unter den großen Mächten herrscht, desto angenehmer ist es den Türken. Den Krimkrieg haben sie einst geradezu angezettelt, und seit dem Emporkommen des Jungtürkentums hat es mehr als einmal den Eindruck gemacht, als ob die kolossale politische Baissespekulation, die der große

Reschid Pascha 1853 mit so glänzendem Erfolg getrieben hat, seinen Nachfolgern als zum zweiten Male zu versuchendes Meisterstück vorschwebe. Ein Weltkrieg, so scheint man auf der Pforte zu denken, könnte die Türkei heute so gut wie im Zeitalter Nikolaus I. vor der drohenden Teilung bewahren. Und welch ein Triumph würde es für die nicht ohne Grund haßerfüllten Osmanen schon sein, wenn Enver die Räuber Bosniens und Libyens vermittelst der glaubensgenössischen Beziehungen zu Essad Pascha, Ismael Kemal, Hassan Bey und wie die mächtigen mohammedanischen Häuptlinge in Albanien sonst heißen mögen, miteinander zu verhetzen vermöchte!

Trotzdem braucht uns der abenteuerliche Einschlag in dem Gewebe der osmanischen Staatskunst einstweilen nicht zu erschrecken. Ueberall in der Levante glaubt man, daß das allzu scharfe System Enver bald schartig werden wird. Vor allen Dingen aber — die schwere Orientkrisis, die hinter uns liegt, hat offenbart, daß die herrschenden Kräfte in den großen Staaten gegenwärtig sämtlich für den europäischen Frieden arbeiten. In der Aera, die den Krimkrieg hervorbrachte, war das ganz anders. Mächte zweiten Ranges werden in unseren Tagen den Weltkrieg nicht so leicht provozieren können. Trotzdem denken die Franzosen, Gambettas Rat befolgend, immer an die Stunde, in der sie zur Revanche aufgerufen werden. Das ist auch so ganz in der Ordnung. Im Widerspruch mit Gambettas Lehre aber sprechen sie auch davon. Darum ist der oben zitierte anonyme Artikel im „Correspondant“ so überaus interessant. Er erörtert aufs allergründlichste und dabei mit einer „netteté“, die sich so nur in der französischen Literatur findet,*) die Frage, welchen Nutzen im Falle der großen internationalen Konflagration **Frankreich** aus dem **Bündnis** mit Rußland ziehen kann. Deutschland, so urteilt der Anonymus, werde die Hauptmasse seiner Wehrmacht gegen Frankreich dirigieren, Oesterreich aber nach dem Balkan zu und gegen den unsicheren Bundesgenossen Italien so bedeutende Truppenmengen stehen lassen, daß nur die Korps um Wien, Preßburg und Budapest, in Böhmen und in Galizien für den russischen Krieg in Betracht kämen. Alles in allem schätzt der „Correspondant“ die gegen das Zarenreich aufmarschierenden austrodeutschen Streitkräfte auf 407 Bataillone, denen, nur die westrussischen Korps von Petersburg, Wilna, Warschau und Kiew in Betracht gezogen, 608 russische Bataillone entgegentreten können**).

---

*) Allerdings entspricht die Gediegenheit des Inhalts nicht immer der Präzision des Stils. Beispielsweise wird Seite 1082 das IV. deutsche Korps an die ostpreußische Grenze verlegt, im Widerspruch zu Seite 1078 Ferner liegt Ostrolenka nicht, wie Seite 1094 gesagt wird, westlich von Warschau, sondern, wie Seite 1092 des Anonymus eigenes Croquis zeigt, nordöstlich.

**) Die Reserveformationen werden vom Anonymus beiderseits nicht in Anbetracht gezogen. Wohl aber erinnert er daran, daß die Zahl 608 auf russischer Seite mehr oder weniger illusorisch werden könne, wegen der Notwendigkeit, die Fremdvölker niederzuhalten, und weil von Kiew hier eventuell gegen die Balkanier von Petersburg gegen die Schweden Truppenmassen abzuzweigen sein würden.

Dieses für den Zweibund so günstiges Kräfteverhältnis ist soeben erst hergestellt oder wiederhergestellt worden, da der russische Generalstab, nachdem er 1910 die Weichselkorps nach dem westlichen Siberien verlegt hatte, auf das Andringen der Strategen an der Seine von jener Dislokation der zarischen Truppen zurückgekommen ist und Polen wieder stark besetzt hat. Das Mißtrauen gegen die Nützlichkeit der Allianz mit Rußland, das jene Rückwärtsbewegung der polnischen Garnisonen in Paris hervorgerufen hatte, war sehr stark gewesen. Frankreich will im Fall eines Krieges mit dem Deutschen Reich prompte Unterstützung von Rußland haben. Binnen 14 Tagen nach Ausbruch des Krieges, urteilt der „Correspondant", werden an den Vogesen und der Mosel die Armeen Deutschlands und Frankreichs ihren Aufmarsch vollendet haben, und dann wird sogleich eine Entscheidungsschlacht nach der andern geschlagen werden. Anders im Osten. Auch jene 4 russischen Armeen erster Ordnung, die im Frieden ihre Standquartiere bei Petersburg, Wilna, Warschau und Kiew haben, werden im günstigsten Fall erst zu Anfang des zweiten Monats nach der Kriegserklärung an der Grenze konzentriert und loszuschlagen fähig sein: „Es ist außer Zweifel", führt unser Anonymus aus, „daß die öffentliche Meinung Frankreichs sich im allgemeinen eine ganz andere Idee von der Hilfe macht, die Rußland uns bringen wird. Wenn während der zweiten 14 Tage des Krieges die großen Schlachten in Lothringen geschlagen werden und zugleich an der Ostgrenze Preußens die russische Armee nicht das geringste Lebenszeichen von sich gibt (auch im Original gesperrt gedruckt), werden viele nicht verfehlen, über Verrat zu schreien. Aber Rußland wird mit dem besten Willen von der Welt nicht mehr tun können.... Denn seine Mobilisation wird kaum beendigt und seine Konzentration noch nicht begonnen sein."

Der „Correspondant" redet also seinen Landsleuten schon im voraus gut zu, daß sie sich, wenn der Krieg kommt, durch das anfängliche scheinbare Versagen des Bündnisses mit Rußland nicht sollen entmutigen lassen. Dabei hat der Verfasser, der so geringschätzig von dem Verratgeschrei der urteilslosen Menge spricht, selber zu der Bundestreue Rußlands kein großes Vertrauen. Er äußert ungeschminkt seine Ueberzeugung, daß das Zarenreich nach etwaigen Niederlagen Frankreichs schwerlich Deutschland gegenüber in seiner feindseligen Haltung beharren werde. Ganz offenbar wirkt bei dem Autor das Mißtrauen noch nach, das durch die Zurückziehung der polnischen Besatzungen jenseits der Vogesen hervorgerufen worden ist. In diesem Argwohn sind unzweifelhaft alle französischen Militärs und Politiker einig. Vielleicht etwas weniger schwer fällt bei den reaktionären militaristischen Vorurteilen des Mitarbeiters der antirepublikanischen Zeitschrift ins Gewicht, daß er, wie es scheint, die Eröffnung des Weltkrieges durch französische Niederlagen für ein schwer abwendbares Verhängnis ansieht, weil ihm das Vertrauen zur Tüchtigkeit der demokratisierten französischen Armee abgeht: „La valeur de nos soldats ne nous donnera pas la victoire" bemerkt er schwermütig.

Was das numerische Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen betrifft, so erscheint es dem Anonymus nicht absolut entmutigend für sein Vaterland. Die Deutschen, so rechnet er, werden 6 Korps gegen Rußland aufstellen, Frankreich mit 19 Korps angreifen. Frankreich hat nach der soeben erfolgten Formierung eines neuen Korps deren 23. Aber so wenig wie der deutsche Gegner kann Frankreich alle seine Korps zu den ersten großen Entscheidungsschlachten in Lothringen heranziehen. Zwar wird die Entente mit Spanien der französischen Republik gestatten, ihre Südwestgrenze ungedeckt zu lassen, aber im Südosten gegen Italien muß unbedingt ein Armeekorps stehen bleiben. Dann fällt das Korps der Kolonialtruppen fort. Schließlich darf auch auf die beiden Korps in Algier nicht gezählt werden. Auf keinen Fall vermögen sie binnen zwei Wochen nach Ausbruch des Krieges an der Mosel zu stehen. Es bleibt aber überhaupt zweifelhaft, ob die französische Flotte sich fähig zeigen wird, gegenüber der italienischen und österreichischen jenen Truppen eine sichere Ueberfahrt zu garantieren.

Alles in allem: Die französische Republik wird den 19 deutschen Korps, die über die deutsche Grenze vorstürmen, an Mosel und Maas vielleicht mit der gleichen Zahl französischer entgegenzutreten imstande sein. Die Verteidiger werden gleichwohl an Zahl bedeutend schwächer sein als die Angreifer, weil das einzelne deutsche Armeekorps sowohl mit Mannschaften als auch mit Geschütz reicher ausgestattet ist, als das französische. Aber: „L'espoir nous serait permis“ urteilt der Verfasser des Artikels, indem er wohl, und nicht ohne Grund, von der Voraussetzung ausgeht, daß die ausgezeichnet vorbereitete Defensive mit weniger Streitkräften siegen kann, als die Offensive einzusetzen haben muß.

„L'espoir nous serait permis!“ Der Gedanke erfordert zu seiner Vollendung ein Si, und diese konditionale Konjunktion fehlt im Text auch keineswegs; sie bezieht sich auf die militärischen Minimalleistungen der „nation amie et alliée“, die diese zustande bringen muß, wenn das schwer ringende, vielleicht schon halb niedergeworfene Frankreich degagiert werden soll. Der „Correspondant“ schätzt, daß das Zarenreich 30 Tage gebrauchen wird, um die 608 Bataillone seiner Westarmeen gegen die 407 austrodeutschen aufmarschieren zu lassen. Werden aber die Preußen den Russen soviel Zeit einräumen? Der „Correspondant“ glaubt es nicht. Vielmehr sieht seine erschreckte Phantasie voraus, daß Deutschland 14 Tage nach der Kriegserklärung zum Angriff mit zwei Fronten schreitet. Vier preußische Armeekorps werden von Ostpreußen her in der Richtung auf Kowno—Grodno—Bjelostok vorbrechen und die russische Westarmee überfallen, während sie noch mitten in der Mobilmachung und dem Aufmarsch steckt. Eine derartige Aktion der Preußen würde dem Anonymus zufolge wahrscheinlich gelingen und die Konsequenz ziehen, daß auch nach 30 Tagen und überhaupt für absehbare Zeit von einer Diversion der Russen zugunsten der Franzosen nicht die Rede sein könnte.

In Anbetracht dessen — so erzählt uns der offenbar aus erstklassigen Quellen schöpfende Anonymus — bestürmt die französische Regierung schon lange die russische, das Zarenreich in den Stand zu setzen, daß es im Kriegsfall nach 14 Tagen gleichfalls fertig ist und die Offensive ergreifen kann. Dazu würden im Frieden in russisch Polen und den angrenzenden Gubernien umfassende Vorbereitungen erforderlich sein, über die der Anonymus äußert: „Das Netz der telegraphischen und telephonischen Verbindungen ist sehr dünn; nach den meisten Dörfern kann die Mobilisationsordre nur durch berittene Estafetten überbracht werden (auch im Original gesperrt); das heißt, ihre Vorbereitung kann nur langsam sein. Ebenso sind ganze Landschaften von Eisenbahnen entblößt. Das versetzt die Reservisten in die Notwendigkeit, zu Fuß einzurücken und zwingt dazu, die requirierten Pferde auf der Landstraße*) heranzuführen . . . . . Es folgt daraus, daß die Phase der Mobilisation bei unseren Alliierten sehr lang sein muß, während ihre Dauer in Frankreich und Deutschland nur vier Tage beträgt. Schließlich wird auch die Periode der Konzentration in Rußland viel länger sein als in Frankreich und Deutschland, gleichermaßen wegen der Leistungsunfähigkeit des Eisenbahnnetzes . . . Abgesehen von zwei oder drei Linien, wie Petersburg—Moskau und Berlin—Petersburg, überschreitet die mittlere Schnelligkeit der raschesten russischen Züge nicht 40 Kilometer die Stunde. Die Geleise sind nur für diese Höchstgeschwindigkeit gebaut und würden fast nirgendwo erlauben, sie ohne Gefahr zu überschreiten . . . . Seit Anfang September 1913 haben die russischen Zeitungen eine sehr große Zahl von Eisenbahnunfällen gemeldet . . . Der größte Teil davon ist anscheinend auf die Unsolidität der Geleise zurückzuführen, die nur auf einen leichten und nicht allzu intensiven Dienst berechnet sind."

Seit langer Zeit bestürmt, wie unser Anonymus zu berichten weiß, der französische Generalstab den russischen, jenen Zustand mangelnder strategischer Federkraft zu heben. Die Franzosen wollen gern die Milliarden leihen, die erforderlich sein würden, um Kongreßpolen, Littauen usw. mit zahlreichen und besseren Bahnen und Straßen, sowie mit einem engeren Telegraphen- und Telephonnetz auszustatten, sowie auch um an den Mobilmachungspunkten der Armeekorps schon im Frieden große Mengen von Mundvorrat aufzustapeln. Die französische Republik will 14 Tage nach dem Beginn der Feindseligkeiten die Russen auf dem Marsch nach Berlin sehen. Sehr merkwürdig ist der Operationsplan, den der französische Generalstab dem russischen vorzuschreiben bemüht ist. Der nächste Weg

*) In einer Anmerkung entwirft der Anonymus ein niederschlagendes Bild von den Mobilisationstransporten, wie sie sich im Zarenreich vollziehen würden, mit seinen wenigen makadamisierten Chausseen und einem Straßennetz, das in keiner Weise geeignet ist, von großen Massen befahren oder auch nur begangen zu werden. Im Frühjahr und Herbst verwandeln sich die Wege vielfach in unpassierbare Schlammlöcher.



von Rußland nach Berlin geht über Warschau. Von der dortigen Grenze bis zur Hauptstadt des Deutschen Reichs sind nur 300 Kilometer. Leider ist aber Warschau als Basis einer russischen Offensive nicht verwendbar. Ein Heer des Zarenreichs, das aus Kongreßpolen in Deutschland einfiele, würde nicht nur von Ostpreußen, sondern auch von Galizien her in Flanke und Rücken gefaßt werden können. Vor sich hätte es die deutschen Armeekorps von Posen und Schlesien. Und damit würde die Zahl der günstigen austrodeutschen Positionschancen noch nicht einmal erschöpft sein. In Böhmen sind die Eisenbahnen auch unter dem strategischen Gesichtspunkt angelegt, daß die dortigen Korps je nach Bedarf sowohl nach Galizien als auch über die Grenze nach Schlesien geschoben werden können.

Deshalb verwirft der französische Generalstab die auf Warschau basierte russische Offensive gegen Deutschland. Die russischen Strategen, bemerkt der „Correspondant“, sind damit auch vollkommen einverstanden und wollen die andere Einbruchstraße über Grodno in Litauen wählen, die, durch Ost- und Westpreußen führend, bis zur deutschen Hauptstadt 6 bis 700 km Länge hat — vorausgesetzt, daß sie sich überhaupt zum Marsch auf Berlin entschließen. Dazu werden die Russen sehr schwer zu bringen sein, klagt der „Correspondant“. Sie wollen ihren Angriff nicht gegen Deutschland sondern gegen Oesterreich richten. Der französische Generalstab ist seit langer Zeit angestrengt bemüht, sie dieser Idee abwendig zu machen, aber, sagt der Anonymus richtig: „Rußland . . . ist eine asiatische Macht.“ Die westlichste Grenze, bis zu der seine politischen Absichten reichen, sind die von wesensverwandten Völkerschaften bewohnten Karpathenländer, in denen gegenwärtig der Ruthenenprozeß spielt. Wie es scheint, sind nach der Auffassung der französischen militärischen Kreise die politischen Absichten des Zarenreichs auch für seine strategischen maßgebend. Von Oesterreich hofft es einmal etwas zu erobern, darum soll gegebenenfalls auch Oesterreich angegriffen werden und nicht Deutschland.

„Zar aller Reußen“ nennt sich absichtsvoll der Autokrat in Petersburg. Zu den Russen gehören auch die Ruthenen, die ein Zweig des Kleinrussentums sind. Ein alter Gedanke des Kabinetts von St. Petersburg ist, das unassimilierbare Kongreßpolen gegen das östliche Galizien und, wenn möglich, das von Ruthenen bewohnte Stück Nordungarns auszutauschen. Um so zäher hat man sich an der Newa dagegen gesträubt, in Frankreich schwere Schulden zu machen, damit das Transport- und Nachrichtenwesen in Polen verbessert werde. Noch als der russische Ministerpräsident Kokowzoff vor kurzem in Paris war, suchte er dem Ansinnen, dort Geld für strategische Eisenbahnbauten in Westrußland aufzunehmen aus dem Wege zu gehen. Anstatt dessen forderte er eine auf fünf Jahre zu verteilende Summe von mindestens drei Milliarden Franken, die der französische Kapitalist Rußland vorstrecken sollte, um dem Herzen des Zarenreichs, dem Gebiet von Moskau, eine bessere Eisenbahnverbindung mit der Wolga und dem Ural zu verschaffen, ferner um die Landschaften Semiriatschenk und

Semipalatinsk, an der Grenze Chinesisch-Turkestans und der Mongolei, mit Schienenwegen zu versehen, schließlich für gleichartige Anlagen in Kaukasien, der Krim und sonst am Schwarzen Meer.

Alle diese Eisenbahnpläne, sagt der Anonymus, versprechen gewiß namhaften wirtschaftlichen Nutzen, aber, vom französischen Standpunkt aus gesehen, keinen strategischen, und darum muß Frankreich, aus Sorge für seine Existenz als unabhängige Macht, darauf bestehen, daß das französische Kapital die von den Russen gewünschten Bahnen im Osten nur dann fundiert, wenn jeder in Frankreich für eine solche Schienenstraße aufgenommenen Anleihe des Zarenreichs die Emission einer anderen entspricht, deren Erlös in Westrußland für strategische Bahnbauten und andere Maßregeln zur Vorbereitung einer kriegerischen Offensive verwendet wird. Soeben wird aus Paris telegraphisch gemeldet, daß zwischen der französischen und der russischen Regierung ein derartiges Abkommen in der Tat geschlossen worden ist. Der Artikel im „Correspondant“ hat also prompt gewirkt.

Da der Verfasser des Aufsatzes aber durch und durch mit Pessimismus erfüllt ist in Hinsicht auf den Vorteil, den in der Stunde der Gefahr sein Vaterland aus der Allianz mit Rußland ziehen wird, so läßt er zwischen den Zeilen die Ueberzeugung durchblicken, daß auch nach der Herstellung der strategischen Bahnen in Polen und Litauen und der Annahme des französischerseits gewünschten Operationsplans durch den russischen Generalstab die bärtigen Krieger des Zaren Nikolaus nimmermehr in Berlin einziehen werden. Jedenfalls werden gemäß der Voraussicht des französischen Autors die die Ostgrenze Deutschlands verteidigenden sechs Armeekorps in dem gewaltig ausgedehntem Gelände nur ganz langsam zurückgehen, indem sie sich mit den Festungen Königsberg, Danzig, Posen usw., sowie mit den Stromläufen gegen den nachrückenden Moskowiter decken. Im Posenschen haben die Deutschen, wie der Anonymus ausdrücklich konstatiert, keinen Abfall der Bevölkerung zu den Russen zu befürchten. So glaubt denn der Anonymus kaum, daß es der russischen Armee gelingen wird, die deutsche Heeresleitung zur Detachierung von ein paar Korps aus Frankreich nach Ostelbien zu zwingen: „Was bei einem energischen Vorstoß der Russen in der Richtung Königsberg—Allenstein für Frankreich herauskommen würde: „wäre besonders die Gewißheit, daß unser Bundesgenosse sich überhaupt wirklich und ernst auf den Krieg einläßt. . . . Wenn sich Rußland dagegen nicht von den ersten Tagen an gründlich engagierte (auch im Text gesperrt), und wenn das Unglück wollte, daß wir im Anfang von schweren Unglücksfällen heimgesucht würden, wer möchte dann wohl wagen, sich entschieden auf die „Ritterlichkeit“ unseres Bundesgenossen zu verlassen? . . .“ Und die schweren Niederlagen, meint der Anonymus, sind für Frankreich unausbleiblich, wenn Rußland sich nicht in die Bereitschaft versetzt, zwei Wochen nach der Kriegserklärung die deutsche Grenze zu überschreiten. Andernfalls werden nicht nur die Deutschen, nachdem sie den russischen Aufmarsch in

Litauen über den Haufen geworfen haben, die Armeekorps in Posen und Schlesien nach Frankreich nachschicken, sondern auch ein bis zwei österreichische Korps werden aus Böhmen ebendorthin gehen.

Die Kritik, die der Anonymus des „Correspondant“ bei seinen Landsleuten gefunden hat, vermochte ihn nicht zu widerlegen. Wenn besonders seinem Verdacht, daß Rußland, gesetzt es lasse sich jemals auf den Zukunftskrieg ein, ihn schlaff führen und sich bald wieder herauszuwickeln suchen werde, an der Seine lebhaft widersprochen wurde, so brauchen wir diese politisch und militärisch weitführende Frage hier nicht zu erörtern. Genug, daß wir konstatieren konnten, wie sich heute in Frankreich bezüglich des Russenbündnisses eine unverhüllte Skepsis dreist hervorwagt, und welche wuchtigen Argumente sie für ihre verneinende Ansicht ins Feld führt. Die Summe, welche Frankreich Rußland geliehen hat (dem Staat, den öffentlichen Korporationen, dem Handel und der Industrie), berechnet der Anonymus auf 17 024 796 193 Franken. Diese 17 Milliarden, sagt er mit bitterem Sarkasmus, sind absolut sicher, vorausgesetzt, daß immer neue Milliarden hinterhergehen, um sie zu retten. Ohne Zweifel wird der Aufsatz im „Correspondant“ an seinem Teile dazu beitragen, daß die Gefahr für die internationale Entspannung, die durch die abenteuerliche Politik der Machthaber in der Türkei zu entstehen droht, beseitigt wird, ohne weitere Kreise zu ziehen.

Die verhältnismäßige Aufheiterung des europäischen Horizonts gestattet den Völkern unseres Weltteils, sich dem Luxus innerer Streitigkeiten mit noch größerem Eifer als vorher hinzugeben. In Frankreich ist das Ministerium Barthou gefallen und durch ein Kabinett Doumergue ersetzt worden, das noch um eine Nuance kirchenfeindlicher und antiplutokratischer ist als die gestürzte Regierung auch schon war. Das Ministerium Doumergue hat seine Laufbahn damit begonnen, daß neue Strafbestimmungen zum Schutz der atheistischen Volksschulen durch die Deputiertenkammer gebracht wurden und ferner mit einer Erhöhung der Offiziergehälter bis zum Brigadekommandeur inklusive. Dem deutschen Beobachter kommt sowohl jene militaristisch-irreligiöse Verkoppelung auffallend vor als auch, daß gerade eine so rote Verwaltung wie die Doumergues, die Verantwortung für eine so „unproduktive“ Ausgabe, wie die Steigerung der Offiziersgagen übernommen hat. Es kommt aber ein großer Teil der bewilligten Summe den Subalternoffizieren zugute, die infolge des freien Avancements vielfach aus dem Unteroffizierstande hervorgehen. Im Jahre 1911 war der Finanzminister des Kabinetts Doumergue und sein geistig hervorragendstes Mitglied, Caillaux, unter dem damaligen Ministerpräsidenten Monis, gleichfalls zum Inhaber des Portefeuille der Finanzen ernannt worden. Unter den Auspizien dieses Politikers, dessen Vater, beiläufig bemerkt, Finanzminister in dem berüchtigten antirepublikanischen Ministerium Mac Mahons vom 17. Mai 1877 war, ist von dem Kabinett Monis die Zahl der aus dem Unteroffizierkorps

zu entnehmenden Leutnants erhöht worden. Heute, wo Caillaux wieder am Ruder ist, folgt die Steigerung der Gagen nach.

„In Frankreich regiert das Kleinbürgertum", hat einmal der verstorbene österreichische Minister Graf Aehrenthal gesagt. Das ist in hohem Grade eine Wahrheit. Jene Centurionen, die die Republik so besonders freundlich behandelt, sind die Kleinbürger; ebenso wie die Volksschullehrer, die die aggressive Richtung der Kirchenpolitik wesentlich mitbestimmen. Auch die Post- und Eisenbahnbeamten, die durch ihre unersättlichen Lohnforderungen der Republik schwere Sorgen bereiten, sie aber auch wieder stützen, sind Kleinbürger. Schließlich ist das gesamte französische Ackerbürgertum heute der republikanischen Staatsform zuverlässig ergeben, trotz der Priesterfresserei, die von den demokratischen Häuptlingen betrieben wird. Allerdings ist gleichwohl jene Aehrenthalsche Auffassung nicht unbedingt wahr. Die großen politischen Parteien pflegen allerdings bestimmte soziale Schichten zu Substraten zu haben, aber es gehört andererseits auch zu ihrem Wesen, daß sie mit einzelnen Klassen der Gesellschaft nicht absolut identifiziert werden können. So zählt das in Frankreich herrschende Regime auch oberhalb der Kapitänscharge in der Armee überzeugte Anhänger, zum Teil egalitäre und freidenkerische Idealisten wie den soeben verstorbenen kommandierenden General Picquart und seinen ihm nicht lange im Tode vorangegangenen Gesinnungsgenossen André, den viel angefeindeten Kriegsminister der zur Macht gelangten Dreyfusards.

Man kann die gegenwärtig in Frankreich maßgebenden Gruppen der republikanischen Partei ihrer politischen Richtung nach als die Epigonen des Girondismus von 1791 bezeichnen, der in Verbindung mit der Armee stand, indem er den Krieg gegen „die Könige" zu provozieren suchte. Diese Einheit von Heer und Demokratie hat sich trotz mancher Trübungen von der großen Revolution bis heute erhalten. Sie umfaßt sogar bedingterweise die sozialistische Partei mit. Es ist kein reiner Zufall, daß Herr Jaurès aus einer Familie hoher Offiziere stammt. So ist es denn aus inneren Gründen zu erklären, daß das Kabinet Domergue die Gehaltserhöhungen für die Offiziere nicht auf die unteren Grade beschränkt hat, sondern daß, wenn auch erst nach einigem Schwanken, die Maßregel bis tief in die Generalität hinein erstreckt worden ist.

Jede Mehrbelastung der französischen Steuerzahler ist insofern ein recht bedenklicher Schritt, als die finanziellen Folgen der zwecklosen und unerhört harten Verlängerung der militärischen Dienstzeit nicht umhin können, mit solcher Wucht auf die Nation zu fallen, daß das dem Militarismus zu Liebe angenommene neue Wehrgesetz sich auch von dieser Seite her als ein nationales Unglück erweisen wird. Obwohl das französische Nationalvermögen hinter dem deutschen zurückgeblieben ist, haben die Franzosen sich die gleichen militärischen Ausgaben auferlegt wie wir. Neben dem Heer erhebt die Flotte Geldansprüche, indem sie verzweifelte Anstrengungen macht, ihren alten Rang unter den Marinen der Erde zurückzugewinnen.

Dann verschlingt Marokko hunderte von Millionen. Dabei wirtschaftet auch die französische Zivilverwaltung viel teurer als die deutsche. Die Demokratie, die den französischen Staat beherrscht, will auch von ihm leben. Die Lehrer- und Beamtengehälter steigen fortwährend, die Altersversorgung der Arbeiter wird viel unbedenklicher, als in Deutschland der Staatskasse aufgebürdet. Zwar macht der eigentümliche Zustand der französischen Industrie, die einerseits noch immer bedeutende Gewinne abwirft, andererseits aber nur innerhalb beschränkter Grenzen arbeitet, kolossale Summen für die Anlage in fest verzinslichen Werten frei. Dazu wirkt die künstliche Beschränkung der Fortpflanzung des Volks kapitalbildend. Aus diesen Gründen darf der französische Staat darauf rechnen, die Anleihe von 1900 Millionen, die er braucht, bequem unterzubringen. Schätzt man doch, daß heute volle 6 Milliarden Franken zu kaum ein Prozent Zinsen in den Banken deponiert sind und der Investierung harren*). Um so schwieriger wird es sein, die kolossalen dauernden Mehrausgaben für die Wehrmacht zu decken. Die Franzosen sind immer eine hochbesteuerte Nation gewesen; jetzt sollen sie nun zu ihren übrigen Bürden noch die Einkommensteuer übernehmen, die bereits durch die Deputiertenkammer gegangen ist, während der Senat sich noch dagegen sträubt, und Finanzminister Caillaux will außerdem eine Vermögenssteuer hinzufügen. Ferner erwägen die Finanztheoretiker jenseits der Vogesen die Einführung großer Monopole, die neben die schon bestehende Tabak- und Zündholzregie treten sollen. Es ist doch keineswegs sicher, daß die französische Steuerverfassung, die immer wegen ihrer Elastizität gerühmt wurde, die neuen Lasten tragen kann und daß der fiskalische Druck die Volkswirtschaft des Landes ungeschädigt läßt. Was jenen enormen Geldüberfluß anbetrifft, so ist er, von höheren Gesichtspunkten aus betrachtet, kein gutes Zeichen; er bedeutet zwar individuelles Gedeihen, aber nationale Stockung.

Auch die verfassungsmäßigen Institutionen, vermittelst deren jene ernsten Probleme gelöst werden sollen, bewähren sich keineswegs so besonders, daß wir, im Zorn über Zabern und den Preußenbund, mit Neid auf die inneren Zustände der Nachbarrepublik sehen müßten. Niemand in der Welt, der etwa bis zum Jahre 1900 an Frankreichs innerer Politik lebhaften Anteil nahm, hat sich dafür interessiert, als Herr Barthou aufstehen mußte, damit Herr Doumergue sich hinsetzen konnte. Auch daß Herr Briand unmittelbar nach dem Amtsantritt des Ministeriums unternommen hat, aus dem Flugsand der parlamentarischen Gruppen eine Opposition zusammenzukneten, die ebenso republikanisch, ebenso aufgeklärt, ebenso volksfreundlich zu sein behauptet, wie die Anhängerschaft der Minister, läßt Europa kalt. Es ist ein geistloser, abstoßender Kampf um die Aemter, bei dem politische Krankheiten, wie Religionsverfolgung, Prägravation der Reichen und Militarismus, immer

*) Nummer des „Correspondant“ vom 25. Dezember vorigen Jahres, S. 105, 1. Anmerkung.

weiter um sich greifen, während ein fressender Fiskalismus vielleicht nicht weniger unheilvoll als der italienische in den französischen Staatskörper einzudringen im Begriff steht. Daß in solcher Stickluft, wie sie in den Kammern der französischen Republick herrscht, das Erbübel des reinen Parlamentarismus, die Schwäche und Kurzlebigkeit der Regierungen, nicht auszurotten ist, versteht sich von selbst. Aus Furcht, durch Herrn Briand vorher vom Sitz an der großen Kurbel verdrängt zu werden, die die wohlbeeinflussende Maschinerie des Präfektensystems dreht, hat Herr Doumergue die Neuwahlen zur Deputiertenkammer, die im Mai stattfinden sollten, auf den April vordatiert. Vox populi vox dei!

Die innere Politik Englands ist unter dem demokratischen Ministerium viel fruchtbarer an anerkennenswerten gesetzgeberischen Leistungen als die des jüngsten Frankreich gewesen. Vor mir liegt ein Buch: „Aspects of the irisch question by Sidney Broons." Maunsel and Company. Dublin and London 1912. Wer außerhalb Englands noch daran zweifeln konnte, ob die britischen Liberalen recht daran getan haben, die Homerule-Forderung der Iren anzunehmen, muß durch jenes Buch belehrt werden. Der Verfasser verdient trotz kundgegebener Deutschfreundlichkeit in Deutschland kein ganz unbedingtes Vertrauen; er hat zur Zeit, wo die Spannung zwischen unserem Vaterland und Großbritannien noch groß und gefährlich war (Januar 1912), in einem Zeitschriftartikel dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg untergelegt, er habe in den Reichstagsreden vom 10. November und 5. Dezember 1911 für das deutsche Volk das Recht in Anspruch genommen: „To make its strength and capability pravail in the world." Herr Brooks hätte damals kritischen Sinn genug zeigen müssen, um zu erkennen, daß ihm eine tendenziöse Uebersetzung der Kanzlerrede vorlag. Seine Fähigkeit zur Kritik, wo er kritisch sein will, hat er in dem Buch über Irland erwiesen. Vortrefflich ist seine Analyse der irischen Nationalistenpartei. Der Caukus, der den Führern, vielfach höchst ehrenwerten Leuten, die Macht gibt, sitzt hauptsächlich in den irischen Landstädten, die von schmutziger Armut und ohne alles geistige Leben sind. Schankwirte und Wucherer bilden hier die Parteiorganisation, denn andere „prominente" Existenzen gibt es in der irisch-katholischen Provinz nur sporadisch. Allerdings ist die Geistlichkeit da, aber der Klerus ist mit der Homerulepartei keineswegs identisch, sondern geht seinen eigenen Weg, der oft genug ein anderer als der der nationalistischen Agitatoren war. Eben weil der irische Nationalismus in gewissem Sinne als eine Interessenvertretung der Schnapsverkäufer und Geldverleiher angesehen werden kann, ist Brooks erst recht für Homerule. Das ist keine Paradoxie, sondern ein sehr vernünftiges politisches Urteil. Brooks meint, wenn die Iren erst erreicht haben, was sie alle wollen, das Parlament in College Green und ein diesem verantwortliches Ministerium, wird die Spaltung unter den Anglophoben der grünen Insel sofort eintreten, und in das Parteitreiben dort ein neuer Geist einziehen, der der Reichseinheit nichtmehr gefährlich ist. Schon haben die irischen

Bauern, denen die Wyndhamsche Landakte von 1903 zusammen mit dem internationalen Aufschwung der Landwirtschaft eine verbesserte wirtschaftliche Position gegeben hat, -ihren Willen kundgegeben, sich nunmehr auch von der Schuldknechtschaft der glaubensgenössischen Giftmischer und Blutsauger in den Landstädten zu emanzipieren. Unter der Führung eines protestantischen Grundherrn, Sir Horace Plunkett, sind zur Vollbringung jenes ökonomischen Befreiungswerkes, dessen Gelingen freilich die Homerulepartei, so wie sie ist, auch politisch depossedieren würde, bäuerliche Kreditgenossenschaften gegründet worden, und sie gedeihen. Das irische Landvolk ist überhaupt aufgewacht; es macht sich die Fortschritte der agronomischen Technik zu Nutze und übt fleißig Selbstverwaltung in den Grafschaftsräten, die England ihm vor ein paar Jahrzehnten verliehen hat. Als ein Stand freier Eigentümer ist das irische Landvolk gegenwärtig besser daran, als die Masse des englischen, und wird deshalb bald anfangen, alle revolutionären Theorien zu verabscheuen, ja in gewissem Sinne torystisch zu denken.

Die katholische Geistlichkeit Irlands ist heute gleichfalls in ein sozusagen torystisches Fahrwasser gekommen. Hierin stimmt das Buch von Brooks mit anderen Publikationen überein, die jüngst über die irische Frage in der englischen periodischen Publizistik erschienen sind. Eine tiefe Kluft hat sich aufgetan zwischen den geistlichen Herren und der Arbeiterbewegung in Dublin. Hier steht ein gewisser Larkin an der Spitze eines Monsterstreiks. Der Mann ist irischer Katholik, aber bloß ziviliter verheiratet, was in der irischen Provinz schon genügt, um die Partei, die sich von ihm führen läßt, unheilbar zu diskreditieren. Uebrigens hat Larkin auch die Sünde begangen, die Arbeiterkinder aus den schrecklichen Dubliner Slums, die infolge des Streiks zu verhungern drohten, nach Großbritannien zu bringen. Jenseits des St. Georgskanals werden sie von gesinnungsverwandten Gewerkvereinen gespeist, aber die Priester fürchten, daß sie in der protestantischen Umgebung an ihrem Seelenheil Schaden nehmen können. So findet die römisch-katholische Hierarchie aus dem Zwiespalt der Weltanschauungen heraus hundert Gründe, um sich der neu entstandenen Arbeiterpartei feindselig zu zeigen. Sie pflanzt ihre Antipathien auf die Bauern fort, die, obwohl sie soeben erst selber durch die Agrargesetzgebung zu Proprietärs gemacht worden sind, doch schon voll sozialen Sondergeistes sind und einem Hinübergreifen der Lohnbewegung auf die Landarbeiter vorzubeugen suchen.

Larkin ist aus Belfast, wo er vorher agitiert hatte, nach Dublin gekommen. In Ulster mit seiner Großindustrie sieht Brooks den Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital die überlieferten konfessionellen Feindseligkeiten, in den Hintergrund drängen. Damit wäre die Gesundung der politischen Zustände Irlands, die Brooks infolge der Bewilligung von Homerule kommen zu sehen hofft, vollendet. Nach der skizzierten Reinigung und Erneuerung des irischen Parteilebens würden sich nicht nur in Ulster, sondern auf der ganzen grünen Insel Katholiken und Protestanten zur Bekämpfung der sozialrevolutionären Bestrebungen zusammenfinden können, das

befriedigte Irland aber würde trotz des eigenen Parlaments inniger mit Großbritannien verschmelzen als je.

Einen Augenblick hat es geschienen, als ob sich dem Schwergewicht dieser Gründe zugunsten von Homerule auch die unionistische Opposition im englischen Parlament nicht entziehen würde. Sie war, wie gemeldet wurde, bereit, ein Kompromiß über die Homerulebill abzuschließen. Aber der aus dem 17. Jahrhundert stammende Religionshaß in Ulster, den der vielleicht etwas zu weitsichtige Brooks schon durch die sozialen Streitigkeiten des 20. überschattet glaubte, hat, so heißt es, die Verständigung zum Scheitern gebracht. Beachtenswerte Stimmen in der englischen Presse behaupten, daß in dem Parlament des Vereinigten Königreichs, dessen Zusammentritt unmittelbar bevorsteht, über die irische Frage Kämpfe von ganz unerhörter Leidenschaft ausbrechen würden. Der Parteigeist würde dann auch in dem Lande der politischen Erbweisheit wieder einmal über den guten Willen zu sachlicher Behandlung öffentlicher Angelegenheiten gesiegt haben.

Daniels.

Zabern und kein Ende.

Wenn man sich einen Staat vorstellen könnte, in dem die Bürger die Regierung wählen, aber keine Parteigegensätze vorhanden sind, so ist kein Zweifel, daß immer nur ein ganz geringer Teil der Berechtigten sich an den Wahlen beteiligen würde. Denn ob dieser oder jener besser geeignet ist für ein Amt, ist für den Einzelnen aus eigener Einsicht meist gar nicht zu entscheiden und läßt ihn deshalb gleichgültig. Erst die Parteigegensätze bringen das politische Leben hervor, entzünden das Interesse am Staat und führen die Massen der Bürger an die Wahlurnen. Die Parteien sind also für das politische Leben unentbehrlich, aber indem sie unentbehrlich sind, sind sie es auch zugleich, die das politische Leben verderben. Sie haben nicht das reine Staatsinteresse im Auge, sondern ihr eigenes, was vom Staatsinteresse oft ziemlich weit abweicht. Sie streben nicht nach der Wahrheit, sondern müssen oft suchen, eben um ihres Interesses willen, sie zu verhüllen. Um Anhänger zu gewinnen, reizen sie die Leidenschaften auf. Niemals dürfen sie friedlich gesinnt sein, denn damit würden sie den Eifer ihrer Freunde einschläfern. Sie suchen eben deshalb den eigenen Gegensatz zu anderen Parteien so groß wie irgend möglich darzustellen. Sie übertreiben nach jeder Richtung; sowohl ihre eigenen Prinzipien, wie die der Gegner. Nicht Vaterlandsliebe und Zusammenstehen aller Volksgenossen ist ihr Lebensprinzip, sondern ihr Element ist Feindschaft, Haß und Verfolgung. Mit Vorliebe bringen sie die Böseſten an die Spitze, weil sie die Entschlossensten scheinen. So klagt denn der wohlgesinnte Staatsbürger über die Unerträglichkeit der Parteiverhetzung, und der Poli-

tiker selber gibt zu, daß die Politik den Charakter verderbe. Trotz allem: Wir müssen die Parteien haben, denn ohne sie könnten wir in politischem Sinne überhaupt nicht leben.

So müssen wir auch einen Zwischenfall wie „Zabern" hinnehmen als ein in all seiner Zufälligkeit doch Unvermeidliches. Der erste Anlaß in seiner fast lächerlichen Geringfügigkeit reizte die in der Tiefe ruhenden Gegensätze unseres Staatswesens bis zur äußersten Leidenschaftlichkeit auf. Nicht bloß der Gegensatz von Heer und Bürgertum, nicht bloß der Gegensatz der Parteien, sondern auch der Gegensatz von Offizierkorps und Beamtentum und schließlich sogar der Gegensatz von Deutschtum und Preußentum wurden auf die Schanzen gerufen; das ganze Reich erbebte vom Kampfgeschrei, bis sich endlich doch die Besonnenheit wieder durchrang, man sich zu dem gemeinsamen Vaterlandsgedanken wieder durchzufinden suchte und rief, daß von dieser widerwärtigen Geschichte nun genug gesprocken sei. In seiner ausgezeichneten Rede vom 23. d. M. hat der Reichskanzler selbst ermahnt, nicht länger in den Wunden herumzuwühlen, sondern zu sorgen, daß solche Konflikte in Zukunft vermieden werden.

So sehr man wünschen möchte, daß diese Mahnung beherzigt werde, so bald wird das doch schwerlich geschehen. Es sind immer von neuem solche Fehler gemacht worden, daß die bösen Nachwirkungen noch auf lange hinaus zu spüren sein werden.

Ich huldige im allgemeinen der Anschauung, daß die Hauptgefahren der Zukunft vom Reichstage her drohen und daß es geraten ist, seine Macht nach Möglichkeit einzudämmen, die Macht der Regierung, wie sie im Beamtentum und Offizierkorps organisiert ist, zu stärken. Auch in dem vorliegenden Falle würde ich gern bedingungslos der rein militärischen Auffassung beipflichten. Aber es ist mir unmöglich. Schließlich beruht doch unser Staatswesen, so gewiß die Armee das eigentliche Fundament ist, nicht auf ihr allein, sondern es beruht auf dem dauernd schwebenden Gleichgewicht verschiedener Kräfte, und dies Gleichgewicht ist augenblicklich zuungunsten des Reichstages und der in ihm vertretenen Kräfte gestört, und es ist nötig, es wiederherzustellen.

Der Leutnant v. Forstner ist vom Kriegsgericht in der zweiten Instanz freigesprochen worden unter einer Ausdehnung des Begriffs der putativen Notwehr, der jeden Bürger in einem Konflikt mit einem Militär in Lebensgefahr bringen kann.

Der Oberst v. Reuter ist freigesprochen worden, gewiß mit Recht insofern man ihm den guten Glauben zubilligte, daß er von der Zivilgewalt verlassen sei und gezwungen und berechtigt, sich selbst zu helfen. Aber der Oberst v. Reuter hat die arretierten Bürger die ganze Nacht in Gefangenschaft gehalten. Er hat das damit erklärt, daß, wenn er sie wieder hätte laufen lassen, der Spektakel sofort wieder angefangen haben würde und es dann vielleicht zu Blutvergießen gekommen wäre; er habe also Schlimmeres verhütet. Diese Erklärung hat Eindruck gemacht. Aber der Grund schlug

doch nicht durch für die ganze Nacht. In einem Städtchen wie Zabern liegt um 11 Uhr spätestens alles in den Federn. Wenn der Oberst seine Gefangenen um ein Uhr entlassen hätte, wäre ganz gewiß nichts mehr passiert. Die völlig unmotivierte Verlängerung der Haft die ganze Nacht hindurch war also unzweifelhaft eine strafbare Freiheitsberaubung. Für Freiheitsberaubung kann nach dem bürgerlichen Strafgesetzbuch auf bloße Geldstrafe erkannt werden. Das Gericht aber hat selbst diese nicht für nötig erachtet, und gegen dieses Urteil ist nicht die Entscheidung der höheren Instanz angerufen worden. Das war ein um so schwererer Fehler, als sich herausstellte, daß der Vertreter der Anklage sehr wesentliche Belastungszeugen nicht geladen hatte und sie sich erst selber hatten melden müssen, und daß der Vorsitzende des Kriegsgerichts durch Telegramme an bekannte Heißsporne in dem Kampf der öffentlichen Meinung, wennschon nicht die Unparteilichkeit, doch jedenfalls den Schein der Unparteilichkeit verletzt hatte.

Dabei ist noch gar nicht einmal in Betracht gezogen, daß die Frage, wie weit der Oberst v. Reuter sachlich bei seinem Vorgehen im Recht war, keineswegs völlig geklärt ist. Zwar hat das haltlose Auftreten des Kreisdirektors Mahl vor dem Gericht einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht, aber die Haltung der Ersten Kammer in Straßburg gibt doch sehr zu denken. Die Elsässer nennen sie die „Schwaben-Kammer", weil sie vorwiegend aus Altdeutschen besteht. Selbst diese Körperschaft aber hat mit allen gegen drei Stimmen sich auf die Seite der Zivilverwaltung gestellt, und zur Majorität gehörten Männer wie Curtius, der Präsident des Konsistoriums, und Höffel, der als geborener Elsässer im Reichstag der Reichspartei angehörte, Männer, gegen deren moralische Autorität gar nicht aufzukommen ist.

Hätte die Armee denn wirklich an ihrer Stellnng etwas verloren, wenn es bei der Verurteilung des Leutnants v. Forstner geblieben und der Oberst zu einer mäßigen Geldstrafe verurteilt worden wäre? Dem Leutnant standen so viele mildernde Umstände zur Seite, daß kein Verständiger gegrollt hätte, wenn ihm nachher auf dem Gnadenwege eine wesentliche Milderung der Strafe zuteil geworden wäre, und die Entschlossenheit und Schneidigkeit unserer Regimentskommandeure hätte keine Abstumpfung erlitten, wenn hier einmal der Oberst wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse hätte einige hundert Mark zahlen müssen, oder sogar zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, aber begnadigt worden wäre.

Nun, da die beiden Herren völlig freigesprochen sind, muß der Reichstag in viel höherem Maße, als es sonst nötig gewesen wäre, darauf bestehen, daß Wiederholung solcher Fälle ausgeschlossen wird. Das ist aber
wer zu lösende Aufgabe. Die militärische
efährlich, daß das Bürgertum notwendig gegen
icheren Schutz haben muß. Auf der anderen
ee und ebenso die Staatssicherheit, daß unter
itär von seinen Waffen, auch ohne, daß es

dazu von den bürgerlichen Behörden requiriert ist, Gebrauch machen darf. Eine formelle Grenze, wo diese Erlaubnis anfängt, ist auf dem Wege des Gesetzes kaum festzulegen. Es wäre viel leichter, die Worte für eine solche Grenze zu finden, wenn die öffentliche Meinung ein unbedingtes Vertrauen zu dem Walten der Kriegsgerichte hätte. Hier sieht man, wie sehr die beiden Freisprechungen die Situation erschwert haben. Nicht nur in der Armee selbst, sondern auch in weiten Kreisen außerhalb hat man ihnen zugejubelt; aber wer näher zusieht, findet nicht, daß den Interessen der Armee mit der Freisprechung am besten gedient war. Das Auftreten des Obersten v. Reuter vor dem Kriegsgericht, die so freimütige wie entschlossene Art seiner Aussage hat einen geradezu hinreißenden Eindruck gemacht: „was haben wir doch für ein prächtiges Offizierkorps! Wie konnte ein solcher Mann bestraft werden?“ Aber es ist falsch, den zweiten Satz unbedingt aus dem ersten zu folgern. Es ist oft genug in der Welt- und insbesondere in der Kriegsgeschichte vorgekommen, daß die schönsten Handlungen doch in irgendeiner Richtung strafbar waren. Eine kriminelle Verurteilung ist noch lange keine moralische Verurteilung, oft sogar schon das Gegenteil gewesen.

Die kriegerische Genossenschaft des Offizierkorps mit dem Kriegsherrn an der Spitze hier und die im Reichstag repräsentierten Massen des bürgerlichen Volkes dort sind die beiden Grundpfeiler des deutschen Staatswesens. Durch die Siege der Armee ist erst Preußen und dann das Deutsche Reich geschaffen worden, indem die Armee zugleich das gesamte Bürgertum in sich aufnahm und dadurch zur Volksarmee wurde. Der innere Friede in Deutschland wie die Macht und das Gedeihen des Reiches beruhen auf dem praktischen Zusammenwirken von Armee und Volk, und dieses Zusammenwirken ist nunmehr durch die Verblendung und den kurzsichtigen Egoismus des Parteigeistes auf beiden Seiten gestört. Unabsehbare Schwierigkeiten steigen auf am Horizont, wo man hinblickt. In Elsaß-Lothringen sollen die Spitzen der Zivilverwaltung gewechselt werden, aber wer die neuen Männer auch seien: wie wollen sie das Land regieren, wenn Eingeborene und Altdeutsche, Volk und Beamtentum, erste und zweite Kammer gegen sie zusammenhalten? Der Reichstag wiederum müßte sich selbst aufgeben, wenn er nicht vor jeder Neubewilligung für die Armee auf unbedingter Sicherstellung des Bürgertums vor jedem militärischen Uebergriff bestünde. Aber wie ist diese Sicherstellung zu beschaffen ohne Verletzung des Selbstgefühls der Armee und ohne Konflikt mit der Kommandogewalt? Wie endlich ist der aufgeregte Geist des deutschen Partikularismus wieder zu besänftigen? Alle geheimen und offenen Gegner des nationalen Gedankens reiben sich die Hände, daß der Partikularismus in Preußen selbst jetzt seine Vorkämpfer gefunden hat. Mit der Aktion im Herrenhaus fing es an; der „Preußentag“ setzte fort. Aber was für ein Preußen ist es, das wir hier vor uns erblicken? Ist es das Preußen von 1813? Das Preußen

der Stein, Scharnhorst, Gneisenau? Oder ist es das Preußen von 1806, das noch immer wieder und wieder sein Haupt erhebt?

Schließlich wird ja das Deutsche Reich, so viel Mühe und Sorgen es kosten mag, über alle diese Schwierigkeiten und Wallungen doch glücklich hinwegkommen, denn im letzten Grunde gehen die Ansichten gar nicht so weit auseinander wie man denkt. Der nationale Gedanke ist stark genug, auch den preußischen Partikularismus niederzuhalten. Die überwältigende Mehrheit des Reichstages ist sich dessen voll bewußt, was wir an unserem Offizierkorps haben und denkt nicht daran, die Kommandogewalt wirklich einschränken zu wollen. Im Offizierkorps wiederum ist man sich bewußt, ein Volksheer zu führen, und weiß, daß die pflegliche Behandlung der Armee nicht möglich ist ohne den guten Willen des Reichstages. Der oberste Kriegsherr hat durch den Mund des Reichskanzlers mitteilen lassen, daß die Vorschriften über den Waffengebrauch einer Revision unterzogen werden sollen.

Vor nicht langer Zeit schrieb ich an dieser Stelle, daß wir einer Periode der abgeschwächten Gegensätze entgegengehen: die letzte Woche schien diese Auffassung gründlich widerlegt zu haben. Sie ist dennoch richtig. Sobald man sich zu einer reinen sachlichen Betrachtung durchringt, erkennt man, daß die Gegensätze gegen früher tatsächlich sehr wesentlich abgeschwächt sind, aber der Parteigeist duldet es nicht, will es nicht dulden, darf es nicht dulden, daß die öffentliche Meinung sich auch dessen bewußt werde. So wird denn weiter gekämpft; wenn nicht um anderes, um des bloßen Kampfes willen. Nehmen wir es also nicht zu tragisch. In England und Frankreich und nicht minder in Amerika haben die Politiker und die Patrioten mit sehr viel schwereren Problemen zu ringen.

Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Egloffstein, Frhr. v., Carl — August während des Krieges 1813. Mk. 3.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Eibl, Dr. H. — Metaphysik und Geschichte. Mk. 5.—. Wien, Hugo Heller & Co.

Emerson, Ralph, Waldo — Ueber den Krieg, deutsch von Sophie von Harbou. Internationale Organisation. Heft 8. Preis 80 Pf. Verlag der Friedens-„Warte", Berlin W und Leipzig.

Fraentin, K. — George, ich ... und Relamgago, eine spassige Geschichte. 1913/14. Halensee, Lützenstr. 8.

Frey, Adolf — Neue Gedichte Gebd. Mk. 3.—. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.

Funke L. C. — Neue Wanderbeute. Gedichte. Gebd. Mk. 3.50. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Berlin-Stuttgart.

Galahad, Sir — Im Palast des Minos. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50. Verlag Albert Langen, München.

Gebhardt, Fl. — Wenn es herbsten will. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Magdeburg, R. Zacharias.

Gerstenbauer, M. B. — Rassenlehre und Rassenpflege. Herausgegeben vom Deutschbund. Leipzig 1913, Armannenverlag Robert Burger.

Sieben, Joseph — Christian Dietrich Grabbe in der nachschillerschen Entwicklung. Selbstverlag. J. B. Klein'sche Buchdruckerei, M. Buscher, Krefeld.

..denmeister, Otto — Aus den Tagen Bismarcks. Brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—. ..ipzig, Quelle & Meyer.

Goethes Werke — Bd. 2 und 13. Goldene Klassiker-Bibliothek Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Herold, Th. — Das Lied vom Kinde. In Leinenband Mk. 3.—. Fritz Eckardt Verlag Leipzig.
Herrmann, Rudolf — Rom und die deutsche Sittlichkeit. Preis 80 Pf. Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg 1913.
Hertling, Frhr. v. — Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Mk. 2.80, gebd. 3.—. Leder 3.80. Freiburg i. B, Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
Herzog Johannes — Ralf Waldo Emerson. Band IV der Sammlung: „Die Religion der Klassiker", herausgegeben von Gustav Pfannmüller. Brosch. 1.50, gebd. 2.—. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.
Hettner, Prof. Dr. Hermann — Moritz von Schwind mit 83 Abbildungen. Velhagen & Klasings Volksbücher No. 100. Preis 60 Pf. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.
Heussi. — Kirchengeschichte. Mk. 9.—, geb. Mk. 11.—. Dritte verbesserte und teilweise umgearbeitete Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Hönigswald. — Studien zur Theorie pädagogischer Grundbegriffe, eine kritische Untersuchung. Mk. 3.—. Stuttgart, W. Spemann.
Hofer, Klara. — Alles Leben ist Raub. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung.
Holst, Adolf. — Lustige Vögel aus meinem Garten. Fritz Eckardt Verlag, G. m. b. H., Leipzig.
Das Jahr 1913. — Mk. 15.—. Leipzig. B. G. Teubner.
Jenny, E. — Der Teilbau nebst der Monographie eines Teilbaugrossbetriebes in Russland aus der Zeit von 1891—1910. Verlag von Duncker und Humblot. München und Leipzig 1913
Kahle, B. — Henrik Ibsen, Bjornstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Aus Natur und Geisteswelt. Band 193. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Kammerer, P. — Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Mk. —.50. Wien, Leipzig, Anzengruber-Verlag.
Köster, Adolf. — Die bange Nacht. Roman. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 6.—. Verlag Albert Langen, München.
Kiesslung, Dr. J. - Geschichte der Kulturkämpfer im Deutschen Reiche. II. Band. Freiburg, Herdische Verlagsbuchhandlung.
Klöcker, Dr. A. — Die Konfession der sozialdemokratischen Wählerschaft. 1907. Mk. 3 —. M.-Gladbach. Volksvereins-Verlag.
Kosch, Wilhelm. — Theater und Drama des neunzehnten Jahrhunderts mit 57 Porträts nach Originalzeichnungen von M. Zöllner. Geh. Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 4.80. Leipzig 1913. Verlag der Dyckschen Buchhandlung.
Koser, R. — Geschichte der brandenburgisch-preussischen Politik. I. Band. Brosch. Mk. 12.—, Halbl. 14.50. Stuttgart, Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung.
Kraus, Dr. jur. — Die Monroedoktrin. Berlin, J. Guttenberg.
Krumpmann, Dr. Karl. — Die Reichsarbeitslosenversicherung. Mk. 3.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Lamprecht, Carl. — Die Nation und die Friedensbewegung. Internationale Organisation. Heft 7. Preis 30 Pf. Verlag der „Friedens-Warte". Berlin W. und Leipzig.
Leathes Stanley. — The teaching of English at the universities, with a note by Professor W. P. Ker. The english association Pamphlet N. 26. Oktober 1913.
Lippert, G. F. — Zuchtwahl. Roman. Berlin 1913. Egon Fleischel & Co.
Luschan, Felix von. — Beiträge zur Anthropologie von Kreta. Berlin 1913.
Marcks, Prof. Dr. E. — Historische und akademische Eindrücke. Brosch. M. 1.20. Leipzig, Quelle & Meyer.
Mellin. H. — (H. v. Thadden). Ikarus. Eine italienische Reisenovelle. Fünfte Auflage. Wolfenbüttel 1913. Julius Geislers Verlag.
Memoiren der Marquise von Nadaillac, Herzogin von Escars. — Herausgegeben von ihrem Urenkel Oberst Marquis von Nadaillac. Deutsche Bearbeitung von E. v. Kraatz. Geb. Mk. 5.—. Verlag von George Westermann in Braunschweig und Berlin.
Menadier, Karl. — Die Münzen und das Münzwesen bei den Scriptores historiae augustae. Dissertation Berlin 1913. Druck von W. Pormetter, Berlin.
Mentz, Georg. — Deutsche Geschichte. Brosch. Mk. 7.—, geb Mk. 9.—. Ein Handbuch für Studierende. Tübingen J. C. B. Mohr.
Meumann, Prof. Dr. E. — Intelligenz, Wille. Brosch. Mk. 4.60, geb, Mk. 5.20. Leipzig, Quelle & Meyer.
Meusel, Friedrich. — Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. II. Band. I. Teil: Tagebücher, Politische Schriften und Briefe. — II. Band. II. Teil: Politische Schriften und Briefe. Berlin 1913. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Meyer, Dr. Ch. — Die Jesuiten in Bayern und Oesterreich. Mk. 1.80. München. F. Klübers Nachf.
Meyer, Dr. W. — Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns. Geb. Mk. 6.—. Leipzig. Paul Eberhardt.
Miessen, B. — Der Kampf um das Glück im modernen Wirtschaftsleben. Mk. 1.35. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Mörike, E. — Stuttgarter Hutzelmännlein mit 37 farbigen Zeichnungen von Karl Stirner. Mk. 6.—. München, Holbein-Verlag.
Moltke, Graf H. — Wanderbuch. Mk. 3.—. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf von Moltke, General-Feldmarschall, siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Mahlert, Hermann L'c. — Rom und die deutsche Wissenschaft. Preis 60 Pf. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg 1913.
Neuhaus, Dr. G. — Die deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert. Geb Mk. 4.50. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Nitze, Dr. ing. Philipp. — Die Entwicklung des Wohnungswesens von Gross-Berlin. Berlin 1913. Carl Heymanns Verlag.
O. Frhr. von der Osten-Sacken u. v. Rhein. — Preussens Heer. Brosch. Mk. 10.—, geb. 11.50. Band III. Das preussisch-deutsche Heer bis zur Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Ostwald. Wilh. — Festschrift aus Anlass seines 60. Geburtstages. Wien, Leipzig. Anzengruber-Verlag.
Perthes, Prof. Otto. — Bundestag und deutsche Nationalversammlung 1848. Mk. 7.50. Frankfurt a. M, Jos. Baer & Sohn.
Rade, M. — Unsere Pflicht zur Politik. Mk. —.80. Marburg a. L., Verlag der Christlichen Welt.
Rath, W. — Kino und Bühne. Mk. 1.—. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Richter, O. — Das alte Rom. Aus Natur- und Geisteswelt, Band 386. M. 1.25. Leipzig. B. G. Teubner.
Rothert, Wilhelm. — Im alten Königreich Hannover 1814—1866. Brosch. M. 7.—, geb. Mk. 8.—. Hannover, Ad. Sponholtz-Verlag.
v. Scharfenort. — Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreussischen Heeres. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Scharnagl, Prof. Dr. — Das bayerische Volksschulrecht. Mk. —.40. M.-Gladbbach, Volksvereins-Verlag.
Schiele, Georg, Wilhelm. — Spekulation und Preisbildung. Volkswirtschaftslehre als reine Naturwissenschaft betrachtet. Verlagsbuchhandlung des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands, Spandau.
Scholz. — Neuigkeiten 1913. 5 Künstlerbilderbücher. 4 Volksbilderbücher, 1 Vaterländisches Bilderbuch. Mainz, Jos. Scholz.
D. Seeberg. — Bruderkrieg. Mk. 5.—. Dortmund, C. L. Krüger.
Seiffert, Joh. — Der Wanderer. Geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 10.—. Ein Buch für Freie und Wanderer. Berlin, B. Behrs Verlag.
Sperl, Aug. — Burschen heraus! Geb. Mk. 6.—. Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Spitzweg, Karl. — Die gute alte Zeit. Mk. 6.—. 50 der feinsten Spitzweg-Zeichnungen in gediegenster Ausstattung und treuester Nachbildung. München, Holbein-Verlag.
Systematische Rechtswissenschaft. — Broschiert Mk. 14.—, gebunden M. 16. Leipzig, B. G. Teubner.
Schmidt, Ludwig. — Die germanischen Reiche der Völkerwanderung. M. 1.25. Leipzig. Quelle & Meyer
Stegemann, Hermann. — Die Krafft von Illzach. Roman. Preis Mk. 4.—. Berlin 1913. Egon Fleischel & Co,
Stern. — Geschichte Europas. Bd. I, Mk. 12.50, geb. Mk. 15.—. Bd. II, Mk. 11.— geb Mk. 13.50. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchandlung.
Graf zu Stollberg-Wernigerode. — Eine Reform des preussischen Wahlrechts. Mk. 1.—. Berlin, Verlag des Grenzboten.
Sträter, Klara R. — Wagners Ring des Nibelungen in Altersmundart erzählt. Geb. Mk. 1.25. Berlin-Lichterfelde, Hauslehrerverein.
Thorbecke, Marie Pauline. — Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerun-Reise. Geh. 4.00, geb. 5.00. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Trömmer, E. — Hypnotismus und Suggestion. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 199. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Unger, W. v. — Gneisenau. Mit 4 Bildnissen. Berlin 1914. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Verhandlungen des 24. evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Hamburg am 13.—16. Mai 1913. Göttingen 1913. Vandenhoek-Ruprecht.
Viegener, Fr. — Gallikanismus und episkopalistische Strömungen im deutschen Katholizismus und Vaticanum. Mk. 1.50. München-Berlin, R. Oldenburg.
Vogels Karte des Deutschen Reiches. Lfg. 2. Mk. 3.—. Gotha, Justus Perthes.
Vrba Rudolf. — Russland und der Panslavismus. Statistische und sozialpolitische Studien. Band I, II. Prag 1913. Selbstverlag.
Wachsmuth, H. — Es waren zwei Königskinder. Brosch. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—. Wolfenbüttel, J. Zwissler Verlag.
Watzdorf-Bachoff, Erika v. — Maria und Yvonne. Geschichte einer Freundschaft. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50. J. G. Cottasche Buchandlung. Stuttgart und Berlin.
Weber, E. — Der Weg zur Zeichenkunst. Aus Natur und Geisteswelt. Band 430. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
v. Winterfeldt, P. — Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. Geb. Mk. 8.50, Halbp. Mk. 11.—. München, J. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Wurm, Dr. A. — Grundsätze der Volksbildung. Mk. 1.20. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Zeppelin, Ditleff von. — Tagebuch der Liebe. Mit einem Geleitwort von Joh. V. Jensen. Richard Hermes-Verlag. Hamburg 1914.
Zimmermann, Dr. Waldemar. — Rechtsfragen des Arbeitstarifvertrags. Haftung. — Abdingbarkeit. Jena 1913. Verlag von Gustav Fischer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S, Dresdenerstr. 43.

Lehre und Leben bei Plato.

Von

Carl Petersen.

Platons Gastmahl, neu übertragen und eingeleitet von Kurt Hildebrandt (Philosoph. Bibliothek, Bd. 81. Felix Meiner) 1912.

Das Dasein der ewigen Werke des Geistes und ihrer Schöpfer stellt an uns eine Forderung, die nicht wissenschaftlicher Art ist. Denn ihnen ist Beziehungslosigkeit eigen. Sie stellen dar in allem Leben die nicht mehr zurückleitbaren Quellen, die schon in ihrem Ursprung umschriebenen, nie wieder zu durchbrechenden Urformen des Daseins. Nicht stehen sie im leeren Raume, selbstgenügsam an ihrem Sein, doch ist das Band, das sie mit der Mannigfaltigkeit verknüpft, schlechthin eindeutig: es beruht in der ihnen einwohnenden unvertilgbaren gestaltenden Kraft. Die Gestalt, in sich schließend die aus der ewigen Mitte aufsteigenden, das ganze Dasein gleichmäßig formend durchströmenden Kräfte, und ihr Gebild, seinen Raum füllend bis zu den Rändern, ohne irgend seinen Gesetzen Fremdes einzuschließen, ohne über die Grenzen irgend in den Raum zu quellen, allen Beziehungen, allen Trennungen und Scheidungen urfeind, sind Tatsache, nur zu ergreifen, nur einzuverleiben, und seine Wirkung auf die Seelen ist bezwingende Macht, Gestaltung, Organisation. Die Erscheinung der Gestalt, um derer willen alles Dasein ist, fragt nicht nach Raum und Zeit, nicht nach Umständen des Lebens, ihre Verwirklichung im Gebild fragt nicht nach den Inhalten der Zeit. Nur Farbe und Ton, ihre Ausdrucksmittel, sind zeiträumlicher Bestimmung unterworfen, das Gebild, zu dem die Welt durch Kraft und Willen der Gestalt wird, ist all jener Bestimmungen ledig, die vielmehr Ausflüsse, Vermannigfaltigungen der zentralen Kraft sind, und nur mit ihrem Verblassen zu Dingwerten eigenen Gesetzes werden. So ist Erkenntnis der in den Grundkräften ihres

Werkes erstrahlenden Gestalt und ihres Abbildes im symbolischen Gebild, die prästabilierte Form der Führer, ihr allen Beeinflussungen entzogenes Sein, ihr metaphysisches Erlebnis, aus dem das Gebäude ihres Werkes erwächst, im tiefsten zu erringen allein durch reine Schau, das ist durch Liebe, nicht durch die Kriterien der Wissenschaft. Die Meinung ist abzuweisen, als entbehre solche Schau jener „Objektivität", ohne die wahre Erkenntnisse nicht möglich seien, die allein in der systematisch-historischen Wissenschaft sich verwirkliche. Vielmehr bedeutet sie die höchste Form von Sachlichkeit, von Schärfe des Blickes, von Helle und Klarheit der Beobachtung, die erdenklich ist. Sie hat nichts gemein mit unklarer Gefühlsmäßigkeit oder trägem Genießen, sondern ist, obwohl Nacherleben, doch schon Aktivität, Gestaltung, Tat. Schon hören wir von solchen, die unter Abkehr von aller erkenntniskritischen „Transzendenz" durch den Akt des Anschauens das Wesen des Gegenstandes und zugleich der Werte zu erfassen glauben; beim Nahen der Gestalt aber wird die Schau zum einzigen Organ der Erkenntnis, des „Verstehens" (nicht der „Erklärung"). Freilich bedarf es zur Erfassung der Wesenheiten einer inneren Verwandtschaft, ohne die der Betrachtende entweder verständnislos bleibt oder in erklärende Umdeutung nach vorgefaßten Begriffen verfällt — und diese kann sich niemand geben. Allein nur für den Relativisten, für den der aus der zeitlichen Verschiedenheit der Wertsetzungen den Schluß zieht, es gebe eine absolute Wertskala gar nicht, ergibt sich hieraus der Schluß, daß es ewig gültige, aller zeitlichen Verhaftung enthobene Werke nicht gebe, sondern jedes Werk nur innerhalb seiner Zeit und von deren Wertungen her sein Urteil finde. Wer aber von der tiefen Objektivität der Werte und ihrem untrennbaren Zusammenhang mit dem, woran sie haften, überzeugt ist, wird vielmehr daraus folgern, daß d e r die tiefsten Erkenntnisse der überzeitlichen Gestalten besitzen werde, der auf dem Boden der am tiefsten gestalteten Geistigkeit steht.

Anders verfährt die heutige Wissenschaft. Wie man es nicht vermag, die höchsten Werke der Kunst und des Denkens außerhalb ihrer zeitlichen Verhaftung zu sehen, wie auch wer die Werke der Vergangenheit genießt, ein Wesentliches seines Genusses in den durch zeitlich-räumliche Ferne bedingten Momenten sieht; wie man es ablehnt, jene Werke als gegenwärtig, als nur ihrem eigenen Gesetz unterworfen zu empfinden, so ist es der Stolz unserer Zeit, durch ihre Wissenschaft, die — romantisch wie ihr Ursprung — das seelische Fluidum jeder Zeit abtastet und auf seine Elemente zurückführt,

dahin gelangt zu sein, daß es die Geister aller Alter, aller Länder in sich nacherzeugend wahllos nachkostet. Keine Zeit vermochte dies vor der romantischen; und es werde nicht der unendliche Gewinn geleugnet, der der Wissenschaft aus so unerhörter Erweiterung ihrer Mittel und Organe erwuchs (wiewohl zu fürchten ist, daß auch hier eine Erschlaffung der eigenen urtümlichen Kraft deren Kehrseite sei). Auch sei nicht verkannt, daß durch Herübernahme der naturwissenschaftlich-entwickelnden Methoden in die Geschichte des geistigen Lebens für die Erkenntnis der Zusammenhänge und der Entwicklung der Gesamterscheinungsformen des Geistes viel geleistet ist. Da aber die Geistesgeschichte nicht wie die der naturwissenschaftlichen Erkenntnis in logischem Fortschritt wächst — da es also stets ein „Zurück zu Plato", nie aber ein „Zurück zu Archimedes" geben kann, so ist durch solche Betrachtungsweise für die Erkenntnis der ewigen Gebilde nichts getan. Nun liegt das Verderbliche aller historisch-romantischen und relativistischen Fühlweise für die Gestaltung der geistigen Bindungen, die wir „Kultur" nennen, seit langem am Tage. Sie hat eine wahllose Aneignung noch des Fremdesten und eine universale Anpassungsfähigkeit erzeugt, in der alle einheitlich gerichteten Strebungen, alle aus der Mitte wachsenden Kräfte wie in einem chaotischen Strudel niedergerissen und vernichtet werden. Sie hat jene „Gerechtigkeit" und Toleranz erzeugt, die jeden geistigen Komplex zeitlich verhaftet, aus seiner Zeit mit „Notwendigkeit" hervorgehend betrachtete und, da sie ewige Werte nicht kannte, durch ihren historisch rechtfertigenden Sinn zu einem Ja und Nein, zu echter Aneignung und entschiedener Abstoßung nie zu gelangen vermochte. Weiter hinderte aber die Gewohnheit, die Werke der Vorzeit nicht in ihrer beziehungslosen Eigengesetzlichkeit, sondern allein in ihrer netzartigen Verschlungenheit tausendfältiger Beziehungen zu sehen, daß man bis an den schöpferischen Wesenskern, das Nichtmehr-zu-Beziehende, an das Göttliche drang, wo solches beschlossen war, und dies bewirkte, daß man Ewiges und Vergängliches zu scheiden verlernte.

Es vermag also die begrifflich und historisch verfahrende Wissenschaft das Dasein der großen Gestalten und ihrer Gebilde durch Einspannung in ihre Beziehungen und Methoden nicht zu erklären, denn dies Dasein ist göttlich und sein Wesen ist Gestaltung der Welt. Wohl vermag sie es zu beschreiben und der Art und Weite der Wirkungen nachzugehen. Hiermit erfüllt sie ihre höchste Aufgabe: die Erforschung der Bildung des geistigen Reiches, dessen Wirklich-

keitsformen tausendfach, dessen Sinn immer derselbe ist: Verlebendigung des Gestalt gewordenen Göttlichen in den Seelen der Menschen, Organisation der Welt nach dem Gesetz des Schöpferischen Heros.

* * *

Die schönste Verwirklichung geistiger Einheit, der Verleiblichung des Geistes, der Untrennbarkeit von Leben und Lehre ist uns Hellas. Der Focus des lebendigen Mythus durchstrahlt in nie wieder entstandener Weise das gesamte Dasein der Griechen. Der ganze Prozeß ihrer Geistigkeit, in späteren Zeiten stets an die Schöpfung individueller Führer gebunden, erscheint in der mythisch-religiösen Zeit des Hellenentums als ein einziger von einer lebendigen Mitte hergestrahlter — so sehr, daß wir jene Einheit zeugende, alles leiblich-geistige Leben ohne Ausschluß gestaltende Mitte durch Nennung eines Namens aufrufen können: Delphi. So stehen in Hellas die Führer alle an dem gleichen heiligen Altar, um den herum sich das geistige Leben stets von neuem erzeugt, und nicht müssen die Gestaltenden in einem Chaos widerstreitender und widerstrebender, ungebunden flutender Geister erst durch Bezwingung und Beugung den Boden ihres Reiches ebnen. Und selbst noch „als in Athen die Kraft sich von ihrer Höhe zu senken begann, die starke Willenseinheit sich in die vielen Triebe zersplitterte, als die Genußsüchtigen schwelgen, die Rhetorischen glänzen, die Ehrgeizigen herrschen, die Kritischen zersetzen durften, und eine leicht bestimmbare Menge haltlos das oberste Richteramt des Lebens verwaltet" — selbst noch jetzt gelang, da all jene Ausartungen nur Wucherungen ursprünglich zur Einheit gebundener Kräfte, nicht eine die Welt von den Rändern her bewirkende Willensvielheit war, eine wenigstens noch teilweise Sammlung — nun freilich nicht des gesamten Volkskörpers, aber doch seines noch heilen Teiles, nun freilich nicht durch unmittelbare Schau des im Mythus symbolisch dargestellten Alls, aber doch durch dessen einheitliche Gestaltung in den großen Führern (Plato und den Tragödien) — leichter durch Rückführung auf das Einfach-Göttliche, als in den neueren Zeiten, insonderheit seit dem Erlöschen der abstrakten Mitte des christlichen Ideals.

Darum erscheint uns die „Urseinsform, deren mögliche Verkörperungen unzählig sind", als Gesamtwesen eines Volkes allein verwirklicht im Hellenentum. Wie aber dessen großer Umriß für uns den Namen und die Würde des Gestaltigen trägt, so stellt sich innerhalb seiner alles lebendig Wirkende dar als Gestalt, alles vom

Lebendigen Gewirkte als Mythos, die Anschauung des lebendig Wirkenden und das Verhältnis des Einzelnen zu ihm im Kultus, der alles Gestaltete umschließt, dessen geistige Form der Mythos bestimmt. Die Gestalt ist Sinnbild aller wirkenden Kräfte, Klärung des Chaotischen, Darstellung des kosmischen Seins, in aller Mannigfaltigkeit des Daseins stets Eine, vollkommener Ausdruck des „einträchtig gebundenen Geistes und Blutes", gegenwärtige und ewige Mitte des Alls, Spannung und Entspannung zwischen Seele und Welt. Der Mythos, entsprungen aus der dichtenden Kraft der schauenden Seele, ist Niederschlag aller Erinnerung, Formung des mannigfaltigen Geschehens, er gibt Welt und Leben, in der die Gestalt heimisch ist, fügt die Elemente des Seins nach den angeschauten Gesetzen des geistigen Lebens. Er ist daher Wirklichkeit. Er ist nicht Allegorie, begrifflich aufzulösen in Tatsachen, die ihm „zugrunde lägen", sondern Symbol, und das heißt Wirklichkeit. Denn „Symbol ist Gestalt eines Wesens, fällt mit ihm zusammen, stellt dar, was es ist. Allegorie weist auf etwas hin, das nicht ist. . . . Symbol gehört dem Gesamtleben an, Allegorie gehört dem bloßen Denken an. . . . Symbol entsteht, wo Seiendes Gestalt wird. . . Allegorie, wo ein Gedachtes Gestalt sucht oder findet. Allegorie ist eine Beziehung, Symbol ein Wesen". (Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist.)

An so umfänglichem Bilde des Lebens versagen die begrifflichen Scheidungen „Wissenschaft", „Religion", „Kunst", da alles im Mythos und dem von ihm gestalteten Kult verhaftet bleibt. Noch Plato spricht, schon in einer Zeit abstrakter Spekulation, seine höchsten Erkenntnisse in mythischer Form aus; und billig fragen wir, ob eine so umspannende geistige Grundkraft, die außerhalb des kultisch Ausgeprägten keine Wirklichkeiten eigenen Wertes und eigenen Gesetzes duldet — sei es in Kunst oder Forschung, in staatlich-gesellschaftlichem oder individuellem Leben —, die alle göttlichen Befehle nicht einer übersinnlich-sittlichen Ordnung, sondern dem Gefühl für die harmonische Darstellung und Betätigung aller menschlichen Kräfte entspringen läßt, der demgemäß alle Bilder des Göttlichen nur Sinnbilder der zur Gestalt drängenden Grundkraft des Menschen sind — billig fragen wir, ob solche Grundkraft als „Religion" zu bezeichnen sei, da wir doch unter diesem Namen die Bindung des Menschen an ein absolut transzendentes, eindeutig umschriebenes, unveränderlich in einer Richtung den Weltprozeß bewirkendes Wesen zu begreifen pflegen, dessen autoritativ vermittelte Wesenheit ihr

erwähltes Volk oder die Menschheit nach unverbrüchlichem Gesetz über die Bahn des Daseins führt.

Als die griechische Einheit versank, zerbrachen auch die geprägten Formen ihres Geistes, und das autonom gewordene Denken ergriff die Trümmer, um sie zu neuem, nicht mehr organischem, sondern begrifflichem Bau zu fügen. So ging griechischer Geist, ja auch ein Teil griechischen Fühlens in das neue Leben ein, das um die Gestalt Christi erwuchs. Gleiches oder ähnliches Weltfühlen schuf hier wieder einen Kult, der gestaltende Kraft behielt und als eine das Teilgeistige übergreifende Institution die Vielfältigkeit band. Doch auch dieses Feuer erlosch, und es blieb die abstrakte Idee des Göttlichen, und nur die unmittelbare Bindung der individuellen Seele an Gott. So wurden Forschung und Kunst, Staatsbegriff und alle Bindungen unter den Menschen des Göttlichen leer, Dinge eigenen Daseins. Wenn in Hellas die Beschlossenheit aller Lebenselemente in Kult und Mythos, wenn im Mittelalter die Bezogenheit aller Teile auf das in der Kirche leibhaft dargestellte Göttliche den Einzelnen und seine Seele im Organismus band, so gab es nun, da Gott nur in der einzelnen Seele sich offenbarte, eine sinnbildliche Vergegenwärtigung seiner Kraft im Leiblichen nicht mehr. Seitdem begann die Sehnsucht nach der entschwundenen Einheit und das Ringen um die Einverleibung des Hellenischen, das unsere Geistesgeschichte seit dem Ausgange des Mittelalters erfüllt. Wenn der geistesgeschichtlichen Wissenschaft des vergangenen Jahrhunderts und ihren unerhört erweiterten Organen (die eben eine Folge jener Sehnsucht sind) tiefe Erforschung aller Elemente des griechischen Geistes gelang, so drang sie doch nur selten an den göttlichen Kern, in dem Lehre und Leben eines sind, aus dem alle Lehre wächst, um sogleich Leben zu werden. Goethes Tat, indem er *sich* aussprach, die Welt auszusprechen, indem er sich selbst zur Gestalt schuf, das Chaos zu gestalten, hat freilich die Erkenntnis der sinnbildlichen Kraft des hellenischen Geistes zur Voraussetzung, läßt aber dessen Gebilde nicht ganz in ihrer Luft bestehen, macht sie zu Elementen seiner Bildung, sieht in ihnen mehr die organische, als die dem Göttlichen entfließende Einheit. Diese fühlte vielleicht nur Hölderlin (Archipelagus). Eine Zeit aber, der die Gnade des Anschauens einer Gestalt wurde, der ein in großer geistiger Tat sich formendes Leben das Wesen des Mythos wieder erschloß, würde den rechten Zugang zum Hellenentum haben. „So trinkt der vom Herrscher geweckte geistige Sinn das Bild des Ganzen in sich und

blickt aus dem Gebildeten wieder hinaus auf das Wesen des Ganzen: wissend wie Gestalt entsteht und beruht, sieht er auch, wie Gestalt in ihrer Fülle ist, daß eine vor allem und als einzige Eigenschaft ihr Dasein bestimmt: daß wie die Sonne feurig ist und alles durch sie entstandene durch ihre in tausendfache Kräfte umgesetzte feurige Wärme Leben und Bewegung hat, und immer die Häupter zu ihr dreht, um neue Wärme zu empfangen, so Gestalt in ihrer Fülle schön ist und schön in sich selber kreisend das ganze werdende All mit solcher Gierde zum Schönen erfüllt, daß es sich selber ewig aufzuheben trachtet, mit tausend geöffneten Schößen zum Empfangen des Gestaltigen strebt und nur in der endlichen Eintracht des schönen Seins gebunden das selige Genügen findet." (Wolters im Jahrbuch für die geistige Bewegung 1911.)

* * *

Hier sind wir an dem Punkte angelangt, von dem aus uns die Behandlung des platonischen Gastmahls durch Kurt Hildebrandt verständlich wird. Bisher sah man in diesem Werk nur philosophische Erkenntnisse beschlossen, die es begrifflich zu deuten gelte. Man glaubte Platos Bedeutung erschöpft, wenn man in ihm die Verkörperung „des Kulturideals der Menschen, ihr Leben durch ihre Wissenschaft zu gestalten" sah (Windelband). Man ging schließlich so weit, bei der Einspannung der platonischen Erkenntnisse in ein abstraktes wissenschaftliches Begriffsgebäude, das „Schöne" mit „Gesetzesordnung" gleichzusetzen und, indem man außer den in der Wissenschaft beschlossenen keine Erkenntnisse zugab, den Begriff der Philosophie aber auch bei Plato durch „unbeschränkte Forschung" wiederzugeben meinte, die höchste Stufe der Anschauung des Schönen, letzte Schau und oberste Weihe der Diotima als „Gesetz der Gesetzlichkeit", als „Urgesetze der Erkenntnis in ihrer reinen Methodengrundlage" zu deuten, in den Stufen der Diotima aber „die vom Sinnlichen in methodischer Induktion Stufe um Stufe fortschreitende Erkenntnis" zu finden (Natrop, Platons Ideenlehre). In ähnlichen Bahnen bewegen sich auch die zahlreichen älteren Arbeiten über die Komposition des Gastmahls. Man findet in irgendeiner der ausgesprochenen Lehren den systematischen Wert dieser Schrift und wertet und entwertet durch Beziehung auf diese Lehre alle die übrigen Reden, indem man sie entweder als negative Gegenstücke zu der sokratischen, als Darstellung der sophistischen oder unphilosophischen Methode oder als dialektische Vorstufen, unvollkommene

Erkenntnisse der von Sokrates entwickelten Anschauungen, oder aber als Ausdruck gewisser von Sokrates bekämpfter Zeitrichtungen und Persönlichkeiten bezeichnete. So blieb alles nicht rein Begriffliche unerklärt, und das Redethema konnte gelegentlich ein „zufälliges und willkürliches“ genannt werden. Sie alle würde wohl Plato, nach einem Wort im Phädrus, unter die schlechten Köche rechnen, die ein Hauptprinzip der Komposition verkennen, welches befiehlt, „die Dinge nach ihren Gestaltungen zu zerlegen, nach Gliedern, wie sie gewachsen sind, die Teile aber nicht zu zerbrechen“.

Hildebrandt nun spricht das entscheidende Wort, wenn er das Gastmahl als Mythos faßt. In ruhigem Gang durch die Abfolge der Reden wird gezeigt, wie einmal theoretisch der Mythos wächst, vom Einfach-Lebensmäßigen bis zur höchsten Sublimierung in den mystischen Lehren der Diotima von Katharsis, Myesis, Epoptika — wie die gestaltende Kraft unter den Menschen wächst, wie sich das geistige Reich bildet. So sind die einzelnen Reden Zeugnis, wie in geistiger Gemeinschaft alle Kräfte zur schaffenden Mitte drängen, von ihr aus Leben und Bewegung empfangen, wie von allen Seiten her die Elemente herangebracht werden zur höchsten Lehre: „Nur wer gefüllt ist vom Irdischen, vom Sinnlichen, darf sich ohne Gefahr hinauswagen aufs grenzenlose Meer der Schönheit, er darf teilnehmen am mystischen Rausche, ohne sich zu verlieren, er ist selig in der sonnenhaften reinen Schau der Urformen, des schöpferischen Grundes.“

Darum aber wird das Gastmahl ein Mythos genannt, weil in ihm jedes Wort durch den Zusammenhang volle und ewige Wirklichkeit hat, weil hier gesagt ist, wie das Geistige, das ist die Leben gestaltende Erkenntnis, entsteht. So hat fast jeder Satz im Gastmahl doppelten Sinn: er lehrt, wer Eros ist und er zeigt, wie er sich unter den Menschen verwirklicht. Diese Verwirklichung, wie sie im Gastmahl selber vorliegt, wird einer ausführlichen Untersuchung unterzogen, bei der, wie billig, das Problem der griechischen Knabenliebe den Ausgangspunkt bildet. Seit der Arbeit von Erich Bethe (Rhein. Museum, Bd. 62) über die dorische Knabenliebe kennen wir deren uralte Grundlagen, die festen, religiös geprägten und kultisch geordneten Formen und ihren im dorischen Staatswillen fundierten Sinn. Hier nun wird zwar davon ausgegangen, daß die gleichgeschlechtig gerichtete Liebe keineswegs bei den Griechen (wie heute) eine Verfallserscheinung war, sondern eine in den besten Kräften des griechischen Daseins begründete Eigentümlichkeit, die

nicht hinwegzuleugnen ist. Wie sie aber auch an sich zu bewerten sei: in ihrer höchsten Formulierung, bei Plato, handelt es sich gar nicht ausschließlich um die Frage: ob Liebe zum gleichen Geschlecht oder zum anderen, sondern: ob Aphrodite Pandemos oder Urania. Bei solcher Scheidung fallen die Urteile über die Formen der Liebe dahin, so daß etwa die Ehe einmal, insofern sie Zeugung bedeutet, der Urania unterzuordnen wäre, insofern sie wahllose Sinnlichkeit ist, der Pandemos angehört. Da aber die Zeugung im Geiste eine höhere Stufe bedeutet als die leibliche, so fällt freilich der Knabenliebe, soweit sie auf solche geistige Zeugung allein sich richtet, der höhere Wert zu. Auf solcher Grundlage entwickelt Plato das philosophisch-erotische Lebensgefühl, dessen Träger und Verwirklicher ihm hier Sokrates ist. Dieses Gefühl ist nicht als „künstlerische Metapher" einer zugrunde liegenden abstrakten Wissenschaftslehre zu verstehen, sondern es ist die Substanz des lebendigen geistigen Reiches. Wie nun der Sokrates des Gastmahls durch Alkibiades in seinem wahren Wesen entschleiert wird, wie sich zeigt, daß nicht er, wie er vorgibt, der Liebende der schönen Jünglinge, sondern ihr Geliebter ist, klärt sich auch der in der naiv-griechischen Auffassung ausgeprägte scheinbar widerspruchsvolle Satz des Phädrus von der Gotterfülltheit des Liebenden allein, nicht des Geliebten: Nun ist der Gotterfüllte Gegenstand der Liebe, der Göttliche wird am meisten geliebt. So kehrt Sokrates den griechischen Liebesbegriff um. Zwar ist er nun eines der Abbilder des Eros, und so eine der Gestalten des von Aristophanes in seiner Rede geforderten, von Diotima geordneten Kultes. „Aber sein Eros ist auf das Göttliche in seiner Gesamtheit gerichtet, auf eine noch ungeborene Welt. Innerhalb der irdischen Kreise ist Sokrates selbst das Göttliche als Gestalt; die Jünger sind die Liebenden." Von dieser Gesinnung her empfängt der letzte Teil des Gastmahls Leben und Ausdruck. Alkibiades ist ewiges Sinnbild der Qual des Liebenden um die Gemeinschaft des Göttlichen (als Gestalt und Lehre zugleich), ewiges Sinnbild auch dessen, den Unfähigkeit zu wahrer Hingabe aus der Gemeinschaft des Göttlichen ausschließt.

Ein letzter Abschnitt der Einleitung klärt das Verhältnis des platonischen Sokrates zu dem historischen: hier im Gastmahl reckt sich Plato über seinen Lehrmeister empor und erkennt in sich den König des geistigen Reiches. Das Dämonische aber, bei Sokrates selbst nur prohibitiv und dunkler, sein rationales Erkennen ergänzender Trieb, wird schon in der Rede der Diotima schöpferisch umge-

deutet, wird das Grundelement des platonischen Lebensgefühls, wird dann im folgenden Dialog Phädrus zur Mania gesteigert. Wenn nun im Gastmahl zwar schon alle Philosophie als im Wesen erotisch dargestellt ist, aber noch zweifelhaft bleiben konnte, wieweit dieser Eros auf das Leibliche, wieweit er in mystischer Weise auf ein Nicht-Sinnliches sich richte, so ist im Phädrus „Eros nicht mehr bloß Führer zur Schau, sondern die Schau selbst; nicht mehr Dämon, sondern wieder der alte Gott. Der Leib ist wieder das A und O aller Dinge geworden, der ewige Ring ist wieder geschlossen".

* * *

Dieser Erkenntnis vom sinnbildlichen Charakter des Gastmahls entspricht auch die Uebersetzung. Sie ist ebenso weit von modernem Geschmäcklertum, das in Platos Prosa nur ein neues Reizmittel sieht, wie von unlebendiger Starrheit entfernt. Sie strebt nach unbedingter Treue, gewinnt aber durch ein sicheres Gefühl für den platonischen Sprachrhythmus das richtige Tempo. Sie ist ernsthaft und gründlich, ganz sachlich und Ausdruck der Verantwortung, die so tiefes Verständnis für so geprägte Form auferlegt. Sicherlich ist mit diesem Buch für das Sehen der Gestalt Platos viel getan.

Tuberkuloseschutz und Tuberkulosebekämpfung.*)

Ein Ausschnitt aus der modernen Hygiene.

Von

Professor Dr. F. Köhler,

Chefarzt der Heilstätte Holsterhausen bei Werden (Ruhr).

I.

Der Tuberkuloseschutz und die Tuberkulosebekämpfung ist eine wichtige Aufgabe sowohl für den gesunden Menschen, damit er möglichst einer Erkrankung an Tuberkulose entgehe, wie für den mit schlechter, den zahlreichen Krankheiten der Menschheit verschiedenster Art leicht zugänglicher Konstitution begabten Menschen. Naturgemäß wird die Gefahr, an Tuberkulose zu erkranken, um so größer sein, je mehr sich Gelegenheit zur Ansteckung bietet, so daß also insbesondere auf das sogenannte tuberkulöse Milieu das Augenmerk zu richten ist.

Bei der großen Verbreitung der Tuberkulose ist nun ein grundsätzliches Vermeiden der Berührung mit Tuberkulosekranken oder sonstigen Gelegenheiten, Tuberkelbazillen in mehr oder weniger großer Zahl aufzunehmen, ein Ding der Unmöglichkeit, so daß also eine völlig sichere Flucht vor der Gefahr nicht angängig, dagegen der Ausbau eines wirklichen prophylaktischen Planes zur Pflicht und zur Notwendigkeit wird.

Im Mittelpunkt dieses Programms hat somit in erster Linie die Hebung der persönlichen Widerstandskraft gegenüber der den Menschen bedrohenden Krankheit zu stehen, sodann wird die Schaffung möglichst ungünstiger Daseins- und Verbreitungsgelegenheiten für den Tuberkelbazillus Aufgabe des Tuberkuloseschutzes und der Tuberkulosebekämpfung sein müssen.

*) Vgl. auch Festschrift für die XI. Internat. Tuberkulosekonferenz in Berlin, Kommissionsbericht IX, Berlin 1913.

Im wesentlichen deckt sich der geplante Schutz des gesunden Menschen vor der Tuberkuloseinfektion mit den allgemeinen hygienischen Gesichtspunkten und mit den Regeln der persönlichen Hygiene, welche der gesunden Entwicklung und Entfaltung des einzelnen Organismus nach Maßgabe seiner physiologischen Elemente und Grenzfaktoren Vorschub leistet.

Für den in einem tuberkulösen Milieu lebenden Menschen sowohl für die Tuberkulösen selbst wie für die Gesunden kommt eine große Reihe spezieller Maßnahmen in Betracht, auf dem Fundamente des Kochschen Satzes: „Bezüglich der Uebertragung der Tuberkulose bietet für den gesunden Menschen die größte Gefahr der lungenkranke Mensch." Daher beruht die Prophylaxe im tuberkulösen Milieu hauptsächlich darauf, 1. den gesunden Menschen möglichst frühzeitig von dem Phthisiker mit offener Tuberkulose oder den Lungenkranken aus dem gesunden Milieu zu entfernen, oder wenigstens die Möglichkeit der Beeinflussung gesunder Menschen durch Lungenkranke auf ein Minimum zurückzuführen; 2. die von dem Tuberkulösen ausgeschiedenen Tuberkelbazillen so schnell und so sicher wie möglich unschädlich zu machen; 3. die anderen Quellen der Entstehung und Uebertragung von Tuberkelbazillen so rasch und ausgiebig wie möglich zu verstopfen. —

Gerade das letzte Jahrzehnt hat in noch anhaltender Steigerung auf Grund der Forschungen Römers, v. Pirquets, Hamburgers u. a. die Wichtigkeit der Prophylaxe im Kindesalter kennen und dementsprechend die praktischen Maßnahmen zu ergreifen gelernt.

Die außerordentliche Verbreitung der Tuberkulose im Kindesalter haben die Untersuchungen und Berichte der Schulärzte ergeben, wie die angewandten verfeinerten diagnostischen Methoden. In den Städten wie auf dem Lande (vgl. Rietner) sind dauernd überaus zahlreiche Kinder tuberkulosekrank, was um so mehr ins helle Licht gestellt werden muß, als die frühere Anschauung, daß tuberkulöse Erkrankung im frühen Kindesalter fast ausnahmslos zu schnellem Tode führe, sich als irrig erwiesen hat. Nach einer Zusammenstellung von Calmette, Guyez und Létulle wurden in Lille vom 1. Januar 1910 bis 1. Juni 1911: 1226 Personen, Kinder und Erwachsene, soweit sie gesund zu sein schienen, der Kutanreaktion unterworfen mit 25 % Kochschem Tuberkulin und am 5. bis 6. Tage kontrolliert. Es reagierten positiv im 1. Lebensjahre 8,7 %, im 2. Lebensjahre 22,1 %, im Alter von 2 bis 5 Jahren 53,8 %, von 5 bis 15 Jahren 81,4 %, über 15 Jahre 87,7 %. Freilich,

trotz der hohen Zahlen werden nur 24 % später an Tuberkulose krank. Es ist also streng zwischen „Tuberkuloseinfektion" und „Tuberkuloseerkrankung" zu unterscheiden, was die Notwendigkeit und Tragweite ausgiebiger Tuberkuloseprophylaxe um so deutlicher hervortreten läßt. Es deckt sich diese Auffassung auch mit den Feststellungen von Hans Hahn über die Prognose der Säuglingstuberkulose, die im allgemeinen besser ist, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Das schlechte soziale Milieu pflegt die Prognose zu verschlechtern. Nicht wenige infizierte Säuglinge bleiben in der Tat am Leben, ein anderer Teil unterliegt der Infektion, aber nicht so früh, wie man früher glaubte. Die Prognose ist zweifellos abhängig vom Alter, in dem die Infektion erfolgt. Sie ist schlechter, aber keineswegs völlig aussichtslos im 1. Lebensjahr. Ferner wird die Prognose bestimmt vom klinischen Verlauf und dem Sitze der Krankheit. Kinder, die fieberlos bleiben, die zunehmen, bei denen nur die Lymphdrüsen erkrankt sind, bleiben nicht selten am Leben. Besonders gut sind die Aussichten der Kinder, deren Tuberkulose sich nur durch spezifische Erscheinungen an Augen, Drüsen, Knochen und Gelenken zeigt, während die Tuberkulosen mit Neigung zur Verbreitung meist frühzeitigen Tod herbeiführen.

Die natürliche Ernährung ließ keinen deutlichen Einfluß auf den Verlauf der Tuberkulose erkennen. Es besteht auch ein gewisser Einfluß der angeborenen Disposition, unter der man auftretende Infektionskrankheiten und schlechte hygienische Verhältnisse begreifen muß. Wiederholte und ständige Infektion, vielleicht auch die Menge und Virulenz der Bakterien spielen eine ausschlaggebende Rolle.

Von den 3275 „crippled children" der Londoner Invalid-schools litten nach den Mitteilungen von Elmslie 1634 an Knochen- und Gelenktuberkulose; davon starben jährlich nur 2 %. Zum Vergleich ist die Statistik Biesalskis für Deutschland wichtig, nach der hier 1906 von 75 183 Krüppelkindern 11 503 an Knochen- und Gelenktuberkulose litten. Elmslie empfiehlt für die tuberkulösen Krüppel die Errichtung besonderer Krankenhäuser in gesunder Gegend auf dem Lande. Hier sollen Kuren von unbegrenzter Dauer durchgeführt werden in Verbindung mit Unterricht und Erziehung.

Einen hoffnungsreichen Ausblick gestatten auch die Erfahrungen von Vulpius aus seinem in Rappenau bei Heidelberg gelegenen Sanatorium für chirurgische Tuberkulose.

Genauere statistische Zahlen über die Kindertuberkulose sind Behla zu verdanken, dessen Berechnungen jeweils die „Medizinalstatistischen

Nachrichten" des Preußischen Landesamts bringen, auch Kirchner hat wichtige Beiträge zur vorliegenden Frage veröffentlicht. Nach den exakten Untersuchungen von Pollack steht heute fest, daß fast alle Kinder, die in einem Milieu leben, in dem sich ein Infektionsträger befindet, positive Tuberkulinreaktion zeigen. Kinder, die sich in den ersten Lebensjahren (ca. bis zum vierten) mit Tuberkulose infizieren, erkranken meist an klinisch-manifester Tuberkulose. Aeltere (über 3 Jahre alte) Kinder zeigen nach Infektion mit Tuberkulose gewöhnlich keine manifesten Symptome und werden durch die Infektion gewöhnlich in ihrem weiteren Gedeihen nicht gestört, d. h. die Tuberkulose der im vorgeschrittenen Kindesalter infizierten Kinder bleibt gewöhnlich latent. Die tuberkulösen Erscheinungen älterer Kinder sind meist als Rezidive einer in den ersten Lebensjahren stattgehabten Infektion aufzufassen. Vielleicht beruht die Erscheinung, daß ältere Kinder sich ohne Schaden mit Tuberkelbazillen infizieren, auf einer mit dem Alter zunehmenden natürlichen „Tuberkulosefestigkeit".

In ganz besonderem Maße ist also die Prophylaxe in frühester Jugend zu betreiben. Während die kongenitale Tuberkulose, die intrauterine oder während der Geburt geschehene Infektion, selten ist, beginnt die Gefahr mit dem Eintritt des jungen Erdenbürgers in seine tuberkulöse Umgebung, und diese ist es, welche in hervorragendem Maße an der Infektion des Säuglings Anteil hat. Der Grad der Gefahr hängt selbstverständlich von verschiedenen Umständen ab, deren eingehender Charakterisierung es hier nicht bedarf. Es darf wohl als sicher gelten, daß eine massige Infektion, welcher Begriff zuerst von Römer geprägt wurde, dem Neugeborenen von besonderer Schädlichkeit werden muß. Im späteren Jugendalter kommt in besonderem Maße die Schmutzinfektion, auf die nachhaltig Volland hingewiesen hat, in Betracht. Diese ist viel weniger massig als die Inhalationsinfektion durch die kranke Umgebung. Dementsprechend entwickelt sich die Tuberkulose langsam (Preisich). Ueber die Rolle der Darminfektion sind die Anschauungen nicht ganz einheitlich. Völlig zu leugnen ist dieselbe keinenfalls, und so hat auch hier die Prophylaxe ihr Feld zu behaupten. Im ersten Lebensjahre ist die primäre Lungentuberkulose am häufigsten, während später auch die primäre Mediastinaldrüsentuberkulose häufiger vorkommt. Vom 1. bis 7. Lebensjahre wächst die Zahl der Lymphdrüsentuberkulosen von Jahr zu Jahr, noch mehr aber die der Knochentuberkulosen. Immerhin sind beide Formen als gutartig zu bezeichnen, was auf eine zu-

nehmende Widerstandsfähigkeit der Kinder und wohl auf eine Abschwächung des Virus (Reinfektion!) hindeutet.

Welche Maßnahmen sind nun diesen nosologischen Tatsachen gegenüber prophylaktisch zu treffen?

Sehen wir von den allgemeinen hygienischen Maßnahmen, also der besonders gewissenhaft gepflogenen Reinhaltung, der zweckmäßigen Ernährung, der ausgiebigen Zufuhr von Luft und Licht, der gesundheitsgemäßen Kleidung, der Regelung der Verdauung — also den Dingen, welche der allgemeinen Kräftigung des Organismus dienen — ab, so ist bei den Kindern mit offener Tuberkulose die Trennung von den gesunden Kindern, besonders in den Betten, erforderlich. Nach Möglichkeit soll durch Unterbringung in Heil-, Erholungsstätten, Walderholungsschulen, Seehospizen, ländlichen Kolonien usw. die Entfernung der kranken Kinder von den gesunden bewerkstelligt werden.

Zu besonderer Bedeutung hat sich in der Schweiz das humane Werk Walter Bions, die Ferienkolonien, seit 1878 emporentwickelt. So wurden im Jahre 1909 8200 Kinder in 119 Kolonieabteilungen durchschnittlich 18,7 Tage verpflegt, mit einem Kostenaufwand von 360 000 Franken, was pro Kind durchschnittlich 44 Franken und pro Kinderpflegetag 2,35 Franken ausmacht. Dieser schönen Einrichtung reihen sich in der Schweiz zahlreiche Säuglingsheime, Säuglingsfürsorgestellen, Kinderkrippen, Kinderhorte, Ferienheime an.

Mit großem Erfolg hat man in Sachsen auf das Betreiben vou F. Wolff-Reiboldsgrün mit ländlichen Kolonien in Adelsberg einen Versuch gemacht, der in den nächsten Jahren immer größeren Umfang annehmen soll.

In São Paulo (Brasilien) wurde auf Betreiben von Clemente Ferreira 1909 in Braganza, nahe der Hauptstadt, eine Farm gekauft, auf welcher 50 Kinder verpflegt und hygienisch erzogen werden. Sie erhalten Unterricht in einer Freilichtschule, die in Döckerschen Pavillons eingerichtet wurde. Der Staat gibt eine Beihilfe. Weitere Stationen an der Küste und auf dem Lande sollen noch errichtet werden.

Die Entfernung aus der Schule ist mit den obigen Vorschriften gegeben. Die tuberkulösen Kinder sind nach Möglichkeit durch das Pirquetverfahren zu ermitteln. Das Schularztsystem hat hier in umsichtiger Weise mitzuhelfen.

Gesunde Kinder, die in einem tuberkulösen Milieu leben oder welche durch allgemeine körperliche Schwäche und sonstige Infektions-

krankheiten disponiert für Tuberkulose erscheinen, sind so früh wie möglich aus der tuberkulösen Umgebung zu entfernen. Die Zeit nach durchgemachten Masern, Scharlach, Keuchhusten, Diphtherie, Influenza ist mit besonderem Mißtrauen zu betrachten, so daß hier längere Erholungsgelegenheit auf dem Lande oder an der See ins Auge zu fassen ist. Das Herumrutschen der Kinder auf dem Boden ist hintenanzuhalten, die Wohnung mit peinlichster Sauberkeit zu bedenken, die Kinder sind möglichst gewissenhaft (Fingernägel!) rein zu halten, viel zu waschen, kurz: körperlich zu pflegen. Leidige Angewöhnung von Nasenbohren, Fingerlutschen und dergl. ist zu unterdrücken.

Die Gefahr der Ueberwachung und Liebkosung durch kranke Angehörige, Dienstpersonal und Lehrer ist nicht zu unterschätzen, so daß sich hier das Augenmerk auf den Gesundheitszustand aller derer zu richten hat, unter deren Händen das gesunde Kind aufwächst.

Nur einwandfreie Nahrung ist für das Kind gerade gut genug, demnach bedarf es absolut reiner Milch, frischer Nahrungsmittel, deren Herkunft bekannt ist. Délépine sieht in der Milch tuberkulöser Kühe eine schwere Gefahr für Erwachsene und insbesondere für Kinder, was aus den günstigen Folgen der diesbezüglichen hygienischen Gegenmaßregeln in Manchester hervorgehe. Auch Ch. Mc. Neill erwähnt in einem bemerkenswerten vergleichenden Aufsatz über die Verhältnisse der Kindertuberkulose in Edinburgh und Wien, daß die Ursache für die häufigere Säuglingstuberkulose in Edinburgh wohl darin zu suchen sei, daß die arme Bevölkerung in besonders hohem Grade den Gefahren der tuberkulös infizierten Milch ausgesetzt sei. Daraufhin deutet auch das häufige Vorkommen der Bauchtuberkulose in den schottischen Großstädten. Stiles führt die in Schottland überaus häufige Knochentuberkulose der Kinder auf Tuberkulose der Milchkühe zurück, wogegen nur einschneidende gesetzliche Maßregeln Abhilfe schaffen könnten. Fraser vertritt den gleichen Standpunkt für amerikanische Verhältnisse. Eingehende Untersuchungen ergaben, daß in diesen Fällen sehr häufig die Erkrankung an Knochen- und Gelenktuberkulose auf den **Typus bovinus** zurückzuführen ist. Bei Fällen, in denen der **Typus humanus** nachgewiesen wurde, bestand vermutlich ein Zusammenhang damit, daß sich ein Zusammenwohnen mit Lungentuberkulösen nachweisen ließ. Eber empfiehlt bindende Vorschriften über eine genügende Erhitzung der für Buttererzeugung bestimmten Molkereimilch zur sicheren Abtötung der darin enthaltenen Tuberkelbazillen, da infizierte Molkereirückstände eine Verseuchungsgefahr für Schweinebestände bedeuten.

Ohne uns an dieser Stelle auf die Einzelheiten der noch schwebenden Streitfragen in Sachen der Typus humanus- und Typus bovinus Infektion einzulassen, muß auf alle Fälle in prophylaktischer Hinsicht betont werden, daß allgemeine hygienische Maßregeln in der Nährmittelfrage zweifellos von großer Bedeutung auch für die Tuberkuloseverhütung sind und daher keinesfalls gering geachtet werden sollten. —

Weiterhin ist darauf hinzuweisen, daß gerade in den letzten Jahren die Bedeutung rationeller Zahnpflege erkannt wurde zur Verhütung tuberkulöser Ansteckung und Verbreitung. Dies hat gerade in Deutschland zu dem nach jeder Richtung hin segensreichen System der Schulzahnkliniken geführt, an denen sich vielerorts sogar die Landgemeinden beteiligen.

Auch die Hygiene der Schule spielt für das Wohl und Wehe der darin untergebrachten Kinder eine wichtige Rolle. Hier ist insonderheit die Frage der Staubbeseitigung, die Notwendigkeit gründlicher täglicher Reinigungen der Schulzimmer und Korridore, sowie der Treppen, welche das Schulhaus zu einem gesundheitlich einwandfreien Aufenthalt für Kinder gestalten müssen. Licht und Luft müssen reichlich Zutritt in die Räumlichkeiten haben, die nahe Berührung der Kinder untereinander erheischt allerhand Vorbeugungsmaßregeln und letzten Endes bedarf es der hygienischen Schulung der Lehrer, welche einen Blick haben müssen für alles das, was das einzelne Kind an Gesundheitsforderungen bedarf; sie müssen aber ebenso gelernt haben, daß sie den Kindern mit gutem Beispiel vorangehen und nicht selbst zum bösen Geiste der Gesundheitsgefährdung ihrer Schutzbefohlenen werden! —

Aus alledem geht hervor, wie ungemein wichtig es für die ganze Frage der wirksamen Tuberkuloseprophylaxe ist, daß alle diejenigen, welche die Umgebung des Kindes bilden, von den grundlegenden Richtungen der Tuberkuloseverhütung unterrichtet sind. Es wendet sich diese Forderung zunächst naturgemäß an die Eltern, welche nicht selten gerade auf Grund ihrer instinktiven Liebe zum Kinde die unter der sich auswirkenden Zuneigung lauernde Gefahr verkennen und das Kind schädigen, dem sie doch das Beste angedeihen lassen wollen. Es mag, oberflächlich gesehen, die häufig geforderte Trennung von Eltern und Kind hartherzig erscheinen, es mögen dem Elterngefühl Opfer gebracht werden müssen, aber wie köstlich ist der Schmerz gelohnt, wenn durch Notwendigkeitsgründe getrieben, dem Kinde, das sich den Gefahren für sein ferneres Wohl

kaum selbständig zu entringen vermag, die Sicherheit vor Krankheit und Siechtum vermittelt wird!

Inwieweit bereits in der angegebenen Richtung die Prophylaxe der kindlichen Tuberkulose ins Werk gesetzt ist, das im einzelnen zu entwickeln, würde an dieser Stelle begreiflicherweise zu weit führen; wir greifen daher nur vereinzelte Punkte heraus.

Da die Versicherungsanstalten und Krankenkassen gesetzlich nicht verpflichtet sind und nicht einmal berechtigt sind, ihre Mittel für die prophylaktischen Maßnahmen gegen die Kindertuberkulose zu verwenden, so entschließen sich allmählich, wenigstens in Deutschland, die Gemeinden und Kommunalverbände an vielen Stellen, hier einzutreten; erwachsen ihnen doch durch umfassende prophylaktische Maßnahmen für die Zukunft große Ersparnisse beim Etat der Armenverwaltung.

Die Errichtung von Kinderheilstätten bewegt sich in Deutschland unverkennbar noch in aufsteigender Linie: In Lochstädt, nahe dem Ostseestrande, errichtet der Verein zur Errichtung von Lungenheilstätten in Ostpreußen eine Kinderheilstätte von 80 bis 100 Betten, ebenso wird Schlesien eine solche erhalten. In Schwelm und Oldesloe werden die vorhandenen Anstalten umgebaut und erweitert, in Oeynhausen ist eine neue Anstalt im Bau, ebenso in Dresden und Chemnitz für Kinder mit offener Tuberkulose. In Bayern werden gegenwärtig zwei Kinderheilstätten neu errichtet. Im Frühjahr 1913 verfügte Deutschland über 30 Kinderheilstätten für tuberkulöse Kinder, 105 Kinderheilstätten für tuberkulosebedrohte, skrofulöse und erholungsbedürftige Kinder, 115 Walderholungsstätten, 18 Waldschulen, 3 ländliche Kolonien.

Die schon frühzeitig in Frankreich praktisch betriebene Kinderfürsorge hat sich ebenfalls erfreulich weiter entwickelt, wie auch in England und in anderen Staaten immer mehr die Ueberzeugung sich durchringt, daß mit der Verhütung der Kindertuberkulose am ehesten das Uebel an der Wurzel getroffen wird.

An die Prophylaxe im Kindesalter schließt sich diejenige der Uebergangszeit, des Jüngsalters oder der Zeit zwischen Schule und Beruf. Daß hier noch eine Lücke besteht, darf nicht unterdrückt werden. Gerade diese Jahresklassen bedürfen aber entschieden einer besonderen Fürsorge, weil die in denselben stehenden jugendlichen Leute dann aus dem Elternhause in den Beruf und das eigentliche Leben hinaustreten. Schon die Entwicklungsjahre an und für sich stellen an den Organismus, besonders beim weiblichen Geschlecht,

wesentlich erhöhte Anforderungen. Dazu kommt die erhöhte Arbeitsleistung im neugewählten Beruf, die veränderten Ernährungs- und Lebensbedingungen und die großen sittlichen Gefahren, denen die Jugendlichen im Verkehr mit den Erwachsenen ausgesetzt sind. Es sind deshalb alle Bestrebungen, welche auf eine Förderung der Jugendpflege in körperlicher und geistiger und sittlicher Beziehung hinzielen und welche vor allem die körperliche Ausbildung und Kräftigung bezwecken, mit Freuden zu begrüßen. (Nietner.)

Es sei an dieser Stelle der Landerholungsstätten gedacht, welche der deutsche Verein für Volkshygiene eingerichtet hat. Sie sind bestimmt für aus der Volksschule nach der Konfirmation entlassene Knaben und Mädchen, welche ohne eigentliche Krankheit körperlich zu schwach sind, um sofort ohne Gefährdung ihres körperlichen und seelischen Wohles in einen Beruf überzutreten. Praktisch hat sich die Sache so gestaltet, daß sich aus den Provinzen Brandenburg und Pommern über 100 Pfarrer, Lehrer, Förster, Gutsbesitzer, Landwirte, Kaufleute und Handwerker gemeldet haben, welche bereit sind, derartige Kinder auf 3 bis 6 Monate und noch länger zu sich zu nehmen, sie nur mit leichter Arbeit zu beschäftigen und ihrem schwächlichen Zustande in umfangreichster Weise Rechnung zu tragen. Pensionsgeld ist für diese Kinder nicht zu zahlen, so daß es sich hier um ein reines Wohltätigkeitswerk handelt. Eine ausreichende Kontrolle ist natürlich in allen diesen Fällen unerläßlich.

Von besonderer Wichtigkeit ist dann noch die Berufsfrage selber. Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch zahllose Halberwachsene in Berufe gedrängt werden, die dem körperlichen Gesamtzustand des Einzelindividuums durchaus unangemessen sind. Hier ergibt sich eine segensreiche Tätigkeit der Schulärzte, welchen die Aufgabe zufällt, mit den Eltern in Beziehung zu treten, um den künftigen Beruf unter besonderer Berücksichtigung der individuellen Fähigkeiten körperlicher wie geistiger Art auszuwählen. Die Beratungen zur Berufswahl bei der ärztlichen Schlußuntersuchung in den Schulen sind zuerst in Chemnitz auf Veranlassung des Vereins zur Bekämpfung der Schwindsucht durchgeführt.

Dann ist noch in der Tuberkuloseprophylaxe in der Jugend der Arbeitergärten zu gedenken. Die Kleingartenbewegung macht immer weitere Fortschritte. Der Bericht des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose vom Frühjahr 1913 hebt hervor, daß der unter dem Protektorat der Deutschen Kaiserin stehende, nahezu 1000 Vereine umfassende Zentralverband Deutscher Arbeiter-

und Schrebergärten die Kleingartenbewegung durch Wort, Schrift und Geldunterstützung gefördert hat. Dank den Anregungen des Zentralverbandes und der Zentralstelle für Volkswohlfahrt wird die Bedeutung des Kleingartens insbesondere für die städtische Bevölkerung in wirtschaftlicher, erziehlicher und gesundheitlicher Hinsicht mehr und mehr gewürdigt. Ueberall werden — zum Teil mit tatkräftiger Unterstützung der Gemeinden — Kleingartenkolonien, die sich wieder zu Lokal- und Provinzialverbänden zusammen- und als solche an den Zentralverband anschließen, gebildet. Dabei finden die Kinder- und Jugendfürsorgebestrebungen durch Angliederung von Kinder- und Jugendgärten gebührende Beachtung. Der Kleingarten hat für die Jugend vor den rein sportlichen Bestrebungen das voraus, daß er mit den gesundheitlichen Vorteilen zugleich eine geregelte, lehrreiche und wirtschaftlich nützliche Beschäftigung im Kreise der Familie ermöglicht. In den dem Roten Kreuz angegliederten Familien- und Kleingartenvereinen werden sehr kinderreiche und in ungünstigen Wohnungsverhältnissen lebende Arbeiterfamilien mit Arbeitergärten bedacht, in denen sich Kranke, insbesondere Tuberkulöse, befinden.

Der Verein zur Bekämpfung der Tuberkulose in Schöneberg hat vorläufig 40 Gärten für die Pfleglinge der Fürsorgestelle für Lungenkranke geschaffen. Die Pacht ist eine sehr mäßige. Bei der Vergebung der Parzellen wurden in erster Reihe kinderreiche Familien berücksichtigt. Es ist vorauszusehen, daß diese Maßnahmen weithin Nachahmung finden werden, was mit Freuden zu begrüßen ist.

Wir verlassen damit das große Gebiet der Tuberkuloseprophylaxe im jugendlichen Alter, über die der vorliegende Bericht bei der Fülle des Materials nur einen oberflächlichen Orientierungsblick, keineswegs eine erschöpfende Darstellung zu geben beabsichtigt, und wenden uns der Tuberkuloseprophylaxe für die Erwachsenen zu, die wir ebenfalls nun in großen Umrissen zu zeichnen Gelegenheit nehmen wollen. —

II.

Die Prophylaxe der Erwachsenen hat naturgemäß Vorschriften zu umfassen einmal für solche mit offener Tuberkulose, dann für gesunde Menschen, welche durch ihr Leben und Beruf in einem bestimmten Milieu der Ansteckung mit Tuberkulose ausgesetzt sind.

An die Spitze aller prophylaktischen Regeln hat das allgemein hygienische Prinzip zu treten: Lebe regelmäßig, gesundheitsgemäß,

pflege Körper und Geist durch vernunftgemäße Selbstkultur, welche einerseits vor dem Zuviel schädlicher, übertriebener Auswüchse, andererseits aber auch vor dem Zuwenig, vor einem „**Laisser faire, laisser passer**“, einem Manchestertum auf dem Gebiet der hygienischen persönlichen Entfaltung und Auswirkung, an der der Geist naturgesetzlich wirklichen tiefgreifenden Anteil nimmt, bewahrt. Dieser Gesichtspunkt stellt an den gesunden Menschen die Pflicht einer an der Hand der Naturgegebenheiten orientierten egoistischen Lebensgestaltung, welche in keiner Weise etwas von dem Häßlichen aufweist, was sonst üblicherweise mit dem, was man als Egoismus bezeichnet, verknüpft ist. Je mehr man von dem Nutzen der persönlichen Kultur überzeugt ist, um so lebenskräftiger wird sich das Bestreben rühren, die Erkenntnis anderen zu vermitteln und zu einem Gemeingut des Menschentums zu erheben. Umgekehrt erfordert die Prophylaxe für den an einer Infektionskrankheit Leidenden die Aneignung eines wichtigen altruistischen Grundsatzes: Bewahre die Mitmenschen vor dem Leiden, mit dem dich das Geschick heimgesucht hat. In diesen beiden großen Lebensprinzipien angelt die echte Prophylaxe!

Gehen wir nun auf die dem Kranken mit offener Tuberkulose auferlegten Notwendigkeiten der Lebensgestaltung im Hinblick auf sein eigenes Wohl, in höherem Maße aber noch um der Mitmenschen willen kurz ein, so wären für die Prophylaxe im Familienleben folgende wichtige Punkte zu betonen:

1. Es ist nachdrücklich anzustreben, daß der Lungenkranke allein im Bett schlafe, möglichst in einem Zimmer für sich. Daß diese Forderung bei weitem noch nicht erfüllt ist, geht aus den zahlreichen Arbeiten über die Wohnungsverhältnisse in den großen Städten (Albert Kohn, Rabnow, F. Köhler, Portmann, M. Mosse u. a.) wie auf dem Lande (Jacob, Neander, Fischer-Defoy) deutlich und mahnend hervor. Die Untersuchungen der Berliner Ortskrankenkasse haben in dieser Beziehung außerordentlich aufklärend gewirkt. Die Untersuchungsreihe von 1911, welche sich auf über 13 000 Kranke erstreckte, ergab, daß mit noch 6 oder mehr Personen 504 den gleichen Raum teilen mußten. 80 Personen lebten in Behausungen ohne Fenster, 93 in Dachkammern, 334 in Kellern. Ueber einen Raum allein als Familienwohnung verfügten über 1600 Personen. In allen diesen Wohnungen wurden Kranke, darunter Tuberkulöse, gefunden. Mehr als 1100 hatten kein für sie allein reserviertes Bett.

F. Köhler unternahm 1909 eine ausgedehnte Enquete über die Wohnungsverhältnisse der rheinisch-westfälischen Arbeiterbevölkerung. Die 1000 Kontrollierten zerfallen in 636 Verheiratete, 351 Junggesellen, 13 Witwer und Geschiedene. Was die Bettenbelegung angeht, so schliefen von den 636 tuberkulösen Ehemännern 24,7 % allein in einem Bett, 59,3 % mit der Frau zusammen in einem Bett. 75,3 %, über ¾ der notorisch Tuberkulösen, teilten das Bett mit der Frau oder anderen Angehörigen. 9,8 % der verheirateten Tuberkulösen schliefen mit einem Kinde in einem Bett, 0,3 % mit einem Bruder, 3,4 % mit der Frau und einem Kinde zusammen, 2,05 % mit 2 Kindern zusammen, 0,3 % mit der Frau und zwei Kindern zusammen in einem Bett, 0,15 % mit 4 weiblichen Kindern in einem Bett. Die 649 verheirateten Tuberkulösen (einschl. der Witwer und Geschiedenen) hatten im Ganzen 1866 Kinder. 19 % dieser Kinder schliefen allein, und zwar von 1866 Kindern im ganzen 341 in einem Bett, Kinderbett, Wagen oder Wiege, also ca. ⅕; 10 waren allein in einem Korb, 2 auf je einem Sofa allein, 3 auf je zwei Stühlen untergebracht. 10,8 % der Kinder schlafen mit Vater oder Mutter oder Verwandten u. dgl. je einzeln zusammen; 4,5 % der Kinder schlafen paarweise mit Vater oder Mutter zusammen in einem Bett; 63,8 % schlafen mit Geschwistern zusammen in einem Bett; 1,2 % einzelne Kinder schlafen mit dem tuberkulösen Vater und der Mutter in einem Bett; 0,5 % schlafen je zu dritt mit anderen zusammen in einem Bett; 0,2 % schlafen paarweise mit dem tuberkulösen Vater und der Mutter in einem Bett.

Bei den Unverheirateten schliefen 76 % allein in einem Bett, 0,3 % auf einer Matratze auf dem Boden; 19,7 % im Bett mit einem Bruder; 1,5 % im Bett mit dem Vater oder der Mutter oder einem Kinde zusammen; 1,3 % mit einem Kostgänger; 0,3 % mit einer minderjährigen Tochter zusammen; 0,6 % mit 2 Brüdern; 0,3 % mit 2 Schwestern zusammen. Es schliefen also von 364 Junggesellen, Witwern bezw. Geschiedenen — sämtlich tuberkulös! — 277 allein im Bett, 1 auf einer Matratze, 82 zu zweien, 4 zu dreien in einem Bett.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Zahlen, welche wohl als Stichprobe der rheinisch-westfälischen Wohnungsverhältnisse der Arbeiter dienen können, ein wenig erfreuliches Bild darbieten. Es mag anderswo besser aussehen, vielerorts aber sieht es auch unzweifelhaft schlechter aus, so daß die Wohnungsfrage als ein integrierender Bestandteil der Tuberkuloseprophylaxe allezeit wird gelten

müssen. Dem haben sich bereits zahlreiche Gemeinwesen nicht mehr verschlossen. Es würde zu weit führen, darüber im einzelnen zu berichten. Wir gedenken aber noch in Kürze der vorbildlichen Organisation, wie sie in der Stadt Schöneberg seit 3 Jahren besteht. Bei der Gründung der dortigen Auskunfts- und Fürsorgestelle wurden gerade wohnungshygienische Maßnahmen als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet. Bei der 1910 aufgenommenen systematischen Wohnungsinspektion ergab sich, daß von 439 lungentuberkulösen Personen nur 46 einen eigenen, von dem der Gesunden getrennten Schlafraum hatten. Von diesen 46 schliefen 13 in der Küche! Bedenkt man ferner, daß von den 439 Kranken 141, also rund 33%, Bazillen im Auswurf hatten, so muß das Zusammenschlafen in einem Raume von Gesunden und Kranken unter allen Umständen als ein Uebelstand betrachtet werden. Noch bedenklicher ist die Tatsache, daß 26 von den 439 Patienten keine eigene Lagerstätte hatten; es schliefen vielmehr zusammen auf einer Lagerstätte: 12 (darunter 2 mit bazillenhaltigem Auswurf) mit Kindern, 14 (darunter 3 mit bazillenhaltigem Auswurf) mit Erwachsenen.

Die Frage, wie man diesen Mißständen endgültig abhelfe, ist so weitschichtig, daß wir sie hier nicht erörtern können. Ohne gesetzliche Maßregeln (Wohnungsgesetz) wird man kaum auf durchgreifende Umwälzung der Mißstände rechnen können. Grundlage aller Wohnungsreformen wird die Wohnungsinspektion bilden müssen, welche in den einzelnen Gemeinden individuell wird ausgestaltet werden können. Es bedarf dringend einer Wohnungspflege und Wohnungsaufsicht, damit auch die vielerorts bestehende Einrichtung, den ärmeren Familien, welche Tuberkulöse beherbergen, ein Zimmer hinzuzumieten auf Kosten eines Wohlfahrtsvereins, nicht mißbraucht wird seitens der Beschenkten, welche nach den vorliegenden Erfahrungen nur zu gerne nun ihrerseits wieder durch Vermieten des gewährten Krankenzimmers Kapital aus dem Wohnungszuwachs schlagen und damit jede Tuberkuloseprophylaxe illusorisch machen.

In England gaben die beiden „**Public Health Acts**“ von 1848 und 1875 und hinsichtlich der Wohnungsfürsorge insbesondere die „**Housing of the Working Classes Act**“ von 1890 den Gesundheitsbehörden die Macht in die Hand, die Wohnungsverhältnisse für die ärmeren Bevölkerungsklassen weitgehend zu verbessern. Die Wohnungsreformen seit 1876 in London sind geradezu Beispiele energischen Eingreifens. 16 umfassende Verbesserungsprojekte wurden hier zur Durchführung gebracht und hierbei Stadtviertel mit un-

günstigen Wohnungs- und Sterblichkeitsverhältnissen einfach niedergerissen und neu aufgebaut. In ähnlicher Weise ist man in Glasgow und Birmingham vorgegangen. Der bekannte amerikanische Tuberkuloseforscher Flick bringt den Rückgang der Sterblichkeitsquote an Lungentuberkulose mit den Isolierungsmöglichkeiten und den Wohnungsassanierungen in England in Zusammenhang und findet hierbei eine auffallende Uebereinstimmung. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß auch gleichzeitig mit diesen Reformen die soziale Lage der breiten Schichten der Bevölkerung sich wesentlich besserte und der **standard of life** eine gesündere und bessere Lebensart ermöglichte. Diese drei Faktoren: weitgehende Isolierung der Bazillenträger, Besserung der Wohnungsverhältnisse und gesündere Lebensführung, sind zweifellos für England als die Ursachen des Rückgangs der Tuberkulosesterblichkeit anzusehen. Noch ist eine Sterblichkeit von 16 auf 10 000 Einwohner in keinem anderen Staat oder von 14 auf 10 000 an Lungentuberkulose in London in keiner anderen Millionenstadt erreicht. An diesen Erfolgen haben die Heilstätten in England bisher kaum mitwirken können, da bis zum Jahre 1908 nur 30 Sanatorien mit annähernd 1700 Betten bestanden (Kaup).

Die Wohnungspflege und Wohnungsaufsicht trage zweckmäßig von vornherein den Charakter der Wohlfahrtseinrichtung, so daß man in der Hauptsache darauf verzichte, die Einrichtung auf die Befugnisse der Polizei einzustellen, welche im wesentlichen mit ihren Forderungen über die im Sinne der Hygiene unzulänglichen Bestimmungen der Baupolizeiverordnungen nicht hinausgehen. Auch ist die Mitarbeit der Hausvermieter dringend erforderlich, welche bei polizeilichen Repressalien leicht auf tatkräftige und freudige Mitwirkung verzichten. Diese Gesichtspunkte schließen natürlich die gesetzliche Regelung, die obligatorische Wohnungsinspektion auf dem Wege der Gesetzgebung in keiner Weise aus und bezwecken vor allem deren sachgemäße, humane Durchführung (vgl. Rabnow).

Was nun die Wohnungen hinsichtlich der Bauart angeht, so wird man immer mehr anstreben, vom Kasernensystem zum Kleinwohnungsbau überzugehen. Bekanntlich hat man in Schweden in dieser Beziehung schon große Fortschritte gemacht. Man stellt es hier als wünschenswert hin, daß mehr auf privatem Wege, wie in England nach dem System Oktavia Hill, gearbeitet werden könnte. Oktavia Hill, eine arme Lehrerin in London, kaufte oder mietete mit Hilfe von Kapitalisten Häuser, die als Ar-

beiterquartiere eingerichtet wurden. Die gering gesetzte Miete geschah wöchentlich, wenn die Arbeiter ihren Lohn bekamen; bei Arbeitslosigkeit wurde Aufschub gewährt; bei Instandhaltung der Häuser wurde den Arbeitern nach Möglichkeit Arbeitsgelegenheit geboten. Auf diese Weise sucht Oktavia Hill eine helfende Hand zwischen Arbeiterstand und Kapital zu werden, und dieses „Zwischenhandsystem" hat viel Gutes gestiftet. In Deutschland ist in der gleichen Richtung eine lebhafte Bewegung im Gange, und auch in anderen Staaten ist diese Tendenz kein bloßer Traum mehr. Die Stadt Köln baut gegenwärtig auf freiem, gesundem Gelände kleine Einzelwohnhäuser für Tuberkulöse (Krautwig). Auch sei der mustergültigen Wohnungsfürsorge des verstorbenen Geheimen Kommerzienrat Selve in Altona für die Familien seiner tuberkulösen Arbeiter gedacht, welche als vorbildlich zu bezeichnen ist. In Remscheid im Rheinland haben auf Grund einer aufklärenden Wohnungsenquête des „Vereins zur Fürsorge für kranke Arbeiter" gemeinnützige Baugesellschaften die Wohnungsverhältnisse durch die Errichtung von mehreren hundert Ein- und Zweifamilienhäusern zu bessern gesucht. Aber diese Wohnungen kommen nur für Beamte oder für hochgelohnte Arbeiter in Frage, während die Familien mit geringerem Einkommen und zahlreicherem Nachwuchs vielfach auf schlechte Mietwohnungen angewiesen sind. Der Remscheider Verein betrachtet die Wohnungsfürsorge als die wichtigste Voraussetzung im Kampf gegen die Tuberkulose. „Je zweckmäßiger und großzügiger sie betrieben wird, desto geringer wird die Gefahr der Weiterverbreitung der Ansteckungskrankheiten, insbesondere der Tuberkulose, desto kleiner werden auch die Ausgaben sein, die wir künftig zu ihrer Bekämpfung mobilisieren müssen", heißt es in dem Bericht des Vereins.

Auch sei der Einfamilienhäuserkolonie in Ulm besonders gedacht, welche Gärten für kinderreiche Arbeiterfamilien aufweist und die Sterblichkeit in diesem Gebiet der Stadt außerordentlich herabgedrückt hat.

Der bayrische Landesverein zur Förderung des Wohnungswesens hat beim bayrischen Städtetag beantragt, die „Wohnungspflege", welche von der „Wohnungspolizei" unterschieden wird, in weibliche Hände zu legen. In der Begründung heißt es: „Für diese halten wir Frauen, welche die erforderliche Veranlagung und Schulung besitzen, im allgemeinen für geeigneter, als Männer. In großen Städten wären die Wohnungspflegerinnen den technisch gebildeten Wohnungsinspektoren beizugeben, in kleineren Gemeinden

könnte sehr wohl den Wohnungspflegerinnen die gesamte Wohnungsaufsicht unter Leitung des städtischen Baubeamten oder der betreffenden zuständigen Magistratsbeamten übergeben werden. Erfahrene Hausfrauen und Mütter, die selbst einem Hauswesen vorgestanden sind, Kinder aufgezogen haben und bei völlig erhaltener geistiger und körperlicher Rüstigkeit Arbeit und Verdienst suchen, sind in Vorschlag zu bringen; ferner tüchtige Stützen der Hausfrau, gut ausgebildete tüchtige Krankenpflegerinnen, Frauen, welche in der Säuglingspflege, Wöchnerinnenpflege, Tuberkulosefürsorge tätig gewesen sind. In erster Linie halten wir Mädchen und Frauen, welche in einer gut geleiteten wirtschaftlichen Frauenschule ausgebildet worden sind, für geeignet. Aus ihnen könnten ausgezeichnete Wohnungspflegerinnen hervorgehen, wenn der Unterrichtsstoff durch einen Kursus über Wohnungsfrage, Wohnungshygiene usw. entsprechend ergänzt würde".

Mit dem Ausbau des Kleinwohnungswesens werden die Maßnahmen der Wohnungsaufsicht und -pflege natürlich wesentlich erleichtert. Zudem ist wohl zu erwarten, daß auch mit dem Bewohnen eines eigenen kleinen Häuschens der Sinn der ärmeren Bevölkerung für die Zweckmäßigkeit der Reinhaltung und hygienischen Ausgestaltung der Wohnstätte geweckt werde, so daß, zusammengefaßt, alle die Stellen, welche diesen Bestrebungen fördernd zur Seite stehen, also die Landesversicherungsanstalten, die größeren Kommunen und Kommunalverbände, die gemeinnützigen Baugenossenschaften und andere dieselben Ziele verfolgenden Vereine, auch die vielfach eingerichteten Bauberatungsstellen, gewiß an einem segensreichen humanen Werke arbeiten, welches insbesondere für die Tuberkulosebekämpfung und Tuberkuloseverhütung von sichtbaren Erfolgen gekrönt sein wird.

III.

Gehen wir nun zu einigen Einzelvorschriften für den Tuberkulösen in der Familie über, so ist hervorzuheben: Nähere Berührung zwischen Gesunden und Tuberkulösen ist nach Möglichkeit zu vermeiden. Es wird sich das vor allem auf Küssen, lebhaftes Sprechen mit Versprühen von Speicheltröpfchen usw. beziehen. Indessen hüte man sich vor Ueberschätzung dieser Dinge! Im allgemeinen bietet der Tuberkulöse, sofern er reinlich ist, in der Familie eine geringe Gefahr. Es ist das um so mehr zu betonen, als die Gefahr besteht, daß der Kampf gegen die Tuberkulose nur zu leicht zu einem Kampf

gegen die Tuberkulösen sich auswächst. Damit aber würden wir das Heft aus der Hand geben, d. h. wir würden die Tuberkulösen aus der menschlichen Gemeinschaft hinaustreiben, während wir sie gerade in die Kulturgemeinschaft hineinziehen wollen, um sie innerhalb derselben einer Besserung und Heilung zuzuführen und um sie nicht zu einer heimlichen Gefahr werden zu lassen, da der Tuberkulöse verständlicherweise sein Leiden zu verbergen suchen wird, wenn er merkt, daß er nur ein Schrecken für die Umwelt ist. Der Tuberkulöse soll sich aber als hilfsbedürftig und in seinem Schicksal nicht als vereinsamt und gemieden empfinden. Das muß zur Erkenntnis und zur humanen Empfindung der Gesunden werden!

Nach Möglichkeit wird man für die Benutzung besonderer Eßgeschirre und deren Reinigung sorgen. Auch wird der Wäsche eine Trennung von der der Gesunden zuteil werden müssen. Der Auswurf ist in besondere, mit Desinfizientien gefüllte Gefäße zu entleeren. Zu diesem Punkte sind allerhand weitgehende Vorschläge gemacht worden. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Spuckflasche etwas Abschreckendes an sich hat und daß kein Lungenkranker gern gerade die Spuckflasche in Gesellschaft anderer Menschen hervorzieht, um hineinzuspucken, so daß von manchen Seiten die Spuckflasche geradezu als eine „Illusion" betrachtet wird. Wie dem auch sei, es ist nach Möglichkeit auf eine möglichst gefahrlose Beseitigung des tuberkulösen Auswurfs zu dringen. Die Industrie hat in dieser Richtung allerlei ersonnen, was dem einen in dieser, dem andern in jener Gestalt am meisten zusagen wird.

Nach den neueren Untersuchungen (Jakob und Klopstock) ist auch der Fliegenplage besonders in Häusern, die einen Tuberkulösen beherbergen, eindringliche Aufmerksamkeit zu schenken, da die Fliegen, welche sich gerne auf dem tuberkulösen Auswurf niederlassen, den Infektionsüberträger bilden können, Nahrungsmittel infizieren können usw.

Ist ein Tuberkulöser gestorben, so verschenke man nicht seine Kleidungsstücke, ohne sie desinfiziert zu haben, sein Aufenthaltszimmer ist gründlich zu desinfizieren.

Was die Eheschließung Tuberkulöser und Gesunder angeht, so kann sie heute nicht mehr als grundsätzlich verwerflich angesehen werden. Offene Tuberkulosen sind selbstverständlich mit Aufbietung aller Gegenwehr von der Ehe abzuhalten. Hat die Tuberkulose einen gutartigen Charakter und liegen einige Jahre seit der letzten Manifestation des Leidens zurück, während deren die Tuberkulose

trocken, auswurffrei und ohne Rückwirkung auf den Gesamtzustand geblieben ist, hat ferner eine gründliche Behandlung von längerer Dauer stattgefunden, welche einen sicht- und nachweisbaren Erfolg gezeitigt hat, so ist ein Ausschluß von der Ehe wohl kaum gerechtfertigt. Zahlreiche Tuberkulöse kommen gerade durch die Ehe in geregelte Verhältnisse, welche ihrem Gesundheitszustande nur förderlich sein können. Anderseits ist zu bedenken, daß in den Fällen, wo die materiellen Mittel knapp sind, dem Tuberkulösen manches an Aufwand für den eigenen notwendigen Lebensunterhalt entgeht, so daß die Förderung der gesundheitlichen Ansprüche des Kranken gefährdet erscheint. Auch dürfte in Rechnung zu ziehen sein, ob nicht der Lungenkranke, wofern er auf die Ehe verzichtet, sich durch außerehelichen Geschlechtsverkehr schadlos halten wird, was einerseits für den Kranken selbst, andererseits für den weiblichen Teil, der sich ihm vorübergehend oder längere Zeit hingibt, nicht zuträglich erscheint.

Daß besonders auch die Frage der Verheiratung tuberkulöser Mädchen noch zahlreiche Schwierigkeiten in sich birgt, liegt auf der Hand. Vorausgehende lange Behandlung und offensichtlicher Rückgang aller tuberkulösen Erscheinungen ist jedenfalls unerläßliche Vorbedingung für die Ungefährlichkeit der Eheschließung tuberkulöser Mädchen. Es wird ferner Sache des gewissenhaften Arztes sein, die gesamte Konstitution des jungen Mädchens wie die materiellen Verhältnisse, die sich demselben in der Ehe darbieten, gebührend beim einzelnen Falle in Rechnung zu stellen. Daß sich im Zusammenhang mit diesen Fragen die Beziehungen der Schwangerschaft und insbesondere der Unterbrechung derselben zur Tuberkulose zu einem wichtigen Problem gestalten, sei nur kurz gestreift. Die hierbei leitenden Gesichtspunkte eingehend zu erörtern, würde zu weit führen. Die Literatur über diesen Gegenstand ist sehr ausgedehnt und bedarf des eingehenden Studiums, um hier klar zu sichten und Forderungen aufzustellen. —

Die Tuberkuloseprophylaxe im Erwerbsleben deckt sich zum großen Teile mit dem, was die letzten Jahrzehnte als Gewerbehygiene umschrieben und geklärt haben. Wie diese, so erblickt die Tuberkuloseprophylaxe in der gesundheitfördernden Anlage der Arbeits- und Werkstätten eine dringende Notwendigkeit. Insbesondere gilt das für die Erwerbszweige, welche ihrer Art nach als recht ungesund zu gelten haben. In erster Linie ist in dieser Beziehung der Steinhauerberuf zu nennen, welcher bekanntermaßen ein außer-

ordentlich hohes Kontingent von Tuberkulösen stellt.*) Ob Porzellanarbeiter, ebenso Gips- und Zementarbeiter wirklich in besonders hoher Prozentzahl von Tuberkulose befallen werden, erscheint noch nicht geklärt. Hinsichtlich der Bergarbeiter neigt man der Ansicht zu, daß eine besonders große Häufigkeit von Tuberkuloseerkrankungen nicht besteht.**) Besonders gefährdet erscheinen aber chemische Arbeiter, deren obere Luftwege häufig unter dem Einfluß von ätzenden Säuren und Dämpfen nachhaltig gereizt werden, was nicht selten die Entstehung tuberkulöser Lungenerkrankung begünstigt.

Im einzelnen die zu treffenden Maßnahmen für die hygienische Ausstattung der Werkstätten zu erörtern, dürfte sich erübrigen. Daß in erster Linie auf ausgiebige Luft- und Lichtzufuhr, Ventilationseinrichtungen, zweckmäßige Heizungsanlagen, genügende Reinigung zu achten ist, ist bekannt. Alles unter einheitliche Regelung zu bringen, verbietet die Eigenart verschiedener Betriebe. Hier muß die Gewerbeinspektion sachverständige Anordnungen treffen. Auch den Berufsärzten bietet sich hier ein reiches Feld der Betätigung, denen ein einheitliches Arbeiten mit den Fabrikbesitzern und Werkmeistern zu wünschen ist. Leicht sind diese Dinge einer vollkommenen Lösung nicht entgegenzuführen, da sich manche hygienische Forderung nicht mit der Eigenart des Betriebes wie mit den Interessen der Unternehmer zu vertragen scheint und sich, wofern bei letzteren das soziale Gewissen und das humanitäre Wollen nicht beherrschend lebenskräftig vorhanden ist, Schwierigkeiten in Hülle und Fülle ergeben.

Aus der erkannten Notwendigkeit, jeden Tuberkulösen rechtzeitig und energisch einer Sanatoriumsbehandlung entgegenzuführen, ergibt sich von selbst der Grundsatz, daß Angestellte wie Arbeiter, sowie sich die Zeichen der Tuberkulose, insbesondere der offenen Tuberkulose, zeigen, aus ihrer Arbeit herausgenommen werden sollten. Es erheischt die humane Gesinnung wie das Interesse des Staates und des Einzelnen, daß dem Erkrankten das Beste für die Wieder-

*) Nach in Schweden unternommenen Untersuchungen von Holmin kamen in Eskilstuna in Mittelschweden mit reicher Metallindustrie 5mal soviel Erkrankungen an Tuberkulose bei den Schleifern vor, als bei allen anderen Beschäftigungsarten. Die geringste Erkrankungszahl fand sich bei den Metallgießern.

**) Interessant ist die Beobachtung von J. George Brock, daß die in Bergwerken Südafrikas arbeitenden Eingeborenen sehr häufig eine fibröse Induration der Lungenspitzen nichttuberkulöser Natur zeigen, häufig mit Drüsenschwellungen vergesellschaftet. Brock ist geneigt, diese auf vorausgegangene Syphilis zurückzuführen, welche für die enorme Tuberkuloseverbreitung verantwortlich sei, da der durch Syphilis geschwächte Körper die Widerstandsfähigkeit gegenüber der Tuberkuloseinfektion verliere.

erlangung seiner Gesundheit zuteil werde, zunächst also die Entfernung von der Arbeit und die Unterbringung in einer Lungenheilstätte. Daß hier die Arbeitgeber, aber auch die Landesversicherungsanstalten, die Armenverwaltungen, die Wohlfahrtsvereine großzügig vorgehen und genügend Mittel bereitstellen, sich durch kleinliche Rücksichten nicht abhalten lassen, Großes zu wirken, dürfte in unserem sozial durchwehten Zeitalter kaum mehr betont werden müssen, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß wirtschaftliche Gesichtspunkte gewiß nicht selten den freien Zugang zur gesundheitlichen Rettung des Einzelnen, ich sage: jedes Einzelnen, versperren. Die Ideale scheitern nicht selten an der Realität der Verhältnisse und an der Wucht andersgearteter Zwangszustände, deren Gewichtigkeit der Prüfung und Wertung zu unterwerfen ist.

Daß offene Tuberkulosen bei in der Nahrungsmittelbranche Beschäftigten besonders gefährlich sind, so daß Kranke dieser Art möglichst schnell aus dieser entfernt werden sollten, daß ferner in den Werkstätten die Arbeiter mit tuberkelbazillenhaltigem Auswurf, wofern diese nicht zur Heilung in Lungenheilstätten verbracht werden können, anzuhalten sind, ihren Auswurf nicht auf den Boden zu entleeren, versteht sich eigentlich von selbst. Auch die Heimarbeit bedarf einer zielbewußten Regelung, namentlich wenn Tuberkulöse an ihr teilnehmen. So glaubt Gangouillet die auffallend hohe Sterblichkeit im Schweizer Jura auf die dort stark verbreitete Uhrenindustrie zurückführen zu müssen, welche die Leute zu häuslicher Arbeit in engen und schlecht gelüfteten Räumen zwingt. In Italien ist für die gesetzliche Regelung der Heimarbeit im Hinblick auf die Tuberkulose besonders Carozzi eingetreten.

Voraussetzung der Verwirklichung aller dieser prophylaktischen Gesichtspunkte bleibt aber die Gewähr, daß die Zweckmäßigkeit der hygienischen Maßregeln wirklich Bestandteil des geistigen Eigentums der Behörden wie des Volkes in seinen über- und untergeordneten Kategorien wird, so daß das öffentliche Leben im weitesten Umfange mit den Reformgedanken der Neuzeit und ihren wissenschaftlichen Errungenschaften durchsetzt wird.

Es bedarf der Aufklärung der Behörden, daß sie den Volksschutz als ihre wichtigste Pflicht erkennen und alles fördern und mit weitestgehenden Mitteln unterstützen, was diesem zu dienen geeignet ist. Die Bevölkerung ist aufzuklären durch Merkblätter, Gesundheitsartikel in den politischen Zeitungen und Unterhaltungsblättern, durch Broschüren, wohlfeile Gesundheitsbüchlein, Belehrung über Alkohol-

mißbrauch usw. Letztere Büchlein sind gerade in Deutschland zahlreich verbreitet (Bandelier, Rumpf, Liebe) und schon zum Preise von 20—60 Pfg. erhältlich. Zahlreiche Landesversicherungsanstalten kaufen diese kleinen Tuberkulosebüchlein, welche die wichtigsten Aufklärungen über das Wesen und die Verhütung der Tuberkulose enthalten, in großen Posten und liefern sie an die Heilstätten, welche ihrerseits jedem Kranken ein Exemplar dieser volkstümlichen Schriften aushändigen. Populäre Vorträge über Tuberkulose in Arbeitervereinen, Bildungsvereinen, Kriegervereinen und Jugendvereinigungen sowie in den Krankenanstalten und Heilstätten werden nahezu allerorts gehalten, während Wandermuseen, in Rußland mit lobenswerter Unterstützung der Eisenbahnverwaltung, welche für ein Wandermuseum einen Eisenbahnwaggon einrichten ließ, durch Anschauung die Kenntnis der Tuberkulosefragen zu verbreiten suchen. Anschauungskurse in Schulen, Seminaren usw. ergänzen die Volksbildungsbestrebungen.

Wie schon bei Besprechung der Kindertuberkuloseprophylaxe hervorgehoben, ist auch für den Erwachsenen die Nahrungsmittelinfektion zu fürchten und alles, was dem Schutze vor diesem Schädling dient, gewissenhaft ins Auge zu fassen. Die Nahrungsmittelhygiene ist in der Tat zu einem umfangreichen Kapitel der gesamten Hygiene geworden, besonders nachdem die Forschung sich nicht mehr scheute, in jeden einzelnen Betrieb, in die Fleischereien, Bäckereien, die Getränkefabrikation usw. hineinzuleuchten und unverkennbare Mißstände ans Tageslicht zu ziehen.

Das Drama der Tuberkulose soll sich nicht mehr hinter den Kulissen abspielen: Das ist unleugbar ein leitender Gedanke der Behörden geworden. So ist die Anzeigepflicht der Todesfälle an Lungen- und Kehlkopfschwindsucht nahezu allenthalben eingeführt. Ueber die Zweckmäßigkeit der Anzeigepflicht jeder Erkrankung an Tuberkulose ist man noch geteilter Meinung.*) Es besteht nun die Besorgnis, daß viele ihre Krankheit verheimlichen werden, sobald sie zu gewärtigen haben, daß seitens der behandelnden Aerzte der Behörde ihre Krankheit gemeldet wird. Aus dem Bekanntwerden ihres Leidens erwächst für viele, so für Lehrer, Angestellte usw. die Gefahr, frühzeitig aus der Stellung entfernt zu werden und eventuell

*) In England muß jeder Tuberkulosefall dem Medizinalbeamten gemeldet werden, sobald er dem behandelnden Arzte zur Kenntnis kommt. Es soll nach Mc. Vail und J. Niven auf diese Weise die Zahl der Gemeldeten schätzungsweise 1/8 bis 1/2 aller tuberkulösen Kranken betragen.

auf eine kärgliche Pension angewiesen zu sein. Da liegt der Ausweg, sich an Kurpfuscher oder die eigenen Heilungsversuche, die meist zweifelhaftester Art sein werden, zu wenden, natürlich nahe. Ob dieses Vertuschungssystem aber im Interesse der Tuberkulosebekämpfung liegt, darf füglich bestritten werden. Will man sich nun an die offene Tuberkulose halten, so entstehen neue Schwierigkeiten dadurch, daß der Uebergang der latenten in die offene und der offenen in die latente Tuberkulose zu berücksichtigen wäre. Auch ist es nicht angängig, etwa ein Gesetz schaffen zu wollen, daß sich bei einer Arm und Reich befallenden Krankheit nur an eine bestimmte Wohnungsbeschaffenheit klammern wollte, oder sonstige aus ärmlichen Verhältnissen sich ergebende Minderwertigkeiten zu einem Gesetzesanhalt für die Anzeige der Tuberkuloseerkrankung machen wollte.

Demzufolge besteht in dieser Frage noch allerlei Unstimmigkeit. In einzelnen Staaten hat man einen Mittelweg derart betreten, daß der Umzug von Kranken mit offener Tuberkulose den Behörden zu melden ist. In Nürnberg hat der Stadtmagistrat die Anzeigepflicht für Kranke mit offener Tuberkulose, welche in ihrer Wohnung ihre Umgebung besonders gefährden, eingeführt. Der bayrische Landesverband betrachtet es als seine nächste Aufgabe, dies auch in den übrigen Städten zu veranlassen.

In anderen Staaten ist ebenfalls dieses Kapitel noch nicht geklärt. In Frankreich hat Landouzy die Notwendigkeit der Einführung der Anzeigepflicht bei allen Fällen von Tuberkulose vor der Akademie begründet. Ein dahingehender Antrag liegt der Deputiertenkammer vor. Die Zahl der Gegner eines solchen in das Leben des Einzelnen zweifellos in nicht zu unterschätzender Weise eingreifenden Gesetzes hat sich als recht bedeutend herausgestellt. Weiterhin ist für Frankreich Ende Januar 1913 ein sehr beachtenswerter Gesetzentwurf bei der Deputiertenkammer eingebracht worden, der, wenn er zum Gesetz erhoben würde, weitgehende Bedeutung erlangen würde.

Der den Kammern vorgelegte Entwurf bestimmt nach prinzipieller Einführung ärztlicher Untersuchung vor dem Eintritt in die Verwaltungskarriere und vor der definitiven Anstellung in derselben für die Angestellten, welche im Laufe ihres Dienstes an Tuberkulose erkranken, eine besondere Urlaubsordnung. Entsprechend den Bestimmungen des Dekrets vom 9. 11. 1853 über die gewöhnlichen Beurlaubungen bei Erkrankungen sind die neuen Spezialbeurlaubungen in zwei Perioden eingeteilt. Die erste mit Bewilligung des vollen

Gehalts, die zweite mit verminderten Bezügen. Aber diese beiden Perioden, die im Gesetz von 1853 auf je 3 Monate beschränkt sind, sind für die Tuberkulösen auf 6 Monate bezw. $4^1/_2$ Jahre festgesetzt. Die Gesamtdauer der Beurlaubung kann sich also auf 5 ganze Jahre ausdehnen. Sie wird also fast immer der schrecklichen Krankheit gestatten, den ganzen Kreis ihrer Entwicklung zu vollenden. Bezüglich des Gehaltsabzugs während der zweiten Urlaubsperiode ist vorgesehen, daß das Gehalt $^2/_3$ des Dienstgehalts bis zum Höchstbetrage von 200 Frcs. bei einem Mindestbetrag von 100 Frcs. monatlich betragen soll. Das Recht auf Pension soll während des Urlaubs nicht erlöschen. Um aber jeden Mißbrauch auszuschließen, muß sich der Beamte periodischen ärztlichen Untersuchungen unterziehen.

In Verbindung mit diesem Entwurf stehen Bestimmungen für die Armee, namentlich für die eingezogenenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes aller Grade. Diese sollen in den Genuß einer eventuell wiederholten Unterstützung oder eines verminderten Gehalts, selbst in dem Fall kommen, wo die Krankheit nicht auf Dienstbeschädigung zurückgeführt werden kann. —

Zweifellos sind Erleichterungen dieser Art für alle die Unglücklichen, welche an Tuberkulose erkranken, mit besonderer Freude zu begrüßen; es wird allenthalben zu erwägen sein, wie man auf diesem Wege weiterhin ersprießliche soziale Maßnahmen wird einführen und ausbauen können.

Weiterhin wird die obligate ärztliche Totenschau allgemein eingeführt werden müssen, um der Forderung der allgemein durchgeführten Desinfektion der Wohnungen der Tuberkulösen Nachdruck zu verschaffen. Daß eine solche bei Todesfällen von offener Tuberkulose unbedingt nötig ist, wird keinerseits bestritten. Ebenso erheischt die Notwendigkeit des Schutzes bei Wohnungswechsel, daß die von Tuberkulösen verlassenen Wohnungen, welche von neuen Mietern bezogen werden, gewissenhaft und ausnahmslos desinfiziert werden. Hier ergeben sich vielerseits unverkennbare Schwierigkeiten, da die Frage der Kostenregelung der desinfektorischen Maßnahmen nach allen Seiten hin zu erwägen ist. Daß die Gemeinden als solche ein großes Interesse daran haben müssen, gesunde Wohnungen und nicht Nester, welche von Tuberkulose durchseucht sind und vampyrartig alle nachfolgenden Mieter in das Netz der Krankheiten und des Siechtums hineinziehen, liegt auf der Hand.

In allen diesen Dingen schiebt sich aber als wichtigste Forderung in den Vordergrund, daß die Bevölkerung immer mehr und immer

intensiver von der Wichtigkeit der hygienischen Maßnahmen und der hygienischen Selbstdisziplin überzeugt werde, und zwar in der Weise, daß sie nicht nur die Gefahren bei andern erkennt, gegen die eigenen Gebrechen und die daraus folgenden Notwendigkeiten aber blind bleibt, sondern vielmehr mit dem so oft vermißten Rückschluß, daß wir alle mit dem bösen Geschick zu kämpfen haben, der eine in dieser, der andere in jener Weise, und daß jeder an seinem Teile in seiner persönlichen Lage den Ausweg zu suchen hat, um sich und die Mitmenschen zu retten vor den Schäden und Unbilden, welche die Krankheit, insbesondere die Tuberkulose, in so umfassender Tragweite mit sich bringt.

Ist diese Forderung nicht erfüllt, dann bleibt alles weitere, was man an Maßregeln empfohlen, zum Teil schon ausgedehnt verwirklicht hat, Flickarbeit. Ich denke hier an die sogenannte laufende Desinfektion, welche nur Sinn hat, wenn der Kranke persönlich die Pflege der Reinlichkeit sich zum nie verletzten Grundsatze gemacht hat. Die hygienische Beratung, das große humane Werk der Fürsorgestellen oder ähnliche Einrichtungen, über die allein eine ausführliche Darlegung zu geben wäre, die Bemühungen der ouvriers enquêteurs, der Pflegerinnen usw., der Wohlfahrts- und Frauenvereine setzen für eine segensreiche Arbeit das Verständnis und die volle Mitarbeit aller derer voraus, auf die sich ihre Tätigkeit bezieht.

Ueber die Fürsorgestellen sei erwähnt, daß Deutschland im Frühjahr 1913 819 solcher aufweist, unter denen die im Großherzogtum Baden vorhandenen 538 Beratungsstellen als eine Nummer gerechnet sind. Um letztere hat sich der Badische Frauenverein in Karlsruhe unvergängliche Verdienste erworben.

Die Schweiz weist nach den letzten Mitteilungen von Schmid 45 Auskunfts- und Fürsorgestellen auf.

Besondere Beachtung verdient das von dem Schwedischen Nationalverein herausgegebene Werk: „Die Dispensairepflegerin" (Dispensärsköterskan. Nagra Föredrag och Lectioner vid svenska Nationalföreningens mot Tuberculos. Dispensärkurs. Stockholm. Fr. Skoglunds Förlag 1910), welches einige sehr lesenswerte, bei einem Kursus für Dispensärpflege gehaltene Vorträge von Nysted, C. Sundell, Wirgin, Lindblom, v. Koch, Backström, Frau Agda Montelius, Fürstenberg und Sigrid Göransson enthält. Auch sei das von demselben Nationalverein herausgegebene, von Lindhagen verfaßte Werk: „Die Bekämpfung der Tuberkulose durch

Dispensaires (Stockholm, Fr. Skoglunds Verlag 1910) besonders erwähnt.

Die großen Verdienste Pütters in Berlin um das ganze Fürsorgestellenwesen sind zu bekannt, um hier noch einmal eingehend gewürdigt zu werden. Was dieses System leistet, geht am besten aus den jährlich erscheinenden Berichten der Berliner Zentralstelle hervor: ebenso haben die französischen Einrichtungen unter der Führung Calmettes ihre grundlegende Bedeutung weiter gefestigt und erweitert.

Weiterhin wäre die Wichtigkeit des Vorhandenseins einer genügenden Zahl von Krankenhäusern, Heil- und Heimstätten, Asylen, Pflegestationen usw. hervorzuheben. England ist mit einer weitgehenden Hospitalisierung der Tuberkulösen vorbildlich vorangegangen. Das erste Hospital für Lungenleidende wurde in London schon 1818 eröffnet, dem jedoch erst im Jahre 1841 ein zweites mit 321 Betten folgte. Nach 1850 wurden weitere Tuberkulosehospitäler errichtet, so daß Mitte der 90er Jahre 15 mit rund 1200 Betten, davon 5 in London, vorhanden waren. Diese Hospitäler können als ausgesprochene Isolierhäuser für vorgeschrittene Lungenkranke und kaum als Heilstätten für Frühfälle angesehen werden. Die prophylaktische Leistung dieser englischen Tuberkulosehospitäler wird jedoch noch wesentlich unterstützt durch Siechenhäuser der Armenpflegeämter, die ebenfalls Schwindsüchtige im vorgeschrittenen Stadium aufnehmen. In London und Umgebung bestehen allein 26 derartige Anstalten. Außerdem dienen für die Pflege von unheilbaren Siechen und schwindsüchtigen Invaliden noch eine große Zahl kleinerer Asyle und andererseits für Lungenkranke im Frühstadium über 300 Heilstätten für Genesende.

Nach dem Bericht von Ronzoni, dem Generalsekretär der **Federazione italiana della opere antitubercolari,** sind in Italien 14 Dispensärs in Betrieb, 10 in Vorbereitung, 41 Seehospize für Kinder in Betrieb, 1 in Vorbereitung. Es bestehen 8 Waldschulen, zahlreiche Sommerkolonien und 1 Winterkolonie im Gebirge, 3 Volksheilstätten, 1 Sanatorium für Sträflinge, sowie zahlreiche Tuberkulosestationen, welche zum Teil den Krankenhäusern angegliedert sind.

Dem Bericht der „**National Association for the study and prevention of tuberculosis**" ist zu entnehmen, daß in Nordamerika 1912 nahezu 2000 Antituberkulose-Agenturen bestanden, und zwar 618 Vereinigungen und Komitees, 451 Sanatorien, Hospitäler und Freilager, 365 Dispensärs und Kliniken, 91 Freiluftschulen, 200

Gesundheitsämter und eine Anzahl anderer Institutionen, wie Hospitäler für tuberkulöse Gefangene, Irre usw. In dieser Richtung ist in anderen Ländern ebenfalls ein erheblicher Fortschritt allseitig zu verzeichnen. Hand in Hand geht mit den Einrichtungen dieser Art die Möglichkeit, die offenen Tuberkulosen aus dem Bereich der Wohnungen zu entfernen. Besonders günstige Erfahrungen hat in dieser Richtung die Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz zu verzeichnen. Nach § 1277 der deutschen Reichsversicherungsordnung können Rentenempfänger auf Antrag in einem Invalidenhause oder einer ähnlichen Anstalt untergebracht werden, und kann dazu die Rente ganz oder teilweise verwandt werden. Während die Versicherungsanstalt der Hansastädte und die von Berlin mit eigenen Anstalten zum Zweck der Unterbringung vorgeschrittener Lungenkranker schlechte Erfahrungen gemacht haben, hat die Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz mit der Belegung besonderer Tuberkuloseabteilungen in allgemeinen Krankenhäusern und mit Spezialkrankenhäusern für Lungenkranke aller Stadien (Franziskushaus bei M.-Gladbach) gute Erfolge aufzuweisen. Zu letzterer Kategorie gehört auch das Heidehaus bei Hannover und das Sanatorium Burg Daber in der Provinz Brandenburg. Dem Beispiel dieser Anstalten sind nachgebildet: Das Tuberkulosekrankenhaus in Buch der Stadtverwaltung von Berlin, das Tuberkulosekrankenhaus Beetz-Sommerfeld bei Charlottenburg, das Sanatorium Sternberg der Stadt Schöneberg, das in Entstehung begriffene große Krankenhaus der Stadtverwaltung Cöln in Porz bei Cöln. Im Jahre 1912 verpflegte die Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz 521 tuberkulöse Invaliden auf die geschilderte Weise. Der Aufenthalt der Lungenkranken im Invalidenhaus weist eine ständig wachsende Dauer auf. Der Kostenaufwand außer den einbehaltenen Renten stieg von 29 000 Mk. im Jahre 1906 auf 137 019 Mk. im Jahre 1912 bei einem durchschnittlichen Pflegesatz von 1 Mk. 80 Pf. pro Person und Tag einschließlich aller Nebenkosten, wie Kleidung, Arzt, Apotheke.

Bei allen diesen, naturgemäß großen Schwierigkeiten begegnenden Isolierungsversuchen der Tuberkulösen hat sich als unbedingt erforderlich erwiesen, den Gesichtspunkt der Hilfe immer wieder gerade den Kranken selbst gegenüber in den Vordergrund zu stellen und bei dem ganzen Verfahren alle Härte und übertriebene Regelungsvorschriften zu vermeiden.*)

*) In 15 Staaten Nordamerikas ist es in 25 Jahren bei rund 42 Millionen Einwohnern gelungen, die Sterblichkeitsquote von 3,26 pro Mille bis auf

Daß man in den allgemeinen Krankenhäusern nunmehr fast durchgängig die Tuberkulösen nicht mehr unter anderen Kranken liegen läßt und die besonderen Abteilungen für Tuberkulose mit allen den Dingen ausstattet, welche erforderlich sind, um der modernen Behandlung der Lungentuberkulose (Liegehallen, Pneumothorax-behandlung, chirurgische Methoden, Röntgeneinrichtung) gerecht werden zu können, sei nur nebenbei erwähnt. Ebenso wird man je nach den Verhältnissen auf Beobachtungsstationen zur Erkennung tuberkulöser Kranker Bedacht nehmen.

IV.

Das letzte große Kapitel der Tuberkuloseprophylaxe betrifft die zweckmäßigen und ausreichenden Vorschriften zur Verhütung der Tuberkulose im Verkehrswesen, bei deren Erörterung wir uns ebenfalls Beschränkung auferlegen müssen, um nicht zu weitläufig werden zu müssen.

Die Eisenbahn- und Schiffshygiene betrifft selbstverständlich auch in hervorragendem Maße die Tuberkuloseprophylaxe. Das Publikum soll durch geeigneten Hinweis auf unstatthafte schlechte Gewohnheiten, wie Ausspucken auf den Boden, Verunreinigung von Abteilen und Klosetts usw., erzogen werden, in Rücksicht auf die Mitmenschen sich der hygienischen Gebarung zu befleißigen. Andererseits wird die öffentliche Hygiene darauf ausgehen müssen, in hygienisch geschultem Bahn- und Schiffspersonal sowie in vielseitig tätigen Bahn- und Schiffsärzten eine Stütze zu gewinnen. Die Behörden dürfen hier nicht aus kleinlichen Rücksichten und Sparsamkeitsgründen den Schutz des Publikums hintenanhalten, nachdem es nun einmal Gemeingut der wissenschaftlichen Erkenntnis und der Sozialhygiene geworden, daß die Verbreitung der Infektionskrankheiten dann am besten verhindert wird, wenn ein wohlorganisierter Sicherheitsdienst Reinlichkeit und Isolierung schädlicher Elemente in der Oeffentlichkeit gewährleistet. Wie im einzelnen in dieser Beziehung zu arbeiten ist, kann hier nicht erörtert werden. Daß

---

1 7, also fast um die Hälfte, herabzudrücken. Im Jahre 1908 wurden 87 Sanatorien mit ungefähr 5000 Betten ausschließlich für Kranke in den ersten Stadien und 145 Anstalten für vorgeschrittene Kranke mit nahezu 10 000 Betten gezählt. Außerdem sind fast in allen Krankenhäusern Abteilungen für Tuberkulöse vorgesehen. Aehnlich wie bei uns hat fast jede Stadt eine oder mehrere Fürsorgestellen, so daß 1908 bereits über 200 in Tätigkeit waren. Besonders für den Bau von Hospitälern für vorgeschrittene Tuberkulöse sind die amerikanischen Einrichtungen geradezu vorbildlich. (Kaup.)

speziell in Deutschland die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft für die Tuberkulosesache ein besonders hohes Verständnis nach den verschiedensten Richtungen hin betätigt, wobei auch der beiden Heilstätten Melsungen und Moltkefels gedacht sei, sei nur beiläufig erwähnt, ohne darum anderen Eisenbahnverwaltungen oder Eisenbahngesellschaften einen Vorwurf machen zu wollen.

Ein besonders wichtiges Kapitel bietet für die Tuberkuloseprophylaxe weiterhin die Hygiene der Gasthäuser, der Schlafstellen, der Restaurants und Wirtshäuser. Hier sind es namentlich die dauernde gründliche Reinigung der Einzelzimmer der Gäste, wie der großen dem Tagesverkehr dienenden Räume, die gesundheitsgemäßen Spülbetriebe für das Eßgeschirr in jeder Hinsicht (Biergläser!), die Abortverhältnisse, die Sauberkeit und gewissenhafte Speisezubereitung in der Küche, die gründliche Wäschereinigung, auf welche die öffentliche Hygiene ihr Augenmerk zu richten hat. Für die Anzeigepflicht tuberkulöser Hotelinsassen werden besondere Bestimmungen zu treffen sein, die sich nach den Verhältnissen werden richten müssen. Insbesondere werden in Kurorten, die vorwiegend von Lungenkranken aufgesucht werden, die Gesunden nicht Gefahr laufen dürfen, der Ansteckung durch ungenügende Säuberung und Desinfektion der vorher vielleicht von lungenkranken Kurgästen bewohnt gewesenen Zimmer ausgesetzt zu sein. Gerade die Kurorthygiene bietet in dieser Hinsicht noch zahlreiche Angriffspunkte, denen sich unsere meistbesuchten Kurorte, wie Davos, Lippspringe usw., auch nicht verschließen. Die gründliche, niemals versagende Kurorthygiene findet aber an manchen Stellen einen offensichtlichen Widerstand an den Interessen der Hotel- und Pensionbesitzer, so daß es gerade an den besonders von Lungenkranken besuchten Plätzen unumgänglich einer einschneidenden Polizeiorganisation, welche für die Durchführung wenigstens der Mindestforderungen der allgemeinen Hygiene sorgt, bedarf. Die polizeilichen Vorschriften haben sich aber nicht nur auf die Hotels, Pensionen, Restaurants, sondern in weitgehendem Maße auch auf Badeanstalten und insbesondere noch auf die Straße zu beziehen, für die das Spuckverbot und die Staubverhütung und Staubbeseitigung in Betracht kommt. —

Rechnen wir weiter zum Verkehrswesen die Armee, so wollen wir mit allem Nachdruck betonen, daß hier die Tuberkuloseprophylaxe begreiflicherweise ein weitgehendes Feld vorfindet und zu beanspruchen hat. Die Untersuchungen über das Vorkommen der Tuberkulose im Heere sind von verschieden-nationaler Seite wissenschaftlich aufge-

nommen worden und haben die dringende Notwendigkeit der Bekämpfung der Tuberkulose gerade in dieser Gemeinschaft dargetan. Ich erwähne von diesen Feststellungen nur einiges:

J. H. Brewer hat nachgewiesen, daß die Ausbreitung der Tuberkulose unter den eingeborenen Truppen der Vereinigten Staaten auf den Philippinen auffallend stark sei, obwohl bei der Einstellung von Eingeborenen strenge Auswahl getroffen wird und der Dienst in dem milden Klima der Philippinen leicht zu nennen sei. Die Erkrankungsziffer ist fast doppelt so hoch wie bei der Eingeborenentruppe in Indien und bedeutend höher als unter den weißen Truppen der Philippinen. Fast alle Soldaten sind verheiratet oder leben mit einer Eingeborenen zusammen in außerordentlich unreinen und unzweckmäßigen Wohnungen. Brewer empfiehlt, daß die Soldaten mit ihren Frauen in staatlichen hygienischen Häusern, isoliert von den Eingebornen, wohnen sollten.

Schwiening hat eine interessante Studie über das Vorkommen der Tuberkulose in der französischen Armee veröffentlicht, aus der die wesentlich größere Häufigkeit der Tuberkulose gegenüber dem Vorkommen im deutschen Heere hervorgeht. Ueber die Gründe verbreitet sich der Autor eingehend und meint, daß einmal die absolut größere Häufigkeit der Tuberkulose in Frankreich gegenüber Deutschland schuld daran wäre und zweitens der Mangel an Militärpflichtigen naturgemäß dazu dränge, die Grenzen der Militärtauglichkeit weiter zu stecken, als es bei minutiöser Abwägung tunlich sei.

Ebenso haben die Untersuchungen über die Tuberkulose in der Marine wichtige Aufschlüsse für die Häufigkeit und Fingerzeige für die Prophylaxe ergeben.

In der italienischen Marine bezeichnet Sestini die Tuberkulose bei einigen Dienstzweigen, so bei Lazarettgehilfen, Krankenwärtern, Schreibern, Heizern, geradezu als Berufskrankheit. Andererseits kann der Dienst der Marinesoldaten an und für sich mit seinen Strapazen, Klimawechsel usw. die Ursache der Tuberkulose werden. Von den bei der Marine dienstuntauglich Gewordenen werden 80% wegen Tuberkulose entlassen. Von diesen müßten nicht nur die eine staatliche Pension erhalten, bei denen nachgewiesenermaßen die Tuberkulose unmittelbar durch den Dienst verursacht ist, sondern alle, die bei der Einstellung gesund waren und nach einjähriger Dienstzeit durch Tuberkulose dienstuntauglich werden. Der Staat könnte auf folgende Weise für diese Leute sorgen: Diejenigen, die leicht erkrankt sind, müßten in einem Militärsanatorium unterge-

bracht werden, bis sie wieder diensttauglich sind; die Unheilbaren müßten eine Pension unter der Bedingung erhalten, daß sie in ein Sanatorium oder Hospital gingen, um die Krankheit nicht weiter zu verbreiten.

Die Tuberkulose in der Marine der Vereinigten Staaten ist nach Henry G. Beyer in Abnahme begriffen. Er betont die Beziehungen der Tuberkulose zu den dienstlichen Verhältnissen. Von besonderem Einfluß waren in der Berichtszeit (1861—1909) der Bürgerkrieg, die Entwicklung der neuen Marine 1893—1897, der spanisch-amerikanische Krieg, der Aufstand auf den Philippinen und der Boxeraufstand in China. Die Besserung der Verhältnisse in den letzten Jahren steht mit den Fortschritten in der Isolierung, Hospitalisierung und Invalidisierung der tuberkulösen Seeleute in unverkennbarem Zusammenhang. Der Fürsorge für die wegen Tuberkulose aus der Marine Entlassenen sollte sich, wie in Deutschland, diejenige durch die Zivilbehörden anschließen.

Die Erfahrungen bei der Kriegsmarine werden ergänzt durch solche bei der Handelsmarine, für die Mucdoch Mackinnon an der Hand seiner Erfahrungen im Seemannskrankenhause zu Greenwich wichtige Beiträge geliefert hat. Die Verhältnisse sind keineswegs so günstig, wie man gemeinhin annimmt. Die Vorteile des Genusses der frischen Seeluft scheinen wettgemacht zu werden durch die ungünstigen Wohnungsverhältnisse der Schiffsangestellten, insbesondere der Matrosen, des Maschinen- und Heizpersonals, während die Offiziere verhältnismäßig selten an Lungentuberkulose erkranken.

In der Deutschen militärärztlichen Zeitschrift 1912, Heft 16 und 17, rät nun Sforza behufs Herabsetzung der Zahl der Erkrankungen und Todesfälle an Tuberkulose in den Heeren:

Eintritt Tuberkulöser und Verdächtiger in das Heer ist hintenanzuhalten; schwächliche, belastete Rekruten sind vor Uebermüdung zu schützen; Infektionsmöglichkeiten sind möglichst auszuschließen, Tuberkulöse rasch aus dem Heeresverbande zu entfernen. Diese Ziele werden erreicht durch sorgsame Untersuchung der Rekruten vor und beim Eintritt, Beobachtung minder Tauglicher, Dienstantritt zu geeigneter Jahreszeit, allmähliche Steigerung der geforderten Arbeit, Sorge für gute Ernährung, Kleidung und Wohnung, Aufstellen von Spucknäpfen in allen Räumen, methodische Desinfektion der Unterkunft, Verbot trockner Zimmerreinigung, sorgsame Untersuchung aller Hustender, Isolierung der Tuberkulösen in [illegible]älern, rasche Entfernung Tuberkulöser und chronisch Lungen-

kranker, Meldung der entlassenen Tuberkulösen an die Sanitätsbehörden, Behandlung heilbarer Fälle in Sanatorien und unheilbarer in Spitälern, Entschädigung für festgestellte verminderte Arbeitsfähigkeit, Desinfektion der Sputa, Leibwäsche, Betten und Zimmer Tuberkulöser, Verbrennen des Kehrrichts, Desinfektion der Effekten Tuberkulöser beim Eintritt ins Spital und der Monturen, welche den Rekruten übergeben werden, Sterilisierung der Milch und Ausschluß von Fleisch tuberkulöser Tiere.

Die Heeresverwaltung in Deutschland hat sich das Studium der Tuberkulose und ihrer Bekämpfung stets aufrichtig angelegen sein lassen, wie aus den Sanitätsberichten hervorgeht, deren Resultate Schultzen im Jahre 1905 in der von B. Fränkel herausgegebenen Denkschrift über den Stand der Tuberkulose-Bekämpfung in Deutschland für den Internationalen Tuberkulosekongreß in Paris übersichtlich zusammengestellt hat. Ein sehr wichtiges Werk unternahm die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums im Jahre 1890 durch die Veranstaltung einer Zählkartensammelforschung, deren Ergebnis teils von Stricker in einer ausführlichen Abhandlung in der Festschrift zum 100jährigen Stiftungsfest des damaligen medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Instituts (Berlin 1895, Aug. Hirschwald), teils von Schjerning auf dem Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit zu Berlin 1899 sowie im 14. Heft der „Veröffentlichungen aus dem Gebiet des Militärsanitätswesens" unter der Bezeichnung „die Lungentuberkulose in der Armee" (Berlin 1899, Aug. Hirschwald) der Oeffentlichkeit übergeben worden ist.

Die prophylaktischen Erwägungen decken sich hier im wesentlichen mit den oben näher angegebenen. Es sei nicht zu erwähnen vergessen, daß in der deutschen Armee für Erholungsbedürftige, Genesende und solche, „die befürchten lassen, daß sie durch die Anstrengungen des Dienstes krank oder dienstunfähig werden, und die nachweislich der Kräftigung und Erholung bedürfen", Genesungsheime eingerichtet sind. Allerdings sind von der Aufnahme hier Tuberkuloseverdächtige ausgeschlossen. Die Zahl dieser sehr erfolgreich arbeitenden Genesungsheime wird ständig vermehrt. Dazu sind in den meisten inländischen sowie in einigen ausländischen Kurorten Vorkehrungen zur Aufnahme von Militärpersonen getroffen. Es leuchtet ein, daß durch eine so ausgedehnte Fürsorge für Genesende und Erholungsbedürftige eine große Summe der Tuberkuloseverbreitung vorbeugender Tätigkeit entfaltet wird.

Tuberkulöse Armeeangehörige selbst werden sobald wie möglich einem Garnisonlazarett überwiesen, in dem ihnen die notwendige Behandlung zuteil wird. Die Garnisonlazarette der Armee sind so eingerichtet, daß den üblichen Anforderungen der diätetischen, medikamentösen, spezifischen, hydrotherapeutischen und chirurgischen Behandlung entsprochen werden kann. Fast alle Lazarette gewähren auch Gelegenheit zum Aufenthalt im Freien; sorgfältige gärtnerische Ausschmückung und ausgiebige Wegeanlagen, Spielplätze, Lauben machen den Aufenthalt hier durchaus ersprießlich. Erhöhter Licht- und Luftgenuß für die Kranken läßt sich leicht fast überall erzielen, z. B. durch Lagerungsvorrichtungen an geeigneten Stellen des Gartens, durch Liegekuren auf Veranden, in Lauben, in eigens dazu aufgestellten Zelten usw. Auch der Bau von Liegehallen kann von der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums genehmigt werden. Größere Lazarette sind besonders vollkommen ausgestattet, so z. B. in bezug auf Ausrüstung mit chirurgischen Instrumenten, orthopädischen und mediko-mechanischen Apparaten, besondere Bade- und Brausevorrichtungen, Dampfbädern, Heißluftapparaten, elektrischen Bädern, Lichtbädern u. dgl. Ein großer Wert wird auf die hygienische Belehrung und Erziehung der Kranken gelegt, deren Erfolg man häufig durch Verabfolgung des vom Kaiserlichen Gesundheitsamt aufgestellten Tuberkulosemerkblattes auch über die Zeit des Lazarettaufenthalts hinaus zu sichern sucht. Mit einzelnen Lungenheilstätten sind Vereinbarungen für die Aufnahme tuberkulöser Soldaten getroffen. Im Anschluß an Garnisonlazarette, welche nach Klima, Lage, Umgebung und sonstigen in Betracht kommenden Verhältnissen geeignet sind, sind besondere Stationen für tuberkulöse Lungenkranke eingerichtet worden. Diese Spezialstationen sind mit allen erforderlichen Einrichtungen, wie Liegehallen, Tagesräumen, Massage- und Baderäumen, hinlänglich ausgestattet. Soweit sich bisher beurteilen läßt, bewähren sich diese Maßnahmen sehr gut, und man darf hoffen, daß sie nach ihrer Durchführung dem praktischen Bedürfnis der Armee in dieser Richtung voll Rechnung tragen werden, so daß dann eine Inanspruchnahme privater Lungenheilstätten kaum noch notwendig sein wird, zumal ja grundsätzlich daran festgehalten werden muß, Angehörige der Armee, welche mit einem tuberkulösen Leiden der Atmungsorgane behaftet sind, aus dem aktiven Dienststande ausscheiden zu lassen. (Schultzen.)

Als Heilanstalten für beginnende Lungentuberkulose hat der

Deutsche Kaiser 1901 ein Genesungsheim für deutsche Offiziere und Sanitätsoffiziere in Arco (Südtirol) eingerichtet; auch sei des vor mehreren Jahren eröffneten Genesungsheims in Falkenstein im Taunus gedacht.

Für tuberkulöse Invaliden können auf Reichskosten Kuren in geeigneten Kurorten oder in Lungenheilstätten gewährt werden, was einen sehr bedeutsamen und humanen Fortschritt in der Wohlfahrtspflege ehemaliger Heeresangehöriger bedeutet. Insbesondere aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine Verbindung zwischen Militärverwaltung und Landesversicherungsanstalten dahingehend besteht, daß Leute, für welche ein Eingreifen zur Verhütung von Krankheiten oder ein Heilverfahren in Frage kommt, diesen oder den Kassen mitgeteilt werden. Aus dieser Maßregel können bei sachgemäßer Handhabung recht segensreiche Wirkungen erfolgen.

Ohne damit die vielgestaltige Tuberkuloseprophylaxe im Heereswesen erschöpfend dargestellt haben zu wollen, gehen wir zuletzt über zu der Frage der Tuberkuloseprophylaxe auf einem weniger sympathischen, aber darum der eingehendsten Beachtung doch würdigen Gebiete: zur Tuberkuloseprophylaxe in den Strafanstalten.

Wenn irgendwo, so hat sich im Besonderen auf dem Gebiet der Vorstellungen und Empfindungen in Sachen des Strafvollzuges im öffentlichen Leben der kulturell-humane Zug durchgerungen und Geltung verschafft. Während in früheren Jahrhunderten auf dem Boden der Abschreckungstheorie der schlechteste und ungesundeste Bau für die sichere Verwahrung der rechtlosen Verurteilten geradezu besonders bevorzugt wurde, so daß, wie Krohne in seinem „Lehrbuch der Gefängniskunde" (Jena 1897, S. 11) sagt, gegen die Gefängnisse des Mittelalters der Galgen eine Barmherzigkeit war, da in den feuchten und kalten Gewölben bei verdorbener Luft, vielfacher Ueberfüllung, schlechter Beköstigung, ungenügender Bekleidung, körperlicher und seelischer Verwilderung, kurz: bei gänzlicher Verwahrlosung Fieber, Seuchen und mordende Entkräftungszustände zu herrschenden Mächten allenthalben wurden, ist man in der Neuzeit sich der humanen Auffassung voll bewußt geworden, daß auf dem Boden des allgemeinen Menschentums auch die aus der menschlichen Gesellschaft Verdrängten der Segnungen kultureller und humaner Einrichtungen teilhaftig werden müssen und die straffällige Tat gewiß nicht durch ein Ausgeschlossensein von der Hygiene, welche das Los der gesamten Menschheit bessern soll, gesühnt zu werden braucht.

Erst das 18. Jahrhundert brachte die Erkenntnis von dem Recht der Verurteilten auf eine menschliche Behandlung und der Pflicht des Staates, ihn durch die Strafe sittlich zu heben. Es trat die moderne Freiheitsstrafe an die Spitze der Strafmittel, welche zu der vollkommenen Neugestaltung des Gefängniswesens führte. (Marsch.)

Die Tuberkulose ist nun trotz aller neuzeitlichen hygienischen Einrichtungen kein seltener Gast in den Gefängnissen und Zuchthäusern. Das mag an verschiedenen Momenten liegen. So begünstigt erfahrungsgemäß nicht selten die unausgesetzte, langzeitige strenge Absonderung in der Einzelzelle die Entstehung der Tuberkulose; die wohl ausreichende, aber immerhin kärgliche, eintönige Ernährung, die zwar täglich gebotene, aber im Ganzen durch unzureichende Bewegung an der frischen Luft und vor allem die an der Lebensenergie zehrende, bei den meisten im Vereinsamungs-, bei manchen auch im Reugefühl sich geltend machende tiefe seelische Depression — das Sprichwort redet von den Tränen, „die nach innen geweint werden" — fördert die Empfänglichkeit für tuberkulöse Erkrankungen, und zwar um so mehr, wenn schon vor der Straftat der körperliche Zustand für Tuberkulose disponiert war.

Immerhin ist nach gewissenhaften Zusammenstellungen von Bär u. a. die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen in den Strafanstalten immer mehr gesunken, und die besonders dank den Bemühungen von R. Leppmann allgemein gesteigerte Aufmerksamkeit auf die ersten hervortretenden Zeichen beginnender Tuberkulose bei Gefangenen von großem Erfolg gekrönt gewesen. Die Tuberkulosesterblichkeit ist zurzeit in den Gefängnissen nicht größer, teilweise sogar erheblich geringer als in der freien Bevölkerung. Zufolge der Statistik des Ministeriums des Innern starben an Tuberkulose in den preußischen Zuchthäusern 1895: 4,8 ‰ männliche Gefangene von der Gesamtzahl, 1907 nur noch 3,4 ‰ der Gesamtzahl. Nach der Statistik für die dem Justizministerium unterstellten Strafanstalten erkrankten 1909 von der täglichen Durchschnittszahl der Gefangenen 2,5 % und 0,6 % an Tuberkulose.

Die Isolierung der Tuberkulosekranken in den Gefängnissen auf besonderen Stationen und in besonderen Lazarettabteilungen hat sich durchaus bewährt. In Württemberg werden seit 1906 die tuberkulösen Gefangenen aus sämtlichen Strafanstalten des Landes auf dem Hohenasperg, einer besonders durch seine sonnige, freie Lage

ausgezeichneten, mit schattigen Höhen und Gartenanlagen versehenen Strafanstalt interniert. Das Mannheimer Landesgefängnis hat einen geräumigen Hallensaal, welcher mit einer in den Garten mündenden, nach Süden offenen und vor Nord- und Ostwinden geschützten, sonnigen Liegehalle versehen ist. Besondere Vorkehrungen finden sich auch in den fünf Strafgefängnissen und Strafanstalten in und um Berlin. Vielfach wird der körperlichen Erschlaffung durch systematisches Exerzieren im Freien unter Kommando geeigneter Aufsichtsbeamten vorzubeugen gesucht. Damit geschieht der von Baer geforderten Gymnastik in den Gefängnissen Genüge. Daß allenthalben der Notwendigkeit körperlicher Reinhaltung Aufmerksamkeit und Pflege zuteil wird, ist als selbstverständlich allgemein anerkannt. Das gilt auch im besonderen von den Frauenstrafanstalten.

Besonders auf den körperlichen Schutz wird auch in den Strafanstalten Amerikas und Englands Bedacht genommen. In den Reformatories, d. h. den Gefängnissen, in welchen nicht vorbestrafte männliche Personen zwischen 16 und 30 Jahren nach dem ausgesprochenen Besserungsprinzip Aufnahme finden, werden nach der Arbeit fleißig gymnastische Uebungen betrieben, sogar bei recht guter Musikbegleitung. Vormittags erfolgt militärisches Turnen mit Gewehren. Ebenso werden in dem Reformatory für Frauen in Bradford gymnastische Uebungen und Reigentänze geübt. In dem berühmten Reformatory der Vereinigten Staaten für Männer in Elmira werden etwa 30 verschiedene Handwerke gelehrt, man will vor allem den Gefangenen für ein künftiges bürgerliches Leben tauglich machen, ihn reformieren. Die Anstaltsinsassen sind vollkommen militärisch organisiert, uniformiert und bilden unter einem Colonel ein Regiment zu vier Bataillonen, jedes zu vier Kompagnien, unter Offizieren, welche sowohl aus den Aufsichtsbeamten wie aus den Gefangenen entnommen sind, und mit eigner Regiments-Gefangenenmusik. Es gibt Exerzitien und Paraden. Militärische Strammheit und Drill sind vorzüglich. So gehen auch in dem freien Amerika die Gefangenen gleichsam durch die bewährte Schule der Armee mit ihrer eisernen Disziplin. Die hygienischen Maßnahmen sind mustergültig, besonders glänzend die Badeeinrichtungen, Brausebäder und Schwimmbad. Im Lazarett ist ein großer Tuberkulosesal. Die Agriculture und Industrial-School zu Industry im Staate Newyork mit ihren 30 Landhäusern auf einem Terrain von etwa 5—600 Hektar ist eine große Zwangserziehungsanstalt mit sehr bedeutendem praktischen Landwirtschaftsbetriebe und

vorzüglichem Schulunterricht für etwa 670 Knaben, die unter Parole entlassen werden. (Nach Marx.)

Auch in Rußland beginnt das Interesse für die Strafanstaltshygiene zu erwachen.

Italien hat 1906 auf der Insel Pianosa ein Tuberkulosengefängnis eingerichtet. Die Gefangenen können dort in einer Freiluftbeschäftigung gehalten werden. Man glaubt das Sinken der Tuberkulosesterblichkeit in den italienischen Gefängnissen von 1 % auf 0,6 % wesentlich auf sie zurückführen zu können. Die Einrichtung eines zweiten Gefängnisses in diesem Sinne ist im Gange.

Kurz sei hier angefügt, daß man in Deutschland begonnen hat, auch der Tuberkulose der Prostituierten vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken, weil man mit Recht geltend macht, daß von diesen aus Uebertragungen von Tuberkulose zu befürchten sind und vom hygienischen Standpunkt aus die Gefahren der öffentlichen wie der geheimen Prostitution vermindert werden müssen, unbekümmert darum, wie man sich vom sittlichen Standpunkt aus zu diesen Verhältnissen stellen möge.

Die kurze Erörterung aller dieser Zweige der öffentlichen Hygiene läßt wiederum erkennen, wie in erster Linie die Tuberkuloseprophylaxe an das richtige Verständnis und die energische Arbeit der Behörden geknüpft ist. Diese sollen mit gutem Beispiel vorangehen, dem nach den bisherigen Erfahrungen sich die Einzelverbände, also die Gemeinden, die Landesversicherungsanstalten, die Kassen, Berufsgenossenschaften, Provinzialkomitees, Wohlfahrts- und Samaritervereine, Frauenvereine, religiöse Ordensgemeinschaften usw. tatkräftig anschließen. So sei in erster Linie speziell für Deutschland der umfassenden Tätigkeit der Landesversicherungsanstalten gedacht, über deren Wirksamkeit der Präsident des Reichsversicherungsamtes Kaufmann auf dem letzten Internationalen Tuberkulosekongreß zu Rom 1912 ein glänzendes Uebersichtsbild entworfen hat. Auch knüpfen sich an die Tätigkeit und Entfaltung der 1913 ins Leben getretenen Reichsversicherungsanstalt für Angestellte die weitestgehenden Erwartungen. Hier handelt es sich darum, den breiten Schichten des Mittelstandes die Segnungen der Tuberkuloseverhütung und -bekämpfung zugute kommen zu lassen, also auf einem Felde zu arbeiten, dessen Bebauung einen reichen Ernteertrag verheißt.

Auch darf zu erwähnen nicht vergessen werden, daß in Großbritannien am 15. Juli 1912 das Landesversicherungsgesetz von 1911 (National Insurance Act 1911) in Kraft getreten ist, in

welchem auch Bestimmungen über die Uebernahme des Heilverfahrens bei Versicherten zur Beseitigung bereits eingetretener oder zur Abwehr drohender Erwerbsunfähigkeit enthalten sind. Auf Grund dieser Bestimmungen soll nunmehr in England, Schottland und Irland planmäßige Tuberkulosebekämpfung durchgeführt werden, für welche seitens eines durch Königliche Verordnung vom 22. Februar 1912 eingesetzten „Tuberkulosekomitees" in einem inzwischen erstatteten vorläufigen Bericht (Interim Report of the **Departmental Comittee ou Tuberculosis**) besondere Richtlinien aufgestellt worden sind. England ist darin allen anderen Ländern voraus, daß es außer den jetzt eingerichteten Heilstätten und Fürsorgestellen für die Versicherten auch für Nichtversicherte mitsorgt, und daß es schon längst die Hospitäler für schwerkranke Tuberkulöse hat, in die die Kranken sich auch gerne aufnehmen lassen. — Nathan Raw hat berechnet, daß es in England zurzeit mehr als 300 000 Schwindsüchtige gebe und jährlich etwa 60 000 Menschen an Tuberkulose sterben. London gibt jährlich 100 Millionen Mark für die Schwindsucht aus, in Liverpool gehen der arbeitenden Bevölkerung jährlich 6 Millionen Mark an Arbeitslöhnen infolge Tuberkuloseerkrankung verloren.

Nach dem Bericht der „National Association for the study and prevention of tuberculosis" wurden im Jahre 1911 insgesamt in den verschiedenen Staaten Nordamerikas über 14½ Millionen Dollars zur Bekämpfung der Tuberkulose verausgabt.

So möge es allenthalben heißen: Vorwärts im Kampfe um Schutz vor Tuberkulose und um den Sieg über den bösen Feind der Menschheit. Nunquam retrorsum!

Mythus oder literarische Erfindung in der älteren römischen Geschichte.

Von

Professor Dr. W. Soltau, Zabern.

Vor mehreren Jahren, als ich an die Untersuchung über den Ursprung der römischen Geschichtstradition herantrat, hob ich hervor,*) daß nur zu oft bei der Herleitung und Erklärung volkstümlicher Sagen unbesehens vorausgesetzt werde, daß dieselben ein hohes Alter besäßen und daß sie ihren Ursprung gerade in dem Volk hätten, dessen Anschauungen und Gefühle in ihnen zu einem lebensvollen Ausdruck gekommen wären. „Bisher wurde viel zu wenig die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß die Mythen der höheren Kulturvölker uns fast immer in einer späten Fassung, in einer vielfach umgestalteten Form überliefert seien". In der Regel wurde auch die Wahrscheinlichkeit unberücksichtigt gelassen, daß sie aus fremden Völkern übertragen, daß sie erst unter dem Einfluß einer fremden Literatur ausgebildet sein könnten.

Von diesem Gesichtspunkt aus sind teils andere, teils ich an die Beantwortung der Frage herangetreten, inwieweit bei der älteren römischen Geschichte Mythus oder literarische Entlehnung und Erfindung die Grundlage der Tradition gebildet haben.

Zahlreiche Spezialuntersuchungen haben bereits Licht über dieses Problem ausgebreitet, so daß jetzt die Frage „Mythus oder literarische Erfindung" für die alte römische Geschichte in einer Weise gelöst ist, daß die Entscheidung darüber geradezu als vorbildlich für die Erklärung ähnlicher Vorgänge bei anderen alten Völkern gelten darf.

---

*) Archiv f. Religionsgeschichte XII, 101 f. Vgl. jetzt auch Münzer, Cacus der Rinderdieb und dazu Wissowa Berl. philol. Woch. 1913, Nr. 28, S. 879.

Ganz ohne alles geschichtliches Substrat, ohne die Kunde von einigen Persönlichkeiten oder der wichtigsten Volksbewegungen wird wohl kein Volk sich eine Geschichte seiner Vorzeit rekonstruiert haben. Selbst Achill, der grollende Sohn der Meergöttin, vielfach offenbar mit mythischen Zügen ausgestattet, ist ohne sein thessalisches Myrmidonenheer und ohne dessen Heldentaten vor Troja nicht denkbar. So auch bei der im Einzelnen ganz sagenhaften römischen Gründungssage: ohne daß eine gens Romilia, eine tribus Romilia, ein Gründer Roms aus diesen Kreisen existiert hätte, ohne die Namen einiger Fürsten hätte eine Vorgeschichte Roms nicht geschaffen werden können. Wandersagen und Wandermythen heften sich bald an diese, bald an jene Persönlichkeit der Vorzeit an: erfunden sind ihre Namen darum noch keineswegs.

Einige hervorragende Personen, Herrscher oder Gesetzgeber müssen existiert haben, wenn sich spätere Zeiten bemühten, den Glanz ihrer Taten auszuschmücken und über ihre Persönlichkeiten den Schmuck beliebter Erzählungen der Volkssage auszubreiten.

Speziell die Tradition über die römische Königszeit lehrt das wieder aufs bestimmteste.

Alle Vornamen der römischen Könige und ihrer Verwandten sind tuskischer Herkunft*) und tragen damit den Stempel der Geschichtlichkeit an sich: denn wie hätten wohl die Römer darauf kommen können, sich Könige mit tuskischen Namen zu erdichten! Aus ähnlichen Gründen kann die Fremdherrschaft der Tarquinier keine bloße Erfindung sein. Tuskische Kulte und Tempel, tuskische Bauten und Gebräuche, ja tuskische Inschriften und bildliche Darstellungen bezeugen die Richtigkeit der Ueberlieferung, auch wenn alles Beiwerk der annalistischen Berichte über sie Erfindung wäre.

Kein Römer würde auch wohl die Namen und Personen der später verschollenen patrizischen Geschlechter der Horatier (zuletzt 358 genannt), der Larcii, der Romilii, der Lucretii erfunden haben. Eine von ihnen berichtende Ueberlieferung muß vorhanden gewesen sein, ehe sich an sie die späteren Geschichtssagen und Gentilfälschungen angeschlossen, sie umrankt und lebensvoll ausgestaltet haben.

Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß alle jene aus der Quasigeschichte der römischen Königszeit stammenden Personen geschichtliche Bedeutung gehabt haben. Ein K. Numa hat wohl einmal in Rom regiert, weder aber mit Egeria oder Pythagoras

*) W. Schulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen. Soltau, Anfänge der römischen Geschichtschreibung (Haessel 1909), S. 145.

verkehrt, noch etwa den römischen Kalender gestiftet. Ein Marcier mag einer Gentilüberlieferung zufolge einst bei Corioli sich ausgezeichnet haben. Damit ist aber noch nicht wahrscheinlich gemacht, daß der plebejische C. Marcius Coriolanus, der so gesinnungstüchtig für die Patrizier eintrat, im 5. Jahrhundert v. Chr. gelebt und gewirkt hat.

Woher stammen nun diese Erzählungen und Erfindungen, welche die Bücher des Dionys von Halicarnaß anfüllen, welche in den priesterlichen Quellen der gelehrten Sammler vom Schlage eines Valerius Antias, Tubero, Varro, Verrius Flaccus aufgespeichert waren?

Noch immer gibt es Forscher, welche mehr oder weniger versteckt den veralteten Theorien anhängen, daß mythische Vorstellungen die Grundlage der annalistischen Geschichtserzählung bilden. Ettore Pais zeigt zwar neuerdings*) eine weit größere Bereitwilligkeit, anzuerkennen, daß ein gewichtiger Bestandteil der Tradition über die 3—4 ersten Jahrhunderte römischer Geschichte späte Erfindung hellenistischer Schriftsteller und der ihnen auf diesem Pfad folgenden römischen Annalisten gewesen ist. Trotzdem aber greift er sehr oft wieder anf die alte Mythentheorie zurück und läßt aus ihr das Gerüst entstehen, auf welchem der Aufbau einer **storia critica di Roma** erfolgt sein könne. So stehen z. B. nach Pais die sieben Könige Roms unzweifelhaft in enger Beziehung (**in stretto rapporto**) mit den sieben Hügeln. Seiner Ansicht nach soll noch dem Livius dieses Verhältnis deutlich vor Augen geschwebt baben. Jeder Hügel hat seinen eponymen Heros oder Heiligen. Aus diesem Vorurteil erschließt Pais den sakralen Charakter der römischen Könige! Wohnung und Grab des Romulus waren diejenigen des Faustulus, d. h.**) des Faunus! Jedenfalls ist also auch der Kult des Romulus genau verbunden mit dem des Quirinus, des Janus, oder vielleicht auch mit dem Luperkusdienst! Numa soll ebenfalls eigentlich eine Schutzgottheit des Septimontium sein, Tullus Hostilius und Ancus Marcius sind nach Pais deutliche Personifikationen der Laren und Penaten. Die böse Tullia, die Gemahlin des letzten Tarquiniers, soll gar ihren Ursprung einem Sonnenmythus verdanken!

*) Storia critia di Roma (1913) I, 2, 554. Se pure era rimasto qualche vago ricordo su fatti reali avenuti dell età regia, questo venne radicalmente transformato con elementi tolti a sacre leggende ed alle gesta degli dei.

**) Faustulo „vale á dire di Fauno". Vgl. weiter 560—564.

Noch bedenklicher ist das Bestreben von Pais, die Könige und Helden Roms mit allerlei mythischen Vorstellungen von Göttergestalten zu verquicken. Numa steht danach in nächster Beziehung zu den Quellnymphen und Wassergeistern, wie Egeria, Numicius, Juturna, Vesta. Tarquinius ist der etruskische Gott Tarutius, er wie die Königin Tanaquil sind mythischen Ursprungs. König Servius Tullius ist kein anderer als der Genius Virbius. Und so geht es weiter: Lucretia, Verginia, Cloelia gehören in den Kreis der Göttin Venus Cloacina, im Horatius Cocles steckt der Gott Vulkan, im Coriolan gar der Mars von Corioli. Und wenn selbst Camillus († 367) noch ein personifizierter Juppiter sein soll, so ist damit die Axt an die Wurzel aller geschichtlichen Personen und Tatsachen selbst des 4. Jahrhunderts v. Chr. gelegt. Bei dieser Methode löst sich schließlich ein ganz beträchtlicher Teil der älteren römischen Geschichte in ein Nebelmeer mythischer und religiöser Vorstellungen auf.

Hiergegen muß prinzipiell Front gemacht werden. Längst ist es erkannt, daß die Römer bei der überaus prosaischen Beschaffenheit ihrer Religionsvorstellungen keine derartigen phantastischen und poetischen Vorstellungen von ihrer Götter- und Heroenwelt gehabt haben. Erst spät und unter griechischem Einfluß sind sie zu Götterbildern und vollkommneren Annahmen, zu Personifikationen des Göttlichen übergegangen*). Wie ist es da überhaupt denkbar, daß die kaum recht lebendigen Vorstellungen von einigen Götterwesen ein mehrhundertjähriges Schlummerleben in den Gemütern und in den Herzen der prosaischen römischen Bauern gefristet hätten, um endlich, von den ältesten Annalisten mißverstanden und umgedeutet, zu quasihistorischen Persönlichkeiten der Vorzeit zu werden?

Während aber bisher von den Gegnern jener Mythentheorie oft nur auf die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit solcher Deutungen hingewiesen worden ist und sie im wesentlichen noch auf dem früheren Standpunkt verharren, ist es jetzt im einzelnen klargestellt, daß diese Theorie als völlig unwissenschaftlich definitiv zu beseitigen ist.

Auf Grund der Anregungen, welche Zarncke**) und ich (in meinem Buch „Anfänge der römischen Geschichtschreibung") gegeben haben, ist jetzt festgestellt, daß alle Elemente der römischen Königsgeschichte — abgesehen natürlich von den Angaben über

*) Wissowa, Neue Jahrb. f. Phil. 1898. 161. Religion und Kultur der Römer 1912 [2] S. 23 f.

**) In den Commentationes philologae quibus O. Ribbeckio congrat... discip. Lipsienses. 1888, 276.

die älteste römische Verfassung, deren Einrichtungen nach den Ansätzen der Antiquare, vor allem der Pontifices, über die einzelnen Könige verteilt wurden — späten hellenistischen Ursprungs sind, Livius Andronicus (seit 272 in Rom) und sein Kreis von Literaten, die Epen der Dichter Naevius und Ennius, die Römerdramen — namentlich wieder von Naevius und Ennius*) — haben die ganze Vorgeschichte erst geschaffen. Sie ist von Anfang bis zu Ende literarische Erfindung, welche früher gebildet ist, als die offizielle römische Tradition, und zwar lediglich aus griechischen Sagenstoffen zusammengesetzt ist, ohne irgendwelche einheimische Elemente.

Hier folge in Kürze der Beweis.

Die Dichter Naevius († vor 200) wie Ennius († 169) haben Romulus als Enkel des Aeneas angesehen, also ins 12. Jahrhundert v. Chr. gesetzt.**) Naevius dichtete kurz vor Beginn des 2. punischen Krieges sein Drama Romulus,***) in welchem er genau der Tragödie Tyro, die Sophokles gedichtet hatte, folgte. Statt der Tyro setzte Naevius die Rea Silvia ein, statt der Zwillinge Tyros, Neleus und Pelias, die von Tieren gesäugt wurden, Romulus und Remus mit der pflegenden Wölfin.

Alle älteren Erzählungen, von denen Dionys v. Halikarniß (7 v. Chr.) ein Dutzend erwähnt, kennen diese Romulussage nicht. Keine einzige spricht von Zwillingen. Alle setzen Romulus ins 12. Jahrhundert!

Die sizilischen Historiker Kallias und Timaios, die kurz vor dem 1. punischen Krieg schrieben, differierten noch damals in ihren Zeitangaben über die Gründung Roms um mehr als 300 Jahre. Ersterer erzählte, daß drei Brüder Romulus, Romos,†) Telegonos Söhne einer flüchtigen Tronrin namens Rome, Roms Gründer gewesen seien, Timaios setzte Roms Gründung mit derjenigen Karthagos (814) gleich. Wenn Ennius ferner ein Drama Sabinae, „Der Raub der Sabinerinnen", schrieb, so ist schon daraus, daß er diese Kämpfe vor 1100 ansetzte, klar ersichtlich, wie den später auf seinen dichterischen Ausführungen beruhenden gleichen, quasigeschichtlichen Schilderungen der Annalisten über die Schlachten, die

*) Dazu kommen die etwas späteren dramatischen Bearbeitungen jener Stoffe seitens des Dichters Accius (seit 140), der sachlich auf seinen Vorgängern beruht.

**) Archiv f. Religionswissenschaft XII, 107 f.

***) Philologus 1912, 316 f.

†) Rōmos nicht Rēmus! Vgl. dazu Philologus 1909, 154.

Romulus um 750 gegen die Sabiner gewonnen haben soll, nichts Geschichtliches zugrunde liegen kann. Romulus' Sieg über den Sabinerkönig ist nach Art der Heldentat des Marcus Claudius Marcellus (223) fingiert. Die Himmelfahrt Romuli hat zuerst Ennius nach dem Vorbild der Erhöhung des Herakles in den Himmel dichterisch besungen.*)

Bei König Numas Schicksalen hat weniger die Poesie als die literarische Spekulation und Tiftelei die Einzelheiten ersonnen, um in ihm das Charakterbild eines Weisen und eines Mustergesetzgebers zu feiern. Hier hat namentlich Buchmann**) trefflich gezeigt, wie aus Plato, Aristoteles und späteren philosophischen Schriften bei Numa das Idealbild eines weisen Fürsten geschaffen ward. Die griechischen Dichter fabelten oft, daß durch die Nymphen der Quellen und Gewässer den Heroen der Vorzeit eine höhere Offenbarung zuteil geworden sei, und so wurde denn von Numa erzählt, daß ihm durch die Nymphe Egeria seine einzigartige Kunde von priesterlichen und göttlichen Dingen zuteil geworden sei. In aller menschlicher Weisheit sollte ihn dagegen Pythagoras unterwiesen haben, trotzdem dieser treffliche Mann erst 200 Jahre nach dem offiziellen Ansatz von Numas Regierung (716—672) gelebt hatte.

Aber selbst wenn die zeitliche Priorität der hellenistischen Dichtungen und der literarischen Erfindungen pseudogelehrter Herkunft nicht feststände, würde es jedem Kenner der römischen Vorstellungen und des römischen Charakters klar sein, daß hier ein Import fremder Vorstellungen vorliegt, welcher dem echtrömischen Geiste zuwider ist. Von einem geschlechtlichen Umgang zwischen Nymphen, überhaupt zwischen Gottheiten und Menschen, hat gewiß kein braver Römer zur Zeit des 2. punischen Krieges etwas wissen wollen. Solche Windbeuteleien, wie sie Ephoros unbekümmert um alle Chronologie***) vorbrachte, daß Lykurg und Zaleukos Schüler des Thales gewesen seien, konnte ein würdiger **pontifex** ebensowenig erdenken***), wie daß Numa bei Pythagoras in die Schule gegangen sei.

Durch Tullus Hostilius soll die Einnahme Alba Longas erfolgt sein. Alba muß, das steht zwar fest, in der Königszeit zer-

---

*) Den Beweis dieser Behauptungen ist erbracht bei Soltau, Anfänge der römischen Geschichtschreibung 21 f. (1909).

**) De Numae reges Romanorum fabula Leipz. dissert. 1912.

***) Hernach, als das Volk daran glaubte, haben wohl auch die Pontifices diesen Aberglauben gelegentlich verwandt, um damit dem Volke zu imponieren oder ihm etwas weiszumachen.

stört worden sein; schwerlich ist dieses aber durch einen der ersten Könige geschehen und am allerwenigsten infolge des Zweikampfs der beiden Drillingspaare, der Horatier und Curiatier. Diese Erzählung ist wieder nicht altrömisch, sondern dem Herodot 1, 82 nachgebildet. Derjenige, welcher die Erzählung von dem Zweikampf in die römische Geschichtstradition zuerst eingeführt hat, wählte sich als Vorbild die Erzählung, wie der Kampf um streitiges Gebiet zwischen Argos und Sparta nicht durch eine Schlacht zwischen der ganzen Heeresmacht beider Völker entschieden worden war, sondern durch zwei Elitekorps von je 300 Mann. Das Schlußresultat war hier wie in Rom das gleiche: von Sparta und Rom blieb je einer übrig, von Argos und Alba zwei*), aber der Spartiate wie der Römer sammelte die Trophäen und prätendierte daher, Sieger geblieben zu sein. Auch die Sage vom späteren Verrat des Albanerführers Mettus Fufetius hat ihr griechisches Vorbild.

Von den zahlreichen griechischen Märchen, welche bei der Bildung der Tarquiniergeschichte als Modell gedient haben, seien hier nur die folgenden erwähnt.

Der Tyrannensinn des letzten Tarquiniers wird bekanntlich ebenso ausgemalt, wie bei Herodot (5,92) die Grausamkeit des Tyrannen Thrasybul von Ephesus. Die Art und Weise, wie er Gabii nahm, gleicht aufs Haar der List des Zopyros bei Herodot 3,154, durch welche es diesem gelang, Babylon dem Darius wiederzugewinnen.

Ferner hat Henry Wright**) in sehr ansprechender Weise die Existenz eines älteren römischen Dramas nachzuweisen gewußt, welches die Untat der wilden Tullia schilderte, die ihren eigenen Gemahl tötete, um den Buhlen heiraten zu können, und endlich diesen zur Ermordung des eigenen Vaters aufreizte. Manches hiervon ist später auch in die Tragödie „Brutus" des Dichters Accius übergegangen. Die Verse, welche die Ermordung des Servius Tullius andeuten, sind noch jetzt erhalten. Ueberall fehlte es dabei nicht an Vorbildern griechischer Dichter. Vor allem kommt hier wohl die Sage von Klytemenstra in Betracht, welche mit ihrem Buhlen Aegisth ihren Gatten Agamemnon ermordete, dann den Aegisth heiratete.

---

*) Abgesehen von dem bereits tödlich verwundeten dritten Curiatier. Vgl. Anfänge d. röm. G. 87.

**) The recovery of lost Roman tragedy (New Haven 1910). Vgl. dazu auch Soltau, Die Anfänge der römischen Geschichtschreibung 39, 264.

Daß namentlich der ganze Freiheitskampf Roms gegen die Tarquinier ein Sammelbecken für griechische Sagen und Märchen gewesen, ist ausgemacht. Es pflegt doch wohl kaum in der Wirklichkeit vorzukommen, daß sich zwei feindliche Heerführer wie Brutus und Sextus Tarquinius selbander a tempo den Tod zufügen. Nur in der thebanischen Heldensage führen Eteokles und Polyneikes im Bruderkrieg zugleich den tödlichen Streich gegeneinander und sinken zur selben Zeit entseelt hin. Das Priestermärchen, wie Brutus vom Orakel belehrt wird, daß der Herrscher werden würde, der zuerst die Mutter küsse, und der dann die Mutter Erde küßt, ist ebenso abgeschmackt, wie das plötzliche Eingreifen der Dioskuren in der Schlacht am Walde Arsea! Auch der thebanische König Kreon schonte in drakonischer Strenge nicht des eigenen Sohnes, und so war denn ein Vorbild für den hartherzigen Brutus gefunden, der seine eigenen Söhne zum Tode verurteilte.

Endlich Lucretia, das klassische Vorbild aller keuschen römischen Frauen! Sie ist ein Gebilde nicht des Mythus, nicht der römischen Volkssage, sondern aus einer griechischen volkstümlichen Erzählung herübergenommen.

Im ganzen Altertum gibt es kaum ein zweites Beispiel dafür, daß eine in ihrer Ehre gekränkte Frau sich das Leben genommen hat. Selbst die jungfräuliche Verginia begeht keinen Selbstmord, ihr Vater zuckt das Fleischermesser gegen sie und gibt damit das Zeichen zur Revolution. Nur eine einzige Ausnahme gibt es, eine Erzählung, wohl eher der griechischen Sage angehörig, als geschichtlich beglaubigt. Die Gründungslegende des Tempels der Artemis in der arkadischen Stadt Tegea berichtet*), wie der Tyrann Aristomelides in seiner Lüsternheit eine edle Jungfrau begehrt habe. Er setzte sich auch wirklich in ihren Besitz; ehe er aber sein schändliches Vorhaben ausführte, soll diese sich „aus Furcht und Scham" getötet haben. Der Feldherr des Tyrannen stürzte ihn darauf vom Thron, ähnlich wie der Reiteroberst Brutus den Tarquinius zu Fall brachte.

„Was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie." Diese Gestalten der Dichtung, diese Märchen lebten, von Dichterhand neu geformt, fort, sie kamen einst aus Griechenland nach Rom, und sind später von Rom aus in die moderne Poesie gelangt. Hier kann von Mythus ebensowenig die Rede sein, wie von Geschichte. Dichterische Erfindung ist der Brunnen gewesen,

*) Pausanias VIII, 47, 6.

aus welchem die späteren Generationen geschöpft, durch den sie immer wieder erfrischt und neubelebt worden sind.

Es ist mir nicht möglich, diesen Gegenstand zu verlassen, ohne noch eine Bemerkung allgemeiner Art hinzugefügt zu haben.

Die hier nachgewiesene Herkunft der Tradition über ältere römische Geschichte hat auch einen allgemeineren Wert. Zwar ist der Charakter der einzelnen Völker sehr verschieden, ja so verschieden, daß er schwerlich ein positives allgemeines Urteil zuläßt darüber, wie sich überhaupt eine geschichtliche Ueberlieferung über eine vorgeschichtliche Epoche zu bilden pflegt.

Aber soviel kann doch negativ festgestellt werden, daß sich in einem Volke nicht von selbst, gleichsam wie durch einen natürlichen Prozeß, aller Mythus in Geschichte umsetzt.

Wohl dagegen haben Mythus und Volkssage, in ihren meist dürftigen Anfängen, einen bedeutenden Einfluß auf spätere Dichter und Literaten ausgeübt. Diese haben den oft poesie- und reizlosen Erzeugnissen mythischer Art der mehrfach zu hochgewerteten „Volksseele" neues Leben eingehaucht, ihnen eine neue Existenz in der Phantasie und in den Herzen ihrer Volksgenossen geschaffen. Die längst entschwundene Vergangenheit lebte von neuem auf, nicht aber so, wie sie einst gewesen war, auch nicht, wie einst alter Mythus sie weiter gebildet, sondern so, wie sie sich die Dichter und Literaten der späteren Zeitepoche zurecht gelegt oder ausgedacht hatten.

Eine solche Neubelebung der Mythen und der literarischen Ausbeutung von Märchen über die Vorzeit haben späteren Geschlechtern die Geschichte der längstvergangenen und vergessenen Epoche wohl ersetzen können und haben in unkritischen Zeiten oft auch, soweit eine Kontrolle fehlte, als Geschichte gegolten. Aber nie ist aus ihr die nahe Vergangenheit oder gar die Zeitgeschichte frei geschaffen, künstlich gebildet oder einfach erfunden worden.

Nie hätte es einem Dichter des Hellenismus einfallen können, die Taten des Apoll oder des Herakles auf Alexander den Großen, auf Scipio oder Augustus zu übertragen, oder gar derartige Helden sich auszudenken und ihre Lebensgeschichte zu fingieren, wenn sie auch von allen dreien die göttliche Vaterschaft behaupteten und diese dann auch geglaubt wurde.

Es ist daher vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als ein Unfug zu bezeichnen, wenn Peter Jensen die ganze jüdische Geschichtsüberlieferung aus babylonischen Mythen und Sagen herzuleiten sucht.

Der Grad der Verkehrtheit steigert sich, je mehr wir uns dabei der Zeit, welcher die späteren Schriftsteller angehören, nähern, und da, wo literarisch hellere Verhältnisse vorhanden sind.

Somit ist es ein besonders bedenklicher Abweg, wenn Jensen gar die Tradition der Evangelien aus den Schilderungen des babylonischen Gilgameschepos herleiten will*) und schließlich durch den Hinweis auf allerlei sagenhafte Elemente, welche in der volkstümlichen Auffassung und Ueberlieferung das Bild von Christus und seinen Jüngern umrankt und idealisiert haben, den Beweis erbracht zu haben glaubt, daß die historische Persönlichkeit von Jesus oder ähnlich von Petrus in Frage stehe.

Es ist ein Schlag ins Gesicht jeder wissenschaftlichen Forschung, wenn Drews sich anheischig machen will, nachzuweisen**), daß alle Züge des historischen Jesusbildes***) einen rein mythischen Charakter tragen und keine Veranlassung bestehe, hinter der Christusmythe durchaus eine historische Gestalt zu suchen.

Wer die Geschichtsbildung dort, wo sie uns klar vor Augen liegt, so bei der römischen, bei der deutschen Geschichte verfolgt, der wird wissen, daß solche Phantasien vielleicht Dilettanten imponieren können, in Wahrheit aber so oberflächlich sind, daß es wahrlich Zeit ist, die ernst und wissenschaftlich weiter forschenden Kreise damit zu verschonen.

Auch hier sollte das Wort Gellerts gelten:

Wenn deine Kunst dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein schlimmes Zeichen;
Doch wenn sie gar der Narren Lob erhält,
Dann ist es Zeit, sie auszustreichen!

---

*) Jensen, das Gilgamesch-Epos (Straßburg 1906). — Moses — Jesus — Paulus, drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch. — Hat der Jesus der Evangelien wirklich gelebt?

**) Arthur Drews, die Christusmythe p. XV.

***) Er fügt unbegreiflicherweise noch hinzu „wenigstens alle wichtigen religiös bedeutsamen"; die wahrhaft religiösen Elemente des Christentums, wie es in den 3 ersten Evangelien enthalten ist, sind doch sicherlich original.

Die Pflanzenzüchtung und ihre Bedeutung für die Land- und Volkswirtschaft.

Von

Konrad zu Putlitz.

Die zahlreichen Probleme, die für die Entwicklung der Landwirtschaft und für ihre Zukunft von höchster Bedeutung sind, liegen in allgemeinen Kreisen, die sich nicht mit der Landwirtschaft beschäftigen, ganz fern. Die landwirtschaftlichen Hochschullehrer, die landwirtschaftlichen Lehrer und die praktischen Landwirte behandeln diese Fragen meist in den landwirtschaftlichen Versammlungen, besonders in den Landwirtschaftskammern, dem Landwirtschaftsrat, dem Preußischen Landes-Oekonomiekollegium, der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und den zahlreichen landwirtschaftlichen Vereinen. Die wenigsten dieser Berichte werden gedruckt, die Fachpresse kommt über den Kreis der Landwirte nicht hinaus, und selbst ein eifriger Leser ist kaum imstande die wichtigsten Veröffentlichungen zu verfolgen, die das Internationale Institut in Rom und die großen Gesellschaften der verschiedenen Kulturländer versenden.

Wenn ich mich nun an Nichtfachleute wende und eine der wichtigsten landwirtschaftlichen Fragen der Gegenwart behandle, so geschieht das, weil ich glaube, daß sie auch das Interesse von Nichtfachleuten auf sich ziehen kann.

Was ist die Pflanzenzüchtung und was bezweckt sie? Pflanzenzüchtung ist die Auswahl von besonders leistungsfähigen Einzelwesen, ihre Vermehrung bei vergleichsweisem Anbau und immer wiederholter Auslese der leistungsfähigsten Pflanzen. Bei weiterem Ausbau muß der vergleichsweise Anbau sich auch auf Familienzuchten und Stammbuchzuchten erstrecken. Der Zweck ist, unter gleichen Verhältnissen auf der gleichen Anbaufläche höhere Erträge zu erzielen, entweder nach Maße oder nach Güte, gegebenenfalls nach beiden.

Wenn man die Wichtigkeit der Pflanzenzüchtung für die deutsche Landwirtschaft in ihrem vollen Umfange erkennen will, so ist man gezwungen, einen kurzen geschichtlichen Rückblick zu geben, welche Wege zu dem Standpunkt geführt haben, auf dem die heutige Landwirtschaft steht.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts, unter dem Einfluß von Albrecht Thaer, vollzieht sich ein Umschwung in der Landwirtschaft. Die alte Dreifelderwirtschaft, die ein Jahrtausend geherrscht hatte, wird langsam durch die Fruchtwechselwirtschaft verdrängt. Es vollzieht sich der Uebergang zur rationellen Landwirtschaft, die in einer besseren Wechselwirkung von Feldbau und Viehwirtschaft besteht, und bei gesteigerten Ernten auch die Möglichkeit gesteigerter Reinerträge gibt. Ganz besonders werden die Kenntnisse über eine zweckentsprechende Bodenbearbeitung durch Einführung geeigneter Ackergeräte vom Auslande gesteigert, die den deutschen Verhältnissen nach manchen anfänglichen Mißerfolgen angepaßt werden. — Um die Mitte des Jahrhunderts tritt dann Liebig auf, und seine Lehren bilden die Grundlage für die richtige Ernährung der Pflanze sowie für die Entwicklung des Kunstdüngers bis zu der gewaltigen Ausdehnung seiner Anwendung, die noch längst nicht zum Stillstand gekommen ist. Die Provinz Sachsen geht dann, besonders im Großbetriebe, mehr und mehr zum Rübenbau über, es entwickelt sich dort mit gleichzeitiger Zuhilfenahme des Dampfpfluges die intensivste Bodenkultur in Deutschland. Die bakteriologischen Kenntnisse, vornehmlich auch die Entdeckung der Knöllchen-Bakterien durch Hellriegel, gaben die Anregung, neben dem Stalldung und dem Kunstdünger, auch noch die Gründüngung in erheblichem Maße in Anwendung zu bringen, so daß alle Vorbedingungen für gesteigerte Ernten gegeben waren. Nun fehlte es an geeigneten Pflanzen, die bei dieser Grundlage höchste Ernten zu erzielen imstande waren, d. h. unsere heimischen, bis dahin angebauten Sorten hatten die Kraft nicht in sich, über eine gewisse Grenze hinaus höhere Ernten zu geben, ja sie versagten unter Umständen bei auf das höchste Maß gesteigerten Vorbedingungen derartig, daß der Ertrag nicht stieg, sondern zurückging. Viele Praktiker schreckten zurück und schränkten die Aufwendungen wieder ein, besonders bei sinkenden Getreidepreisen. Andere dagegen versuchten, vom Auslande Sorten einzuführen, von denen man annehmen konnte, daß sie gesteigerten Verhältnissen gewachsen seien. Ganz besonders wandte man sich an England, dem klassischen Lande aller moderner Züchtung, aber meist mit zweifelhaftem Erfolge, und

es dauerte verhältnismäßig lange, bis erkannt wurde, daß die Höchstleistung nur dann zu erzielen ist, wenn die Pflanze sich den Bodenverhältnissen und den klimatischen Bedingungen angepaßt hat.

Es würde zu weit führen, wenn man im einzelnen Erfolge und Mißerfolge dieser Versuchszeit, die im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts einsetzte, verfolgen wollte. Ich will mich darauf beschränken, einen kurzen Rückblick über die Entwickelung der Zucht der vier wichtigsten Getreidearten zu geben, des Weizens, des Roggens, des Hafers, der Gerste und über die beiden wichtigsten Hackfrüchte: Rüben und Kartoffeln.

Gesteigerte Ernten wurden zuerst mit englischem **Weizen**, dem square-head — bei uns Dickkopfweizen genannt — erzielt, aber es stellte sich bald heraus, daß in unserem Klima seine Winterfestigkeit nicht genügte, im Laufe von fünf Jahren wurden durchschnittlich zwei gute Ernten erzielt, zwei durch Frost beschädigte und eine Fehlernte, wenn man nicht vorzog, das Feld umzupflügen. Außerdem genügte das aus ihm gewonnene Mehl wegen des Mangels an Klebergehalt nicht für deutsche Feinbäckerei, es konnte nur mit anderen Mehlen gemischt verbacken werden. Es begannen nun die Versuche, diese Weizenform, die durch die äußerst gedrungene Aehre besonders gute Ernten ergab, zu akklimatisieren und gleichzeitig die Sorte kleberreicher zu machen. Der einzige Weg dazu war das Aussuchen solcher Pflanzen, die harte Winter besonders gut überstanden. Es zeigte sich dabei, daß es aussichtslos war, diesen Weizen auf geringeren Böden oder in zu rauhen Lagen anzubauen, dagegen wurden im Weinklima bald hervorragende Leistungen erzielt. Die überwinterten Pflanzen waren meist zur Nachzucht aber nicht sehr geeignet, weil sie häufig Rückschläge auf Landweizensorten zeitigten, die zwar winterfest, aber wenig ergiebig waren. Trotzdem gelang es einigen Züchtern durch überaus feine und scharfe Beobachtung bei den gut überwinterten Pflanzen Merkmale zu finden, die für die Auswahl winterfester Eliten auch in milden Wintern Fingerzeige gaben. Heute ist die Form des Dickkopfweizens auf allen besseren Böden in nicht zu rauhem Klima die überwiegende Art, und die Erträge haben sich gegen die Landsorten verdoppelt. Neben diesem Akklimatisieren wurde nun versucht, durch Kreuzungen mit winterfesten Landsorten neue Rassen zu gewinnen, wobei sich die Schwierigkeit herausstellte, daß nur einigermaßen gleichzeitig reifende Arten gekreuzt werden konnten. Beim Getreide (außer dem Roggen) ist die Aufgabe nicht ganz leicht. Die Befruchtung

geht bei geschlossener Kapsel vor sich. Man muß diese also erst künstlich aufsperren, Staubfäden entfernen und den Pollenstaub von einer anderen Pflanze zur Befruchtung entnehmen. Dabei ist die Vorsicht zu üben, daß nicht doch durch eine zufällig verletzte Kapsel ein Insekt eine nicht gewollte Befruchtung vornimmt. Viele Versuche mißlangen trotz großer Sorgfalt, bis ein Züchter, Cimbal in Fröhmsdorf, durch Beobachtung fand, daß die Befruchtung auf dem Stempel erst dann mit einiger Sicherheit vor sich geht, wenn sich auf ihm ein feiner klebriger Saft absondert. Jetzt werden Kreuzungen mit ziemlich großer Sicherheit vorgenommen. Das eine gekreuzte Korn wird nun im nächsten Jahre ausgesät und es bildet sich eine Pflanze mit mehr oder minder zahlreichen Halmen aus, die einen einheitlichen Kreuzungstypus zeigt. Die von dieser Pflanze gewonnene Nachzucht dagegen bringt eine große Anzahl von Variationen hervor, Rückschläge auf die Vaterpflanze und die Mutterpflanze und die verschiedensten Kreuzungsprodukte — bald mehr der Vater —, bald mehr der Mutterpflanze ähnlich oder auch ganz neue Formen bildend. Der begabte Züchter sucht nun die für seinen Zweck geeigneten Formen aus und pflanzt sie von Jahr zu Jahr weiter, bis die Variationen verschwinden und ein einheitlicher Typus hergestellt ist, wobei harte Winter wiederum bei der Auslese helfen, manchmal zum Schmerze des Anbauers. Ich entsinne mich eines Falles, wo ein Züchter eine überaus erfolgreiche Sorte herangezüchtet hatte, deren Pflanzen aber nach sechsjähriger Arbeit ausnahmslos in einem harten Winter eingingen. Heute ist die Auslese erleichtert, weil das Gesetz der Vererbung bei Kreuzungen durch Gregor Mendel verwertet werden kann. Die Veröffentlichung dieses Gesetzes war in der Mitte der 60er Jahre in einem Brünner Käseblatt erfolgt und erst 40 Jahre später wurde es durch Zufall wieder aufgefunden und bildet heute die Grundlage für jede Kreuzungszucht. Es würde zu weit führen, wollte ich auf dieses Gesetz näher eingehen. Nur das grundlegende Schema will ich hier aufführen.

Die Kreuzung von kreuzungsfähigen Pflanzen bringt Formen, die einesteils der Vater- oder der Mutterpflanze gleichen, andernteils verschiedene Kreuzungsformen zeigen. Sät man diesen Samen aus, so ergibt sich, daß ein Teil der Pflanzen stets die Formen der Vater- oder Mutterpflanze festhält, ein anderer fortdauernd Wechselformen hervorbringt. Ebenso ist es mit den Kreuzungsformen, ein Teil hält die einmal angenommene fest, ein Teil dagegen wechselt

dauernd. Es kommt also darauf an, aus den neu entstandenen Formen, wenn sie anbauwürdige Eigenschaften besitzen, diejenigen auszusuchen, die konstant bleiben; auf dieser Grundlage ist denn die Weiterzüchtung zuverlässig. Bevor das Gesetz bekannt war, konnten die ewigen Rückschläge die Züchter zur Verzweiflung bringen. Aus den Kreuzungszuchten sind eine Reihe von Sorten hervorgegangen, die heute weiter gezüchtet werden und sich für gewisse Verhältnisse in der Praxis wohl bewährt haben.

Der dritte Weg, der bei uns erst später, dann aber auch mit Erfolg betreten ist, geht von einer guten, winterfesten Landsorte aus und sucht diese durch stete Auswahl der besten Pflanzen im Ertrage zu steigern. Auch hier sind schon recht erfreuliche Erfolge erzielt, es bleibt aber für die Zukunft viel zu tun übrig, denn bei den zahlreichen vergleichenden Anbauversuchen, die gemacht worden sind, zeigt es sich, daß gerade beim Weizen ganz besonders spezialisiert werden muß nach Böden, Lage und Klima, und es wird noch geraume Zeit vergehen, bis allen Landwirten Sorten zur Verfügung stehen, die für seine Verhältnisse Höchsterträge gewährleisten, wobei nicht verkannt werden darf, daß bisher der Weizen bei uns nur auf besseren Böden wächst. Es ist aber eine wichtige Aufgabe der Zukunft, auch solche Sorten heranzuziehen, die auf geringeren Böden in hoher Kultur ausreichende Erträge geben, denn der Verbrauch von Weizenmehl steigt stärker als der von Roggenmehl. Gute Roggenernten ergeben heute schon mehr dieses Getreides als wir in Deutschland gebrauchen, wogegen die Weizeneinfuhr von Jahr zu Jahr steigt. Erfolgreiche Anfänge scheinen gemacht zu sein, aber es wird ein Jahrzehnt und vielleicht mehr vergehen, bis für die Praxis Brauchbares erzielt werden kann.

Beim Roggenbau haben wir uns auch erst an das Ausland gewendet, besonders beliebt waren verschiedene Sorten aus Holland, Belgien und Böhmen vor 20 und 30 Jahren; sie sind heute in Deutschland verschwunden. Der Roggen stellt von allen unseren Getreidearten den geringsten Anspruch an den Boden, und es ist einem unserer Züchter, von Lochow-Petkow, gelungen, auf ganz geringem Boden eine Sorte heranzuzüchten, die fast überall andere Sorten übertroffen hat. Er ging bei seiner Zucht von vornherein von der ganzen Pflanze aus, während man früher Kornauslese und Aehrenauswahl betrieben hatte. Ein großes züchterisches Talent, eiserner Fleiß und nie versagende Ausdauer standen ihm zur Seite. Er stellte das Gewicht jeder einzelnen Pflanze erst fest, dann das Gewicht von

Korn und Stroh. Das Stroh wurde in bezug auf seine Länge gemessen und auf seine Haltbarkeit geprüft; die Form der Aehre wurde genau beobachtet, die Art, wie sie am Halm sitzt, besonders berücksichtigt und schließlich das Korn nach Farbe ausgesucht. Diese Arbeit erfordert jährlich mit den nötigen Hilfskräften 6—8 Wochen angestrengtester Tätigkeit, um ungefähr die Fläche von 0,10 Hektar mit Elitesaat besäen zu können. Dabei ist es notwendig, jahrelang Familienzuchten vergleichsweise nebeneinander zu führen, denn es handelt sich nicht allein darum, ertragreiche Pflanzen zu erzielen, sondern auch solche, die ihre guten Eigenschaften dauernd bewahren. Zu frühes Andenmarktbringen einer neuen Züchtung hat schon den Ruf manches Züchters geschädigt, denn es entstehen sehr häufig bei der Nachzucht unliebsame Rückschläge. Dieser eine Roggenzüchter hat bisher seine vielen Wettbewerber stets geschlagen, so daß heute über 90 % des in Deutschland angebauten Roggens Nachzuchten dieser einen Sorte sind, wodurch gleichzeitig eine wichtige Frage für den Handel gelöst worden ist, die in früheren Jahren die Landwirte viel beschäftigt hat. Die Müller wollten eine fungible Ware haben, und da eine große Menge der verschiedensten Sorten angebaut wurde, war das schwer zu erreichen, besonders entwertete dies das Getreide der kleineren Wirte. Heute können die Mühlen ziemlich wahllos den Roggen vermahlen und das Mehl absetzen, sie brauchen nicht erst durch geeignete Mischungen dafür sorgen, daß ein brauchbares Mehl hergestellt wird.

Die Züchtung des Hafers ist von verschiedenen Seiten gepflegt worden, und für die verschiedensten Verhältnisse stehen eine Reihe von guten Sorten zu Gebote. Kreuzungen bei Hafer vorzunehmen ist sehr heikel, denn die Blüte tritt schon ein, ehe die Rispe aus der Umhüllung des Halmes heraus ist. Man muß also den Halm auftrennen. Die einzelnen Kapseln sind dann noch so weich, daß sie unendlich leicht verletzt werden und dann kein Korn mehr bringen. Keine Haferzucht hat aber bisher eine beherrschende Stellung eingenommen, und man kann auch mit Sicherheit annehmen, daß beim Hafer das Spezialisieren mehr oder weniger notwendig sein wird.

Ganz besondere Schwierigkeiten für die Zucht bietet die Gerste. Das Institut für Gärungsgewerbe hat schon seit über 25 Jahren wertvolle Anregungen gegeben und die jährlich wiederkehrende Ausstellung von Gersteproben, die von einer Sachverständigen-Kommission geprüft und mit Preisen versehen werden, und der starke Besuch dieser Ausstellungen zeigt, welches Interesse der Landwirt dem

Gerstenbau entgegenbringt. Wird doch gute Braugerste am höchsten von allen Getreidearten bezahlt. Höchste Erträge aber von guter Braugerste zu erzielen, ist bisher ein noch ungelöstes Problem, denn ihr Wert richtet sich nach einem hohen Gehalt an Stärke und einem geringen an Eiweiß. Auf milden Böden in sonniger Lage wächst solche Gerste. In der goldenen Aue, in Bayern, in Hessen, ganz besonders aber in Oesterreich, Böhmen und Mähren. Höchstleistungen beim Getreidebau lassen sich aber nur durch starke Stickstoffgaben erzwingen, und diese steigern wieder den nicht erwünschten Eiweißgehalt der Gersten. Sät man die besten Gersten in weniger günstigen Lagen aus, so versagen sie ohne Stickstoffdünger im Ertrage, mit Stickstoffdünger in der Güte. Bisher sind erst Anfänge vorhanden, Gersten zu erzielen, bei denen die Anlage, große Mengen Stärke und wenig Eiweiß zu bilden, vorhanden sind, und diese Eigenschaften auch festhalten, wenn der Standort verändert wird. Bei dem starken Import dieses Getreides darf man hoffen, daß die züchterischen Versuche künftig Erfolge bringen werden.

Mit Brennerei-Gersten hat sich die Züchtung noch nicht beschäftigt. Ganz im Gegensatz zur Braugerste, bei der ein großes mehlreiches Korn verlangt wird, ist zur Brenngerste diejenige am geeignetsten, die viele kleine recht eiweißreiche Körner bringt. Ueberall, wo man die Bedingungen sehr steigern kann, wird man versuchen, Braugerste zu erzielen, weil diese viel besser bezahlt wird. Bei weniger günstigen Bedingungen genügen aber die vorhandenen Brenngerste-Sorten, obwohl es nicht fraglich sein kann, daß auch hier die Züchtung ihre Erfolge erzielen könnte, allerdings aber nach einer Richtung, die bisher überhaupt noch nicht in Angriff genommen worden ist.

Die Schwierigkeit, eine Pflanze so zu züchten, daß sie bei genügendem Massenertrag gleichzeitig die Güte beibehält, wird im übrigen stets ein nie ganz zu lösendes Problem bleiben.

Das ist so bei Pflanzen und Tieren, viel Wolle: kleine Schafe, wenig Mastfähigkeit; mastfähige große Schafe haben dagegen grobe Wolle. Große Milchergiebigkeit geht auf Kosten des Fettgehalts der Milch, große Mastfähigkeit auf Kosten der Menge der Milch.

Ich gehe nun zur Züchtung der Zuckerrübe über, bei der das Problem von der mittleren Linie in bezug auf Masse und Güte am leichtesten in Angriff zu nehmen war. Die Zuckerrübe ist aus der Runkelrübe entstanden, die Runkelrübe aus einer wilden in den Mittelmeerländern wachsenden einjährigen Pflanze. Bei uns ist

die Rübe zweijährig. Im ersten Jahre bildet sich die Rübe aus, und wenn man sie dann im nächsten Jahr wieder auspflanzt, so bildet sie Stengel und Samen. Eine Rübe, die Samen bringen soll, kann nach Größe und Zuckergehalt ausgesucht werden. Diese Eigenschaften haben sich die Rübenzüchter zunutze gemacht, um eine ertrag- und gleichzeitig zuckerreiche Rübe zu erzielen. Bei der früheren Zuckersteuer wurden die Rüben nach Zentnern versteuert, und der Anreiz, zuckerreiche Rüben zu gewinnen, war deshalb sehr groß. In den Zuckerrübengegenden war man schon verhältnismäßig früh an das Züchten einer guten, zuckerreichen Rübe herangegangen. Ich übergehe die verschiedenen Methoden, bis wir zur jetzigen vollkommensten gelangt sind. — Heute geschieht die Auswahl so, daß, nachdem man glatte schlanke Rüben ausgesucht hat, die erfahrungsgemäß höhere Ernten ergeben und mehr Zucker als kurze, vielwurzelige enthalten, man mit eigens dazu konstruierten Maschinen ein fingerstarkes Loch durch die Rübe bohrt und das Angebohrte als einen feinen Brei in eine Schale fallen läßt. Dann stellt man den Zuckergehalt in diesem Brei durch Polarisieren fest. Entweder verfährt man nun so, daß man aus den zuckerreichsten Rüben die größten aussucht — damit keine Ertragsverminderung eintritt — oder daß man den größten Rüben die zuckerreichsten entnimmt. Jede Rübe hat ihren Stammbaum, Familie und eigene Nummer, sie wird dann eingepflanzt, wobei das eingebohrte Loch keinen Schaden tut. Hier kann man also den Saatträger selbst auf seine Eigenschaft hin untersuchen, und das gewährleistet natürlich einen rascheren Erfolg, als wenn man den eigentlichen Saatträger ununtersucht dem Boden anvertrauen muß. Der Anfang unserer Zuckerrüben-Industrie ist mit Rüben gemacht worden, die 6—7 Prozent Zucker enthielten. Der Durchschnittsgehalt unserer heutigen Fabrikrüben ist 16—18 %, und die Eliterüben unserer besten Zuchten weisen bis 23 % Zucker auf, ohne daß bisher ein Stillstand eingetreten ist, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Fabrikrüben den Zuckergehalt der jetzigen Eliterüben haben werden. Wie weit dann die Eliterüben gekommen sein werden, kann noch niemand voraussehen.

Zum Schluß noch einige Worte über die Züchtung der Kartoffel, die wieder in ganz anderer Weise vor sich geht. Praktisch werden Kartoffelknollen ausgelegt, eigentlich ja nur Teile einer Pflanze, die ihrerseits nun wieder Stengel und Wurzeln bilden. Eigentliche Züchtungsergebnisse sind bei dieser Art des Anbaues nicht zu erzielen, sondern man muß zur Zucht aus Samen schreiten. Hier ist die

Kreuzungszucht am beliebtesten, da viele Kartoffelarten ohne künstlich befruchtet zu werden, überhaupt keinen Samen bilden, man kann dieselben Sorten entweder als Vater- oder als Mutterpflanzen benutzen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bei diesen Kreuzungen sich einige Sorten eigentümlicherweise vortrefflich als Vaterpflanzen, andere als Mutterpflanzen eignen, daß umgekehrte Kreuzungen aber immer mißglücken. Gründe dafür hat man bisher nicht finden können. Gerade die ertragreichsten geben gar keinen Samen, und dadurch wird der Fortschritt so außerordentlich erschwert.

Der gewonnene Same gibt nun im ersten Jahre kleine Kartoffelpflänzchen, unter denen haselnuß- bis höchstens walnußgroße Knollen sitzen, die von jedem einzelnen Samenkorn verschieden sind. Diese werden nun, nachdem die unbrauchbaren sofort ausgemerzt sind, was erfahrenen Züchtern nicht schwer fällt, wieder ausgepflanzt; in vier bis fünf Jahren ist man dann so weit, die Sorten auf ihre Brauchbarkeit untersuchen zu können und je nach ihren Eigenschaften weiter anzubauen.

Vom Markt werden verlangt: frühe, mittelfrühe und späte. Die Frühkartoffeln ausschließlich zu Speisezwecken, mittelfrühe für Lagen, in denen der Winter zeitig eintritt, oder für Wirtschaften, in denen die Arbeits-Dispositionen nicht zu spät reifende Sorten zulassen, schließlich noch späte, die erfahrungsmäßig die ertragreichsten sind. — Eine feine Salatkartoffel soll festes Fleisch haben und nicht über 15 % Stärke, Eßkartoffeln ungefähr 17 % Stärke, Fabrik- und Futterkartoffeln 20 % und mehr. Finden sich unter den Sämlingen entsprechende Sorten, so müssen sie immer erst auf ihre Konstanz hin geprüft werden. Leider ist das in den letzten Jahren nicht genügend geschehen, und es sind Sorten auf den Markt gebracht, die sich als nicht genügend konstant erwiesen haben, schnell im Ertrage zurückgegangen und wieder verschwunden sind. Bei der Kartoffelzüchtung spielt der Zufall eine viel größere Rolle als bei der Züchtung von Getreide oder Zuckerrüben, und es gehören unzählige jahrelang dauernde vergleichende Versuche dazu, um einen Erfolg zu erzielen; es ist aber gar nicht gesagt, daß sich eine erfolgreiche Sorte dann später als Vater- oder Mutterkartoffel eignet, weil viele, wie gesagt, gar keinen Samen bringen. Hunderte von Sorten sind daraufhin geprüft worden und haben versagt, ja man kann fast sagen, daß auch heute noch eine Reihe von älteren Sorten, die nicht mehr zu den ertragreichsten zu zählen sind, die beste Nachzucht geben. Der Fortschritt würde schneller sein, wenn

man von Stufe zu Stufe weiterzüchten könnte, d. h. wenn man jede neue ertragreichere Sorte als Vater- oder Mutterpflanze benutzen könnte, so kommt man nur sehr langsam vorwärts. Aber die Statistik zeigt, daß die Erträge auch hier von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im Fortschreiten begriffen sind.

Noch viel größere Schwierigkeiten als bei Getreide, Rüben, Kartoffeln, macht die Züchtung der Leguminosen, Bohnen und Erbsen und gar der Futterpflanzen und Gräser.

Gearbeitet wird auf allen Gebieten. Wir haben besonders in Norddeutschland eine große Anzahl hervorragend tüchtiger Züchter, die ihre Wege meist rein empirisch gegangen sind. Aber die Fragen der Vererbung, die man heute als geklärt ansehen kann, sind viel geringer als die Erscheinungen, für die man die Gründe und die Gesetze nicht kennt. Der praktische Züchter ist aber aus begreiflichen Gründen, (einzelne wenige ausgenommen, die neben der Erreichung eines praktischen Zieles auch schwierige Fragen zu lösen versucht haben), keine Forscher. Im Auslande hat man das wohl erkannt und erhebliche Mittel aufgewendet, um dem wissenschaftlichen Pflanzenzüchter die Möglichkeit zur Erforschung wissenschaftlicher Probleme zu geben. Vielfach geht, wie in Bayern, Oesterreich und Schweden die wissenschaftliche Pflanzenzüchtung in Staatsinstituten mit der praktischen Hand in Hand. Dieser Weg ist für Norddeutschland zweckmäßigerweise nicht zu wählen. Unsere Landwirtschaft ist gewöhnt, alle praktische Arbeit der freien Initiative des Einzelnen, die wissenschaftliche den Staatsinstituten zu überlassen, wobei die Forschungsinstitute auf landwirtschaftlichem Gebiete zum großen Teil zwar Staatsunterstützungen erhalten, die Verwaltung dagegen als Selbstverwaltung in den Händen der Praktiker liegt. — Es ist anzuerkennen, daß der diesjährige Etat der Preußischen landwirtschaftlichen Verwaltung Mittel auswirft, um wissenschaftliche Institute für die Vererbungslehre und Pflanzenzüchtung zu gründen. Diese Mittel werden längst nicht ausreichen, aber, wenn erst ein Anfang gemacht ist, dann sind stets treibende Kräfte genug an der Arbeit, um unsere wissenschaftlichen Institute weiter auszubilden. Dem jungen Landwirt, der seine Studien auf der Hochschule macht, muß für die Praxis eine wissenschaftliche Grundlage gegeben werden, auf die er seine Tätigkeit späterhin gründen kann. So schön die Erfolge der reinen Empirik sind, so wenig ist es wünschenswert, daß der Anfänger immer wieder da beginnt, wo auch sein Vorgänger begonnen hat. Wenn man bedenkt, welches Gebiet hier noch vor

uns liegt, so wird man begreifen, daß auch zwei Forschungsinstitute die gewaltige Arbeit nicht werden bewältigen können, denn es handelt sich darum, sämtliche Kulturgewächse, die bei uns auf dem Felde angebaut werden, so heranzuzüchten, daß sie Höchsterträge ergeben können, und so weiter zu züchten, daß sie dauernd mit anderen Fortschritten der Landwirtschaft Schritt halten. In den meisten Fällen wird diese Züchtung sich den verschiedensten Bodenverhältnissen und dem verschiedenen Klima anzupassen haben, und stets darauf Bedacht nehmen müssen, eine mittlere Linie zwischen Menge und Güte innezuhalten. Die Wichtigkeit dieser Frage für die Land- und Volkswirtschaft beruht aber ganz besonders darin, daß gute Bodenbearbeitung, richtige Düngung, sorgfältige Pflege und zweckentsprechende Fruchtfolge wohl imstande sind, die Erträge zu steigern, immerhin aber mit Kosten, die sich progressiv erhöhen. Das letzte Korn wird schließlich so teuer, daß der Aufwand größer ist als der Ertrag und die Wirtschaftlichkeit der Technik Halt gebietet. Die Pflanzenzüchtung ist von dieser Einschnürung frei, ihre Aufgabe ist es, unter gleichen Bedingungen Mehrerträge zu bringen, die nur ganz geringe Kosten verursachen. Je größer also die Fortschritte auf diesem Gebiete sind, desto unabhängiger wird die deutsche Landwirtschaft und desto sicherer kann sie ihrer Zukunft entgegensehen.

Noch ein Wort über Krieg und Volksernährung.

Von

Graf Otto Moltke, M. d. H. d. A.*)

Das Problem der Ernährung unseres Volkes im Kriege ist eines der ernstesten für die Gegenwart. Nur, wenn wir es befriedigend lösen, werden wir unserer zahlreichen und starken Gegner Herr werden können. Wir dürfen uns nicht in Optimismus einwiegen, nicht alles den für die Kriegführung verantwortlichen Behörden überlassen wollen: die rein militärische Ueberlegenheit bietet, selbst wenn sie zu erreichen ist, nur eine — allerdings die wesentlichste — Garantie endlichen Erfolges. Moralische und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit muß hinzutreten, und das setzt höchste Anspannung der Kräfte schon in Friedenszeiten, setzt vor allem gründliche Prüfung und Vorsorge voraus. Der Nation muß die Existenzmöglichkeit unbedingt gesichert sein, d. h. es muß ausreichend Brot und Fleisch beschafft werden, mag kommen, was da will. Dies gilt also auch für den Fall, daß unsere Häfen blockiert, unsere Grenzen zum größeren Teil für Ein- und Ausfuhr geschlossen sind, daß wir uns mit einem Wort für längere Zeit auf unsere eigenen Hilfsquellen beschränkt sehen. Solchen Möglichkeiten, solcher Zwangslage gilt es offen in die Augen zu blicken — ohne Furcht, aber auch ohne Vertrauensseligkeit. Und dafür trägt jeder sein Teil Verantwortung, daß uns ernste Zeiten nicht unvorbereitet finden.

Welche Maßregeln die Regierungen bezw. die Militär- und Zivilbehörden ihrerseits für die Lösung des Versorgungsproblems getroffen haben, entzieht sich natürlich der Kenntnis und öffentlichen Besprechung. Zum Glück hat es aber gerade in den letzten

*) Geschrieben Dezember 1913.

Jahren nicht an Stimmen gefehlt, welche das Interesse weiterer Kreise für die hochwichtige Frage zu schärfen bemüht gewesen sind, und es will mir wirklich verdienstvoll erscheinen, wenn es dadurch gelingt, die Aufmerksamkeit breiterer Schichten des Volkes auf einen Gegenstand hinzulenken, von dem jedermann sagen muß: tua res agitur! Eine Nation, welche über kurz oder lang vor die Entscheidung der Waffen gestellt werden wird — vielleicht sogar in einem Moment, den sie nicht selbst gewählt hat —, muß sich über ihre Existenzbedingungen ganz klar, muß auf alles gerüstet und vorbereitet sein. Ueberraschungen darf es auf wirtschaftlichem Gebiete so wenig geben, wie auf militärischem. Komplettierung und Aufmarsch sollten auch da klappen; eine bessere Unterstützung kann den militärischen Operationen von der Heimat aus nicht werden. Die Stunde mag sehr plötzlich hereinbrechen, wo wir uns alle ohne Unterschied, arm und reich, Arbeiter, Landleute, Handeltreibende, Industrielle, wo Produzenten, wie Konsumenten sich einer von Grund aus veränderten Lage gegenübersehen. So war es bei Beginn des russisch-japanischen Krieges, so war es im Juli 1870 bei uns selbst, so kann es wieder werden. Unsere Gegner werden uns schwerlich Zeit zu ausgiebigen Vorbereitungen oder zu Verproviantierungen in letzter Stunde gönnen. Was dann an Mitteln da ist, ist da, was fehlt, fehlt. Und was fehlt, läßt sich gerade in der wirtschaftlichen Rüstkammer nicht eilends herstellen, noch weniger improvisieren. Gewiß, der innere Kampf politischer und wirtschaftlicher Gegensätze kommt angesichts des Feindes bald zum Schweigen, aber die Not des Lebens beginnt dann. Es geht um die tägliche Nahrung für 66 Millionen. Wird sie zur Genüge da sein? Auch noch nach fünf, sechs Monaten? Ist der deutsche Brotbeutel für alle Fälle ebenso gut gefüllt, wie die deutsche Patronentasche?

Die Beantwortung dieser Fragen ist nicht leicht, sie kann auch nicht allein auf rechnungsmäßigem oder statistischem Wege erfolgen. Zu viel verschiedene und zu veränderliche Faktoren sind im Spiel, als daß man ohne weiteres mit einem klaren „ja" oder „nein" antworten dürfte. Wer sich in das Problem vertiefen will — und es lohnt sich —, der sei auf die interessanten Arbeiten von Professor Gisevius-Gießen*), von A. Dix**) und Dr. Behrend***) ver-

*) Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde 1912, Heft 2.
**) Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde 1913, Heft 3 und Conrads Jahrbücher 1910, S. 470—482.
***) Preußische Jahrbücher Bd. 134 S. 319—335. — Vgl. auch ebendort Bd. 96 S. 216—219 (Delbrück).

wiesen, welche den Gegenstand nach der allgemein wirtschaftlichen, wie nach der statistischen Seite beleuchten, ganz besonders aber auf das verdienstvolle Buch von Voelcker: „Die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfall". Der Suchende wird da reiche Ausbeute finden. Hier — im knappen Rahmen einer Studie — können nur die Hauptgesichtspunkte gestreift werden.

Zunächst ein Blick auf unsere wahrscheinlichen Gegner. Englands Bevölkerung hat einen relativ recht schwachen Brotverbrauch, er beziffert sich im Durchschnitt der letzten 10 Jahre auf nur 167 kg pro Kopf. Das ist erstaunlich wenig. Aber selbst diesen vergleichsweise geringen Bedarf*) konnte das Mutterland nur zum kleinsten Teil decken: 4/5—5/6 mußten aus dem Ausland bezogen werden, davon etwa die Hälfte aus den englischen Kolonien. Nicht viel besser steht es mit der Deckung des Fleischbedarfs, welche Großbritannien selbst nur etwa zu 50 % leistet.**) Die Bevölkerung des Inselstaates, 45½ Millionen Köpfe stark und in kräftigem Wachstum begriffen,***) ist sonach für ihre Ernährung zum weitaus größten Teil auf Zufuhren von außen angewiesen. Die im Inlande vorhandenen Vorräte reichen höchstens für 2—3 Monate, das Brotkorn noch weniger lange, wie eine seinerzeit vorgenommene Enquete ergeben hat. Auf genügende Zufuhr ist dort aber natürlich nur so lange mit Sicherheit zu rechnen, als die Ueberlegenheit zur See gewahrt bleibt. Daher auch der Gedanke, Ost- und Nordsee nebst dem Aermel-Kanal im Kriegsfalle zu „versiegeln", womit es übrigens im strengen Sinne des Wortes gute Wege haben dürfte. Unsere Flotte und die neutralen Staaten, auch Jahreszeit und Elemente haben da noch ein Wort mitzureden. Wie dem aber auch sei, das Problem der nationalen Versorgung und der Verhütung von Hungersnot stellt für England einen der verwundbarsten Punkte dar, ja geradezu eine Existenzfrage. Ist da das Streben nach unbedingtester Herrschaft zur See verwunderlich? Man wird gut tun, sich diese dira necessitas unserer lieben Vettern immer vor

*) Für Deutschland beziffert sich der Jahresverbrauch pro Kopf auf fast 227 kg. Hierbei sind Aussaat- und Ausfuhr-Mengen ab-, Einfuhr- und Mühlenlager-Verzollungs-Mengen einbezogen; die Mengen an Malz und Mehl sind in Getreide umgerechnet.

**) Der Viehstand in England geht immer mehr zurück, im Laufe eines einzigen Jahres von 1912 auf 1913 bei Rindern um 2,1 %, bei Schafen um 5,1 %, bei Schweinen gar um 15,8 %. Dieselbe Erscheinung recht fühlbaren Rückgangs hat sich übrigens in den letzten Jahren auch in den Vereinigten Staaten gezeigt.

***) In den letzten 40 Jahren um 45 %. Geburten-Ueberschuß z. Zt. etwa 9,5 %.

Augen zu halten und aus ihr mehr zu erklären, als aus den phantastischen Besorgnissen vor einer Landung und ihr folgendem Einfall.

Was Frankreich angeht, so ergaben dort die Brotkornernten der drei letzten Jahre einen Durchschnitt von etwa 10 300 Millionen kg. Selbst wenn man die erforderlichen Aussaat-Mengen und die für industrielle Zwecke verwendeten Quantitäten von diesem Bestand abzieht und einen erheblich höheren Eigen-Nahrungsbedarf zugrunde legt, als für England, stellt das doch ein recht beträchtliches, reichliches Ausmaß an Brotkorn pro Kopf der 39½ Millionen-Bevölkerung dar. Um so auffallender will es erscheinen, wenn Zeitungsnachrichten zufolge im ersten Halbjahr 1913 eine „überraschend große, die Vorjahre weit übertreffende" Ausfuhr von Getreide und Mehl aus Deutschland nach Frankreich stattgefunden haben soll. Man hat darin die Vorbereitungen zu einer französischen Kriegsverproviantierung sehen wollen, ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. In jedem Fall wird dies Land bei der verhältnismäßig schwachen Zunahme seiner ohnehin nicht sehr dichten Bevölkerung,*) bei seiner kräftigen landwirtschaftlichen Produktion und seinen weit offenen, stets zugänglichen Küsten immer in der Lage sein, seine Bewohner im Kriege ausreichend mit Brotkorn zu versorgen. Das gleiche gilt im allgemeinen wohl auch für den Fleischbedarf, wenngleich der Bestand an Schlachtvieh sich jenseits der Vogesen nur langsam und mäßiger als bei uns vermehrt. Einen Anhalt für den Vergleich beider Länder in bezug auf Fleischversorgung mögen folgende Zahlen bieten (abgerundet):

	Rindvieh	Schweine	Schafe
Deutschland 1912:	20 150 000	21 885 000	5 788 000
Frankreich 1911:	14 436 000	6 720 000	16 425 000

Bei vorstehenden Zahlen wird man nun allerdings nicht vergessen dürfen, daß Deutschland 26½ Millionen Menschen mehr zu ernähren hat und bei einem Kriege in der Hauptsache auf seine eigenen Bestände angewiesen sein wird. Der westliche Nachbar steht in der Beziehung viel günstiger da, und seine wirtschaftliche Unabhängigkeit ist größer.

*) Volksdichtigkeit: in Frankreich 73,2 Einwohner pro □ km,
in Deutschland 120,0 " " "
in England 143,5 " " "
Die Zunahme der Bevölkerung Frankreichs seit 1871 beträgt nur 4,4%, ein Geburten-Ueberschuß existiert nicht.

Rußland endlich gehört bekanntlich zu den Getreide exportierenden Ländern großen Stils*) und erfreut sich in der Regel bedeutender Ueberschüsse über den eigenen Konsum, speziell an Weizen und Roggen. Es bleibt indes zu bedenken, daß eine Mißernte, wie sie jenseits unserer Ostgrenzen nicht zu den Seltenheiten gehört, gelegentlich schon in Friedenszeiten das Bild ganz verändert. Dazu treten die eigenartigen Besitz- und Agrarverhältnisse, welche gerade jetzt bei ihrer Umformung und der Zweifelhaftigkeit des Gelingens derselben eine sichere Einschätzung der Produktionsmöglichkeiten recht erschweren. Immerhin ist soviel wohl unbestreitbar, daß Rußland sich in wirtschaftlicher Hinsicht, namentlich bezüglich seines Exports, durch einen Krieg mit Deutschland selbst am meisten in die Finger schneiden würde. Sind wir doch — und zwar gerade für seine Hauptprodukte, die land- und forstwirtschaftlichen — für Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Kleie, Eier, Flachs, Hanf, Butter, Federvieh, Holz usw. seine weitaus sichersten und besten Abnehmer. Nicht weniger als 4/5 seines Gesamthandels gehen über seine Westgrenzen, davon 2/5 nach Deutschland.**) Ein Krieg mit Deutschland würde also den wertvollsten und besten Teil der russischen Ausfuhr lahmlegen und dem ganzen russischen Wirtschaftssystem die schwersten Wunden schlagen, und dessen scheint man sich, einer Aeußerung des sonst franzosenfreundlichen, kürzlich verabschiedeten Ministerpräsidenten Kokowtzow zufolge, jenseits des Niemen sehr wohl bewußt zu sein. Der Verlust eines Umsatzes in Höhe von 2¼ Millionen Mark ist nicht so leicht zu ersetzen, am wenigsten für ein Reich, welches dem Ausland so verschuldet ist, wie dieses. — Wenn also unsere Gegner auf die wirtschaftliche Aushungerung Deutschlands bei einem Kriege spekulieren sollten — und solcher Stimmen hat es gegeben —, so werden

*) Auf Grund der diesjährigen (1913) guten Ernte sollen offiziellen Angaben zufolge rund 1600 Millionen Pud Getreide zur Ausfuhr gelangen können. (1 Pud = 16,38 kg.)

**) Vgl. Völcker a. a. O. — Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich pro 1912 wurden schon 1908 für 945 Millionen Mark von Rußland nach Deutschland eingeführt, und dieser Einfuhrwert wuchs bis 1911 auf über 1634 Millionen Mark, also in 4 Jahren um fast 690 Millionen Mark. Die Einfuhr überstieg selbst die aus den Vereinigten Staaten um fast 300 Millionen, die aus England um 825 Millionen. Ihr steht eine Ausfuhr von Deutschland nach Rußland von nur 625,4 Millionen Mark gegenüber. Wir können uns mit Recht als die wertvollsten Kunden des Zarenreiches betrachten, welches 27% seines Gesamtexports bei uns absetzt, und haben für etwaige Handelsverträge bezw. bei irgendwelchen wirtschaftlichen Pressionsversuchen (Sperrung der Grenze für ländliche Arbeiter oder dergl.) starke Trümpfe in der Hand.

sie gut tun, auch ihre eigenen Einbußen in Rechnung zu stellen, welche mit ihren Begleiterscheinungen und sozialen Folgen unter Umständen für sie doch noch ruinöser sein könnten. (Vergl. die inneren Zustände Rußlands in und nach dem japanischen Kriege.)

Wie steht es nun aber mit der Ernährung des deutschen Volkes im Kriegsfall? Ich glaube, man wird ganz kurz darauf antworten dürfen: Das hängt von unserer wirtschaftlichen Weiterentwickelung, vor allem von der der Landwirtschaft, ab. Mit ihr stehen und fallen wir. Allerdings, wenn man die hohen Einfuhrziffern liest, welche jährlich für Brotfrüchte, Fleisch usw. registriert werden, wenn man das Anwachsen der Bevölkerung und die relativ noch stärkere Steigerung des Konsums hinzu nimmt, wenn man endlich die Möglichkeit zugeben muß, daß unsere Häfen blockiert, unsere breiten Ostgrenzen gesperrt werden könnten, wird man sich einer gewissen Sorge nicht entschlagen dürfen. Und dem ist gut so. Wenn ferner schon im Jahre 1910 ein volles Fünftel unserer Gesamteinfuhr — das Fünftel im Wert von 1½ Milliarden — auf menschliche und tierische Nahrungsmittel entfiel, und man davon auszugehen haben wird, daß wir zurzeit unseren Verbrauch an Brotkorn nur für etwa 11 Monate aus Eigenem befriedigen, so gibt das zu denken. Danach könnte es ja scheinen, als wenn wir doch in sehr hohem Maße oder am Ende ganz von gesicherter Einfuhr abhängig wären, und als wenn deren Entziehung bei längerer Dauer einen Zusammenbruch bewirken müßte. Daß solche Entziehung recht unbequem und lästig werden, auch preissteigend und störend wirken würde, soll nun keineswegs bestritten werden. Aber von da bis zu ruinösen Erscheinungen ist ein weiter Weg, und der Mittel zur Abhilfe gibt es noch mancherlei, gute Vorsorge vorausgesetzt.*) Zunächst muß daran erinnert werden, daß in Friedenszeiten weit über das zur Existenz unbedingt notwendige Bedarfsquantum hinaus verbraucht wird, daß man also Bedarf und Verbrauch nicht ohne weiteres gleichsetzen darf. Wenn in England — wie vorher bemerkt — der Konsum an Brotkorn nur 167 kg pro Kopf der Bevölkerung beträgt, so geht das wohl stark unter das wünschens-

*) Daß selbst ein Land, welches gänzlich auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen und durch den Krieg völlig erschöpft ist, nicht an seiner wirtschaftlichen Weiterexistenz zu verzweifeln braucht, beweist die Geschichte Preußens von 1807 bis 1815 und aus jüngster Zeit das Beispiel von Bulgarien, wo glaubwürdigen Nachrichten zufolge nach den beiden furchtbaren Kriegen von 1912/13 noch etwa 1 Millionen Tonnen Getreide vorhanden war und die Frauen in der Ackerwirtschaft die Arbeit der abwesenden Männer verrichteten.



werte und für die Volkshygiene zuträgliche Maß hinunter. Immerhin gibt es doch einen gewissen Anhalt dafür, mit welchem Aeußersten schlimmstenfalls auszukommen wäre, wenn eine Zwangslage eintreten sollte. Wir ernteten 1911 in Deutschland an Roggen und Weizen zusammen nahezu 15 Millionen Tonnen, also etwa 227 kg pro Kopf, 1912 sogar fast 16 Millionen. Rechnet man die erforderliche Aussaat und eine gewisse Quote als den für menschliche Nahrung minderwertigen, nur zu Futterzwecken geeigneten Teil ab, so würde doch noch annähernd das von der Wissenschaft als notwendiges Minimum gesetzte Quantum von 180 kg pro Kopf vorhanden sein.

Dann ist ferner doch Deutschland nicht ausschließlich ein Getreide einführendes, sondern — wenn zwar in erheblich geringerem Maße, so doch mit steigender Tendenz — auch Getreide, und zwar speziell Roggen ausführendes Land. Man wird die Ausfuhr an Brotkorn einschließlich Mehl pro 1911 auf etwa 1 400 000 Tonnen gegenüber einer Einfuhr von rund 3 100 000 Tonnen zu beziffern haben. Geht uns im Kriege sicher ein großer Teil der Einfuhr verloren, so werden wir andererseits die sonst exportierten Quanten für den eigenen Gebrauch verwenden können. Immerhin würde noch die bedeutende Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr irgendwie gedeckt werden müssen, wenn tatsächlich das gesamte verfügbare Brotkorn der menschlichen Ernährung diente. Das ist aber bekanntlich keineswegs der Fall. Große Massen des bei uns erzeugten Weizens und Roggens werden in Friedenszeiten der industriellen Verwertung dienstbar gemacht (Kornbranntwein, Stärke-Fabrikation usw.) und dadurch den eigentlichen Ernährungszwecken entzogen. Man wird annehmen dürfen, daß in Kriegszeiten ein bedeutender Teil hiervon für Brot- bezw. Mehlerzeugung verfügbar wird, da die vorerwähnten Industrien sicherlich eine wesentliche Einschränkung erfahren werden. Im Notfalle würde eine solche Einschränkung zugunsten des Brotbedarfs wohl auch im Verwaltungswege erzwungen werden können.

Eine große Rolle in der Volksernährung spielt die Kartoffel, zumal für das deutsche Volk. Es ist ein Verdienst des vorerwähnten Aufsatzes von Dr. Behrend („Die Kartoffel im Kriege"), den Nachweis geliefert zu haben, in wie hohem Maße diese Knollenfrucht geeignet erscheint, einen Ersatz für etwaige Ausfälle an Brotkorn zu bieten. Hierzu sei noch folgendes bemerkt: Wir ernteten im Durchschnitt des Jahrfünfts 1907/1911 an Kartoffeln an 40 Mil-

lionen Tonnen à 1000 kg. Mit diesem durchschnittlichen Ernteertrag stehen wir weitaus an der Spitze aller Nationen. Selbst Rußland, welches uns hierin am nächsten kommt, erzielte z. B. im Jahre 1910 nur 36½ Millionen Tonnen gegen fast 43½ Millionen Tonnen Ertrag desselben Jahres in Deutschland bei einer viel geringeren Kopfzahl der Einwohnerschaft. Nun dient aber dieses unser großes Quantum von Kartoffeln nur zum kleineren Teil dem menschlichen Verzehr;*) sehr große Mengen gelangen zur Verfütterung, andere zur industriellen Verwertung, und zwar mit stark steigender Tendenz. Namentlich macht die Kartoffeltrocknung rapide Fortschritte; von 1907 bis 1912 ist diese Art der Verwertung von 1,25 Millionen dz Kartoffeln und 300 000 dz Trockenware auf 5,5 Millionen dz Kartoffeln und 1,2 Millionen dz Trockenware gestiegen. Sie dürfte noch eine bedeutende Zukunft haben.**) Letzteres ist auch für die allgemeine Volksernährung nicht ohne Bedeutung. Neuere Versuche haben ergeben, daß sich die Trockenfabrikate sehr wohl zur Mischung mit Mehl und in dieser Form zur menschlichen Nahrung eignen. Jedenfalls kommt die Knollenfrucht in dieser oder jener Gestalt in hohem Maße als Surrogat und Ersatz der etwa fehlenden Brotfrucht in Betracht. Auch wird kaum zu bezweifeln sein, daß der Hackfruchtbau, der sich heute schon auf 3,3 Millionen ha, d. h. auf etwa 19 % der gesamten Anbaufläche Deutschlands, erstreckt, noch weiterer Entwickelung fähig ist und voraussichtlich entgegengeht. Das besonders darum, weil auf seine Erweiterung keineswegs allein die Höhe des Marktpreises der Kartoffel, sondern auch das Maß ihrer Verwertbarkeit in der eigenen Wirtschaft bestimmend einwirkt. Und gerade diese innenwirtschaftliche Verwertung wächst infolge Anwendung sehr verschiedenartiger Verfütterungsmethoden. So wird man alles in allem sagen dürfen,

---

*) Von den reichen deutschen Kartoffelernten (jetzt 450 Millionen dz im Durchschnitt) rechnet man, daß 404 Millionen dz zum Verbrauch kommen, davon aber nur 130 Millionen dz für menschliche Ernährung, dagegen 163 Millionen dz für Viehfutter, 46 Millionen dz für industrielle Zwecke, 65 Millionen dz für die Saat.

**) Ganz neuerdings ist eine „Gesellschaft zur Förderung des Baues und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwendung der Kartoffeln" begründet worden, für welche der Verein der Spiritus-Fabrikanten Deutschlands lebhaft eintritt und deren Arbeiten von der Spiritus-Zentrale stark subventioniert werden. Ihr Ziel ist, die wirtschaftliche Unabhängigkeit Deutschlands und zwar gerade auch für den Kriegsfall durch umfassende Organisation sowohl des Anbaus wie der Verwertung der Kartoffeln sicher zu stellen. Der Arbeitsplan, durch eine Kommission sorgsam vorbereitet, ist großzügig, das Unternehmen selbst anscheinend gut fundiert und vielversprechend.

daß in Zeiten, wo unsere See- und Landgrenzen für die Einfuhr von Brotgetreide gesperrt würden, die heimische Kartoffel eine nicht zu unterschätzende Reserve für die Volksernährung bieten kann. Allerdings sind wir gerade bezüglich der Hackfrucht einigermaßen von dem Ausfall der Ernte abhängig. Ein schlechtes Jahr, wie 1911, stört das normale Verhältnis recht empfindlich. Denn während Deutschland im Durchschnitt der Jahre 1901/1910 135 Doppelzentner pro Hektar erntete, ging dieser Ertrag 1911 auf 103½ dz zurück, und es wurden 9 Millionen Tonnen weniger geerntet, als in dem vorhergehenden Jahre 1910. Dementsprechend stieg der Wert der Einfuhr dieser Frucht von 19½ Millionen Mark auf nicht weniger als 57 Millionen. Aber das sind Ausnahmefälle. Im ganzen haben die Erträge an Kartoffeln in den letzten drei Jahrzehnten noch stärker zugenommen, als die an Brotfrüchten. Von nicht ganz 24 Millionen Tonnen zu Ende der siebziger Jahre stiegen sie auf 43½ Millionen in 1910, also in einem Menschenalter fast um das Doppelte, während die Produktion an Brotfrucht im gleichen Zeitraum nur von 9½ Millionen Tonnen auf 14,4 Millionen Tonnen anwuchs. Die Kartoffel-Ernte von 1913 berechnet sich sogar auf 54 Millionen Tonnen gegenüber 16,8 Tonnen Brotfrucht. Das alles gibt aber doch die erfreuliche Gewißheit, daß wir auf dem ganzen unendlich wichtigen Gebiete des Anbaues von Nährfrüchten in stetigem starken Fortschreiten begriffen sind. Die Vermehrung unserer landwirtschaftlichen Produktion hat dank dem Zollschutz der Handelsverträge nicht nur mit dem Anwachsen der Bevölkerung Schritt halten können, sondern es prozentual erheblich überholt. Die starke Steigerung der Einfuhr zeugt unter solchen Umständen keineswegs von einer verminderten Fähigkeit, dem heimischen Gesamtbedarf aus eigenen Kräften gerecht zu werden, sondern vielmehr davon, daß die Kaufkraft und Konsumfreudigkeit unserer Bevölkerung in allen Schichten mit wachsendem Wohlstand und gehobenen Ansprüchen außergewöhnlich gestiegen ist. In Kriegszeiten tritt natürlich zunächst in der Produktion, sehr bald aber auch im Konsum ein sehr merklicher Rückgang ein, soweit nicht rein militärische Bedürfnisse hier wie dort in Frage kommen. Dadurch wird eine Art natürlichen Ausgleichs angebahnt.

Noch ein spezielles Wort zur Sicherung unseres Fleischbedarfs. Nach der allgemeinen Annahme kann er jetzt in Friedenszeiten aus der heimischen Aufzucht bis zu 95 % gedeckt werden. Eingeführt wurden 1909 rund 260 000 dz an frischem und zubereitetem Fleisch,

dazu noch 1335000 dz an zubereiteten Fetten. Der Gesamt-Fleischverbrauch hat in den vergangenen 2—3 Jahren zwischen 52½ und 53½ kg pro Kopf geschwankt. Er hat zwar 1912 etwas abgenommen, weist aber, wenn man das Gesamtbild der letzten Jahrzehnte überschaut, eine sehr merkliche Steigerung auf, entsprechend dem Wachstum der Löhne, der besseren Lebenshaltung und der Zunahme der städtischen Bevölkerung, welche erfahrungsmäßig mehr Fleisch verbraucht, als die ländliche. Man kann aber wohl recht zweifelhaft sein, ob dies bedeutende Anwachsen des Fleischkonsums einem nicht abzuweisenden Bedürfnis entspringt, oder ob es ganz wohl eine Einschränkung verträgt. Fest steht jedenfalls, daß schlimmstenfalls mit sehr erheblich geringerem Maß ohne nachteilige Folgen auszukommen ist. So bezeugt es die Geschichte anderer Völker, so unsere eigene Vergangenheit. Ist doch z. B. der deutsche Durchschnitts-Fleischkonsum für das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts — also einer gar nicht weit zurückliegenden Zeit — auf nur 40 kg pro Kopf schätzungsweise berechnet worden,*) und die Volkshygiene hat unter diesem mäßigeren Verbrauch keineswegs gelitten.

Man wird also gut tun, auch auf dem Gebiete der Fleischversorgung zwischen dem „jeweiligen Verbrauch" und dem zur Existenz durchaus „notwendigen Bedarf" zu unterscheiden, wenn man ermitteln will, wie groß der Schaden sein würde, falls im Kriegsfalle Häfen und Grenzen für längere Dauer gesperrt wären. Soviel ist sicher, daß dann, schon infolge der unvermeidlichen Preissteigerung und des allgemeinen Einnahmerückgangs, Nachfrage und Konsum stark sinken wird. Soll die Einschränkung des Konsums nicht das zulässige Maß überschreiten, so wird es Aufgabe aller verantwortlichen Kreise sein, in erster Linie darauf hinzuwirken, daß für die Masse der daheim bleibenden Bevölkerung Arbeit und Verdienst beschafft wird. Die Erhaltung der Kauffähigkeit des konsumierenden Volkes bildet m. E. das vornehmste Gebot wirtschaftlicher Selbsterhaltung. An genügender Fleischzufuhr braucht man nicht zu zweifeln, so lange unser heimischer Viehstapel, was Quantität und Qualität anlangt, in stetem Wachstum begriffen ist. Im Jahre 1897 wurden in Deutschland rund 18½ Millionen Rinder und 14¼ Millionen Schweine gezählt, schon 10 Jahre später 1907:

*) Vergl. „Die deutsche Volkswirtschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts" S. 56 (bearbeitet vom Kaiserlichen Statistischen Amt), sowie „Lichtenfeld, Landwirtschaftliche Jahrbücher", Band 26, S. 144.

weit über 20½ Millionen Rinder und mehr als 22 Millionen Schweine. Vergleicht man ferner die Bestände weiter auseinander liegender Zeiten, z. B. die von 1873 mit denen von 1907, so betrug in dieser Periode von 35 Jahren die Zunahme an Rindvieh 5 Millionen Stück, bei Schweinen gar 15 Millionen!*) Diese Vermehrung hat seitdem, wenn auch mit zeitweiser Unterbrechung infolge von Seuchen, Dürre pp., weitere Fortschritte gemacht. Wird doch der Wertzuwachs, den der preußische Viehstapel allein in den letzten 12 Jahren erfahren hat, amtlicherseits auf mehr als 3 Milliarden Mark berechnet. In diesem Zusammenhang wichtig ist es, daß auch das Durchschnittsschlachtgewicht bei beiden für die Volksernährung vorzugsweise wichtigen Tiergattungen, Rindern und Schweinen, sich innerhalb der letzten Jahrzehnte in Deutschland merklich gehoben hat. Endlich sind gerade neuerdings starke Kräfte tätig, um uns bezüglich der Fleischversorgung vom Ausland unabhängig zu machen. Die Hebung des kleinbäuerlichen Standes und Besitzes, der schon jetzt 80 % des Schweineauftriebs leistet, die in absehbarer Zeit zu erwartende starke Vermehrung der Weideflächen infolge Urbarmachung großer Oed- und Moorflächen,**) die dem gleichen Zweck dienliche Eindeichung weiter Marschdistrikte, die pflegsame Förderung aller Zweige der Tierzucht und die dank besserem Fachunterricht wachsende Intelligenz der landwirtschaftlichen Bevölkerung, — das alles sind ebensoviel Garantien, für eine gute, kräftige Weiterentwickelung unserer Viehproduktion und die zukünftige Sicherung unserer Fleischversorgung. Aber freilich, die meisten dieser Antriebe bedürfen noch eines längeren Zeitraumes, um ihre volle Wirkung äußern zu können. Bis dahin heißt es, mit dem rechnen, was augenblicklich vorhanden ist.

Ich habe den Nachweis zu führen gesucht, daß Deutschland auch bei Sperrung seiner Häfen und Grenzen, die niemals eine vollständige sein wird, reiche Hilfsmittel für die Ernährung seiner

---

*) Wie wichtig für die Frage der „Volksernährung im Kriege" die Zunahme der Schweinezucht ist, erhellt daraus, daß dem Werte nach 60% des Gesamtfleischkonsums zurzeit auf Schweinefleisch entfällt. Man berechnet nämlich den Jahresverbrauch Deutschlands wie folgt:

1200	Millionen kg	Rind- und Kalbfleisch	in runden Zahlen
1900	„ „	Schweinefleisch	
100	„ „	Schaffleisch	

**) Deutschland besitzt allein an Moorflächen, deren Kultivierung nur eine Frage der Zeit und des Geldbeutels ist, mehr als 2¼ Millionen ha (s. Gisevius a. a. O.). Speziell in Preußen sind durch Gesetz von 1913 Mittel für die Urbarmachung von etwa 27000 ha bewilligt, und zwar in erster Linie im Hinblick auf Viehauftriebe und Fleischversorgung.

Bevölkerung besitzt. Ist das Problem darum weniger ernst, sind nicht doch vorsorgliche Maßregeln sehr am Platz?

Zum ersten kommt es zweifellos nicht allein darauf an, daß genügende Nahrungsmittel im ganzen vorhanden sind, sondern daß solche überall da ausreichend zur Stelle sind, wo Bedarf eintritt, oder daß sie doch rasch und sicher dahin geleitet werden können. Mit einem Wort, das Problem ist nicht nur eines der genügenden Produktion, sondern auch eines der gut funktionierenden Distribuierung. Letztere kann sich selbstredend nur auf die vorhandenen Gesamtverkehrsmittel stützen, und sie hängt weiter davon ab, wie weit letztere im Kriege für die Bedienung des heimatlichen Bedarfs zur Verfügung gestellt werden können. In den ersten zwei bis drei Monaten eines großen Krieges wird aller Wahrscheinlichkeit nach von solchen internen Warentransporten, welche kein Militär-Personal oder Material betreffen, namentlich auf weite Entfernung hin nur in beschränktem Maße die Rede sein, weil Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen mit dem Hauptteil des zur Verfügung stehenden Materials vollauf für Kriegszwecke in Anspruch genommen sind. Aber selbst in späteren Stadien wird es nicht möglich sein, einen Ausgleich zwischen der mehr produzierenden und den mehr konsumierenden Landesteilen ähnlich leicht und unbehindert durchzuführen, wie unter normalen Verhältnissen. Man wird im Gegenteil starken, ganz außerordentlich starken und unvorhergesehenen Hemmungen begegnen, Hemmungen, welchen bei der Fülle der zu bewältigenden Aufgaben erfahrungsmäßig selbst die allen anderen vorgehenden Militärtransporte unterliegen.*) Auf diesem Gebiet muß also schon in Friedenszeiten, soweit es irgend möglich ist, die organisierende Vorarbeit einsetzen, gewissermaßen eine Zivilmobilmachung selbständig und selbsttätig neben der militärischen. Und ganz besonders die Frage, wie der Brot- und Fleischbedarf der großen Städte und Industriezentren im Kriege am besten zu decken ist, will mir da des Studiums, wie der sorglichen Vorbereitung wert und bedürftig erscheinen. Sie konzentriert sich wohl in den beiden Problemen: Zuleitung von Vorräten, Ableitung von Menschen, oder anders formuliert: Zuführung von Produkten, Ablenkung des Konsums. Dabei bleibt zu bedenken, daß größere Teile der vorwiegend Land-

*) Vgl. Budde, Die französischen Eisenbahnen im deutschen Kriegsbetriebe 1870/71, Abschnitt IX, wo u. a. der Nachschub an lebendem Vieh und Gütern aller Art geschildert wird und die unendlichen Schwierigkeiten der Transportgestaltung, auch gerade derjenigen im Rücken der Armee und in der Heimat, klar zur Darstellung gebracht sind.

wirtschaft treibenden östlichen Provinzen der feindlichen Invasion mehr oder weniger ausgesetzt sind und unserer Verfügung entzogen sein können, ebenso wie sie bei Fehlen sowohl der russischen und polnischen Arbeitskräfte, wie der eingezogenen einheimischen, am stärksten unter Arbeiternot leiden werden. Dazu kommt, daß viele der ländlichen Arbeitgeber selbst der Fahne folgen müssen, daß also Aufsicht und Anleitung im Betriebe fehlt. Auf alle diese dann so plötzlich eintretenden Eventualitäten müssen die Produzenten immer und immer wieder hingewiesen werden. Das wird Sache der landwirtschaftlichen Organe, Landwirtschaftskammern, Vereine pp. sein. Was die Konsumenten anlangt, so wird der stärkste Bedarf, abgesehen von der Millionenstadt Berlin, voraussichtlich im volkreichen Westen der Monarchie entstehen, der ohnehin mehr Lebensmittel verbraucht, als er liefert. Und hier tritt nun der Riesenkonsum der großen, im Aufmarschgebiete versammelten Heere hinzu. In der Beziehung ist ein Rückblick auf den Krieg von 1870/71 recht lehrreich. Das Generalstabswerk (Teil V, Seite 1480/98) besagt, daß so reich auch die Rheinprovinzen an Hilfsmitteln aller Art waren, ihnen doch die Aufbringung von Lebensmitteln für die zu dislozierenden Truppen nur für zwei Tage zugemutet werden konnte. Schon Ende Juli wurden, wie es da heißt, „die im Aufmarschgebiet der II. Armee verfügbaren Lebensmittel in den Grenzen eines sechstägigen Bedarfs zu jedem Preise aufgekauft". Zu den Lieferungen des Landes traten großartige Bestellungen im Ausland hinzu. So wurden z. B. — derselben Quelle zufolge — bei Beginn des Krieges Millionen-Ankäufe von Lebens- und Futtermitteln in England, Schottland usw. gemacht. Das zeugt für die kolossale Höhe schon des damaligen Heeresbedarfs bei viel kleineren Verhältnissen als heute. Wenn in den Jahren 1870/71 trotz der enormen Anforderungen der Militärverwaltung wohl von Preissteigerung und vielfachen Hemmungen, ja zeitweiser Lahmlegung des heimatlichen Verkehrs, nicht aber von eigentlicher Not im Lande die Rede gewesen ist, so vergesse man nicht, wodurch damals der Ausbruch einer internen Wirtschaftskrisis verhindert wurde, vergesse insonderheit nicht, was alles sich bei uns inzwischen geändert hat. Der Krieg mit dem Napoleonischen Frankreich, deutscherseits von Anfang an offensiv geleitet, spielte sich von Beginn bis Ende ganz auf feindlichem Gebiet ab. Die effektive Blockade einzelner unserer Häfen konnte trotz der Schwäche unserer Flotte vom Gegner nur zeitweise und teilweise durchgeführt werden, weil wegen der Herbst-

und Winterstürme, unserer besten Alliierten zur See, die Operationen der weit überlegenen französischen Geschwader in Ost- und Nordsee ganz ins Stocken gerieten. (Avis au lecteur!) Unsere Landgrenzen waren nirgends gesperrt, keine Gebietsteile vom Gegner besetzt. Das Glück und der Erfolg begleitete unsere Waffen und Fahnen während des ganzen Feldzuges. Im Innern des Landes vollzog sich darum alles, wenn auch mit gewissen natürlichen Hemmungen, so doch ungestört. Der Sieg verleiht einer Nation Flügel, solange seine moralischen Wirkungen andauern.

Wird man auf solche Einwirkungen und Begleiterscheinungen auch für die Zukunft unbedingt rechnen können? Das wäre ein verkehrter Optimismus, ein fast ebenso gefährliches Opiat, wie der weit verbreitete Pessimismus unserer Tage. Soviel ist gewiß: Die Ansprüche aller Art an Staat wie an Volk werden sich gegen die damaligen Zeiten bei zukünftigen Krisen verdreifachen, und unendlich viel größere materielle Werte werden auf dem Spiel stehen. Auch entnehmen solche Millionenheere, wie sie im nächsten Kriege zur Aufstellung gelangen werden, dem Lande noch ganz andere Quanten von Lebensmitteln, und erschöpfen seine Hilfsmittel viel rascher, als dies 1870/71 der Fall war. Des weiteren kommen in Deutschland heute durchschnittlich 120 Einwohner auf den Quadratkilometer gegen nicht ganz 76 zu jener Zeit, und statt 41 Millionen Menschen wollen bei uns jetzt 66 Millionen, d. h. um nahezu 58 % mehr, ernährt sein. Endlich sind wir auf fast dem ganzen Gebiet der Volkswirtschaft infolge unserer scharf-industriellen und kaufmännischen Entwickelung weit abhängiger von der Einfuhr unentbehrlicher Rohprodukte und dem Absatz unserer Fabrikate geworden, als früher. Einen großen Teil dessen, wovon wir leben, bezahlen wir mit unseren industriellen Erzeugnissen. Damit hat sich die Verwundbarkeit des deutschen Volks- und Staatswesens recht merklich gesteigert und wird sich noch mehr steigern bei zunehmender Expansion, welche keineswegs immer und allerorts ein Ferment innerer Kräftigung bedeutet.

Demgegenüber gilt es ernstlich, neben der Wehrkraft auch die Nährkraft mit allen zu Gebote stehenden Mitteln intakt zu erhalten, ja immer mehr zu steigern. Eines der fundamentalen Gebote wirtschaftlicher und nationaler Fürsorge lautet daher: „Schutz, Pflege und Förderung der heimischen Produktion, ganz besonders der Landwirtschaft und jedes ihr verwandten, Volkswerte erzeugenden Erwerbszweiges." Nicht in erster Linie um ihrer selbst willen,

sondern vor allem der großen auf dem Ziel stehenden nationalen Güter, der Sicherheit des Deutschen Reiches wegen erhebt sich mit geradezu zwingender Gewalt die Forderung, daß die Zukunftsentwickelung unserer Produktion, insonderheit der landwirtschaftlichen Erzeugung, nicht unsicheren Experimenten ausgesetzt, sondern auf erprobtem Boden über alle Zweifel und Gefahren hinausgehoben wird. Abbau auf diesem Gebiete heißt Raubbau an der nationalen Sicherheit. Fehler — hier begangen — sind erfahrungsmäßig erst in Jahrzehnten gutzumachen. Will man Millionen sparen, so wird man einst Milliarden zusetzen müssen, wenn — was Gott verhüte — nicht mehr wir allein unsere Gesetze schreiben, sondern der Feind seinen Griffel mit in die Tafel unserer Geschichte einsetzen sollte. Möge jeder Verantwortliche hieraus die nötigen Schlußfolgerungen für sein Handeln ableiten, so lange wir noch unsere Geschicke selbst bestimmen können.

Kinkel vor dem Kriegsgericht.

Von

Dr. Martin Bollert, Direktor der Stadtbibliothek in Bromberg.

Ueber Gottfried Kinkel ist schon viel geschrieben worden; aber eine den Anforderungen der Geschichtsschreibung genügende Darstellung seines Wesens und seiner Schicksale gibt es noch nicht. Dies hat seinen Grund darin, daß die bedeutendsten Momente seines Lebens gebildet werden durch Konflikte mit den bestehenden Gewalten, zuerst mit der Kirche, als ihn seine negierende Grundrichtung aus der Laufbahn des Theologen schleuderte*), und dann im Jahre 48 mit dem Staate, als ihn seine revolutionäre Begeisterung aus Amt und Familie und schließlich aus dem Vaterlande jagte. Beide Erlebnisgruppen sind einer objektiven Geschichtsdarstellung wenig günstig und beide sind bisher fast nur von parteipolitischen Gesichtspunkten aus betrachtet worden. Daß insbesondere die Ereignisse der Revolutionsjahre wie überhaupt, so auch in bezug auf Kinkel eine geschichtlich befriedigende Beschreibung noch nicht gefunden haben, ist kaum zu verwundern, da die gleichzeitigen Darstellungen aus jenen aufgeregten Tagen, auf welche die späteren zurückgehen, sowohl der leidenschaftlichsten Parteilichkeit entstammen, als auch vielfach der Sachkenntnis ermangeln.

Dies gilt auch von den Ereignissen, die sich an Kinkels Gefangennahme im Badischen und seine kriegsgerichtliche Aburteilung knüpfen. Hat es doch noch im Jahre 1904 der Regierungsrat Joesten für erforderlich gehalten, festzustellen, daß Kinkel nicht zum Tode verurteilt worden war, eine Behauptung, die er in vielen, selbst wissenschaftlichen Geschichtswerken gefunden hatte**). Und noch heute er-

---

*) Ueber diesen Teil seines Lebens erscheint demnächst von mir eine Untersuchung, welche seine Leistungen und Schicksale als Theologe darstellt: Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung. Bonn: Marcus u. Weber 1913.

**) Deutsche Revue. 1904. Band 4, S. 73.

freut sich neben mancher anderen Legende auch die eines unangefochtenen Glaubens, daß Friedrich Wilhelm IV. bei der Urteilsvollstreckung durch einen Akt der Willkür die Strafe verschärft habe.

Es wird daher nicht überflüssig sein, das Tatsachenmaterial, welches die amtlichen Akten über den Landesverratsprozeß bieten, als die Grundlage einer geschichtlichen Untersuchung zu veröffentlichen.

Diese Akten sind die des Generalauditoriats, jetzt im Geheimen Kriegsarchiv des Kriegsministeriums, und die des Ministeriums des Innern, jetzt im Geheimen Staatsarchiv.

Zunächst einige Mitteilungen aus den Gnadengesuchen, die bald nach Kinkels Gefangennahme für ihn einliefen und sowohl das nicht gewöhnliche allgemeine Interesse an seinem Schicksal als die verbreitete Erwartung eines Todesurteils verraten. — Am 4. Juli richtet Karl Arnold Schlönbach an das Großh. Badische Armee-Kommando die Bitte, ein etwaiges Todesurteil wenigstens innerhalb der nächsten 10 bis 14 Tage nicht vollstrecken zu lassen, da er hoffe, der Herzog und die Herzogin von Gotha werden sich beim Großherzog von Baden für Kinkel verwenden. Schlönbach, der damals Redakteur und Schriftsteller in Coburg war, hatte einst zu jenem Poetenvölklein gezählt, das unter dem Namen des Maikäferbundes sich um Gottfried und Johanna Kinkel scharte*). Das Bittgesuch wurde an den Prinzen von Preußen, als den Oberkommandierenden der Operationsarmee in Baden, von diesem an den General von Hirschfeld, als den Kommandierenden des 1. Armeekorps und Kinkels Gerichtsherrn, und von diesem an die Kommandantur in Karlsruhe weitergegeben mit dem Ersuchen, es zu den Akten zu legen. Ebenso erging es den übrigen Gesuchen. Eins derselben stammt von einem Professor Stein aus Bonn, ein anderes von dem Postsekretär und Dichter Adolf Doerr**). Das gewichtigste ist das von Bürgern Bonns am 5. Juli dem Prinzen von Preußen eingereichte. Dieses bittet um Verzeihung für einen Mann, „der im Drange poetischer Aufregung und mißverstandener deutscher Vaterlandsliebe gefehlt hat". Es ist bedeckt von 1026 Unterschriften, an erster Stelle steht Ernst Moritz Arndt, dann finden sich die Professoren

*) Vergl. über ihn: Bonner Zeitung. 28. Juli 1912.
**) Vgl. Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 6. Aufl., Band 2, S. 50.

Nasse, Deiters, Bergemann, Welcker, Naumann, von Sybel u. a., Kinkels Schwiegervater, der Gymnasiallehrer Mockel, Karl Simrock, usw. — Auch Kinkels Schwester Johanna, die Frau des Pfarrers Bögehold, die von Kinkels Gattin ebenso herzlich gehaßt wurde, wie umgekehrt diese von ihr, bat den Prinzen von Preußen: „Möchten doch Eure Königl. Hoheit geruhen, durch Nichtverhängung des Aeußersten über meinen armen, unglücklichen Bruder ihm noch Zeit und Raum zu schenken, sich zu bekehren und in Reue und Buße das Leben wiederzufinden." Auch diese Bitte wird vom General Hirschfeld (der sie ein Gnadengesuch der Ehefrau des Inkulpaten nennt) weitergegeben mit dem Bemerken, daß er keine Veranlassung finde, das Gesuch zu berücksichtigen. — Kinkels Schwager Bögehold selber, Prediger am Arrest- und Korrektionshause in Düsseldorf, war nach Karlsruhe geeilt, um seelsorgerisch auf den gefangenen Kinkel einzuwirken*), und reichte nun am 14. Juli auf der Heimreise ein Gnadengesuch ein durch Vermittlung des Generals von der Gröben. An diesem Gesuch ist von Interesse, zu beobachten, wie der ehemalige theologische Studienfreund, der jetzt zu Wicherns Intimen gehörte, Kinkels Entwicklungsgang beurteilte. Kinkel habe in Bonn bei seinen Vorlesungen großen Beifall gefunden, „leider wurde ihm zu viel Lorbeer gestreut! . . . Die schon genährte Eitelkeit stieg furchtbar; nach seiner Meinung nicht schnell genug befördert, trat er in Opposition zu seinen vorgesetzten Behörden und die unglückselige Verbindung mit seiner jetzigen Frau, welche, ebenfalls Dichterin, seinen Hochmut täglich steigerte, machte ihn mehr von Gott und den Fundamenten der Theologie abkommen." Nachdem ihn der Minister Eichhorn zum Professor gemacht habe, sei es eine Zeitlang besser gegangen, „da geriet er in Gemeinschaft mit Freiligrath und Consorten" und er wurde ganz aufs politische Treiben hinübergezogen. „Wenn Dichter Politiker werden, so kommt Unsinn zutage." Er sei für die Volkssouveränität in die Schranken getreten, habe sich aber immer von dem gemeinen unmoralischen Treiben seiner Genossen abgestoßen gefühlt und dafür auch von den demokratischen Führern vielfache Verachtung erfahren, wie Raveaux an die Führer schrieb: „sie sollten sich des unpraktischen Kinkel entledigen". Auch in der

*) Dieser Besuch wie überhaupt alles, was Johanna Kinkel während Kinkels Prozeß erlebte, sah und hörte, ist meisterlich von Johanna selber beschrieben in ihren Erinnerungsblättern aus dem Jahre 1849; in: Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, hrsg. von Adolph Kolatschek, April 1851; wieder abgedruckt in einer teils mehr, teils weniger bietenden Fassung in: Deutsche Revue. 1894. Band 2, 3.

Pfalz und in Baden blieb er in Opposition gegen das wüste Treiben der Führer, „tat es ihnen vielleicht nur zuvor im schwärmerischen, exzentrischen, ich möchte sagen — Wahnsinn." . . . Er habe ihn im Gefängnis schon viel ruhiger und zugänglicher für das Wort der Wahrheit gefunden. — Zum Schlusse bittet er, nicht Todesstrafe zu verhängen; oder wenn schon, dann Verzögerung der Vollstreckung zum Zwecke der Reue zu gewähren.

* * *

Die Akten ergeben auch einige Korrekturen von Johannas Darstellung. Kinkel ist verhört worden am 30. Juni — einen Tag nach der Gefangennahme —, am 13., 23. und zuletzt in einem artikulierten Verhör am 31. Juli. Von „ermattenden Verhören Tag für Tag", wie Johanna sagt*), kann also nicht gesprochen werden. — Auch daß als Gerichtsherr an Stelle des als milder geltenden Gröben der rücksichtslosere Hirschfeld im letzten Augenblicke eingeschoben worden sei**), ist nicht zutreffend, da der die Untersuchung führende Divisionsauditor Bruhn schon am 2. Juli Hirschfeld als den Gerichtsherrn bezeichnet.

Ferner erzählt Johanna***), „daß man Kinkel zuerst nach badischen Gesetzen richten wollte, und daß man, nachdem er sowohl als sein Verteidiger sich ganz in die betreffenden Paragraphen des badischen Strafgesetzbuchs hineinstudiert und den Plan der Verteidigung darnach ausgearbeitet hatten, plötzlich dies mildere Verfahren verwarf und wenige Tage vor dem Zusammentreten des Standgerichts das preußische Landrecht, welches strenger war, an die Stelle schob und so in der Nacht der letzten ablaufenden Frist den Gefangenen nötigte, ein neues Verteidigungssystem einzuschlagen, als er alle seine Kräfte und seinen Scharfsinn an eine nun unnütze Arbeit verschwendet hatte." Das ist teils unrichtig, teils übertrieben. Der Befehl des Generalkommandos, daß nach preußischem Rechte verfahren werden solle, ist schon am 26. Juli, also 8 Tage vor der Verhandlung am 4. August, ergangen. Und nach badischen Gesetzen zu richten, ist kein Beschluß der Gerichtsbehörde, sondern nur ein Antrag des Verteidigers gewesen.

* * *

*) Deutsche Revue. 1894. Band 2. S. 341.
**) Ebenda, S. 343.
***) Deutsche Revue. 1894. Band 2. S. 341.

Aus der Verteidigungsschrift des badischen Auditors E. Hepp vom 24. Juli seien folgende, den persönlichen Eindruck von Kinkel schildernde Aeußerungen wiedergegeben. Eine männliche Unbefangenheit und Offenheit zeige Kinkel, „wie sie mir bisher, ich muß es offen gestehen, nie in meinem praktischen Leben vorgekommen ist, und es sind mir doch manche Untersuchungsakten unter den Händen gewesen.“ Ueber die Motive für Kinkels Beteiligung am Aufstande mit der Waffe in der Hand, sagt er nicht ganz ohne Sympathiebezeugung für die Revolution, alle die Wünsche und Hoffnungen, die wir gewiß alle an die Bewegungen d. J. 48 knüpften, wirkten schon auf den einfachen gewöhnlichen Menschen; wie viel mehr bei einem phantasiebegabten Poeten, der mit heißer Liebe seinem ganzen großen Vaterlande anhängt. Lasse sich schon manchen äußeren Erscheinungen des Aufstandes trotz seiner hundertfachen mißlichen Schattenseiten auch eine poetische Seite in keiner Weise absprechen, so habe der Angeschuldigte ihn als eine Erhebung für die deutsche Reichsverfassung begrüßen müssen, durch welche er vielleicht eher das vielgewünschte Ziel für erreichbar hielt, als durch feierliche Verhandlungen, durch welche bisher der Zweck nicht erreicht worden war. Kinkels Beteiligung sei fern von eigensüchtigem Interesse gewesen; er habe sich mit der niedrigen Stellung eines Wehrmannes begnügt, was ein weiterer Beweis für seine edle Natur sei, indem er da mit seiner ganzen Person einsteht, wo er glaubt, daß es sich um die gewichtigsten Interessen des Vaterlandes handelt.

* * *

Am 26. Juli erließ das General-Kommando des I. Armeekorps folgenden Befehl:

„Gegen Kinkel wird unter Berücksichtigung des § 18 Thl. II Strafgesetzbuch für das preußische Heer und des § 8 Einl. ibid. wegen Betheiligung an dem Kampfe der Aufrührer gegen Königl. Preuß. Truppen mit Bezug auf § 106 seq. Thl. II tit. 20 des Allg. Landr. hiermit die kriegsrechtl. Untersuchung eröffnet.“

Die angegebenen Paragraphen des Strafgesetzbuches für das preußische Heer vom 3. April 1845 lauten:

Theil 2. § 18, 4. „In Kriegszeiten haben außer den im § 1 bezeichneten Personen den Militairgerichtsstand: . . .

alle Unterthanen des Preußischen Staats, oder Fremde, welche auf dem Kriegsschauplatze den Preußischen Truppen durch eine verrätherische Handlung Gefahr oder Nachtheil bereiten.

In dem unter Nr. 4 angegebenen Fall tritt dieser außerordentliche Gerichtsstand nur von dem Zeitpunkt ein, wo der König oder in dessen Namen der Feldherr solches verordnet und öffentlich bekannt macht"*).

Einl. § 8. „Gegen diejenigen Personen, welche ausnahmsweise in Kriegszeiten den Militairgerichtsstand haben, kommen, wenn sie zum Soldatenstande gehören, dieselben strafrechtlichen Bestimmungen wie gegen Preußische Soldaten zur Anwendung; gehören sie nicht zum Soldatenstande, so sind die für Militairbeamte gültigen Vorschriften gegen sie in Anwendung zu bringen."

Die angegebenen Paragraphen des Preußischen Landrechtes beschäftigen sich mit dem Verbrechen der Landesverräterei zweiter Klasse. Als solche werden bezeichnet (§ 106) „Unternehmungen von minderer Wichtigkeit, die zur Begünstigung der Feinde des Staates abzielen."

§ 107: „Wer dem Feinde zur Ausführung seiner Anschläge beförderlich ist, oder den Kriegesvölkern des Staats in ihren Unternehmungen gegen den Feind vorsätzlich Hindernisse in den Weg legt, soll durch den Strang hingerichtet werden." Die §§ 108—111 führen noch einzelne Arten der Landesverräterei zweiter Klasse auf; die Strafe ist immer Todesstrafe, nur das in anmutigem Wechsel bald „Strafe des Rades von oben herab", bald „Strafe des Schwertes", bald Galgen, bald Feuer verhängt werden.

§ 115. „In Fällen, wo eine Landesverrätherey der Zweiten Klasse noch nicht ausgeführt, oder dem Staate dadurch noch kein Schade zugefügt worden, soll die Lebensstrafe, nach Bewandniß der Umstände, in Sechs bis Zehnjährige Gefangenschaft verwandelt werden." — —

Der Befehl des Generalkommandos wurde unter dem 28. Juli noch dahin ergänzt, daß das Kriegsgericht über Kinkel wie über einen gemeinen Soldaten besetzt werden solle, „da der p. Kinkel nicht in seiner Eigenschaft als Professor, sondern als Soldat, Wehrmann in den Freischaaren, vor Gericht steht".

Als die Absicht des Kriegsherrn wird aus diesen Verfügungen meines Erachtens klar, ein Todesurteil zu erwirken. Zu diesem Zwecke wird Kinkel zunächst unter die preußischen, nicht unter die badischen Gesetze gestellt: das preußische Landrecht hat für die

---

*) Der Kriegszustand war für Baden am 19. Juni durch den Prinzen von Preußen erklärt worden.

Landesverräterei die Todesstrafe bereit. Dieses Gesetzbuch sollte also in materieller Hinsicht der Urteilsfällung zugrunde gelegt werden. Damit aber nicht genug, sollten für das formale Gerichtsverfahren die Bestimmungen des militärischen Strafprozesses in Anwendung kommen, die wieder strenger und summarischer waren als die entsprechenden des Landrechts. Unter diesen gab es wiederum leichtere Bestimmungen für Militärbeamte und solche Personen, die in Kriegszeiten für solche anzusehen sind, als für Soldaten. Infolgedessen stellte der Befehl vom 28. Juli noch ausdrücklich fest, daß Kinkel nicht als Professor, sondern als Soldat vor Gericht stehe.

Am 2. August reichte der Verteidiger einen durch die Verfügungen des General-Kommandos veranlaßten Nachtrag zu seiner Verteidigungsschrift ein. Nach Mil.-Straf-Ges.-Buch, Einl. § 8 müsse Kinkel, der niemals preußischer Soldat gewesen sei und auch nicht zu den Soldaten gezählt werden dürfe, weil er in einer Freischar Waffen getragen habe, nach den für die Militärbeamten gültigen Vorschriften behandelt werden. Er müsse also von einem Instanzen-Gericht nach § 69 abgeurteilt werden. Die Bestimmungen des Allg. Landr. über Landesverräterei beziehen sich nur auf internationale Verhältnisse zwischen zweien sich gegenüberstehenden Staaten. Kinkel hat nichts gegen den Preußischen Staat unternommen, er hat sich nur einer bewaffneten Erhebung im Großherzogtum Baden angeschlossen und kam nur zufälligerweise den preußischen Truppen, welche die vom Großherzog erbetene Hilfe brachten, gegenüber. Die Freischaren waren wohl augenblickliche Gegner der preußischen Truppenabteilungen, aber nicht Feinde des Preußischen Staates.

Die oben angedeuteten Intentionen des Generalkommandos machte sich der die Untersuchung führende und die juristische Seite der Gerichtsverhandlung am 4. August leitende Divisions-Auditor Bruhn nicht zu eigen; und es ist wohl nicht zu viel getan, wenn man ihn als Kinkels Lebensretter ansieht*). Wäre ein Todesurteil gefällt worden, so würde bei der furchtbaren Erbitterung der Militär-

*) Bruhn hat sich auch sonst auf nichts eingelassen, was einer ruhigen und streng korrekten Untersuchung zuwider gewesen wäre. So schreibt er einem Assessor Gaertner, der am 30. Juni, also einen Tag nach Kinkels Gefangennahme, Belastungsmaterial zur Verfügung stellt, am 2. Juli, „daß wenn Sie Denunciationen gegen den gefangenen Professor Kinkel anbringen wollen, diese nicht mir, sondern dem Herrn General-Lieutenant von Hirschfeld als dem Gerichtsherrn insinuirt werden müssen, der dann die weiteren Befehle veranlassen wird". Und dann hat er sich durch das Drängen des Generalkommandos, von dem weiter unten die Rede sein wird, wie es scheint nicht beirren lassen.

partei gegen Kinkel ein Gnadenakt des Königs, selbst wenn er von Kinkels Freunden hätte erwirkt werden können, zu spät gekommen sein.

Bruhn stellte sich in seinem während der Verhandlung des 4. Augusts dem Gerichtshof vorgetragenen Gutachten in einer Beziehung auf den Boden der von Hirschfeld erteilten Weisung, indem er ausführt, daß Kinkel zum Soldatenstande gehörig zu betrachten sei; — man merkt dabei der Begründung an: **stat pro ratione voluntas.** Dann aber zieht er die auch meinem Laiengefühl als allein gerecht erscheinende Folgerung, daß die Zugehörigkeit zum Soldatenstande nicht bloß ihre Geltung auf das Prozeßverfahren ausüben dürfe, sondern daß auch das Urteil nach den Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches zu fällen und die Strafe danach zu bemessen sei. Er verlas also den hier einschlagenden § 88 des 2. Teiles des Militär-Strafgesetzbuches, welcher lautet:

„Wer vorsätzlich die Unternehmungen des Feindes befördert, . . . insbesondere wer sich der, in den allgemeinen Landesgesetzen in Bezug auf den Krieg als Landesverrätherei bezeichneten Verbrechen schuldig macht . . . begeht einen Kriegsverrath und hat Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, Kassation und Festungsstrafe, nach Umständen bis zu lebenswieriger Dauer, oder, wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist, die Todesstrafe verwirkt."

Dann las er die schon oben aufgeführten Paragraphen des Preußischen Landrechts vor und kam, indem er sie mit dem Militär-Strafgesetz verglich, zu dem Schlusse:

„Alle Strafen des Landrechts sind also auf diese Strafen für Militair Personen reducirt resp. abgeändert, während die weit strengeren und härteren Strafen des Landrechts für Civil Personen nach wie vor bestehen bleiben. Andere Strafbestimmungen wie die verlesenen sind nicht vorhanden. Mag es auch immer sehr auffallend erscheinen, daß Civil Personen . . . härtere Strafen auferlegt werden als Militair Personen, so bleibt es Sache des Richters, nur das bestehende Gesetz vor Augen zu haben." Sein Antrag lautete dementsprechend wegen Kriegsverrates auf lebenslängliche Festungsstrafe und Verlust der Nationalkokarde.

Das Kriegsgericht war besetzt mit Soldaten verschiedener Charge; jede Klasse gab einzeln ihr Urteil ab; und es ist interessant, die Urteile der verschiedenen Klassen zu beobachten. Kinkel war immer beim gemeinen Manne am beliebtesten und der Einfluß seiner Be-

redsamkeit auf das Volk am größten. Nachdem er seine glänzende Verteidigungsrede gehalten hatte, wurde der Spruch gefällt. Es erkannte

1. die Klasse der Gemeinen auf Verlust der National-Kokarde und 10jähr. Festungsstrafe.
2. die Klasse der Unteroffiziere dsgl. mit 25jähr. Festungsstrafe.
3. die Klasse der Lieutenants dsgl. mit lebenslängl. Festungsstrafe.
4. die Klasse der Hauptleute wie die Lieutenants.
5. der Herr Präses wie die Hauptleute.

Das Urteil lautete demnach dem Antrage entsprechend.

* * *

Ueber die der Anklage zugrunde liegenden Tatsachen und die Gründe des Urteils unterrichtet aufs klarste das gerichtliche Erkenntnis.

„Kriegsgerichtliches Erkenntniß.

In der Untersuchungssache wider den Freischaar-Wehrmann Johann Gottfried Kinkel erkennt ein vorschriftsmäßig besetztes und vereidetes Kriegsgericht, den Acten und Gesetzen gemäß, hiermit für Recht, daß

der Angeschuldigte Johann Gottfried Kinkel wegen Kriegsverraths mit Verlust der National Cocarde und mit lebenslänglicher Festungsstrafe zu bestrafen.

Von Kriegs-Rechts Wegen.

Gründe.

Nachdem der bisherige Professor Kinkel aus Bonn, am 29ten Juni, während des Treffens bei Muggensturm in der Nähe von dem nahegelegenen Dorfe Rothenfels mit den Waffen in der Hand von den preuß. Truppen gefangen genommen worden, wurde eine gerichtliche Untersuchung gegen denselben eingeleitet.

Während der Untersuchung wurde von dem Königl. Preuß. Regierungsrath Lüdemann unter dem 22ten Juli von Freiburg aus eine Pièce, die von der Hand des Kinkel geschrieben und mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet zu sein schien, zu den Acten eingereicht, welche wie folgt lautet:

Ein Plan.

Baden und Rheinpfalz, jedes für sich, sind verloren. Sie müssen rasch einen officiellen Bund zu Schutz und Trutz schließen. Selbst nach dem Frankfurter Plane, die Sache verrauchen zu laßen, muß die Verwickelung wegen der Reichsfestungen die Fürsten regreßiv machen.

Der Stoß kommt uns von Frankfurt auf die Neckar-Grenze: an der Nahe und Saar stehen nur kleine Trupps von Preußen. Baden wird jenem Stoß weichen, wenn wir uns auf Vertheidigung beschränken. Im Augenblick des Angriffs muß die Pfälzer Armee die Nahe occupiren und das Saargebiet vom Hundsrück absperren, um aus diesem Gebiet Kräfte zu ziehen. Während so der Stoß auf den Neckar paralysirt wird, verpflanzt unsere Insurrections-Armee die Bewegung die Saar herunter an die Mosel und treibt sie durch die Eifel nach Cöln.

Die Vertheidigung und der Entsatz Badens wird nicht am Neckar, sondern an Mosel, Sieg und Wupper vollzogen. Die rheinpreußischen Verbannten, theils Vertrauensmänner theils Abgeordnete der letzten preuß. Volsvertretungen, gehen als Agitatoren vorauf.

Dieser Plan, der einzig rettende, setzt aber ein Bündniß auf Leben und Tod voraus, das den Kern der süddeutschen Republik bildet. Auf dieses mit allen diplomatischen Formen abzuschließende Bündniß muß die Agitation der nächsten Tage gerichtet sein.

Dieses Papier sollte nur in vertrauenswürdige Hände kommen.

K'lautern den 17ten Mai 1849.

gez. K.

Die in Carlsruh geführte Untersuchung hatte folgendes Resultat.

Der Angeschuldigte Johann Gottfried Kinkel ist 33 Jahr alt, in Obercassel bei Bonn, Regierungsbezirk Cöln, geboren, evangelischer Confeßion. Nach vollendeten Studien trat er im Jahr 1837 als Privatdocent in Bonn auf; 7 Jahre später*) wurde er zum Profeßor extraordinarius auf der gedachten Universität ernannt. Er ist verheirathet und Vater von 4 Kindern, früher 2mal zur Untersuchung gezogen worden, und zwar im vorigen Jahr, wegen Aufreizung zu Gewaltthätigkeiten gegen Steuerbeamte, jedoch von dieser Anschuldigung freigesprochen worden; dann wegen Verleumdung der Mainzer Garnison, in Betreff eines speciellen Vorfalles, und mit

*) In Wirklichkeit erst 1846.

einmonatlicher Gefängnißstrafe belegt, gegen die er das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung eingelegt hat, deßen Erfolg aber noch unentschieden ist. In Betreff der Sache selbst hat er sich dahin ausgelaßen, daß, nachdem im März die Kammern aufgelöst worden, er nach Bonn zurückgekehrt und seine Lehrthätigkeit fortgesetzt habe, bis er am 10. Mai nach Elberfeld gegangen, um den Kampf des Volkes für die Reichsverfaßung zu unterstützen. Da er jedoch gefunden, daß die Bewegung nicht den Charakter gehabt, der erforderlich gewesen, eine politische Idee auf würdige Weise fortzusetzen, sondern bereits in einen gedankenlosen Tumult der untern Volksklassen ausgeartet gewesen, habe er sich nicht nur nicht betheiligt, sondern schon nach 4 Stunden Elberfeld verlaßen.

Da es in Bonn notorisch gewesen, daß er in der oben gedachten Absicht nach Elberfeld gegangen, so habe er gefühlt, daß es nicht möglich sei, dahin zurückzukehren und seine Lehrthätigkeit fortzusetzen, weshalb er auch die bezogenen Collegien-Gelder habe zurückerstatten laßen, vielmehr sei er, ohne sich aufzuhalten, auf dem kürzesten Wege in die Pfalz gegangen, in der Absicht, der provisorischen Regierung daselbst seine Dienste anzubieten. In diesem Schritt habe er, wie er später eingesehen, mit Unrecht eine Auflösung seiner Unterthanspflicht gesehen, indem er der Meinung gewesen, daß er durch das Aufgeben der Rechte und Vortheile, die er als preuß. Unterthan gehabt, zugleich jeder Verpflichtung als preuß. Staatsbürger entbunden worden.

In Kaiserslautern, wo die provisorische Regierung zur Zeit ihren Sitz gehabt, sei er zwischen dem 13. u. 15. Mai eingetroffen, habe sich derselben vorgestellt und seine Dienste angeboten. Zuerst sei er im Militair-Bureau als expedirender Secretair beschäftigt worden, selbständig habe er in dieser Stellung nichts gearbeitet, auch sei er zu verschiedenenmalen von dem Civil-Commißar dazu verwandt worden, den durch Partheiung gestörten Frieden auf gütlichem Wege wiederherzustellen; und endlich Depeschen der provisorischen Regierung an militairische Befehlshaber zu bringen, ohne jedoch jemals derselben den Eid der Treue geleistet zu haben.

Am 17. Mai sei das Parlamentsmitglied Schütz aus Mainz zu ihm gekommen, als er im Militair-Bureau beschäftigt gewesen, um sich von ihm einen Fahrschein oder Eisenbahnschein beglaubigen zu laßen, bei welcher Gelegenheit das Gespräch auf die gegenwärtigen Zeitverhältniße gekommen. Im Laufe deßelben habe der p. Schütz sich dahin geäußert, daß er die Revolution für haltbar halte; als

er gegen diese Meinung starke Zweifel erhoben, weil die Rüstungen in der Pfalz so lau betrieben worden, habe der p. Schütz gefragt, was denn mehr hätte geschehen können; diese Frage beantwortend habe er dahin sich ausgelaßen, daß wenn ein Plan, der in seiner Gegenwart von Offizieren gesprächsweise gesprochen worden, frühzeitig ins Leben getreten, der Erfolg günstiger gewesen wäre. Als der Schütz hierauf von ihm erfahren, daß er diesen Plan genauer kenne und daß er sich über denselben Notizen gemacht, weil ihn alles intereßirt, was auf die Kriegsführung Bezug gehabt, habe derselbe ihn gefragt, ob er ihm diesen Plan mittheilen könne; nachdem er ihm erwiedert, daß dienstlich dagegen nichts im Wege stehe, habe er auf die Bitte des Schütz, der große Eile gehabt, die in den Acten fol. 33 befindliche „Ein Plan" überschriebene Pièce aufgeschrieben, datirt und mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet und dem Schütz eingehändigt. Niemals habe er später an diese Pièce gedacht. Gewiß sei es, daß dieser Plan nicht das Werk eines Einzelnen sei, sondern durch die Unterredung mehrerer Offiziere, namentlich des Techow, Beust, Kuchenbäcker und Geigel, die sich in Kaiserslautern aufgehalten, sich herausgebildet und niemals dienstlich in irgend einer Form vorgelegen habe, daher in dieser Beziehung von keiner Erheblichkeit gewesen. Als die preuß. Armee in Rhein-Baiern in der Mitte des Monats Juni vorgerückt, sei er nach Carlsruh gegangen, halb entschloßen, nach Straßburg zu gehen, an dem Tage aber als die Willichsche Freischaar eingezogen, sei er in diese eingetreten, und zwar als Gemeiner, da er es nicht mehr für ehrenwerth erachtet, mit der Feder oder auf eine andere seiner frühern Thätigkeit mehr angemeßene Weise einer sinkenden Sache zu dienen, und sei er nicht über den Kreis eines gemeinen Freischärlers thätig gewesen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni habe er sich bei Spöck im Gros befunden, als in einiger Entfernung einige Schüsse gewechselt wurden, von denen er nur den Knall gehört; daß Preußen damals gegenüber gestanden, habe er später behaupten hören; am 29. des gedachten Monats sei er aber in dem Treffen bei Muggensturm gegenwärtig gewesen und auf folgende Weise zum Gefangenen gemacht.

Als er im Anfange des Gefechts in der Tirailleurlinie vorgegangen und eben einen Abhang hinaufgestiegen sei, der ihn aus einer Schlucht zum Anblick der gegnerischen Truppen geführt, habe er, bevor er noch Posto gefaßt, eine Schußwunde am Kopfe erhalten; da nur ein Moment zwischen dem Augenblick, daß er die gegnerischen

Truppen gesehen und daß er verwundet worden, gelegen, habe er in diesem Moment zwar feindliche Tirailleure gesehen, aber die Sonnenblendung von Westen her, besonders auf dem leuchtenden Korn, sei von der Art gewesen, daß er etwas Genaueres nicht habe unterscheiden können, und daher nicht behaupten könne, daß er Preußen vor sich gesehen. Gleich nach seiner Verwundung habe der Zugführer ihn nach Rothenfels geschickt, um verbunden zu werden, und ihm den Freischaar Rau aus Würtemberg zu seiner Begleitung mitgegeben. Auf dem Wege dahin seien sie auf eine preuß. Patrouille von Infanteristen und Husaren gestoßen (von welchem Regiment diese gewesen, wisse er nicht), die auf sie geschoßen und ihnen zugerufen, ihre Waffen niederzulegen. Da sie sich in unmittelbarer Nähe dieser Patrouille befunden, und an Flucht und Widerstand nicht zu denken gewesen, hätten sie beide die Waffen niedergelegt, worauf ein Unteroffizier ihm die Munition abgenommen und gefragt habe, ob er noch Waffen bei sich führe; da er erklärt, daß er gewöhnlich einen Dolch bei sich zu tragen pflege, und nach demselben gesucht, um denselben auszuhändigen, habe er die Tasche leer gefunden und müße er dahingestellt sein laßen, ob er denselben, als er bei seiner Verwundung hingefallen, verloren, oder ob der Soldat, der bei seiner Gefangennehmung die in seiner Tasche steckende Brieftasche herausgezogen, auch den Dolch an sich genommen habe. Gleich darauf sei er nach Malsch gebracht und am folgenden Tage nach Carlsruh transportirt worden.

Mit dieser Deposition übereinstimmend deponirte der obgedachte Freischaar-Wehrmann Rau, welcher früher Würtembergscher Soldat und später Dienstknecht gewesen, daß der Profeßor Kinkel in dieselbe Compagnie, in der er gestanden, als Gemeiner getreten und dies auch bis zu seiner Gefangennehmung geblieben sei. Als am 29ten das Gefecht in der Nähe von Muggensturm stattgehabt, habe ihre Compagnie am rechten Flügel der Willich'schen Freischaar gestanden. Gleich im Anfange des Gefechts habe er gehört, daß der Kinkel, der etwa 10 Schritt von ihm entfernt gewesen, und so weit er wisse ebenso wenig wie er selbst zum Schuß gekommen, ausgerufen „ich habe meine Sach", und habe er bemerkt, daß derselbe am Kopf über dem Ohr eine Wunde erhalten, worauf ihr Zugführer Immermann ihm befohlen, den p. Kinkel, um verbunden zu werden, nach Rothenfels zu verbringen; da sie in diesem Dorfe im Quartier gewesen, so habe er ungefähr die Lage desselben gewußt. Als sie sich bis auf ½ Stunde Rothenfels genähert, hätten sie plötzlich einen preuß.

Posten von etwa 30 Husaren und 40 Infanteristen sich bis auf 60 Schritt gegenüber gesehen, und da keine Möglichkeit vorhanden gewesen, zu entkommen, hätten sie auf den Zuruf ihre Waffen niedergelegt; ein Infanterist habe dem ungeachtet geschoßen, jedoch sei die Kugel vor ihnen in den Boden gefahren. Außer diesen Tatsachen, die die Teilnahme des Angeschuldigten an dem Aufruhr, vor und während des Treffens bei Muggensturm betreffen, liegen keine vor, und beschränken sich die Beweismittel bei den gegenwärtigen Verhältnißen größtentheils auf die Aussage, resp. Geständniße des Angeschuldigten, die er theilweise unaufgefordert zu Protokoll gab, da diese betreffenden Thatsachen dem Gericht bis dahin unbekannt geblieben waren, und muß es dem Princip der Gerechtigkeit entsprechend erachtet werden, daß, wenn dasjenige für wahr angenommen wird, was der Angeschuldigte zu seinem Nachtheil aussagt, auch das für wahr angenommen werden muß, was er zu seinem Vortheil behauptet, sofern nicht andere Beweise ein anderes Resultat liefern.

Was zuvörderst die Reise des Angeschuldigten nach Elberfeldt betrifft, um sich den demagogischen aufrührerischen Bewegungen anzuschließen, so ist zu bemerken, daß, da er sich denselben nicht nur nicht anschloß, sondern aus freiem Entschluß dieser Absicht entsagte, die dieserhalb verwirkte Strafe, bei einem so schweren Vergehen wie das in Rede stehende, nicht in Betracht kommen kann.

Von größerer Bedeutung dagegen ist die Anschuldigung, die dadurch entstand, daß obengedachte Piece „Ein Plan", die von dem Angeschuldigten geschrieben und unterschrieben ist, aufgefunden wurde.

Ob die von dem p. Kinkel über die Entstehung des Planes angeführte Deposition richtig ist, muß dahingestellt bleiben, jedoch spricht der Umstand, daß bei dem Verfaßer dieses Planes strategische Kenntniße vorausgesetzt werden müßen, die man einem Theologen, der sich der höchsten Wahrscheinlichkeit nach früher niemals mit militairischen Studien befaßt hat, nicht wohl beilegen kann, für die Wahrheit seiner Behauptungen rücksichtlich der Autorschaft. Jedenfalls steht aber fest, daß dieser Plan, der, sofern derselbe von einem preuß. Unterthan entworfen wurde, als ein schwerverrätherischer erachtet werden muß, nicht in Ausführung gebracht ist, mithin keinen erkennbaren Nachtheil zu Wege brachte.

Die Angabe des Angeschuldigten, daß er als expedirender Secretair im Militair-Bureau der provisorischen Regierung, ohne jemals selbständig thätig gewesen zu sein, beschäftigt gewesen, ferner als Ueberbringer von Depeschen an Posten-Befehlshaber und endlich

als Friedensstifter bei Partheyzerrüttungen in einigen Ortschaften verwandt sei, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß er erwiesen einige Tage später in die Willichsche Freischaar als gemeiner Wehrmann trat.

In dieser Eigenschaft trat er bei Muggensturm den preuß. Truppen entgegen; ob er hier als Wehrmann thätig war, d. h. ob er geschoßen, ist völlig gleichgültig, da das Schießen oder Nichtschießen eines Soldaten der Regel nach von Zufälligkeiten abhängt, die weder zu seinem Vortheil noch zu seinem Nachtheil ausgelegt werden können; hier hinderte überdies die weitere Wirksamkeit ein zufälliger Umstand, eine Kopfwunde.

Aus dem obigen erhellt:

1. Daß der Angeschuldigte, weil er als preuß. Unterthan in die den preuß. Truppen gegenüberstehenden Schaaren getreten und nach Erlaß der Proclamation Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen vom 19. Juni d. J. auf dem Kampfplatz, um mit ihnen zu kämpfen, erschien, nach Vorschrift des § 8 der Einleitung und § 18 Nr. 4 des Theils II des Militairstrafgesetzbuchs, wie solches auch unter dem 28. Juli vom Königl. General-Commando verfügt wurde, nicht als Civil- sondern als eine Militairperson zu erachten sei, und bei der Beurtheilung des ihm zur Last gelegten Vergehens, sowohl in formeller als materieller Beziehung, diejenigen Gesetze zur Anwendung kommen müßen, die unter gleichen Bedingungen für gemeine preuß. Soldaten gegeben sind.

2. Daß er dadurch, daß er als Freischaar-Wehrmann den Königl. Preuß. Truppen im Treffen sich gegenüberstellte, sich nach § 88 l. c. des Kriegsverraths schuldig machte. Dieses Verbrechen wird in dem § 106 scq. 20 Tit. Theil II des Allg. Landrechts Landesverrätherei II Classe genannt, und soll nach § 88 l. c., wenn dieses Verbrechen von einer Militairperson oder von einer Person, die als solche zu erachten ist, begangen wird, mit Versetzung in die 2te Claße des Soldatenstandes, Caßation, Festungsstrafe nach Umständen bis zu lebenswieriger Dauer, oder wenn durch den Verrath ein erheblicher Nachtheil entstanden ist, mit der Todesstrafe belegt werden, mit welcher Strafbestimmung das Allgem. Landrecht im Wesentlichen übereinstimmt, indem § 115 l. c. vorschreibt, daß wenn die Landesverrätherei II. Claße noch nicht ausgeführt ist, oder dem Staat dadurch noch kein Schaden zugefügt worden, nach Bewandtniß der Umstände 6 bis 10jährige Gefangenschaft eintreten

soll, welcher [sic] an Landesverrätherei durch Rathschläge oder entfernte Hülfeleistung Theil genommen hat. Demnach kann nur dann auf Todesstrafe der bestehenden Gesetzgebung gemäß erkannt werden, wenn ein erheblicher Nachtheil dem Staat durch den Verrath entstanden. Da in dem vorliegenden Fall nichts weniger nachgewiesen worden ist, als daß der Angeschuldigte durch seine Theilnahme an dem Aufruhr überhaupt eine nahmhaft zu machenden Nachtheil zu Wege brachte, so lag es dem Kriegsgericht ob, eine angemeßene Freiheitsstrafe abzuwägen, und hat dasselbe, in Erwägung daß der p. Kinkel auf mehrfache, wenn auch untergeordnete, Weise sich bei dem Aufruhr betheiligte, und daß seine ausgezeichnete Bildung, Kenntniße und Lebensverhältniße ihn gegen Vergehungen der in Rede stehenden Art eine Schutzwehr hätten sein sollen und können, er mithin bei weitem strafbarer erscheint, als solche in gleichem Falle sich befindenden Individuen, die kaum einen Begriff von dem haben, was um sie vorgeht, und vielleicht nichts vor Augen hatten als augenblickliche Befriedigung notwendiger Lebensbedürfniße, auf lebenslängliche Festungsstrafe und Verlust der National Cocarde auf Grund des gedachten § 88 l. c. erkannt. Urkundlich unter des Präses, der Gerichtsbeisitzer und des Auditeurs Unterschrift und Siegel.

Rastatt, den 4. August 1849."

* * *

Der Divisionsauditor Bruhn war schon vor der Gerichtssitzung zweimal vom Generalkommando gemahnt worden, die Untersuchung zu beschleunigen, wobei er sich sogar hatte sagen lassen müssen, daß die Vernehmung Kinkels über die Siegburger Affäre überflüssig gewesen wäre und bloß einen neuen Aufenthalt in der Aburteilung verursacht hätte. Jetzt erfolgte schon am 6. August ein Monitum: das Generalkommando „sieht der schleunigen Einsendung des Erkenntnisses um so mehr entgegen, als sich diese Angelegenheit ohnehin in sehr nachteiliger Weise verzögert hat". Sogar der Kriegsminister ist ärgerlich und fordert am 18. August das Generalauditoriat auf, die ihm unerklärliche Verzögerung der kriegsrechtlichen Aburteilung Kinkels nicht ungerügt zu lassen. Der Generalauditor Friccius antwortet am 23. d. M., daß Bruhn, der ein fleißiger, pflichtliebender Beamter ist und in verschiedenen dienstlichen Verhältnissen sich große Achtung und Beifall erworben hat, mit Arbeiten

vollständig überlastet war, da es bei den preuß. Truppen an Militärjustizbeamten sehr gemangelt hatte. Der Vorwurf der Verzögerung kann ihm nicht gemacht werden. Die Anwendung eines unrichtigen Gesetzes fällt ihm nicht zur Last, da von dem kommand. General bestimmt wurde, daß die Untersuchung auf dieses Gesetz gegründet werden solle.

* * *

Nunmehr folgt der zweite Akt des Schauspiels auf dem Boden Berlins vor dem Forum des höchsten Militärgerichtshofes und im Kabinett des Königs. Das Generalkommando übersendet am 12. August das Erkenntnis nebst einem Rechtsgutachten*) seines juristischen Referenten, des Divisionsauditors Heymann an das General-Auditoriat in Berlin zur rechtlichen Entscheidung, weil es ihm bei der Wichtigkeit dieser Sache sehr bedenklich erscheine, ob dem gefällten Erkenntnisse seine Bestätigung zu erteilen oder selbiges zur Aufhebung einzureichen sei.

Das Gutachten des Generalauditoriates an den König vom 23. August ist außerordentlich interessant. Folgendes sei daraus mitgeteilt.

„Das General-Auditoriat ist der ernstlichen Ansicht, daß gegen den p. Kinkel die Todesstrafe hätte ausgesprochen werden sollen, und hält das Erkenntniß für ungesetzlich."

Der Tatbestand wird kurz dargelegt und sodann ausgeführt: „Die Competenz des Kriegsgerichts zur Entscheidung über diese That erliegt keinem Zweifel", und zwar nach § 18 Th. II d. M. Str. Rechts**), indem nämlich der Kampf gegen die Truppen der provisor. Regierung den Charakter eines Krieges hatte, der Oberfeldherr den Militärgerichtsstand proklamiert hatte und der Eintritt eines preuß. Untertanen in das die preuß. Truppen bekämpfende Heer zu den verräterischen Handlungen gehört.

Die Entscheidung durch ein Kriegsgericht, und zwar in der Besetzung wie für einen gemeinen Soldaten, ist mit Recht erfolgt nach § 8 d. Einl. d. M. Str. R.**), da der bisher dem bürgerlichen Stande angehörende Angeschuldigte durch seinen Eintritt in die Reihen der Kombattanten in den Stand eines Soldaten übergetreten war. — — —

---

*) Nicht bei den Akten.
**) Siehe oben S. 3

„Bei der Entscheidung der Sache ist zuvörderst die Frage zu erörtern, ob unter den für preuß. Soldaten gegebenen Strafbestimmungen, welche nach § 8 der Einleitung zur Anwendung kommen sollen, blos die formellen oder auch die materiellen verstanden werden können“.

„Das Generalauditoriat glaubt annehmen zu müssen, daß alle speziellen Strafgesetze ausgeschlossen bleiben müssen, welche für die Verletzung der besonderen Pflichten gegeben sind, deren Erfüllung dem im preußischen Dienst befindlichen Soldaten obliegt und, wie z. B. die Treue gegen den Kriegsherrn, ein besonderes eidliches Gelöbniß voraussetzt, da es gegen alle Rechtsprincipien streiten würde, wenn man auf Grund einer Rechts-Fiction die für die Verletzung solcher Pflichten angedrohten Strafen gegen Personen anwenden wollte, denen dieselben nicht obgelegen haben.*) Gegen Unterthanen, die, wenn auch dem Soldatenstande angehörend, doch nicht dem preußischen Heere einverleibt sind, kann die Strafbarkeit ihrer Handlungen nur nach den allgemeinen Landesgesetzen beurtheilt werden“.

Als solche gelten für das Rheinland die Bestimmungen des Code pénal, wo es im Art. 75 heißt: **Tout François, qui aura porté les armes contre la France, sera puni de mort.** Hiernach unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß der Angeschuldigte die Todesstrafe verwirkt hat. — — —

Ist man jedoch der Ansicht, daß auch die materiellen Strafbestimmungen des M. Str. R. zur Geltung kommen müssen, so ist § 88 Th. I anzuwenden. So hat auch das Kriegsgericht getan, die Todesstrafe jedoch für ausgeschlossen erachtet, weil es einen erheblichen Nachteil durch die Handlungen des Angeklagten nicht für geschehen ansah. Der Auditeur Heymann hat einen solchen für konstatiert angenommen, aber den Spruch des Kriegsgerichts nicht für ungesetzlich, sondern nur als eine zu milde, übrigens gesetzmäßige Entscheidung gehalten. Dieser Ansicht kann nicht beigepflichtet werden.

„Die Stellung des militairischen Strafgesetzes zu den allgemeinen Landesgesetzen und die auf die letzteren darin genommene Bezugnahme macht es dem Richter zur Pflicht, die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen dem **arbitrio** der Strafabmessung zum

*) Aber diese Rechtsfiktion war zulässig, um eine Zivilperson vor ein Kriegsgericht zu stellen und sie noch dazu nicht als Militärbeamten, sondern als Soldaten anzusehen?

Grunde zu legen.“ Das freie Ermessen ist dabei beschränkt durch den § 87, in dem als Prinzip ausgesprochen ist, daß die Strafbarkeit der Soldaten, welche sich des Landesverrates im Frieden schuldig machen, eine größere ist als der übrigen Untertanen, „und es folgt aus demselben, daß wenn die allgemeinen Landesgesetze für einen in Bezug auf den Krieg begangenen Landesverrath die Todesstrafe verhängen, der Richter verpflichtet ist, dieselbe auch gegen eine Person des Soldatenstandes auszusprechen und daß ein auf eine bloße Freiheitsstrafe lautender Spruch nicht als ein zu milder, sondern als ein ungesetzlicher bezeichnet werden muß.“

Und Kinkel hat nach den allgemeinen Landesgesetzen die Todesstrafe verwirkt! Denn er hat die Unternehmungen des Feindes in augenfälligster Weise befördert, unterliegt also den Bestimmungen des § 107 Th. II Tit. 20 des A. L. R.*). Der § 115*) kann nicht angewendet werden, „da gewiß nicht behauptet werden kann, daß durch die Theilnahme an Gefechten, bei welchen Menschenleben verloren gegangen sind, dem Staate kein Schaden zugefügt worden sei, ein solcher vielmehr schon durch die numerische Verstärkung der feindlichen Reihen herbeigeführt wird.

Diese Ansicht findet noch eine wesentliche Unterstützung in der Verordnung vom 17. März 1813, welche zwar nur für die damaligen Verhältnisse gegeben worden, aber doch . . . als ein die . . . landrechtlichen Bestimmungen deklarierendes Gesetz noch heute von Wichtigkeit ist und in § 1 bestimmt,

> daß jeder, der, ohne durch vaterländische Behörden beauftragt zu sein, mit dem Feinde in Verbindung bleibt oder tritt, mit dem Tode bestraft werden soll.

Hiernach erscheint, man mag den Code pénal oder die militairischen Strafbestimmungen und die mit denselben in Bezug stehenden Vorschriften der allgemeinen Landesgesetze zum Grunde legen, die Todesstrafe verwirkt.“

Der Behauptung des Verteidigers, daß nach § 15 Th. II Tit. 20 des A. L. R. die badischen Gesetze hätten angewendet werden müssen, ist nicht beizutreten, da gegen Verbrechen wider die Sicherheit des Staates stets nur die inländischen Gesetze zur Geltung kommen können. . . .

„Ew. K. Majestät stellt hiernach das General-Auditoriat ehrerbietigst anheim:

*) Siehe oben S. 4.

das wider den Angeschuldigten abgefaßte Erkenntniß als ungesetzlich aufzuheben und über denselben von Neuem kriegsrechtlich erkennen zu lassen.

Zugleich fühlt sich dasselbe verpflichtet, zu Ew. Königl. Majestät Kenntniß zu bringen, daß ein von mehr als 1000 Einwohnern Bonns unterzeichnetes Begnadigungsgesuch für den Angeschuldigten eingereicht worden ... ist, und ehrerbietigst darauf aufmerksam zu machen, daß, soviel bekannt geworden ist, zur Zeit gegen Individuen, welche nur als Gemeine in den Reihen der Badischen Armeeen gekämpft und nicht als Führer fungiert haben, auf Todesstrafe noch nicht erkannt worden ist.

Berlin, den 23. August 1849.

Friccius. Toll. Günther.

* * *

Das Gutachten ist von einem juristischen Scharfsinn erfüllt, der für einen beschränkten Laienverstand zu schwierig ist. Erst macht es seinerseits den schon vom Generalkommando unternommenen Versuch, eine Verschiedenheit der materiellen und formellen Bestimmungen als für diesen Fall erforderlich nachzuweisen, und findet als Unterlage für die materielle Entscheidung ein Gesetzbuch heraus, das noch drakonischer ist als das Preuß. Landrecht. Alsdann stellt es sich scheinbar auf den Boden des Kriegsgerichts, welches für ein und denselben Fall auch dieselben materiellen und formellen Bestimmungen anwendete, und scheint auch diesen mir einzig haltbar vorkommenden Standpunkt nicht zu verwerfen; tritt dann aber nicht der schlichten Folgerung des Divisionsauditors Bruhn bei, daß es Sache des Richters lediglich ist, „das bestehende Gesetz vor Augen zu haben“, sondern legt dem Richter die bedenkliche Pflicht auf, unter Umständen den Boden des ihm vorliegenden Gesetzbuches zu verlassen und dessen Bestimmungen im Sinne eines anderen Gesetzes abzuändern, und gewinnt dann auf solche spitzfindige Weise doch wieder die Möglichkeit, das Preuß. Landrecht, welches ein Todesurteil zuläßt, an Stelle des Militärstrafgesetzbuches einzuführen, das für das vorliegende Verbrechen Todesstrafe nicht kennt.

* * *

Mit Bezug auf dieses Gutachten machte das gesamte Staatsministerium (Graf von Brandenburg, von Ladenburg, von Manteuffel, von Strotha, von der Heydt, von Rabe, Simons, von Schleinitz) am 30. August an den König eine Eingabe folgenden Inhalts.

Das General-Auditoriat habe beim Könige den Antrag gestellt, das kriegsgerichtl. Erkenntnis gegen K. als ungesetzlich aufzuheben und über Kinkel von neuem kriegsrechtlich erkennen zu lassen, indem es ausführte, daß das Kriegsgericht unrichtige Gesetze angewandt, vielmehr nach Art. 75 des Code pénal auf die Todesstrafe hätte erkennen müssen. Das Staatsministerium könne sich dieser Ausführung zwar nur anschließen, habe aber Bedenken gegen die Genehmigung des Antrages.

Wenn auch das Erkenntnis des Kriegsgerichtes sich nicht verteidigen lasse, so werde man mit Sicherheit doch nicht darauf rechnen können, daß das neue Kriegsgericht eine andere Ansicht von der Sache gewinnen und den Fehler vermeiden werde.*) Werde aber auch wirklich auf Todesstrafe erkannt, so müßte diese auch, um die Sache in eine andere Lage zu bringen, als in welcher sie sich jetzt befinde, vollstreckt werden und der Weg der Gnade ausgeschlossen bleiben. Die öffentliche Meinung werde aber darin mehr ein Streben, gegen den Kinkel ein Todesurteil zu erwirken, als die Absicht, dem Gesetze seine volle Geltung zu verschaffen, entdecken. Selbst wenn der König ein Todesurteil umzuwandeln beabsichtigen sollte, würden sich die zahlreichen Gnadengesuche erneuern und vermehren und die Milderung der Strafe würde nicht als ein Ausfluß von des Königs ursprünglicher gnädiger Absicht, sondern als ein Erfolg der drängenden Gesuche dargestellt werden. In Erwägung dieser Gründe stellt das Staats-Ministerium anheim, das Urteil, obgleich es dem Gesetze in Ansehung der zu milden Strafe nicht entspreche, in Gnaden zu bestätigen.

Was die Strafvollstreckung anbetreffe, so habe das Kriegsgericht auf Festungsstrafe erkannt. Es könne indessen, selbst abgesehen von der Gefahr des Fluchtversuchs nicht angemessen erscheinen, den p. Kinkel in eine Strafsektion einzustellen, indem er dann zu der üblichen Beschäftigung der Festungssträflinge (Erdarbeiten, Handlangerdienste bei Maurerarbeiten, Gewehrputzen u. drgl.) angehalten werden müßte. Voraussichtlich würde es in der öffentl. Meinung große Sensation erregen, wenn in dieser Weise verfahren würde. Deshalb erscheine es geraten, die Vollstreckung der Strafe in einer Zivilstrafanstalt anzuordnen. Diese Maßregel sei gerechtfertigt, weil

*) Nach meinem Dafürhalten ist auch dieser Satz ein **Beweis**, daß von einem Fehlurteil nicht gesprochen werden kann. Die Feststellung eines Fehlurteils müßte doch mit so großer Sicherheit geschehen, der Fehler so einleuchtend gemacht werden können, daß jeder Richter, der auf ihn aufmerksam gemacht würde, ihn erkennen und künftig vermeiden **müßte**!

Kinkel vermöge seiner persönl. Verhältnisse sich zu denjenigen Militärsträflingen rechnen lasse, welche zur Verrichtung der Festungsstrafarbeiten untauglich seien. — —

Wenn je ein Versuch der Ratgeber der Krone, den Träger der Krone vor Mißstimmungen der öffentlichen Meinungen zu schützen, vergeblich war, so dieser, der ganz in sein Gegenteil umschlagen sollte. Denn dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ist um deswillen, weil er dem Rate seines Ministeriums folgte, ein schwerer Vorwurf gemacht worden, der bis in unsere Tage nicht verstummen will.

Am 30. September veröffentlichte der General Hirschfeld folgende Warnung. „Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den Badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen Preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verluste der preußischen Nationalcocarde und, statt zur Todesstrafe, nur zur lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilt. Zur Prüfung der Gesetzlichkeit wurde dies Urteil von mir dem k. Generalauditoriate, um von demselben als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchst dieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maaßgabe zu befehlen geruht, daß der p. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Civilanstalt verbüße. Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsrechtliche Erkenntniß dahin bestätigt: daß der p. Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluste der preußischen Nationalcocarde und einer zu verbüßenden Festungsstrafe zu bestrafen, und zum Vollzug des Erkenntnisses die Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause angeordnet worden, Was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird".

Diese Urteilsbestätigung *aus Gnaden* mit der *Maßgabe, daß die Festungsstrafe in einer Zivilanstalt zu verbüßen sei*, welche, wie die Eingabe des Staatsministeriums zeigt, eine Erleichterung für Kinkel sein sollte, und, wie wir gleich sehen werden, auch wirklich war, hat einen Sturm der ungeheuersten Empörung gegen den König heraufbeschworen. Ich führe aus der Fülle der Entrüstungsrufe nur zwei an. Theodor Althaus*) schrieb: „Der Tod, der Befreier, ist an Kinkel vorübergegangen; ihm erschien das höhnische Antlitz jener Begnadigung, gegen die das österreichische Begnadigen zu Pulver und Blei sich wie sanfte Menschlichkeit dar-

*) Aus dem Gefängnis. Bremen 1850.

stellt! Die Gnade, welche ihm widerfuhr, ist, daß er, den die eiserne Gerechtigkeit des Kriegsgerichtes zur Festungsstrafe verurteilt, durch einen Gnadenakt auf ewig ins Zuchthaus gebracht ist, in eine halbdüstere unterirdische Zelle, im Sträflingsanzug, Wolle spulend!" Und Johanna Kinkel*): „Die rheinischen Rechtsgelehrten nannten dies Verfahren Kabinetsjustiz; aber jeder, den ich deshalb zu Rath zog, riet mir, mich still zu verhalten. . . . Man sagte mir warnend: „Die Regierung thut jetzt, was sie will. Sie riskiren, wenn Sie sich auf die Rechte des Gefangenen berufen, daß man ihn nachträglich zum Tode verurtheilen und erschießen läßt. Hier ist nicht von angemessener Strafe, sondern nur von Rache die Rede."

Die hier ausgesprochene Auffassung, daß der angebliche Gnadenakt eine furchtbare Urteilsverschärfung sei, wurde zunächst von dem Verurteilten selber geteilt. Als der Direktor des Zuchthauses in Naugard den eingelieferten Gefangenen zum ersten Male besuchte, rief Kinkel unter Tränen: „Warum hat man mich nicht erschossen? Das wäre doch noch tröstlich für die Meinen. . . Mich will man nicht strafen, sondern zum Tier herabwürdigen, denn willkürlich hat man die zuerkannte Festungsstrafe in Zuchthausstrafe verwandelt;"**) und er fügte hinzu: „Unter Festungsstrafe, die in einer Zivilanstalt zu verbüßen sei, habe ich verstanden, daß es sich nur um die sichere Aufbewahrung meiner Person handle, daß man mir meine Kleider lassen und mir eine meinen früheren Verhältnissen angemessene Wohnung anweisen werde, in welcher ich ungestört der Literatur mich hätte hingeben können".***)

Diese Ansicht Kinkels herrscht noch heute. Noch Alfred Stern-Zürich schreibt in der Frankfurter Zeitung vom 7. Mai 1913 von einer „entwürdigenden Umwandlung des Spruches"†.) Aber die Ansicht ist falsch; und es ist um so verwunderlicher, daß sie sich bis

*) Deutsche Revue, 1894. Band 3. S. 357.

**) Frankfurter Zeitung, 1. Dezember 1910.

***) Heinr. v. Poschinger, Kinkels Haft in Naugard. Hamburg 1901. S. 8.

†) Stern veröffentlicht hier zum dritten Male einen Brief Kinkels vom 28. September 1849, der zuerst im Auszuge von Johannes Trojan in der Nationalzeitung vom 30. Dezember 1898 und dann vollständig von Joesten in der Deutschen Revue 1904, Band 4, veröffentlicht worden ist. Daß Kinkel die ihm bevorstehende Ueberführung in eine Zivilanstalt schon in Rastatt erfuhr, ist richtig; zum Bewußtsein gekommen ist ihm die Tragweite dieser Ueberführung aber erst in Naugard. Zwei Druckfehler ohne Sinn, die schon Joesten abgedruckt hat und die also wohl Schreibfehler der Vorlage sind, kehren auch in Sterns Abdruck wieder: eine Notiz von Johanna wird „anbei zählbar" genannt, statt unbezahlbar; und es wird gedruckt: Kinkel könne nicht sofort hinter der Urteilsverkündigung sein „Ruflexikon" machen, statt seine Reflexionen.

heute hat halten können, als der Zuchthausdirektor ihr sofort klar und bündig entgegengetreten ist. Er entnahm Kinkels Aeußerungen, daß er „den Begriff zwischen Festungsarrest und Festungsstrafe verwechsele, und er nahm daher Gelegenheit, ihm den Unterschied dieser Strafen klar zu machen.“ Er sagte zu Kinkel: „Du bist der Meinung, man habe willkürlich und dir zum Nachteil die zuerkannte Festungsstrafe in Zuchthausstrafe verwandelt. Deine Meinung ist ein Irrtum. In Preußen muß ein Verbrecher, der zur Festungsstrafe verurteilt ist, mit zehn bis zwanzig Verbrechern in einem Lokale zusammenleben, hat nur die harte Pritsche zum Lager, eine weit schlechtere Kost, muß die niedrigsten Arbeiten verrichten, wie z. B. Abtritt-Ausräumen, Straßenkehren usw. und bei dem geringsten Vergehen körperliche Züchtigung erwarten. Bedenke doch, was du erst dann zu leiden hättest, wenn Du mit solchen Verbrechern zusammenleben müßtest. Hier bist Du doch allein, brauchst keine rohen Nichtswürdigkeiten zu hören, und Deine Arbeit wird Dich nicht erdrücken. Darum glaube mir, die Verwandlung der Festungsstrafe in Zuchthausstrafe ist eine Wohlthat für Dich, sie ist keine willkürliche, sondern Du bist zu dieser Strafe begnadigt worden“.

Daß diese Darlegungen des Direktors Schnuchel der Wahrheit entsprechen, ergeben die gesetzlichen Bestimmungen. Ueber die Festungsstrafe sagt das Strafgesetzbuch für das preußische Heer vom 3. April 1845:

Theil 1. § 5. „Festungsstrafe findet nur gegen Gemeine und solche Unteroffiziere statt, welche zu Gemeinen degradirt sind...“

§ 6. „Die Festungsstrafe wird an Personen des Soldatenstandes durch Einstellung in eine Festungs-Strafabtheilung ... in der Art vollstreckt, daß die Sträflinge unter militairischer Aufsicht mit Festungs- oder sonstigen Militair-Arbeiten beschäftigt und außer der Arbeitszeit eingeschlossen gehalten werden.“

Und das „Regulativ über die Behandlung und Verpflegung der zur militärischen Festungsstrafe verurtheilten Soldaten“ vom 2. Januar 1837 schreibt vor:

§ 1. „Die zur militairischen Festungsstrafe verurtheilten Soldaten des stehenden Heeres, der Reserve und der Landwehr werden, während der Dauer ihrer Strafzeit, in eine Festungsabtheilung eingestellt, in derselben mit Festungsbau- und anderen auf militairische Zwecke sich beziehenden Arbeiten möglichst angestrengt beschäftigt, dabei stets unter strenger Aufsicht, und außer der Arbeitszeit, in den dazu bestimmten Wohnungsräumen eingeschlossen gehalten.“

Dagegen ergibt die „Instruktion des Kriegs-Ministerii für die Festungs-Commandanturen, wegen Behandlung des Festungs-Stubengefangenen (Festungs-Arrestanten)“*) vom 6. März 1826 das Bild der als solchen allgemein bekannten und nicht unbeliebten Festungshaft.

Nach allem diesem muß also der König, dessen Bild in dieser trüben Zeit ohnehin schwankend genug erscheint, von dem Vorwurfe der Kabinettsjustiz gereinigt werden. Ob der Spruch des Generalauditoriats „gerechtes Gericht“ oder durch Parteileidenschaft geschädigt war, darüber wäre es wertvoll ein juristisches Gutachten zu hören.

* * *

Als Gefängnis für Kinkel faßte der Divisionsauditor Heymann zuerst das Zuchthaus in Werden ins Auge. Ueber die schließliche Wahl Naugards und die Ausführung des Transportes dorthin besagt ein Bericht des Generals Hirschfeld an den Prinzen von Preußen:

Bei der Wahl der Zivilstrafanstalt konnten die Zuchthäuser der westlichen Provinzen wegen großer Zahl dort lebender Freunde und Parteigenossen nicht konkurrieren. Aus diesem Grunde habe er Naugard gewählt, in dessen Umgebung sich die wenigsten Sympathieen für den Verbrecher finden dürften. Hinsichtlich der Sicherheit des Transportes schien der Transport durch die Rheinprovinz noch bedenklicher als der über Frankfurt, Hanau und Eisenach. Gegen eine Escorte von auffallender Stärke sprach ebensoviel als gegen eine kleine Bedeckung. Ein Entspringen oder eine Befreiung des Transportaten mußte indessen unter allen Umständen verhindert werden. Hirschfeld beabsichtige in Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse, den Kinkel dem mit dem 2. Bataillon (Magdeburg) Nr. 2. Garde-Landwehr-Regiments am 28. d. M. per Eisenbahn abgehenden Major v. d. Mülbe zur Ablieferung an die Kommandantur zu Magdeburg übergeben zu lassen, und die letztere Behörde sowie die Kommandanturen zu Berlin und Stettin behufs sicheren Weitertransportes zu requirieren. Die Beteiligten seien ersucht, die ganze Maßregel geheim zu halten, damit alle Verlegenheiten für die Escorte möglichst vermieden werden mögen.

*) Carl Friccius, Preußische Militair-Gesetz-Sammlung. [Band 1]. Berlin und Elbing 1836. S. 249. Bd. 2. 1841. S. 29 ff.

Ein neuer Anleihe-Typus.

Von

Posidonius.

Ehedem galt es als die Pflicht und als das Zeichen einer soliden Finanzverwaltung, daß sie bei Aufnahme einer Anleihe sofort einen bestimmten Prozentsatz für Amortisation festsetzte. Die Amortisation wurde vollzogen, indem man jährlich eine bestimmte Zahl Stücke ausloste und zurückzahlte.

Mit der Zeit fand man, daß dieses System Nachteile habe. Die Amortisation war nur eine fiktive, da der Staat aus dieser oder jener Ursache gleichzeitig neue Anleihen aufnahm, und die Gläubiger hatten die Unbequemlichkeit, die Verlosung immer kontrollieren und für Neuanlage der Rückzahlungen Sorge tragen zu müssen.

Man ging also zur Form der konsolidierten Anleihe über, die nicht amortisiert wird. Da hat sich nun ein anderer Uebelstand eingestellt. Der Weltzinsfuß ist in den letzten 18 Jahren ganz gewaltig gestiegen; die Kurse aller Anleihen also sind im selben Verhältnis gesunken. Solange amortisiert wurde, konnte das nicht in dem Maße eintreten, da früher oder später jedes Stück zur Auslosung und damit zur Rückzahlung in seinem vollen Betrage gelangen mußte. Jetzt kann ein Konsolsbesitzer zu seinem Kapital nur gelangen, indem er seine Stücke an der Börse verkauft und erleidet dann einen schweren Verlust. Diesen Nachteil zu vermeiden ist man mit der jüngsten preußischen Anleihe wieder zur Amortisation zurückgekehrt. Binnen 16 Jahren soll die ganze Anleihe, indem jährlich eine Serie ausgelost wird, zurückgezahlt sein, und da die Anleihe zu 97 ausgegeben ist und zu pari zurückgezahlt wird, so hat der Gläubiger früher oder später sogar noch einen sicheren Kapitalgewinn von 3 %. Der Erfolg dieser neuen Schatzanweisungs-

anleihe, wie man sie genannt hat, ist glänzend gewesen. Die ursprünglich geforderten 400 Millionen sind 70fach überzeichnet und man hat die Anleihe deshalb gleich auf 600 Millionen erhöht.

Trotzdem ist es klar, daß der endgültige Anleihe-Typus hiermit doch noch nicht gefunden ist. Die jährliche Rückzahlung von $37^1/_2$ Millionen ist der Finanzverwaltung sehr unbequem und die jährliche Neuanlage dieser $37^1/_2$ Millionen für das Publikum nicht weniger. Das ganze Verfahren bringt viel zu viel Unruhe mit sich, und Leute, die ihr Vermögen selbst verwalten und die Verlosung nicht genügend kontrollieren, können dabei schwer geschädigt werden. Die Prämie von 3 %, die den Ausgelosten zufällt, bringt überdies den Reiz des Lotteriespiels in das Anleihegeschäft, der durchaus zu verwerfen ist und von einer guten Finanzverwaltung vermieden werden müßte.

Immerhin hat die neue Anleiheform den Hauptschaden der bisherigen Konsols, die Gefahr des Kapitalverlustes, glücklich ausgeschaltet und ist deshalb gutzuheißen. Aber die definitive Form des Anleihetypus kann und darf diese Form doch nicht werden. Sie trägt offenbar den Charakter eines Notbehelfs und es handelt sich nach wie vor darum, einen Anleihetypus zu finden, der die Vorteile des Konsols behält, gleichzeitig aber die Gläubiger bewahrt vor der Gefahr des Kapitalverlustes. Man mache sich nur klar, wie groß diese Gefahr ist und welche Verwüstungen bereits tatsächlich angerichtet worden sind. Im Jahre 1895 standen die preußischen 3 %igen Konsols auf $100,_{40}$ und am 31. Dezember 1913 auf 76. Diejenigen Personen also, die einst dieses als ganz besonders sicher geltende Papier trotz seines niedrigen Zinsfußes gekauft haben, haben, wenn sie jetzt verkaufen mußten, ein Viertel ihres Vermögens eingebüßt. Aehnlich ist es in England und Frankreich gegangen. Das ist um so bedauerlicher, als es naturgemäß gerade die allersolidesten Sparer sind, die dieses Unglück über sich haben ergehen lassen müssen, Witwen und Waisen, denen vorsichtige Berater und Vormünder solche Anlage empfohlen haben. Dazu die Sparkassen, wo die kleinen Leute ihr Weniges verzinsen lassen und schließlich auch die Banken aller Art, die ihren Reservefonds in Konsols am sichersten anzulegen geglaubt haben. Sie alle kommen sich wie betrogen vor und haben um so mehr ein Recht, sich zu beklagen, als es der Staat selbst ist, der das Unglück über sie gebracht hat. Der Staat wiederum hat selber nicht etwa den entsprechenden Vorteil, sondern im Gegenteil auch noch Nachteil, denn die üble Er-

fahrung, die nun so viele Leute mit diesen öffentlichen Anleihen gemacht haben, schreckt ab von der Nachfolge, und das Sinken der Anleihen ist gewiß zum Teil auf dieses psychologische Moment zurückzuführen. Während man dem Staate früher zu 3 und $3^1/_2$ % lieh, hat der preußische Staat jetzt die verschiedenen Chancen in Geld umgerechnet, nahezu $4^1/_2$ % bieten müssen, um Geld zu bekommen.

Man hat wohl zuweilen den Vorschlag gemacht, der Staat solle freiwillig seine 3 %igen und $3^1/_2$ %igen Papiere hinaufkonvertieren. So gewiß das seinen Kredit sehr verbessern würde, so ist es doch unausführbar, weil gar zu viel Papiere zu niedrigem Kurse in andere Hände übergegangen sind, man den neuen Besitzern also auf Kosten der Steuerzahler ein Geschenk machen würde. Der jüngste Anleihetypus schließt nun die Gefahr des Kapitalverlustes für die Gläubiger dadurch aus, daß die Anleihe binnen 16 Jahren zu pari zurückgezahlt werden soll. Die große Masse der Staatsgläubiger will aber ein Papier, von dem sie ihre regelmäßigen Zinsen bezieht und sich sonst um nichts weiter zu kümmern hat. Absolut kann eine solche Ruhe niemals erreicht werden. Auf der einen Seite muß der Staat sich immer das Recht der Konvertierung vorbehalten, damit die Steuerzahler nicht ungerecht belastet werden. Auf der anderen Seite gilt es aber jetzt, irgendeine Form zu finden, damit der Gläubiger unter keinen Umständen etwas von seinem Kapital verliert.

Das würde auf folgende Weise erreicht werden. Nicht bloß der Staat, sondern auch der Gläubiger muß das Recht der Kündigung erhalten. Unbeschränkt darf dieses Recht des Gläubigers nicht sein, da sonst der Staat im Fall einer Krisis zahlungsunfähig werden könnte. Man kann aber sehr wohl das Kündigungsrecht einräumen unter folgenden Bedingungen:

1. Die Kündigung ist erlaubt zu jedem Quartalsersten und in jeder beliebigen Menge mit einer Kündigungsfrist von 2 Jahren.

2. Kurz vor Eintritt der Fälligkeit bestimmt der Finanzminister, ob die gekündigte Summe in bar zurückgezahlt oder vermöge einer Abstempelung die Verzinsung um $^1/_5$ % erhöht werden soll, während im übrigen alle Bedingungen bleiben.

3. Bei der Kündigung ist eine Gebühr von einhalb vom Tausend zu zahlen. Die Kündigung, die durch Abstempelung quittiert wird, kann jeden Augenblick zurückgenommen werden, ohne Rückerstattung der Gebühr.

Durch diese Bestimmungen würde erreicht werden, daß die Verzinsung sich stets dem jeweiligen Stande des deutschen Kapitalmarktes anpaßt, ohne daß doch der Staatskredit irgendwelchen Gefahren ausgesetzt ist. Auch die Dispositionen des Finanzministers werden nicht gestört, denn angenommen, daß eine ganze Milliarde zu einem Termin gekündigt würde, so würde die eintretende Zinserhöhung doch nur 2 Millionen ausmachen.

Nehmen wir an, daß die Anleihe zu 4 % **pari** ausgegeben worden ist, daß aber der landesübliche Zinsfuß in nicht langer Zeit auf 5 % steigt. Bei den jetzigen Verhältnissen würde der Kurs von Konsols dann auf nicht viel mehr als 80 sinken. Unter den neuen Bedingungen würde die Anleihe von den Gläubigern gekündigt und falls das Steigen des Zinsfußes anhält, immer wieder gekündigt werden, so daß im Laufe von 10 Jahren die Verzinsung die erforderlichen 5 % erreicht hätte. Der Kurs würde also immer ziemlich nahe an **pari** bleiben, wohl schwerlich je unter 96 sinken. Das Kapital des Gläubigers ist also vor Verlust so gut wie vollständig bewahrt. Auch der Staat aber hat keinen Schaden; die Kündigungsfrist von 2 Jahren und die Gebühr von ½ vom Tausend bei der Kündigung sichern ihn davor, daß nicht gar zu kleine Schwankungen zu Kündigungen benutzt werden und unnötige Unbequemlichkeiten daraus entspringen. Kommt eine Krisis, z. B. ein Krieg, und es tritt Massenkündigung ein, so belastet sich der Staat mit einer etwas höheren Zinszahlung. Aber diese Selbstbelastung ist kein Schade, denn sie befestigt seinen Kredit, indem sie den Kurs seiner Papiere hochhält, so daß vielleicht rein fiskalisch sogar noch ein Gewinn daraus entspränge. Aber selbst abgesehen davon, ist es ja gerade der Zweck, den man zu erreichen wünscht, daß der Staat seine Gläubiger unter keinen Umständen irgendwie geschädigt sehen will, und der moralische Vorteil, den er dadurch erreicht, ist unzweifelhaft höher anzuschlagen, als ein etwaiger fiskalischer Nachteil.

Tritt der umgekehrte Fall ein, daß der Landeszinsfuß nicht steigt, sondern fällt, so bleibt das Recht der Konvertierung, so wie es heute schon vorhanden ist, unverändert bestehen. Sinkt der Zinsfuß, so kann auch der Staatsgläubiger nicht verlangen, daß ihm der Fiskus auf Kosten der Steuerzahler dauernd mehr als landesübliche Zinsen bezahlt. Wenn man trotzdem Konvertierung bisher vielfach als Unbilligkeit empfunden hat, so rührte das eben daher, daß sie einseitig geübt wurde: immer nur abwärts, aber

niemals aufwärts. Sobald in der angegebenen Form auch die Aufwärts-Konvertierung zugestanden wird, wird niemand mehr das Recht der Abwärts-Konvertierung bestreiten können.

Die Grenze, bei der nach genauer Berechnung die Gläubiger zur Kündigung schreiten würden, um von 4 auf $4^1/_5$ % zu kommen, ist 96. 4 % ist also das Maximum des Kapitalverlustes, dem ein Staatsgläubiger ausgesetzt sein würde, während die Verluste jetzt, wie wir gesehen haben, bis zu 25 % gegangen sind. Das neue Papier würde also den Vorteil einer sicheren Hypothek, daß das Kapital stets unberührt bleibt, mit dem Vorteil eines börsengängigen Papiers, das in jedem Augenblick und in jedem beliebigen Teilbetrage flüssig gemacht werden kann, verbinden.

Man wende nicht ein, daß auch diese Methode zu viel Unruhe in den Konsols-Besitz bringe. Ohne eine gewisse Bewegung ist ja die Anpassung an den jeweiligen Landeszinsfuß nicht zu erreichen; hier aber ist sie auf das denkbar kleinste Maß reduziert und wer sich um das Ganze nicht kümmert, verliert nichts als die kleine Zins-Erhöhung. Jeden Augenblick aber kann er die Kündigung nachholen und sichert sich dadurch — und das ist das Entscheidende — gegen den Kapital-Verlust.

Ueber die Einzelheiten dieses Vorschlages läßt sich natürlich disputieren; es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Kündigungsfrist statt auf 2 Jahre nur auf 1 Jahr zu bestimmen, dafür aber die Kündigungsgebühr von $^1/_2$ vom Tausend auf 1 vom Tausend zu erhöhen.

Ein nicht ganz leicht wiegender Einwand dürfte die Arbeit sein, die der Finanzverwaltung erwächst, wenn der Zinsfuß stark hin- und herschwankt und infolgedessen die Kündigungen und vielleicht wieder Konvertierungen einen großen Umfang annehmen. Sollte diese Arbeit sich als übergroß herausstellen, so wäre es immer noch die Möglichkeit, daß man für die Kündigung eine Mindestsumme, etwa 2 Millionen, festsetzt, wodurch ein wesentlicher Teil der Arbeit auf die Banken abgeschoben werden würde, die die Anleihepapiere bei sinkendem Kurse aufkaufen oder ihre Kunden zusammenfassend zu Kündigung einreichen würden. Es könnten sich auch sonst noch Schwierigkeiten einstellen, z. B. wenn der Kurs nicht niedrig genug steht, um die Zinserhöhung von $^1/_5$ % zu rechtfertigen, aber doch soviel unter pari, daß einzelne Leute kündigen und der Finanzminister die gekündigten Papiere nur mit einer kleinen Zuzahlung unter Erhöhung des Zinsfußes umtauscht. Aber wie groß man alle diese

Schwierigkeiten auch einschätzen mag, sie sind verschwindend gering gegen die Beseitigung des unerträglichen Uebels, welches die Konsolsform über unsere Volkswirtschaft gebracht hat. In der Oeffentlichkeit ist gar nicht soviel die Rede davon gewesen, aber man muß es im einzelnen erlebt haben, was es für kleine Leute bedeutet, wenn sie ein paar tausend Mark Ersparnisse dem Staate anvertraut haben und eines Tages erfahren, daß sie statt 1000 Mk. nur noch 900 oder sogar nur 750 Mk. besitzen.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Volkelts „System der Aesthetik", Band III.

Neun Jahre sind seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Volkelts „System der Aesthetik" verflossen. Damals habe ich jenen ersten Teil, der die „Grundlegung der Aesthetik" behandelte, in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. CXXIII, Heft 1) besprochen. Inzwischen brachte das Jahr 1909 im zweiten Bande die Darlegung der ästhetischen Grundgestalten, („Aesthetische Typenlehre"), dem sich nunmehr als dritter und letzter Teil die „Kunstphilosophie und Metaphysik der Aesthetik" anschließt (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1914).

Auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Volkeltschen Werkes habe ich schon bei Gelegenheit des ersten Bandes hingewiesen. Unter den zahlreichen Behandlungen des gleichen Gegenstandes, die seither erschienen sind, nimmt das Werk des Leipziger Philosophen, und nicht bloß seinem Umfange nach, entschieden die erste Stelle ein. Dieselben Vorzüge, die den ersten Band auszeichneten, die möglichst allseitige Behandlung der vorliegenden Probleme, die feinsinnige Zergliederung der seelischen Funktionen und Zustände, die den ästhetischen Eindruck zustande bringen, die tief bohrende Arbeit auf die letzten Gründe des Aesthetischen hin, der hohe philosophische Standpunkt, der, beruhend auf feinste ästhetische Empfänglichkeit und umfassender Kenntnis der gesamten einschlägigen Literatur, die psychologische Detailuntersuchung mit den weitesten und erhabensten Gesichtspunkten zu vereinigen bestrebt ist, die edle Begeisterung für den Gegenstand und die schlichte und doch so eindringliche und klare Darstellungsweise, die den Verfasser auszeichnet und ihn zu einer der erfreulichsten philosophischen Erscheinungen in unserer philosophisch sonst so unerfreulichen Gegenwart macht, alles dies findet sich ganz ebenso, wie im ersten Bande, auch in dem Schlußbande seines großen Werkes wieder.

Volkelt geht von einer Betrachtung des Aesthetischen in Natur und Kunst aus und sucht nach einer Kritik des Nachahmungsbegriffes den Zweck der Kunst genauer zu bestimmen. Sie gilt ihm als Vollendung des ästhetischen Scheins, als vollendete Verwirklicherin der von ihm so-

genannten ästhetischen Normen, welche diese in vollkommenerer Weise als die natürliche Wirklichkeit befriedigt. Durch den Kunstschein ist eine Freiheit des künstlerischen Gestaltens ermöglicht, die sämtlichen ästhetischen Normen eine Verwirklichung zu geben vermag, frei von den überaus zahlreichen Störungen, denen das Naturästhetische beständig ausgesetzt ist. Diejenige seelische Funktion aber, in der sich die Freiheit des künstlerischen Schaffens äußert, ist die schöpferische Phantasie. Die eingehende Untersuchung dieses Begriffes und damit die Psychologie des künstlerischen Schaffens nimmt einen wesentlichen Raum der Volkeltschen Aesthetik ein. Im weiteren Sinne die Fähigkeit, seinen Vorstellungen den höchsten Grad von Anschaulichkeit zu geben, besteht die Phantasie in engerem Sinne in dem Umformen von Vorstellungsmaterial zu neuen selbständigen Vorstellungen von stark anschaulichem Gepräge. Dabei ist mit dem Umformen der Vorstellungsinhalte ein eigentümliches Freiheitsgefühl verknüpft, nach Volkelt die gefühlsmäßige Aeußerung der Wesenstendenz unseres Bewußtseins auf ein absichtliches Umformen seiner Vorstellungen, und hiermit Hand in Hand geht das Verlangen, die umgeformten Vorstellungen in sinnliche Wirklichkeit überzuführen. Sehr eingehend wird die Frage behandelt, inwieweit das vom Künstler ausgeübte Gestalten abhängig ist von seiner Erfahrungsgrundlage, den vorausgegangenen Eindrücken und Erlebnissen des Künstlers. Es zeigt sich, daß die Erfahrungsgrundlage in den verschiedenen Künsten ganz verschieden ist, und daß die Künste bei aller ihrer Freiheit in hohem Maße an die Gesetzmäßigkeit der Erfahrungswelt gebunden sind.

Der Umstand, daß in den Phantasievorgängen des Künstlers der Einfall eine hervorragende Rolle spielt, führt auf eine genauere Betrachtung des Unbewußt-Seelischen beim künstlerischen Schaffen. Volkelt spricht es hier mit Recht als Grundsatz aus, daß die Psychologie überhaupt, sobald sie mehr als nur Beschreibung und Zergliederung der Bewußtseinsvorgänge bieten, sobald sie die Bewußtseinsvorgänge in ihrer Herkunft verstehen, in ihrem Zusammenhange begreiflich machen will, genötigt ist, in das Gebiet des Unbewußt-Seelischen hinüberzugreifen. Im Gegensatze zu Wundt, aber in Uebereinstimmung mit E. v. Hartmann hält er eine Psychologie, die erklären will und dabei doch grundsätzlich das Unbewußt-Seelische leugnet, für undurchführbar. So ist auch jeder künstlerische Einfall ein selbständiges Erzeugnis des unbewußten Untergrundes des künstlerischen Bewußtseins, indem sich hier, gemäß dem Sinn und Zweck des im Werden begriffenen Kunstwerks, eine Arbeit vollzogen hat, die sich dann dem Bewußtsein des Künstlers mitteilt. Und zwar muß jenes Unbewußte etwas den Vorstellungsinhalten genau Entsprechendes, ein „Vorstellungsmögliches", ein „Angelegtsein auf das Vorgestelltwerden", eine „Vorstellungsdisposition" sein, die als solche nicht ein ruhendes, unlebendiges Sein, sondern eine Tendenz, eine Spannung, Strebung, ein Gerichtetsein auf Betätigung sein muß, wie es Hartmann als eine

von einem unbewußten Willen verwirklichte unbewußte Idee bestimmt hat. Wenn Volkelt hierbei von einer Erregung des „Unterbewußtseins" spricht, so ist dies freilich insofern mißverständlich, als der Begriff des Unterbewußtseins ein an niedere Gehirnteile gebundenes Bewußtsein zu bezeichnen pflegt, und ein solches nicht das Unbewußte in dem angegebenen höheren Sinne sein kann. Auch erscheint mir der Ausdruck „unterbewußtes Ich" nicht glücklich, da ein solches gleichfalls auf ein Ich niederer Gehirnteile, eben deshalb aber auch nicht auf das tätige Subjekt der unbewußten Vorgänge im Sinne Volkelts hinweist. Richtig hingegen ist es, wenn Volkelt die Mitwirkung des Unbewußt-Seelischen nicht bloß auf den künstlerischen Einfall beschränkt, sondern die gesamte ordnungsgerechte Verknüpfung von Vorstellungen beim Denken, Sprechen, Sichbesinnen usw. auf die Wirksamkeit des Unbewußten zurückführt.

Nun beherrscht aber die Phantasie mit ihren Zwecken nicht bloß die Masse der unbewußten Vorstellungsdispositionen, sondern auch die unbewußten Gefühlsdispositionen stellen sich teleologisch den Tendenzen des Künstlers zur Verfügung und führen zu einer Beseelung und Verinnerlichung der künstlerischen Darbietungen. Und in der Form der Gefühlsgewißheit kommt nach Volkelt auch das sog. „latente Denken" zum Bewußtsein, wie es auf der Fortwirkung vorausgegangener Erkenntnisakte beruht. Darüber finden sich bei ihm sehr feine Untersuchungen. Sie führen ihn auf das Problem der künstlerischen Anlage und Begabung. Wenn das Entstehen der künstlerischen Einfälle auf Rechnung des Unbewußten gesetzt werden muß, so ist die ursprüngliche künstlerische Anlage als die eigentliche Ursprungsstätte für sie anzusehen. „Die zielsetzende künstlerische Intelligenz erteilt dem Unbewußt-Seelischen im Künstler den Anstoß und weist ihm die Richtung, in der es sich betätigen soll. Aber ohne die ursprüngliche künstlerische Begabung würde es für die Einfälle und Eingebungen des Künstlers an dem Quellpunkt, an der schaffenden Kraft fehlen." Und ohne daß die künstlerische Anlage als ein im Sinne der ästhetischen Normen von Grund aus leitendes teleologisches Prinzip verstanden wird, bleibt unverständlich, wie das Ergebnis des künstlerischen Schaffens mit den ästhetischen Normen zusammenstimmen könne. Künstlerisch angelegt sein heißt: auf die Erfüllung der ästhetischen Normen angelegt sein, und dieses Gestimmtsein seiner Anlagen auf die ästhetischen Normen hin kündigt sich beim Künstler in seinem unmittelbaren künstlerischen Gefühle an.

In einem weiteren längeren Abschnitt untersucht Volkelt die Stufen im Ablauf des Schaffensvorganges, die Schaffensstimmung, die Konzeption, die innere Durchführung und die Ausführung, um sich sodann dem Wesen des Genies zuzuwenden. Hier kommt noch einmal die hohe Bedeutung des Unbewußten für die künstlerische Schaffenstätigkeit zur Sprache, und dann wird der Leser nach einer sehr eingehenden Erörterung des Stilbegriffs, des Betrachtens von Kunstwerken, der Gliederung der

Künste nach den verschiedenen möglichen Gesichtspunkten in die Metaphysik der Aesthetik eingeführt, die den zweiten großen Hauptabschnitt des Schlußbandes seines Werkes ausmacht.

Volkelt knüpft hierbei an seine Lehre von den ästhetischen Normen an, wie er sie im ersten Bande seines Werkes dargelegt hat, und die hier zugleich unter dem Namen von ästhetischen Werten auftreten. Der ästhetische Wert ist ein vierfältiger. Er besteht erstens in dem gefühlsbeseelten Anschauen, zweitens in der menschlich-bedeutungsvollen Ausgestaltung des Gehaltes, drittens in der Gemütsstimmung der willen- und stofflosen Beschaulichkeit und viertens in dem organisch-einheitlichen Gliedern des Gegenstandes. Volkelt läßt nun den ästhetischen Eindruck durch das Zusammentreten der vier Wertfaktoren zu einem Neuen, Höheren zustande kommen, indem er die vier Wertfaktoren für aus einander unableitbar ansieht. Ich habe schon bei meiner Besprechung des ersten Bandes seiner Aesthetik darauf hingewiesen, daß ich diese Meinung nicht zu teilen vermag. Mir erscheint der vierte Wertfaktor Volkelts als der gemeinsame Ursprung der sämtlichen übrigen Faktoren, indem ich ihn im Sinne Hegels und Hartmanns als Idee bezeichne. Nur so wird erklärlich, daß wir die vier Wertfaktoren als eine zielvolle Einheit zu erleben vermögen, die sich nach Volkelt als möglichste Harmonisierung des Seelenlebens darstellt. Jene vier Wertfaktoren Volkelts sind nach meinem Dafürhalten nur Bewußtseinsspiegelungen der einen einheitlichen Idee, die selbst der Sphäre des Unbewußten angehört, und was wir somit im ästhetischen Gefühl erleben, das ist die subjektive Ahnung der Idee, der wir uns eben nur im Gefühle zu bemächtigen vermögen. Nur unter dieser Voraussetzung verstehe ich, wie der ästhetische Wert ein „Selbstwert" im metaphysischen Sinne, d. h. nicht in der bloßen Naturanlage der Gattung Mensch begründet, sondern in der wesentlichen Zweckbestimmung des Menschen eingeschlossen, in der eigensten geistigen Natur des menschlichen Geistes enthalten und wie das ästhetische Genießen dem menschlichen Wahrheitsstreben, dem sittlichen Wollen und dem religiösen Fühlen als etwas Gleichwertiges nebengeordnet sein kann. In der Wissenschaft wird die der Wirklichkeit zu Grunde liegende Idee durch logische Verknüpfung ihrer gegensätzlichen Momente erkannt. In der Sittlichkeit wird sie durch praktische Ausgleichung jener Gegensätze vermittelst des menschlichen Willens verwirklicht. In der Religion wird die Einheit der Idee durch alle reale Gegensätzlichkeit hindurch gefühlt. Im ästhetischen Verhalten wird das ideale Wesen der Dinge in der Aufhebung des Grundgegensatzes von Sinnlichkeit und Geistigkeit zu sinnlicher oder phantasiemäßiger Anschauung gebracht.

Die Gewißheit, die wir von der Idee im ästhetischen Genießen haben, ist sonach intuitiver Art. Darin kommt uns, wie V. mit Recht hervorhebt, der wesenhafte Sinn des Lebens, die intelligible Bedeutung unseres Ich, das Streben nach Harmonie, wie es die gesamte Wirklich-

keit beherrscht, zum unmittelbaren ahnungsmäßigen Bewußtsein. Wie keine Wissenschaft möglich wäre, wenn die logischen Beziehungen, die das Erkennen in der Wirklichkeit entdeckt, nicht in dieser selbst unmittelbar begründet wären, die Wirklichkeit mithin ihrem eigenen innersten Wesen nach logisch geartet wäre, wie das Leben seinen Sinn verlieren und entwertet würde, wenn das Sittliche keinen Selbstwert besäße, d. h. durch die Natur der Dinge selbst gefordert würde, wie das religiöse Bewußtsein um seinen Halt gebracht wäre, wenn das Ich sein Gefühl, im Absoluten zu ruhen, als Selbsttäuschung ansehen und daher auf seine Ausmerzung bedacht sein müßte, so würde auch das ästhetische Bewußtsein ohne die intuitive Gewißheit in seinem Kern getroffen, daß zum wesenhaften Sinn des Lebens die Harmonie der Gegensätze gehört. Eine bloß psychologische Begründung des Selbstwertes, wie bei Lipps, eine sog. transzendental-logische, rein erkenntnistheoretische im Sinne eines bloßen Als-Ob, wie etwa im Neufichteanismus Rickerts oder in der Marburger Schule des Neukantianismus, kann den Wert des Aesthetischen nicht über die Sphäre der Zufälligkeit und Subjektivität erheben. Allein gleichzeitig wendet sich Volkelt auch mit Recht gegen die unkontrollierbare ja, tumultuarische, verworrene und verschwommene Art und Weise, wie der Begriff der Intuition bei Münsterberg oder unter Bergsons Einfluß neuerdings in der Philosophie gehandhabt wird. Der intuitive Charakter des ästhetischen Selbstwertes schließt dessen logische Begründung nicht aus. Eine solche aber kann dem Aesthetischen, wenn überhaupt, nur durch metaphysische Erwägungen verliehen werden. Daran ändern auch alle krampfhaften Bemühungen der heutigen metaphysikfeindlichen philosophischen Richtungen nichts, wenn sie den Wertbegriff für die letzte überindividuelle Voraussetzung aller Wertgebiete überhaupt betrachten und ihn damit jeder näheren Begründung zu entziehen suchen. Ohne die Annahme eines vom Bewußtsein unabhängigen, den erkennenden endlichen Geistern untergebauten Seins kommen die Marburger mit ihrem angeblich die Gegenstände schaffenden subjektiven Erkennen über eine unfruchtbare und gequälte Begriffsspinnerei nicht hinaus. Ohne die Gewißheit von dem Sichrichten des Denkens nach den Forderungen einer transsubjektiven Wirklichkeit bleibt die Philosophie, wie bei Rickert, in einem solipsistischen Subjektivismus stecken und ist eine Begründung von objektiven Werten unmöglich. Vollends aber ist die Annahme Husserls, wonach es ein sog. „Gelten" gibt, das abgesehen von allem Denken und Sein besteht, ein selbstgenugsames Reich des Geltenden über allem Sein und Denken, dem auch die Werte angehören, ein unausdenkbarer Gedanke. Es ist erfreulich, daß endlich einmal ein Denker von der Bedeutung Volkelts gegen diese kathederphilosophischen Modeansichten Front macht, die im Grunde nur dazu erfunden sind, um der Metaphysik zu entgehen, selbst aber die allerschlimmste Metaphysik darstellen, und daß er diese als dasjenige aufdeckt, was sie sind, als philosophische Hirngespinste, als Erzeugnisse

einer unfruchtbaren Begriffsscholastik, die an Verstiegenheit alles übertrifft, was nur irgend von einem wirklichen Metaphysiker aufgestellt ist.

Der Begriff des Wertes hängt an dem des Zwecks und setzt trotz Rickert ein reales Zwecke setzendes und wertendes Subjekt voraus, ohne den er in der Luft schweben würde. In den Reden von den an sich bestehenden, in sich ruhenden, überseienden, subjektlosen Werten liegt eine versteckte Metaphysik, die nur ausgebaut zu werden braucht, um jenen Reden erst einen haltbaren Sinn zu geben. Weit entfernt also, das Reich der Geltungen und Werte von allem Sein loszulösen, behauptet Volkelt, daß der Begriff des Seins in sich haltlos und bestandlos wäre, wenn ihm nicht der Begriff des absoluten Wertes vorausgesetzt, d. h. das Sein als die Selbstverwirklichung des absoluten Wertes und dieser damit als ein absolutes Sollen aufgefaßt wird. Ja, das absolut Wertvolle gilt Volkelt zugleich als ein Prinzip der „selbstschöpferischen Fülle", durch welches der Inhalt der Welt zustande gebracht wird. In diesem Sinne wird es von ihm auch als das „unbedingt Gute" bezeichnet, was so zu verstehen ist, daß das Gute, wie bei Plato, mit dem Weltzweck gleichgesetzt und demnach die absolute zwecksetzende Vernunft im Sinne eines Hegel von Volkelt für das Weltprinzip schlechthin erklärt wird. Freilich nimmt er neben diesem „Vernünftigen, Guten, Positiven" auch noch ein zweites „negatives" Prinzip im Absoluten an, das dem ersten untergeordnet und nur zu dem Zwecke da sein soll, um beständig von jenem überwunden zu werden. „Das ewig Vernünftige, Seinsollende, Positive kann sich nur dadurch verwirklichen, daß es sich ewig an seinem Gegensatze belebt und entzündet und ihn überwindet." Besonders bei der Untersuchung des Tragischen kommt dieses zweite Prinzip zur Geltung. Damit wäre alsdann aber doch dies letztere zum Prius der Vernunft gemacht und Volkelts Behauptung unbegründet, daß es für den absoluten Wert notwendig sei, ewig ins Sein zu treten. Denn hiernach kann die Vernunft nur wertvoll genannt werden in Anwendung auf den alogischen Willen, wie auch Volkelt dies zweite negative Prinzip mit Schelling, Schopenhauer und Hartmann aufzufassen genötigt ist. Der absolute Zweck kann also nur darauf gerichtet sein, den Willen zu überwinden und aufzuheben. Und da nun in dem Begriffe des Willens keine Notwendigkeit liegt, ihn für einen ewig funktionierenden anzusehen, so kann von einem ewigen Prozeß auch nicht gesprochen werden, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil ein solcher nicht vernünftig sein, sein Endziel nie erreichen könnte.

Steckt in dieser Annahme Volkelts ein unüberwundener Rest von Hegelianismus trotz der Annahme eines alogischen Willens neben der logischen Vernunft, so vermag ich ihm erst recht nicht darin beizustimmen, daß der absolute Wert oder genauer der Träger der absoluten Vernunft und des absoluten Willens als solcher ein absolutes Bewußtsein sein oder haben müßte. Der Begriff des Wertes setzt ein Zwecke setzendes

reales Subjekt voraus; aber daß dies Subjekt seiner selbst bewußt, der absolute Wert ein sich selbstbewußt verwirklichender absoluter Wert sein müsse, das liegt in dem Begriffe des Wertes also solchen keineswegs enthalten. Bewußtsein, man kann es nicht oft genug betonen, ist Empfindungs-Sein, ein bloßer passiver Zustand eines Seins, aber nicht ein für sich seiendes Subjekt im Sinne des Cogito ergo sum, das selbständig funktionieren oder sich selbst ins Dasein rufen könnte. (Vgl. meinen Aufsatz über „Die Realität des Bewußtseins" in den Preuß. Jahrb., Bd. 135, Heft II, 1909, S. 133 ff.). Eben deshalb ist auch die Steigerung des Bewußtseins ins Unendliche und Absolute mit dem Wesen des Bewußtseins trotz Volkelts Einspruch unverträglich, weil zur Annahme einer passiven Zuständlichkeit im Absoluten die Voraussetzungen fehlen; und wenn Volkelt sich hierfür auf den späteren Fichte beruft, so beruht dies auf einem Mißverständnis der bezüglichen Ausführungen dieses Philosophen. Ist aber das Bewußtsein eine bloße passive Zuständlichkeit, keine Substanz, sondern eine ihr von außen aufgenötigte „zufällige" Form des Denkens, so ist es auch nicht mehr wunderbar, wie das Bewußtsein aus dem Unbewußten hervorgehen kann, zumal ja Volkelt selbst das Unbewußte als ein mit „Vorstellungsdispositionen" und Strebungen ausgestattetes Subjekt auffaßt. Das Bewußtsein beruht auf einer Einschränkung der Willenstätigkeit im Unbewußten; so aber kann es nicht ein absolutes, sondern nur ein endliches Bewußtsein sein, da eine Einschränkung seines Willens beim Absoluten nur in dessen peripherischer Tätigkeit, aber nicht in seinem Zentrum möglich ist. Es ist geradezu unverständlich, wie Volkelt, um ein absolutes Bewußtsein herauszubringen, vom Unbewußten als von einem „nichtwissenden, nichtsehenden, mit Blindheit Geschlagenen", von der „Flachheit und Totheit des Unbewußten" sprechen kann, da er doch selbst allen vorstellungsmäßigen Reichtum der künstlerischen Einfälle, alle logischen Verknüpfungen der Vorstellungen, Gefühle, Empfindungen usw. aus der Tätigkeit des Unbewußten ableitet. Und wenn Volkelt, um dem hierin liegenden Einwand zu entgehen, das Unbewußte der ästhetischen Produktivität zu einem bloß „relativ Unbewußten", nämlich bloß für das Großhirnbewußtsein Unbewußten, herabdrückt, es aber an sich für ein Bewußtes, für eine „Bewußtseinstat des selbstbewußten Absoluten" erklärt, so ist zu fragen, wie das Bewußte zu einem Unbewußten werden kann, ganz abgesehen davon, daß noch niemand bisher eine Antwort auf die Frage zu geben vermocht hat, wie das absolute Bewußtsein sich zu einer Vielheit von individuellen Bewußtseinen einschränken und dabei für die letzteren unbewußt sein kann.

Wie dem aber auch sei: mit dem angeführten Gedankengange ist das Aesthetische nun in der Tat als ein Selbstwert, als ein Metaphysisch-Apriorisches und ist die metaphysische Wesensgesetzlichkeit des Menschen als eine solche anerkannt, welche die Angelegenheit auf die Verwirklichung

des ästhetischen Selbstwertes in sich einschließt. Wie unter dem Gesichtspunkte dieser Weltteleologie die Natur so eingerichtet erscheint, daß sie mit den Bedingungen des ästhetischen Bewußtseins übereinstimmt, wie mit der Setzung der Sinnenwelt auch die Möglichkeit der Verwirklichung des ästhetischen Selbstwertes mitgesetzt ist, so ist zugleich dafür gesorgt, daß im Laufe der Entwickelung der Menschheit, entsprechend den jeweiligen Kulturanlagen, immer Menschenexemplare ins Leben treten, die in der Verwirklichung des Selbstwertes des Aesthetischen als geeignete und fördernde Organe dienen können. Jener Gesamtkeim der menschheitlichen Entwicklung, jener Urschoß, aus dem die unendliche Fülle des Menschlichen und überhaupt des Aesthetischen strömt, ist aber auch nach Volkelt die „Idee", und damit ist das Wort gefunden, das auch allein geeignet ist, um die ästhetischen Normen als bloße endliche Spiegelungen der absoluten Teleologie im menschlichen Bewußtsein zu charakterisieren, und welche dem Aesthetischen seinen ebenbürtigen Platz neben dem Wahren, Guten und Religiösen sichert. Das Schöne ist die sinnliche Verwirklichung, die Erscheinung oder vielmehr das sinnliche Scheinen der Idee (Hegel). Hiermit heben sich die Unzulänglichkeiten in der Volkeltschen Bestimmung des Aesthetischen auf, sein allzu ängstliches Steckenbleiben im modischen Psychologismus und seine allzu enge Bestimmung der Idee im Sinne des bloß Menschlich-Bedeutungsvollen, wie ich sie früher bei der Anzeige des ersten Bandes seiner Aesthetik gerügt habe. Der einseitige ästhetische Anthropologismus, der sich in jener Bestimmung aussprach, erscheint hiermit von Volkelt selbst überwunden. Der Metaphysiker Volkelt ist weitherziger, als wie sich der Aesthetiker gibt. Und wenn jetzt noch etwas zu bedauern bleibt, so höchstens dies, daß es Volkelt nicht mehr möglich war, von der Höhe seines nunmehrigen Standpunktes aus die früheren Bestimmungen einer nochmaligen Durchsicht und Umarbeitung zu unterziehen. Er hätte sonst vor allem jetzt auch seine frühere unzulängliche Zurückführung der realen aesthetischen Lust oder der Lust am aesthetischen Gegenstande auf eine Vielheit, ein Summationsphänomen zahlreicher einzelner Lüste und Lüstchen korrigieren und sie ihrem Wesen nach als gefühlsmäßige (intuitive) Erkenntnis der dem Schönen immenenten unbewußten Idee begreifen müssen.

Karlsruhe. Prof. Dr. Arthur Drews.

Contra naturam? Von E. von Maltzahn, Schwerin bei Bahn.

Jetzt hat sich auch wieder die Belletristik in die Polemik gegen Eduard von Hartmann gestürzt, wie das in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon einmal der Fall war. Ein Kapitel des vorliegenden Romans trägt ausdrücklich die Ueberschrift „Die Philosophie des Unbewußten". Die künstlerischen Qualitäten des Buches sollen hier nicht weiter erörtert

werden; sie treten hinter der in der stärksten Weise betonten Tendenz so weit zurück, daß der ästhetische Maßstab schwer anzulegen ist. Der Verfasserin ist es ein Herzensbedürfnis, ihre Leser über die Gefährlichkeit der Hartmannschen Ansichten aufzuklären. Sie hat augenscheinlich eine ältere Auflage der Philosophie des Unbewußten gelesen, später vielleicht einen oder den anderen Aufsatz in dem Drewsschen Monistenbuch und beurteilt nun Hartmann nur nach diesem Jugendwerk; weiter teilt sie die (gebildeten) Menschen ein in Christen und Monisten, versteht unter ersteren allein die an den strengsten Dogmenzwang Gebundenen, unter letzteren alle Andersdenkenden, vor allem die Anhänger Hartmanns, dem sie insofern eine Vorzugsstellung einräumt, als sie seinen konkreten Monismus für die „vornehmste bedeutendste Art idealistischer Weltanschauung" erklärt. Ihre Christen sind alle geistig und sittlich hochstehende Menschen, Leuchten der Wissenschaft, Männer der Praxis mit den reichsten Lebenserfahrungen, weise und abgeklärt, oder entzückende Frauen voller Takt, Hingebung und Herzensgüte, ihre Monisten unreife, haltlose, unausgeglichene Jünglinge und Mädchen. Da hat sie allerdings ein leichtes Spiel, mit ihren Gegnern fertig zu werden. Die Bekehrung des jungen Monistenpaares zum positiven Christentum bildet den Abschluß einer Reihe von Bildern, in denen uns, nicht ungeschickt, gezeigt wird, wie selig der wahre Glaube, wie unsicher die Gefolgschaft der Philosophen macht.

Es ist ja immer mißlich, eine auf intellektuellen Gründen ruhende Anschauung mit dem Maßstab des Gemüts zu messen. Wenn es aber geschieht, dann sollte man auch eingestehen, daß das religiöse Empfindungsleben (ebensowenig wie das ästhetische) des intellektuellen Einschlags nicht entbehren kann. Ueberall da, wo es sich z. B. um die Abwägung des Wertes verschiedener Gottesbegriffe handelt, versagt eine Betrachtungsweise, die sich nur auf religiöse Erlebnisse stützt, denn damit kann der pantheistisch denkende Mystiker ebensowohl aufwarten wie der strenggläubige Katholik, dem die zur vierten Gottheit emporgehobene heilige Jungfrau Erfüllung seiner im Gebet vorgetragenen Wünsche gewährt hat. In der Tat versucht ja auch die Verfasserin selbst, eine intellektuelle Begründung des Wunderglaubens zu bringen, indem sie auf das apologetische Buch „Das Wunder" von A. W. Hunzinger hinweist, aber es scheint auch dabei mehr auf die Inbrunst des Glaubens als auf zwingende logische Beweisführung anzukommen, und die Widerlegung der Hartmannschen Weltanschauung vollends muß als ganz verfehlt bezeichnet werden.

Dreierlei Irrlehren sind es, gegen die besonders zu Felde gezogen wird: die Hartmannsche Gottesauffassung, in der sie die zweite Person und das Bewußtsein entbehrt, der Determinismus, und die Aufgabe der Unsterblichkeit im fleischlichen Sinn. Also wieder die alte Ideentrias von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, der man keine Entwicklungsmöglichkeiten zugesteht. Daneben ist es der außereheliche zweite Beruf der verheirateten Frau, gegen den sie ihre warnende Stimme erhebt. Daß Hartmann einer

der Ersten war, der dagegen energisch protestiert hat, scheint sie nicht zu wissen. Der Begriff des unbewußten unpersönlichen absoluten Geistes ist ihrem religiösen Empfinden, das in dem starren Dogmenglauben des kirchlichen Positivismus ebenso die alleinseligmachende Lehre erblickt wie der Katholizismus in der seinigen, durchaus fremd, und da sie eine geläuterte Sittlichkeit nirgends anders zu erblicken vermag, als auf dem Boden des positiven Christentums, so ist ihr der Bankerott einer entgegengesetzten Weltanschauung, sobald es zu einem Konflikt innerer Pflichten, zu Not und Leid kommt, ganz selbstverständlich. „Das Liebste begraben und dann noch still und getrost seine Straße ziehen, das kann nur wahrer Christenglaube." Nur das Bekenntnis zum positiven Christentum erhebt die irrenden Menschen aus der Wirrnis innerer Haltlosigkeit zur Sicherheit echter Moralität. Und um dies Bekenntnis zu erreichen oder die Gläubigen zu stärken, offenbart sich Gott in Heilswundern, hier in der Heilung eines kleinen Kindes, das während der kurzen Abwesenheit der Mutter, die ihre Doktorprüfung zu bestehen hat, plötzlich schwer erkrankt, aber durch das Gebet des Vaters vom Tode gerettet wird.

Es ist ein durchaus ungerechtfertigter Vorwurf zu sagen, daß Hartmann nichts von Sünde und Verschuldung wisse. In dem Abschnitt der „Religion des Geistes" über Religionsethik kann man sich darüber orientieren, wie tief der Philosoph den Problemen der Sünde und Gnade nachgesonnen hat. Ein Blick in die Kapitel über die Triebfedern der Sittlichkeit im „Sittlichen Bewußtsein" hätte die Verfasserin auch vielleicht zu einem anderen Urteil bewogen. Allerdings die Willensfreiheit in dem Sinn eines sich urplötzlich erhebenden, durch nichts determinierten Willens, des liberum arbitrium indifferentiae, lehnt Hartmann als eine Selbsttäuschung ab, sieht darin im Gegenteil eine Gefahr für die Sittlichkeit, vor allem für die Pädagogik, die ja dann nie wissen könne, ob nicht der grundlos auftauchende Wille alle Einwirkungen und Schulungen der Selbstbeherrschung zu nichte mache; aber die sittliche Verantwortlichkeit wird durch den Determinismus nicht vermindert, sondern nur gestärkt, da er den Menschen darauf hinweist, daß in seiner Seele von ihm nicht geahnte Motive schlummern, daß also bei einer sittlichen Verfehlung die Verantwortlichkeitsgrenze — die allerdings nicht geleugnet werden kann — in den meisten Fällen noch nicht erreicht worden ist und bei einer Wiederholung derselben Konstellation nur stärkere Motive herangezogen zu werden brauchen, um der gereifteren Sittlichkeit zum Ausdruck zu verhelfen. „Die innere sittliche Verantwortung beruht auf der Beherrschung der Willensentscheidung vermittelst der Determination durch selbstgesetzte Motive", sagt Hartmann im „Sittlichen Bewußtsein" (S. 378). Auch die plötzliche ethische Sinnesänderung ist nur das letzte Glied eines schon lange unbewußt in Vorbereitung gewesenen Motivationsprozesses, was die Verfasserin wohl am wenigsten bestreiten wird. Alle Indeterministen sind letzten Endes Deterministen, denn die von ihnen angenommene Freiheit der Willensentscheidung ist auch bei ihnen nicht eine

grundlose, sondern eine durch Motive bestimmte, und anderes sagt ja auch der Determinist nicht.

Es würde zu weit führen und entspricht auch nicht dem Gegenstand, alle Angriffe, z. B. den gegen die Hartmannsche Erlösungslehre, die in bezug auf die Finalität doch der christlichen in mehr als einer Beziehung nahe steht, gründlich zu widerlegen. Ich wollte nur Protest einlegen gegen die Intoleranz einer Ansicht, die alle Andersdenkenden mit dem Makel der Unheiligkeit belegt und ihnen die Fähigkeit zu echter sittlicher Größe abspricht. Auch das Recht einer Romanschriftstellerin hat seine Grenzen. „Nicht darin besteht die objektive Gerechtigkeit, daß der Gute, sondern daß das Gute gedeihe", sagt Hartmann, und Kant: „es ist überall nichts in der Welt zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden als allein der gute Wille." Dieser aber ist nicht nur auf einer Seite zu finden. A. v. Hartmann.

Pädagogik.

Hellasfahrt für Lehrer und Schüler an deutschen Gymnasien 1914.

Hellasfahrt! Herz, was willst du mehr? Der Gymnasiallehrer, der etwa bisher nur dichtend oder unterrichtend das Land der Griechen mit der Seele suchte, soll es nun zu billigem Preis mit dem Salondampfer finden, soll, gehoben durch die Gemeinschaft der Berufs- und Reisegenossen und mit alltäglicher anschaulicher Vorbelehrung, die Fülle des Reizes und Reichtums von Hellas in sich aufnehmen und soll, sofern er bei mäßigen Einkünften mehr daheim zu bleiben als Herberge mit Herberge, Bett mit Bett zu wechseln gelernt hat, nun alle die 15 Tage der Hellasfahrt trotz Delphi und Olympia immer wieder ins gleiche Nest und Bett seiner Kabine steigen, ganz zu schweigen vom entsprechenden köstlichen „Tischlein, deck dich".

Die Einladung, ergangen unter dem Datum des Dezembers 1913 durch die Herren Kommerzienrat O. Mey in Bäumenheim, Königreich Bayern, Gymnasialprofessoren Dr. K. Reissinger in Erlangen und Dr. M. Schunck in Nürnberg, mutet den Humanismus in seiner heutigen Verteidigungsstellung an wie eine tröstliche Weihnachtsbescherung, wie ein zeitgemäß aufmunternder Neujahrsgruß, wenn sie in Nr. 15 des umsichtigen Programms sagt: „Der Zweck einer Hellasfahrt ist, die Begeisterung für die Antike zu beleben und das Verständnis für die Schönheit und Größe der hellenischen Kultur sowie für den hohen Wert unserer humanistischen Schulbildung zu fördern." Und wenn den Kreis, aus dem wir hier berichten, die Botschaft erst in der letzten Januarwoche erreicht hat, so gewinnt sie an Bedeutung durch die Ueberbringer: die Königl. Ministerialabteilung für die höheren Schulen in ihrem Erlaß vom 7. Januar 1914 und das Königl. Kultusministerium im Amtsblatt vom 20. Ja-

nuar. Ohne Zweifel findet die Einladung auch in anderen Bundesstaaten einen gleich wohlwollenden Empfang. Bei solchem Gewicht für die Schulwelt will denn die Hellasfahrt mit den bezüglichen Sätzen ihres Programms auch offen auf die Schulwage gelegt sein.

Man liest in Nr. 2 des Programms: „Die Reise ist in erster Linie bestimmt für die Lehrer und die Schüler der oberen Klassen an den humanistischen Gymnasien. Abiturienten können nur berücksichtigt werden, so weit der Platz reicht.“ — Stutzig werden könnte man alsbald an der Aeußerlichkeit, daß die Abiturienten und des weiteren die Studierenden der klassischen Philologie sowie die Kandidaten dieses Lehramts so gut wie ausgeschlossen erscheinen, sie, denen doch bei reiferer Wissenschaftlichkeit oder dringenderem beruflichen Bedürfnis dieselbe Vergünstigung, wo nicht der Vortritt gebührte. Die werden zwar schon noch kommen und ihren Mund hübsch philologisch auftun. Jetzt aber hat zur „Hellasfahrt für Schüler“ ein Lehrer und Vater das Wort, und ohne Umschweife muß er jenes Spruches gedenken, den vor Jahren gegenüber einer ähnlichen Anregung von außen ein damaliger Ordinarius unserer Prima mit der Zustimmung des Kollegiums getan hat: Solche Schülerfahrten sind ein Unfug. — Die Frage zunächst, ob gerade bei der Hellasfahrt die Beigabe von Schülern eine Erfrischung für die Lehrer bedeute, sintemal doch im allgemeinen beide Teile während der Ferien gerne ihre eigenen Wege gehen, diese Frage ist von mehr persönlichem als sachlichem Belang und die Antwort noch erst abhängig vom Verhältnis zwischen Lehrerzahl und Schülerzahl. Wenn zwar das Reisemarschallamt laut § 10 die mitfahrenden Schüler soweit als möglich nach Gymnasien in Kolonnen einteilen will, so nimmt es wohl unter den 400 Teilnehmern eine starke Mehrheit von Schülern in Aussicht. Sollen doch auch laut § 15 die Freiplätze, um deren Spendung mit Nachdruck und Sperrdruck bei den Jugendfreunden geworben wird, den Schülerzuzug verstärken.

Uns bewegen ernstere Gedanken, uns, die wir als Gymnasiallehrer daheimbleiben und die wir als Väter mit unseren Söhnen, wenn sie nun just Gymnasialprimaner und von der Hellasfahrt gelockt sind, schlicht und recht darüber reden und ins Reine kommen müssen. Ich sage meinem Sohn: Die Begeisterung für Hellas ist gut; reise du hin, so bald entweder Oheim und Base dort wohnen und dich verwandtschaftlich befördern und beherbergen, eine Verwandtschaftlichkeit, die dich übrigens zum Tribut verpflichtet, indem sie dir Tribut entrichtet, oder sobald du mit selbsterworbenen Schätzen kein schöneres Glück zu erkaufen glaubst als die Hellasfahrt. Vorläufig freue dich, daheim noch reiferes Verständnis zu gewinnen für das, was in Griechenland deiner wartet; sei doppelt froh, daß dein Vater kein Geld übrig hat, um dich in die Ferne schweifen zu lassen, ehe du das viele Gute in der Nähe fassest, und froh, daß du nicht in der Schulgemeinde, auf diesem Boden der Gleichheit und

Brüderlichkeit, die Kluft zwischen Reich und Arm erweitern hilfst, eine Kluft, die zum Schaden von Schule und Leben jedesmal sich auftut, wenn ein Schüler mit dem Blick auf seines Vaters Beutel vor den Mitschülern hertreten kann: Meine Mittel erlauben mir das. — Hie Schule! Dort Gesellschaft! Unterschiede von Hab und Gut, hiernach von Vergnügungs- und Genußmitteln, wie sie in der bürgerlichen Gesellschaft nach allen Gesetzen der Volkswirtschaft und Menschennatur sein müssen und den einen Schüler in den Ferien vielleicht auf seines Vaters Kosten und Kredit zur Reise um die Erde verflüchtigen, den anderen mittellosen an der Heimatkunde ertüchtigen, sie mögen außerhalb der Schule ertragen und verstanden werden, sollen aber verbannt sein aus der Schule selbst, will anders die Schule hier nicht ihren Kredit verlieren an die Gesellschaft dort. Solche Kreditverluste sind umso schwerer zu verhüten, je lieber sie sich in die Schule unter Titeln und Namen einführen, unter denen man in der Gesellschaft draußen Gewinne zu buchen pflegt. Vor Jahr und Tag schlug eine Flugzeugspende für die deutsche Heeresverwaltung vom Nachbargymnasium her plötzlich auch in unserem Gymnasium ein mit starken Beklemmungen der Schulorgane und mit unvermeidlicher Hervorkehrung des Unterschiedes zwischen den väterlichen Geldbeuteln. Oeffentliche Aussprache über die mißlichen Begleiterscheinungen dieser Art von Wehrbeitrag wurde einem unserer großen Tagesblätter nahegelegt, aber von der Redaktion bei aller Anerkennung triftiger Schulbedenken doch abgelehnt, mit Hinweis auf den immerhin patriotischen Faltenwurf und die vollzogene Tatsache der Ueberrumpelung. Dergleichen Spenden und Sammlungen begeben und begaben sich bei vaterländischen Festen, bei Schuljubiläen, bei Wohltätigkeitsaufrufen und anderem holdem Zauber und bringen folgerichtig die Schule in den Verdacht einer Begünstigung des zahlenden und zahlungsfähigen Schülers. Der doppelte Schaden wird von der Schule völlig nur fernzuhalten sein durch eine Verordnung, kraft deren über die regelmäßige Erlegung der Schulgebühren hinaus keinerlei Kassengeschäft in der Schule geduldet, durch die Schule vermittelt oder irgend bekannt gegeben wird.

Nimmt der Vater das Thema zunächst von der gesellschaftlichen und erzieherischen Seite, so der Lehrer von der rein unterrichtlichen. Von mancherlei didaktischen Bedenken erwähnen wir nur eines, dessen Tragweite über den Schulfall hinausgeht. Anschauung von Land und Leuten, von Kunst- und Altertumsdenkmälern soll dem Schüler durch die Hellasfahrt geboten werden? Wir alle wissen, welches hohen Ranges in der neueren Didaktik sich die Anschauung erfreut. Anschauungsmittel die Fülle sind für die Jugendbildung insbesondere und für die Volksbildung im allgemeinen geschaffen worden, und wir geraten vor lauter Anschauungsmaterial in den Anschauungsmaterialismus hinein. Nächstens kein Vortrag mehr ohne Lichtbilder, keine Zeitung mehr ohne Illustration. Daß aber die Leute bereits dem Lichtbild und der Illustration davon-

laufen und nach dem Kinema mit seiner gesteigerten Sinnenfälligkeit verlangen, darin liegt für den Volks- und Jugendlehrer eine Warnung vor dem Anschauungsmaterialismus. Der Vorteil des Auges droht zum Nachteil für die Seele zu werden: je bequemer sich die äußerliche Anschauung des Gegenstandes gleichsam auf dem Präsentierteller bietet, um so mehr schwindet jene innere Bild- und Vorstellungskraft, die doch die zuverlässigste und unerschöpflichste Quelle unseres innerlichen Reichtums, mithin unserer Welterkenntnis und Schaffenslust bleibt. Diesen Quell bei der Jugend zu erschließen und zu verstärken, nicht durch Fahrten in die weite Welt, sondern durchs „Gymnasium" und seine „Gymnastik", durch seine Geistes- und Sittenzucht, durch seine Sprachreinigung und Gedankenklärung und durch die Freiheit seines Wettbewerbs, das ist das Bildungsprinzip jener Antike, wofür uns das Programm der Hellasfahrt begeistern will, das ist die Wurzel jener hellenischen Kultur, für deren Schönheit und Größe das Verständnis gefördert werden soll, und das ist heute noch das Wahre und Beste an der humanistischen Schulbildung und klassischen Philologie.

Ferne sei es von uns, bei dieser Würdigung des Gymnasiums etwa die Unersetzlichkeit anderer Bildungs- und Schulrichtungen anzuzweifeln, ferne sei es auch, daß man unsere Gymnasialjugend so aufs Gymnasium beschränke, wie die hellenische Jugend innerhalb ihres Gymnasiums ihre Welt zu finden gewöhnt war. Deutsche Wanderlust und modernes Gefühl für die Reize der Natur und der Landschaft, der erweiterte geschichtliche und geographische Horizont mag sehr im Unterschied von der hellenischen Jugend die schulmäßigen Wanderungen der deutschen Jugend von heute rechtfertigen. Aber eben diese Wanderungen und die Vereine, die solchem Haupt- oder Nebenzweck dienen, werden ihres Tuns und Lohns umso froher werden, je mehr sie mit ihren Erkenntnissen und Erfahrungen wieder anlangen bei der antiken, der ewig jungen hellenischen Schulweisheit, daß die Götter als den Vorbeding wahren Gewinnes und Genusses die Mühe und den Schweiß verordnet haben.

Stuttgart. Prof. P. Feucht.

Kunstgeschichte.

Kurt Gerstenberg, Deutsche Sondergotik. Eine Untersuchung über das Wesen der deutschen Baukunst im späten Mittelalter. Delphin-Verlag. München.

Erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Gotik, so wie sie uns im 13. Jahrhundert auf deutschem Boden entgegentritt, kein autochthoner Stil ist, sondern in allem Wesentlichen aus Frankreich stammt. Das war für

die deutschtümelnden Romantiker, die, wie schon der junge Goethe, die Gotik schlechtweg als den deutschen Stil auffaßten, ein harter Schlag. Aber man erholte sich rasch und suchte zu retten, was zu retten war, indem man nun die nicht minder problematische Meinung vertrat, daß die Gotik erst in Deutschland ihre eigentliche Blüte erreicht hätte. Mit der zunehmenden Kenntnis des Materials beobachtete man dann, daß auch auf deutschem Boden nicht alle Gotik gleich war, daß besonders das 15. Jahrhundert starke Abweichungen gegenüber dem 13. aufwies. Da jedoch das Dogma von der deutschen Blüte des Stils im 13. Jahrhundert feststand, mußte man folgerichtig lehren, daß in der so anders gearteten Zeit, die auf die Blüte folgende Entartung zu erblicken sei. Nun war diese Annahme nicht ganz grundlos, denn tatsächlich macht sich bereits im 14. Jahrhundert eine Erstarrung des künstlerischen Impulses bemerkbar: ein trockener Akademismus bemüht sich, den temperamentvollen gotischen Baugedanken in handwerkerliche Regeln und Systeme umzusetzen. Andererseits aber haben wir in den Kirchen des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts — man denke nur an St. Lorenz in Nürnberg — so überaus eigenartige und prächtige Gebilde vor uns, daß es uns schwer wird — mögen sie noch so stark von den älteren Typen abweichen — sie einfach als Entartungserscheinungen zu bezeichnen, wie das noch bis in die jüngste Zeit geschehen ist. Das vorliegende Buch räumt jedoch mit diesen Anschauungen gründlich auf, indem es zeigt, daß es sich hier nicht um Verfall, sondern vielmehr um die eigenartige und höchst prächtige Ausbildung eines neuen Stiles handelt. Diesen Stil nennt der Verfasser deutsche Sondergotik, ein Ausdruck, der darum recht glücklich gewählt ist, weil es sich in der Tat um eine nationale Loslösung aus der gotischen Gesamtentwicklung handelt.

Das Bestreben der Hochgotik des 13. Jahrhunderts, der französischen wie der aufs stärkste durch sie beeinflußten deutschen, war gewesen, alle Wirkungselemente in Grundriß und Aufbau, die der einheitlichen Vertikalbewegung hinderlich waren, auszuschalten. Der hochgotische Raum ist nicht so sehr ein Raum, d. h. etwas Kubisches, in dem die drei Dimensionen zu einer vollen Harmonie zusammenklingen, er ist vielmehr mit seinem raschen Rhythmus der enggestellten Pfeiler und der schmalen hochgestelzten Arkaturen eine reiche Unisonoinstrumentierung der einzigen Vertikalaufwärtsmelodie. Darum bevorzugt auch die Hochgotik das Basilikalsystem mit dem einen hochgereckten Mittelschiff, neben welchem die durch eine perspektivisch sich zusammenschließende Pfeilerwand abgetrennten Seitenschiffe so gut wie gar nicht ins Bewußtsein treten, an sich aber nur als bloße verkleinerte Abbilder des Hauptschiffs empfunden werden. Das erste und wichtigste, was nun die Sondergotik angestrebt, ist, wie der Verfasser höchst anregend und sehr sorgfältig darlegt, den Raum als solchen, als etwas Dreidimensionales fühlbar zu machen. Um

diese Tendenz zum Ausdruck zu bringen, mußte die jähe Aufwärtsbewegung verlangsamt und gehemmt, die unisonierende Tiefenbewegung abgeschwächt, die unselbständige und strenge Unterordnung der einzelnen Bauglieder unter den einen Zweck des Emporsteigens gelöst werden. Hierzu nun bot sich das noch aus romanischer Zeit stammende und besonders in Westfalen und Hessen weitergepflegte Prinzip der Hallenkirche als willkommener Träger dar. Wo sich dem Mittelschiffe zwei gleich hohe, gleich breite, also nahezu gleichberechtigte Seitenschiffe anschließen, da muß von vornherein die intensive Wirkung des einen basilikalen Mittelschiffs abgeschwächt werden. Und jetzt tut man alles, um die Seitenschiffe auch ja recht zur Geltung zu bringen: man verbreitert die Joche, man erweitert die Pfeilerstellung und schafft damit Durchblicke, aber Durchblicke nicht mehr auf enge hochgezogene, tief einschneidende Fenster, sondern auf breite, das Licht in vollen Schwaden durchlassende Oeffnungen. Damit hört die in der Hochgotik herrschende Bewegung ins scheinbar Unendliche auf, der Blick wird abgelenkt und empfängt mannigfache, malerische, räumliche Eindrücke. Damit hängt zusammen die Tendenz zur „Verschleifung" der einzelnen Bauglieder; es gibt nicht mehr jedes vereinzelt seine Stimme ab in dem Unisonoklang, sondern die einzelnen Stimmen werden zueinander in harmonische Beziehung gesetzt, das Zusammenfassende ist sozusagen nicht mehr der gleiche Ton, sondern die gleiche Tonart. Diesem Harmonisieren dient nicht nur die schon erwähnte Erweiterung der Pfeilerstellung, sondern auch die gleichzeitig die Tiefenbewegung verlangsamende Figurierung des Gewölbesystems. Nicht mehr die einfache Diagonalbewegung der Gewölberippe vom Pfeiler über den Schlußstein zum schräg gegenüber stehenden Pfeiler genügt, sondern die Rippe macht Umwege, verschlingt sich, teilt sich, bis die immer flachere Wölbung überzogen ist von einem Netz züngelnder, vibrierender Strahlen, die ihre konstruktive Bedeutung völlig verloren haben. Der Drang in die Höhe wird abgeschwächt durch Spreizung der Bogenschenkel, der Spitzbogen wird immer mehr dem Halbkreis angepaßt, die Wölbung senkt sich und lastet auf den Pfeilern, die ihrerseits aus entmaterialisierten Emporstrahlungen immer mehr den Charakter des Trägers annehmen. Man fügt Emporen ein, und das Maßwerk der Fenster, die jetzt häufig durch ein kräftiges Horizontalmauerstück geteilt werden, verliert immer mehr den Charakter des Emporstrebens, um sich in malerischer Verschnörkelung unter dem flachen Bogen aufzulösen. Die gleichen Tendenzen zeigen sich im Aeußeren. Die Mauer erhält wieder Geltung, der Horizontalismus wird gesteigert. Das System von Strebepfeiler und Strebebogen kommt ja durch die Hallenkirche schon an sich weniger zur Geltung, wo noch Strebepfeiler hervortreten, da überschneiden sie nicht mehr durch die Fialenkrönung die Dachlinie, sondern enden noch ein Stück unterhalb, während die Horizontalwirkung der Dachlinie noch verstärkt wird durch ein besonders in Bayern beliebtes Friesband, das

sich zwischen Pfeileransatz und Dach hinzieht. Ebenso wird der Wimperg, der in der Hochgotik die Stoßkraft des Spitzbogens verstärkte und die Wirkung der Horizontalen an Dachrändern und Galerien vernichtete, verbreitert, um in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ganz zu verschwinden.

Wesen und Werden dieses neuen Stiles legt der Verfasser an der Hand eines großen Materials klar, eindringlich und umsichtig dar, und wer die Schwierigkeiten von Arbeiten auf diesem Gebiete kennt, wird ihm für seine vortreffliche Darstellung großen Dank wissen. Nur an einem Punkte erheben sich Bedenken. Der Verfasser will nämlich das Auftreten der Sondergotik begreiflich machen als ein Wiederaufleben des germanischen Geistes nach einer Zeit fremder Einflüsse. Ich muß gestehen, daß ich diese Formulierung für genau so unbestimmt halte, wie die bekannten kulturhistorischen Erklärungen, denen der Verfasser mit Recht entgegentritt. Trotz aller schönen Behauptungen der Rassenforscher, die übrigens häufig gleichzeitig Rassenfanatiker sind, möchte ich bezweifeln, daß es so etwas wie einen bestimmt erkennbaren germanischen Geist schlechtweg gebe, der im Laufe der Jahrhunderte zwar hier und da von Fremden wesentlich beeinflußt, aber doch immer wieder hervortretend existiert, und trotz Worringers bekannter Konstruktion des „nordischen Menschen" muß ich dabeibleiben, daß nordische Holzschnitzereien, irische Buchornamente, romanische Kapitäle und gotische Baukunst im wesentlichen recht verschiedene Dinge sind, bei denen es mehr Trennendes als Gemeinsames gibt, und die man daher nicht gut als Aeußerungen ein- und desselben Geistes auffassen darf, wenn man nicht völlig ins Unbestimmte geraten will. Vor allem aber geht es nicht an, wie es Gerstenberg tut, die deutsche Gotik dem Romanischen schlechthin gegenüberzustellen, da man den Franzosen vor dem Eindringen der italienischen Renaissance nicht gut als Romanen bezeichnen kann, wie sollte man sich sonst das zähe Fortleben der französischen aber in Italien so verhaßten Gotik während des 16. Jahrhunderts erklären? Wir hätten dann zwei romanische Prinzipien, die grundverschieden von einander wären, womit der Begriff romanisch entwertet ist. Will man aber die Franzosen des Mittelalters nicht als Romanen bezeichnen, so bleibt nur der natürliche Ausdruck französisch übrig, dem dann in der Sondergotik nur der Begriff der Deutschen gegenübergestellt werden kann, was auch genügt, da Flandern und vor allem England ja ebenfalls eine nationale Gotik hervorgebracht haben. Zu untersuchen aber, weshalb im 15. Jahrhundert sich ein nationaler Geist in Deutschland ausspricht, dazu bedarf es weit ausgebreiteter und von einer höheren Warte unternommener Studien, als sie der Verfasser in seinem recht fragmentarischen vierten Kapitel darbietet.

Doch das sind Ausstellungen mehr prinzipieller Art. Die Hauptsache bleibt, daß es Gerstenberg gelungen ist, uns die Augen für bisher fast völlig verkannte Schönheiten zu öffnen. Auch wird erst durch diese

Untersuchung völlig klar, wie um 1500 die Bauformen der italienischen Renaissance so rasch und im Gegensatz zu Frankreich so ungehindert Eingang in Deutschland finden konnten. Die ganze Sondergotik tendierte bereits auf ausgeprägte Räumlichkeit, auf Helligkeit, auf Horizontalismus, auf zierliche, reiche Formen, weshalb denn der Verfasser auch dafür eintritt, eine neue Periode der deutschen Baukunst um 1400 nicht, wie es bisher üblich, um 1500, beginnen zu lassen. In diesem Sinne würde das Eindringen der Renaissance nur eine motivische Bereicherung eines bereits im 15. Jahrhundert völlig ausgeprägten deutschen Stiles sein, was sich recht wohl hören läßt. R. Schacht.

Geschichte.

Römische Charakterköpfe, ein Weltbild in Biographien, von Theodor Birt. Mit 20 Bildern und Buchschmuck von Prof. Belwe. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig, 1913. 348 Seiten.

Von der verehrlichen Redaktion im Hinblick auf mein vorliegendes Buch zu einer „Selbstanzeige" aufgefordert, muß ich das Gewünschte in eine Selbstrechtfertigung verwandeln. Zunächst der Titel „Charakterköpfe". Was er ausdrückt, ist pars pro toto; denn in Wirklichkeit handelt es sich um Vollbilder, um Lebensbeschreibungen römischer Staatsmänner, Feldherrn und Regenten, die ich gebe. Aber im Kopf charakterisiert sich doch immer der Mensch vornehmlich. Schon die Plastik des Altertums hat ihre Portraits gerne als Hermen, als Büstenköpfe, gestaltet, und handelte es sich um Vollstatuen, so nahm man die alten Köpfe gelegentlich herunter und setzte einen neuen auf. Mein Buch will nichts anderes; es kommt darauf an, den Männern, deren Bekanntschaft wir suchen, ins Angesicht zu sehen.

Das Unternehmen selbst aber, die große Weltgeschichte in Biographien aufzulösen, habe ich schon in meiner „Einleitung" zu rechtfertigen versucht. In Völkern, die ohne politischen Ehrgeiz dahinleben, in Jahrhunderten, die im Frieden verstreichen, treten beherrschende Männer allerdings selten aktiv hervor; das Gesellschaftsleben gibt den Inhalt solcher Zeiten. Glück und Frieden wirkt nivellierend, und nur die Genies der Kunst und Forschung beleben das stille Kulturbild. Anders da, wo Völker sich gegen Völker erheben und die äußeren Konflikte sich häufen. Die Jahre 1800—1813, das waffendröhnende Leben Europas in jener Zeit der Bedrängnisse, an die wir im vorigen Jahr der Jahrhundertfeiern besonders lebhaft zurückdachten, läßt sich gar nicht konkreter und wirksamer veranschaulichen als in einer Biographie des großen Völkerbesiegers Napoleon selbst; die Biographie wird da sofort zur kondensierten Weltgeschichte. Ganz ebenso die Erhebung Preußens, die den Landesfeind

niederwarf: man lese die Biographien Scharnhorsts, Blüchers, Gneisenaus, Steins und Hardenbergs, und man hat das, was damals geschah, besser, intimer, leibhaftiger vor Augen, als nur irgendeine Zeitgeschichte es uns geben kann. Dasselbe gilt aber auch, und in noch viel ausgedehnterem Maße, von Rom. Vom älteren Scipio bis Mark Aurel, ja, bis Stilicho knüpft sich in Roms Geschichte alles Geschehene an große Namen; denn durch ein halbes Jahrtausend hat da unausgesetzt eine große Aktion die andere abgelöst. Die Masse des Bürgertums wird mehr und mehr entmündigt; der Wille des großgewachsenen Einzelnen wirkt für die Masse das Schicksal, und sie verflucht ihn oder jauchzt ihm zu. Der Personenkult ersetzt die Parteilosung.

Diese Führer gilt es zunächst ganz nur in ihrer Eigenart zu verstehen, auf ihren Herzschlag zu horchen, von den Jugendregungen aus ihr besonderes Menschentum voll zu erfassen, (so versteht Sulla niemand, der nicht weiß, daß er als junger Mensch mit Komödianten heranwuchs; dadurch ist er der große Schauspieler geworden, der den Mithridat kopiert). Erst wer das tut, versteht danach die Geschichte, die jene Männer mit Schlag und Gegenschlag durch Bejahung oder Verneinung, bald mit eiserner Konsequenz, bald so, daß sie beim Halben stehen bleiben, ihrem Naturell gemäß gewirkt haben. In ihnen gipfeln die Ideen und Forderungen der Zeit; aber die Ergebnisse ihrer Taten sind es, unter deren Einfluß allemal das Zeitbild selber steht, Handel und Wandel, Wohlfahrt und Gedeihen, auch die Blüte des Geisteslebens. Wahrhaft geschichtliches Leben ist nur da, wo große Menschen sind: das herrschsüchtige Rom, die Mutterstadt des Egoismus, hat fast nur Genies des Kampfes, es hat auffallend wenig bahnbrechende Führer der geräuschlosen Friedensarbeit erzeugt. Daher wirken die vierzig Friedensjahre unter Kaiser Augustus auf uns wie ein leeres Blatt: denn es stehen nur die Namen einiger Dichter darauf, die wohl verehrungswürdig, aber doch nicht groß sind in dem Wortsinn, der hier gemeint ist.

Die Biographie ist jünger als die Geschichtsschreibung; trotzdem ist sie eine unerläßliche Vorstudie zu ihr. Das Ergebnis dieser Betrachtungsweise aber war für mich, daß ich in der Auffassung der Einzelfiguren nicht selten von meinen Vorgängern abweiche. Die Auffassung des Mark Anton, des Pompejus und Caesar, auch des Oktavian, wie ich sie gebe, indem ich zum Teil auf das Urteil des Altertums selbst zurückgreife, stand mir schon fest, als ich in Guglielmo Ferreros gedankenreichem Werk „Größe und Niedergang Roms" manches fand, was meine Anschauungen bestätigte und gelegentlich auch präzisierte. Der Skeptiker wird auf diese Uebereinstimmungen vielleicht wenig Wert legen; doch ist es mir eine Freude, sie zu erwähnen.

Insbesondere ist es Pompejus, der von vielen zugunsten Cäsars ganz ungerecht behandelt wird. Der Historiker sollte kein Panegyriker

sein; allein der scheinbar unbezähmbare Trieb, Julius Cäsar um jeden Preis als ein Wunder der Menschheit zu verherrlichen, hat bewirkt, daß dies auf Kosten anderer geschieht. Die nüchterne Beobachtung spricht dagegen. Man macht Pompejus, der seine Zeit wie wenige beherrscht hat, zu einer halb willenlosen Soldatenpuppe, die sich von anderen intelligenteren Menschen anfangs in die Höhe schrauben läßt, um im geeigneten Moment von ihrem Hochstand unversehens heruntergeworfen zu werden. Ein lächerlicher und menschlich unfaßbarer Vorgang. Pompejus hat vielmehr von vornherein die Staatsgewalten von Rom für seine Zwecke in ganz überlegener Weise auszunutzen verstanden. Schon zwanzigjährig zeigte er Sulla gegenüber die keckste Selbständigkeit. Was ging ihn Sulla noch weiter an, als er tot war? Lukull war Sullaner und blieb Sullaner; Pompejus dagegen ließ sich sogleich vom Senat den Auftrag geben, die beiden Feldherren der Popularpartei, Brutus und Sertorius, zu beseitigen. Wozu? Er tat es nicht dem Senat zu Liebe: er tat es nur, um ihre Stelle einzunehmen. Von vornherein stand sein Plan ihm fest. Solange Brutus und Sertorius lebten, konnte er selbst nicht der Feldherr der Popularpartei werden, als der er, wie Marius, Schwertruhm zu gewinnen, Großartiges zu leisten hoffte. Daher auch die auffällige Tötung jenes Brutus, die Pompejus nachträglich anordnete. Solange Brutus lebte, war er eben für ihn ein lästiger Konkurrent in der Gunst der Volkspartei. Pompejus wollte den Weg des Marius gehen. Und der Beweis? Er erbeutete im Jahre 72 mit dem Archiv des Sertorius in Spanien die eigenhändigen Briefe vieler vornehmen Römer, die mit diesem Volksparteimann heimlich korrespondiert hatten, und er vernichtete sie. Diese Vernichtung der Briefe wird uns als eine erwähnenswerte Tatsache berichtet; sie ist damals ein Ereignis gewesen: eine offenkundige Handlung zugunsten der Volkspartei, deren Gunst Pompejus sich demnach schon vom Jahre 72 an tatsächlich zu erwerben gesucht hat. Julius Cäsar hat ihm das später nachgemacht: als Cäsar bei Pharsalus gesiegt hatte, ließ er ebenso die kompromittierenden Briefe der Pompejaner, seiner Gegner, zerstören, um eine Annäherung und Aussöhnung zu ermöglichen. Als Pompejus dann aus Spanien nach Rom kam, ging er sofort in der gleichen Tendenz vor: er handelte nur folgerichtig, also auch völlig selbständig, als er im Jahre 70 die Sullanische Verfassung, die seinen Zwecken und Wünschen widerstand, annullieren ließ. Er erreichte damit sein Ziel; die Popularpartei gab ihm jedes Kommando, das er wollte. Dagegen hat er die Diktatur in Rom nicht gewollt, auch nicht im Jahre 61, als er aus Asien als der Mann des großen Erfolges und Ordner des Orients zurückkehrte. Es ist denkwürdig und kann nicht auf Zufall beruhen, daß eben damals Cicero seine Schrift De republica vorbereitete, in der er Scipio und Lälius die Idee entwickeln läßt, daß in schwierigen Zeiten in Rom ein Princeps, Rector oder Dictator nötig sei. Es

gibt ein unzweideutiges Anzeichen dafür, daß Cicero dies verfassungsgeschichtlich wichtigste Werk Roms damals im Hinblick auf Pompejus schrieb; Cicero hat damals nicht versäumt, es dem Pompejus anzudeuten: er, Pompejus sollte der Scipio sein, der in der genannten Schrift so Großes plant, den erschütterten römischen Weltstaat bei aller Selbständigkeit des Senats als Princeps zu lenken. Dem Pompejus aber paßte diese Rolle wenig; sie lag auch ursprünglich nicht in seinen Zwecken, und erst Augustus hat sie im Jahre 27 wirklich voll übernommen. Cäsar dagegen lehnte Ciceros Ideen schroff ab; er wollte vielmehr die absolute Militärmonarchie; darum legte er die Hand auf das Aerar des Senats, und nicht Augustus, sondern Mark Anton ist der wahre Fortsetzer der Prinzipien Cäsars gewesen.

An der Gestalt dieses Mark Anton haftet ein besonderes menschliches und also auch dichterisches Interesse. Wer ihn schildern will, muß bedenken, daß die meisten Nachrichten, die wir über ihn besitzen, aus dem ihm feindlichen Lager stammen, und daß der antike Reporter, wenn er haßt, als echter Südländer auf das dreisteste zu lügen pflegt. Die Nachrichten über Antonius stammen von Cicero, der sich wohl gehütet hat, sein schimpfendes Pamphlet, die zweite Philippica, jemals öffentlich vorzutragen; sodann von den Autoren der augusteischen Zeit, die doch großenteils das Mundstück Octavians waren.*) Eine mächtige Gestalt voll heiß pulsierenden Lebens; man streiche den schmutzigen Anwurf von ihr herunter, und man wird die weltgeschichtliche Bedeutsamkeit dieser großzügigen Figur ohne Beeinträchtigung wahrnehmen, die widerwärtigen Nebeneindrücke werden zurücktreten, und der Seelenforscher kann an diesem Antonius eine Tragödie reinster Wirkung studieren, die da zeigt, wie zügellose Kraft sich auslebt und sich selbst verzehrt; der Historiker aber kann sich durch ihn verdeutlichen, an welchem Abgrund damals Julius Cäsar den römischen Staat geführt hatte. Denn Antonius war das notwendige Ergebnis der Lage, die Cäsar geschaffen. Irgend jemand mußte aus ihr, als Cäsars eigene Person ausgelöscht war, die Konsequenzen ziehen. Mark Anton tat es. Das war seine Aufgabe in der Geschichte. Er war Cäsars Hauptschüler; Cäsar kannte ihn genau; aber er ließ ihn frei gewähren. Ein Pädagoge ist Cäsar eben niemals gewesen, und er hat es nicht vermocht, jüngere Männer irgendwie nachhaltig erziehend zu beeinflussen. Er benutzte den Antonius so wie er war, als vornehmste Stütze seines Regimes. Indem er ihn erst zum Magister equitum, dann im Schicksalsjahr 44 zu seinem Mitkonsul machte, hat er die offenkundig brutal-absolutistischen Gesinnungen des Mannes öffentlich gutgeheißen. So wie sich, — allerdings nicht ohne wesentliche Modifikationen — Pompejus in Octavian fort-

*) Dies habe ich in größerem Zusammenhang in meiner „Kritik und Hermeneutik" ausgeführt, München 1913, S. 101.



setzt, so Cäsar in ihm. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: man kann Cäsars Werk selbst nicht bewerten, ohne das unmittelbare Ergebnis „Mark Anton" mit in Betracht zu ziehen.

Octavian, des Antonius Besieger, hat dann, wie schon angedeutet, in seinem allgemein ersehnten Verfassungswerk an Ciceros Werk De republica angeknüpft, d. h. die Rolle, die Cicero dem Pompejus zudachte, übernommen. Und wir stehen damit in der römischen Kaiserzeit. Hier aber ändert sich sogleich die Aufgabe des Biographen. Für die Kaiserzeit gilt es vornehmlich zu zeigen, was die Weltherrscher, die auf Octavian gefolgt sind, aus dem großartigen Verfassungs- und Kulturwerk, das er geschaffen, gemacht haben.

In den letzten hundert Jahren der freien Republik standen eine Fülle von Kapazitäten nebeneinander, die kraftvoll sich einsetzen und sich bekämpfen: eine staunenswerte Kraufstausgabe. Das Römertum hat sich da im Uebermaß verschwendet. Wie anders die Kaiserzeit! Da gibt es auf einmal kein Nebeneinander der Bilder mehr; es gibt nur noch ein Nacheinander; nur die Kaiser und Kronprätendenten selbst lösen sich ab, und kein anderer führt neben ihnen her noch ein großes, weltgeschichtlich bedeutsames Leben; keiner, der für eine hochgegriffene Sache, eine Sache der Menschheit, machtvoll sich einsetzte; keiner — außer dem einen Seneca. Die geradezu zentrale Bedeutung Senecas, der nicht nur Schriftsteller, sondern auch großer Praktiker, Staatsmann und Geldmann, vor allem aber als ethischer Reformer in den höchsten Kreisen tätig war, habe ich in diesen Jahrbüchern, 1911, S. 282 ff., seinen Verächtern zum Trotz klar gestellt. In der römischen Kaiserzeit liegen die verschiedenen Regierungen der Cäsaren scheinbar wie lauter zusammenhanglose, in sich unfertige Bruchstücke nebeneinander; erst dadurch, daß man Seneca versteht und vor allem seinen Einflüssen nachgeht, erhält das zerrissene Geschichtsbild inneren Zusammenhang. Die Regierungen des Tiberius, Nero und Domitian waren nur retardierende Momente. In Wirklichkeit führt die Linie direkt von Augustus über Seneca zu Trajan. Gleich in seinen frühesten Schriften hat Seneca die Reichsverwaltung des Augustus als das Ideal, zu dem man zurück müsse, proklamiert, und das hat schon gleich den Kaiser Claudius bis zu einem gewissen Grade beeinflußt; dann hat Seneca selbst sein Ideal in seiner siebenjährigen Verwaltung der Geschäfte in den Jahren 54—62 zeitgemäß verwirklicht, und Senecas direkte Fortsetzer, die Kaiser, die er in De clementia plante, sind Titus und Trajan gewesen. So hat dann auch Trajan ausdrücklich an Seneca angeknüpft. Eine Evolution des Sittlichen in den oberen Instanzen, eine allmähliche Durchdringung der Regierungsgrundsätze und so auch des Kaiserrechts mit den ewigen Forderungen der Humanität, wie die Stoa sie formulierte, das ist der große und wesentliche Inhalt der ersten zwei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und wir sehen dem zu, wie die Gemeinnützigkeit den groben Egoismus endlich unterjocht,

die Kaiser selbst lernen, daß Herrschen soviel wie Dienen ist, und der Gedanke, daß auch der Stoiker, auch der sittliche Mensch Staatsdiener sein **kann**, ja, daß gerade er dem Gemeinwesen helfen **muß**, immer weitere Kreise erobert. Als Endzipfel in dieser aufsteigenden Linie verstehen wir Kaiser Mark Aurel.

Auch Hadrian, der Entdecker Mark Aurels, gehört in diese aufsteigende Linie. Aber er ist ein eigenartig fesselndes Problem für sich: nicht als ein Mensch, nur als ein loses Bündel unzähliger Eigenschaften, so erscheint er uns in den Scriptores. Mir scheint: man muß beachten und betonen, daß Hadrian kein Stoiker, daß er Platoniker war. Dadurch fällt auf sein wundervoll reiches, aber so ganz nach innen gekehrtes Wirken, ich will nicht sagen: ein verklärendes, aber doch ein klärendes Licht. Friede mit dem Ausland, ein bewaffneter, sicherer Frieden, das ist, was er durchzuführen sucht; dazu eine ausgleichende Beglückung aller Untertanen im weiten Reich; vor allem aber eine Beteiligung weitester Kreise an der Reichsverwaltung, am öffentlichen Leben selbst. Auch Platos Idealstaat setzte dauernden Frieden mit dem Ausland voraus; übrigens war Platos Staat organisiert nach den drei seelischen Funktionen des Verstandes, des Mutes und des Begehrens: Nus, Thymos und Epithymie. So ist nun auch in Hadrians Kaisertum der Philosoph, der Nus, Inhaber des Regiments, den Thymos repräsentieren die Legionen, die er in Waffen starrend zur Abwehr hinter dem Limes bereit stellt; vor allem aber wird der Stand der Epithymie, es werden die Großkaufleute, die „Ritter" — und das war seine große Neuerung — zu einer vornehmen Büreaukratie konstituiert, die, unter strenger Aufsicht, des Nus, die Reichsverwaltung in die Hand nimmt und die der Staat bezahlt. Denn alles, was Bildung hat, soll am Gemeinwesen beteiligt sein. Eben daher hat Hadrian auch begonnen, das Unterrichtswesen in Platos Sinn zu verstaatlichen, um dadurch die Bildung zu beaufsichtigen und auszudehnen. Der Idealstaat des Atheners hatte damit gleichsam die Welt erobert.

Aber Hadrian war auch als Pontifex maximus ein Neuerer, er hat auch eine neue Religion geschaffen, und hier erinnern wir uns des Jünglings Antinous, den er im Sinne des platonischen Eros — dies müssen wir ansetzen — zum Manne erzogen hat. Hadrian hat nicht nur den Zeuskult für die Griechen in großartiger Weise zentralisiert; er ist auch, soviel ich sehe, der erste gewesen, der dem Sol invictus huldigte, und schon darin spricht sich sein Verlangen nach Auferstehungsglauben und Unsterblichkeitsverheißung aus; denn der Sol invictus ist ja der sinnfällig täglich neu wiedergeborene, der auferstehungsfrohe Gott. Als aber Antinous etwa 25 jährig dahinstarb, hat Hadrian auch ihn zum Gott gemacht, und ich glaube bewiesen zu haben, daß auch die Antinousreligion, die hernach wirklich mehr als ein Jahrhundert überdauert hat, eine Auferstehungsreligion war. Hadrian kreierte sie in Konkurrenz

zum Christusdienst. Wie Osiris und Christus, so ist auch Antinous auferstanden. Dies stünde mir als unabweisliche Hypothese fest, wäre die Stadt Antinoe in Aegypten, die das Grab des Antinous birgt, auch nicht inzwischen ausgegraben worden. Jetzt ist die Hypothese zur Tatsache erhoben. Zu meiner Freude konnte ich, bevor ich meine „Charakterköpfe" abschloß, einen kurzen Fundbericht, der des Franzosen Gayet Ausgrabungen in dieser Stadt Antinoe betrifft, noch benutzen. Eine Fülle des Lehrreichen ist da freigelegt. Aber das Grab des jungen Gottes selbst hat der Spaten der neugierigen Forscher noch nicht berührt. Man plant natürlich auch das Grab baldmöglichst zu öffnen. Aber man wird es leer finden; denn der Gestorbene ist auferstanden. So dachte zum wenigsten damals Hadrian und alle, die mit ihm Antinousgläubig waren. Es wäre primitiv, in diesem wunderbaren Vorgang der Antinousapotheose nichts als die läppische Verliebtheit eines halbwahnwitzigen Sultans zu erkennen.

Marburg a. L. Th. Birt.

Literatur.

Richard Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. III, Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Bd. IV, Register zu I—III. (Schlesiens volkstümliche Ueberlieferungen, herausgeg. von Theodor Siebs, Bd. V, VI). Leipzig, Teubner 1913. XLVIII und 778, 222 S. 8°. Gebd. Mk. 13.—, 6.—.

Mit diesen beiden Bänden liegt das in diesen Blättern schon kurz angezeigte Sammelwerk über die sagenhaften volkstümlichen Ueberlieferungen Schlesiens abgeschlossen vor. Wenn man den Inhalt der drei starken Bände, zu denen sich noch ein sorgfältig ausgearbeiteter Registerband gesellt hat, überblickt, so muß man sich wundern sowohl über die Fülle des Stoffes, als auch über die unermüdliche Arbeitsfreudigkeit des Verfassers, der die Bausteine zu diesem großen Gebäude mit Bienenfleiß aus einer weitverzweigten und z. T. schwer zugänglichen Literatur zusammengetragen hat und außerdem überall eine Fülle von neuen und interessanten Varianten zwischen das schon gebuchte Sagengut einstreut. Ueber die benutzte Literatur gibt die im Registerband (S. 1—28) gebotene, 272 Nummern umfassende Zusammenstellung interessante Aufschlüsse. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Kühnau bis auf die ältesten erreichbaren literarischen Zeugnisse zurückzugehen bestrebt war; freilich setzen diese erst mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts ein (die erste angeführte Schrift ist die des Nicolaus de Gawer, De superstitionibus, 1405), und auch während des ganzen 16. Jahrhunderts fließen die Berichte noch sehr spärlich; erst seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts werden sie häufiger. In wie hohem Maße die in ihrem Werte freilich etwas ungleichen Berichte

über neue Sagen oder verschiedene Sagenfassungen der Vervollständigung des Buches und der Abrundung seines Inhalts zugute gekommen sind, ergibt sich schon nach kurzer Beschäftigung mit dem Werke. Freilich erwuchsen dem Verfasser durch dieses immerwährende Zuströmen neuen Materials sich steigernde Aufgaben in seiner Bewertung, Verarbeitung und Gruppierung. Trotzdem ist die Anordnung so getroffen, daß die Uebersichtlichkeit nicht leidet.

Nachdem Kühnau im ersten Bande die Spuk- und Gespenstersagen, im zweiten die Elben-, Dämonen- und Teufelsagen behandelt hat, führt der dritte ins weite romantische Gebiet der Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. Der über 800 Nummern (ohne die Varianten) enthaltende Band läßt den Reichtum Schlesiens an dieser Art volkstümlicher Sagengeschichten erkennen. Am stärksten sind die Zaubersagen vertreten. Da interessieren zunächst die Hexengeschichten. Von ihnen sind eine Anzahl (Nr. 1350—1370) aus dem 16. bis 18. Jahrhundert wiedergegeben in der richtigen Erkenntnis, daß der sich in ihnen widerspiegelnde Volksglaube eigentlich grundverschieden ist von dem Inhalte der Hexengeschichten neuerer Zeit. Während hier der Hexenwahn, die Hexenfurcht fast ausschließlich nur noch auf die niederen Kreise des Volkes beschränkt ist, während die Gestalt des Teufels selbst in ihnen mehr zurücktritt und seine verderbliche Macht und Bosheit (Hexenfahrten, Hexenmahle, Hexentänze) auf die Hexe selbst übertragen erscheint, spiegelt die ältere Form des Hexenwahns den über alle Gesellschaftsschichten verbreiteten Volksglauben an die Macht des Teufels als „Führer und Anstifter, als Herr über Leben und Tod der Hexen" wider. Und dieser Volksglaube erhielt seine staatliche Beglaubigung durch die erschreckende Anzahl grausamer Folterungen. „Darin gipfeln ja alle Hexenprozesse, der Angeklagten den Verkehr mit dem Teufel nachzuweisen." Die durch die Folter erpreßten Geständnisse sind nichts anderes als der Glaube des Volkes an die Macht des Teufels über den Menschen, eine erpreßte Bestätigung der volkstümlichen Ansichten. Indem diese ältere Gruppe von Hexenprozessen so ihrem inneren Wesen nach mit den Teufelsagen zusammenhängt, ließ sich auf dieser Brücke das Gebiet der übrigen Zaubersagen beschreiten. Unter ihnen sind nicht so sehr die Sagen vom Alp, Werwolf und Doppelgänger für die schlesischen Gebiete charakteristisch (Nr. 1457—1542), als die mehr als 50 Belege zählende Sammlung der Schwarzkünstlersagen. Teils ist in ihnen die Gestalt des Zauberkünstlers der Zigeuner, wie in den meisten ähnlichen Sagen aus anderen Teilen unseres Vaterlandes, daneben aber handeln viele von eigentlichen Wunderdoktoren und Heilkünstlern. Um diese Erscheinung zu erklären, braucht man sich nur daran zu erinnern, daß eine Reihe der berühmtesten Heilkünstler des 16. und 17. Jahrhunderts aus Schlesien hervorgegangen ist. Wie groß ihr Ansehen und der Glaube an ihre wunderbaren Heilmittel im Volke gewesen sein muß, läßt sich aus dem Niederschlage dieses Volksglaubens in den zahlreich und über das ganze Gebiet

verbreiteten Schwarzkünstlersagen ermessen. Schon der Umstand, daß das Andenken an den merkwürdigsten Vertreter dieser Kunst im 16. Jahrhundert in Deutschland, an den viel genannten und in ganz Europa wegen seines Wissens und seiner Kunstfertigkeit gerühmten Theophrastus Paracelsus (1493—1541), der nur vorübergehend in Breslau war, in der schlesischen Sage festgehalten wurde, läßt einen Schluß auf die Lebendigkeit des Volksglaubens zu. Wie sich um die Persönlichkeit des Schwarzkünstlers ein Geranke von Sagen schlang, so stehen auch die geheimnisvollen Wundermittel, denen er seine Erfolge verdankt, im Mittelpunkt der Bewunderung; daher rühren auch die vielen Sagen, die von Zaubermitteln handeln. „Sie geben uns Kunde, wie ein Mädchen den künftigen Bräutigam sehen, wie man verlorene Sachen wiedererhalten, wie man sich hieb- und stichfest machen, Freikugeln gießen, gegen Gift und böse Geister sich schützen kann u. a. dgl.", wie der Herausgeber in den einleitenden Erläuterungen (XXXVI) sagt. Wünschelrute, Galgenhand, Teufelsnägel und ganz besonders das „schwarze Buch" oder der „Höllenzwang", der auch „Teufelszwang" genannt wurde, sind wirksame Zaubermittel. Die Zahl der auf sie übertragenen Sagen muß bei der engen Verwandtschaft mit den Sagen über Schwarzkünstler und ihrer Beliebtheit im Volke früher größer gewesen sein. Nur wenig wirklich charakteristisch Neues hat der Verf. hierzu aus neueren Quellen bringen können, ein Beweis dafür, wie die Schätze an altem Sagengut im Volke allmählich immer mehr schwinden und wie schwer es ist, ihrer habhaft zu werden.

In dem folgenden großen Abschnitte sind die Wundersagen behandelt. Sie haben ihrem Wesen nach manches gemein mit den eben erwähnten Zaubersagen, unterscheiden sich von ihnen aber wesentlich dadurch, daß keine bestimmte Persönlichkeit in ihrem Mittelpunkte steht, von der das Wunder ausgeht. Sie führen uns mehr noch als diese in das Reich des Geheimnisvollen ein, ins Dämonenreich, das Reich der Unterwelt, ins Totenreich, wo die Seelen der Abgestorbenen „festgehalten werden, wohin ein Lebender nur selten sich verirrt und woher ein Toter ebenso selten auf kurze Zeit entlassen wird". Wie es hier unten aussieht, davon berichten die Sagen von den unterirdischen Gewässern, von dem verwegenen Besuche einzelner Sterblicher in der Unterwelt und von deren Beherrscher. Die systematisch bearbeiteten Zusammenstellungen dieses Abschnittes sind willkommene Beiträge zu der Vervollkommnung des in diesen Blättern angezeigten Versuches einer Darstellung der „Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen" (von Siuts). Viele Sagen berichten von dem Versinken einzelner Menschen in die Erde oder in Gewässer, größer noch ist die Zahl derjenigen, die von dem Untergange einzelner Bauwerke, ganzer Dörfer und Städte zu erzählen wissen. Als typisches Beispiel für die Art ihrer Entstehung mag hier nur an die mannigfaltigen Erklärungsversuche über die Erscheinung des Moosebruches und die Wunder seiner Tiefe, über den geheimnisvollen Untergang der „Hunstadt" und ihre in der Tiefe ver-

schlungenen Schätze erinnert werden. Der ganze Abschnitt (S. 371—382, ebenso S. 415—419, s. u.) zeigt, welche Mühe sich der Verf. gegeben hat, um Vollständigkeit zu erreichen, und welche Sorgfalt er auch auf die Ausgestaltung gewandt hat. Zu den Wundersagen gehören dann noch die Berichte über wunderbare Erscheinungen verschiedenster Art, über Verwandlungen, Bestrafungen, Erscheinungen an Leichen, Blutwunder, Erscheinungen im Luftreich, wunderbare Tiere und Pflanzen (hier sind einige Fassungen ganz neu), endlich auch über Bauwunder, die wohl nur wegen der Schwierigkeit, sie sonstwo unterzubringen, eingereiht sind. Als merkwürdiges Beispiel für die Hartnäckigkeit des Volksglaubens an Wunderdinge braucht nur an die ergötzliche Geschichte von dem „goldenen Zahn zu Weigelsdorf“ erinnert werden. Das vermeintliche Wunder (1593 wurde es an einem 7jährigen Knaben beobachtet) gab Anlaß zu den abgrundtiefsten philosophischen Spekulationen und den kühnsten Deutungen für die Klärung der politischen Lage („man deutete die Erscheinung auf den Untergang des türkischen Reiches“), auch theologischen Betrachtungen (fürs Jahr 1600 wurde das Ende der Welt angesagt), schließlich wurde das „Wunder“ nach zwei Jahren als gemeine Betrügerei entlarvt. Leider sind wir durch ausführliche zeitgenössische Berichte nicht über andere „Naturwunder“ ähnlich genau unterrichtet. Die Erinnerung an diese Geschichte ist festgehalten in dem Sprichwort: „Ein Wunder wie der goldene Zahn“.

Der letzte Abschnitt der Wundersagen endlich gilt den Vorbedeutungen und Prophezeiungen. Aehnliche Sagen, teilweise ganz die gleichen, finden sich auch in anderen Gegenden; Erwähnung verdienen hier nur die auf die große Zukunftsschlacht bezüglichen, dann aber vor allem jene, die von den schlesischen Propheten handeln. Neben seinen Wunderdoktoren besaß Schlesien auch Männer, die „das Volk als Propheten betrachtete und denen es wunderbare Gesichte und die Gabe, die Zukunft zu enthüllen, zuschrieb“. Außer dem Görlitzer Schusterssohn Jakob Böhme sind dies Hans Rischer, genannt Rischmann, der Prophet vom Prudelberge, und Christoph Kotter, der Prophet von Sprottau. Von ihnen erzählt das Volk noch heute, und zwar nicht nur in der engeren Heimat des Wundermannes. Ein sehr schönes Beispiel für Sagenwanderung und zugleich für Sagenübertragung ist (Nr. 1936) in der Rißmannschen Prophezeiung zu Liebau (Kreis Landshut) mitgeteilt. Rischmann (1590—1642) war aus Lomnitz bei Hirschberg gebürtig. Von der Hirschberger Gegend ist die Sage nach der Landshuter gewandert, und „sie hat sich von den Ereignissen des dreißigjährigen Krieges hinübergespielt auf die modernen Ereignisse des neuen Deutschen Reiches“, in dem die glorreichen Kriege auf Kaiser Wilhelm I. gedeutet wurden.

Der letzte große Abschnitt des Buches handelt von den Schatzsagen (Nr. 1938—2169). An Zahl kommen sie den Wundersagen fast gleich, an Originalität stehen sie ihnen nach. Außer den zwei Dutzend Glockensagen handelt die Mehrzahl von ihnen von Schätzen in Burgen und Bergen,

in Felsen und Hügeln, namentlich in Ruinen und abgelegenen, schwer zugänglichen Orten. „Das Kostbare, woran die Menschen ihre Seelen hängen, ihr bester Besitz, ihr Schatz — er entstammt den Tiefen der Erde, dem Unterweltsreiche und seinem Beherrscher, dem Teufel. Wer Schätze gewinnen will, hat mit dem Teufel zu ringen. Und wer Schätze besitzt, schwebt in beständiger Gefahr, dem Teufel zu verfallen", so faßt Kühnau (S. XLIII) ihr Wesen, ihre Bedeutung zusammen. Uns sollen hier nur noch kurz die Bergmannssagen beschäftigen, weil sie für die Landschaft charakteristischer sind, als die eben erwähnten. Sie hängen teils mit diesen zusammen, indem sie ebenfalls von den im Innern der Erde ruhenden unermeßlichen Schätzen berichten, teils mit den Sagen vom großen Unterweltsreich. Wie dort ist auch hier der Versuch, sie zu heben, ein kühnes Wagnis, sei es nun, daß dies „in regelrechtem Abbau der Erzgruben (Bergwerke) oder im unregelmäßigen Raubbau" geschieht. Schon um die ersten Anfänge des Bergbaus in Schlesien rankt sich die Sage (vgl. S. 729—32), und sie ist immer lebendig geblieben. Das erkennt man an den vielen Walensagen und ihren Nachklängen. Sie erzählen von den geheimnisvollen Männern (Welsche, Italiener, Venediger, Walen sollen es gewesen sein), die vom 15. bis 18. Jahrhundert in den schlesischen Bergen nach den Schätzen der Erde suchten. Galten die fremden Gesellen selbst schon im Volke als wunderlich, so noch mehr ihr Gebaren. Und wenn es ihnen glückte, Reichtümer aus dem Innern des Berges an das Tageslicht zu fördern, was Wunder, wenn sie dem Volke als zauberkundige Männer erschienen, die „es wohl verstanden, den schatzhütenden Geist oder Teufel zu bannen. Der Bevölkerung gegenüber waren sie sehr zurückhaltend und gegen unberufene Neugierde wußten sie sich zu schützen. . . . Plötzlich tauchten sie auf und ebenso plötzlich verschwanden sie, brauchten sie sich doch nur auf ihre weiten Mäntel zu stellen, und fort flogen sie auf rascher Luftfahrt in die südliche Heimat, in die sie auch manchmal andere Menschen mit sich entführten" (S. XLVIII). Noch heute ist der Glaube an die geheimnisvollen Burschen im Volke lebendig.

Der flüchtige Ueberblick über den Inhalt des Buches zeigt schon dessen große Mannigfaltigkeit. Das ganze Werk ist eine bedeutsame Bereicherung unserer Kenntnis von dem Sagengut unseres Volkes. Dankenswert, und namentlich auf ausgiebige wissenschaftliche Ausbeute des Werkes berechnet, ist der Registerband. Außer dem zeitlich geordneten Verzeichnis der benutzten Literatur, an das sich noch obendrein ein alphabetisch geordnetes Hilfsregister anschließt, enthält es (S. 31—75) ein alphabetisches Verzeichnis der Ortsnamen und Personennamen (S. 76—95), endlich, was das wichtigste ist, ein ausführliches Sachregister (S. 96—222).

Dr. H. Gürtler.

Die Krafft von Illzach. Roman von **Hermann Stegemann.** (3. Auflage.) Berlin 1913. Verlag Egon Fleischel & Comp. 322 Seiten. Preis 4 Mk.

Aus dem Elsaß kommt uns durch Hermann Stegemann ein vorzüglich geschriebener Beitrag zu den sich, sonderlich im letzten Jahre, mehrenden Kriegsromanen.

Die abgeklärte, vornehme Art seines Stils, durch die sich auch vorliegendes Buch auszeichnet, ist hinlänglich bekannt. Was aber „der Krafft von Illzach" eine ganz besonders sympathische Note gibt, das ist die gelassene Ruhe, mit der er sowohl die Zeit wie die Personen zu schildern versteht. Jede Parteinahme ist von vornherein ohne weiteres ausgeschlossen, so daß sich notwendigerweise auch die Konflikte harmonisch lösen. Der Inhalt des Romans sei hier kurz wiedergegeben.

Das Geschlecht derer von Illzach ist von Uranfangszeiten deutsch-elsässischen Ursprungs, wird aber durch viele Generationen hindurch, infolge äußerer Einflüsse, vollständig französisch. Claudine, die Tochter des alten Krafft v. Illzach, vermählt sich mit einem deutschen Offizier. Kurz darauf bricht der schon lang vorher gesagte Krieg zwischen Deutschland und Frankreich aus und Conrad, Claudinens Gatte, muß ins Feld ziehen. Ebenso ihr Bruder Marc. Mit gewaltiger Kraft versteht Stegemann die Kriegsgreuel zu zeichnen; wir sehen Straßburg fallen, den jüngsten Sprossen der Illzach ereilt der Heldentot, und schließlich stirbt auch der alte Freiherr von Krafft, nicht nur aus Gram über seines Sohnes Tod, sondern auch, weil er die Niederlagen Frankreichs nicht zu ertragen vermag.

Durch all die schweren Erlebnisse tritt ein Zwiespalt in Claudinens Seele, der sich so vertieft, daß sie schließlich ihren Gatten, der gegen ihren Bruder im Felde stand, förmlich zu hassen beginnt. Erst sehr allmählich findet sie Ruhe und Ueberlegung wieder, und damit kommt auch das Besinnen auf ihre Pflicht, die sie an den Gatten bindet. So schließt das Buch, das auch weitgehenden Anforderungen an Form, Sprache und Inhalt nichts schuldig bleibt.

Tagebuch der Liebe. Von **Ditleff von Zeppelin.** Mit Geleitwort von Johannes V. Jensen. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. 109 Seiten. 1914. Verlag von Rich. Hermes, Hamburg. Preis: Pappband 2 Mk.

Unschwer ist zu verkennen, wieviel Ditleff von Zeppelin dem stillen Romantiker und Vorkämpfer einer neuen Epoche nordischer Dichtkunst, Hans Peter Jakobson, verdankt. Er hat sich an ihm gebildet und ist an ihm gewachsen. Zeppelin steht erst am Anfange einer Dichterlaufbahn, aber alle Voraussetzungen, die zu der Annahme berechtigen, daß wir noch manches Gute von ihm erwarten dürfen sind gegeben. Jensen nennt ihn „einen Mann des neuen Geschlechts, dessen Zukunft in den Kern des Jahrhunderts hineinreicht, von dem andere bis auf weiteres nur die Schale

gesehen haben". Das Tagebuch der Liebe gibt Kunde von einem reichen, tiefen Talent und von überzeugendem, individuellem Schauen und Erleben des Verfassers. Der junge Dichter gestaltet nicht nach dem Leben, er schafft aus dem pulsierenden Leben heraus. Da ist nirgends eine Steigerung des Problems, keine Tendenz, keine Mache. Alles wirkt so selbstverständlich, so bezwingend natürlich und einfach. Mit köstlicher Frische und doch so zarter Zurückhaltung skizziert Zeppelin das Werden und Erwachen der Liebe zweier blutjunger Menschenkinder. Von Sentimentalitäten, ungesunder Gefühlsschwärmerei und Phantasterei findet sich keine Spur. Dafür aber erleben wir die feinsten Schattierungen undefinierbaren „Halb wußten sie's, halb wußten sie es nicht" bis zum Augenblick des sich ganz Bewußtwerdens ihrer eigenen Psyche, in allen Phasen mit. Und dann kommt der Schluß. Der Alltag tritt an Stelle erhoffter Erfüllung; Liebe ist Sehnsucht, Wollen, Erwartung; zugleich aber auch Ruhe und stilles Sich-genügen-lassen. Die Naturschilderungen sind in all ihrer kindlichen Einfachheit stimmungsvoll und geben dem Buch eine warme, dekorative Tönung.

Das Einleitungskapitel zum „Tagebuch der Liebe" ist vielleicht nicht ganz leicht verständlich gegeben, doch mag dies wohl zum Teil an der im allgemeinen vorzüglichen Uebersetzung liegen. Johannes V. Jensen hat dem kleinen Buch der Liebe ein paar warme Worte mitgegeben — schon diese Tatsache verbürgt die Güte der Dichtung.

Das Haus „Zum großen Kefig". Erzählung von Ruth Waldstetter. Berlin. Verlag von Gebr. Paetel. (Dr. G. Paetel). 1913. 207 Seiten. Preis 3 Mk. (4 Mk.)

Das Buch ist das Resultat ausgesprochen dichterischer Begabung und starken Könnens. Weit und klar liegt das Leben vor Ruth Waldstetter. Der Möglichkeiten, zu gestalten, bieten sich ihr so viele, daß sie diese Ueberfülle mit absichtlicher Nüchternheit und Strenge zu meistern sucht. An und für sich mag dies ein Vorzug literarischen Schaffens sein, solange ein Mittelweg eingehalten wird. Die Autorin geht etwas zu weit in herber Verschlossenheit. An rechter Stelle mit sicherer Hand da und dort ein paar Farben aufsetzen, belebt und hebt die Gesamtwirkung. Was sich „im großen Kefig", einem Schweizer Patrizierhaus, ereignet, tritt als scharf umrissene Tatsache vor den Leser, ihn die eigentliche Herausgestaltung der Handlung in dem Nichtgesagten mehr ahnen, als in dem Gesagten wissen lassend.

Ein Kaufmann heiratet die Tochter des Hauses „Zum großen Kefig". Durch die Gründung eines Warenhauses in gleicher Stadt geht Wohltrauts Geschäft immer mehr zurück und kommt schließlich in Konkurs. Auch die Familienbande werden durch den Umschwung der Verhältnisse gelockert. Die Mittel fehlen, um den heranwachsenden Kindern die Möglichkeit eines Studiums zu geben. Wir sehen den Sohn, der seinen

Herzenswunsch, Ingenieur zu werden, aufgeben muß, mit eiserner Energie die Kunstschlosserei erlernen, und die jüngste Tochter Eva ihre Musikstudien vollenden, aus eigener Kraft, freilich auch nicht ohne inneren und äußeren Kampf. Die älteste Tochter widmet ihr Leben, nach dem Tode ihres Gatten, der Mission, Frau Wohltraut stirbt. Ihr Gatte findet ein neues Glück, und damit auch Regelung seiner äußern Verhältnisse, in der Ehe mit einer wahlverwandten Jugendfreundin. Der an und für sich anspruchslose Stoff ist zu einem Kabinettstück seiner Erzählungskunst geformt und wird Ruth Waldstetter gewiß auch über die Grenzen ihres Schweizer Heimatlandes hinaus einen guten literarischen Namen sichern. Trotz allem Guten soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß die Autorin, wenn sie Dialekt (wie hier den Münchener) anwenden will, bis in die kleinste Nuancierung sattelfest sein muß. Ein echter Altbayer mag weidlich überrascht sein, wenn er Ruth Waldstetter „münchnern" hört.

Wiesbaden. M. v. L.

Früchte der Einsamkeit von William Penn (1693—1718). Ins Deutsche übertragen von Siegfried Grafen von Dönhoff, Dr. rer. pol. Mit einem Begleitwort von Professor Schröer. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der englische Titel dieses Buches lautet: Some Fruits of Solitude, in Reflections and Maxims, Relating to the Conduct of Human Life. Es enthält Betrachtungen und Maximen, die William Penn, der von Karl II. für eine Schuldverschreibung einen Landstrich an der Ostküste von Nordamerika erhalten und dort als tatkräftiger Pionier europäischer Zivilisation einen Staat, später nach ihm Pennsylvannien genannt, geschaffen und zur Freistätte für alle um ihres Glaubens willen Verfolgte gemacht hatte, zu seiner eigenen Befriedigung niedergeschrieben und als eine Hülfe zu menschlicher Lebensführung veröffentlicht hat, als er, wie er in der Vorrede sagt, aus dem lärmenden Gedränge der Welt ausgetreten war und sein Leben in beschaulicher Muße überblicken konnte. Sie atmen den Geist schlichter Frömmigkeit, verbunden mit aus eigener Erfahrung gewonnener Weltklugheit und fesseln durch die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks und die Abgeklärtheit einer in Gott gegründeten Lebensauffassung und Gesinnung. Wie viel diese, die man englischen Puritanismus zu nennen pflegt und deren Echtheit man oft sehr mit Unrecht anzweifelt, zur Weltherrschaft der angelsächsischen Rasse beigetragen haben, ist erst kürzlich von dem Nationalökonomen von Schulze-Gävernitz in einem Buch über den englischen Imperialismus gewürdigt worden. William Penns Buch ist ein Dokument des Geistes, der zur Zeit der Stuarts in den glaubensstarken Protestanten Englands lebendig war und auch heute noch nicht ganz erloschen ist. Für den, der es von diesem Gesichtspunkt aus liest, ist es ein sehr interessantes Buch. Ob es so viele

Leser finden wird, daß die gewiß sehr mühevolle Uebersetzung — die englische Sprache hat sich seit der Zeit William Penns natürlich weiter entwickelt, und manche Ausdrücke haben heute eine andere Bedeutung wie damals -- nicht eine verlorene Liebesmüh bleibt, ist jedoch sehr die Frage. Man kann auch nicht sagen, daß, wer es nicht liest, dadurch einen großen Verlust erleidet. Viele der Wahrheiten, die es über allerlei Lebensfragen, wie Liebe und Ehe, Sparsamkeit und Freigebigkeit, Zucht und Sitte, Fleiß und Mäßigkeit und andere mehr, enthält, stehen, wenn auch in etwas anderer Form, schon in der Bibel und sind längst Allgemeingut geworden; andere muten uns als recht nüchtern und alltäglich an. Unter den Aussprüchen über Erziehung und Unterricht sind manche, die beweisen, daß William Penn in der Beziehung seiner Zeit weit überlegen war. Die Klage, daß die Knaben mehr zu Gelehrten als zu Männern erzogen werden, daß ihr Gedächtnis zu früh mit Worten und Regeln überladen und ihre Begabung für technische und physikalische Erkenntnis vernachlässigt wird, die auf Beobachtung beruhende Erkenntnis, daß Kinder lieber etwas gestalten, zeichnen, zusammensetzen und bauen, als Regeln auswendig lernen, daß Sprachen zwar nicht zu verachten, aber Sachen vorzuziehen sind, und daß das, was sinnenfällig ist, zu einem Bestandteil des Anfangsunterrichtes gemacht werden sollte, sind so neuzeitlich, daß man sehr überrascht ist, ihnen in einem Buche zu begegnen, das über zwei Jahrhunderte alt ist. Die Betrachtung, mit der William Penn seine Aufzeichnungen schließt, handelt von der Liebe, die im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes so begeistert gepriesen wird; ihre letzten Worte lauten: „Wollte Gott, diese göttliche Tugend wäre unter den Menschen mehr verbreitet, vor allem unter denen, die das Christentum für sich in Anspruch nehmen; wir würden dann mehr auf wahre Frömmigkeit als auf dogmatische Streitfragen achten und mehr Liebe und Mitleid üben, anstatt einander zu tadeln und zu verfolgen.“ Wer unterschrieb diese Worte nicht von ganzem Herzen?

Lebensbilder von Honoré de Balzac, dem Verfasser des letzten Chouan oder die Bretagne im Jahre 1800. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Schiff. Drei Teile in zwei Bänden. Mit einer Biographie Schiffs herausgegeben von Friedrich Hirth. 1913. München und Leipzig bei Georg Müller.

Friedrich Hirths Versuch, die Ehre des jetzt wohl kaum noch und zu seiner Zeit auch nur wenig gelesenen Schriftstellers Dr. Hermann Schiff zu retten, wird kaum vielen Erfolg haben. Aus der Biographie, durch die er ihm ein rühmliches Gedächtnis sichern wollte, geht unwiderleglich hervor, daß er zu den verkannten Genies gehört hat, denen „ihr Leben wie ihr Dichten zerrinnt“, weil sie schwache Charaktere und zügellose Phantasten sind, denen nicht zu helfen ist. Ohne die Schillerstiftung, die ihn während der letzten fünf Jahre seines verfehlten Daseins unterstützte, wäre er in einem Hamburger Armenhause elend verkommen oder hätte

in einem Trinker-Asyl geendet. Jedenfalls war er, als er 1867 starb, kaum noch zurechnungsfähig. Friedrich Hirth ist der Ansicht, daß er in der Geschichte der Literatur nie hätte so gänzlich vergessen werden sollen, wie tatsächlich der Fall ist, denn außer in der von Karl Gödeke wird sein Name in keiner einzigen auch nur erwähnt. Er gehört auch nicht hinein; denn nichts von dem, was er geschrieben hat, bereichert aber und vertieft unsere Welt- und Menschenkenntnis. Sein Biograph hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ein zehn enggedruckte Seiten umfassendes Verzeichnis seiner Werke zusammenzustellen; es sind Novellen, Dramen und Aufsätze verschiedener Art, von denen einige in ganz angesehenen Blättern erschienen sind, ohne wirklichen literarischen Wert zu besitzen. Auf den materiellen Ertrag seiner Schriftstellerei angewiesen, schrieb er für das stoffhungrige Lesepublikum von Almanachen und Journalen verworrene, phantastische Erzählungen voll grober Effekthascherei, ohne Einheitlichkeit, Planmäßigkeit und Stil, in denen Romantik und Realismus, Sentimentalität und Gefühlsroheit wunderlich miteinander verquickt waren. Die sieben Novellen, die er 1831 unter dem Titel „Lebensbilder von Honoré de Balzac" herausgab, und die Friedrich Hirth für am würdigsten hält, der Vergessenheit entrissen zu werden, sind eine literarische Mystifikation; denn es handelt sich darin nicht um eine Uebersetzung, sondern um eine Parodie des großen französischen Realisten, von der er sich Geld und Ruhm versprochen hatte. Fabel, Dialog und Charaktere waren darin umgeschmolzen, aber sich an der Schalkhaftigkeit erfreuen, konnten doch nur solche, die Balzac genau kannten, und deren Zahl war damals in Deutschland noch sehr gering. In Frankreich hatte man seine Freude an Jules Janins genialer Nachbildung von Victor Hugos „Le dernier jour d'un condamne" gehabt, und L'âne mort et la femme guillotinee war mehr gekauft worden als das Original; in Deutschland war der Roman Walladmore, durch den Willibald Alexis bewiesen hatte, wie leicht es sei, Walter Scotts Manier nachzuahmen, großen Erfolg gehabt, aber Schiffs Spekulation mißlang; niemand erkannte, daß in den Lebensbildern nicht der unverfälschte Balzac zu Worte gekommen war, sondern ein armer deutscher Schriftsteller, der keinen anderen Weg sah, ein zahlreiches Lesepublikum zu finden, als, indem er sich maskierte, und dem der französische nur als Sprungbrett dienen sollte, von dem er sich abschnellte, um zu eigner Anerkennung zu gelangen. Balzac trat in Deutschland seine Siegeslaufbahn an, Schiff blieb unberühmt, und seine Schelmerei ist auch heute noch nur ein literarisches Kuriosum. Wie Recht hatte doch Göthe, als er zu Eckermann sagte, daß der Erfolg eines Schriftstellers beim Publikum nicht ausschließlich von der Größe seines Talents, sondern ebenso sehr von seinem persönlichen Charakter abhänge. Die Einbeziehung des moralischen Wertes eines Schriftstellers bei seiner ästhetischen Beurteilung kann freilich leicht zu einer spießbürgerlichen Engherzigkeit

führen, beruht aber im Grunde auf der durchaus berechtigten Anschauung, daß der Beruf des Schriftstellers, wenn er ehrenwert sein soll, ebenso wie jeder andere einen gefesteten, einwandfreien Charakter verlangt. Friedrich Hirths mit soviel Fleiß und Liebe geschriebene Biographie des Unglücklichen wird das Urteil über dessen verfehltes Leben und Streben nicht ändern, ist aber als Zeitdokument durchaus lesenswert und kann als solches nur aufs wärmste empfohlen werden.

Aus meiner Gedankenwelt. Essays von Alberta von Puttkamer. Verlegt bei Schuster & Loeffler. Berlin und Leipzig. 1913.

Alberta von Puttkamer wird als lyrische Dichterin von vielen Isolde Kurz und Ricarda Huch gleichgestellt, weil sie trotz ihres heißen Temperaments niemals die Linie der Schönheit überschreitet und wie sie einen künstlerischen Idealismus hegt, der ebenso erfreulich wie leider selten ist. Sie ist aber nicht nur Lyrikerin, sondern auch eine sehr lesenswerte Essayistin, wie der vorliegende Band „Aus meiner Gedankenwelt" beweist. Manche ihrer Betrachtungen über Kunst und Leben sind nicht nur reizvoll durch den Einblick, den sie uns in ihr Seelenleben gewähren und durch den feinen Unterton, der darin mitschwingt, sondern auch durch die Treffsicherheit ihres Urteils, das oft von dem hergebrachten abweicht. Gleich in dem ersten Aufsatz „Heimatkunst", ein Name, den die Gegenwart geprägt hat und der so vielfach gemißbraucht wird, macht sie kein Hehl aus ihrem Zweifel an deren künstlerischem Wert. Sie beantwortet die Frage, ob die Heimatkunst einen Fortschritt für die Gesamtentwicklung der Kunst eines Volkes bedeutet, mit einem entschiedenen Nein und weiß dieses Nein in überzeugender Weise zu begründen. — Und welcher denkende Menschenfreund wird nicht in ihre Klage über „die Geheimnislosigkeit unsrer Zeit" mit einstimmen? Wie man mit Hilfe der Röntgenstrahlen alles durchleuchtet, was bisher undurchdringlich schien, so will man auch Linien, Tiefen und Verschwiegenheiten des Lebens, die das natürliche Gefühl in die webende Dämmerung des Geheimnisses weist, restlos erkennen und macht nicht einmal mehr Halt vor der Schwelle der Familie und ihrem innersten Seelenleben. Alberta von Puttkamer weist eindringlich auf die Gefahren hin, die die Geheimnislosigkeit unserer Zeit für das ethische Leben hat, und ganz besonders auf die des vorzeitigen Erklärens und Beleuchtens geschlechtlicher Vorgänge. Sie erinnert daran, daß Carlyle gesagt hat, die Alten hätten das Schweigen zu einer Gottheit gemacht, weil es etwas Heiliges sei. Auch über Repräsentationspflichten und Geselligkeit, über produzierende und reproduzierende Künstler und allerlei andere Kunst- und Lebensfragen sagt sie manch goldenes Wort. Ihre stimmungsvollen Bilder aus der Natur, wie in „Frühlenz", „Dämmerung", „Herbst", beweisen, daß sie auch als Denkerin immer noch Dichterin bleibt. Es ist das Seelische in der Natur, das sich ihrem Dichterblick entschleiert, und für das sie schöne, poetische Worte findet; ihr flüchtet sie sich, wenn ihr bange um das Herz ist, und Menschenwort

ihr keine Beruhigung bringt. Für sie gilt Goethes Wort: „Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet.“ Für viele Leser werden ihre geschichtlichen Erinnerungen, die mehr als den dritten Teil des Buches bilden, am interessantesten sein. Als Gattin eines Mannes, der von 1879—1901 unter drei so gänzlich verschiedenen Statthaltern von Elsaß-Lothringen, wie es der Feldmarschall von Manteuffel und die beiden Fürsten von Hohenlohe waren, erst als Unterstaatssekretär der Justiz und des Kultus und dann als Staatssekretär und Leiter des Ministeriums, tätig gewesen ist und sich von allen dreien hoher Anerkennung und Wertschätzung erfreut hat, hatte sie Gelegenheit, so manche Großen der Erde kennen zu lernen, und ihrem dichterischen Tiefblick offenbarte sich vieles von dem rein Menschlichen in deren Eigenart, das gewöhnlichen Beobachtern verborgen bleibt. Künftige Geschichtsschreiber werden sicherlich nicht gleichgültig vorübergehen an ihrer Schilderung der beiden Statthalter, deren Charakterbild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte schwankt, und werden sich vielleicht auch sonst noch durch ihr Urteil über manche andere Persönlichkeit beeinflussen lassen.

M. Fuhrmann.

Theater-Korrespondenz.

Neueinstudierungen von Shakspere's Dramen im Deutschen Theater.

Romeo.

Nach der Mehrzahl der Shakspere-Vorstellungen des Reinhardt-Theaters habe ich das Haus verlassen mit dem beglückenden Bewußtsein, daß das Schönste und Höchste, was meine bescheidene Liebe in den Schöpfungen dieses Herrschers — nicht über die Welt (das wäre nicht viel), sondern — über die Seele der Welt, zu finden vermochte, hier bestätigt und durch sichtbare Gestaltung zur Vollendung geführt sei. Ich habe geglaubt, daß diese Wirkung auf dem für die Kunst allein legitimen Wege, durch die Erregung der Empfindung, zustande gekommen sei, und habe das Gefühlsfundament jenes Bewußtseins an dieser Stelle bloßzulegen versucht. Andere mögen anderes glauben — vielleicht: Wer weiß, wieviel ästhetische Voreingenommenheit, wieviel historische oder philologische*) Befriedigung in solchem Urteil gerade eines Shakspere-Forschers mitspricht! Umso erfreuter bin ich immer gewesen, wenn ich von verständigen Zuschauern, bei denen keine Voreingenommenheit vorausgesetzt werden konnte, gleiche oder ähnliche Urteile gehört oder gesehen habe, wie am Schlusse der Vorstellung das Haus regulär, wie der Engländer sagt, brought down war — „klein gemacht", möchte ich übersetzen — und die Stärke der allgemeinen Empfindung in der Reflexwirkung eines phrenetischen Beifallssturmes sich kundgab. Auf solche Wirkungen nichts zu geben, wäre ebenso falsch wie übermütig; die echte dramatische Kunst hat ihre Wurzeln eben nicht in einzelnen Menschenseelen, sondern in der Menschenseele und wirkt auf alle, auch auf solche, die sonst in minderwertigen Theatern sensationeller Kunstentartung Beifall zu zollen die innere Möglichkeit haben. So war es gestern wieder: den sechsten Hervorruf Julias und Romeos habe ich noch mitgemacht; dann drängte die Zeit, aber in der Garderobe hörte ich noch immer weiter klatschen.

---

*) Reinhardt muß natürlich, wie jeder stramme Regisseur, zur der scharfen Ausdeutung und exakten Verkörperung des dichterischen Wortes auch Philologe sein.

Was würden die Engländer darum geben, wenn sie eine Shakspereбühne wie unser Deutsches Theater hätten! Man liest dort sehr wenig Shakspere: die vielen, heute unbekannten Wörter und Wortbedeutungen des älteren Englisch schrecken die mittlere Bildung ab; das Kunstinteresse ist überhaupt auf einen recht kleinen Kreis beschränkt, und die Zeit, die zur Aufnahme der gediegensten Geistesschätze übrig bliebe, wird durch den, wie jetzt auch bei uns, bis zum Unsinn gediehenen Sport und durch ein gesellschaftliches Leben von unendlicher Eintönigkeit absorbiert. Shakspere erscheint, wie man aus dem Athenaeum ersehen kann, auch selten auf der Bühne, und dann in sterilisierter Gestalt: aus dem keuschen Dichter der Wahrheit wird die Lüge der Sensation und des Melodramas herausdestilliert. Umso zufriedener können wir sein, daß der Dichter, der in seinem Vaterlande seine Heimat eigentlich nicht hat, bei uns nach mancherlei Bühnenverfälschungen in den letzten Jahrzehnten im Geiste und in der Wahrheit dargestellt wird, besonders von dem Leiter des Deutschen Theaters, der sich damit um unsere an dem Ueberfluß der Kultur und des Geldes erkrankte Zeit ein großes Verdienst erwirbt. Wer kann die Keime des richtigen Empfindens und der wahren Lebenserkenntnis zählen, die durch diese herrlichen Kunstgebilde in die Seelen der Zuschauer gepflanzt werden? Das ist kein Ueberschwang: es hieße die Gegenwart mit blinden Augen betrachten, wenn wir uns nicht sagen wollten, daß ein derartig tiefgegründeter und nach außen reicher Shakspere-Kultus, wie ihn das Deutsche Theater betreibt, bisher niemals dagewesen ist und vielleicht niemals wiederkehren wird. Denn auch das Gute währt in diesem Dasein nur kurze Zeit. Darum wollen wir dem großen Schöpfer dieses Kultus bei seinen Lebzeiten geben, was ihm gebührt, und dabei unser liebes Selbst nicht vergessen, in der Erinnerung an das Horazische: „Genieße den Tag!“

Die Neueinstudierungen Reinhardts sind zum großen Teil auch Neuausstattungen; das war bei dem Kaufmann zu bemerken und ist hier noch auffallender. Zunächst war für die Kämpfenden mehr Platz geschaffen: das Duell zwischen Tybalt und Mercutio und danach das zwischen Romeo und Tybalt spielte sich früher auf einem so engen Raume ab, daß die Stufen des hier gelegenen Brunnens miteinbezogen werden mußten, was bei jedem wirklichen Duell undenkbar gewesen wäre. Wieder sahen wir keine Bühnenschlachten; die Kämpfe wurden so ernst, mit solcher ingrimmigen Leidenschaft geführt, daß das kampfesfrohe germanische Herz im Busen lachte. Hier konnte man auch eine betäubende Fülle wilden Geschreis hinnehmen, zumal die Kämpfer Romanen waren.

Das luftige Wohnzimmer der Capulets mit der hohen Treppe an der einen Seite und der stattlichen Galerie, die an der Hinterwand des Gemachs hinführt, war beibehalten. Natürlich: denn die geschmackvollen Wohnräume der Renaissance verabscheuen die langweilige ungebrochene Rechtwinkligkeit; da man über die Treppe und die Galerie ein- und abgeht, so erhalten die Bühnenbilder dadurch eine natürliche Bewegung. Und — sollte die Treppe

nicht auch um Julias willen gebaut sein? Sie muß ja doch beim ersten Auftreten diese Treppe leichtfüßig hinabspringen, um zu zeigen, daß sie noch nicht vierzehn Jahre alt ist. In der ersten Ausstattung sah man an der Galerie die weiß verhängten Fenster eines Zimmers, an denen sich die Schatten der Tanzenden bewegten. Diese sind gefallen, und mit Recht; denn da der hintere, durch Säulen und Vorhänge abgeschlossene Teil des Saales auch als Tanzraum dient, so war nicht einzusehen, weshalb in zwei Etagen getanzt werden sollte.

Ebenso vorteilhaft war die Aenderung des Schauplatzes der letzten Szene. In der ersten Ausstattung sah man den Kirchhof und das darunterliegende Grabgewölbe zugleich; man blickte also auf die Schnittfläche des Erdbodens, auf dem sich die Figuren bewegten, anscheinend nicht ohne Gefahr, hindurch und ins Grabgewölbe zu fallen. Die neue Einrichtung hat für dieses eine zwei Szenenbilder: zuerst sieht man auf dem Kirchhof das Erbbegräbnis von außen, dann im Innern.

Der erste Romeo war gewiß keine geringe Leistung. Aber der unermüdliche Leiter weiß, daß das Gute besser werden kann. Und die „Neueinstudierung“ ist keine Redensart; der Kenner des ersten Romeo macht bei diesem zweiten durchweg die Wahrnehmung, daß alles Einzelne mit vertiefter künstlerischer Einsicht charakteristischer, lebenswahrer, effektvoller herausgearbeitet ist; und die vielen Einzelwirkungen geben eine schöne Summe von Gesamtwirkung ab. Um das zu erreichen, dazu gehört auf der einen Seite ein einziger machtvoller Wille, auf der anderen eine willige Unterordnung unter die eine überlegene Geisteskraft; mit einem Wort, es gehört dazu altpreußische Disziplin, die den Erfolg sichert. Und wie der Feldherrnblick des Führers auch das geringste Detail durchdringt, dafür nur ein Beispiel. Ich habe in anderen Romeo-Vorstellungen niemals bemerkt, daß die Diener der beiden feindlichen Häuser als distinkte Wesen vor uns hingestellt werden; man gibt sie erstwie, und es kommt ja auch nicht viel darauf an. Wenn hier der Vorhang zum erstenmal aufgeht, liegt der eine von den Capulet-Mannen auf dem sehr breiten Geländer der Treppe, welche zu dem Beischlag des Herrenhauses hinaufführt. Er heißt zwar Gregorio, scheint aber nach seinem Phlegma und der Seelenruhe, mit der er die Kämpfe betrachtet, ein deutscher Söldner zu sein, der augenblicklich keine bessere Verwendung hat finden können. Der andere, der auf der untersten Treppenstufe sitzt, ist ein ganz junger, beweglicher, heißblütiger Italiener, aber noch ein Neuling im Raufen und nicht ganz sicher. Ihnen tritt von den Montagues ein langer, älterer Kerl gegenüber, ein pedantischer Klopffechter, der nach den Regeln der Raufkunst einen Streit vom Zaune bricht und ihn nach den Regeln der Raufkunst ausficht, sobald die Beleidigung gefallen ist. Der ihn begleitende stumme Balthasar ist ein harmloses junges Blut. Und nun verfolge man die Reden jener Drei im Text und frage sich, ob ihre äußere Gestaltung nicht vollkommen ihren Worten entspricht.

Die höchste Vervollkommnung dieser Neueinstudierung zeigt sich in dem jungen Heldenpaar, das von denselben Künstlern wie früher dargestellt wird. Es ist mir im ersten Romeo nicht so wie heute aufgefallen, daß seine große Jugendlichkeit im Spiel ganz besonders betont wird; und das Tragische ist doch eben, daß diese erwachsenen Kinder sich im Zauberwald der Liebe verlieren und vereinsamt, verzweifelnd — wie heute so viele — zugrunde gehen. Man denke nur an den köstlichen Zug gleich in der ersten Szene, wo Julia von der Mutter gefragt wird, ob sie noch niemals Lust empfunden habe, sich zu vermählen, und darauf antwortet:

Ich träumte nie von dieser Ehre noch.

Man denke an den Heiratsantrag, den das heißverliebte, aber sittsame Mädchen dem Geliebten macht. Oder an die Abschiedsworte Julias in der Garten-Szene:

Es tagt beinah, ich wollte nun, du gingst;
Doch weiter nicht, als wie ein tändelnd Mädchen
Der Hand enthüpfen läßt ihr Vögelchen,
Am Fuß gehalten von gewobener Fessel,
Und dann zurück ihn zieht am seidenen Faden;
So liebevoll mißgönnt sie ihm die Freiheit.
Romeo: Wär' ich dein Vögelchen!
Julia: Ach, wärst du's, Lieber!
Doch hegt' und pflegt' ich dich gewiß zu Tod.

So spricht ein zärtliches Kind, und vielleicht hätten diese Worte etwas spielerischer herauskommen können.

Ebenso Romeo. Sein Verhältnis zu dem gutmütigen, weltunkundigen Bruder Lorenzo, der von Pagay wieder ausgezeichnet dargestellt wurde, ist das eines übermütigen, verzogenen Jungen zu einem nachsichtigen alten Onkel, gegen den man sich bei aller Liebe manches herausnehmen darf; es ist ein geradezu zärtliches Verhältnis zwischen beiden. Die Beleidigung des rohen Raufboldes Tybalt, der weiter nichts im Sinne hat, als so viele Montagues wie möglich über den Haufen zu stechen, steckt er freundlich ein und bietet ihm seine Liebe an, weil er — der Vetter seiner Geliebten ist. Als der Fürst ihm nach der Tötung Tybalts das Leben schenkt, aber ihn aus Verona verbannt, gerät er außer sich über diesen Spruch, der ihm doch nicht alle Hoffnung nimmt, weil er ihm die Trennung von Julia auferlegt — „der kindisch blöde Mann".

Julia (Camilla Eibenschütz) war blond; das war gut, denn die von unseren Vorfahren in Norditalien zurückgelassene Blondheit galt während der Renaissance für ein Erfordernis höchster weiblicher Schönheit. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn sie markiertere Züge und nicht ein typisch deutsches Gesicht gehabt hätte. Aber auch das schadete nicht viel; denn, wenn der Dichter den Liebenden auch in ihrem sinnlichen Feuer und ihrer

Leidenschaftlichkeit überhaupt ausgesprochen südliche Züge geliehen hat, die Tiefe der Empfindung stammt doch aus seinem germanischen Herzen, das, wie ich vor Jahren hier ausgeführt habe, um die Zeit der ersten Anfänge des Romeo, während seines italienischen Aufenthalts, krank von Liebessehnsucht war, wie die so vielfach an Romeo anklingenden Trennungssonette beweisen. Die Künstlerin war innerlich, nicht äußerlich, älter geworden; sie hatte den Dichter dieses Mal tiefst erfaßt und ganz begriffen; denn die Darstellung, von Anfang bis zu Ende psychologisch vortrefflich pointiert, wuchs mit der Schwierigkeit der Aufgabe und war auf ihrem Höhepunkt während der furchtbaren dramatischen Antithese, wo die Heldin nach den Liebeswonnen, von den eigenen Eltern zerschmettert, zum Giftfläschchen greift. Shakspere ist ja immer groß gewesen in der Schaffung Mitleid erregender Situationen — Lear und Hamlet sind neben dieser Tragödie Musterbeispiele dafür —, aber diese Situation wurde hier auch bis zur letzten Neige darstellerich ausgesogen; und der stürmische Beifall am Schluß war ein Niederschlag des unsäglichen Mitleids, das die Heldin zu erregen gewußt hatte.

Indessen — wir erreichen niemals etwas allein, ohne fremde Hilfe, weder im Leben noch auf der Bühne. Und so wäre auch Julias Erfolg ohne die gleichgestimmte Mitwirkung ihres Romeo, ohne das Einssein und Ineinanderspielen des Liebespaares unmöglich gewesen. An die fremdländische Artikulation Moissis haben wir uns jetzt wohl gewöhnt, obgleich sie uns öfters störend entgegentritt — z. B. in dem vielfach wiederholten „verbannt“, das eben nicht mit dem langen, hellen italienischen Vokal, sondern mit einem kurzen, dunkeln a gesprochen wird. Auch die Deklamation hat den engeren romanischen Tonumfang; der deutsche Redegesang hat, wie die beiden besten Bühnensprecher, Sommerstorff und Kraußneck, zeigen, eine weitere Skala.

Die stattliche Gestalt, mit der wir uns Romeo denken, kann Moissi sich nicht geben, und die vornehme Haltung schien mir nicht überall gewahrt, z. B. nicht in der Szene, wo ihm die Amme die erste Botschaft von Julia bringt. Daß der lebenslustige, bereits mit mehreren Hunden gehetzte Mercutio an dem eiteln alten Weibe sein höllisches Vergnügen hat, wie es der jugendliche Shakspere an dem Original der Frau Hurtig gehabt haben mag, ist natürlich; er gefällt sich darin, sie zu verhöhnen. Die gleiche Belustigung darf die Kupplerin in Romeo nicht erregen, dazu steht sie seinem Wesen zu fern, zu tief unter ihm; Romeo darf sich auch niemals selbst gefallen, dazu ist er vom Leben zu wenig berührt, zu keusch. Aber in dem Rahmen dieser Beschränkung war doch viel errungen, besonders in der unerreichten Liebespoesie der Gartenszene. Die Romeo-Reden der ersten Darstellung machten den Eindruck, als ob diese Poesie naturalisiert oder — was in diesem Falle dasselbe ist — denaturiert werden sollte; als ob der Redner nach dem petrarkisch-zierlichsten, vollendetsten Ausdruck seiner zarten Empfindungen nachsuchte. Diese Verstandesarbeit aber hatte der Dichter

an seinem Schreibtisch vollbracht — wenn ihm nicht, was wahrscheinlicher ist, im Strome diese wunderbaren Verse aus der Feder flossen —, der Romeo auf der Bühne ist weiter nichts als Feuer und Flamme. Das Verstandesmäßige hat in der ersten Szene seine Stelle, wo der eingebildete Liebhaber Rosalindens über die Liebe spintisiert in gar zu engem Anschluß an das kühlste Sonett Petrarcas*), dessen vierzehn Verse mit sechzehn Antithesen gestopft sind. Der Liebhaber Julias hat als solcher und hatte in dieser Darstellung mit dem Verstande nicht viel zu schaffen; er ist und war ganz Leidenschaft.

Die erste Annäherung der Liebenden erfolgt in einem Sonett. Es ist das wunderbarste petrarkische Sonett, das Petrarca nicht, sondern sein größter Jünger gemacht hat — wunderbar, weil hier der elektrische Funke der Empfindung durch den reinen Konzeptenstil hindurch des Hörers Herz trifft. Freilich, das Konzept vom Pilger und der Heiligen ist auch wunderbar gewählt: es kann nur aus einem reinen, demutsvoll verehrenden Jünglingsherzen kommen. Ueber dieser ersten Begegnung schwebte ein Unstern. Die zarten Verse müssen in bebender Erregung, können also nicht laut gesprochen werden; sie gingen verloren, weil die Tanzmusik spielte. Das Versehen, um das es sich hier allein handeln kann, war fatal.

Uebrigens wenn ich mir auf Grund der Verjüngung, die jedes Alter durch den „Romeo“ erleidet, über fernliegende Dinge ein Urteil erlauben darf, so war der erste Kuß der Liebenden dieses Mal zu lange ausgedehnt gegenüber dem zweiten, dem Schicksalskuß, nach dem Julia nur noch die Besinnung hat, zitternd von der Bühne zu fliehen. Es war ein feiner Gedanke Reinhardts, das unentrinnbare Schicksal dieser Liebe so sichtbar, in Gestalt dieses immer inniger werdenden und zu heißer Umarmung fortschreitenden Kusses, auf die Bühne zu stellen. Nach der schönen, aber von der Wirklichkeit nicht immer bestätigten Vorstellung Platos, dessen begeisterter Verehrer der junge Dichter war, schlägt nämlich die Liebe hier ein wie der Blitz.

Noch eine Kleinigkeit über Romeo und Julia. — Es gibt Ahnungen. Nur wenige haben sie, die Frauen mehr als die Männer wegen ihres viel feineren Seeleninstruments, das sie mit den halbweiblichen Künstlern teilen. Diese Wahrheit mag der heutige Monismus oder sonstige Materialismus bestreiten als einen Widerspruch gegen das Naturgesetz, das er nach mehrjährigen Studien bereits vollkommen durchschaut haben will und zu seinem pedantisch maschinenmäßigen Gott erhoben hat. Indessen die Möglichkeit der Ahnungen zu leugnen, weil wir selbst keine gehabt haben, ist nicht logischer als das Nichtvorhandensein Gottes zu dekretieren, weil wir ihn nicht sehen und begreifen können. Shakspere stand über dieser Großmannssucht des armseligen Menschenwissens: es gibt in der Tat mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als die naturwissenschaftliche Schul-

---

*) „Mich floh der Friede, floh die Kraft zum Kriege.“

weisheit sich träumen läßt. Shakspere glaubte an Ahnungen; und er gab diesen Kindern seiner Seele das eigene hochrassige Nervensystem, vermittelst dessen sie mit dem Geistesauge Dinge erschauen können, die dem gewöhnlichen Menschenblick verborgen sind. Er läßt beide Liebenden ihr trauriges Ende ahnen; Romeo, als er von Benvolio hört, daß Mercutio eine Leiche ist, und so eine Racheaufgabe auferlegt erhält:

> Nichts kann den Unstern dieses Tages wenden;
> Er hebt das Weh an: andre müssen's enden.

und Julia beim Abgange Romeos:

> O Gott! ich hab' ein unglückahnend Herz.
> Mich deucht, ich säh' dich, da du unten bist,
> Als lägst du tot in eines Grabes Tiefe.

Beide Stellen, die auch dramaturgisch wichtig sind als die bekannte von Shakspere geübte Vorbereitung langer Hand, kamen nicht ihrem Gewicht nach zur Geltung. Julia mußte bei diesen Worten, wie schaudernd vor einer plötzlichen Vision, von dem Balkon einen Schritt zurücktaumeln, als sähe sie das Schicksal mit schwerem Schlage seiner schwarzen Flügel an sich vorüberziehen.

An dem wilden Tybalt (Alfred Breiderhoff), dem sanften Benvolio und dem feurigen humorvollen Mercutio (Josef Danegger) war so ziemlich alles, wie es sein mußte; es sind keine schwierigen Rollen. Auch die anderen Nebenfiguren, Escalus, ein nach der Jugend des Dichters schmeckender deklamatorischer Theaterfürst, und die alten Montagues, aus denen nicht viel zu machen ist, wurden angemessen dargestellt; und Peter (Waßmann) bildete zu den koketten Reden der alten Amme bei der Begegnung mit Romeo und seinen Genossen, wie früher, den allein passenden, gähnenden Chorus. Besondere Anerkennung verdient der alte Capulet (Diegelmann), der größere Ansprüche an die Kraft des Darstellers macht; er ist nämlich das außerordentlich fein ausgeführte Bild eines italienischen Familienvaters der Renaissance. Von großer animalischer Lebendigkeit und einer gewissen inneren Gewandtheit, die ihn befähigt, je nach den Forderungen der Situation verschiedene Rollen zu spielen, z. B. den liebevollen Vater, den guten Kerl und Scherzbold, den Biedermann, den verbindlichen Wirt, ist er im Kerne eine kalte, harte, ausschließlich von der Selbstsucht geleitete Natur, ohne Bildung und von nur äußerlicher Gesittung. Ein echter Renaissance-Italiener niederer Sorte, tut er das, wozu seine natürlichen Triebe, seine augenblicklichen Gelüste, seine selbstischen Interessen ihn treiben, eben was er will. Da, soweit seine Macht reicht, sich alles nach seiner allerhöchsten Willkür gestalten soll, steckt er seine Nase in alles, auch in die Töpfe, in denen das Hochzeitsmahl gekocht wird, hat jedoch — ein köstlicher Zug in dem Bilde — die Achtung der sittlich nicht hochstehenden, aber weltkundigen Amme nicht erringen können. Als junger Ehemann „ein

seiner Vogelsteller", hat er seine Tochter zwar nach der Sitte der Zeit und des Landes, aber doch mit bewußter Vorsicht in klösterlicher Abgeschiedenheit aufwachsen lassen, um sie dann an einen Mann seiner Wahl loszuschlagen. Ob der schön oder häßlich, alt oder jung ist, ob geliebt oder gehaßt von Julia, das ist gleichgültig; er muß nur reich sein und ihm einen Zuwachs an Macht und Ansehen bringen. Und nun hat er ein solches Objekt, reich und Graf, und daneben noch jung und schön, gefunden, und das närrische, ungezogene Ding will ihn nicht. „Das macht ihn toll", und nun tritt der Kern seines Wesens, seine viehische Roheit, in der Behandlung der armen Julia zutage. — Nicht hierin, aber in der eigenmächtigen Verkuppelung seiner Tochter verdient ihm die Sitte der italienischen Renaissance mildernde Umstände. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Naivität die Eheschließung hier überall rein nach materiellen Rücksichten erfolgt; selbst der höchstgebildete Graf Castiglione, der platonische Idealist, hat lange Umschau gehalten und sich brieflich nach den Vermögenskräften der verschiedenen in Aussicht genommenen Damen sorgsam erkundigt, ehe er zur Heirat schritt. Dieser barbarischen Sitte entsprach als Gegengewicht die herrschende Unsittlichkeit: der Ehemann besaß seine unbeschränkte Freiheit, uneheliche Kinder nahmen ihm nichts von der Achtung der Welt; und die Frau konnte sie sich ja nehmen, freilich auf ihre Gefahr.

Die Dame Capulet (Anna Feldhammer), die an ihren tyrannischen Mann weder durch Achtung noch durch Liebe, sondern nur durch Angst geknüpft ist, zeigt eine große Gleichartigkeit der Natur. Kalt und hart, wie er, besitzt sie zugleich jene Grausamkeit, wie sie sich in jahrhundertlangem Kampfe aller gegen alle herausbildet: sie, und nicht er, will Romeo, den Mörder ihres geliebten Neffen Tybalt, vergiften lassen. In dem Herzen einer solchen Mutter gibt es keine mitklingende Saite für Julia, ebensowenig wie in dem der ihr zunächststehenden Amme, von der Fräulein Kupfer ein so fein ausgeführtes Gemälde gab, wie es der Dichter geschaffen hatte. Die starke, auch im Alter noch unbeherrschte Sinnlichkeit dieses kupplerischen Weibes ist, wie gewöhnlich, mit Gefühlsroheit gepaart. Die Liebe, wie sie Julia fühlt, ist ihr unfaßbar; sie kann nicht begreifen, warum diese nicht den schönen, reichen Paris nimmt, da Romeo ihr verloren ist. Sie hat eine Vorliebe für Scherz und Fröhlichkeit, und ihre oberflächliche Gutmütigkeit hat einen Widerwillen gegen Leiden und Tränen. Darin unterscheidet sie sich von den beiden Alten; im übrigen ist sie ihnen gleich. Das zeigt der Dichter mit großer Deutlichkeit an dem Krokodilsschmerz, welchen die drei an dem Lager der scheintoten Julia entfalten. Das Klagetrio dieser drei, das die Angemessenheit erfordert, erinnert in seinen gemachten, übertriebenen Wendungen an die Klagen, die Macbeth über die Ermordung Duncans von sich gibt. Daß die Musikanten-Szene am Hochzeits- und Todesmorgen mit ihrem törichten Geschwätz ausblieb, können wir nur billigen; solche krassen Gegensätze können wir heute nicht mehr ertragen. Daß aber jene Szene fortgelassen wurde, war ein unbe-

greiflicher Fehler; an dem wundervollen Bilde des traurigen Familieninnern, in dem es der holden Julia bestimmt war aufzuwachsen, bildet sie gerade den Höhepunkt.

Wenn man die Gestalten dieses Dramas so lebensvoll wie auf dieser Bühne dargestellt sieht, so begreift man nicht, wie jemand glauben kann, daß Shakspere nicht in Italien war. Sie sind ja alle — vielleicht mit Ausnahme des Mercutio, der eine gewisse Aehnlichkeit mit Benedikt und dem Bastard Faulconbridge hat — Italiener, und alles ist italienisch bis auf die „Abendmesse“ und die verstaubten „Rosenkuchen“, die in dem Ladenfenster des Apothekers liegen. Die Abendmesse galt früher immer als ein Beweis für Shaksperes Unkenntnis des katholischen Gottesdienstes; sie ist heute als im 16. Jahrhundert in Norditalien bestehend nachgewiesen. Das viel umstrittene und erst in den letzten Jahren aufgeklärte rose-cake gebraucht Shakspere als der erste Engländer; er hat das Wort nach der italienischen Sache wahrscheinlich gebildet; erst Jahre nach dem Romeo (1598) übersetzt der in London wohnende Italiener Florio in seinem lexikographischen Werk das italienische rosata mit rose-cake. Es bedeutet die zu einer festen Masse zusammengepreßten Rosenblätter, die, als Parfüm verwandt, vom Orient nach Italien kamen. Da nun weder Shakspere noch sonst irgendeiner von seinen dichterischen Genossen daran denkt, in den in fremden Ländern spielenden Handlungen, wie heute, die Lokal- und Nationalfarbe zu wahren; da alle nur Engländer und englisches Leben schildern, so muß Shakspere hier, wie im Kaufmann und Othello, unbewußt und unwillkürlich, eben aus seiner lebhaften Anschauung heraus, Italiener und italienisches Leben geschildert haben. Und gerade die Unabsichtlichkeit dieser Schilderung ist ein kaum zu widerlegender Beweis von seiner persönlichen Kenntnis Italiens. Hermann Conrad.

Deutsches Künstlertheater. Sozietät. Der Bogen des Odysseus, Drama in fünf Akten, von Gerhart Hauptmann.

„Der Bogen des Odysseus!“ Der herrliche Dulder Odysseus ist es freilich nicht. Nicht der königliche Mann, der, weltenweit umgetrieben, von Göttern verfolgt, von Göttern geliebt, heimkehrt als ein Held und, für ein Weilchen von der Göttin in einen greisen Bettler verwandelt, auch in Bettlergestalt mit jeder Regung ein Held bleibt.

Und Penelope, das Urbild der edelsten Gattentreue, die königliche Frau, aus deren Leid und Herzenskraft Poesie fließt, eine Welt damit zu bereichern, — sie ist es auch nicht.

Die Kulturströmung, der Gerhart Hauptmann dient, weil er in sie hineingeboren ward, und weil es ihm Schicksal ist, dem Stimme zu sein, was ihn führt und trägt, niemals: darüber sich zu erheben, niemals: voran zu eilen — diese Kulturströmung sieht nicht Götter und nicht Helden.

Und nicht Könige. Bettelgreise sieht sie und Lumpen und Schmutz und Elend. Und dies sind die Worte, mit denen Gerhart Hauptmann seinen Odysseus schildert:

„Die Götter ließen dich einschrumpfen, ließen
Dein Haupt, wie meins bebrüten von den Geiern
Der Trübsal, und in ausgezehrter Höhlung
Flattern bei dir und mir verstaubte Motten.
Komm, laß uns lallen. Mag die halbgelähmte
Zunge kindischer Greise Torheit plappern."

Oder:

„Du starrst von Unflat, deine Augen quellen
Aus blutg'en Rändern, deine Brauen sind
Verfilzt und buschig. Deine Lippe trieft
Und feuchtet dein verwirrtes Bartgestrüpp,
Das kein Schermesser sah seit vielen Jahren.
Spärlich bedecken Lumpen deinen Leib,
Den ausgemergelten, von Hunger, Siechtum und
Alter gekrümmten. Deines Mundes Laute
Sind stammelnd. Deiner Brust entringt sich pfeifend
Und röchelnd ein verdorbner Atem. Du
Starrst grinsend bald und blöde vor dich hin,
Bald blökst du laut und blöde wie ein Tier." —

Oder er nennt sich selbst „den Kern der goldnen Ruhmesfrucht, der ausgespien am Wege fault."

Und dies ist Odysseus im natürlichen Zustande; nicht durch Götterkraft zauberhaft verwandelt! So sieht ihn das Auge des Naturalisten.

Und die zersetzende Macht voll Herzenskälte, Hohn und Zweifel und Frechheit, Ehrfurchtslosigkeit und Widerspruch, die durch die Zeit geht und alte kostbare Werte aufzulösen sucht, hat sich auch der Schaffenskräfte Gerhart Hauptmanns bemächtigt und macht sie zu seinem Werkzeug, obwohl sein innerstes Wesen ihr ganz fremd ist. Aber es ist dieses Dichters Schicksal, dem Ausdruck zu geben, was die Zeit will. Denn er ist nicht produktiv genug, um mit starken neuen positiven Werten solchen negativen Willen zu überwinden. Dieser Geist der zersetzenden Kälte kann nicht verehren, was die Jahrtausende verehrt, sondern muß bezweifeln und verneinen. Und dies sind die Worte, mit denen das Drama von Penelope spricht:

„Freilich, die sonderbarste Mutter, die
Je einem Sohn beschieden war: umgeben
Von einem Hofstaat wilder Freier, die
Ihr huldigen —"

Und:

Penelopeias fürstliche Schmarutzer,
Die ihre Duldung großzog, ihre Schwäche
Ausbrütete! Die ihr mit Schmeicheleien
Die angsterfüllte Seele sättigen,
Bis daß sie dumm und haltlos ward, und ein
Gewebe webt, was sie zu endigen
Nicht wünscht, und webend immer auftrennt.

Nach Telemachs plötzlicher heimlicher Abreise fragt er:

„Wie viele Tage, sage mir, vergingen,
Eh sie nach ihrem Sohne fragte?

und empfängt die Antwort: „Vier!“ worauf er:

„Gern hätt' ich dirs erspart, o arme Mutter,
Daß du dich nun am fünften Tage doch
Erinnern mußtest eines Sohnes, der
Die schwerlich halb so lieb als lästig ist.“

Und als Odysseus vier der Freier getötet hat, hören wir von ihm, als Schluß der Dichtung! das Wort:

„Was wird die Mutter sagen, Telemach,
Daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerschlug?

Aus dem Ineinanderwirken dieser beiden Mächte wird das ganze Stück gebaut.

Und ein Drittes kommt dazu. Das ist die innerste Natur des Dichters. Eines echten Dichters. Da blüht dann manche stille Schönheit auf.

* *
*

Homer und Gerhart Hauptmann!

Ein ewiges Gebirge ragt in Urkraft, fern herüberblickend voll Offenbarung.

Steinchen brach sich im Vorübergehen ein Kind unserer Tage, und aus Sand und Steinen, nach dem Geschmack der Kinder unserer Tage, baute es sich einen kleinen Garten.

* *
*

Zuerst macht der Vergleich mit Homer alles ganz unerträglich. Sobald man sich aber überwunden hat und es leistet, die schweifende Phantasie festzuhalten und in die begrenzte Welt zu bannen; sobald man es erreicht hat, Homer wirklich zu vergessen und nichts als Gerhart Hauptmanns kleines Bereich ganz liebevoll ins Auge zu fassen — fängt man an, sich auch zu freuen.

Schön und edel ist die Gestalt der Leukone, der Tochter des Eumaios; voller Zartheit ist ihr Freundschaftsverhältnis zu dem jungen Königssohn, dem Knaben auf der Grenze des Jünglingsalters. Schön und würdig ist mancher einzelne Zug in der Zeichnung des Sauhirten; voller Wärme ist das Treuverhältnis zu seinem jungen Herrn. Manchen schönen Vers auch hat die Dichtung, so wie diesen:

— — — — Mächtig schreitet
Der Vater im Gesange! schreitet klirrend
Im Vollgetön der Harfen durch die Hallen
Der Könige: und so gewaltig schwoll
Das Lied der Sänger, ihn verherrlichend,
Daß ich erschrak und bei mir selbst erwog,
Ob ich auch wirklich seines Blutes sei.

Und so widerwärtig auch zuerst die Zeichnung des Odysseus ist, wenn gar zu behaglich Hauptmann seiner Naturalisten-Phantasie, die auf Armenhaustrottelgreise eingestellt ist, die Zügel schießen läßt (Odysseus ist nicht etwa nur äußerlich greisenhaft anzuschauen; er ist auch feige! er läuft vor Hunden schreiend davon; der Hirt muß ihn lehren, daß man einen Stein aufhebt. Er ist seinem Schicksal gegenüber so schlotternd, daß der Hirt ihn mahnen muß, „groß und männlich zu sein im Erdulden!" — Uebrigens wird in der Dichtung einmal Homer erwähnt wie ein Zeitgenosse, und wahrhaftig, es geschieht mit dem Wort: „der grindige Homer!") — so abstoßend es auch wirkt, wenn Hauptmann mit einer gewissen perversen Lust ausmalt, welchen Widerwillen, welchen Ekel der feige, verkommene Greis nicht nur bei den Bösen, sondern auch bei den Guten, ja bei dem eigenen Sohn erweckt —

allmählich sinkt dieser trübe Dunst, allmählich hebt sich die Gestalt heraus und wächst, allmählich dringt etwas von der Heldenkraft des ewigen Vorbildes in das arme, neuzeitliche Gebilde hinein, und verbindet sich mit dem Wunder der dramatischen Wirkung, und man schaut und lauscht atemlos, und dann kommt ein Moment, da ist er es uns wirklich, der Bogen des Odysseus! —

Man muß sich nur nicht klar machen, daß diese armen vier Freier, die da erschossen werden, sich im feindlichen Gehöft ganz wehrlos befinden: Draußen sind die Saupacker los, und bewaffnete Hirten sind auch in der Nähe —

Das muß man wegschieben. Dann ist der Stimmung nach wirklich etwas von der Größe des Stoffes im Augenblick da — nur freilich wird sie auch der Stimmung nach gleich wieder tot gemacht durch das jämmerliche Schlußwort: „Was wird die Mutter sagen, Telemach, daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerschlug?" — Aber man lächelt dieser Seelenarmut nur noch, der Schlußeindruck gehört Homer. Man geht hin und

schaut die ewigen Berge und fühlt, daß noch immer Urkräfte lebendig sind, und freut sich.

Es wird ein Morgen kommen, und die Kinder des Morgen werden den Kopf schütteln über die armen, engen, häßlichen, kleinen Welten, die sich die Kinder unserer Zeit gebaut. Aber ein sinnig Gemüt wird, näher zusehend, in der engen Welt auch manche echte Schönheit finden und sie lieben.

* * *

Ich kann es gut begreifen, wenn einem heutigen Dichter das Herz bebt vor Lust, an einem alten heiligen Stoffe zu erproben die Kraft und Echtheit des heutigen Weltfühlens und Weltwollens; vor Lust, jene großen ewigen Wirkungen zu vermählen mit dem Pulsschlag des heutigen Erlebens, und mit dem dramatischen Atem!

Aber mit den Steinen aus jenem Gebirge und dem Sand der Niederung sich einen Garten bauen flach und eng, das macht es nicht!

Was die alte Dichtung so heilig und gewaltig macht, das ist die urgrundtiefe Lebenswahrhaftigkeit darin, die religiöse!

Wagt ein moderner Dichter dem Stoff zu nahen, das Allernotwendigste wird wieder sein: daß er die Handlung ganz lebenstief und lebensecht faßt, in jener Lebensechtheit, die wieder Religion ist, ewige — junge — Religion. Aber da ist nun bei Hauptmann alles negativ. Das Ehemalige ist rationalistisch aufgelöst; etwas Junges, Quillendes ist nicht ergraben.

Und das wird nun sehr verhängnisvoll. Es bedeutet, daß die Elemente der Handlung übernommen sind ohne deren Voraussetzung, und daß kein Ausgleich geschaffen worden ist. Denn die alte Dichtung legt die Motive sehr oft nicht in die Menschen, sondern in die mithandelnden Götter. Diese Homerischen Götter, sie sind so unendlich lebendig und wirklich! Und wenn wir hören, daß Athene dem erwachenden Odysseus die Heimat mit einem Nebel verhüllt, so daß er sie nicht erkennt, wir sind's vollständig zufrieden! Wenn wir hören, daß sie dem Helden Gestalt und Kleidung wandelt und ihm das Aussehen eines greisen Bettlers gibt, wir begreifen, daß nun jeder ihn für einen Bettler halten wird und daß ihm dennoch die herrliche Kraft in den Adern blüht und der Heldensinn im Herzen. Und wenn auch Penelope den Gatten nicht erkennt und es wird gesagt, daß Athene einen Schleier gesenkt hatte zwischen sie und den Heißersehnten, wir sind's zufrieden und finden den Moment unendlich ergreifend.

Uebernahm ein moderner Dichter die Handlung, was sollte er mit dieser Motivierung machen? Er mußte entweder die Götter mit aufnehmen, gläubig wie ein Grieche, wirkliche Homerische Götter, übermenschliche Wesen — außerhalb der Menschen, neben ihnen lebend mit ihrer eigenen Psychologie und Logik, ihrem eigenen folgerichtigen Schicksal, das sich ins Menschliche hineinwebt und doch außerhalb desselben wurzelt: Denn so sind die

Homerischen Götter. Sie nachschaffend aufzunehmen, dazu gehörte ein großer naiver Dichter.

Oder aber der moderne Mensch in dem Nachschaffenden mußte versuchen, die Götter psychologisch zu fassen, mußte ihren Wohnort ins Menschenherz verlegen. Nun sind ihre Impulse die sittlichen Motive im Menschen selbst, ihre Entscheidungen die schicksalwebenden Gesetze des Menschlichen.

Aber ich glaube nicht, daß gerade diesem Homerischen Stoffe gegenüber dieses Verfahren möglich ist; daß etwas Lebendiges und Organisches dabei herauskäme. Es wird zu wenig stimmen. Athene und Poseidon, von denen die eine den Odysseus schützt, der andere ihn verfolgt, müßten dann als gegeneinander wirkende sittliche Mächte aufgefaßt werden: es würde die Handlung sehr verzerren.

Ich kann mir denken, daß dies Verfahren religionschauende und religionschaffende Dichter sehr locken muß; es reizt sie sehr, einmal glücklich erkannten Grundtatsachen des Daseins weiter liebend nachzuspüren, indem sie sie überall zu erkennen, aus ihrer individuellen Verkleidung herauszulösen suchen.

Gerhart Hauptmann tut ein Drittes. Er glaubt überhaupt nicht Götter. Sie sind bei ihm nur hyperbolische Redensart: den Odysseus nennen sie einen Gott, den Telemach nennt der Vater einen Gott, Odysseus sinkt vor Leukone, der Tochter des Sauhirten, nieder und nennt sie Athene.

Gerhart Hauptmann glaubt nicht Götter. Und wenn es Stimmen der Unsichtbaren zu sein scheinen, die zu gleicher Zeit alle Hirten hinauf zur Wohnung des Eumaios treiben, in der Stunde, da Odysseus wiederkehrt — und wenn die Quellen aufbrechen, als Odysseus unerkannt heimgekommen, und die lange verhängnisvolle Dürre einem starken Gewitterregen weicht — der Dichter sorgt vorsichtig dafür, daß wir immer nachrechnen können: daß es das Horn des Laertes war, das die Hirten gerufen, beileibe nicht Stimmen der Unsichtbaren; daß die Regenwolken schon lange die Insel umzogen haben, kurz, daß alles sich natürlich erklärt. Und wenn dennoch ein jäher Donnerschlag, auf ein starkes Wort des Odysseus antwortend, dem Dichter Gerhart Hauptmann entfährt, so ist das wirklich ein wenig inkonsequent, und der Naturalist könnte es nur Zufall nennen.

Der Naturalist glaubt nicht Götter. Selbstverständlich nicht. Ihm ist das Wort Götter die gebildet klingende archaistische Bezeichnung für das staunenswert Menschliche, oder für den Aberglauben der Unwissenden.

Nun aber klafft überall der Widerspruch. Wenn nicht die Göttin dem heimkehrenden Odysseus Aussehen und Kleidung des Greises zauberhaft verlieh, wenn dies Aussehen die Folge war davon, daß er monatelang im Bauche eines Schiffes gefangen gehalten wurde (anstatt daß Phäaken ihn freundlich herüberbrachten!), wenn seine Verwandlung zum Helden des Schlusses also nur die ist, daß der Verstörte, durch Mangel Entkräftete allmählich sich selbst wiederfindet, — oh, mit welcher Vorsicht hätte dann

der Dichter von dieser Greisenhaftigkeit Gebrauch machen müssen, damit die Handlung nicht unglaubhaft wurde! So aber rechnen wir fortwährend mit Kopfschütteln nach, daß der Vater dieses jungen Telemach doch unmöglich, ja, daß nicht einmal der Großvater dieses jungen Prinzen ein so kindisch gewordener Greis schon sein konnte, wie dieser Laertes und Odysseus alle beide sind. Und wiederum, wenn Odysseus nicht so greisenhaft aufgefaßt wird, dann wirkt es wieder so absolut unglaubhaft, daß die Seinen ihn gar nicht erkennen. Oh Naturalismus! daß du doch so unrealistisch werden kannst! Und stand doch strahlend und blühend und wirklichkeitsfest neben dir, zum Vergleich, das Wunder des Realismus, die Dichtung Homers! Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Die Umlagerung in den Parteigegensätzen. Das Buch des Fürsten Bülow. Sammlungs- und Nadelstichpolitik.

Die „Post" brachte jüngst (14. Februar) einen Artikel, der scharf gegen jedes Zusammengehen von bürgerlichen Parteien mit der Sozialdemokratie polemisierte, und gipfelte in den Sätzen: „Das große liberale Verdienst, der Einzelpersönlichkeit zu ihrem Rechte verholfen zu haben, ist heute ein Eigentum der konservativen Parteien geworden und wird gerade von diesen den demokratischen Bewegungen der liberalen Parteien gegenüber betont. Nicht Liberalismus oder Konservatismus ist der Gegensatz, er spitzt sich vielmehr zu auf den Gegensatz zwischen Demokratie und Konservatismus".

Mir scheint, diese Sätze enthalten eine ebenso tiefgründige wie wichtige Beobachtung. Es hat sich in unseren Parteien eine gewisse Umlagerung der Elemente vollzogen. Während die Bismarcksche Sozialgesetzgebung einst an die Staatsidee anknüpfte und deshalb von den Konservativen unterstützt wurde, die Liberalen aber, auch ein großer Teil der Nationalliberalen, opponierten um des Prinzips des Individualismus willen, so ist heute der soziale Gedanke nach links hinübergeglitten und auf der Rechten erklärt man, nun sei es genug der Sozialpolitik. Aber die Abwandlung in dem inneren Wesen unserer Parteien geht offenbar noch weiter. Zwar in vielen Abstimmungen spalten sich die Fraktionen und in den parlamentarischen Debatten schlagen sie sich herum wie vor 30 Jahren. Wenn man aber sich einen Augenblick besinnt, was denn das eigentlich für Prinzipien sind, die sie trennen, so schwinden die Differenzen so zusammen, daß man den Eindruck gewinnt, es sind mehr Cliquen, die sich hier streiten, als Parteien. Was ist denn heute zwischen einem schutzzöllnerischen Rechtsnationalliberalen und einem Freikonservativen, zwischen einem Freikonservativen und einem nicht ganz rabiaten Konservativen für ein Unterschied? Wiederum nach der anderen Seite: wo ist der Unterschied zwischen einem Freisinnigen nach der Art des Präsidenten Dove und einem Nationalliberalen nach der Art Bassermanns und van Calkers? Das Zentrum endlich geht nicht nur wie von je taktisch bald mit der Rechten, bald mit der Linken zusammen,

sondern sucht auch prinzipiell mit geflissentlicher Unterdrückung seines konfessionellen Charakters und Pflege der interkonfessionellen christlichen Arbeitervereine den Gegensatz gegen die anderen Parteien abzustumpfen. Heißsporne, die aus seinen eigenen Reihen hervorgegangen sind, suchen bereits die Bischöfe und die Kurie dagegen aufzuregen. Weshalb eigentlich der Fürstbischof von Breslau, Kardinal Kopp, sich an die Spitze dieser „Quertreiberei" gestellt hat, weiß man nicht, klar aber ist schon, daß die großen Massen der katholischen Wähler zur Führung des Zentrums halten und den Bischöfen, die Miene machen, sie anders zu drehen, die Zähne zeigen.

Wenn dem nun so ist, was hindert noch, daß sämtliche bürgerlichen Parteien gemeinsam den Kampf gegen die Sozialdemokratie aufnehmen und führen? Was die Sozialdemokratie schon vor 30 und 40 Jahren damals noch zu Unrecht verkündete, daß nämlich alle bürgerlichen Parteien zusammen doch nur „eine (reaktionäre) Masse" ausmachten, das scheint jetzt wirklich von der Wahrheit nicht mehr sehr weit entfernt. Selbst der wirtschaftliche Gegensatz, Freihandel und Schutzzoll, ist ja zwar nicht aufgehoben, aber doch sehr beruhigt; die Lebensmittelpreise, die vor zwei Jahren bedenklich anzusteigen drohten, sind wieder erheblich zurückgegangen, und auf der bürgerlichen Linken hat man deshalb gegen das vorläufige Fortbestehen des herrschenden Wirtschaftssystems nicht wesentliches einzuwenden. Umgekehrt ist man auf der Rechten zufrieden, wenn die Schutzzölle, so wie sie sind, erhalten und nicht abgebaut werden. Der Staatssekretär des Innern hat mit der Erklärung, daß man auf deutscher Seite nicht beabsichtige, die Handelsverträge zu kündigen, ein wirtschaftliches Programm aufgestellt, gegen das jede Agitation von Rechts oder Links sich ohnmächtig erweisen wird. Selbst die jüngste, lärmende Kundgebung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch hat doch nur einige grobe Worte produziert, aber nichts von einer wirtschafts-politischen Idee. Das öffentliche Leben in Deutschland fängt fast an langweilig zu werden, und wenn uns nicht Zabern einige Monate munter gehalten hätte, wäre es vielleicht schon am Einschlafen. Aber keine Furcht, es wird sich schon hier oder da, Rechts oder Links wieder ein kleines „Zabern" einstellen und uns munter halten. Gibt es keine Prinzipien mehr, so gibt es doch Zwischenfälle, und gibt es keine Parteien mehr, so gibt es doch Fraktionen, die miteinander kämpfen und mit ihren taktischen Schachzügen die Nation unterhalten. Die Zeitungen haben sogar die amüsante Entdeckung gemacht, es gäbe eine „Rechte" und eine „Linke" im Reichstag und leitartikeln darüber, ob die Eine oder die Andere eine Stimme Majorität habe. Dabei rechnen sie zur „Rechten" die Polen und zur „Linken" die Nationalliberalen. Praktisch hat uns ja auch Zabern noch eine Erbschaft hinterlassen, die nicht so leicht abzuwickeln ist und zu ebenso peinlichen wie überflüssigen Reibungen führen kann. Die Grenzen für den Waffengebrauch des Militärs sollen gesetzlich abgesteckt und festgelegt werden: wer das fertig bringt, ohne mit der Kommando-

gewalt in Zwist zu geraten, dem sei einmal die Weltmeisterschaft in der Kunst der Gesetzgebung zuerkannt.

Im Mittelpunkt aller Kämpfe steht aber jetzt die Frage des Kampfes gegen die Sozialdemokratie. Während ich eben darlegte, daß prinzipiell eigentlich einem gemeinsamen Vorgehen aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozi nichts mehr im Wege stünde, verhält es sich praktisch gerade umgekehrt: die bürgerlichen Parteien bekämpfen sich untereinander derart, daß sie mehr oder weniger dabei Anlehnung an die Sozialdemokratie nehmen. Die Konservativen weisen das zwar grundsätzlich ab, entrüsten sich sogar darüber, aber im einzelnen werden doch immer wieder Fälle bekannt, wo größere oder kleinere Bruchteile der konservativen Wählerschaft durch Wahlenthaltung oder sogar direkt den Sozi Vorschub geleistet haben. Die Liberalen aber stehen mit den Sozialdemokraten in Süddeutschland offiziell in einem Block-Abkommen, und in Norddeutschland sind es, wenn nicht die Nationalliberalen, doch die Freisinnigen, deren Parteileitung solche Abmachungen trifft. Das nun haben sich die Konservativen zum eigentlichen Angriffspunkt gewählt: die Freisinnigen sind die Vorfrucht der Sozialdemokratie. Gegen ihr sachliches Parteiprogramm hat man nicht so sehr viel Zugkräftiges vorzubringen, aber diese taktische Frage bietet das Kampffeld. Die fortschreitende Demokratisierung Deutschlands und das Streben nach der Parlamentsherrschaft sind Streitpunkte, die zurzeit etwas mehr Theoretisches haben; für oder gegen die Sozi aber, das versteht jeder im Volke.

Weshalb paktieren denn nun die Freisinnigen mit den Sozialdemokraten, da doch der große Führer in der vorigen Generation, Eugen Richter, ihr entschlossener Gegner war und auch heute unter der freisinnigen Wählerschaft weite Schichten sind: Bankiers, Hausbesitzer, Krämer, Handwerker, Bauern, die in natürlichem, schärfstem Widerspruch gegen alles Sozialistische stehen? Nun, es ist derselbe Grund, weshalb einst die Konservativen den Bülowblock sobald wieder sprengten und statt dessen Anlehnung an das Zentrum suchten. Hätten sie das nicht getan, so hätten sie befürchten müssen, durch den Block weiter nach links mitgerissen zu werden, als ihnen recht war. Ganz so jetzt die Freisinnigen. Wollten sie jetzt, nachdem die Konservativen sich vom Block losgelöst haben, trotzdem unbedingt mit ihnen zusammengehen gegen die Sozi, so würden binnen kurzem die meisten freisinnigen Mandate in die Hände des Bundes der Landwirte übergehen. Wie der Kampf ums Dasein die Konservativen hinüberführte in das schwarzblaue Bündnis, so zwingt er die Freisinnigen, die Hilfe der Sozi anzunehmen und dann auch zu bezahlen. Von den Freisinnigen wollen sich wieder die Nationalliberalen nicht losreißen lassen, und so schlägt man sich denn, als ob es sich um Weltanschauungsgegensätze handelte, während es in Wirklichkeit nur um den Mandatsbesitz geht. Die Konservativen fahren nicht schlecht dabei, denn solange die Freisinnigen als Brüder der Sozi

hingestellt werden können, ist das hohe Beamtentum ihnen verschlossen und bleibt reserviert für die Konservativen.

Es wird nicht uninteressant sein, diese Auffassung unserer heutigen Lage im Innern mit derjenigen zu vergleichen, die der bis vor wenigen Jahren dirigierende Staatsmann in Deutschland soeben kundgegeben hat. In einem Sammelwerk, dessen Beiträge allerdings sonst zum Teil etwas minderwertig sind, „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.",*) hat Fürst Bülow einen höchst interessanten, immer wieder mit geistvollen Lichtern blitzenden Ueberblick über die äußere und innere Politik dieser 25 Jahre gegeben. Natürlich sind die Urteile vielfach sehr vorsichtig formuliert, so daß man nur mit besonderer Aufmerksamkeit die Kritik heraushört. Beim ersten Lesen war ich deshalb — offen gestanden — etwas enttäuscht: ich hatte, wenn ein ehemaliger Reichskanzler zur Feder greift, mehr erwartet. Aber nachdem ich mir gesagt, daß auf Enthüllungen zu lesen hier ein falscher Gesichtspunkt sei, hat mir wiederholte Lektüre doch von neuem die ganze Feinheit des politischen Urteils in diesem Staatsmann gezeigt. Es liegt nahe, zu fragen, ob etwa dieser Rechenschaftsbericht — denn als solcher erweist er sich zum großen Teil — Differenzen in den Prinzipien zeige zwischen dem Fürsten Bülow und seinem Nachfolger. Aber ich habe keine solchen zu entdecken vermocht. Die Verschiedenheiten, die da sind, sind die Verschiedenheiten der Individualität, deshalb auch Verschiedenheiten der Taktik, aber keine Verschiedenheiten in den grundsätzlichen Anschauungen. So darf ich auch von vornherein sagen, daß die Anschauungen, die Fürst Bülow systematisch entwickelt, in den Grundzügen durchaus übereinstimmen mit den Ansichten, die ich selbst in diesen „Jahrbüchern" vertrete. Der Hauptdifferenzpunkt ist die Ostmarkenpolitik, über die ich mich begnüge zu sagen, daß ich denjenigen, die den Abschnitt des Fürsten Bülow hierüber gelesen haben, nur empfehlen kann, hinterher den betreffenden Abschnitt in meinem Buche „Regierung und Volkswille" zu lesen.**) Ein anderer

---

*) Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. Drei Bände. Schriftleitung: Dr. Philipp Zorn, Professor an der Universität Bonn. Herbert v. Berger. Herausgegeben von Dr. S. Körte, Oberbürgermeister der Stadt Königsberg. F. W. v. Loebell, Oberpräsident a. D. Dr. G. Freiherr v. Rheinbaben, Oberpräsident der Rheinprovinz. Dr. H. Graf v. Schwerin-Löwitz, Präsident des Preußischen Abgeordnetenhauses. Professor Dr. Ad. Wagner. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin 1914. Im zweiten Bande ist sehr wertvoll der Beitrag von Adolf Wagner über die „Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik in ihren Zusammenhängen."

**) Ueber den Mißerfolg der bisherigen Ostmarkenpolitik tröstet sich Fürst Bülow damit, daß sie doch wenigstens dem Fortschreiten des Polentums, das vorher stattfand, ein Ende gemacht habe. Leider ist das eine Illusion Im Regierungsbezirk Posen gibt selbst die amtliche Statistik ein weiteres Fortschreiten der Polen zu, und wenn in anderen gemischten Regierungsbezirken das Gegenteil behauptet wird, so sei auf die soeben erschienene Schrift von Dr. Paul Weber: „Die Polen in Oberschlesien", eine statistische Untersuchung mit einem Vorwort. „Die Fehlerquellen in der Statistik der Nationalitäten" von Prof. Dr. Ludwig Bernhard"

Differenzpunkt ist die Beurteilung der Wirtschaftspolitik des Grafen Caprivi, wo Fürst Bülow m. E. sehr ungerecht wird, dem Vorgänger Motive leiht, die er nicht hatte, und sehr wesentliche Punkte übersieht. Aber lassen wir solche Differenzen beiseite und kommen auf die Frage der heutigen Parteikämpfe. Ganz wie ich geht auch Fürst Bülow davon aus, daß die alten deutschen Parteigegensätze heute ihre Schärfe verloren haben. „Es ist überhaupt abgeschmackt“, sagt er (S. 69), „in unserer Zeit noch Junker und Bürger gegeneinander zu stellen. Das Berufsleben und das gesellschaftliche Leben haben die alten Stände so verschmolzen, daß sie sich gar nicht mehr voneinander scheiden lassen.“ Konservatismus und Liberalismus müssen zusammengehen. Die Verdienste der Konservativen sind unbestreitbar, aber die Deutschen wollen auch die starke Verteidigung der Freiheit des Individuums, wie sie der Liberalismus von jeher vertreten hat, nicht entbehren. Deshalb ruft Fürst Bülow auf zum gemeinsamen Kampf gegen die Sozialdemokratie (S. 95). „Das ist aber nicht zu erreichen durch ölige Ermahnungen an den Liberalismus, er möge doch um Gotteswillen den roten Nachbar meiden. Die Trennung des Liberalismus von der Sozialdemokratie kann nur bewirkt werden im Zuge der praktischen Politik durch eine entsprechende Gruppierung der Parteien. In der Aufgabe, die Sozialdemokratie von der bürgerlichen Intelligenz zu trennen, liegt einer der Gründe, aus denen auch innerlich ganz oder überwiegend konservativ gerichtete Minister so regieren müssen, daß der Liberalismus nicht abgestoßen wird.“ Das sind gewiß vortreffliche Worte. Aber wie, wenn die Parteien nicht wollen?

Fürst Bülow verlangt, daß die Regierung nicht etwa bloß den Parteien den Kampf gegen die Sozialdemokratie überlasse, sondern darin mutig vorangehe; was aber positiv geschehen solle, das freilich sagt er nicht. Er warnt in eindringlichen Worten vor der bei uns so beliebten Politik der Nadelstiche und verweist sehr schön auf das Beispiel Englands (S. 99): „So rücksichtslos in England jede Störung der öffentlichen Ordnung unterdrückt wird, so peinlich rücksichtsvoll werden die kleinlichen Schikanen vermieden, die dem Einzelnen Freiheit und Behaglichkeit stören. Die deutsche Staatsverdrossenheit ist in England fast unbekannt. Aber der Engländer ist nicht zuletzt deshalb ein so guter Staatsbürger, weil er in seinem Staat ein so freier Privatmann sein darf. Die bei uns noch vielfach schwankenden Grenzen der Wirksamkeit des Staates stehen in England fest.“

Worin soll nun aber das kraftvolle Vorgehen, das Vorgehen im Großen statt der Schikanen im Kleinen, bestehen? Fürst Bülow deutet mit vorsichtigen Wendungen den Staatsstreichplan des Fürsten Bismarck von 1890

(Berlin, Jul. Springer) hingewiesen, wo dargelegt ist, wie außerordentlich stark bei den Zählungen darauf gedrückt werden kann und gedrückt wird, um das Ergebnis so zu gestalten, wie man es gern sehen [illegible] Es ist so gut wie sicher, daß trotz der Erfolge der Ansiedlung [illegible]ische Politik im ganzen das Wachstum der Polen auch numerisch nicht nur nicht aufgehalten, sondern sogar befördert hat.

an (S. 85 u. 86), fügt aber sofort hinzu, daß nur ein Bismarck dergleichen ins Auge habe fassen dürfen. Heute sei es völlig ausgeschlossen. Deutschland sei kein Land für Staatsstreiche; dafür sei das Rechtsgefühl des Deutschen zu stark entwickelt; in romanischen Ländern denke man darüber anders. (S. 87.)

Fürst Bülow appelliert wiederholt an die Tatkraft und Initiative der Regierung und warnt, daß sie nicht unter die Füße der Parteien gleite. Er beruft sich auf das Vorbild des Fürsten Bismarck, der nicht daran gedacht habe, den Willen einer Mehrheit dann gelten zu lassen, wenn er ihn mit seinem Willen nicht vereinbar fand. (S. 72.) Das ist nun freilich ein großer historischer Irrtum. Fürst Bismarck hat sich sehr häufig, wenn auch noch so widerstrebend, dem Willen der Mehrheit unterworfen. Er hat sich ganz gegen seine Ueberzeugung das geheime Wahlrecht in die Verfassung setzen und die Beschränkung des Reichs auf indirekte Steuern daraus streichen lassen. Er hat sich Septennate gefallen lassen, wo er für die Heeresorganisation dauernde Einrichtungen gefordert hatte. Er hat die Kulturkampf-Gesetzgebung Stück für Stück vom Zentrum abbrechen lassen. Er hat die Fristbeschränkung des Sozialistengesetzes akzeptiert. Er hat in der Frankensteinschen Klausel und der lex Huene Schädigungen der Finanzgebarung des Reiches zugelassen, an denen wir noch heute leiden, und die Reihe dieser Konzessionen an die Torheit oder die Fraktionspolitik der Reichstagsmehrheit ließe sich noch sehr verlängern. Auch Herr v. Bethmann-Hollweg hat selbstverständlich mit dem Reichstag paktiert und ihm dies und jenes nachgegeben, aber doch entfernt nicht so viel und nicht so Bedeutendes wie einst Fürst Bismarck. Das soll gewiß kein Vorwurf für den Reichsgründer sein; ganz im Gegenteil, denn er war Realpolitiker, wußte die entgegenstehenden Kräfte richtig einzuschätzen und konnte nicht anders handeln, als er getan hat, aber es beweist, daß die Verhältnisse seitdem sich nicht verschlechtert, sondern gebessert haben — gebessert nicht zum wenigsten durch das Verdienst des Reichskanzlers Fürsten Bülow und seine Block-Politik.

So sehe ich denn vorläufig weder eine Veranlassung noch eine Möglichkeit für die geforderte große Aktion gegen die Sozialdemokratie. Man täte doch wohl am besten, diesen Kampf in der Hauptsache den Parteien und den Einzelnen zu überlassen, der Presse, den Vereinen und auch an ihrem Teil der Wissenschaft. Wenn die Regierung einmal den richtigen Moment und die richtige Parole für eine Reichstagsauflösung findet und in demselben Augenblick die bürgerlichen Parteien zu einer Kooperation zu bringen versteht, so hat sie getan, was Pflicht und Staatskunst von ihr fordern; sich sonst einzumischen, führt immer wieder zu der Politik der Nadelstiche, die die Scharfmacher unsinnigerweise immer fordern und die Fürst Bülow so entschieden verwirft. Solche Politik nützt nicht bloß nichts, sondern schadet — was hat denn selbst das Sozialistengesetz schließlich genützt? Da ist jüngst ein Gemeindevorsteher zwar nicht abgesetzt, aber in 30 Mark Geldstrafe genommen worden, weil er durch Stimmenthaltung

die Wahl eines Sozialdemokraten in den Schulvorstand ermöglicht hatte. Du lieber Gott — solche Art schneidiger Disziplin kann ich doch auch nur für Nadelstich-Politik halten. Eine weitausschauende Regierung muß auch die Kunst des Sich-Zurückhaltens verstehen — aber das ist freilich in einem Beamtenstaat, wo fortwährend die Eifrigen zu Taten treiben, sehr schwer, und selbst wenn die Minister die richtige Einsicht haben, so sind es die mittleren und unteren Instanzen, die sich tatkräftig vorkommen, wenn sie die „Staatsfeinde" schikanieren und mit kleinen Strafen belegen können. Fürst Bülow hat da wirklich ein gar nicht hoch genug einzuschätzendes Wort gesprochen, indem er fordert, daß die Regierung in dem Parteikampf auch gegen die Sozialdemokratie sich nur das Große vorbehalte, sich aus dem Kleinkampf des Tages aber zurückziehen solle. Auf die Befolgung dieses Rats aber haben wir nicht zu rechnen.

20. 2. 14. Delbrück.

Die Wehrsteuer-Deklaration.

Als ich im Jahre 1909 den Finger auf die Wunde der ungenügenden Veranlagung unserer direkten Steuern legte, da fand ich zwar manche Zustimmung, aber doch auch sehr viel Widerspruch. Der Finanzminister selbst, indem er anerkannte, daß „in Stadt und Land viele Leute das nicht zahlen, was sie zahlen müßten", lehnte doch gleichzeitig meine Berechnungen als viel zu weitgehend ab; Reichsschatzamt und Reichstag haben bei dem Gesetz über die Wehrsteuer die alten Veranlagungen zugrunde gelegt, als ob meine Berechnungen nicht existierten, und noch jüngst haben zwei, von unseren größten Finanz-Instituten ausgehende, im übrigen höchst wertvolle Berechnungen sich meinen Ergebnissen nicht angeschlossen, sondern sehr viel niedrigere Zahlen eingesetzt. Die „Dresdener Bank" hat einen Ueberblick über „Die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands" veröffentlicht (soeben in 2. Auflage erschienen) und Dr. Helfferich, der Direktor der „Deutschen Bank" hat auf noch breiterer Basis einen ähnlichen Ueberblick zusammengestellt (besprochen Preuß. Jahrb., Novemberheft 1913, S. 166), und beide gehen zwar um einiges, aber doch nicht so sehr wesentlich, über das Ergebnis der Steuerveranlagungen hinaus. In der jüngst erschienenen dritten Auflage seines Büchleins lehnt Helfferich mein Monitum in dieser Beziehung mit dem Hinweis ab, daß ihm von anderer Seite die gerade entgegengesetzte Einwendung gemacht worden, nämlich, daß seine Berechnung zu hoch sei. Da scheint ja der mittlere Weg in der Tat der empfehlenswerteste. Aber schließlich kann es doch einmal vorkommen, daß die Wahrheit keineswegs in der Mitte, sondern ganz und gar auf der einen Seite liegt. Bald genug werden wir es wissen. Von allen Seiten bringen Nachrichten über die Veranlagung des Wehrbeitrages in die

Oeffentlichkeit und zeigen Steigerungen geradezu ungeheuerlicher Art. Allem Anschein nach werden meine Berechnungen von 1909, wonach die Unterveranlagung damals so etwa 50% betrug, jetzt annähernd erreicht, das heißt in Wahrheit noch übertroffen: denn wer sagt, daß auch jetzt nur alles Vorhandene wirklich deklariert wird? Die wahre Physiognomie des Vorganges dürfte gezeichnet sein in der Bekanntmachung des Landrats des Hannoverschen Kreises Isenhagen, der seinen Eingesessenen kundgab, die Veranlagung ergebe zwar jetzt schon das doppelte des bisher Versteuerten, er habe aber den Verdacht, daß noch immer sehr viel unterdrückt werde und ermahne, das jetzt noch anzumelden, solange der Generalpardon seine Gültigkeit habe; später werde unnachsichtlich mit Strafen eingeschritten werden. Auch aus Hessen-Darmstadt wird weit mehr als das Doppelte des Erwarteten gemeldet.

Es dürfte nun geraten erscheinen, zunächst einmal abzuwarten, was sich bei dem Gesamtergebnis des Wehrbeitrages herausstellen wird. Aber ich habe einen besonderen Grund, schon jetzt das Wort dazu zu ergreifen. Immer wieder werden meine Berechnungen von 1909 in dem Sinne zitiert, als ob ich nur die Landwirtschaft der zu niedrigen Deklaration angeklagt hätte. Noch jüngst habe ich in den „Berliner Neuesten Nachrichten" deshalb eine Berichtigung unter wörtlicher Ausführung dessen, was ich damals geschrieben habe, gesandt, aber sie haben sie illoyaler Weise ebensowenig abgedruckt, wie vor einiger Zeit die „Deutsche Tageszeitung". Ich stelle deshalb hier fest, daß ich damals bei der Untersuchung, wie die Unterveranlagungen entstehen, ausdrücklich gesagt habe: „Zweitens werden sehr viele Werte, die von außen nicht sichtbar sind, namentlich Papiere, direkt und mit Bewußtsein unterschlagen. Das tun sowohl Rentner wie Bauern wie andere Leute." Weiter habe ich schon damals in dem weiteren Gang der Diskussion festgestellt, daß die Veranlagung des landwirtschaftlichen Besitzes zu dem gesundesten Teil der ganzen Steuerverfassung gehöre, da dieser Besitz und sein Wert nicht so leicht zu verstecken sind und daß der kranke Teil der ländlichen Veranlagung nicht bei der Vermögens-, sondern bei der Einkommensteuer zu suchen sei. Wenn sich also jetzt herausstellt, vermöge der obligatorischen Deklaration, vermöge der möglichen zukünftigen Entdeckung beim Erbgang, vermöge der angedrohten Gefängnisstrafe und vermöge des Generalpardons, daß ungeheuer viel mehr Vermögen vorhanden war, als bisher versteuert ist, und daß ein sehr großer Teil dieses Vermögens in der Stadt und auf dem Lande aus Papieren besteht, so ist das nichts als eine volle Bestätigung meiner Behauptung von 1909. Was in meinem ersten Artikel damals sich als unrichtig herausstellte, habe ich sofort selbst in den nächsten Heften corrigiert. Schon 1911 ist ein auffallend starker Ruck vorwärts gemacht worden und wenn auch jetzt das von uns geforderte Ergebniß noch nicht erreicht werden sollte, so haben wir doch auf jeden Fall eine erhebliche An-

näherung und es ist nur zu bedauern, daß man einer damaligen Anregung nicht sofort sondern erst jetzt nach fünf Jahren nachgekommen ist. Denn es ist ja nicht nur der Wehrbetrag, um den es sich handelt, und von dem nunmehr vielleicht die dritte Jahresrate gar nicht mehr eingezogen zu werden braucht, (falls hohe Regierung und hoher Reichstag nicht mittlerweile andere Verwendungsmöglichkeiten aufgefunden haben sollten), sondern der Ertrag der gesamten Staats- und Komunalsteuern wird dabei mit in die Höhe getrieben. Denn nicht bloß die Vermögens- sondern auch die Einkommensteuer muß jetzt viel ergiebiger quellen. Die Ehrlichen und die allein auf Gehalt und Lohn angewiesenen Beamten, Offiziere und Arbeiter, die bisher schon voll zu der gesetzlichen Steuer herangezogen wurden, werden dann, falls nicht gar eine Steueherabsetzung in den Kommunen möglich wird, wenigstens nicht mehr so sehr über Ungerechtigkeit zu klagen haben. Die Zuschläge zur Einkommensteuer aber stellen sich als völlig überflüssig heraus und können sofort aufgehoben werden. Delbrück.

Deutsch-Englische Annäherung — Internationale Russophobie — Französische Zustände.

Der Umschwung der Stimmung, der bei der englischen Nation zugunsten der deutschen Politik eingetreten ist, macht erfreuliche Fortschritte. So heißt es in einer Veröffentlichung der Navy League, des englischen Flottenvereins, der bisher immer sehr deutschfeindliche Agitation getrieben hatte*): „Eine der großen Schwierigkeiten, denen nüchterne Kritiker zu begegnen haben, ist die wilde Uebertreibung der deutschen Gefahr. Die Leute sind mit Deutschland verrückt gemacht worden, und jetzt, wo die deutschen Jahresprogramme von vier zu zwei Schiffen reduziert worden sind, mit einem gelegentlichen dritten, wird es zur schwierigsten Sache von der Welt, Dampf zu bekommen für die fernere Aufgabe, die vor uns liegt, nämlich einen genügenden Kräfteüberschuß für den Schutz der „weltumspannenden Reichsinteressen" zu beschaffen. Und doch ist dies das Wesentliche, jetzt und früher. Die Aussicht der Deutschen, uns in der Nordsee ebenbürtig zu werden, war immer von der schattenhaftesten Art. . . ."

Die Navy League will also fortfahren, für eine mächtige Verstärkung der britischen Marine zu agitieren. Sie hält es aber nicht mehr für zeitgemäß, um jenes Ziel zu erreichen, die jingoistischen Leidenschaften gegen Deutschland zu erregen. Daß man bei uns in absehbarer Zeit maritime Rüstungen vornehmen werde, die erheblich über den Rahmen des bestehenden Flottengesetzes hinausgehen, hält man angesichts des Wehrbeitrags und der

*) Zitiert in der Februarnummer von „Contemporary Review" durch P. A. Molteno M. P.: „Liberalism and naval expenditure."

Vermögenszuwachssteuer jenseits der Nordsee für unmöglich. Die Engländer fühlen sich also gegen uns gesichert. Schatzkanzler Lloyd George hat im Ministerrat schon sehr darauf gedrängt, daß dem soeben zusammengetretenen Parlament ein ermäßigter Marineetat vorgelegt werde. Er hat jedoch dem Staatssekretär der Marine, Winston Curchill, sogar noch eine bedeutende Erhöhung der maritimen Ausgaben zugestehen müssen, zumal die drei Ueberdreadnoughts, die die Kanadier dem Reich als Geschenk versprochen hatten, nicht durch die dortige Legislatur zu bringen sind. Aber in der liberalen Partei gewinnt die Strömung, den Augenblick, in dem dem Großadmiral von Tirpitz der Atem ausgegangen zu sein scheint, zu einer Herabsetzung der englischen Flottenausgaben zu benutzen, mit jedem Tage neue Anhänger. Nachdem die Liberalen so ungeheure Opfer für die Flotte gebracht haben, wie nie eine englische Partei vorher, erinnern sie sich fast alle wieder der manchesterlichen Seite ihres Parteicharakters. Und auch die Opposition möchte nicht durch patriotischen Uebereifer die Steuerkraft der besitzenden Klassen einer neuen Belastung durch den jetzigen Schatzkanzler aussetzen, der die Abgaben auf die Reichen zu legen gewohnt ist. Uebrigens erfordert schon das Flottenbudget für 1914 neue Steuern.

Neben der Konzentration der deutschen Steuerkraft auf die Landmacht hat auch die friedliche Staatskunst des Kabinetts von Berlin während der letzten orientalischen Krisis die Furcht der Briten vor Deutschland erheblich vermindert. Man sagt sich in Großbritanien, daß eine Macht, die weder die marokkanische Verwickelung von 1911 noch die orientalische von 1912 zum Losschlagen benutzt habe, doch kaum wirklich die ihr nachgesagten Weltherrschaftspläne verfolgen könne. Zwar schlagen noch nicht alle Stimmen, die sich in den führenden Organen der britischen Publizistik über die Politik Deutschlands äußern, freundliche Töne an. So prophezeit in „Fortnightly Review“ ein Artikel des Herrn T. A. O'Connor, betitelt „The Bagdad Railway“, die deutsche Diplomatie werde England aus der asiatischen Türkei verdrängen: „wie es ihr gelang, uns aus Ostafrika zu verdrängen, wo wir ihr Land auslieferten, das unser war, in Anbetracht, daß Speke, Grant und Stanley es erforscht hatten.“

In dem letzten Passus offenbaren sich wieder einmal die enormen nationalen Ansprüche, durch die die Engländer sich früher in Deutschland so unbeliebt gemacht haben. Ihr Widerstand gegen die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik und die Bagdadbahn wirkte auf uns fast ebenso irritierend wie jene Prätention des Herrn O'Connor. Was die Bagdadbahn betrifft, so nimmt das Kabinett von St. James endlich Abstand, ihr Hindernisse zu bereiten. Die Bahn wird bis zum Persischen Golf von Deutschland gebaut; der Abschluß einer endgültigen Verständigung zwischen der englischen und der deutschen Regierung steht bevor. Die wahre Stimmung, in der die öffentliche Meinung Englands jenes Abkommen aufnehmen wird, repräsentiert erfreulicherweise nicht jener Artikel in „Fortnightly Review“, sondern ein Aufsatz: „The problem of Asiatic Turkey“, der in

„Contemporary Review“ erschienen ist und Herrn M. Philips Price zum Verfasser hat. Herr Price begrüßte die deutsche Bagdadbahn auf das Allerfreundlichste. Er schreibt von den Eindrücken, die er bei einer Reise durch Türkisch-Asien soeben empfangen hat: „Im 20. Jahrhundert ist da doch ein gewisser materieller Fortschritt zu beobachten . . . das Schwert hat dem Pfluge Platz gemacht, und europäische Art und westliche Erziehung brechen sich langsam aber sicher Bahn. Das große Medium westlicher Zivilisation ist Deutschland, dessen Einfluß, wie ich überzeugt bin, in jeder Hinsicht wohltätig wirkt. Durch die Eisenbahnen und Berieselungswerke, die Deutschlands Gesellschaften und Banken gemeinsam mit der türkischen Regierung ausführen, durch den Bau von Straßen und die Errichtung von Schulen erfüllt es einen jetzt veralteten und überlebten Gesellschaftszustand mit europäischer Art, ohne die Entwicklung des osmanischen Nationalgedankens zu schädigen. Im südöstlichen Anatolien, auf den Ebenen Ciliziens, haben die westlichen Ideen sich sogar noch stärker Bahn gebrochen als im anatolischen Hochland.*) Hier ist in den Städten eine bedeutende armenische Bevölkerung. . . . . Ungleich Anatolien, das in den letzten Jahren niemals ein Massakre kennen gelernt hat, waren die cilizischen Ebenen erst vor ein paar Jahren der Schauplatz eines der schlimmsten Massenmorde. . . . Ich denke, man darf mit Bestimmtheit sagen, daß das Erscheinen der Badadbahn in den cilizischen Ebenen, begleitet von dem Eindringen moderner Fortschritte und europäischer Art, in Zukunft künstlich herbeigeführten Repressalien zwischen dem Mohammedaner und dem Christen vorbeugen wird. . . .“

Entspannung fast auf der ganzen Linie — das ist der beruhigende Anblick, den das englische Volk in seinem Urteil über Deutschland heute darbietet. Welch eine Umwälzung der nationalen Denkweise seit jenen schwülen Sommertagen des Jahres 1911, in denen selbst englische Minister so töricht waren, den „Panthersprung“ von Agadir für das Vorspiel eines deutschen Angriffs auf Frankreich mit dem Endziel der Weltherrschaft des Hauses Hohenzollern zu halten! Heute sehen wir das andere Extrem; die britischen Liberalen plätschern vergnügt in dem Wasser des Pazifismus; immer mehr liberale Gentlemen steigen in den seichten, stagnierenden Tümpel. Natürlich bleiben die Dinge größer als die Menschen sind. Ein Reich, wie das britische, genießt ebensowenig wie in seinen inneren Verhältnissen jemals nach außen hin sorgenlose Ruhe. Mit vollem Recht weist die Navy League darauf hin, daß auch, nachdem die Furcht vor der „deutschen Gefahr“ geschwunden sei, die „weltumspannenden Reichsinteressen“ weiterhin kriegerische Vorbereitungen nötig machten. Nachdem sich der deutsch-englische Gegensatz gemildert hat, ist der russisch-englische sofort wieder schärfer geworden. Schon während der orientalischen Krisis traten zwischen den Kabinetten von London und Petersburg Meinungsverschiedenheiten hervor, die die Tripelentente zu

*) Ueber die Fortschritte der cilizischen Landwirtschaft. selbst bei den Mohammedanern dieser Provinz, vgl. auch Nummer des „Export“ vom 3. Februar, Seite 77.



lockern anfingen. Jetzt veröffentlicht in der „Revue Politique Internationale“, einer neuen, vielversprechenden Monatsschrift, die zu Paris erscheint, der Cambridger Universitätsprofessor Edward G. Browne einen Artikel: „L'Angeterre et la Russie“, von auffallend stark ausgesprochener Russophobie. Browne ist Orientalist, und seine gleichsam berufsmäßige Freundschaft für die Völkerschaften des Morgenlandes, denen die moskowitische Zwingherrschaft droht, mag ihm eine gewisse Befangenheit zuungunsten des Zarenreichs verursachen. Auch hat er seinen Essay in keiner englischen Revue veröffentlicht. Aber diese Momente sind weit entfernt, der Browneschen Arbeit, die übrigens auch, rein sachlich betrachtet, sehr hoch steht, ihre politische Bedeutung zu rauben. Sagte ich doch schon, daß an dem Einsetzen einer neuen antirussischen Strömung in England schon seit Jahr und Tag kein Zweifel mehr sein kann. Mit dem Argwohn gegen Rußland, dem er die früher von seinen Landsleuten Deutschland nachgesagten Weltherrschaftsgelüste mit der größten Leidenschaft schuld gibt, gehen bei Professor Browne Vertrauen und Sympathie für unser Reich Hand in Hand:

„Es fehlt nicht an Leuten“, heißt es in dem Essay, „die die liberale Partei bei den letzten und selbst bei den zwei oder drei letzten Wahlen unterstützt haben, und die jetzt, aus verschiedenen Gründen, aber besonders aus Mißtrauen gegen die auswärtige Politik Sir Edward Greys, aus Haß gegen das russische Ränkespiel, in dem Wunsch, entweder zu unserer alten „glänzenden Isolierung“ zurückzukehren oder eine engere Freundschaft mit Deutschland anzuknüpfen durchaus bereit sind, die weniger wichtigen Punkte zu opfern, um den Umsturz jener Politik zu sichern. . . .

Schließlich muß man doch die Nationen ebenso wie die Menschen nach ihren Handlungen beurteilen. Und welcher unparteiische Beobachter kann die Handlungen Rußlands für friedlich erachten, besonders in Anbetracht dessen, was es seit der marokkanischen Krisis von 1911 in Persien, der Mongolei und dem äußersten Osten getan hat?

Im Gegenteil, es steht fest, daß man wohlerwogenermaßen mit dem Geständnis nicht zurückhalten kann: Deutschland ist es, das seit mehr als 40 Jahren den Frieden aufrechterhält. . . .

. . . . Die Verteidiger der anglorussischen Entente wählen zwischen zwei Beweisführungen, die sich ausschließen. Die Einen behaupten, die Schwächung der russischen Macht infolge des unglücklichen Krieges mit Japan und der inneren Wirren nachher habe das europäische Gleichgewicht zum Vorteil Deutschlands zerstört, und demgemäß sei es nötig, dieses Gleichgewicht wiederherzustellen, indem man Rußland durch alle möglichen Mittel kräftige. Wir fragen diese, ob sie die Wagschale nicht zu stark nach der einen Seite herabgedrückt haben und ob der Augenblick nicht gekommen ist, um ihre letzte Schwingung durch die Verstärkung Deutschlands zu korrigieren. Die Anderen erwägen, daß die Hegemonie der Welt doch unvermeidlich Rußland anheimfallen werde, daß es unmöglich sei, es aufzuhalten oder ihm zu widerstehen, und daß folglich der einzige einzuschlagende

Weg sei, „sich den Mammon der Ungerechtigkeit zu Freund zu machen“. Man sagt sogar, es solle in der angloindischen Verwaltung eine, glücklicherweise wenig zahlreiche, Schule geben, nach der England unvermeidlich Indien verlieren muß, ein Fall, in dem sie es lieber in die Hände Rußlands kommen sehen würde, als in die eines asiatischen Volkes. . . .

Früher oder später, und wahrscheinlich ziemlich bald, wird Großbritannien sich vor der Alternative befinden, entweder der Rivale Rußlands zu werden oder sein Vasall. . . . England wird sich gezwungen sehen, jenen hundertjährigen Kampf wieder aufzunehmen, den Sir Edward Grey in seiner Unschuld für immer zum Frieden gewendet zu haben glaubte. . . .

Sich Deutschland zu nähern, als dem wichtigsten Schlagbaum Europas gegen die slawischen Massen, und den Vereinigten Staaten von Amerika, die unsere jüngste Politik so schwer verletzt hat, mit ihrer Hilfe die Türkei, Persien und China aufrechtzuerhalten und so etwas von dem Einfluß und Prestige zurückzugewinnen, die wir in Asien verloren haben, das würden die ersten Schritte einer echt britischen, weisen und weitblickenden Politik sein . . .“

Professor Browne befürwortet also nichts Geringeres als ein vollständiges Renversement des alliances. Er bezweifelt selber, ob Regierungspartei und Opposition im englischen Parlament die geeigneten Männer aufzuweisen haben, um ein so großes Werk durchzuführen und, wenn einige solche Charaktere vorhanden sein sollten, ob sie an der richtigen Stelle stehen. Auch wir glauben nicht, daß die Gruppierung der europäischen Mächte sich in der nächsten Zeit ändern werde; Heil für den Weltteil genug, wenn die Schroffheit der Gegensätze zwischen den beiden großen Assoziationen von Staaten wirklich abgenommen hat! Von der Besserung unseres Verhältnisses zu England erwarten wir nicht nur den negativen Vorteil, daß gefährliche diplomatische Konflikte ausbleiben werden, sondern auch positiv Gutes für unsere Kolonialpolitik. Noch haben die Unterhandlungen, die zwischen London und Berlin über Deutschlands wirtschaftliche Betätigung in den portugiesischen Kolonien geführt wurden, zu keinem positiven Resultat geführt. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß die deutsche Nation das moralische Recht hat, ihrer Kulturarbeit in Afrika auf einem viel umfangreicheren Gelände nachzugehen, als Englands Eifersucht uns seit einem Menschenalter zugestehen will. Der Drang des deutschen Volkes, in Afrika für die Zivilisation zu wirken, ist vielleicht noch größer als sein Interesse für die Wiederbelebung des Morgenlandes. Daß unsere Kolonien, so bescheiden ihr Wert ist, dem deutschen Volke fest ans Herz gewachsen sind, ist auch der Schluß, zu dem Dr. Alfred Zimmermann in seiner soeben erschienenen „Geschichte der deutschen Kolonialpolitik“ (bei E. S. Mittler & Sohn) gelangt. Heute dürfte kein Staatsmann bei uns mehr wagen, was Bismarck tat, nachdem er sich widerstrebend in die Kolonialpolitik gestürzt hatte und nun eine Regulierung der

Grenze des neuerworbenen Kamerun gegen die französischen Besitzungen im Süden erfolgte. Frankreich bot damals eine Linie an, die vom Schneidepunkt des Campoflusses mit dem 10. Grad östl. Länge bis zum 17. Grad östl. Länge reichte. Fürst Bismarck aber wollte nicht soviel Afrika haben, wie Frankreich ihm anbot, sondern begnügte sich mit der Linie bis zum 15. Grad! *)

So kleinmütig, wie vor 30 Jahren jener erlauchte Staatsmann über deutsche Weltpolitik dachte, denkt heute nicht einmal der Mann auf der Straße in unseren demokratischen Großstädten mehr. Eben um die Erweiterung der Südgrenze von Kamerun handelte es sich in dem Konflikt mit Frankreich im Jahre 1911, wo die ganze deutsche Nation geschlossen hinter der Reichsregierung stand. Das ist um so charakteristischer, als die Ausfuhr unserer afrikanischen Kolonien noch immer keinen höheren Wert hat als 81 579 000 Mk., und dieser geringfügige Export setzt noch bedeutende Reichszuschüsse für die Verwaltung der Kolonialgebiete voraus. Trotzdem will gegenwärtig ganz Deutschland, im Gegensatz zu der Auffassung des Fürsten Bismarck, die heute für ganz veraltet gilt, immer mehr Afrika, sei es zur direkten politischen Beherrschung, sei es in der Form, daß die ökonomische Aufschließung von uns in die Hand genommen wird.

Während die englischen Russophoben den Moskowiter wiederum wie 1885 zurzeit der Pendschah-Affaire drohend an die Tore Indiens klopfen sehen, befürchtet König Gustav V. von Schweden, daß die Russen ihm eines Tages das Schicksal des Emirs von Buchara bereiten und ruft sein Volk zu Gegenrüstungen auf. Eine feierliche öffentliche Kundgebung des Königs ist ins Werk gesetzt worden, gerichtet an Zehntausende von Bauern, die infolge einer Veranstaltung der Krone aus dem ganzen Königreich in Stockholm zusammengeströmt waren. Der Appell des skandinavischen Fürsten an den Patriotismus der Schweden hat in allen Klassen der Nation lebhaften Widerhall gefunden. Im Juniheft des Jahrgangs 1912 brachten wir eine Zuschrift des hochangesehenen schwedischen Gelehrten Pontus Fahlbeck, in der auseinandergesetzt wurde, daß Rußland den Ehrgeiz hat, eine atlantische Ozeanmacht zu werden. Es will zu diesem Zweck Norwegen erobern und würde dann Schweden als Hinterland der neueren Erwerbung gleichfalls nötig haben. Die schwedischen Rüstungen sollen hauptsächlich in einer Verlängerung der Dienstzeit für die Infanterie bestehen, die gegenwärtig nur 8 Monate beträgt. Nun verwickelt sich aber die Frage der schwedischen Armeereorganisation mit einem Verfassungskonflikt. Das im Besitze der Regierungsgewalt und der Majorität in der zweiten Kammer befindliche Ministerium Staaff lehnt die Heeresreform ab. Vor allem aber verwirft es, den Grundsätzen des reinen Parlamentarismus getreu, das persönliche Regiment des Souveräns, wie es durch die Bauerndemonstration in das öffentliche Leben des Königreichs eingeführt worden ist. Die Minister

*) Zimmermann, Seite 93.

sind zurückgetreten. Der König hat es nach längeren Bemühungen durchgesetzt, daß andere Männer, die ebenso wie die bisherigen Minister der liberalen Partei angehören ein Kabinett gebildet haben. Die zweite Kammer soll aufgelöst werden. Wenn dann der neue Reichstag die Verstärkung der Landesverteidigung genehmigt hat, verspricht der König sich wieder an die Prinzipien des Parlamentarismus zu halten.

Daß abwechselnd parlamentarisch und mehr autokratisch regiert wird, ist nichts Neues in der Geschichte Europas. Wenn es in Oesterreich mit dem Parlamentarismus nicht länger geht, beruft der Kaiser vorübergehend ein Beamtenministerium. In Ungarn steht dem König ein Beamtentum wie das österreichische nicht zur Verfügung. Als aber der ungarische Reichstag die gemeinsame Armee anzutasten versuchte, fand der Monarch in dem aristokratischen Lande Edelleute, die zusammen mit loyal gesinnten Offizieren dem Monarchen möglich machten, den reinen Parlamentarismus für einige Zeit zugunsten des Regiments der Krone zu suspendieren. Allerdings sind derartige Regierungsmethoden, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der Diktatur im alten Rom haben, nicht in allen parlamentarischen Monarchien anwendbar; die Kronen Belgiens, Spaniens und Italiens dürften zu schwach dazu sein; daß Georg I. von Griechenland nicht die Kraft besaß, dem Spielen des hellenischen Parlamentarismus mit den Interessen der Nationalverteidigung ein Ende zu bereiten, hat die Militärrevolution von 1909 hervorgebracht, die den Anfang vom Ende des damals so kleinen Hellenenstaats zu bedeuten schien.

In Schweden ist die Dynastie nicht viel älter als in Griechenland, aber die Bernadottes sind rasch mit ihrem neuen Vaterland verwachsen und gelten dem schwedischen Volk als die rechtmäßigen Nachfolger jener bedeutenden Fürsten, die vom 16. bis 18. Jahrhundert den Königsnamen in Schweden so populär gemacht haben. Allerdings gibt es daneben auch eine mächtige Demokratie in Schweden. Das Gros derselben bildete früher gerade die „Landmannpartei", die sich hartnäckig allen militärischen Mehrausgaben widersetzte. Später haben sich in den Städten noch viel extremere politische Strömungen geltend gemacht. Vor einigen Jahren konnte der Bürgermeister von Stockholm ungestraft den Antrag auf Abschaffung des Königtums stellen. Noch charakteristischer als jene im Grunde vielleicht leere Demonstration ist das äußerst substantielle Faktum, daß die Norweger das Haus Bernadotte absetzen konnten, ohne daß das dynastische Interesse in Schweden irgendwelche Parteigänger fand. Fast lautlos ließen sich die Schweden die Zerreißung des Bandes der Personalunion von seiten Norwegens gefallen. Ein gutes Prognostikum für das Unternehmen Gustavs V. ist der Verlauf des Verfassungskonflikts, den der König des stammverwandten Dänemark vor einigen Jahrzehnten mit seinem Reichstag ausfocht. In Dänemark lagen die Verhältnisse insofern umgekehrt wie in Schweden, als König Christian IX. sich auf die Bürgerschaft Kopenhagens stützte und mit ihrer Hilfe die Befestigung der Hauptstadt durchsetzte, während die

Mehrheit des hartnäckig die Geldmittel verweigernden Folkething aus demokratischen Bauernparteilern bestand.

Die auswärtige Politik Rußlands, die auf die ganze alte Welt so schwer drückt — auch wir zahlen ja Wehrbeitrag und Vermögenszuwachssteuer hauptsächlich zur Verteidigung gegen Rußland —, krankt insofern an einem inneren Widerspruch, als die Russen einerseits ein deutliches Bewußtsein von der inneren Schwäche ihres Reichs haben, andererseits von einer schlechthin grenzenlosen Eroberungssucht beseelt sind. Wenn sie auch das Imperium mundi nicht geradezu anstreben, so würde es ihnen mit der Verwirklichung all ihrer expansiven und hegemonischen Tendenzen doch ganz von selber zufallen. Soeben hat ein Manifest des Zaren die allerhöchste Betrübnis darüber zum Ausdruck gebracht, daß die produktiven Kräfte des russischen Volkes noch so gering seien und die Finanzen des Staats zu einem wesentlichen Teil von den fiskalischen Erträgnissen des Branntweins abhingen. Kaiser Nikolaus befiehlt, die produktiven Kräfte der Nation zu heben. Das ist leichter angeordnet als ausgeführt, obwohl es ein neu ernannter Ministerpräsident ist, an den der Zar seine Kundgebung gerichtet hat. Was die Ersetzung Kokowzeffs durch den 75jährigen Goremykin betrifft, so ist die politische Bedeutung dieses Personenwechsels noch nicht klar zu erkennen. Kokowzeff, der mit dem Vorsitz im Ministerrat das Portefeuille der Finanzen vereinigte, ist in dem Augenblick gefallen, wo er in Paris eine neue Milliardenanleihe glücklich zustande gebracht hatte. Die Transaktion geht unter dem Namen einer Eisenbahnanleihe, aber Franzosen, die die russischen Verhältnisse gründlich kennen, behaupten, weniger das russische Eisenbahnwesen habe das französiche Geld nötig, als die Volkswirtschaft des Zarenreichs im allgemeinen und indirekt der Staatsschatz selber. Rußland würde sich mit Ruinen bedeckt haben, so urteilen jene Kenner an der Seine, wenn Frankreich dem Herrn Kokowzeff die „Eisenbahnanleihe" versagt hätte.

Gleichwohl hat Nikolaus II. keine Freude an dem französischerseits nicht ohne Widerstreben gewährten Gelde. In seinem Erlaß gibt der Herrscher zu verstehen, daß er die Aufnahme ungezählter Milliarden im Auslande ohne entsprechende Erweckung von produktiven Kräften im Inlande für unsolide Wirtschaft hält. Manche Optimisten werden deshalb wohl aus dem Dekret des Kaisers die Hoffnung geschöpft haben, daß in Rußland eine neue Periode innerer Reformen beginnen werde. Dieser Erwartung konnte man sich in der Tat einen Augenblick hingeben, denn den Anfang der Ministerkrisis hatte ein parlamentarischer Vorstoß gebildet, den Graf Witte, der berühmte liberale Minister a. D. und noch immer Vertrauensmann des Zaren, offenbar im Einklang mit seinem kaiserlichen Herrn von den Sesseln des Reichsrats aus gegen den Ministerpräsidenten und Finanzminister Kokowzeff unternahm. Aber nicht Witte wurde Kokowzeffs Nachfolger, sondern jener greise Goremykin, der für sehr reaktionär gilt. Wie gemeldet wird, glaubt Goremykin die allerhöchsterseits geforderte Hebung der

produktiven Volkskräfte am besten dadurch einleiten zu können, daß die Statthalterschaft des fernen Ostens wiederhergestellt wird, die am Vorabend des Krieges mit Japan der Admiral Alexejeff verwaltete. Dieser Großwürdenträger erweckte die „produktiven Kräfte“, indem er gegen das Auswärtige Amt in Petersburg die vornehmen russischen Spekulanten deckte, die zur Erbitterung der Japaner die großen Waldungen Nordkoreas auszubeuten unternahmen. Ueberhaupt hat 1904 die administrative Selbständigkeit der Statthalterschaft im fernen Osten viel dazu beigetragen, daß der auf Erhaltung des Friedens gerichtete Wille der Zentralregierung an der Newa durch unverantwortliche nationalistische Einflüsse durchkreuzt wurde. Auch heute macht es wieder den Eindruck, als ob der Ministerwechsel in Petersburg, anstatt dem inneren Leben der Nation neue Kräfte zuzuführen, nur die Entzündbarkeit der auswärtigen Politik des Zarenreichs steigern wird. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Petersburg und Wien sind wieder sehr schlecht. Während der neu ernannte französische Botschafter sofort nach seiner Ankunft an der Newa vom Zaren empfangen wurde, hat der gleichfalls neu ernannte Vertreter des Kaisers Franz Josef unerhört lange auf seine Antrittsaudienz warten müssen. Die russische Agitation unter den cis- und transleitanischen Ruthenen wird immer herausfordernder, und der russische Botschafter in Wien soll sogar amtliche Schritte zu Gunsten des österreich-ungarischen Ruthenentums getan haben.

Ein sehr unerfreuliches Bild bieten zurzeit die inneren Verhältnisse der französischen Republik. In dem Wahlkampf, der um die Erneuerung der Deputiertenkammer eingesetzt hat, traten in dem Parteigewirr zwei große Gruppen besonders hervor, die Fédération des gauches und Vereinigten Radikalen. Die Fédération, von Herrn Briand geführt, ist die gemäßigtere Partei; sie wird als solche von den konservativen Republikanern und sogar von der Rechten unterstützt. Die Abgeordneten, die sich heute zur Fédération des gauches zusammengeschlossen haben, sind seinerzeit ebenso rabiat wie die gegenwärtig den Parteinamen der Radikalen führenden Deputierten für die Unterdrückungsgesetze gegen die katholische Kirche eingetreten. Aber seit der antiklerikalen Gesetzgebung ist reichlich ein Dezennium verflossen, und inzwischen hat sich bei Herrn Briand und seinen Gefolgsleuten der Haß gegen den Ultramontanismus bedeutend abgekühlt. Die sektirerischen Leidenschaften haben nämlich eine scheinbar höchst fortschrittliche, in Wahrheit höchst reaktionäre Faktion in die Höhe gebracht, deren Rückgrat ein Teil der Volksschullehrer bildet. Diese Fanatiker folgen dem Schlachtruf „Ecrasez l'Infâme!“ als ob wir noch im 18. Jahrhundert lebten. In ihrer doktrinären Verblendung erzwangen sie, daß die Diplomaten und Kriegsschiffe Frankreichs im Orient, wo alle Welt noch kirchlich denkt, die Katholizität der französischen Nation in demonstrativer Weise verleugnen mußten. Diese deplazierte Betonung der „Weltlichkeit“ des modernen französischen Staats nützte nur den Italienern, die, obwohl „Kirchenräuber“ sich für ihre auswärtige Politik mit der Kurie gut zu stellen wissen. Das

soeben gestürzte Kabinett Barthou, das der Fédération des gauches zuneigte, wollte den atheistischen Volksschullehrern die Interessen Frankreichs in der Levante nicht länger vollständig geopfert sehen. Deshalb widerrief der Marineminister Baudin den sensationellen Erlaß eines radikalen Vorgängers, der den französischen Kriegsschiffen in ausländischen Gewässern verboten hatte, dem Herkommen gemäß, den Charfreitag durch Flaggenhissungen zu feiern. Fortan durften also die französischen Kriegsfahrzeuge „dans les échelles“ wiederum dem Tage, der den christlichen Untertanen des Sultans so heilig ist wie der Christenheit überhaupt eine Ehre erweisen, von der man vernünftigerweise annehmen sollte, daß sie keinen französischen Volksschullehrer, wie er auch gesinnt sein mag, beleidigen könnte.

Diesen Widerruf hat der neue Marineminister, Herr Monis, seinerseits widerrufen. Sein Dekret ist das vierte, das die Regierungen an der Seine binnen kurzer Zeit über die Frage des Flaggens am Charfreitag erlassen haben. Was der eine Marineminister verfügt, stürzt der andere wieder um. Herr Monis hat nicht kurzerhand verordnet, daß das Verbot des Flaggens am Charfreitag von neuem in Kraft träte, sondern sein Rundschreiben an die Schiffskommandanten sagt, diese dürften nur flaggen: „Für die nationalen Feste und Feierlichkeiten, bezüglich derer ihnen durch die Behörden der interessierten Macht vorher eine amtliche Mitteilung zugegangen ist. . . Wenn die osmanische oder eine andere Regierung der Zeremonie des Charfreitags den Charakter eines Nationalfesttages zu geben beschließt, um sich mit den Glaubensmeinungen ihrer christlichen Untertanen in Harmonie zu setzen, dann werden . . . die französischen Schiffskommandanten, nach amtlicher Aufforderung, sich dieser allgemeinen Kundgebung anzuschließen, nicht umhin können, höflich der Einladung Folge zu leisten. . . .“

Die Entscheidung darüber, ob Christus gefeiert werden soll, wird von Mohammed abhängig gemacht, so charakterisieren die französischen Klerikalen das Zirkular des Herrn Monis, und sie fügen boshaft hinzu, jenes politische Meisterwerk sei in den Amtsräumen Colberts ausgearbeitet worden. Auch auf den nichtfranzösischen objektiven Betrachter muß das zur Mumie erstarrte Voltairianertum der radikalen dritten Republik sehr abstoßend wirken. Die Männer der Fédération des gauches sind, wie gesagt, gegen die Kirche weniger intolerant als die am Ruder befindlichen Vereinigten Radikalen. Wenn Herr Baudin als Marineminister die Charfreitagsfeier erlaubte, so wurde dem Ministerpräsidenten Barthou von der Partei der freidenkerischen Volksschullehrer sogar nachgesagt, er suche, gleichfalls um der französischen Orientpolitik willen, die von der Republik abgebrochenen Beziehungen zum Vatikan wieder anzuknüpfen. Barthou hat nach seinem Fall die Tatsache in Abrede gestellt, aber die für die Anhänger der kirchenpolitischen „Beschwichtigung“ sehr charakteristische Bemerkung hinzugefügt, er würde in einer Annäherung der französischen Regierung an den Vatikan, wenn sie mit der Zustimmung der Kammern geschähe, keinen Verrat an der „laicité“ der Republik sehen.

Zu den Politikern der „Beschwichtigung" gehört auch Herr Millerand, den man nach der deutschen Terminologie als revisionistischen Sozialdemokraten bezeichnen müßte. Millerand, der während des Jahres 1912 Kriegsminister war, hat als solcher die Intoleranz wieder gut zu machen gesucht, mit der die Freimaurer und Radikalen nach der Dreyfuß-Affäre den ihnen mißliebigen Teil des Offizierkorps heimgesucht hatten. So hob er ein kurz vor seinem Amtsantritt erlassenes Rundschreiben an die Präfekten auf, in dem diese aufgefordert wurden, alle sechs Monate dem Kriegsministerium einen Bericht über Offiziere einzureichen, „die etwa durch öffentliche Handlungen oder ihr notorisches allgemeines Verhalten die politische Korrektheit verletzt haben und die Loyalität, die die Regierung der Republik von ihnen zu verlangen ein Recht hat". Diese Ausnahmebestimmung, der keine andere Kategorie von Staatsangestellten unterworfen war, machte das Offizierkorps von den jederzeit absetzbaren politischen Beamten abhängig und verbreitete in der Armee einerseits Strebertum, andererseits Unzufriedenheit mit der Republik.*) Es ist für den historisch begründeten engen Zusammenhang des französischen Heeres mit der Demokratie ungemein bezeichnend, daß gerade ein Politiker, der bis zum heutigen Tage nicht aufgehört hat, sich zum Sozialismus zu bekennen, sich das Verdienst des Widerrufs jener Verordnung erworben hat. Millerand fügte andere organisatorische Maßregeln hinzu, um die Armee, soweit das unter dem herrschenden Regime möglich ist, von der Politik, die sich eingefilzt hatte, zu reinigen. Die Entscheidung über das Aufsteigen der Offiziere wurde von neuem allein der militärischen Hierarchie anvertraut und bei dieser für die Behandlung der Personalangelegenheiten ein Verfahren eingeführt, das den Offizieren etwas mehr Vertrauen dazu einflößte, daß ihre Beförderung nicht nach den Eingebungen des Parteigeistes erfolgte, sondern unter sachlichen Gesichtspunkten.

Millerand überzeugte sich an der Spitze des Kriegsministeriums, daß in der Republik der Freimaurer und Volksschullehrer nicht nur das Avancement der Offiziere durch „gute" Gesinnung sehr gefördert werde, sondern daß auch die Erteilung des Ernteurlaubs für die Mannschaften vielfach von der Auskunft abhing, die die Präfekten und Maires über das Verhalten der Väter in öffentlichen Angelegenheiten erteilten. Ein Erlaß des sozialistischen Kriegsministers entzog jene Sache den politischen Zentralinstanzen in Paris und legte die Urlaubserteilungen wieder ausschließlich in die Hand der kommandierenden Generale.

Die Radikalen hatten, als sie an der Regierung waren, eingeführt, daß jedem Offizier, gegen den von seiten seiner militärischen Vorgesetzten eine Disziplinaruntersuchung verhängt wurde, seine Personalakten mitgeteilt werden mußten. Die Folge war gewesen, daß nur noch farblose Personalakten geführt wurden. Millerand widerrief die Verpflichtung, jene Geheim-

*) Dies und das folgende nach Jacques Bompard: „Un ministre de la guerre; M. Alexandre Millerand." Revue politique et parlementaire, 10. Januar.

papiere vorzulegen; eine Reform, die innerhalb des Offizierkorps die Autorität der Oberen ansehnlich befestigte und er tat noch mehr: „Zur Aufrechterhaltung einer festen Disziplin“ wurde von Millerand, den die Sozialisten aus der Partei ausgeschlossen haben, die Befugnis der Offiziere und Unteroffiziere, in Zivil auszugehen, beschränkt. Den Unteroffizieren und Korporalen gab Millerand das ihnen von einem radikalen Amtsvorgänger entzogene Bestrafungsrecht unter gewissen einschränkenden Bedingungen zurück: „Zur moralischen Assanierung der Armee“ erweiterte ein von Millerand durch die Kammern gebrachtes Gesetz den Kreis der in die afrikanischen Strafbataillone Eingereihten um alle Individuen, die verurteilt worden sind wegen schwerer Beschimpfung der Armee, Aufforderung der Militärpersonen zum Ungehorsam, zur Desertion und zur Auflehnung.

Die Tagespresse wußte von Millerand als Kriegsminister nicht viel mehr zu erzählen, als daß er den Zapfenstreich wieder eingeführt habe, und daß er wegen der Wiederanstellung eines aus dem Heere entfernten Antidreifusards, des Oberstleutnants du Paty du Clam, von seinen radikalen Gegnern gestürzt worden sei. Wir haben gesehen, daß Millerand wirklich Bedeutendes geleistet hat, indem er sich dem Eindringen der demagogischen Leidenschaften in die Armee widersetzte. Aber auch technisch-materiell hat er während seiner einjährigen Verwaltung die Wehrkraft Frankreichs namhaft gesteigert, indem er den Kammern sehr große Summen abverlangte. Leider hat er sich mit der Gesamtheit der gemäßigten Republikaner dem falschen Prinzip der dreijährigen Dienstzeit für die Infanterie ergeben, während die Radikalen den allmählichen Abbau der drückenden Institution zu ihrem Wahlprogramm gemacht haben. Es scheint, als ob die „Féderation des gauches“ durch ihr starres Festhalten an der dreijährigen Dienstpflicht ihre politische Zukunft ganz empfindlich schädigen wird. Die gemäßigten Republikaner halten für die wichtigste und dringlichste aller Reformen die Einführung des Proportionalsystems für die Wahlen zur Deputiertenkammer. Sie sagen, daß ein derartiges Wahlrecht dem öffentlichen Leben neue Männer zuführen werde, die, ungleich den heute vorwaltenden Radikalen, zu Höherem befähigt seien, als an Priestern und Mönchen kleinliche Verfolgungssucht zu üben und alle zivilen und militärischen Verwaltungszweige durch grobe Protektionswirtschaft zu desorganisieren. Da aber nun im Lande das neue Wehrgesetz mit jedem Tage unpopulärer wird, so dürfte die neue Deputiertenkammer mindestens ebenso radikal wie ihre Vorgängerin aussehen. Die Erneuerung des Parlamentarismus an Haupt und Gliedern durch das Heilmittel der Minoritätenvertretung, eine Idee, die in den letzten Jahren ersichtliche Fortschritte gemacht hatte, wird dann für die praktische Politik lange nicht mehr in Frage kommen.

Nach einer Statistik, die vor kurzem in der französischen Kammer vorgetragen wurde, zählte die französische Armee im Januar bei einem Mannschaftsstande von 717 445 Mann 194 052 Revierkranke, 44 192 Lazarettkranke und 21 570 Hospitalkranke, ferner 280 Todesfälle und 1489 zeit-

weilig wegen Dienstuntauglichkeit Entlassene. Von 717 445 Mann sind also infolge des ungünstigen Gesundheitszustandes nur 455 862 im Dienst. Daß die sanitären Verhältnisse der französischen Armee sehr schlecht sind, war längst bekannt. Es konnte nicht anders sein, da die französische Armee, um numerisch mit der deutschen wetteifern zu können, auch minder taugliche junge Leute einstellt. Das neue Wehrgesetz, das die Franzosen wesentlich mit auf das Drängen des auch hier unheilvoll in die Angelegenheiten der Kulturwelt eingreifenden Rußland sich gegeben haben, hat den militärischen Gesundheitszustand noch weiter verschlechtert, teils durch übermäßige Belegung der ohnehin mangelhaften Kasernen, teils durch Herabsetzung des Alters der Rekruten. Die französische Militärverwaltung sucht zurzeit nicht weniger als 81 000 réfractaires und Deserteure, eine große Zahl in einem Lande ohne Auswanderung. Wie patriotisch das französische Volk auch empfindet, es ist kein Wunder, daß die jungen Wehrpflichtigen nicht in die Kasernen wollen, die ihnen natürlich von den Gegnern der dreijährigen Dienstzeit noch verseuchter geschildert werden, als sie wirklich sind.

Angesichts der sich sträubenden öffentlichen Meinung, und da obendrein die meisten gegenwärtigen Minister die lange Dienstzeit ablehnen, fängt selbst eine so entschlossene Befürworterin der drei Jahre, wie die „Revue des deux mondes“, zu zweifeln an, ob das neue Wehrgesetz sich wird aufrecht erhalten lassen. Sie schreibt in der Nummer vom 1. Februar: „Männer, die nicht wagten, dieses Gesetz auf unserem flachen Lande anzugreifen, weil man ihnen die Autorität der ganzen Regierung entgegenhielt, die des Oberkriegsrats, die des aufgeklärtesten Teils der Kammern, Männer, die gestern schwiegen, fangen jetzt an zu sprechen; sie bestreiten die Notwendigkeit, sogar die Nützlichkeit des Gesetzes, sie hören und reproduzieren klangvolle Stimmen . . . . . Man sieht schon, wie sich im Lande so etwas wie eine Gegenströmung gegen das Militärgesetz regt, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß unter dem heftigen Wehen der Wahlstürme jene noch etwas unentschiedenen Bewegungen einen viel ausgesprocheneren Charakter annehmen.

Soeben ist in Amiens ein sozialistischer Kongreß zusammengetreten, um zu bestimmen, welches die Haltung und das Verfahren der Partei bei den nahenden Wahlen sein sollen. Nach seinen Debatten sieht man schon, daß die Platform der Sozialisten die Aufhebung des Dreijahrgesetzes sein wird, und man kann voraussehen, daß es auch die der Radikalen sein wird. Diese Frage beherrscht, unterdrückt alle anderen. Ehe sie gestellt wurde, waren die Vereinigten Sozialisten und die Radikalen tief durch das Wahlgesetz gespalten; die ersten waren hitzige Verfechter des Proporzes, die zweiten seine ebenso entschlossenen Gegner. Ein Wahlbündnis derer, die in bezug auf eine so wichtige Frage Antipoden waren, erschien schwer, ja unmöglich. Aber heute — keine Spaltung mehr! Sozialisten und Radikale verbrüdern sich in ihrem gemeinsamen Haß gegen das Dreijahrgesetz. Die

Verschmelzung zwischen ihnen hat sich vollzogen; beim zweiten Wahlgang werden sie Hand in Hand gehen . . . .

. . . Wenn die Kammern geschlossen sind, wenn die Wahlperiode eröffnet ist, werden Präfekten, Unterpräfekten, große und kleine Beamte bis, ach! zu den Lehrern zu Felde ziehen und den Gegnern des Dreijahrgesetzes liebevoll beistehen. . . . Sie werden ihnen beistehen, weil die Regierung ihnen sagen wird, sie sollen es tun. Sie würden jene auch sonst unterstützen, selbst gegen ihre Instruktionen, weil Präfekten und Unterpräfekten — von den anderen wollen wir lieber gar nicht sprechen — persönlich der radikal-sozialistischen Politik ergeben sind und an ihren Erfolg die Zukunft ihrer Karriere anknüpfen. . . ."

Kann irgendein Deutscher diese politischen Zustände beneiden? Die gebildetste und vernünftigste Partei Frankreichs, deren noch immer weltberühmtes Organ die „Revue des deux mondes" ist, hat auf russische Einflüsterungen hin ihre Seele gehängt an ein kulturfeindliches, landverderberisches Gesetz. Die Fédération des gauches, der verhältnismäßig beste Teil des alten Radikalismus, ist den Russen in die gleiche Falle gegangen. Nur aus den „mares stagnantes", dem Klüngel der Vereinigten Radikalen, können die Gesetzgeber kommen, die imstande sind, dem Lande wieder eine verständige Wehrverfassung zu geben. Der Preis, den die französische Nation dem Klub der Rue Valois dafür zu entrichten haben würde, bestände in der Fortdauer des radikalen Nepotismus in der bürgerlichen Verwaltung, wozu wahrscheinlich die Rückkehr des jakobinischen Strebertums innerhalb des Offizierkorps treten würde. Dazu käme schließlich eine Gesetzgebung, die, abgesehen von Akten religiöser Intoleranz, sich als von steiniger Unfruchtbarkeit erweisen dürfte. Wieviele Jahre quälen sich schon die Kammern in Paris, um eine Einkommensteuer zustande zu bringen! Noch immer will die in den großen Monarchien längst vollbrachte Tat der Republik nicht gelingen, und ebenso unsicher sind die Aussichten der Vermögens- und Vermögenszuwachssteuer, die der radikale Finanzminister Herr Caillaux, um durch Steigerung der Forderungen wenigstens Teilstücke einer zeitgemäßen Finanzreform durchzusetzen, mit dem Einkommensteuerprojekt verkoppelt hat.

Daniels.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertsechsundfünfzigster Band.

April bis Juni 1914.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1914.

Inhaltsverzeichnis

des

156. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Baetke, W., Besprechung von H. Bohnstedt, Jugendpflegearbeit	534
Bovensiepen, Klagen unseres Volkes über den deutschen Zivilprozeß . .	399
Broicher, Charlotte, Die neue englische Ruskin-Biographie	70
Conrad, Herm., Corpus Hamleticum, herausgegeben von J. Schick, 1 Abt., 1. Band: Das Glückskind mit dem Todesbrief	153
—„— Anfängerstil und Jugendstil Shakesperes	442
Coste, David, Besprechung von Hans Röhl, Geschichte der deutschen Dichtung	156
Delbrück, H., Die Sprachreinigung, Fürst Bismarck und Heinrich v. Treitschke	308
—„— Besprechung von E. Daniels, Geschichte des Kriegswesens, Bd. I—VII	131
—„— H. Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit	132
—„— F. Kurze, Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500	132
—„— G. Roloff, Von Jena bis zum Wiener Kongreß	132
—„— E. Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848	133
—„— Paul Rohrbach, Die Geschichte der Menschheit	133
Drews, A, Besprechung von D. H. Kerler. Jenseits von Optimismus uud Pessimismus	520
Ebbinghaus, Therese, Besprechung von E. Buchner, Das Neueste von gestern	126
—„— G. Mentz, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges	128
—„— K. Th. v. Heigel, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte	130
Ewald, Oskar, Zum Problem des Individualismus	1
Friedrich, Fritz, Die Prinzessin von Preußen. Auf Grund ihres historischen Nachlasses (1840—1850)	285
Haering, Hermann, Jung Stilling als Schriftsteller.	157
Hauck, P.. Das Problem der Erziehung bei Joh. Gottlieb Fichte . . .	193
Havenstein, Martin, Quellen im Geschichtsunterricht	41
—„— Besprechung von M. Geißler, Die Herrgottswiege	134
—„— Walter v Molo, Ums Menschentum und im Titanenkampf . . .	354
—„— H. Burte, Herzog Utz	544
—„— B. Frank, Requiem	546
—„— M. Maartens, Eva	547
—„— S. Baudiß, Der alte Hauptmann, übers. von M. Mann	548

Seite

Junghann, Die obligatorischen Schiedsgerichte für gewerbliche Streitigkeiten in Australien 13
Korwan, Anton, Besprechung von E. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten, 2 Bände 103
—„— E. Meumann, Intelligenz und Wille 528
Krebs, Siegfried, Besprechung von Moritz Heimann, Novellen . . . 136
Kulemann, W., Besprechung von Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche von Joh. B. Kißling, II. Band, die Kulturkampfgesetzgebung 1871—1874 122
M. v. L., Besprechung von Adolf Köster, Die bange Nacht 150
—„— Alex Castel, Capriccio 151
—„— Katarina Botsky, Sommer und Herbst 152
Matthaei, Ad., Besprechung von Bausteine für den Religionsunterricht, Luthers Glaube in seiner Erklärung des 2. Artikels von A. Köster 108
—„— Quellenhefte für den Religionsunterricht, Quellenstücke zu Luthers Glauben, zusammengestellt von A. Köster 108
—„— G. Buchwald, Doktor Martin Luther, ein Lebensbild für das deutsche Haus 110
Mitrofanoff, P. v., Offener Brief über das Verhältnis von Rußland und Deutschland mit Vor- und Nachwort des Herausgebers . . . 385
Natorp, P., Besprechung von S. Lipiner, Adam, ein Vorspiel. — Hippolytos, Tragödie 351
Nell, B v., Hausfrauen-Organisation 345
—„— Hausfrauen-Organisation, ein Briefwechsel 535
Öhquist, Johannes, Ein Dichter des Entsagens 139
Oncken, Hermann, Besprechung von Woodrow Wilson, Die neue Freiheit 342
Oßwald, P., Der Nationalitätenkampf der Vlamen und Wallonen . . 214
Plath, Margarete, Besprechung von H. Gunkel, Reden und Aufsätze . 104
Ponderator, Wagner der Klassiker 348
Prellwitz, Gertrud, Theater-Korrespondenz. Peer Gynt im Königl. Schauspielhause 355
Rohrbach, Paul, Besprechung von Religion in Geschichte und Gegenwart 4. und 5. Band 532
Roloff, Gustav Der Papst in der letzten großen Krisis des Protestantismus 269
Sachse, Arnold, Die Aufhebung der Schulabteilungen und die sonstigen Schulreformpläne 246
Schacht, R, Besprechung von Max Raphael von Monet zu Picasso . . 117
—„— Kandinsky, Ueber das Geistige in der Kunst 117
—„— Das neue Bild, Veröffentlichung der neuen Künstlervereinigung . . 117
—„— Gauguin-Mappe 117
Schacht, Heinrich, Grundzüge einer Einheitsschule auf naturwissenschaftlicher Basis 416
Schiele, Georg, Wilhelm, Bedenken gegen das Grundteilungsgesetz . 504
Schmidt Ferd. Jak., Wesen und Grundlage der Einheitsschule. Eine Entgegnung 431
Scholz, Heinrich, Besprechung von H Hielscher, Das Denksystem Fichtes 335
Seeliger, G., Ueber die Kulturgeschichtschreibung Karl Lamprechts. Mit Zusatz des Herausgebers 539
Thimme, Adolf, Ueber die Urverwandtschaft von Religion und Kunst . 492
Thom, Reinhard, Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung 54
Waldecker, Ludwig, Ist eine Aenderung des Genossenschaftsgesetzes erforderlich? 83
West, Robert, Eine Geschichte der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert 110
Zimmermann, Richard, Besprechung von Thomas Mann, Der Tod in Venedig 356

Besprochene Werke.

Bailleu und Schuster, Aus dem Nachlaß der Kaiserin Augusta . . . 295
Baudit, Sophus, Der alte Hauptmann, übersetzt von M. Mann . . 548
Bohnstedt, H., Jugendpflegearbeit 531

Seite
Botzky, Katarina, Sommer und Herbst 152
Brandenburg, E., Die deutsche Revolution 1848 133
Buchner, E, Das Neueste von gestern, 4. und 5. Band: Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen 126
Buchwald, G., Doktor Martin Luther, ein Lebensbild für das deutsche Haus 110
Burte, H., Herzog Utz 544
Castell. Alex, Capriccio 151
Cook, E. T., The life of John Ruskin 70
Daniels, E., Geschichte des Kriegswesens, Bd. I—VII 131
Dragendorff, H, Westdeutschland zur Römerzeit 132
Frank, Bruno, Requiem 546
Gauguin-Mappe 117
Geißler, Max, Die Herrgottswiege 134
Gunkel, H., Reden und Aufsätze 104
Hamann, Rich., Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert 110
Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewußten, 2 Bände 103
Heigel, Karl Theodor v, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte 130
Heimann, Moritz, Novellen 136
Hielscher, H., Das Denksystem Fichtes 335
Ibsen, Henrik, Peer Gynt 358
Kandinsky, Ueber das Geistige in der Kunst 117
Kerler, D. H., Jenseits von Optimismus und Pessimismus 520
Kißling, Joh B., Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reich, 2. Band, Die Kulturkampfgesetzgebung 1871 1874 122
Köster A., Quellenstücke zu Luthers Glauben 108
—„— Luthers Glaube in seiner Erklärung des 2. Artikels 108
—„— Die bange Nacht 150
Kurze, F., Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500 132
Lalance, Auguste, Meine Erinnerung 1830—1913 560
Lambeck, G. u. Gen., Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen 51
Lipiner, S., Adam, ein Vorspiel Hippolytos, Tragödie 351
Maartens, M., Eva 547
Mann, Thomas, Der Tod in Venedig 356
Mentz, Georg, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges 128
Meumann, E, Intelligenz und Wille 528
Molo, Walter v., Ums Menschentum und im Titanenkampf 354
Raphael, Max, Von Monet zu Picasso 117
Reventlow, Ernst zu, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913 . 378
Religion in Geschichte und Gegenwart 4. und 5. Band 532
Röhl, Hans, Geschichte der deutschen Dichtung 156
Rohrbach, P., Die Geschichte der Menschheit 133
Roloff, G, Von Jena bis zum Wiener Kongreß 132
Rotheit, R., Aus Albaniens Werdetagen 566
Ruedorffer, J J., Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart . . . 370
Schick, J., Corpus Hamleticum 1. Abt., 1. Band herausgegeben . . . 153
Show, Arley Barthlow, The new culture-history in Germany in the history teachers Magazine, übersetzt von F. Friedrich . . 539
Veröffentlichung der neuen Künstlervereinigung, Das neue Bild 117
Whitman, Sidney, „Turkish memories" 562
Wilson, Woodrow, Die neue Freiheit 342
Winterstetten, K. v., Berlin-Bagdad 175
Zahn, Ernst, Seine Werke 139

Seite

Politische Korrespondenz.

Daniels, E., Rußland. — Die Republik Nordepirus. — Die innere Lage der Westmächte 167
—„— Der amerikanisch-mexikanische Krieg. — England und Frankreich. — Ruedorffer's Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart . . . 363
Delbrück, H., Wechsel in der Statthalterschaft in Straßburg und im Ministerium des Innern in Berlin 376
Korodi, L., Die Rumänenfrage in Ungarn. — Das Verhältnis der Siebenbürger Sachsen zu den südungarischen Deutschen 549
Daniels, E., Offiziere und liberale Partei in England. — Die neue Kammer in Frankreich — Die Flugschrift des Herrn Lalance. — Literatur zur orientalischen Frage und Ereignisse im Orient . . . 553

Zum Problem des Individualismus.

Von

Privatdozent Dr. Oscar Ewald.

Vergleicht man die antike Weltanschauung mit der modernen, so leuchtet vor allem dies ein: daß der gesamten Antike der Begriff des Individualismus fremd ist. Sie ist im Innersten universalistisch gestimmt. Ihr Ausgangspunkt ist das Sein schlechthin, der Kosmos: als ein Teil desselben wird das einzelne Ich empfunden. Nirgends ist daher die Persönlichkeit Selbstzweck, weder bei den Indern, noch bei den Griechen, noch bei den Römern. Man muß sich hüten, die indische Mystik mit der christlichen zu verwechseln; hinter ähnlichen Formen verkleidet sich ein grundverschiedener Inhalt. Wenn in den Upanishads gelehrt wird, das menschliche Selbst sei, in der Tiefe seines Wesens geschaut, das Weltall selber, so bedeutet dies nicht die Bejahung, vielmehr eine absolute Ueberwindung des Individualismus. Es heißt, daß der Mensch im selben Maße, in dem er sich in die schweigenden Tiefen seiner Innerlichkeit versenke, aufhöre, persönlich zu sein; bis er zuletzt, am äußersten Grenzpunkte angelangt, mit dem All der Dinge in unfaßbarer Weise zusammenfließe. Diese Einheit gewinnt er freilich um den Preis seiner Persönlichkeit; auf letztere Verzicht zu leisten, ist aber ein Geringes; denn sie ist, wie alles Einzelne, Besondere, eitler Schein. Wahr und wirklich ist bloß das Ureine, das Brahman. Der Grieche lebt wohl bei weitem persönlicher als der Inder. Indessen auch sein Kulturideal ist ein universalistisches. Die beherrschende Idee ist hier die der Gemeinschaft: mag diese in einem kosmischen Zusammenhange oder in staatlichen Verbänden realisiert werden. Unbedingte Einordnung des einzelnen Ich in diese Zusammenhänge, das ist im eigentlichen Sinne der kulturelle Stil des klassischen Hellenentums. Darin sind, trotz allen sonstigen Gegensätzen, die

großen griechischen Denker Heraklit und die Eleaten, [illegible] und Demokrit, Plato und Aristoteles einig: daß sie ein [illegible] Prinzip zugrunde legen — ob sie es jetzt als Sein oder [illegible] als Materie oder als Geist, als Idee oder als [illegible] zeichnen, von dem aus erst das Individuelle und Einzelne [illegible] werden kann. Und auch die Römer sind Universa[illegible] daß hier dieser Trieb mehr ins Sinnliche, ins Medium der [illegible] gewendet ist. Ihre grandiose Schöpfung, das Imperium R[illegible] die Gründung und Organisation des lateinischen [illegible] eine plastische Verkörperung dieses auf ein absolutes [illegible] richteten Willens. Das gemeinschaftliche Grundmotiv ist [illegible] all die schrankenlose Hingabe des Individuums an das [illegible] den Staat, die Nation, den Kosmos. Es bleibt eine [illegible] Paradoxie, daß die Griechen und die Römer, die [illegible] von so außerordentlicher Genialität hervorbrachten, [illegible] eigentliche Kultur der Persönlichkeit nicht besessen hab[illegible] finden wir auch hier das Eindringen rein individua[illegible] mente; aber, was das Entscheidende ist, es handelt sich [illegible] Fremdstoffe, die eine zersetzende Wirkung auf die [illegible] antiken Wesens üben und von den echten Repräsentanten [illegible] auch so empfunden werden. Keinem Vernünftigen wird [illegible] fallen, die großen Verdienste der Sophistik um [illegible] Aufklärung, aber auch um Vertiefung der [illegible] zu leugnen; gleichwohl widersprach ihr Subjektivism[illegible] dividualismus, ihr Ansehen vom Ich als dem [illegible] retischer und praktischer Interessen dem tiefsten [illegible] Griechentums. Diese Tendenzen haben auch im [illegible] in welchem sie äußeren Einfluß gewannen, zur [illegible] antiken Welt, der griechischen wie der römischen, [illegible] klärt sich die heftige Reaktion der großen [illegible] Plato und Aristoteles, gegen den Subjektivismus der [illegible]

Die Bedeutung des Individuums ist erst der [illegible] anschauung offenbar geworden. Freilich in einem [illegible] Sinne als der Sophistik. Wir werden sehen, daß [illegible] für alle weiteren Gestaltungen des [illegible] Problems bis auf unsere Zeit grundlegend und [illegible] blieben ist. Das Christentum hat zum ersten M[illegible] Bedeutung, den absoluten Wert der Ein[illegible] nicht des einzelnen, isolierten, endlichen Ich, [illegible] Menschen und Gleichen der Menschheit [illegible]

jenes Ich, das die Weihe des Göttlichen empfangen hat. Zum ersten Male wird hier, wenn auch keineswegs mit unseren Ausdrucksmitteln, ein ganz bestimmter Begriff der Persönlichkeit gebildet. Ihn erfüllt der Mensch nicht, solange er ein sinnliches, bloß-menschliches, in sich beschlossenes und begrenztes Dasein führt. Sondern erst dadurch, daß er sich zur Gottheit erhebt. Während aber die Antike diesen Prozeß der Erhebung zugleich als einen der Auflösung betrachtet, während sie das Individuum in den Urgründen des All-Seins spurlos versinken läßt, erhält es sich nach der christlichen Weltanschauung in der göttlichen Substanz, bewahrt es in ihr seine Existenz, ja es vermag sie erst in dieser Vereinigung mit dem Höchsten zur Vollendung zu bringen. Dies ist ja die tiefere Bedeutung des Gottmenschen: die Brücke vom Ich zum Weltganzen, vom Individuum zum Universum. Und dies ist zugleich der symbolische Sinn der Taufe: daß hier das individuelle Ich, indem es die Unendlichkeit des Göttlichen in sich aufnimmt, gleichwohl seiner eingeborenen Form nicht verlustig wird, sie vielmehr verewigt: mit vollem Nachdruck wird hier die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit verkündet, die sich in der antiken Religion und Philosophie nicht über schwankende Vermutungen erheben konnte. So erklärt es sich, daß das Ich in den Mittelpunkt der christlichen Weltanschauung tritt: das Ich, das unmittelbar, intuitiv seiner selbst und der Gottheit inne ist, dem Nicht-Ich, der Außenwelt aber fremd gegenübersteht. Ein neuer Dualismus setzt ein, Subjekt und Objekt, Seele und Körper. Dem antiken Denker ist, vermöge seiner universalen Perspektive, das materielle Sein ebenso selbstverständlich wie das seelische. Aber Augustinus, der am deutlichsten den Wendepunkt bezeichnet, spricht schon prinzipiellen Zweifel an der Realität der äußeren Welt aus.

Die Konsequenzen, die sich an diese welthistorische Wendung knüpfen, sind im höchsten Maße bedeutungsvoll; um so mehr, als sie einen ungeheuren Gegensatz einschließen, dessen beide Glieder nacheinander hervortreten. Zunächst muß die starke Akzentuierung des Ich, die tiefe, aber einseitige Selbstversenkung zur Naturentfremdung führen: dem Mittelalter ist die Körperwelt ein unfaßbares, unheimliches Element, die Inkarnation des Bösen. Erst eine reifere Auffassung, welche durch die Renaissance begründet wurde, zieht gerade aus der prinzipiellen Gegensätzlichkeit des Seelischen und Materiellen die einzig erlaubte Folgerung, daß letzteres nicht vermenschlicht, sondern bloß an den ihm eigenen Maßstäben

Politische Korrespondenz.

Daniels, E., Rußland. — Die Republik Nordepirus. — Die innere Lage der Weltmächte . . . .
—„— Der amerikanisch-mexikanische Krieg. — England und Frankreich. — Ruedorffer's Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart . .
Delbrück, H., Wechsel in der Statthalterschaft in Straßburg und im Ministerium des Innern in Berlin . . . .
Korodi, L., Die Rumänenfrage in Ungarn. — Die Verhältnisse der Siebenbürger Sachsen zu den ungarländischen Deutschen . . . . .
Daniels, E., [illegible] und liberale Partei in England. — Die neue Kammer in Frankreich. — Die Flugschrift des Herrn [illegible]. — Literatur zur orientalischen Frage und Ereignisse im Orient. .

Zum Problem des Individualismus.

Von

Privatdozent Dr. Oscar Ewald.

Vergleicht man die antike Weltanschauung mit der modernen, so leuchtet vor allem dies ein: daß der gesamten Antike der Begriff des Individualismus fremd ist. Sie ist im Innersten universalistisch gestimmt. Ihr Ausgangspunkt ist das Sein schlechthin, der Kosmos: als ein Teil desselben wird das einzelne Ich empfunden. Nirgends ist daher die Persönlichkeit Selbstzweck, weder bei den Indern, noch bei den Griechen, noch bei den Römern. Man muß sich hüten, die indische Mystik mit der christlichen zu verwechseln; hinter ähnlichen Formen verkleidet sich ein grundverschiedener Inhalt. Wenn in den Upanishads gelehrt wird, das menschliche Selbst sei, in der Tiefe seines Wesens geschaut, das Weltall selber, so bedeutet dies nicht die Bejahung, vielmehr eine absolute Ueberwindung des Individualismus. Es heißt, daß der Mensch im selben Maße, in dem er sich in die schweigenden Tiefen seiner Innerlichkeit versenke, aufhöre, persönlich zu sein; bis er zuletzt, am äußersten Grenzpunkte angelangt, mit dem All der Dinge in unfaßbarer Weise zusammenfließe. Diese Einheit gewinnt er freilich um den Preis seiner Persönlichkeit; auf letztere Verzicht zu leisten, ist aber ein Geringes; denn sie ist, wie alles Einzelne, Besondere, eitler Schein. Wahr und wirklich ist bloß das Ureine, das Brahman. Der Grieche lebt wohl bei weitem persönlicher als der Inder. Indessen auch sein Kulturideal ist ein universalistisches. Die beherrschende Idee ist hier die der Gemeinschaft: mag diese in einem kosmischen Zusammenhange oder in staatlichen Verbänden realisiert werden. Unbedingte Einordnung des einzelnen Ich in diese Zusammenhänge, das ist im eigentlichen Sinne der kulturelle Stil des klassischen Hellenentums. Darin sind, trotz allen sonstigen Gegensätzen, die

großen griechischen Denker Heraklit und die Eleaten, Empedokles und Demokrit, Plato und Aristoteles einig: daß sie ein kosmisches Prinzip zugrunde legen — ob sie es jetzt als Sein oder Werden, als Materie oder als Geist, als Idee oder als Entelechie bezeichnen, von dem aus erst das Individuelle und Einzelne verstanden werden kann. — Und auch die Römer sind Universalisten: bloß daß hier dieser Trieb mehr ins Sinnliche, ins Medium des Handelns gewendet ist. Ihre grandiose Schöpfung, das Imperium Romanum, die Gründung und Organisation des lateinischen Weltreiches, ist eine plastische Verkörperung dieses auf ein absolutes Ganzes gerichteten Willens. Das gemeinschaftliche Grundmotiv ist hier überall die schrankenlose Hingabe des Individuums an das Allgemeine: den Staat, die Nation, den Kosmos. Es bleibt eine welthistorische Paradoxie, daß die Griechen und die Römer, die Persönlichkeiten von so außerordentlicher Genialität hervorbrachten, dennoch eine eigentliche Kultur der Persönlichkeit nicht besessen haben. Wohl finden wir auch hier das Eindringen rein individualistischer Elemente; aber, was das Entscheidende ist, es handelt sich dann um Fremdstoffe, die eine zersetzende Wirkung auf die Struktur des antiken Wesens üben und von den echten Repräsentanten desselben auch so empfunden werden. Keinem Vernünftigen wird es einfallen, die großen Verdienste der **Sophistik** um Verbreitung der Aufklärung, aber auch um Vertiefung der philosophischen Probleme zu leugnen; gleichwohl widersprach ihr Subjektivismus und Individualismus, ihr Ausgehen vom Ich als dem Mittelpunkte theoretischer und praktischer Interessen dem tieferen Geiste des Griechentums; diese Tendenzen haben auch im selben Maße, in welchem sie äußeren Einfluß gewannen, zur Auflösung der antiken Welt, der griechischen wie der römischen, geführt. So erklärt sich die heftige Reaktion der größten Hellenen, Sokrates, Plato und Aristoteles, gegen den Subjektivismus der Sophisten.

Die Bedeutung des Individuums ist erst der christlichen Weltanschauung offenbar geworden. Freilich in einem ganz anderen Sinne als der Sophistik. Wir werden sehen, daß dieser Unterschied **für alle weiteren Gestaltungen des individualistischen Problems** bis auf unsere Zeit grundlegend und vorbildlich geblieben ist. Das Christentum hat zum ersten Male die unendliche Bedeutung, den absoluten Wert der Einzelseele verkündet. Aber nicht des einzelnen, isolierten, endlichen Ich, sofern es mit allen Mängeln und Gebrechen der Menschlichkeit belastet ist, sondern

jenes Ich, das die Weihe des Göttlichen empfangen hat. Zum ersten Male wird hier, wenn auch keineswegs mit unseren Ausdrucksmitteln, ein ganz bestimmter Begriff der Persönlichkeit gebildet. Ihn erfüllt der Mensch nicht, solange er ein sinnliches, bloß-menschliches, in sich beschlossenes und begrenztes Dasein führt. Sondern erst dadurch, daß er sich zur Gottheit erhebt. Während aber die Antike diesen Prozeß der Erhebung zugleich als einen der Auflösung betrachtet, während sie das Individuum in den Urgründen des All-Seins spurlos versinken läßt, erhält es sich nach der christlichen Weltanschauung in der göttlichen Substanz, bewahrt es in ihr seine Existenz, ja es vermag sie erst in dieser Vereinigung mit dem Höchsten zur Vollendung zu bringen. Dies ist ja die tiefere Bedeutung des Gottmenschen: die Brücke vom Ich zum Weltganzen, vom Individuum zum Universum. Und dies ist zugleich der symbolische Sinn der Taufe: daß hier das individuelle Ich, indem es die Unendlichkeit des Göttlichen in sich aufnimmt, gleichwohl seiner eingeborenen Form nicht verlustig wird, sie vielmehr verewigt: mit vollem Nachdruck wird hier die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit verkündet, die sich in der antiken Religion und Philosophie nicht über schwankende Vermutungen erheben konnte. So erklärt es sich, daß das Ich in den Mittelpunkt der christlichen Weltanschauung tritt: das Ich, das unmittelbar, intuitiv seiner selbst und der Gottheit inne ist, dem Nicht-Ich, der Außenwelt aber fremd gegenübersteht. Ein neuer Dualismus setzt ein, Subjekt und Objekt, Seele und Körper. Dem antiken Denker ist, vermöge seiner universalen Perspektive, das materielle Sein ebenso selbstverständlich wie das seelische. Aber Augustinus, der am deutlichsten den Wendepunkt bezeichnet, spricht schon prinzipiellen Zweifel an der Realität der äußeren Welt aus.

Die Konsequenzen, die sich an diese welthistorische Wendung knüpfen, sind im höchsten Maße bedeutungsvoll; um so mehr, als sie einen ungeheuren Gegensatz einschließen, dessen beide Glieder nacheinander hervortreten. Zunächst muß die starke Akzentuierung des Ich, die tiefe, aber einseitige Selbstversenkung zur Naturentfremdung führen: dem Mittelalter ist die Körperwelt ein unfaßbares, unheimliches Element, die Inkarnation des Bösen. Erst eine reifere Auffassung, welche durch die Renaissance begründet wurde, zieht gerade aus der prinzipiellen Gegensätzlichkeit des Seelischen und Materiellen die einzig erlaubte Folgerung, daß letzteres nicht vermenschlicht, sondern bloß an den ihm eigenen Maßstäben

gemessen werden darf. So entsteht die Idee der modernen Naturforschung, die sich von der antiken, heidnischen durch das strenge Auseinanderhalten des Subjektiven und Objektiven, durch Ueberwindung des Anthropomorphismus unterscheidet.

Aber wir wollen hier nicht von den Einflüssen auf die Naturansicht, sondern von der inneren Entfaltung des Individualismus sprechen. Wichtig bleibt immerhin, daß dieser die Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit auf die Dauer nicht verkürzte, sondern sogar erst so ermöglichte. Je mehr das Ich sich selbst zu würdigen begann, um so mehr mußte es auch dem Objekt, dem Nicht-Ich gerecht werden. Dies ist ein im Tiefsten entscheidender Gesichtspunkt, den wir auch für alles Folgende festzuhalten haben. Der wahre Individualismus setzt in der Anerkennung des eigenen Wertes nicht die Verkleinerung oder Ausschließung des fremden, sondern eher dessen Erhöhung: er ist daher ebenso mit der Forderung strengen Tatsachensinns, strenger Objektivität, wie mit dem Ideal des Altruismus vereinbar. Indem wir hier auf seine historischen Ursprünge zurückgehen, wird uns dies besonders klar. Der christliche Individualismus bedeutet keinerlei Negation des antiken Universalismus in dem Sinne, als sollte wieder auf die sophistische Vergötterung der einzelnen Person, die schrankenlose, brutale Willkür des Einzelwillens zurückgegangen werden. Sondern er versöhnt die Ansprüche des Individuums mit dem universalistischen Prinzip: der Mensch gewinnt seinen unendlichen Wert dadurch, daß er das Irdisch-Sinnliche abstreift und das ungetrübte, reine Wesen des Göttlichen in sich aufnimmt. Klar sind die Grenzen zwischen dem sophistischen Kulturideal und dem des Christentums gezogen; ein schlechtweg unaufhebbarer Unterschied besteht zwischen eitlem Personenkult, Selbstvergötzung und der Vergottung des Ich. Dort ist der elementare Egoismus die Triebfeder, die Macht des Stärkeren Bestimmungsgrund der Moral: hier erhebt sich das Individuum nicht schon deshalb, weil es einfach da ist, weil es Raum einnimmt und in sich die Lust spürt, einen noch größeren Raum zu erfüllen, sondern weil es einer höheren Rechtfertigung teilhaft wird. Ob man diese Rechtfertigung in der Hingabe an Gott oder ans Universum erblickt, ist hier weniger wesentlich. Der unausschaltbare Sinn ist der, daß das einzelne Ich erst durch den Zusammenschluß mit der höchsten Totalität und Allgemeinheit sich selbst und das absolute Recht seiner individuellen Existenz gewinnt.

Auf diesem Fundamente ruht jeder wahre Individualismus,

einerlei, welcher theoretischer Gründe er sich sonst bediene. Nichts weniger als die Definition des Genies, dieser höchsten Individualitätsstufe, in der sich zugleich der lebendige Kulturwille inkarniert, ist durch jene Definition umschrieben. Der geniale Mensch lebt sich selbst in einem ganz anderen Sinne als der Egoist, als der Repräsentant des brutalen Machtinstinktes und seine entartete Zerrform, der Verbrecher. Er erlebt in sich ein unermeßlich weit über die Kreise der persönlichen Existenz hinausgetragenes Ganzes, er ist jener geheimnisvolle Mikrokosmos, in dem sich das vielgestaltige, unausschöpfliche Universum spiegelt. Genialität ist daher nicht subjektive Willkür, vielmehr umfassendste Objektivität, sie ist nicht ausgelebtes, sondern eingelebtes Sein.

Aber das Problem des Individualismus ist in dieser deutlichen Abgrenzung gegen den antiken Universalismus einerseits, gegen die schon von der Sophistik proklamierte Willkürschaft des Ich andererseits noch nicht zur Vollendung gelangt. Es bedarf eines wesentlichen Zusatzes, zu dem uns die Analyse der Genialität eine weitere Orientierung bieten wird. Der Begriff des Individuums wird zunächst — als ob die antike Anschauung noch auf der neuen Grundlage fortwirkte — in einem universalen, völlig allgemeinen Sinne genommen. Es ist der Mensch, die Persönlichkeit schlechthin, die geheiligt und verewigt wird. Der unendliche Wert der Einzelseele liegt eben darin, daß sie die Menschheit in ihrem Ringen nach dem Höchsten repräsentiert. Das Individuum erscheint nicht mehr als Symbol des Universums wie im Altertum, wohl aber als Symbol des Menschengeschlechtes und seiner Gottsehnsucht.

Zwischen den einzelnen Individuen wird daher kein wesentlicher Unterschied gemacht. Die unveräußerliche persönliche Eigenart, die es macht, daß jedes Individuum nicht allein an der ganzen Welt teil hat, nicht bloß ein abgekürzter Ausdruck des ganzen Geschlechtes ist, sondern auch eine Welt für sich bildet, wird hinter dem Typischen, Generellen übersehen. Vor Gott sind alle gleich. Der einzige, unbedingt allgemeine Maßstab des Menschlichen ist das Verhältnis zu den Glaubenswerten. Die vielfältigen Möglichkeiten persönlicher Anlagen, Willensrichtungen und Begabungen werden in die Enge einer einzigen unentrinnbaren Alternative gedrängt: Gut und Böse. Was außerhalb dieser liegt, ist bar der Bedeutung und des Wertes.

Es ist eine kulturhistorische Erscheinung von außerordentlicher Tragweite, daß die Einseitigkeit dieses Standpunktes nicht allein

das Mittelalter überdauert, sondern auch die mannigfachen Wendungen der neuen Lebensauffassungen von Descartes bis Kant. Das Erwachen des individuellen Bewußtseins in der Renaissance und seine außerordentliche Steigerung fordern zwar auch einen neuen theoretischen Ausdruck, ein neues Prinip der Begründung und Beglaubigung. Aber es ist erstens zu bemerken, daß die Renaissance in ihrer Betonung des persönlichen Lebens vielfach auf die Sophistik und ihre Gleichsetzung von Macht und Recht zurückgriff, vor deren rücksichtslosen Konsequenzen die Herrennaturen des Cinquecento nicht zurückbebten; zweitens, daß die Renaissance dort, wo sie den Begriff der Persönlichkeit tiefer erfaßte, gleichwohl im letzten Grunde nicht über die Perspektive des Mittelalters hinauskam, und dies gilt auch für die nächstfolgenden Jahrhunderte. So hat das gesamte Aufklärungszeitalter, das mit Renaissance und Reformation einsetzt, ohne Zweifel eine andere Auffassung vom Wesen der Individualität gehabt als das Mittelalter: allein es ist auf dem Grunde der Unterschiede wieder eine fundamentale Gemeinsamkeit. Beide Male herrscht ein abstrakter, allgemeiner Begriff vom Menschen, ein Kollektivbegriff desselben, der von der persönlichen Differenzierung und Färbung absieht. Dem Mittelalter ist der Mensch religiöses, der Aufklärung logisches Subjekt. Sicherlich ist ein ungeheurer Abstand zwischen beiden Lebensdeutungen, der auch die Heftigkeit ihres noch nicht geschlichteten Zwiespaltes begreiflich macht. Dort erscheint der Mensch als das schlechthin abhängige Geschöpf, das sich, um Wert zu gewinnen, der Gottheit rückhaltlos unterwerfen muß. Der Zustand solcher Abhängigkeit ist es, dem sich der Geist der Aufklärung widersetzt. Er verdrängt das Prinzip der Autorität fortschreitend durch das der Kritik. Nicht das Dogma, die menschliche Vernunft muß sich selber Maßstab über Wahr und Falsch, über Gut und Böse, über Wert und Unwert sein. Sie hat keiner fremden Instanz mehr zu dienen, ihr wird volle Autonomie zuerkannt. Diese Vernunft ist indessen keine individuell nüancierte, es kommt ihr typische Allgemeinbedeutung zu, sie ist repräsentativ für sämtliche Menschen. Wenn wir in irgend einem der großen Philosophen jener Zeiten blättern, einerlei, welcher Richtung er angehöre, in Descartes oder Locke, in Spinoza oder Leibniz, stets finden wir diese unpersönliche, generalisierende Auffassung des Menschen als eines reinen Vernunftwesens. Dem entpricht auch das ethische Ideal, welches in seinem abstrakten, intellektualistischen Gepräge — so sehr es auch vom Universum und der staatlichen Gesamtheit auf den Menschen gerichtet

ist — an die Ethik des Altertums erinnert. Mittelalter und Aufklärung stimmen also darin überein, daß sie an Stelle des Individuums den Arttypus setzen, den sie freilich in einem sehr verschiedenen Sinne bestimmen. Das geringe Verständnis für das individuelle Sein in seiner unerschöpflichen Fülle und Differenziertheit bekunden ja vielleicht am deutlichsten die beiden welthistorischen Phänomene, in denen die Aufklärungstendenz gipfelt und zugleich sich vollendet: die französische Revolution einerseits, die Kantische Philosophie andererseits. Man kann, auch wenn man den witzigen Vergleich Kants mit Robespierre fallen läßt, gleichwohl feststellen, daß beide Male der ungeheure Versuch unternommen wurde, die konkrete Weltlage aus abstrakter Vernunft zu begreifen und zu gestalten. Die französische Revolution stellt, ohne viel nach den individuellen Bedingungen der historischen Entwicklung zu fragen, ein System allgemeiner Menschenrechte auf, die einem abstrakten Idealbegriff des Menschen angepaßt sind. Kants kategorischer Imperativ wieder geht von einem Begriff der Pflicht aus, der für alle Individuen, „alle Vernunftwesen" ausnahmslos gilt, ohne dem inkommensurablen Faktor des Persönlichen Rechnung zu tragen.

Eigentlich setzt erst in Goethe und noch stärker in der Romantik der moderne Individualismus ein. Das ist vor allem die nicht zu überbrückende Kluft zwischen der Weltanschauung Kants und der Goethes, daß letzterer nicht mehr vom abstrakten Prinzip, sondern von der unmittelbaren Lebendigkeit persönlichen Empfindens ausgeht. Deshalb ist ihm auch die Natur kein toter Mechanismus mehr, sondern eine organische Einheit, eine Individualität. So ist auch sein Ideal der Persönlichkeit ein anderes als das Kants. Wohl ist er in hohem Maße Universalist: allein er sieht dennoch die Erfüllung des menschlichen Seins nicht in der Hingabe an ein allgemeines Vernunftgesetz der Moral. Vielmehr ist er von der tiefen Harmonie überzeugt, die zwischen den individuellen Notwendigkeiten und denen der Gesamtheit besteht: je mehr der Einzelne seine spezifische Eigenart und Anlage fördere, sie zur Vollendung bringe, um so mehr diene er dem Ganzen. Hier ist vielleicht zum ersten Male in voller Klarheit erfaßt und zu unwiderruflichem theoretischen Ausdrucke gebracht, daß die einzelne Individualität nicht bloß in demjenigen, was ihr mit allen anderen gemeinsam ist, sondern eben in dem, was sie von allen anderen unterscheidet, ihre schlechthin unvergleichliche, unveräußerliche Bedeutung hat.

Noch entschiedener hat die Romantik dies erfaßt und in Kunst

Jungbann, Die obligatorischen Schiedsgerichte für gewerbliche Streit[illegible] in Australien . . . .
Korwan, Anton, Besprechung von E. v. Hartmann [illegible] Und wußten. 2 Bände . . . .
—„— E. Neumann, Intelligenz und Wille . . . .
Krebs, Siegfried, Besprechung von Moritz Heimann [illegible] . .
Kulemann, W., Besprechung von Geschichte des Kulturkampfes im [illegible] Reiche von Joh. B. Kißling, II. Band, die Kulturkampfgesetzgebung 1871—1874 . . . .
M. v. L., Besprechung von Adolf Keiter, Die bange Nacht . . .
—„— Alex Castell, Capriccio . . . .
—„— Katarina Botsky, Sommer und Herbst . . . .
Mattbaei, Ad., Besprechung von Bausteine für den Religionsunterricht. Luthers Glaube in seiner Erklärung des 2. Artikels [illegible]
—„— Quellenhefte für den Religionsunterricht. Quellenstücke zu [illegible] Glauben, zusammengestellt von A. Reiter . . .
—„— G. Buchwald, Doktor Martin Luther, ein Lebensbild für das deutsche Haus . . . .
Mitrofanoff, P. v., Offener Brief über das Verhältnis von [illegible] und Deutschland mit Vor- und Nachwort des Herausgebers . .
Natorp, P., Besprechung von S. Lipiner, Adam, ein Vorspiel — Hippolytos, Tragödie . . . .
Nell, A. v., Hausfrauen-Organisation . . . .
—„— Hausfrauen-Organisation, ein Beispiel . . . .
Ohquist, Johannes, Ein Dichter des Entsagens . . . .
Onden, Hermann, Besprechung von Woodrow Wilson, Die neue [illegible]
Oswald, P., Der Nationalitätenkampf der Vlamen und [illegible]
Plath, Margarete, Besprechung von H. Gunkel, Reden und [illegible]
Ponderator, Wagner der Künstler . . . .
Prellwitz, Gertrud, Theater-Korrespondenz. [illegible] Schauspielhause . . . .
Rohrbach, Paul, Besprechung von Religion in Geschichte und Gegenwart 4. und 5. Band . . . .
Roloff, Gustav, Der [illegible] in der letzten großen Krise des [illegible]
Sachse, Arnold, Die Ausbildung der Schulabteilungen und [illegible] Schulreformpläne . . . .
Schacht, H., Besprechung von Max [illegible] von [illegible] zu [illegible]
—„— [illegible], Über das [illegible] in der Kunst . .
—„— Das neue [illegible], Veröffentlichung der neuen [illegible] [illegible] Wege . . . . . .
Schacht, Heinrich, Grundzüge einer [illegible] [illegible] Kunst . . . .
Schiele, Georg Wilhelm, [illegible]
Schmidt, Ferd. Jak., [illegible] und Grundlage der [illegible] Erziehung . . . .
Scholz, Heinrich, Besprechung von H. [illegible], Die [illegible]
Seeliger, G., Über die [illegible] [illegible] des [illegible] . . . .
Thimme, Adolf, Über die [illegible] von [illegible]
Thom, Reinhard, [illegible]
Waldeck, Ludwig, [illegible]
[illegible] . . . .
W[illegible], [illegible]
Zimmermann, [illegible], Besprechung von [illegible] . . . .

Besprochene Werke.

[illegible] und [illegible] . .
[illegible], Die alte [illegible] . .
[illegible] Jugend[illegible] . . . .

	Seite
Botsky, Katarina, Sommer und Herbst	152
Brandenburg, E., Die deutsche Revolution 1848	133
Buchner, E, Das Neueste von gestern, 4. und 5. Band: Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen	126
Buchwald, G., Doktor Martin Luther, ein Lebensbild für das deutsche Haus	110
Burte, H., Herzog Utz	544
Castell, Alex, Capriccio	151
Cook, E. T, The life of John Ruskin	70
Daniels, E, Geschichte des Kriegswesens, Bd. I—VII	131
Dragendorff, H, Westdeutschland zur Römerzeit	132
Frank, Bruno, Requiem	546
Gauguin-Mappe	117
Geißler, Max, Die Herrgottswiege	134
Gunkel, H., Reden und Aufsätze	104
Hamann, Rich, Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert	110
Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewußten, 2 Bände	103
Heigel, Karl Theodor v, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte	130
Heimann, Moritz, Novellen	136
Mielicher, H., Das Denksystem Fichtes	335
Ibsen, Henrik, Peer Gynt	358
Kandinsky, Ueber das Geistige in der Kunst	117
Keller, T. H., Jenseits von Optimismus und Pessimismus	520
Kißling, Joh B., Geschichte d s Kulturkampfes im Deutschen Reich, 2. Band, Die Kulturkampfgesetzgebung 1871 1874	122
Köster A, Quellenstücke zu Luthers Glauben	108
—„— Luthers Glaube in seiner Erklärung des 2. Artikels	108
—„— Die bange Nacht	150
Kurze, F., Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500	132
Lalance, Auguste, Meine Erinnerung 1830—1913	560
Lambeck, G. u. Gen., Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen	51
Lipiner, S., Adam, ein Vorspiel Hippolytos, Tragödie	351
Maartens, M, Eva	547
Mann, Thomas, Der Tod in Venedig	356
Mentz, Georg, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges	128
Meumann, E, Intelligenz und Wille	528
Molo, Walter v., Ums Menschentum und im Titanenkampf	354
Raphael, Max, Von Monet zu Picasso	117
Reventlow, Ernst zu, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913	378
Religion in Geschichte und Gegenwart 4. und 5. Band	532
Rohl, Hans, Geschichte der deutschen Dichtung	156
Rohrbach, P, Die Geschichte der Menschheit	133
Roloff, G, Von Jena bis zum Wiener Kongreß	132
Rotheit, R., Aus Albaniens Werdetagen	566
Rudorffer, J J., Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart	370
Schick, J., Corpus Hamletcum 1. Abt., 1. Band herausgegeben	153
Shaw, Arley Barthlow, The new culture-history in Germany in the history teachers Magazine, übersetzt von F. Friedrich	539
Veröffentlichung der neuen Künstlervereinigung, Das neue Bild	117
Whitman, Sidney, „Turkish memories"	562
Wilson, Woodrow, Die neue Freiheit	312
Winterstetten, K. v., Berlin-Bagdad	175
Zahn, Ernst, Seine Werke	139

Politische Korrespondenz.

Daniels, E., Rußland. — Die Republik Nordepirus. — Die innere Lage der Westmächte . . . .
—,— Der amerikanisch-mexikanische Krieg. — England und Frankreich. — Ruedorffer's Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart . . .
Delbrück, H. Wechsel in der Statthalterschaft in Straßburg und im Ministerium des Innern in Berlin . . . .
Korodi, L., Die Rumänenfrage in Ungarn. — Das Verhältnis der Siebenbürger Sachsen zu den südungarischen Deutschen . . . . .
Daniels, E., [illegible] und liberale Partei in England. — Die neue Kammer in Frankreich. — Die Flugschrift des Herrn [illegible]. — Literatur zur orientalischen Frage und Ereignisse im Orient . .

Zum Problem des Individualismus.

Von

Privatdozent Dr. Oscar Ewald.

Vergleicht man die antike Weltanschauung mit der modernen, so leuchtet vor allem dies ein: daß der gesamten Antike der Begriff des Individualismus fremd ist. Sie ist im Innersten universalistisch gestimmt. Ihr Ausgangspunkt ist das Sein schlechthin, der Kosmos: als ein Teil desselben wird das einzelne Ich empfunden. Nirgends ist daher die Persönlichkeit Selbstzweck, weder bei den Indern, noch bei den Griechen, noch bei den Römern. Man muß sich hüten, die indische Mystik mit der christlichen zu verwechseln; unter ähnlichen Formen verkleidet sich ein grundverschiedener Inhalt. Wenn in den Upanishads gelehrt wird, das menschliche Selbst sei, in der Tiefe seines Wesens geschaut, das Weltall selber, so bedeutet dies nicht die Bejahung, vielmehr eine absolute Ueberwindung des Individualismus. Es heißt, daß der Mensch im selben Maße, in dem er sich in die schweigenden Tiefen seiner Innerlichkeit versenke, aufhöre, persönlich zu sein; bis er zuletzt, am äußersten Grenzpunkte angelangt, mit dem All der Dinge in unfaßbarer Weise zusammenfließe. Diese Einheit gewinnt er freilich um den Preis seiner Persönlichkeit; auf letztere Verzicht zu leisten, ist aber ein Geringes: denn sie ist, wie alles Einzelne, Besondere, eitler Schein. Wahr und wirklich ist bloß das Ureine, das Brahman. Der Grieche ist wohl bei weitem persönlicher als der Inder. Indessen auch sein Kulturideal ist ein universalistisches. Die beherrschende Idee ist hier die der Gemeinschaft: mag diese in einem kosmischen Zusammenhange oder in staatlichen Verbänden realisiert werden. Unbedingte Einordnung des einzelnen Ich in diese Zusammenhänge, das ist im eigentlichen Sinne der kulturelle Stil des klassischen Hellenentums. Darin sind, trotz allen sonstigen Gegensätzen, die

wie in Weltanschauung ausgeprägt. Ja, ihr unvergängliches Verdienst ist es, die Idee des Menschen als eines Mikrokosmos, die bereits der Renaissance vorgeschwebt hatte, mit lebendiger Wirklichkeit erfüllt zu haben. Denn niemals ist der Sinn der Genialität mit gleicher Tiefe erfaßt worden. Und in ihr offenbart sich ja zugleich der Sinn des individuellen Seins überhaupt. Wie immer man über das Genie denke, darin besteht Uebereinstimmung, daß man in ihm nicht wie im Talente eine bloße Befähigung zur Ausübung bestimmter Funktionen, sondern eine durchgreifende, allgemeine Lebensform zu erblicken hat. Ist das Talent eine Form des Könnens, so gibt sich im Genie eine Form des Seins kund. Und zwar ist es zumal die Universalität, der Beziehungsreichtum des Erlebens, das Vermögen und die innere Nötigung, das Einzelne in die umfassendsten Zusammenhänge einzugliedern, was den genialen Menschen charakterisiert. Darin aber kann sich seine Bedeutung nicht erschöpfen. Wir bewundern und lieben an ihm nicht allein diese universalistische, kosmische Tendenz, diese Beziehung zum All-Sein, vielmehr auch stets die bestimmte, individuelle Art, in der sie sich realisiert, ihre persönliche Ausprägung. Ohne Zweifel hatten Künstler und Denker, wie Aischylos, Homer, Shakespeare, Michelangelo, Beethoven, Plato, Kant, das Weltall — nicht ein bloßes Fragment derselben — in ihrem Werke gestaltet. Allein jeder hat es in anderer, völlig einzigartiger, unvergleichbarer Weise gestaltet. Käme es bloß auf den kosmischen Charakter, die lebendige Totalität an, so wäre mit dem Auftreten des ersten Genies der Kulturprozeß erschöpft. Die Vielheit großer Persönlichkeiten bliebe unvereinbar mit der Oekonomie des Weltgeschehens. Und vor allem könnte man das stets sich erneuernde Interesse nicht begreifen, das die Menschheit an der Erscheinung derartiger Persönlichkeiten nimmt. Uebrigens ist in dieser Hinsicht ein bemerkenswerter und sehr charakteristischer Unterschied zwischen den Nationen. Es gibt solche, die, wie Chinesen und Inder, in hohem Maße unpersönlich empfanden: ihre Kultur ist dementsprechend auch eine anonyme oder es prägt ihnen ein einziger großer Geist den Stempel ihres Wesens auf. Die Chinesen haben ihren Konfuzius; und wenn die Inder auch mehrere große Lehrer, von denen recht bezeichnender Weise kaum die Namen überliefert sind, als Begründer ihrer Religion und Philosophie verehren, so sind die intellektuellen Physiognomien dieser Männer von einer erstaunlichen Gleichartigkeit. Die produktive, individualisierende Veranlagung der Hellenen und Germanen aber

gibt sich in der Fülle großer Schaffenden kund. Und daß der europäischen Menschheit dieser Strom jemals versiege, ist eine kaum ernst zu nehmende Befürchtung.

Das Phänomen der Genialität wird uns das Problem der Individualität deuten. Was wir an jenem positiv werten, ist nicht allein sein Universalismus, sondern auch die bestimmte persönliche Form, in der sich dieser entfaltet. Das sind die beiden Elemente, die einander enge durchdringen, nichtsdestoweniger aber für die Analyse zu sondern sind. Unter diesem Gesetze steht aber alles individuelle Sein: es muß seine Kreise so weit ziehen, daß sie nach Möglichkeit den Gesamtinhalt des Seins in sich fassen, ohne daß deshalb die persönliche Form und Prägung verloren geht. Um es nochmals auszusprechen: wir müssen lernen, nicht bloß — wie es Mittelalter und Aufklärung, beide in ihrer Art, getan haben — an der Individualität dasjenige zu bejahen, was ihr mit allen anderen Individualitäten gemeinsam ist, was sie zum Repräsentanten der Menschheit im allgemeinen macht, vielmehr auch dasjenige, was sie von allen anderen unterscheidet, was ihr Eigenstes, Unvergleichliches, Unwiederbringliches ist: vorausgesetzt, daß letzteres niemals den Zusammenhang mit dem Ganzen preisgebe, daß es diesen in sich festhalte und bewahre. Der Sinn des Weltprozesses wäre es demnach, soweit es überhaupt möglich ist, denselben in abstrakten Formeln zu realisieren, daß sich das Universum als lebendige Einheit zwar, aber stets in neuer Art dem menschlichen Geiste darstelle. Es ist klar, daß dieser Individualismus im selben Maße, in dem er den extremen Universalismus einschränkt, seinerseits auch durch ihn eingeschränkt wird; daß ihn demnach der Vorwurf der Subjektivität, des sterilen Personenkults, der kleinlichen Machtgier, der gegen die antike und moderne Sophistik erhoben wurde, nicht erreichen kann. Der Egoist, der subjektive Mensch, dessen Idol die Macht heißt, schließt sich ja von allem anderen ab, das nicht er ist, seine Interessen sind enge begrenzt, sie bewegen sich um den Mittelpunkt seines vergänglichen, endlichen Ich: und so ist er der äußerste Antipode des wahrhaft genialen, kosmischen Menschen. Es kann dies in einem Zeitalter nicht genug hervorgehoben werden, das dem Wahne verfallen ist, als sei die Macht das eigentliche Losungswort der Persönlichkeit. Was die Persönlichkeit sucht und will, ist der Wert; dieser aber ist seinem Wesen nach universell, er ist kein Element der Trennung, vielmehr ein solches der Verbindung und Gemeinsamkeit. Der Egoist, der brutale Willensmensch, ist ein anti-

soziales Phänomen und wird auch so empfunden. Jede große Individualität aber übt eine eminent soziale Wirkung. In ihr offenbart sich der Sinn der Menschheit, das Geheimnis der Humanität. Daher rührt auch das tiefe Verständnis, das sie für alles Menschliche besitzt, die teilnehmende Einfühlung in fremdes Schicksal und Wesen, die einem egoistischen Naturell unmöglich ist. Der echte Individualismus ist zugleich Universalismus und Altruismus; mit einer egoistischen Sinnesart erweist er sich als völlig unverträglich. Einen Beweis dafür bieten auch jene Individualitäten höherer Ordnung, die durch die Nationen repräsentiert werden. So scheint mir die welthistorische Mission des deutschen Volkes darin nicht zuletzt begründet, daß es in der reinsten Entfaltung des eigenen Wesens sich nicht zu engherziger, spröder Absonderung verurteilt, sondern auch die ursprünglichsten Motive der anderen Nationen in seiner Seele mitschwingen läßt: ihm allein gebührt der Ruhm, eine Weltliteratur großen Stils zu besitzen, die nicht minder die Sprache der Bibel als die Homers und Shakespeares in sich organisch aufzunehmen und wiederzugebären vermochte.

Der Individualismus ist schon deswegen mit dem Machtgedanken unvereinbar, weil er auf der Anerkennung der Persönlichkeit beruht. Es ist indessen widerspruchsvoll, diese Anerkennung auf die eigene Person einzuschränken und dem Mitmenschen zu verweigern. Es ist im Prinzip unsinnig, das Ich zu bejahen und das Du zu verneinen. Nicht allein im logischen, auch im psychologischen Sinne ist es dies: denn je tiefer in sich selbst jemand die Rhythmen kosmischen Lebens wogen hört, um so tiefer müssen sie ihm auch im anderen vernehmbar sein.

Wie im Phänomen der Genialität, so löst sich auch im Liebesphänomen das Problem des Individualismus. Und zwar macht es wenig Unterschied, ob wir von Geschlechtsliebe oder Freundschaft sprechen. Ueberall ist hier das Prinzip der Auswahl, der Individualisierung bestimmend: es wird aus der Gesamtheit ein Mensch erwählt und auf ihn aller Wert gehäuft. Gleichwohl ist in jeder Art der Erotik, der sinnlich erfüllten nicht weniger als der geistigen, die Plato verklärt hat, auch der Zusammenhang mit dem Kosmos unmittelbar lebendig. Lieben heißt ja, die ganze Fülle des Seins auf ein bestimmtes Individuum zu projizieren: es vereinigt daher in sich den Individualismus und den Universalismus. So innig die Beziehung zwischen dem erotischen und dem religiösen Empfinden auch ist, in diesem entscheidenden Punkte ist ein prinzipieller

Gegensatz. Geht die religiöse Mystik auf Resorption alles Individuellen im Absoluten, so ist das Wesen des Eros wie des ihm eng verwandten Zeugungstriebes auch in seiner kosmischen Entfaltung — Individuation.

Das Liebesphänomen verbürgt zugleich, daß eine Synthese von Individualismus und Universalismus nicht allein begehrenswert, daß sie auch möglich ist. Allerdings niemals als restlose Erfüllung. So sehr jede wahre Individualität, zumal die geniale, auf das Weltganze gerichtet ist, so völlig sie sich dem Kosmos einzufühlen vermag, in der besonderen, unvergleichlichen Art dieser Einfühlung und Gestaltung, in dem persönlichen Stil des Lebens und Schaffens liegt wiederum etwas Ausschließendes — weil eben Singuläres. Und so erklärt sich auch das Phänomen des Widerstreites in den höchsten Sphären des Geistigen. Es erklärt sich, daß große Kunstrichtungen und Weltanschauungen miteinander in unversöhnlichem Zwiespalte liegen; daß von religiösen Konflikten und Reibungen Brandfackeln entfacht wurden, deren blutroter Schein durch die Jahrhunderte leuchtet. Wie seltsam! Das geniale Leben, das die Auflösung aller Gegensätze, die absolute Einheit mit dem Kosmos erstrebt, wird, weil es immerdar auch ein persönliches bleibt, die Wurzel welthistorischer Gegensätze und Kämpfe. Uns löst sich die anscheinende Paradoxie. Die Individualität ist zugleich das Prinzip der Leidenschaft und des Streites. Nicht bloß in jenen engeren Kreisen, die Selbstsucht und Machtwille ziehn, sondern auch in ihrer Erweiterung zum Universum. Wir können die Antinomie noch deutlicher charakterisieren, indem wir feststellen: die Richtung der höchsten Persönlichkeitswerte ist der Kosmos, allein ihre Art bleibt stets im Persönlichen verankert. Der Grundinhalt der Kultur ist sonach die fortschreitende Differenzierung jener kosmischen Ureinheit; in der Differenzierung aber ist die Differenz, in dieser der Antagonismus und der Streit begründet. So ist auch der Eros, in dem wir ja den eigentlichen Hort und Hüter des individuellen Daseins erkannten, ein erzeugendes Element des Hasses, der Spaltung und Zersplitterung.

Damit rühren wir an die fundamentale Antinomie des Individualismus, die diesen indessen nicht aufhebt, sondern erst seine unerschöpfliche Tiefe offenbar werden läßt. Es ist der Individualität nicht möglich, es ist aber auch nicht ihre Aufgabe, jene restlose Einheit mit dem Absoluten zu verwirklichen, von der die antike Weltanschauung träumt: das Ich will sich auch im Göttlichen bewahren.

Dies ist der tiefe Sinn der christlichen Lehre. Es ist der Individualität aber auch nicht möglich, die restlose Einheit zu realisieren, die in der Menschheitsidee liegt; in der das Mittelalter, aber auch das Jahrhundert der Aufklärung und der Humanität das Heil gesucht haben: die Persönlichkeit will in der Vereinigung mit der Mitwelt ihre individuelle Eigenart nicht preisgeben. Vergessen wir aber nicht, daß dort, wo eine absolute Erfüllung und Einheit möglich wäre, auch ein absoluter Stillstand eintreten müßte. Was uns vor solcher Erstarrung schützt, ist eben jene Antinomie, jene unlösliche Spannung von Gegensätzen im Wesen der Individualität. Dadurch wird das menschliche Geschehen zu einem unendlichen Entwicklungsprozesse; dadurch hört es aber auch auf, bloßes Geschehen zu sein, wird es vielmehr zum sinnvollen Ganzen der Weltgeschichte.

Die obligatorischen Schiedsgerichte für gewerbliche Streitigkeiten in Australien.

Von

Bergassessor Dr. Junghann.

Die Grundzüge des zuerst in Neuseeland — 1895 — eingeführten, später von den australischen Staaten übernommenen Zwangsschiedsgerichtsgesetzes das Schöne im Heft III, Bd. 151, eingehend beschreibt*), sind etwa folgende:

Als erste Instanz sind örtliche freiwillige Versöhnungsämter (Board of conciliation) eingerichtet, die die Aufgabe haben, wenn möglich, auf gütlichem Wege die Arbeitsstreitigkeiten beizulegen (ähnlich wie unsere deutschen gewerbegerichtlichen Einigungsämter).

Das Neue der australisch-neuseeländischen Gesetze besteht darin, daß man als zweite Instanz, für den Fall, daß die friedliche Einigung fehl schlägt, Zwangsschiedsgerichtshöfe (Courts of Arbitration) eingesetzt hat; diese Schiedsgerichte setzten sich aus einem vom großbritannischen Gouverneur ernannten Richter des höchsten Gerichtshofes (Judge of Court) als Vorsitzenden und je einem von den Arbeitsgeber- und Arbeitsnehmer-Organisationen vorzuschlagenden, vom Gouverneur ernannten Beisitzer zusammen.

Das Schiedsgericht entscheidet endgültig und ist an keine Entscheidungsregel oder Präzedenzfälle gebunden. In bezug auf Beweiserhebung und eidliche Vernehmung hat das Schiedsgericht ähnliche

---

*) Reg.-Assessor Fr. Schöne hat in seinem Aufsatz „Obligatorische Arbeitsschiedsgerichte in Australien" (Pr. Jahrb. Bd. 151, Heft III) von einem drastischen Streikfall in Australien berichtet, aus dem klar hervorgeht, daß die vielbesprochene demokratische Sozialpolitik unserer Antipoden nicht von dem Erfolg begleitet gewesen ist, den man in weiten Kreisen erwartet hatte. Im obenstehenden Aufsatz möchte ich nach einem längeren Aufenthalt in Australien einige neuere Erfahrungen, die man dort mit den Schiedsgerichten gemacht hat, mitteilen.

Rechte wie ein ordentlicher Gerichtshof. Es kann insbesondere Urkunden und Bücher einfordern. Die Entscheidungen werden durch Stimmenmehrheit gefällt. Durch Beschluß des Schiedsgerichts erhält der Schiedsspruch (**Award**) rechtsverbindliche Kraft und zwingt die Parteien bei Androhung hoher Strafen unter die ausgesprochene Entscheidung.

Der Sinn der Schiedssprüche ist die mangelnde gütliche Einigung durch staatlich autorisierte Entscheidung zu ersetzen; Streiks und Aussperrungen sind daher überflüssig geworden; sie sind im Gesetz als strafbare Verbrechen verboten und mit hohen Geldstrafen (im Gesetz von Neu-Südwales sogar mit Gefängnis) sowohl für die einzelnen Arbeiter und Unternehmer, als auch besonders für die Organisationen, sofern diese beteiligt sind, bedroht.

Die Verfolgung geschieht auf Strafantrag bei einem ordentlichen Richter, gegen dessen Entscheidung Berufung an den Schiedsgerichtshof (nicht an den ordentlichen höchsten Gerichtshof) gegeben ist. In gewissen Fällen kann der Strafantrag in erster Instanz gleich beim Schiedsgerichtshof gestellt werden, der dann endgültig entscheidet.

Für bestimmte Gewerbezweige, an deren kontinuierlichem Weiterarbeiten die Allgemeinheit besonders interessiert ist, gelten besonders scharfe Streikverhütungsvorschriften: für die Gewerbe, die die Bevölkerung mit Kohle, Milch und Fleisch versorgen und ferner für die Gas-, Elektrizitäts-, Wasserwerke, Eisen- und Straßenbahnen und Fähren.

Der Name des ersten Zwangsschiedsgerichtgesetzes (Gesetz von Neuseeland v. 1895) war: „Gesetz zur Förderung der Bildung von gewerblichen Vereinen (Organisationen) und Verbänden und zur Beilegung von gewerblichen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte."

Der erste Satz dieses Gesetztitels ist charakteristisch: die ganze Tätigkeit der Schiedsgerichte ist in Neuseeland und ebenso den australischen Staaten, die die neuseeländische Gesetzgebung akzeptierten, auf der Basis der organisierten Arbeit und des organisierten Kapitals durchgeführt. Das liegt vielleicht in der Natur der Sache: es ist schwierig, die Verhandlungen mit einzelnen losen Gruppen von Arbeitern und einzelnen Arbeitgebern zu führen, und es ist einfacher, je eine Kollektivperson zum Sprecher beider Parteien zu machen; diese Kollektivperson ist jedenfalls sehr wünschenswert, wenn es sich um die Durchführung der Schiedssprüche handelt, da ihre Kassenbestände der gerichtlichen Verfolgung einen guten Angriffs-

punkt bieten, wogegen das Eintreiben der Strafgelder von den einzelnen Arbeitern schwierig ist.

In Australien und Neuseeland stand man zur Zeit des Erlasses der Schiedsgerichtsgesetze ausgesprochen auf dem Standpunkt, daß im Kampf zwischen Arbeit und Kapital nur die Organisationen beider Parteien als reguläre Truppen anzusehen sind, und daß der Kollektivvertrag die legitime Form ist, unter dem beide ihren Frieden schließen.

In Australien ist der Kampf um die Gewerkschaftsidee, d. h. das Prinzip der Anerkennung der Arbeiterverbände als legitimer Vertreter der Arbeiterschaft, früh und mit außerordentlicher Schärfe geführt.

Die Bedingung des neuen Weltteils sind für das Erstarken gewerkschaftlicher Organisationen von Anfang an sehr günstig gewesen: die Arbeiterschaft ist an wenigen Industriezentren und Hafenplätzen konzentriert und, was noch wichtiger ist, sie ist homogen; es bestanden einerseits nie religiöse Gegensätze unter der Arbeiterschaft, andererseits kaum Interessenunterschiede zwischen „gelernter" und „ungelernter" Arbeit. Der Grund für diese letzte Tatsache ist wohl darin zu suchen, daß die Einwanderung, die fast ausschließlich aus Großbritannien und zum geringen Teil Deutschland geschah, ein zahlreiches Angebot „gelernter" Arbeit ins Land brachte, während andererseits in der jungen unentwickelten Kolonie ein starker Bedarf an „ungelernter" Arbeit bestand; dieser Zustand, der die Löhne der gesamten Arbeiterschaft bald nivellierte, uniformierte auch ihre Interessen und ließ die Organisationen zu kraftvollen Einheiten erstarken.

Der größte Streik in Australien, der Streik der Seeleute und Hafenarbeiter 1890, der Sympathieaussperrungen und -Streiks im ganzen Lande, besonders in den Bergbaugebieten mit sich brachte, ist um das Prinzip der Anerkennung der Arbeiterverbände geführt worden.

Durch die Geschlossenheit, mit der die Unternehmer in diesem Kampf auftraten, gelang es zwar, die Arbeiter niederzuwerfen und die Gewerkschaftsidee einige Zeit mit scharfen Mitteln niederzuhalten, aber dieser Sieg hatte zwei schlimme Folgen: Einmal trieb man jetzt die Arbeiterschaft, die an der Kraft der rein wirtschaftlichen Organisation verzweifelte, in den politischen Kampf, und zweitens hatte die junge politische Arbeiterpartei, die aus den Trümmern der wirtschaftlichen Organisationen entstand, stark sozialistische Färbung*)

*) Vgl. hierzu Aufsatz des Verfassers im Januarheft 1914 der „Zeitschr. für die gesamte Staatswissenschaft": „Sozialismus in Australien".

Es ist kaum zu verwundern, daß die sozialistische Strömung in Australien schnell starken Erfolg hatte; die Einwanderer hatten vielfach ihre Heimat verlassen, weil sie mit ihr oder diese mit ihnen unzufrieden waren.

Die große Konzentration der australischen Arbeiterschaft, die besonders im Winter, wenn die Schafscheerer arbeitslos in die Städte zurückkamen, stark zunahm, die starken wirtschaftlichen Krisen, die die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Dürren über das Land brachten, schufen einen Boden, in dem die sozialistischen Ideen schnell tiefe Wurzel schlugen.

Die sozialistische Arbeiterpartei ist in Australien und Neuseeland bald zum mächtigen Faktor der Parlamente geworden, und durch ihren starken politischen Einfluß ist heute der Kampf um das gewerkschaftliche Prinzip völlig zugunsten der Gewerkschaften entschieden.

Dieser Sieg ist im Schiedsgerichtsgesetz, das sich ganz auf dem Gewerkschaftsprinzip aufbaut, anerkannt, und in den Novellen ist dieser Standpunkt noch immer mehr herausgearbeitet worden.

Heute haben die Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber in Australien und Neuseeland fast die Stellung öffentlich-rechtlicher Corporationen: ein staatlicher Registerbeamter beim Schiedsgericht führt das Register der zur Eintragung gelangenden, d. h. zum Schiedsgerichtsverfahren zuzulassenden Berufsvereine (Industrial Unions). Als solche Vereine können eingetragen werden: Arbeitgebervereine, Arbeitnehmervereine (Trade Unions), sowie Verbände von derartigen Vereinen; Arbeitgebervereine, welche eingetragen werden, müssen mindestens 3 Mitglieder, Arbeitnehmervereine mindestens 15 Mitglieder haben. Dem Gesuch um Eintragung müssen die Liste der Mitglieder, Abschrift der Satzungen und Abschrift des Beschlusses der Eintragung beigefügt werden. Abgesehen von den Fällen der Nichtbeobachtung der gesetzlichen Formvorschriften kann der Registerrichter die Eintragung eines Berufsvereines ablehnen, wenn am selben Ort und im selben Gewerbe bereits ein Berufsverein besteht, dem sich die Mitglieder des einzutragenden Berufsvereins hätten passend anschließen können. Gegen diesen Ablehnungsbescheid ist Berufung an den Schiedsgerichtshof zulässig, der endgültig entscheidet.

Wird der Verein eingetragen, so erhält er Korporationsrechte, kann Beiträge, Umlagen und Strafen von den Mitgliedern im Notfalle mit Hilfe des Richters eintreiben, Grundbesitz erwerben und

vor allem zivilrechtlich vollstreckbare vom staatlichen Registerbeamten zu registrierende Tarifverträge („**Industrial Agreements**") abschließen.

Die eingetragenen Vereine haben das ausschließliche Recht, vor dem Schiedsgericht als Partei aufzutreten, was den einzelnen Arbeitern und grundsätzlich auch den einzelnen Arbeitgebern versagt ist.

Die eingetragenen Organisationen haben auf der anderen Seite die Pflicht, jährliche Mitgliederlisten und Vermögensübersichten einzureichen, sie haften insbesondere primär für die wegen Uebertretung der Schiedssprüche über ihre Mitglieder verhängten Strafen.

Wir haben heute in Australien den eigentümlichen Zustand, daß die Organisationen nicht mehr allein freiwillige wirtschaftliche Verbände sind, sondern gewissermaßen staatlich geregelte Standesvertretungen, die dadurch, daß sie die Grundlagen des staatlichen Schiedsgerichtsverfahrens bilden, staatliche Funktionen zu versehen haben. Nur die inkorporierten Arbeiter haben das Recht auf staatliche Vermittlung in ihren Arbeitsstreitigkeiten, der Arbeiter begibt sich also gewissermaßen eines politischen Rechts, wenn er keiner Korporation beitritt; der Beitrag, den er zur Organisation zahlt, hat den Charakter einer öffentlichen Abgabe angenommen.

Alle australischen Staaten haben heute irgendwelche staatliche Institutionen geschaffen, um den gewerblichen Frieden zu sichern; und zwar haben sie teils (Viktoria und Tasmanien) das gewissermaßen streikvorbeugende System der Minimal-Lohnämter akzeptiert, teils haben sie (Neu-Seeland, Westaustralien und der australische Bundesstaat) das System der streikschlichtenden Schiedsgerichte, oder auch (wie Neu-Süd-Wales, Queensland und Südaustralien) ein aus beiden Systemen zusammengesetztes System angenommen.

Ein wichtiger Unterschied der beiden Systeme ist der: daß sich das Schiedsgerichtsverfahren auf dem Prinzip der organisierten Arbeit und des organisierten Kapitals aufbaut, während im Lohnamtsystem unorganisierte und organisierte Arbeiter gleichstehen. Das Schiedsgerichtsverfahren hat daher mehr als das Lohnamtssystem die Sympathie der Arbeiterpartei. Es scheint, daß das Schiedsgerichtsverfahren (wie es auch in Neu-Seeland allein herrschend ist) in Australien das Lohnamtssystem ersetzen wird.

Das Schiedsgerichtsverfahren ist im Jahre 1904 im australischen Bundesstaat „Common Wealth" unter Einfluß der Arbeiterpartei eingeführt; der Schiedsgerichtshof des „Common Wealth" hat die Kompetenz, die Arbeitsstreitigkeiten solcher Organisationen zu

schlichten, die sich über die Grenzen eines einzelnen Staates erstrecken.*) Dieses Gesetz hat sehr fördernd auf die Bildung großer interstaatlicher Organisationen gewirkt und sein Tätigkeitsgebiet hat ständig zugenommen.

Das heutige Gesetz des australischen Bundesstaates schließt sich im allgemeinen dem beschriebenen neuseeländischen Gesetz an, zeigt jedoch in drei wesentlichen Punkten Abweichungen:

1. Sind die Versöhnungsämter erster Instanz fortgefallen, so daß das Verfahren nur eininstanzlich ist.
2. Ist der Schiedsgerichtshof unter Weglassung der Vertretung der Parteien allein aus einem Richter (und eventuell nicht stimmberechtigten Beisitzern) zusammengesetzt.
3. Sind die Machtbefugnisse des Richters insofern erweitert, daß er nach seinem Ermessen jede Person, auch wenn sie nicht mit der betreffenden Arbeitsstreitigkeit in Zusammenhang steht, vorladen und verhören kann, und daß es in seinem Ermessen steht, die Verhandlungen zu veröffentlichen oder geheim zu halten.

Wenn man die rechtliche Entwicklung der Schiedsgerichtsgesetzgebung Australiens und Neu-Seelands in den letzten zehn Jahren überblickt, erkennt man, daß der Zwangscharakter immer schärfer durchgeführt worden ist. Die Machtbefugnisse, die man den staatlichen Organen in die Hand gegeben hat und die Strafbestimmungen, die die Durchführung ihrer Sprüche sichern sollen, haben sich fast mit jeder Gesetzesnovelle gemehrt.

Es ist oft so dargestellt worden, als ob dieser Entwicklungsgang ein Beweis dafür sei, daß der Staat sich in seiner neuen Rolle bewährt habe.

Es ist nicht nur eine in Australien heiß umstrittene, sondern auch für die ganze Welt bedeutungsvolle Frage, ob das Experiment, den Staat zum Schiedsrichter im wirtschaftlichen Kampf zu machen, bei seiner ersten Verwirklichung in der Praxis als geglückt anzusehen ist.

---

*) In der letzten Legislaturperiode ist von der Arbeiterpartei ein Entwurf einer Verfassungsänderung eingebracht worden, der die Kompetenz des bundesstaatlichen Schiedsgerichtshofs auf alle Arbeiterstreitigkeiten (also auch die, die nicht über den Rahmen eines Einzelstaates hinausreichen) ausdehnen soll.

„Der Streik ist eine barbarische Art, gewerbliche Streitigkeiten zu regeln; er ist wie der Krieg, inhuman, und dem modernen Empfinden widersprechend.“ (Reeves.)

Es ist nicht abzustreiten, daß der Gedanke, gewissermaßen ein Völkerrecht im Kampf zwischen Arbeit und Kapital zu schaffen und einen staatlichen Gerichtshof zu errichten, der durch seine unparteiischen Entscheidungen den Streik aus der Welt schaffen soll, theoretisch etwas sehr Verlockendes hat.

Aber es ist eine alte Wahrheit, daß viele Dinge in der Praxis ganz anders aussehen als in den Köpfen humaner Theoretiker. —

Ueber die australische Schiedsgerichtsgesetzgebung liegen sehr verschiedene Urteile vor; von deutschen Autoren, die vornehmlich die ersten Entwicklungsjahre sahen, sind sehr günstige Bilder gezeichnet worden.

Die Aufgabe der vorliegenden Arbeit soll sein, in diese rosigen Bilder die Schatten einzusetzen, die besonders in den letzten fünf Jahren der Wirksamkeit der Schiedsgerichtsgesetze sehr deutlich hervorgetreten sind. Es mag sein, daß vor fünf Jahren der 5. Weltteil als rosafarbenes, soziales Musterland erscheinen konnte; heute ist jedenfalls ein kräftiges sozialistisches Rot der dominierende Ton. Wenn wir heute die Frage beantworten sollen, hat sich der Staat in Australien als Schiedsrichter im Kampf zwischen Arbeit und Kapital bewährt, so kann es meines Erachtens nur durch ein glattes „Nein“ geschehen.

Die von allen Theoretikern anerkannte, unbedingt notwendige Voraussetzung für den in Frage stehenden Versuch ist: eine Staatsregierung, die über den Parteien steht, die absolut unparteiisch ist.

Auch in Staaten, in denen staatsrechtlich eine von den Parteien unabhängige Regierung garantiert ist, ist diese Unparteilichkeit nicht immer unbedingt gesichert.

Mehr als fraglich ist es, ob eine Regierung unparteiisch sein kann, die aus der Mehrheit der Parlamentsparteien hervorgeht. Australien und Neu-Seeland sind parlamentarisch regiert, d. h. das Ministerium ist aus der Majoritätspartei zu entnehmen, und das Programm dieser Partei gibt den — oft genug — wechselnden Regierungskurs an.

Wir sprachen schon oben von der fortschreitenden Erstarkung der sozialistischen Arbeiterpartei in Australien; die fortschreitende Demokratisierung der australischen Verfassungen: Schwächung des kapitalistischen Einflusses im Oberhaus, allgemeines gleiches Wahl-



recht für alle Personen über 21 Jahre, inkl. Frauen, haben diese Entwicklung besonders im letzten Jahrzehnt begünstigt.

Die kapitalistisch gesinnten Parteien sahen sich bald genötigt, sich fest zusammenzuschließen, die Gegensätze „Schutzzoll" und „Freihandel", „Landwirtschaft" und „Industrie" sind in Australien fast ganz in den Hintergrund getreten; die ganze Parteientwicklung des Landes steht unter dem Zeichen des Kampfes zwischen „Arbeit" und „Kapital".

1910 war es der sozialistisch vertretenen Arbeiterpartei gelungen, die Majorität in den Parlamenten des Bundesstaates und der drei industriell wichtigsten Einzelstaaten zu erlangen.

Der Zustand war also somit der, daß die „Staatsregierung" durch ein sozialistisches Arbeiterministerium repräsentiert wurde.

Mit dieser Entwicklung ist der Grundgedanke des Schiedsgerichtsgesetzes, wie er seinen Vätern vorschwebte, eigentlich hinfällig geworden; ihre Idee war, den unparteiischen Staat zum gerechten Richter im Kampf zwischen Arbeit und Kapital zu machen.

Das ist natürlich eine Phrase, sobald das politische Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital in diesem Staate verloren gegangen ist, sobald die Staatsregierung ausschließlich von der einen siegreichen Partei zusammengesetzt ist.

Je mehr die australische Arbeiterpartei diese Entwicklung kommen fühlte, desto lieber ist ihr die Schiedsgerichtsgesetzgebung geworden, und seitdem sie den Hebel der Gesetzgebung in den Parlamenten in der Hand hat, hat sie ihre ganze Sorgfalt auf die Ausgestaltung dieser Gesetzesmaterie verwandt.

Das Schiedsgerichtswesen hat unter diesem Einfluß Formen angenommen, die seine Väter fraglos nicht geahnt haben.

Wir sprachen schon davon, daß die strafrechtlichen Machtbefugnisse des Schiedsgerichtshofes durch die Gesetzgebung immer mehr erweitert sind.

Wichtiger aber als diese gesetzliche Ausweitung ist die Machterweiterung des Schiedsgerichtshofs geworden, die sich auf dem Wege der Verwaltungspraxis vollzogen hat.

Wir haben die eigenartige Erscheinung, daß dem Schiedsgerichtshof, der als Rechtsprechende Behörde eingesetzt war, außerordentlich weitgehende, Recht schaffende Befugnisse im Laufe der Zeit delegiert sind.

Diese Entwicklung zur Legislative war Anfangs ungewollt: wenn der Schiedsgerichtshof durch seine Entscheidungen den Streik

unnötig machen sollte, so mußte man ihn mit dem Recht ausstatten, über die Punkte, die die **Causa Belli** sein konnten, zu entscheiden.

Man war in Australien schon durch die Minimumlohn-Gesetzgebung an staatliche Eingriffe in die Lohnfrage gewöhnt: es ist nie ein Zweifel darüber laut geworden, daß das Schiedsgericht das Recht hat, bei Streikgefahr den umstrittenen Lohn oder Minimallohn durch Schiedsspruch festzusetzen: aber nicht nur den Lohn für die normale Arbeitszeit sondern auch den für die Ueberstunden, und damit war dem Schiedsgericht zuerst indirekt, später direkt die Festlegung der Arbeitszeit zuerkannt.

Das Schiedsgericht hatte Anfangs nur zu entscheiden, wenn wirklich akute Arbeitstreitigkeiten vorlagen; wenn die beiden Parteien sich nicht gütlich einigen konnten, so sollte der Schiedsspruch den fehlenden Tarifvertrag ersetzen, und so den Streik verhindern.

Aber wenn man nicht direkt weitere Streiks provozieren und andererseits das Gerechtigkeitsgefühl nicht beleidigen wollte, so mußte man dem Schiedsgericht auch das Recht geben, den gefällten Spruch, der vielleicht den Arbeitern eines bestimmten Bezirkes bessere Arbeitsbedingungen gewährte, auch auf die im gleichen Gewerbe in anderen Bezirken beschäftigten Arbeiter auszudehnen.

Und da der Schiedsspruch nur ein Surrogat für den Tarifvertrag darstellte, so ergab die logische Weiterentwicklung, daß das Schiedsgericht auch berechtigt war, für gewisse Teile eines Gewerbes bestehende Tarifverträge durch Spruch nach seinem Ermessen jederzeit auf andere Gebiete auszudehnen.

Diese Ausdehnung geschah, indem das Schiedsgericht den Spruch oder den Tarifvertrag zum **„Common Rule“** für die ganze Industrie erklärte, d. h. zur gesetzlichen Unterlage des Arbeitsverhältnisses machte und zwar mit der radikalen Wirkung, daß diese **„Common Rules“** den auf Grund freier Uebereinkunft zustande gekommenen Individual-Arbeitsvertrag annullierten.

Diese durch die Verwaltungspraxis geschaffene Weiterentwicklung des Schiedsgerichtsverfahrens ist später durch die Parlamente anerkannt.

Die neueren Gesetze haben den Schiedsgerichten ein weites Feld richterlicher und gesetzgebender Tätigkeit eingeräumt:

„Industriell Matters“ includes all matters, relating to work, pay, wages, reward, hours, privileges, rights, or duties of employers or employess, or the mode, terms and conditions of employment or non-employment; and in thes particulary

but without limiting the general scope of this definition, includes all matters pertaining to the relations of employers and employees, and the employment. perferential employment, dismissal, or non-employment, of any particular persons, or of persons of any particular sex or age, or being or not being members of any organisation, association, or body, and any claim arising under an industrial agreement, and includes all questions of what is fair and right in relation, to any industrial matter having regard to the interests of the persons immediately concerned and of society as a whole."

Im Schiedsgerichtsverfahren ist ein Mittel gegeben hinsichtlich aller dieser Punkte, also praktisch aller Details des Arbeitsverhältnisses den freien Arbeitsvertrag auszuschalten.

Der höchste Richter des Staates Neu-Südwales sagte über das Schiedsgerichtsgesetz dieses Staates einmal:

„Es nimmt dem Unternehmer die Leitung seines eigenen Geschäftes aus der Hand und zwingt dessen Leitung unter die Bestimmungen des Gesetzes; es hat die Macht, Vorschriften zu erlassen, denen der Unternehmer sich zu fügen durch Strafe gezwungen ist: mögen sie noch so nachteilig für sein Geschäft sein."

Das ist der Grund, weshalb die sozialistische Arbeiterpartei das Schiedsgerichtsverfahren befürwortet. Wahrscheinlich wird die Entwicklung der kommenden Zeit eine Ausdehnung der Kompetenz des Schiedsgerichtshofs des Bundesstaates bringen. Dieser Schiedsgerichtshof hat bisher nur zu entscheiden, wenn Arbeitsstreitigkeiten vorliegen, die sich über die Grenzen eines Einzelstaates erstrecken.

Durch die vorgesehene Konzentration des gesamten Schiedsgerichtsverfahrens bei dem Schiedsgerichtshof des Bundesstaates (unter Ausschaltung der Behörden der Einzelstaaten) soll die gesetzliche Festlegung und — worauf die sozialistische Partei großes Gewicht legt — die Gleichförmigkeit der Arbeitsbedingungen des ganzen Weltteils erzielt werden. —

Das Schiedsgerichtsverfahren hat in Australien zwei eigenartige staatsrechtliche Erscheinungen herausgebildet; einmal sind sehr weitgehende richterliche und legislative Befugnisse auf ein und derselben Behörde vereinigt worden und andererseits ist ein Teil der Legislative und zwar auf einem, wie kaum einem zweiten wichtigen Gebiete einer außerparlamentarischen Körperschaft delegiert worden. —

Diese Uebertragung der Legislative mag auf den ersten Blick vielleicht deshalb nicht so sehr bedenklich erscheinen, weil die gesetz-

gebende Körperschaft, das „Schiedsgericht“, sich paritätisch aus je zwei Vertretern der staatlich anerkannten Standesvertretungen von „Kapital“ und „Arbeit“, das ist den Organisationen der beiden Parteien, zusammengesetzt.

Aber schon unsere deutsche Erfahrung mit dem gewerbegerichtlichen Einigungsamt hat gelehrt, daß eine Uebereinstimmung der beiden Parteien hinsichtlich eines Schiedsspruchs nur in den seltensten Fällen zu erzielen ist, und daß für die Entscheidung in Wirklichkeit letzten Endes der Vorsitzende mit der ausschlaggebenden Stimme maßgebend ist.

Auch in Australien ist das offensichtlich, und das letzte Gesetz betreffend den Schiedsgerichtshof des Bundesstaates hat die Konsequenz daraus gezogen, indem es unter Weglassung der paritätischen Vertretung die Entscheidung allein in die Hände eines Richters legt.

Dieser Richter ist also de facto zum Gesetzgeber geworden; er hat alle Arbeitsbedingungen zu normieren, und er hat vor allem den Lohn festzulegen, den die australischen Industrien ihren Arbeitern zu zahlen haben, d. h. er hat mit einem Wort die volkswirtschaftlich schwierigste aller Fragen zu entscheiden, welchen Anteil Kapital und Arbeit am Nationaleinkommen haben sollen.

Es ist ganz eigenartig, zu sehen, welche enorme Machtfülle sich in einem Lande mit durchaus demokratischen Grundanschauungen hier in der Hand einer Einzelpersönlichkeit konzentriert hat.

Welche Mengen von Qualitäten muß der Richter, der diese Stellung ausfüllen soll, in sich vereinigen; abgesehen davon, daß seine Unparteilichkeit und sein Gerechtigkeitsgefühl über allen Zweifel erhaben sein müssen, muß er Sozialpolitiker, Nationalökonom, Techniker, Kaufmann und eigentlich auch Wahrsager sein.

Er entscheidet über Fragen, die Millionenwerte repräsentieren, nach völlig freiem Ermessen und von keiner übergeordneten Instanz kontrolliert.

Die Väter der Gesetzgebung haben sich nicht darüber ausgesprochen, wie sie sich den Abgleich zwischen Kapital und Arbeit dachten. Der Amerikaner Clark*) sagt sehr richtig: „Sie glaubten wohl an ein latentes „jus naturale“, ein natürliches gerechtes Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital, das bei beiderseitigem guten Willen leicht gefunden und eben, weil es gerecht, gern befolgt werden würde.“

*) „The labour mondement in Australia“, Clark 1906.

Aber sie bedachten wohl nur ungenügend, daß nicht die Behörde eines einzelnen Landes vorschreiben kann, welche Verzinsung man dem Kapital gestatten will, daß der Weltmarkt mit seinen internationalen Beziehungen von Angebot und Nachfrage den Kapitalzins vorschreibt, daß das Kapital nur dort arbeiten kann, wo es diese Verzinsung findet und daß ein Land, daß der Arbeit eine für seinen Wohlstand zu hohe Quote vom Nationaleinkommen zubilligt, das Kapital vertreibt und seine Volkswirtschaft schädigt.

Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie der Richter im Laufe der Entwicklung des Schiedsgerichtsverfahrens sein schwieriges Amt gehandhabt hat.

In den ersten Jahrzehnten australischer Industrieentwicklung herrschte in manchen Industrien das Schwitzsystem d. i. die Frauen- und Kinderausbeutung in der Heimarbeit.

Es war sicher gut, wenn die Schiedsgerichte nach dem Prinzip der Minimum-Lohnämter in diesen Industrien geringst zu zahlende Löhne fixierten.

Aber „Minimumlohn" ist ein gefährlicher Begriff, da er nach oben zu wenig begrenzt ist.

Wie hoch muß der „Minimumlohn" sein? Ist es der Lohn, bei dem der Arbeiter eben nicht hungert, oder ist es der Lohn, mit dem er seine Familie gerade unterhalten kann, oder der, mit dem er seine Kinder ausreichend ernähren und erziehen kann?

„Minimumwage" — „living wage" — „fair wage" — ist der Entwicklungsgang der Entscheidungsmaxime der Schiedsgerichtshöfe in Australien gewesen.

Hier die Begründung des Urteils im großen Bergarbeiterstreik des Bleisilbergrubengebietes Broken Hill 1909, gefällt vom Richter des Schiedsgerichtshofs des Bundesstaates. Sie ist gewissermaßen ein Niederschlag der im Laufe der Zeit herausgebildeten Entscheidungsregeln:

„Die erste Bedingung für die Regelung einer Arbeitsstreitigkeit hinsichtlich der Löhne ist, daß den Angestellten zum mindesten ein zum Lebensunterhalt ausreichender Lohn gesichert wird. Der Arbeiter wird, ja muß sich rühren, bis er dieses Minimum erhält. Wenn ich ein „living wage" ausfindig machen will, sehe ich darauf, wieviel Geld nötig ist, um die normalen Bedürfnisse eines Durchschnittsarbeiters in einer zivilisierten Gemeinschaft zu befriedigen. Aus den Preisen der notwendigen Bedürfnisse in Broken Hill muß

diese geringste Summe ermittelt werden, die einem ungelernten Arbeiter ermöglicht, in der angeführten Weise zu leben.

Es fragt sich weiter, ist der Unternehmer, der arm ist, zu den gleichen Löhnen zu verpflichten, wie ein Unternehmer, der reich ist? Ohne eine unbedingte Regel niederzulegen, halte ich unter allen Umständen daran fest, daß der ärmere Arbeitgeber zu den gleichen Lohnsätzen verurteilt werden soll, wie sein reicher Konkurrent. Es würde sonst unmöglich sein, das klägliche Ausbeuten und Auspressen der Arbeiter zu verhindern, dem Entstehen parasitärer Unternehmungen und dem Geist der Unruhe, dessen Beseitigung dem Gerichtshof vor allem obliegt, vorzubeugen. Wenn ein Mann sein Unternehmen nicht aufrecht erhalten kann, ohne die angemessenen, zum Lebensunterhalt nötigen Löhne seiner Angestellten herunterzuschrauben, so würde es besser sein, er gebe sein Unternehmen auf. Es ist nicht Aufgabe des Gerichtshofs, Schlaffheit in einer Industrie zu begünstigen, und wenn A. bei seiner Rührigkeit und Unternehmungslust sein Unternehmen auf der Basis angemessener Löhne bezahlt machen kann, so würde es höchst ungerecht sein, B., seinem schwerfälligen und faulen Rivalen zu erlauben, seinen Arbeitern niedrigere Löhne zu zahlen. Kurz, die Löhnung der Arbeiter darf nicht abhängig gemacht werden von dem Gewinn, die ein individueller Unternehmer macht.

Die Annahme bedeutet nicht, daß die möglichen Gewinne einer Industrie als ein ganzes nie in Betracht gezogen werden solle, z. B. wenn eine Industrie neu ist und ihre Unternehmer sich erst nur vorsichtig bewegen können, so kann das entsprechend in Betracht gezogen werden, solange nur der Arbeitnehmer seinen zum Lebensunterhalt ausreichenden Lohn erhält; das wird auch von den Arbeitern mit Hinblick auf die zukünftige Arbeitsvermehrung durch neue Industrien verstanden werden. Man muß „living wage" scharf trennen von jenen Löhnen, die durch Geschicklichkeit, durch Monopoleigenschaft des Unternehmens und anderes sich ergeben. Wenn nicht ein großer Teil der Bevölkerung für immer in seiner und seiner Familien Existenz geschädigt werden soll, wenn nicht die Gesellschaft dauernd Arbeitsstreitigkeiten zu gewärtigen haben soll, ist es notwendig, den „living wage" als eine heilige Sache außerhalb jedes Verhandelns zu stellen; wenn ein Arbeiter einmal ein „living wage" gesichert hat, dann hat er nahezu eine gleiche Kontraktbasis mit dem Unternehmer erreicht, und mag nun in weitere Verhandlungen treten."

Die gleichen Entscheidungsregeln wie der Richter des Bundesstaates für Broken Hill hat auch der Richter von West-Australien für den dortigen Goldbergbau bei Festsetzung des „living wages“ walten lassen.

In den wasserarmen, abgelegenen Bergbaugebieten hat er den „living wage“ nach den Kosten von Wasser und Lebensmitteln, d. h. nach der Entfernung der einzelnen Grubenbezirke von den Wasserstellen und Märkten, verschieden normiert.

Da nun der Wassermangel und die Abgelegenheit vom Markte nicht nur die Lebenshaltung der Arbeiter, sondern vor allem auch den Grubenbetrieb stark verteuerte, so erreichte er dadurch, daß die unter den von Natur ungünstigsten Verhältnissen arbeitenden Gruben gleichzeitig die höchsten Löhne fixiert bekamen und zum Teil ihre Betriebe einstellen mußten.

Clark hat den Schiedsspruch einmal im Gegensatz zu dem sich leicht anpassenden Arbeitsvertrag „einen drückenden Schuh am Fuße der Industrie“ genannt. Wer mit den wechselnden, von Zufall abhängigen Verhältnissen des Bergbaues vertraut ist, wird einsehen, wie außerordentlich schwer es sein muß, für den Bergbau ein gut sitzendes Urteil auszuarbeiten.

Es ist in ganz Australien ganz deutlich zu beobachten, wie durch die hohen Minimal-Lohnfestsetzungen der Schiedsgerichte der Begriff der bergbaulichen „Bauwürdigkeit“ ein immer anspruchsvollerer geworden ist.

Die Bergwerkskammer Westaustraliens sagt in ihrem Bericht von 1911: „wir sagen ausdrücklich, daß die Entscheidungen des Schiedsgerichtshofs die direkte Ursache nicht nur des Stillstandes, sondern auch des ganz bedeutenden Rückganges des bisherigen Tätigkeitsgebietes der Goldgewinnung sind.“

Es ist leichter, ein edler Menschenfreund zu sein, als die Möglichkeiten einer Industrie oder der ganzen Volkswirtschaft eines Landes richtig einzuschätzen.

Viele der Richter der Schiedsgerichte waren edle Menschenfreunde, und daher ist die Kurve der Löhne in ganz Australien gleich mit der Einführung der Schiedsgerichtshöfe stark gestiegen.

Daß das Steigen der Lohnkurve nicht unterbrochen ist, seitdem die sozialistische Arbeiterpartei in den australischen Ministerien den Regierungskurs angibt, liegt eigentlich auf der Hand.

Die Frage, ob das Steigen der Löhne bei dem gleichzeitigen Steigen der Kosten aller Lebensbedürfnisse die Lebenshaltung der

Arbeiter wirklich gehoben hat, ist außerordentlich schwer zu entscheiden. Sie wird übrigens in Australien sowohl von den Arbeitern als auch von den Unternehmern negiert, indem die Arbeiter die Schuld auf die Preiserhöhungen der Unternehmer, und die Unternehmer die Schuld dafür auf die Lohnerhöhungen der Arbeiter schieben. Auch die Frage, ob die hohen Lohnraten im richtigen Verhältnis zum Nationalreichtum des Landes stehen, soll uns hier nicht beschäftigen.

Viele Unternehmer würden die hohen Löhne vielleicht gerne zahlen, wenn das Schiedsgerichtsgesetz ihnen den versprochenen Erfolg: gewerblichen Frieden und ein kontinuierliches Fortarbeiten ihrer Industrien unter bestimmt festgelegten Kosten an Löhnen, sichern könnte.

Die Kernfrage bei der Beurteilung der Schiedsgerichtsgesetzgebung in Australien ist: hat sie die Streiks verhindern können?

Sehr lehrreich ist es, die Tätigkeit des Schiedsgerichts im größten Bergbaubezirke Australiens, in Westaustralien, wo 16000 Bergleute in den Goldminen Coolgardies und Kalgoorlie beschäftigt sind, zu verfolgen.

Die Schiedsgerichte wurden in Westaustralien im Jahre 1902 eingeführt. Die damals sehr lukrativen Goldgruben Westaustraliens zahlten im Jahre 1902 die höchsten Bergmannlöhne von ganz Australien, und in diesem Bezirk war mehrere Jahre hindurch ohne Arbeitsstreitigkeit gearbeitet worden.

Sofort nach Etablierung des Schiedsgerichts traten die Führer der Bergarbeiter-Union an die Besitzer fast aller Minen des Bezirks mit erhöhten Lohnforderungen heran und drohten mit Streik; die junge Institution des Schiedsgerichts war gleich in den Anfangsmonaten ihres Bestehens voll beschäftigt; das Schiedsgericht leitete umfangreiche Verfahren ein, um die Berechtigung der Lohnforderungen zu prüfen, und der Erfolg der Schiedssprüche war eine beträchtliche Lohnaufbesserung.

Der Schiedsgerichtshof Westaustraliens erfreute sich bald der größten Beliebtheit bei den Arbeitern, und die Gewerkschaftsführer unterbreiteten ihm vertrauensvoll und ununterbrochen ihre Klagen gegen die Unternehmer. Die gleiche Erscheinung zeigte sich in ganz Australien: die Schiedsgerichte waren stark überlastet, konnten nur langsam ihre Arbeit bewältigen, und die Arbeitsstreitigkeiten wurden zum permanenten Zustand.

Die Unternehmer wiesen wiederholt in Beschwerdeschriften an die Regierung auf den Unterschied zwischen Absicht und Erfolg der

Schiedsgerichtsgesetzgebung hin und verlangten, das Schiedsgericht solle nicht auf jede Forderung der Arbeiterführer hin sich auf Verhandlungen einlassen.

Ein Urteil des höchsten Gerichtshofs von Neuseeland, das auch für die Praxis in Australien grundlegend wurde, lautet jedoch:

„Um die Rechtsprechung in Bewegung zu setzen, ist es nur notwendig, daß Uneinigkeit betreffs der Arbeitsbedingungen zwischen einer Gewerkschaft, durch die die Arbeiter allein ihre Vorschläge geltend machen können, und den Arbeitgebern besteht. Es ist nicht notwendig, daß diese Uneinigkeit sich zu einem akuten Stadium entwickelt hat. Ein **„industrial dispute"** im Sinne des Gesetzes liegt vor, wenn ein Streik zu befürchten ist."

Der Zweck des Gesetzes war, durch die Schiedssprüche die Streiks zu verhindern; natürlich wurde von den Arbeiterführern jetzt ununterbrochen mit Streiks gedroht, um die Urteile zu erlangen.

Auch im Bergbaugebiet Westaustraliens brachten die ersten Jahre des Bestehens des Schiedsgerichts eine fast ununterbrochene Folge von Attacken der Gewerkschaftsführer, die in den meisten Fällen siegreich waren.

Im Jahre 1903 hatte die Goldausbeute der westaustralischen Goldfelder ihren Höhepunkt erreicht; viele Felder zeigten ein Nachlassen der Goldführung, und es begann ein merklicher Rückgang im Bergbau, zumal die auf Grund der Schiedssprüche zu zahlenden Löhne nicht mehr im richtigen Verhältnisse zur Reichhaltigkeit der Felder standen.

So kam es, daß im Jahre 1905 zum ersten Male die regelmäßig wiederkehrenden Lohnforderungen vom Schiedsgericht energisch zurückgewiesen wurden, und sogar auf die Vorstellung der Arbeitgeber hin die Löhne für einige Arbeiterklassen und in einigen Bezirken erniedrigt wurden.

Sofort griffen die Arbeiter zu dem Mittel, das sich schon in anderen Teilen Australiens in solchen Fällen bewährt hatte — sie streikten.

Und da der Arbeitsmarkt Westaustraliens völlig abgeschlossen liegt und die starken Organisationen das Arbeitsangebot völlig beherrschen, so sahen die Arbeitgeber ihre Grubenbaue und Aktienkurse bald aufs Aeußerste gefährdet und entschlossen sich, unter Stillegung mehrerer Betriebe, die von den Arbeitern geforderten — also die die Entscheidung des Schiedsgerichts übersteigenden — Löhne zu zahlen.

In allen australischen Staaten zeigte sich bald das gleiche Bild: die Strafbestimmungen genügten nicht, um die Streiks zu verhindern; die Parlamente verschärften die Strafparagraphen, um den gewerblichen Frieden zu sichern, aber man merkte bald, daß das Verschärfen von Strafgesetzen einfacher ist, als die Durchführung.

Die Organisationen als solche waren bald nicht mehr zu fassen, da sie es lernten, sich geschickt im Hintergrund zu halten. Außerdem machte man die Entdeckung, daß die primär für die einzelnen Arbeiter haftenden Organisationskassen nach längeren Streiks meist leer waren, und daß es ein zeitraubendes und fast aussichtsloses Beginnen ist, die Strafgelder von mehreren tausend Arbeitern einzutreiben.

Es ist interessant, zu beobachten, wie sich die Streiklust in den ersten Jahren nach Verschärfung der Strafgesetze offensichtlich milderte, bis man in den größeren Arbeitseinstellungen merkte, daß die Regierung nicht so gefährlich war, wie sie sich in ihren Gesetzen gebärdete; da stieg die Streikkurve von Jahr zu Jahr.

Neu-Süd-Wales hatte in seinem Gesetz von 1908 besonders scharfe Strafbestimmungen aufgenommen. Der erste größere Streik nach Erlaß der Novelle brach auf der Teralba-Kohlengrube aus.

Obgleich der Fall ziemlich klar lag, ereignete es sich, daß die nötige Stimmenzahl im Schiedsgerichtshof für den Schuldigspruch nicht zustande kam und so die strafrechtliche Verfolgung der Streiker unterblieb.

Dieselbe Erscheinung — Unterbleiben der strafrechtlichen Verfolgung — zeigte sich in den Newcastle-Kohlenstreiks und im Kupfergrubenstreik zu Cobar.

Ein Richter von Neu-Süd-Wales hat die Inkonsequenz der Handhabung des Gesetzes wohl richtig erklärt, wenn er sagt: „Die Geschworenen werden schon durch ihre Beziehungen zu den Arbeitern in ihrem Geschäftsleben ungünstig beeinflußt, und andererseits ziehen sie, wenn sie vor die Entscheidung, ob das Strafverfahren einzuleiten ist oder nicht, gestellt sind, wohl mehr als die rechtlichen die tatsächlichen Verhältnisse in Betracht; sie lassen sich durch die völlige Aussichtslosigkeit der Bestrafung der Streiker in großen Ausständen verleiten, milde zu urteilen."

Nach dem Gas-Streik in Sydney, den 2000 Gasarbeiter unternahmen (März 1913), sagte der Minister für Industrie und Arbeit, als er befragt wurde, weshalb die Regierung das Strafverfahren gegen die Streiker nicht einleite: „Wie können wir das; die Leute

sagen, ihre Organisationsführer haben ihnen entschieden abgeraten, die Arbeit niederzulegen, wie wollen Sie Prozesse gegen 2000 einzelne Personen einleiten."

Die kleinen Organisationen, die nur wenige Mitglieder haben, müssen sich den Schiedssprüchen fügen, da die Streiker Gefahr laufen, hart gestraft zu werden.

Die großen Organisationen, deren Mitgliederzahlen in die Tausende gehen, sind stärker als das Gesetz, sie haben das Privileg, die Schiedssprüche nur dann befolgen zu brauchen, wenn sie ihnen günstig lauten.

Es ist eine Ironie des Schicksals: Die streikverhütende Gesetzgebung Neuseelands und Australiens, die unter dem Titel: „**An Act to encourage the formation of industrial unions and associations and to facilitate the settlement of industrial disputes by conciliation and Arbitration**“ eingeleitet wurde, hat ihren ersten Zweck, die Stärkung der Organisation, so ausgezeichnet erreicht, daß der Hauptzweck, die Streikverhütung, daran gescheitert ist.

Die Streikstrafbestimmungen Australiens und Neuseelands stehen für die starken Organisationen, besonders Bergleute, Hafenarbeiter und Schafscherer, heute tatsächlich als tote Paragraphen auf dem Papier; der Attorney-General von Neu-Süd-Wales erklärte den Effekt der Schiedsgerichtsgesetze einmal für „**a laughing stock of justice**“.

Der Attorney-General tut übrigens dem Gesetz in einer Beziehung Unrecht; die Verhütung der Aussperrung von seiten der Arbeitgeber hat es völlig erreicht. —

Aus Arbeitgeberkreisen sind verschiedene Vorschläge gemacht, wie man den Streikstrafbestimmungen des Gesetzes Wirksamkeit verleihen könnte. Mir scheinen zwei bemerkenswert:

1. Nur solche Unionen können registriert werden, die angemessene Kautionen gestellt haben.
2. Die Strafgelder sind von den Streikern auf dem Wege der Lohneinbehaltung durch den Arbeitgeber einzutreiben.

Ein dritter Vorschlag ist genial, hat aber jedenfalls in Australien wenig Aussicht auf Verwirklichung. Er lautet: Zeitweilige Entziehung des Wahlrechts als Streikstrafe. —

Von den deutschen Bewunderern der australischen Schiedsgerichtsgesetze, die nur die ersten Jahre ihrer Tätigkeit beobachtet haben, ist gesagt worden, daß die Streiks in Australien merklich

durch das Gesetz vermindert seien. Das stimmt für die ersten Jahre. Die Geschichte des Gesetzes in Westaustralien ist typisch; die Streiks sind solange verhindert, wie die Schiedsgerichte zugunsten der Arbeiter entschieden.

Aber die arbeiterfreundlichsten Schiedsgerichte kamen einmal an eine Grenze und konnten nicht mehr alle die von ehrgeizigen Arbeiterführern gestellten Forderungen gewähren; seit dieser Zeit ist Australien wieder, was es vor Einführung der Schiedsgerichtsgesetze war, das Land mit den meisten Streiks der Welt.

In den letzten drei Jahren sind in dem Lande mit den weltberühmten Streikverhütungsvorschriften 253 Streiks vor sich gegangen.

Wenn trotzdem in den Berichten der australischen Regierung die Schiedsgerichtsgesetzgebung meist sehr gelobt wird, so darf man bei der Wertung dieser Berichte nie vergessen, daß diese Regierung von der sozialistischen Arbeiterpartei getragen ist, und daß sie weniger das Interesse der Allgemeinheit als das Interesse ihrer Klasse meint, wenn sie von den Vorzügen des Schiedsgerichtsgesetzes spricht.

Daß die Arbeiter von dem Institute des Arbitration-Court, deren hohe Kosten die Allgemeinheit ohne Gegenleistung zahlt, großen Vorteil gehabt haben, unterliegt keinem Zweifel.

Bezeichnend sind die Urteile der Unions-Führer im Labour Council von Neu-Südwales 1911 über die Schiedsgerichtsgesetze. Die meisten der Arbeiterführer sprachen sich in dieser Versammlung sehr anerkennend aus. Der Hauptreferent betonte, daß die Löhne und Arbeitsbedingungen der meisten Arbeiterkatogorien durch die Schiedssprüche bedeutend verbessert seien, und zwar sei dies erreicht, ohne daß man verlustreiche Streiks hätte anwenden müssen.

Ein anderer Redner schloß sich diesem Urteil an, indem er hervorhob, daß jedenfalls heute das Schiedsgerichts-Verfahren ein sehr gutes System sei, da die Arbeiter noch nicht genügend stark organisiert seien, um in allen Streiks siegreich auftreten zu können.

Nur wenige Stimmen sprachen sich gegen das Verfahren aus; so sahen die Vertreter des Radikalismus in dem Verhandeln vor dem Schiedsgericht eine Schwächung des kriegerischen Geistes der Organisationen; der Streik sei die einzig würdige Waffe des Unionismus, und der Generalstreik das allein wirkungsvolle Mittel, die Industrie zu kontrollieren.

Aber diese Idealisten kamen nicht recht zu Gehör, das Gesamturteil des Labour Councils über die Schiedsgerichtsgesetze lautete anerkennend.

Es ist in der Geschichte des Schiedsgerichts-Verfahrens bezeichnend, daß bei zirka 90% aller Urteilsfällungen des Schiedsgerichts die Arbeiter das Schiedsgericht um eine Entscheidung angegangen haben.

Die Organisationen, die von den Arbeitgebern von Zeit zu Zeit höhere Löhne verlangen und im Verweigerungsfalle die Sache vor das Schiedsgericht bringen, riskieren nichts; schlimmsten Falls werden sie abgewiesen, meist aber schlagen sie etwas dabei heraus.

Jedenfalls beschäftigt sich das Schiedsgericht mit dem Fall, fordert die Geschäftsbücher ein, und die Arbeitgeber werden kontrolliert, ob sie nicht höhere Löhne zahlen können, ob sie nicht zu hohe Gewinne einstecken. Gerade auf dieses Verfahren legt natürlich die Arbeiterpartei größten Wert, denn es ist dadurch in gewissem Grade die staatliche Kontrolle der Industrie, und da dieser „Staat" von der Arbeit regiert wird, eine Kontrolle des Kapitals durch die Arbeit erreicht.

Dieser prinzipielle Sieg, der durch das Schiedsgerichtsverfahren der sozialistischen Idee erfochten ist, wurde von einem Redner im Labour Council sehr richtig hervorgehoben: „Wir haben Schiedsgerichte betreffend die Kosten der Arbeit, ich hoffe, wir werden bald solche betreffend die Verkaufspreise der Waren haben; auch die Profite der Unternehmer sollten besonderen staatlichen Prüfungsstellen unterworfen sein." — Aber abgesehen von solchen Zukunftsaussichten:

Das Schiedsgerichtsgesetz ist den Arbeitern Australiens ein willkommenes Instrument geworden, sich Schritt für Schritt eine immer höhere Quote am Nationaleinkommen zu sichern. Was sie früher nur durch gefährliche Streiks haben konnten, erreichen sie jetzt auf dem einfacheren Wege der Verhandlung, dabei bleibt der Streik als letzte Reserve, und man greift zu dieser Waffe, wenn das Avancieren mit dem Schiedsgericht nicht schnell genug geht. —

Von den Befürwortern der Schiedsgerichtsgesetze ist oft als Vorzug gepriesen, daß sich die Löhne der australischen Arbeiter seit Einführung des Gesetzes stark gebessert haben.

Die Tatsache ist ohne weiteres zuzugeben.

Hohe Löhne sind an sich kein Schade; auch in anderen Ländern zahlt man sie gerne, wenn man dafür erhöhte Leistung einkaufen kann.

Anders in Australien; hier sind die Löhne durch die staatliche Minimumlohnfestsetzung künstlich getrieben, und dabei hat sich eine bedenkliche Erscheinung gezeigt; die Spannung in den Löhnen ist immer mehr verloren gegangen.

Der Unternehmer hat in seinem Geschäftsbetrieb einen bestimmten Lohnfond; wenn der Minimallohn vom Schiedsgericht hoch angesetzt wird, so heißt das, daß der Unternehmer einen großen Betrag aus diesem Lohnfond den ungelernten, untüchtigen Arbeitern zufließen lassen muß; es ist zu natürlich, daß er die Löhne der gelernten, tüchtigen Arbeiter dementsprechend kürzt, daß er das, was er unten zulegen muß, oben wegnimmt.

Es ist statistisch nachgewiesen, daß „Minimum“-Lohn und „Maximum“-Lohn sich in Australien immer mehr genähert haben.

Der Erfolg dieser Nivellierung der Löhne ist Verminderung des Anreizes zum Lernen und zum besseren Leisten.

Im demokratischen Arbeiterparlament der Unionen ist die Mittelmäßigkeit in der Majorität: die Unionen betreiben zielbewußt diese Gleichmacherei in den Löhnen, und die ausstralische Volkswirtschaft begibt sich durch die hohen Minimallohnfestsetzungen der hochwertigen Leistung, die durch eine hoch bezahlte Arbeiter-Aristokratie zu erzielen wäre.

Daß die Quantität der Arbeit in Australien durch das ständige Kürzen der Arbeitszeit abnimmt, ist keine so große Gefahr wie die deutlich hervortretende Tatsache, daß sich die Qualität der Arbeit verringert.

Die Qualität sowohl wie die Quantität der Arbeit, die für die Geldeinheit einzukaufen ist, ist in Australien im Zurückgehen, d. h. die Kosten des Produktionfaktors „Arbeit“ steigen.

Daß das Steigen der Produktionskosten zur Konzentration der Industrien führt, läßt sich auch in Australien beobachten.

Die Kleinunternehmer können bei den getriebenen Löhnen ihre Betriebe nicht mehr aufrecht erhalten. Sie müssen schließen oder sich zusammentun, um entweder durch Verminderung der Generalunkosten oder, wie's meist der Fall ist, durch Preisvereinbarungen und Heraufsetzen der Preise versuchen, sich zu halten.

Jedenfalls ist dem Großunternehmer der Kampf gegen den kleinen Konkurrenten durch die australische Lohnpolitik sehr erleichtert.

Clark berichtet von Fällen, in denen sich die Großunternehmer hinter die Arbeiter steckten, um höhere Lohnfestsetzungen der Schiedsgerichte zu erreichen, und so ihre kleinen Konkurrenten zu vernichten.

Da Australien durch die höchsten Schutzzölle der Welt umgeben ist, gelingt es den meisten Unternehmergruppen, sich durch Preiserhöhungen bei den jedesmaligen Lohnerhöhungen schadlos zu halten.

Nur der Bergbau ist in sehr ungünstiger Lage, da er von den Schutzzöllen keinerlei Nutzen hat, und die Metallpreise des Weltmarktes hinnehmen muß. Für den Bergbau bedeutet jede Lohnerhöhung eine Verminderung der Rentabilität.

Aber auch den anderen australischen Gewerbezweigen werden die sozialistischen Parlamente wahrscheinlich bald den Verdienst erschweren. Es liegen Gesetzentwürfe vor, die staatliche Preisfixierungen vorsehen, so daß den australischen Unternehmern vielleicht demnächst nicht nur der Minimallohn, sondern auch der Maximaltarif staatlich vorgeschrieben sein wird.

Man hat die Wirkung der Gesetzgebung Ausstraliens auf die australische Volkswirtschaft oft stark übertrieben.

Schachner*), der ein großer Befürworter der australischen Richtung ist, hat wohl recht, wenn er feststellt, daß nicht das geringste Anzeichen dafür zu finden sei, daß die Kapitalien aus dem Lande auswanderten.

Aber der Grund liegt wohl weniger in der Gefahrlosigkeit der australischen Gesetze, wie Schachner annimmt, als in der Tatsache, daß der Weltteil Australien, in dem heute erst 5 Millionen wohnen, ein außerordentlich reiches Land ist. In der australischen Volkswirtschaft spielt der Produktionsfaktor „Arbeit" noch eine ganz verschwindende Rolle.

Wenn es genügend regnet, vermehren sich die Schafherden fast ohne menschliches Zutun, und der Weizen gedeiht üppig auf jungfräulichem Boden.

Bisher läßt sich eine fühlbar schädliche Wirkung der australischen Lohnpolitik nur im Bergbau nachweisen.

Besonders dem australischen Kohlenbergbau droht in nächster Zukunft eine große Gefahr durch die Eröffnung des Panamakanals, der der billigen amerikanischen Kohle Zutritt zu den bisher von Australien versorgten Kohlenmärkten verschafft.

Die Hauptgefahr der australischen Industriegesetzgebung für die australische Volkswirtschaft liegt meines Erachtens darin, daß sie die Industrieentwicklung des Landes außerordentlich hemmen wird.

„Living wages must be possible or the trade must go", ist das Schlagwort der Arbeiterpartei, die heute die australische Politik macht.

---

*) Schachner: „Soziale Frage in Australien."

Es wird wohl nicht soweit kommen, daß die Industrien das Land verlassen, aber, wenn man weiter so generös in der Auslegung des Begriffs „**living wage**" verfährt, werden wahrscheinlich viele Industrien gar nicht erst kommen.

Australien wird noch lange Zeit — was übrigens Deutschland sehr recht sein kann — rein kolonialen Charakter behalten, d. h. Rohprodukte gegen Industrieerzeugnisse eintauschen. —

Aber es soll zugegeben werden, Australien ist heute das „Arbeiterparadies"; der australische Arbeiter hat die kürzeste Arbeitszeit; die Entscheidungen der Schiedsgerichte haben ihm in allen Gewerben den achtstündigen Maximalarbeitstag und den freien Samstagnachmittag gesichert; er erhält die höchsten Löhne der Welt, und er braucht sich nicht stark anzustrengen, denn die Minimallöhne sichern ihm in jedem Falle ein gutes Auskommen.

In der reichlichen freien Zeit hat er gute Muße, sich zu erholen. Der australische Arbeiter ist meist nach wenigen Mußestunden so erholt, daß er ernergisch etwas dagegen tun muß: Trunk und Spiel sind im australischen Arbeiterparadies überall stark verbreitet, und ebenso, allerdings auch das stets quälende Gefühl, daß der Lohn immer noch nicht im richtigen Verhältnis zur freien Zeit steht, die man damit ausfüllen soll. —

Der australische Arbeiter steht nicht auf dem Standpunkt, daß die Arbeit den Zweck des Lebens ausmacht. Er sieht in ihr nur das notwendige Uebel, um den Lebensgenuß zu erkaufen, und er schwärmt für den Zukunftsstaat, in dem er mit einem Minimum von Arbeit dieses Ziel erreichen soll. Solange der Zukunftsstaat noch nicht erreicht ist, wird auch im Arbeiterparadies Australien stets Unzufriedenheit herrschen, und der Arbeiterführer, der erhöhte Lohnforderung und Verkürzung der Arbeitszeit vorschlägt, wird stets Gehör finden.

Man soll dem australischen Arbeiter nicht unrecht tun und ihn wegen des Scheiterns der Schiedsgerichtsgesetze schlecht machen. Er ist Sozialist und handelt ganz logisch.

Aber das Schiedsgericht ist auf einer unrichtigen Annahme aufgebaut.

Wenn man von „Versöhnung", von Arbeit und Kapital durch „gerechte" Urteile träumt, so hat man fahrlässig unterlassen, sich über das Wesen des Sozialismus klar zu werden.

Die Arbeiter haben nie verheimlicht, was sie wollen.

In ihren Programmen ist niedergelegt, was sie fordern, was sie für „gerecht" halten:

„Die gegenwärtige Güterverteilung ist ungerecht, mit Hilfe des Kapitals gelingt es der besitzenden Klasse, die andere Klasse, die Arbeiter, um einen Teil des Erfolges ihrer Arbeit zu bringen und im Frohndienst auszubeuten.

Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum kann bewirken, daß an Stelle der Ausbeutung der unterdrückten Klassen allseitige harmonische Vervollkommnung und Gleichheit des Lebensgenusses trete."

Der Sozialismus sieht im Kapitalisten seinen Todfeind, mit dem er sich nie versöhnen kann.

Der australische Arbeiter ist in einem sozialpolitisch regierten Staat, in sozialistischen Arbeiterorganisationen durchaus sozialistisch erzogen; er handelt ganz im guten Glauben, wenn er nur die Schiedsgerichte als gerecht anerkennen will, die ihm von seinem Bedrücker, dem Kapital, schrittweise befreien. Er ignoriert im gerechten Zorn den Schiedsspruch, der dem Kapital eine Existenzberechtigung zubilligt:

„Wir haben kein Schiedsgericht gewollt, das dem Kapital die Stange hält, das uns ungerecht behandelt. Wenn der Richter so das Recht bricht, brechen wir es auch und das Gesetz, das uns knebelt, und streiken."

Alles national-ökonomische Verständnis, alle Beredtsamkeit des Richters und alle Strafbestimmungen werden den Arbeiter nie dazu bewegen, einem Schiedsspruch zu gehorchen, den er aus seiner sozialistischen Weltanschauung heraus für ungerecht hält.

Nur die Gewalt hat überzeugende Kraft, und nur der verlorene Streik kann dem Arbeiter glaubhaft machen, daß augenblicklich noch nicht mehr zu erreichen ist.

Eben haben sich in Australien 3 große Streiks ereignet, die für die dortigen Verhältnisse so bezeichnend sind, daß sie noch kurz beschrieben werden sollen:

Die Gasarbeiter Sydneys arbeiteten unter Arbeitsbedingungen, die sie durch einen schiedsgerichtlich-registrierten Tarifvertrag (Agreement) mit ihren Unternehmern (2 Gasgesellschaften) für längere Zeit vereinbart hatten.

Am 1. März 1913 behaupteten sie plötzlich, ihr Lohn sei nicht genügend, um ihren Unterhalt zu bestreiten, und verlangten

1 sh. pro Tag mehr, als im Tarifvertrag festgesetzt war. Die Arbeitgeber weigerten sich, und die Arbeiter wandten sich an das Schiedsgericht und verlangten von ihm, es möge ein **Minimum Wage** in der Höhe ihrer Forderung festlegen.

Das Schiedsgericht wies die Arbeiter mit der Begründung ab. daß sie unter einem registrierten Tarifvertrag arbeiteten, und daß dieser Kontrakt vom Schiedsgericht nicht umgestoßen werden könne.

Die Gasarbeiter streikten also, und Sydney, dessen Straßen- und Wohnungsbeleuchtung vorwiegend auf Gas eingerichtet ist, war eine Woche lang in nächtliche Dunkelheit gestürzt.

Die Regierung war, besonders da die Wahlen zum Parlament des Bundesstaates kurz vor der Tür standen, in einer schlimmen Lage und stand vor der Wahl, es mit den Arbeitern oder mit der „öffentlichen Meinung“ des Sydneyer Publikums zu verderben.

Das Ministerium versuchte also, die Arbeitgeber zu bewegen, nachzugeben.

Aber durch ein Gesetz war in jüngster Zeit der Preis des Gases gesetzlich auf ein Maximum fixiert worden, so daß den Gasfabrikanten das sonst in solchen Fällen übliche Mittel, die erhöhten Lohnausgaben durch Erhöhung der Preise auf das Publikum abzuwälzen, verschlossen war.

Der Premierminister erließ zunächst eine Proklamation, indem er das Publikum Sydneys aufforderte, selbst mit einzugreifen; viele Bürger, auch der besseren Stände, arbeiteten in den Gaswerken, um ihrer Stadt die notwendigste Erleuchtung zu verschaffen.

Unterdessen tagten unter Vorsitz des Premierministers die Verhandlungen der Gasarbeiter und Unternehmer, und nach 8 Tagen war die erlösende Formel gefunden: den Gasanstalten wurde eine Gesetzesänderung garantiert und ihnen gestattet, den Gaspreis um den verlangten Lohn-Schilling der Arbeiter heraufzusetzen. Und da die Gasfabrikanten mehr Interesse an dem kontinuierlichen Betrieb ihrer Werke als an dem prinzipiellen Wert eines schiedsgerichtlich registrierten Tarifvertrages hatten, hatte das Publikum Sydneys seine, wenn auch verteuerte, Beleuchtung wieder.

Ganz ähnlich wie im Gasstreik war die Situation im kurz darauffolgenden Streik der 400 Heizer und Matrosen der Fährengesellschaften des Sydneyer Hafens.

Die Arbeiter arbeiteten unter einem Schiedsspruch der ihnen gute Löhne, eine Arbeitszeit von 50 Stunden in der Woche und eine um 50 % erhöhte Bezahlung der Sonn- und Feier-

tagsarbeit garantierte. Durch den Erfolg ihrer Kollegen von den Gasanstalten angeregt, fanden auch sie eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen erwünscht und verlangten 48stündige Arbeitszeit und erhöhte Ueberstundenlöhne.

Obgleich sie nur gering an Zahl waren, waren sie doch in der Lage, einen wuchtigen Schlag gegen ihre Unternehmer zu führen; sie streikten in den Osterfeiertagen und verdarben den Gesellschaften das gute Geschäft, das sie in dieser Zeit durch die Vergnügungstouren im Sydney-Hafen zu machen pflegen.

Der Erfolg des Streiks war ähnlich wie der des Gasstreiks: Einigung der Streikenden auf Kosten des Publikums.

Beide Streike zeigen den Wert registrierter Tarifverträge oder Schiedssprüche, aber beide zeigen noch ein anderes australisches Charakteristikum:

Man spricht bei uns so oft von dem mächtigen Faktor der „öffentlichen Meinung" des Publikums im Verlauf eines Streiks.

Auch in den australischen Streiks spielt das Publikum eine bedeutende Rolle, aber eine recht traurige. Es zahlt; und es zahlt nicht nur Tausende an Salären und Spesen für die Richter, Beisitzer, Sachverständige und Clerks der Schiedsgerichtshöfe und hat doch die Molesten immer währender Streiks zu tragen, sondern es zahlt vor allem letzten Endes, wenn sich — wie gewöhnlich — die streitenden Parteien dahin einigen, die erhöhten Löhne in Form erhöhter Preise auf das Publikum abwälzen zu wollen.

Die beiden beschriebenen Streiks, von denen der eine die Stadt Sydney acht Nächte lang in Dunkelheit stürzte, der andere seinen Bürgern das Ostervergnügen störte, entbehrt für den europäischen Beobachter der Komik nicht.

Weit ernster war der Streik, den kurz darauf die Bergarbeiter-Union des Bleisilberminenbezirks Broken Hill inszenierte und der 8000 Bergleute drei Wochen lang arbeitslos machte.

Schon seit Jahren hatte die Bergarbeiter-Union in Broken Hill eine sehr starke Stellung. Sie war gewissermaßen zur Vorfechterin der Gewerkschaftsidee geworden; sie hatte in einem kürzlich die Arbeitsbedingungen von Broken Hill regelnden Award neben sehr günstigen Lohnbedingungen den bemerkenswerten Passus erreicht. „other conditions being equal, perference must be given to Unionists when workers were employed".

Dieses Urteil war von den Unternehmern zur Zufriedenheit befolgt, und der Tätigkeit der Union war es gelungen, alle Nicht-

Unionisten aus den Gruben des Bezirks zu treiben, resp. einzufangen; außer sieben Aufsehern der von den Grubenbesitzern gemeinsam betriebenen Silverton Tramway Company. Diese sieben Beamten erwiesen sich den Drohungen der Arbeiter gegenüber fest und weigerten sich, in die Union einzutreten.

Auch die Arbeitgeber, an die die Union mit dem Verlangen herantrat, die Beamten zu zwingen, der Union beizutreten, oder sie zu entlassen, hatten die Kühnheit, „nein“ zu sagen, und so war die Causa belli gegeben.

Die Unionsführer hatten wohl selbst das Gefühl, daß ihnen der Schiedsgerichtshof einen Schiedsspruch, dahin lautend, daß die Grubenbesitzer die sieben Beamten zu entlassen hätten, kaum schreiben würde. Sie ließen also Schiedsgerichtshof Schiedsgerichtshof sein und ordneten den Streik der Silverton-Bahn an.

Da die Bahn den Zu- und Abfuhrweg aller Erz- und Grubenmaterialien und der Nahrungsversorgung des gesamten Bezirks bildet, hatte die Union eine starke Waffe in der Hand, mit der sie Unternehmer wie öffentliche Meinung bald unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen hoffte.

Die Gruben mußten bald wegen Mangel an Holz und Materialien schließen; 8000 Bergleute waren arbeitslos und wurden aus der Unionskasse unterstützt.

Die Gegend konnte nur mit den allernötigsten Nahrungsmitteln durch Gespanne und Kamel-Karawanen versorgt werden, und die Not steigerte sich von Tag zu Tag.

Gegen die Unternehmer wurden noch verschärfte Maßregeln getroffen; die Häuser der Beamten der Silverton-Eisenbahn wurden in Belagerungszustand gesetzt und Bäcker, Fleischer und Milchleute mit Gewalt gehindert, diese Häuser mit Nahrung zu versorgen.

Obgleich in den Gesetzbüchern Australiens scharfe Paragraphen geschrieben sind, die nicht nur gewaltsame Aushungerung von Mitbürgern, sondern auch jeden Streik für ungesetzlich erklären und mit harten Strafen bedrohen, geschah von der Regierung nichts, um die Beamten zu befreien, oder die Nahrungszufuhr der in Hungersnot versetzten Gegend zu sichern.

Vielleicht ist es zu hart, einem sozialistischen Arbeiterministerium, das seinen Platz an der Sonne den starken Arbeiter-Unionen verdankt, Vorwürfe zu machen, wenn es kein Militär in die Gebiete schickt, wo seine Wähler für die Gewerkschaftsidee fechten. —

Nach drei Wochen waren die Parteien mürbe und einigten sich, ohne jede Vermittelung; die fallenden Aktienkurse und die Ebbe in den Organisationskassen brachten, was alle Strafbestimmungen der Schiedsgerichtsgesetze nicht sichern konnten, den gewerblichen Frieden.

Man einigte sich dahin, daß zwar die 7 Beamten im Dienst bleiben sollten, daß aber die Gesellschaft versprach, von nun an keine Non-Unionisten mehr anstellen zu wollen.

Der Streik von Broken Hill ist insofern bemerkenswert als er nicht um Lohn oder Arbeitszeit, sondern seit längerer Zeit wieder um die Gewerkschaftsidee geführt wurde; und zwar mit einer überraschenden Parole: es ist auf den ersten Blick kaum zu glauben, daß 8000 Bergleute 3 Wochen lang in Ausstand gehalten werden, weil 7 Beamte einer Gesellschaft nicht Unionisten werden wollen.

Die Erklärung der ganzen Sachlage gibt die Tatsache, daß die Wahlen des Bundesstaates bevorstanden.

Die Organisationen sind in Australien die Gefechtseinheiten im politischen Kampf, und sie hatten wohl das Bestreben fest organisiert in den Wahlkampf zu ziehen und der Gewerkschaftsidee kurz vorher noch einen Sieg zu erringen.

Oder vielleicht lag der Grund noch tiefer: in der bevorstehenden Wahl mußte der Sozialismus siegen.

Ob die 7 Beamten Unionisten waren oder nicht, ob die Gewerkschaftsidee siegte, war nicht so wichtig, als daß der gewerbliche Friede, der bei den hohen Löhnen und guten Arbeitsbedingungen des Broken Hill Bezirk länger schon als recht dauerte, gestört wurde.

Die Führer der australischen sozialistischen Unionen wissen so gut wie die aller anderen Länder, daß das Agenz der sozialistischen Bewegung die Unzufriedenheit ist, daß der soziale Friede ihr Tod ist, darum inszenierten sie den Streik und gaben den Parteischriftstellern Stoff zu flammenden Artikeln und verschafften 8000 Bergleuten und ihren Frauen Zeit und Stimmung, um sich in den Theorien des Sozialismus zu festigen.

Der Broken Hill-Streik zeigt in Australien, daß der Streik nicht mehr allein wirtschaftliches sondern vor allem politisches Kampfmittel geworden ist.

Selbst wenn die australischen Schiedsgerichte allen Lohnforderungen der Arbeiter nachgeben würden, sie würden dadurch den Streik nicht verhindern können, denn der Sozialismus braucht ihn.

Quellen im Geschichtsunterricht.

Von

Martin Havenstein.

Daß dem Geschichtsunterricht in den oberen Klassen der höheren Schulen anstatt der üblichen Kompendien oder neben ihnen Quellensammlungen zugrunde gelegt werden, ist eine alte Forderung, die aber niemals mit solchem Nachdruck aufgestellt worden ist, wie in unseren Tagen, wo der Begriff der „Arbeitsschule" zum Schiboleth der schulreformerisch gesinnten Kreise geworden ist. Und in der Tat, an den Prinzipien der „Arbeitsschule" gemessen, ist das herkömmliche Verfahren im Geschichtsunterricht nicht zu rechtfertigen. Der Schüler ist dabei allzu sehr zu einem passiven, bloß aufnehmenden Verhalten verurteilt. Das in der Schule Gehörte sich nach dem Lehrbuch einzuprägen und wiederzuerzählen, das ist eine Aufgabe, die ebenso wenig Reiz hat wie erzieherischen Wert. Sie erfordert nicht das Maß von Selbsttätigkeit und Kopfzerbrechen, das zur echten geistigen Arbeit gehört nnd ihr Wert und Würze verleiht. Daher stößt man denn auch im Geschichtsunterricht bei den Schülern häufig auf einen Unfleiß, den man gerade in diesem Fache am allerwenigsten erwarten sollte. Ich selbst erinnere mich als Primaner in keinem Fache je so gefaulenzt zu haben wie in diesem, für das ich doch meiner Anlage nach großes Interesse hatte. Freilich hatten wir einen Geschichtslehrer, der uns durchaus nicht zu fesseln verstand.

Daß der Geschichtsunterricht so wenig den Prinzipien der „Arbeitsschule" entspricht, erklärt sich aus seiner besonderen Eigenart. In den meisten anderen Fächern ist die Schule begreiflicherweise seit jeher in der Hauptsache „Arbeitsschule", nicht „Lernschule" gewesen. Der sprachliche und der mathematische Unterricht sind ja ihrer Natur nach gleichsam technische Fächer: sie übermitteln den Schülern ein geistiges Handwerkszeug und eine gewisse Fertigkeit in seinem Ge-

brauch. Das „Lernen", soweit es auch hier notwendig ist, ist nur Mittel zum Zweck. Daher stellt denn dieser Unterricht den Schüler fortwährend vor Aufgaben, die seine aktiven geistigen Kräfte in Anspruch nehmen. Alle gelernten Sätze und Regeln werden sofort erprobt und eingeübt, damit das Wissen zum Können werde. Von der Geschichte ist das Umgekehrte zu sagen. Sie erfordert, wissenschaftlich betrieben, wohl mancherlei Fertigkeiten, aber diese Fertigkeiten sind nicht das Ziel der Arbeit, sondern deren Mittel. Das Ziel ist ein rein materiales: die Feststellung von Tatsachen, also ein Wissen. Sehr begreiflich mithin, daß die Schule, um möglichst viel von dem mitzuteilen, worauf es letztlich abgesehen ist, sich noch heute im wesentlichen darauf beschränkt, den Schülern das geschichtliche Wissen der Zeit mündlich oder gedruckt darzubieten und ihnen die eigene Erarbeitung desselben zu ersparen.

Man hat behauptet, das müsse so bleiben, denn die Erarbeitung des historischen Wissens sei viel zu schwierig, als daß man sie unsern Primanern, von jüngeren Schülern nicht zu reden, zumuten könne. Wenn dem so wäre, so müßte man mit P. de Lagarde den eigentlichen Geschichtsunterricht ganz von der Schule auf die Universität verweisen. Allein wir brauchen diese Konsequenz nicht zu ziehen. Die höhere Schule kann in der Geschichte so gut wie in anderen Fächern die Vorstufe der Universität sein. Dies wäre nur dann unmöglich, wenn wir von den Schülern selbständige historische Forschungen verlangten. Aber dies brauchen wir so wenig zu tun, wie wir von unseren Primanern im altsprachlichen Unterricht selbständige philologische Forschungen erwarten und verlangen. Wie wir ihnen hier eine von uns geleitete und unterstützte Selbsttätigkeit ermöglichen, so kann es auch im Geschichtsunterricht geschehen. Wir verlangen nicht, daß der Schüler auf eigene Faust auf den Feldern der Geschichte herumgrabe, um etwas von dem versunkenen Leben der Vorzeit ans Licht zu fördern, sondern wir führen ihn an Stellen, wo wir etwas verscharrt haben, und lassen es ihn ausgraben und für seine Person neu entdecken. Das ist so wenig eine ernstlose Spielerei, wie wenn wir die Schüler eine grammatische Regel, den Pythagoreischen Lehrsatz oder die Fallgesetze unter unserer Anleitung „finden" lassen. Ein solches Findenlassen des längst Gefundenen ist ja fast der ganze Unterricht. Der Schüler, der erfahrungsmäßig naiv genug ist, das Banalste, wenn er es das erste Mal denkt und schreibt, für originell zu halten, befindet sich sehr wohl dabei. Und vom Lehrer ist nur zu fordern, daß er die Fähigkeit besitze und sich

erhalte, sich auf den Standpunkt der Jugend zu stellen und, als ob die zu findende Wahrheit noch nicht gefunden wäre, mit den jungen Entdeckern zu suchen und sich der Entdeckung mit ihnen zu freuen. Daß aber ein solches historisches Forschen unter künstlich hergestellten Bedingungen die Kräfte unserer Primaner nicht zu übersteigen brauche, das beweist die Quellensammlung, mit der wir uns hier beschäftigen werden, aufs gewissеste.

Nun ist freilich zuzugeben, daß der Geschichtsunterricht auch ohne Zugrundelegung von Quellen seinen Zweck vollkommen erreichen kann und sicherlich auch nicht selten wirklich erreicht. Alle Institutionen sind um der Sünder und Schwachen willen da, damit sie sich daran halten und dadurch gestützt und unterstützt werden. Der Starke findet seinen Weg allein. Wem die facultas docendi nicht nur von der Prüfungskommission verliehen ist, sondern vom Schöpfer der Welt, der unterrichtet mit Erfolg, gleichviel, welche Lehrmittel ihm zur Verfügung stehen. In seinen Händen wirkt das schlechteste Kompendium mehr als die beste Quellensammlung in den Händen des schlechten, langweiligen Lehrers. Ein Lehrer, in dessen Kopf und Herzen die Gestalten der Geschichte wirklich leben und der anschaulich und packend zu erzählen weiß, bedarf überhaupt keiner Lehrmittel, um den Schülern bleibende Eindrücke zu geben und sie selbsttätig zu machen. Die Freunde und Vorkämpfer der „Arbeitsschule" fassen, wie mir scheint, den Begriff der Selbsttätigkeit vielfach zu eng. Der Kern unseres Wesens, unser eigentlichstes Selbst, ist unser Fühlen und Wollen. Das Maß der Selbsttätigkeit ist daher m. E. die Bewegtheit dieses unseres Zentrums, die Beteiligung des inneren Menschen, das Interesse. Auch zuhörend und zuschauend kann man im höchsten Grade selbsttätig sein. Man denke z. B. an eine Theateraufführung, der man mit Spannung und Erschütterung folgt. Derartige starke Eindrücke graben sich nicht nur tief in die Tafel des Gedächtnisses ein und begründen so ein festes Wissen, sondern sie laufen auch immer irgendwie in Tätigkeiten aus, sei es auch nur eine rein innere Verarbeitung des Erlebten. Bei den jüngeren Schülern kann man z. B. häufig beobachten, daß sie die Geschichtserzählungen, die sie wirklich interessiert haben, in ihre Spiele hineinziehen und dramatisch aufführen. Ein Meister des Vortrags kann also, auch wenn er die Schüler nicht „arbeiten" läßt, in der Geschichtsstunde eine Wirkung ausüben, mit der auch der eifrigste Vorkämpfer der „Arbeitsschule" zufrieden sein müßte. Ja, es gibt auch noch andere Talente, die im Geschichts-

unterricht der Quellenschriften ohne Schaden entraten könnten, Lehrer etwa von starker dialektischer und philosophischer Begabung, geborene Sokratiker, die in jedem geschichtlichen Stoff Probleme zu entdecken und diese so interessant zu besprechen wissen, daß die Schüler dadurch aufs stärkste gefesselt und zu eigenem Nachdenken angeregt werden. Für solche Begabungen bedarf es keiner neuen Institutionen. Es wäre töricht, wenn man sie um eines noch so guten pädagogischen Prinzips willen in ihrer natürlichen, erfolgreichen Wirksamkeit irgendwie einschränken wollte.

Allein besondere Begabungen sind selten unter den Lehrern wie überall. Geborene Erzähler gibt es unter den Geschichtslehrern wohl nicht mehr, als in anderen Berufen, und wie soll man hierin Wandel schaffen, da man doch einen Studenten der Geschichte nicht gut vom Studium zurückweisen kann, weil er kein Talent zum Erzählen hat? Um des Durchschnitts der pädagogischen Kräfte willen müssen für den Geschichtsunterricht Lehrmittel und Lehrmethoden geschaffen werden, die das Interesse und die Selbsttätigkeit der Schüler stärker anregen, als es ein Kompendium vermag. Dazu ist aber nichts geeigneter als eine gute Quellensammlung, die der eigenen Tätigkeit des Schülers so viel überläßt, als er irgend allein zu bewältigen imstande ist. Wie sehr die Inanspruchnahme der Denkkräfte an und für sich das Interesse erregen und zu angestrengter Selbsttätigkeit führen kann, das zeigt in der Schule wohl am deutlichsten der mathematische Unterricht. Ueber eine geometrische oder arithmetische Aufgabe, die doch gewöhnlich keinerlei materiale Bedeutung hat, beugt sich der nicht gänzlich amathematische Kopf bisweilen stundenlang, ohne zu ermatten und den Kampf mit den hemmenden Schwierigkeiten aufzugeben. So groß ist der Reiz des eigenen Suchens und Forschens! Sollte dieser Reiz im geschichtlichen Unterricht nicht noch viel größer sein können als im mathematischen, da doch die Geschichte vor der Mathematik den bedeutenden Gegenstand voraus hat? Ich bin überzeugt, es wird ein ganz anderes Leben in unsern Geschichtsunterricht kommen, wenn wir den Schülern, anstatt sie nur immer Gehörtes und Gelesenes wiederholen zu lassen, wirkliche Aufgaben stellen, über denen sie grübelnd sitzen können wie über einer mathematischen Aufgabe. Der junge Mensch, der nicht ganz ungeistig ist, verlangt nach solchen Aufgaben. Mit Recht. In diesem Verlangen zeigt sich der gesunde Bildungs- und Entwicklungstrieb der Jugend, für den die Schule Sonnenschein und Regen sein soll. Wenn wir unseren Primanern

die Aufgabe stellen, aus widersprechenden Berichten den wahrscheinlichen Ablauf eines geschichtlichen Ereignisses selber festzustellen, sich nach Quellenschriften ein eigenes Urteil zu bilden über einen Mann, dessen „Charakterbild in der Geschichte schwankt", oder auch nur in einem Bericht das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und sich so gleichsam ihr eigenes Kompendium zu schreiben, so werden sie diese Arbeit sicherlich zum großen Teil nicht nur mit Vergnügen tun, sondern auch viel dabei lernen, was sie aus einem Kompendium nicht lernen können. Und zwar handelt es sich dabei um geistige Tätigkeiten, die keineswegs nur der Gelehrte zu vollziehen hat, sondern die das Leben von dem Gebildeten fordert. Es ist z. B. ein Kennzeichen des Ungebildeten, daß er einem gedruckten Bericht über Tatsachen ohne weiteres Glauben zu schenken und selber unbedenklich zu urteilen pflegt. Ein gewisser Skeptizismus und eine daraus sich ergebende Vorsicht und Besonnenheit im Urteil verrät dagegen die tiefere Bildung und ist ein gutes Schutzmittel in dem Kampfe mit Selbstbetrug, Parteilichkeit und List, in den das Leben uns führt. Diese Skepsis und Vorsicht gewinnen wir am besten aus der Einsicht in die Bedingtheit und Subjektivität menschlicher Meinungen, die uns das Studium der Geschichte verschafft. Daß hierzu eine Sammlung von Berichten, die mit kritischem Auge gelesen sein wollen, ungleich geeigneter ist als ein Kompendium, in dem die kritische Arbeit schon getan ist, bedarf keines Beweises.

Ist es nicht auch zum mindesten sehr unpädagogisch, wenn wir den Trieb, selber zu urteilen, der sich bei der Jugend bekanntlich sehr stark und ungebändigt regt, heute fast gar nicht beachten, wo nicht gar zu unterdrücken trachten? Ich weiß wohl, in aller Erziehung hat die Autorität ihr gutes Recht, und dem Urteil der überlegenen, wohlwollenden Lehrerpersönlichkeit beugen sich die Schüler nicht ungern und auch gewiß nicht zu ihrem Schaden. Allein es bleibt im ganzen doch anfechtbar und übrigens oft auch erfolglos — mit dem Trotze der Jugend lehnen sich gerade die reiferen Schüler gegen eine übertriebene geistige Bevormundung auf — wenn man junge Menschen von siebzehn, achtzehn oder neunzehn Jahren Urteile aussprechen läßt, die sie nicht aus eigener Prüfung gewonnen haben und denen sie vielleicht gar nicht einmal zustimmen. Die höhere Schule hat ohne Zweifel die Pflicht, ihre Zöglinge zu intellektueller Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit, der moralischen Voraussetzung der Wissenschaft, zu erziehen. Diese Pflicht aber erfüllt sie schlecht, wenn sie die Schüler fertige Urteile nachsprechen läßt.

Zu dem hohen formalen Bildungswert, den die Benutzung von Quellen im Geschichtsunterricht im Vergleich mit der Beschränkung auf ein Kompendium für die Schüler hat, kommt nun ein ebenso bedeutender materialer Gewinn.

Daß eine noch so genaue Kenntnis von Daten und Zahlen kein echtes geschichrliches Wissen ist, wird jedermann zugeben. Geschichte ist Vergegenwärtigung der Vergangenheit, der Historiker hat die Aufgabe, die Trümmer der Vorzeit nicht nur zu sammeln und zu registrieren, sondern sie auch geistig wieder aufzubauen und die Toten aus ihren Gräbern zu einem neuen rein geistigen Dasein zu erwecken. In dem Maße, als uns dies Lebendigmachen gelingt, treiben wir wirklich Geschichte und nicht bloß die Vorarbeiten dazu. Daß hierzu ein gutes Stück von dem gehört, was den Dichter macht, ist oft ausgesprochen worden. Daher ist denn auch der Dichter oft der allerbeste Lehrmeister der Geschichte. Eine echte historische Dichtung hat vor dem Geschichtswerke den Vorzug der restlosen Lebendigkeit. In ihr ist nichts schattenhaft, bloßes Wort, abstrakter Begriff geblieben, nichts Einzelheit, Baustein oder Bruchstück, sondern alles ist anschaulich, zusammenhängend und von innerem Leben durchglüht. Daher vergegenwärtigt sie das Vergangene so vollkommen, daß der Empfängliche das Vergangensein der dargestellten Ereignisse oft ganz aus dem Bewußtsein verliert und alles mitzuerleben glaubt, was er sieht oder hört. Der Dichter zeigt uns mit aller Deutlichkeit das, was für den Historiker meist das dunkelste, am schwersten zu Erfassende ist und was doch den tiefsten Kern der Geschichte bildet: das Fühlen und Wollen der handelnden Personen, ihre innere Welt, die geistige Atmosphäre, die sie ausstrahlen. Kann man z. B. das innerste Wesen der großen Zeit vor hundert Jahren, das seelische Sein, aus dem die gewaltige Flamme der Freiheitskriege hervorbrach, kann man es besser kennen lernen als aus Fontanes „Vor dem Sturm?“ Ich glaube, wir verdanken alle, ohne es zu wissen, ein gutes Teil unseres historischen Verständnisses der historischen Poesie, die wir besitzen. Ohne Shakespeare und Schiller, ohne C. F. Meyer und Willibald Alexis, um nur diese zu nennen, würden unsere geschichtlichen Vorstellungen trotz allen Geschichtsunterrichts, den wir genossen haben, sehr viel blasser und verschwommener sein, als sie tatsächlich sind. Die Kraft des Dichters ist wie der Sonnenschein, der das Grün und die Blüten hervorlockt und das starre, verschwiegene Holz nötigt, sein verborgenes Leben zu offenbaren. Geht der Strom der Ueberlieferung, der in seinem Laufe durch die

Jahrhunderte sich immer mehr trübt und ermattet, durch seine Seele, so wird er wieder so frisch, klar und glänzend, wie er an der Quelle war.

Trotzdem aber können wir im Geschichtsunterricht Dichtungen natürlich nur benutzen, wenn sie als Quellen in Betracht kommen. So lebendig der Dichter den innersten Kern der geschichtlichen Vorgänge darstellen mag, er gestaltet den geschichtlichen Stoff doch immer irgendwie seinen künstlerischen Zwecken gemäß um, während der Historiker die Vergangenheit ganz ohne Veränderung erfassen und rekonstruieren will. Dazu kommt, daß die Vergegenwärtigung des Vergangenen, von der wir sprachen, beim Dichter doch nicht ganz von derselben Art ist wie beim Historiker. Der Dichter erhebt den geschichtlichen Stoff durch seine Bearbeitung immer mehr oder weniger in jenes Ueberall und Nirgendwo, welches nun einmal das Reich der Poesie bildet. Er typisiert das Individuelle, läßt das Einmalige im Lichte ewiger Bedeutsamkeit erstrahlen und macht uns dadurch vergessen, daß wir es mit Dingen zu tun haben, die zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte einmal wirklich gewesen sind. Im geschichtlichen Erkennen aber ist bei noch so lebhafter Vergegenwärtigung des Vergangenen die Empfindung „dies war einmal wirklich" ein wesentlicher, unveräußerlicher Faktor. Sie begleitet das Miterleben der aus ihrem Grabe erweckten Vorzeit bald schwächer, bald stärker, aber nie ganz verschwindend wie ein dunkler Unterton, der dieser Art geistigen Erlebens ihren eigentümlichen, unterscheidenden Charakter gibt. Bewußt werden wir uns dieser Empfindung unzweifelhaft am stärksten den sinnenfälligsten Zeugnissen der Vergangenheit gegenüber, etwa den ägyptischen Pyramiden, die uns durch ihre wuchtige gegenwärtige Existenz aufs mächtige die Realität jenes Plusquamperfektums beweisen, dem sie ihre Entstehung verdanken, so daß uns in ihrem Anschauen ein Staunen ergreift und wir in jenem Gefühl des „es war einmal wirklich" geradezu versinken. Mit solchen steinernen „Quellen" kann sich, was die Erregung dieser spezifisch historischen Empfindung anlangt, keine Quelle mehr geistiger Natur messen, und man ist daher mit Recht bemüht, sie nach Möglichkeit wenigstens in Abbildungen den Schülern zugänglich zu machen. Je Sinnenfälligeres man bietet, um so besser ist es. Nehmen wir als Beispiel eine der berühmten attischen Scherbeninschriften. Druckt man eine solche Inschrift in Uebersetzung mit unsern Lettern ab, so ist die Wirkung auf das Gefühl, von der wir reden, sicherlich nur schwach,

da hier bloß der geistige Inhalt der Inschrift, der als solcher etwas Ueberzeitliches hat, zu uns redet. Bildet man die alten Schriftzeichen ab, so ist die Wirkung schon stärker, selbst bei dem, der die Worte nicht lesen oder übersetzen kann. Die Wirkung steigert sich noch mehr, wenn die ganze Scherbe samt der Inschrift getreu abgebildet wird, und gibt man uns gar die wirkliche Scherbe selbst in die Hand, so versinken wir in jenes Staunen, das uns im Angesichte der Pyramiden befällt. Ich kann es daher, wie ich gleich hier bemerken will, nicht glücklich finden, wenn in dem ersten Hefte der Quellensammlung, mit der ich die Leser bekannt machen möchte, Ostrakainschriften wiederholt nur in Uebersetzung und in gewöhnlichen Lettern abgedruckt sind. Man hätte wenigstens eine von ihnen abbilden sollen.

Damit soll aber der Wert, den literarische Quellen in Uebersetzung und modernem Druck für unsern Geschichtsunterricht haben können, keineswegs herabgesetzt werden. Zwingen sie uns bei ihrer geistigen Natur auch weniger als sinnenfälligere Zeugnisse die Empfindung der Realität des einmal Gewesenen auf, so tun sie dies doch immerhin weit mehr als jede abgeleitete Darstellung geschichtlicher Vorgänge. Die aufbewahrten Lebensäußerungen einer Zeit selbst erregen das spezifisch historische Gefühl zweifellos stärker als noch so treffende Aeußerungen über die Zeit, in denen der Redende durch sein eigenes Fernerstehen immer auch uns den Ereignissen, von denen er spricht, fernerrückt.

Wie steht es nun aber mit jener Belebung und Beseelung der toten, starren Fakta, die zum rechten historischen Verständnis gehört und die am vollkommensten dem Dichter gelingt? Gewinnen wir auch sie am ersten und besten aus den Quellen? Diese Frage ist nicht ohne weiteres zu bejahen. Denn es hat zu allen Zeiten schreibende Menschen gegeben, die es nicht verstanden, ihr inneres Sein Wort werden zu lassen und das Erlebte anschaulich und packend zu erzählen, und da überdies das gegen die Wünsche der Historiker sehr gleichgültige Schicksal oft gerade die besten Quellen verschüttet und für immer zerstört, so sind die vorhandenen Zeugnisse durchaus nicht überall gleich geeignet, dem Laien, — das sind ja die Schüler — ein wirklich lebendiges Bild von den Vorgängen der Vergangenheit zu geben. Zuweilen leistet in dieser Beziehung die Darstellung eines ganz späten Geschichtsschreibers dem Ungeübten weit mehr, als die Quellen, weil es ihm nach mühseliger und eifrigster Durcharbeitung des vorhandenen Quellenmaterials wirklich ge-

lungen ist, das Zerstückelte im Geiste wieder ganz zu machen und mit dem Prometheusfunken der genialen Divination das Tote und auf ewig Verstummte neu zu beleben und zum Reden zu bringen. Wozu durchforschen denn auch die Historiker die Quellen, als um anderen, die nicht Spezialisten sind wie sie, die Durchforschung zu ersparen? Es wäre also nicht richtig, wenn man aus dem Geschichtsunterricht alle späten historischen Darstellungen grundsätzlich verbannen wollte.

Im großen und ganzen aber gilt zweifellos der Satz, daß die Berichte über ein Ereignis mit der zeitlichen Entfernung von ihm an Lebendigkeit verlieren. Der Trunk aus der Quelle — hier darf man das Bild einmal ausdeuten — ist fast immer am erfrischendsten und belebendsten. Gedanken, das überindividuellste Element des seelischen Lebens, können sich in unverminderter Kraft Jahrtausende hindurch erhalten. Der Pythagoreische Lehrsatz ist in der allerneuesten Fassung ebenso wirksam wie in der Gestalt, die ihm Pythagoras gegeben hat. Das Fühlen und Wollen aber, aus dem das einmalige Geschehen herauswächst, ist dem Duft einer abgepflückten Blume vergleichbar, der immer mehr dahinschwindet, je älter, welker und trockener die Blume wird. Je unmittelbarer sich das individuelle seelische Sein ausspricht, um so stärker ist es in den Worten spürbar, und um so leichter überträgt es sich. So kräftig in Treitschkes Darstellung der Freiheitskriege das Empfinden der Zeit zum Ausdruck kommt, in den Briefen Steins, Arndts und Gneisenaus dringt es uns doch noch viel näher und mächtiger zum Herzen. Das Innerlichste einer Zeit, ihren Pulsschlag gleichsam, vernehmen wir am deutlichsten in den Zeugnissen derer, die in ihr gelebt haben. So subjektiv und irrig ihre Aeußerungen in mancher Hinsicht sein mögen, es fließt, von ihnen selbst nicht gewollt und gewußt, doch immer etwas von dem hinein, was ihrer Zeit eigentümlich war und sie von anderen Zeiten unterscheidet, gleichsam ein Duft und Hauch des einmaligen, unwiederholbaren Lebens, der letztlich nicht zu beschreiben, sondern nur unmittelbar zu erfassen ist. Kein noch so begabter Historiker vermag dies Unbeschreibliche in seine Nachzeichnung völlig hineinzubannen. Hierin sind ihm die Quellen stets überlegen.

Am wenigsten sind nach alledem Kompendien imstande, den Schülern die Vergangenheit wirklich zu vergegenwärtigen. Das Kompendium ist immer eine Art historisches Herbarium. Es preßt die Ueberlieferung zum Lernstoff zusammen, so daß das Leben aus

ihr verschwindet. Auch die beste kompendiarische Darstellung der Freiheitskriege kann dem Leser keine wirkliche Anschauung der Vorgänge geben und ihn mitfühlen lassen, was damals die Herzen bewegte. Man sagt zur Verteidigung des Kompendiums, es enthalte das Wesentliche des geschichtlichen Verlaufs, und dieses Wesentliche müsse nun einmal dem Schüler eingeprägt werden. Und sicherlich wäre es sehr verkehrt, den Schüler ohne weiteres vor das dichte Gestrüpp zahlloser, oft so belangloser Details zu stellen, mit dem die großen geschichtlichen Ereignisse in der Ueberlieferung umwuchert zu sein pflegen. Die Schule hat die Pflicht, aus der Wildnis, die die Ueberlieferung bildet, für ihre Zöglinge einen Park zu machen, dessen Bäume und Baumgruppen sie überschauen können. Allein es gibt für die Wegschneidung der Einzelheiten eine Grenze, jenseits deren die eigentliche Substanz der Geschichte sich immer mehr verflüchtigt. Die Geschichtsphilosophie mag — ich lasse dahingestellt, mit welchem Erfolge — nach einer Gesetzlichkeit im geschichtlichen Geschehen suchen und zu dem Zweck von den Verschiedenheiten der Vorgänge nach Möglichkeit absehen. In der Rekonstruktion der Vergangenheit dagegen, um die es sich im Geschichtsunterricht an den Schulen handelt, kommt es darauf an, die Ereignisse in ihrer einmaligen, unterschiedenen Gestalt zu erfassen. In dem Maße, wie das geschichtliche Faktum in der Darstellung seine Einzigartigkeit verliert, verliert es auch sein Wesen als historisches Faktum und verdünnt sich zum bloßen Begriff. Man mache sich das an Beispielen klar. Ich kann Schillers Leben in einem Buche, auf zehn Seiten oder auf einer Seite erzählen. Daß bei der Verkürzung gerade das Wesentliche, das, was Schiller zu Schiller macht, zu kurz kommt, liegt auf der Hand. Fritz Mauthner erzählte neulich irgendwo von einem Buche, das Inhaltsangaben von einigen tausend Dichtungen enthält, von denen immer nur das „Wesentlichste" — in ein paar Reihen — gesagt ist. Da hat denn „Kabale und Liebe", wenn ich mich recht erinnere, denselben Inhalt wie — Tasso.

Man wird sagen, im Unterschied von Dichtungen, deren jede eine kleine Welt für sich sei, handle es sich in der Geschichte um einen Zusammenhang, in dem jedes einzelne Ereignis seine bestimmte Stelle habe, und diese Stellung im Zusammenhange unterscheide es von anderen Ereignissen, auch wenn es inhaltlich von ihnen nicht unterschieden sei. Das ist zuzugeben. Allein niemand wird einen geschichtlichen Zusammenhang in den Köpfen der Schüler befriedigend finden, dessen einzelne Glieder sämtlich unkonkret sind.

so daß also das Ganze gleichsam in der Luft schwebt. Auf alle Fälle ist zu fordern, daß wenigstens einige Stellen des Zusammenhangs volle Bestimmtheit und gleichsam die Schwere der konkreten Existenz gewinnen und so das Ganze aus der Sphäre der Abstraktion auf den Boden der Realität herabziehen. Das heißt: die Kompendien bedürfen auf jeden Fall einer Ergänzung, die nach allem, was oben gesagt wurde, am besten durch eine Zusammenstellung geeigneter Abschnitte aus den Quellen gegeben wird.

Aus allen diesen Gründen begrüße ich die „Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen" mit Freuden, die jetzt bei Teubner erscheint, zum Teil schon erschienen ist und von dem Geh. Reg.-Rat und Ober-Reg.-Rat beim Provinzialschulkollegium Berlin G. Lambeck in Verbindung mit Professor Dr. F. Kurze-Berlin und Oberlehrer Dr. P. Rühlmann-Leipzig herausgegeben wird. Die Sammlung besteht aus Heften von je 32 Seiten, die zwei verschiedene Abteilungen bilden. Die erste umfaßt fünfzehn Hefte, die dem Unterricht in der Klasse zu Grunde gelegt und also allen Schülern in die Hand gegeben werden sollen. Sie illustrieren durch Abschnitte aus den Quellen die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse in größeren Zeiträumen. So wird von Oberlehrer Dr. Kranz die griechische Geschichte bis 431 v. Chr. und dann von 431 bis 338 v. Chr. in zwei Heften behandelt, woran sich noch ein Heft über Alexander den Großen und den Hellenismus von Oberlehrer Dr. Neustadt schließt. Ebenso wird die römische Geschichte in drei Heften und in den übrigen neun Heften die deutsche Geschichte behandelt.

Die zweite Reihe ist weit umfangreicher. Sie umfaßt der Ankündigung nach — die meisten Hefte sind noch nicht erschienen — 95 Hefte, die ein begrenzteres Thema haben und ein ausgiebigeres Quellenmaterial für einzelne besonders wichtige und interessante Erscheinungen enthalten. Die bisher erschienenen 9 Hefte haben folgende Titel: Die Aufklärung im fünften Jahrhundert v. Chr. (Oberlehrer Dr. Hoffmann-Berlin), Die Gracchische Bewegung (Kranz), Die Entwicklung des Papsttums bis auf Gregor VII. (Kurze), Der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum (Kurze), Die Mönchsorden (Oberlehrer Dr. Zelter-Schwäbisch Hall), Zustände während des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nachher (Professor Dr. Will-Heidelberg), Die Stein-Hardenbergschen Reformen (G. Lambeck), Der Feldzug in Rußland 1812 und die Erhebung des preußischen Volkes (G. Lambeck), endlich die Freiheitskriege (Oberlehrer Ede-Barmen).

4*

Diese Hefte nun sind vor allem dazu bestimmt, den Geschichtsunterricht den Prinzipien der „Arbeitsschule" entsprechend umzugestalten. Sie ermöglichen es dem Lehrer, den Schülern Aufgaben zu stellen, die Reiz für sie haben und ihre Denkkräfte wirklich in Anspruch nehmen. Die reiferen Schüler sollen — das ist die Absicht des Herausgebers — je nach ihren Neigungen und Fähigkeiten dies oder jenes Heft der Sammlung möglichst selbständig durcharbeiten, um dann das Ergebnis ihrer Arbeit in Vorträgen oder Aufsätzen dem Lehrer, der Klasse oder beiden darzulegen.

Die Sammlung will die Kompendien nicht ersetzen oder verdrängen. Sie will nur das Gerüst von Daten und Zahlen, welches das Kompendium in den Köpfen der Schüler aufbaut, möglichst mit dem grünen, immer weiter wachsenden Gerank lebendigen Wissens füllen.

Ob die Auswahl aus den Quellen überall zu rühmen ist und ob nicht hier und da geeignetere, noch wirkungsvollere Abschnitte hätten herausgesucht werden können, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich nicht Historiker bin. Nur darüber kann ich nach meiner pädagogischen Erfahrung und dem Eindruck, den die Lektüre auf mich selbst gemacht hat, urteilen, ob die Hefte, wie sie sind, den Zweck erfüllen werden, dem sie dienen wollen. Hieran aber habe ich keinen Zweifel. Ich bin überzeugt, daß die Benutzung dieser Quellensammlung im Geschichtsunterricht die allerbesten Früchte bringen wird. Alles, was nach den obigen Darlegungen die Quellen in einer glücklichen Auswahl dem Schüler leisten können, das werden sie in dieser Auswahl leisten. Was geboten wird, ist für einen Schüler, der in die obereren Klassen unserer höheren Schulen wirklich hineingehört, nicht so schwer, daß er sich unter Anleitung des Lehrers nicht das Verständnis des Inhalts erarbeiten könnte, zugleich ermöglicht es eine Belebung des geschichtlichen Wissens, um die man in Erinnerung an die eigene Primanerzeit die heutigen Schüler beneiden könnte. Manche der bisher erschienenen Hefte, vor allem die zur alten und zur neuesten Geschichte, haben mich bei der Lektüre lebhaft angeregt und wahrhaft erwärmt. Als ich damit zu Ende war, hätte ich am liebsten sofort die lieben alten Texte — Thucydides, Plato, Tacitus usw. — wieder aufgeschlagen und mir die Briefe Steins, Gneisenaus und Arndts besorgt, um weiter in diesen versunkenen und doch gottlob ewig lebendigen Welten zu verweilen und tiefer in sie einzudringen. Ach, daß man doch immerfort gezwungen ist, sich zu beschränken und die schönsten, lockendsten Strecken der

geistigen Welt auf der kurzen Lebensreise im Schnellzug zu durcheilen! Mit diesem Seufzer schied ich von der Lektüre, zu der ich, wenn weitere Hefte erscheinen, mit Vergnügen zurückkehren werde. Ich kann sagen, daß ich auf einige der angekündigten Hefte mit Spannung warte, so z. B. auf den „Perikles“ von Kranz, auf die Hefte über Friedrich den Großen, über den Krieg von 1870 und die Gründung des Deutschen Reiches, endlich auf die viel versprechenden Hefte, die das „Denken und Fühlen“ der Griechen und Römer, sowie der Deutschen im Mittelalter, zur Zeit der Reformation, im achtzehnten Jahrhundert und in der Biedermeierzeit, zum Gegenstand haben. Wie erfreulich ist es, daß wir durch solche Zusammenstellungen in den Stand gesetzt werden, den Schülern auch von dem Innerlichsten, am schwersten zu Fassenden und Darzustellenden, was den Zeitaltern eigen ist, eine klare Vorstellung zu geben!

Daß mich die Hefte, die das Mittelalter behandeln, weniger interessiert haben, möchte ich dem Umstande zuschreiben, daß mir — und wohl nicht mir allein — das Mittelalter trotz seiner größeren zeitlichen Nähe im ganzen doch viel ferner steht, als die griechische und römische Geschichte.

Zum Schluß bemerke ich, daß der Preis des Heftes 40 Pfg. beträgt, für die Hefte der ersten Reihe bei gleichzeitigem Bezuge von zehn Exemplaren sogar nur 30 Pfg. Wir muten also unseren Schülern keine große Ausgabe zu, wenn wir ihnen im Laufe der letzten drei Schuljahre die Anschaffung der fünfzehn Hefte der ersten Reihe und außerdem noch dieses oder jenes anderen Heftes zur Pflicht machen.

Amerikanisches Athletentum und deutsche Leibesübung.

Von

Dr. Reinhard Thom.

Euripides: κακῶν γὰρ ὄντων μυρίων καθ' Ἑλλάδα
οὐδὲν κάκιόν ἐστιν ἀθλητῶν γένους.

Es ist damit nicht weit her, so lautet eine deutsche Redensart — und weil es nicht weit her ist, so ist es nichts wert. Will man die deutsche Jugend körperlich ertüchtigen und zu kraftvollen Männern heranbilden, so weist man auf das Ausland hin — oder fährt auch selbst hinaus, um begeisterungsvoll zurückzukehren und das Fremde in den Himmel zu erheben. Wer kann es daher Herrn Diem, der als anerkannter Sportsmann und Generalsekretär nach dem Lande der großen Sportsleute hinauszog, verdenken, wenn er in der Heimat, noch ganz unter dem Banne des Erlebten, fast überschwenglich ausrief: Amerika, du hast es besser!

Wer aber fünf Wochen für eine Studienreise nicht für genügend erachtet und außerdem den Kreis der Beobachtungen nicht für umfangreich genug hält, wer außerdem nicht allein als Sportsmann reist, wird voraussichtlich nüchterner sehen: ich denke dabei an Albert Siebert,*) der ein Jahr in den Vereinigten Staaten weilte und auf Grund reicher Erfahrungen und eindringender Studien die Diemsche Schrift**) einer strengen Kritik unterzogen hat.

Wenn im „Tag" ein so vorzüglicher Kenner wie Georg von Skal, der „sechsunddreißig Jahre in Amerika gelebt hat, selbst

---

*) Dr. Albert Siebert: „Sport und Körperschulung in Amerika": Monatsschrift für das Turnwesen. Januar 1914

**) „Sport und Körperschulung in Amerika." Bericht über die Sport- und Studienreise nach den Vereinigten Staaten im August—September 1913, erstattet von Carl Diem, Generalsekretär für die VI. Olympiade 1916.

Lehrer gewesen und mit dem Schulwesen in enger Verbindung geblieben ist und der seine eigenen Kinder dort aufgezogen hat", warnend seine Stimme erhebt, so gibt das zu denken.

Noch weniger beweiskräftig erscheinen die Behauptungen Diems, wenn wir berufene Amerikaner als Kronzeugen anführen; ich nenne Benjamin Ide Wheeler, Präsident der kalifornischen Staatsuniversität und Rooseveltprofessor in Berlin in: „Unterricht und Demokratie in Amerika" oder andere hervorragende Gelehrte und Lehrer, wie Camillo v. Klenze, Chas. Mills Gayley, Learned und andere.

Und ehe der Verfasser dieses Aufsatzes sich selbst äußert, darf er wohl bekennen, daß er noch heute sportsfreudig ist wie 1910, als er schrieb: „In der Gegenwart, wo der Kampf um das Dasein die Anforderungen an die Kräfte der Jugend und des Volkes stetig in allen Lebenslagen steigert, müssen die Geister geweckt werden, damit nicht die gewaltig vorwärtsschreitende Kultur den Tiefstand der körperlichen Ausbildung noch zu einem Rückstand umgestaltet. Bei den Lebensverhältnissen von heute bieten Turnen und Sport nahezu die einzige Gewähr, der drohenden Gefahr vorzubeugen und den körperlichen Bewegungsdrang des modernen Menschen zu befriedigen."

Damals versuchte ich vornehmlich die abseits stehenden Farbenstudenten zu gewinnen, und so fuhr ich in dem Artikel fort: „Wir dürfen uns nicht auf der Höhe unserer Aufgabe wähnen, wenn wir neben der geistigen Entwicklung und sittlichen Förderung die körperliche kaum beachten. Die Schule hat bereits das Problem begriffen, und überall beginnt es zu dämmern, daß Bildung des Charakters, der Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart eine wichtige Aufgabe bedeutet, welche Eigenschaften, durch Wort und Vorbild eingeflößt, erst in Uebung und Betätigung fruchtbringend werden durch die ethische Wirkung der körperlichen Erziehung. Wir brauchen uns hierbei als Beispiel nur die erstaunliche Menge von Schülerrudervereinen, die im letzten Jahrzehnt entstanden, die großen Bismarckspiele in Berlin, die Spielplätze in Eichkamp, in Charlottenburg usw. in Erinnerung zu rufen."

Man kann mir also gewiß keine Unfreundlichkeit gegen den Sport vorwerfen. Aber als einer, der nicht nur die Engländer in ihrer Heimat wie in den meisten Kolonien, sondern auch die Vereinigten Staaten von Ozean zu Ozean, von Panama bis Alaska hinauf kennen und schätzen lernte, muß ich doch Wilhelm Moock im „Tag" beistimmen: Man soll das Gute nehmen, wo man es

findet, aber wohlverstanden nur das Gute. Aber es scheint fast, als sei die Bestimmung des Deutschen, abgelegte Kleider zu tragen. Während man in Amerika auf Abhilfe sinnt, während in dem gewiß sportliebenden England die Einsichtigeren längst die Schäden der Sportfexerei erkannt haben und auf Aenderung dringen, stürzen wir uns mit echt teutonischem Grimme und deutscher Gründlichkeit in die Sache hinein, um nach Jahrzehnten vielleicht erst den Schaden am eigenen Leibe kennen zu lernen, dem man mit etwas Aufmerksamkeit, weniger Uebereilung und gründlicher Prüfung der Werte fremder Erziehungsmethoden hätte entgehen können.

Weil aber so viele Werte auf dem Spiele stehen und weil andererseits der Diemsche Bericht neben zahlreichen unrichtigen und schiefen Urteilen auch viele gesunde Grundsätze und anregende Gedanken vertritt, kann die Schrift um so gefährlicher wirken und darf nicht unerwidert bleiben.

Nicht weniger bedeutsam und bedenklich sind die Angriffe Diems auf deutsche Erziehung und deutsches Turnen. Wenn ein Sportsmann rückhaltlos und schneidig für seine Anschauungen ficht, wer wird es ihm verargen! Wer aber sieht, wie das eigene Land herhalten muß und auf Kosten deutscher Kulturgüter Fremdes über alles Maß gelobt und gefeiert wird; wer da glaubt, daß jedes nationale System aus sich selbst und in seinem eigenen Lichte beurteilt werden muß und deshalb einfache Nachahmung des einen durch das andere sich nur als Trug und Fallstrick erweist; wer da meint, daß jedes System aus natürlichen Bedingungen erwachsen muß und kritiklose und rasche Uebernahme von Fremdem nur Maskerade, nicht Leben bedeutet — darf der schweigen?

Wie wirkt diese Schrift im Auslande, wenn es heißt: „Die deutschen Turnlehrer, die etwas von Sport verstehen, sind selten; die, die aus veralteten Anschauungen auf ihn schimpfen, zahlreich.“ Wie schmeichelhaft: „ein Lehrerkollegium, das nicht frische Männer genug hat, die auch Mitglieder eines Sportvereins sind, taugt sowieso nichts“.

Die Schwächen dieser Schrift lassen sich leicht erklären, sind aber dennoch außerordentlich zu bedauern. Dem Verfasser erging es wie so vielen, die nur wenige Wochen die Einrichtungen dieses großen und selbstbewußten Landes studieren: man schwärmt im Superlativ.

Sicherlich mußte sich ein Sportsmann begeistern, wenn er in rascher Folge eine Reihe der gewaltigsten Sport- und trefflichsten Spielplätze sah, wenn er in sachkundiger Weise über alle neuen

Errungenschaften Auskunft erhielt und dabei eine so unerhört liebenswürdige Aufnahme erfuhr, wie sie der Amerikaner zu bieten vermag! Die Begeisterung ist etwas Schönes, doch trübt sie leicht den Blick. Vielleicht empfand Herr Diem selbst, wie allzu glänzend die Farben seiner amerikanischen Sportschilderungen wurden. Denn nachdrücklich verwahrte er sich in seinen Vorträgen dagegen, daß er zu „rosig und enthusiastisch“ darstelle und versuchte durch die „Wucht der Tatsachen“ die Zweifler zu erdrücken.

Außer diesem „Amerikarausch“ wirkte auf ihn auch die Vorstellung, für die olympischen Spiele, für Wettkämpfe und Höchstleistungen werben zu müssen. Kein Wunder daher, daß man nichts von den Leistungen und den Einflüssen des schwedischen, des neuen deutschen Turnens, sowie der deutschen Bewegung für Volks- und Jugendspiele hört. Und doch sind gerade auf diesem Gebiete deutsche Anschauungen in Amerika eingedrungen, und sind deutsche Kulturwerte über den Ozean gebracht. Oder ist die amerikanische Spielplatzbewegung nicht entscheidend von der deutschen beeinflußt?

Wenn man sieht, wie der Sport auf Kosten des Turnens gewinnen soll, sind die Fragen berechtigt: leistet der Sport für die gleichmäßige allseitige Ausbildung des jungen Volkes oder für die körperliche Ertüchtigung und sittliche Stärkung möglichst vieler mehr als unser Turnen? Welche Erfahrungen sprechen dafür oder dagegen?

Diem weist auf Amerika und stellt es uns als leuchtendes Vorbild hin. Aber wie sagt doch v. Skal im „Tag“, nachdem er von der ausgezeichneten Körperpflege der Amerikaner gesprochen: Vor der Adoptierung amerikanischer Methoden im allgemeinen kann nicht scharf genug gewarnt werden. Sie fördern weder die körperliche noch die geistige Gesundheit des Volkes, und dabei ist einer der wichtigsten Punkte noch nicht einmal berührt worden, nämlich der verderbliche Einfluß, den die übertriebene Wichtigkeit, die man vielen Arten des Sportes beilegt, ausübt. Sie wirkt geradezu verdummend auf die Menge, indem sie zur Geringschätzung und Vernachlässigung aller geistigen Bestrebungen führt.

Was meinte 1913 der amerikanische Universitätsprofessor C. v. Klenze: Der Sport bedeutet gewiß sehr viel, aber die Bedeutung des Sportes wird ebenso ganz fürchterlich übertrieben, und die geistigen Interessen leiden darunter, und es werden jetzt schon gewisse Einschränkungen eingeführt.

Ebenso findet Chas. Mills Gayley, einst Universitätslehrer im Osten, jetzt im Westen, in seinem Buche „Idols of Education“ (Götzen der Erziehung) für den Universitätssport, wie er heute besteht, manches herbe Wort. „Müssen wir entweder Gladiatoren oder Degenerierte haben? Ist es nötig, daß die Athletik zu einem Berufe und zum Spezialistentume führt? Beeinflußt die spezialisierte Athletik die Moral der neunundneunzig Prozent, die nicht spielen? Richtet sie nicht eher den Sport zu Grunde, nimmt Zeit und Neigung weg, sich selbst zu betätigen? Bringt sie nicht anstatt Muskelentwicklung Hysterie? Fußball ist ein vortreffliches Spiel: aber mit Ekel sieht man, wie es vom erheiternden Vergnügen zum Beruf einiger weniger ausartet; es wird zu einer Quelle von Zeitungsberühmtheiten, es verursacht Ueberspanntheit, orgiastische Selbstvergessenheit und erzieherischen Schiffbruch. Dies kommt davon, daß man sich vor den „Götzen der öffentlichen Schau“ verneigt.“

Herr Diem, der sachlich gar nicht imstande ist, über Universitäten wie Schulen ein Urteil aus eigener Kenntnis zu fällen, weist im „Tag“ auf das Stadion der Harvard-Universität mit 40000 Plätzen hin und berichtet rühmend über andere Hochschulen: „Von den 2800 Studenten der Universität Princeton beteiligten sich im vergangenen Jahre 1487 an den Wettkämpfen gegen andere Universitäten, waren also unter Aufsicht der neun Sportlehrer der Universität und des Sportarztes zum Wettkampf vorgebildet.“

Das soll also für uns Deutsche vorbildlich sein oder werden? Wie sagt aber einer der größten Universitätspräsidenten Amerikas und Rooseveltprofessor, ein Freund des Sports und ein genauer Kenner des Sports wie der Universität? „Eins der Hauptargumente zugunsten der jüngsten außer allem Verhältnis stehenden Entwicklung des sportlichen Wettbewerbs zwischen den Colleges ist die Behauptung, er erzeuge „esprit de corps“. Aber dies hat nur Berechtigung, wenn auch neben der nur zum Zwecke der Schaustellung veranstalteten Ausübung auch andere allgemeine Vorteile für den einzelnen Studenten sich ergeben. Werfen wir einen Blick auf ein Fußballwettspiel z. B. von Yale und Princeton. Dreißig- bis vierzigtausend Menschen sind in einem hölzernen Amphitheater versammelt. Jeder hat für seinen Sitz zwei bis fünf Dollar bezahlt, Stehplätze in den Aufgängen und an den Zäunen kosten je einen Dollar. Tausende, die zu spät gekommen und jetzt die Eingänge belagern, würden gern für einen Platz den doppelten Preis bezahlen.“

Und Wheeler schildert in seinem Werk „Unterricht und Demokratie“ nun weiter: „Unten in der Arena stoßen, schieben und trampeln zweiundzwanzig Menschen aufeinander; denn das moderne Fußballspiel ist sehr treffend das Spiel, in dem „man den Ball trägt und sich gegenseitig die Schienbeine einstößt“, genannt worden. Diese Spieler sind seit wenigstens zwei Monaten für dieses Ereignis gedrillt worden und haben an wenig anderes gedacht. Sie sind von Leuten trainiert, die ein Gehalt größer als das irgendeines Professors bezogen, sie sind mit Speisen regaliert worden, wie sie nur irgend der Markt und ein guter Koch liefern konnten. Uniformen und Ausstattungen wurden für sie angeschafft ohne Rücksicht auf die Kosten; sie konnten in Sonderzügen mit Speisewagen reisen; alles stand zu ihrer Verfügung, was aus den ungeheuren Kasseneinnahmen beschafft werden konnte. Sie sind in den Augen der zweitausend Kameraden die angebeteten Helden der Saison; und sollten sie gewinnen, so werden ihre Namen einer dankbaren Nachwelt als Wohltäter ihres College und Vorbilder der Menschheit überliefert. Als gewaltige Schaustellung und prunkende Festlichkeit kann dies wohl mit den Gladiatorenkämpfen Roms oder den Stierkämpfen Madrids wetteifern, aber seine Verbindung mit dem Leib und Seele stärkenden Element des Sports oder den verfeinernden Einflüssen einer guten Erziehung ist kaum noch zu bemerken. Nur ein kleiner Prozentsatz der Studenten nimmt an dieser Leibesübung teil, und diese Teilnehmer werden Spezialisten in Athletik und Gladiatoren.“

Herr Diem meint in den Leitsätzen seiner Nutzanwendung für Deutschland: Wir müssen die Wettkämpfe in allen Sports methodisch ausbauen, um viel Nachwuchs heranzuziehen.

Wheeler aber bekämpft diese Wettkämpfe der Universitäten und erklärt, nur durch Abschaffung oder Beschränkung kann man Abhilfe schaffen. „Darauf hinausgehende Bewegungen treten in allen unseren Colleges jetzt zutage.“

Und wenn v. Skal im „Tag“ die Rekordsucht tadelt und schreibt, daß die beinahe unaufhörlichen Versuche, professionelle Athleten als Amateure und Dilettanten auftreten zu lassen, wenig geeignet sind, an den veredelnden Einfluß des Sports, wie er in Amerika getrieben wird, glauben zu lassen — so werden wir des Harvardprofessors Münsterberg Sätze aus „Der Amerikaner“ besser verstehen, daß „der amerikanische Sport sicherlich mit vielen unsportsmäßigen Elementen durchsetzt ist“, daß auch „das Wetten solchen

Umfang angenommen hat, daß sich das Geldinteresse ungebührlich hineinmischt". „Vor allem hat die Identifizierung der kämpfenden Parteien mit bestimmten Vereinen, Universitäten und Städten dahin geführt, daß der sportsmännische Wunsch, die beste Seite siegen zu sehen, zu oft unterdrückt wird durch den sportswidrigen, die eigene Sache um jeden Preis siegreich zu finden."

In diesem Zusammenhange, wo von mehreren Amerikanern auf die Gladiatorenkämpfe Roms hingewiesen wird, mag dieser Satz Diems beleuchtet werden: „Aber das Bedeutungsvollste ist es ja, daß es keine olympischen Siege ohne ein kräftiges Volk und kein kräftiges Volk gibt, das nicht olympische Sieger hat."

Wie verhielten sich doch Römer gegenüber griechischer Gymnastik und Athletik? Dieses erste Militärvolk des Altertums meinte, daß gerade diese Kämpfe zum Verfall und Untergange von Griechenland beigetragen hätten. Obgleich Nero ihnen den größten Vorschub leistete, fand er in Rom den stärksten Widerstand.

Sein Zeitgenosse Lucan nennt „die aus griechischen Gymnasien ausgehobene Mannschaft schlaff durch das Umhertreiben auf dem Ringplatz und kaum fähig, die Waffen zu tragen". Man lese in den Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms von Ludwig Friedländer nach, wie erst zur Zeit des Niederganges „die Helden des Stadions in der Hauptstadt und überall im Okzident gewiß in höherer Achtung standen als in der Zeit, in welcher Seneca, beide Plinius, Tacitus und Juvenal über den Unwert und die Verwerflichkeit der griechischen Uebungen und Wettkämpfe sich so einstimmig aussprachen".

Soll ich andere Größen des Altertums anführen, wie Plutarch, der von den Athleten sagte, sie würden „den Säulen der Gymnasien gleich, nämlich glänzend und steinern"; gehörte nicht einer der größten Aerzte aller Zeiten, Galen, der zugleich Sportarzt in Pergamon war, zu den unbedingten Verächtern der Athletik. Meinte er doch, sie gäbe dem Körper „eine widernatürliche, aber nur scheinbare Stärke" — eine Schlußfolgerung, die man durchaus nicht von oben herab abweisen sollte —, „da er so zu einer Menge von Tätigkeiten untauglich werde und auch den Krankheiten viel weniger Widerstand leiste als im naturgemäßen Zustande." „Sie mache geistesträge, verleite zur falschen Ruhmsucht."

Und ahnte Philostrat, der über Gymnastik schrieb, nicht bereits die Forderung Herrn Diems im Leitsatz 9 voraus, wo er Sportlehrer fordert! Hätten doch die Griechen durch ihre Vorliebe für

Wir müssen der Jugend mehr Gelegenheit zu Wettkämpfen geben, heißt es im Leitsatz 5. Gerade hiergegen wenden sich erfahrene Erzieher wie Aerzte. Es ist ja eben die Gefahr der Sportausbildung, daß sie körperliche Höchstleistungen verlangt. Darum eignet sich der Sport nicht für die heranwachsende Jugend, kann doch ein sich entwickelnder Körper ohne Schaden solche Höchstleistungen nicht aushalten. Wie gesund ist das Rudern, wenn es nicht übertrieben wird, wenn es nicht sportlich ausartet. Daher war es als ein Glück zu betrachten, daß man bei dem Wettrudern der höheren Schulen Berlins die Auswüchse zu beschneiden wußte.

Bieten nicht unsere Jugendspiele, für die Herr von Schenkendorf so warm eintritt, den großen Vorteil, daß sich auch körperlich schwache Kinder daran beteiligen können. Welch zahllose Formen gibt es; wie abwechslungsreich kann man diese Spiele gestalten, die unserer Eigenart mehr liegen als die fremden und außerdem keine Sportkleidung und weniger Gerätschaft erfordern! „Es gibt keine bessere Herz- und Lungengymnastik als fröhlich betriebenes Jugendspiel"

Nicht umsonst sprach der einstige Rektor der Marburger Universität, der bekannte Physiologe Schenck, über „Die Gefahren des Sportes", als im vorigen Jahre die Schulmänner Deutschlands in Marburg tagten. Besonders der Groststadtjugend könnte der Sport verderblich werden. Würde doch durch angestrengte körperliche Tätigkeit der „Entgiftungsprozeß", der sich eigentlich nur im Schlafe vollzieht, aufgehalten. Die Nerven müßten dann die Kosten tragen.

Warum soll uns Amerika Vorbild sein? Kennt man dort z. B. unseren schönen Wandersport, der den Körper der Kinder am besten entwickelt, Lunge und Muskulatur kräftigt, die Sinne schärft, die Marschleistungen steigert, die Kenntnisse erweitert und für das ganze Leben eine angenehme Erinnerung bildet, wie auch ein Jungbrunnen für den Alten wird, der da langsam auf die Ausübung der anderen Sportarten verzichten lernte? Sagt nicht selbst Münsterberg, daß der Amerikaner ein schlechter Fußgänger ist. Ist überhaupt die amerikanische Methode der deutschen so bedeutend überlegen? Müßte nicht die amerikanische Jugend dann viel kräftiger sein als die unsrige? Herr von Skal verneint beide Fragen ganz entschieden. „Zweck und Ziel des amerikanischen Sportes bestehen in dem Wunsche, neue Rekorde zu schaffen. Die gleichmäßige Ausbildung aller Knaben oder jungen Männer wird überhaupt nicht

anfangen, sich ihr Brot zu verdienen, als die deutschen Verhältnisse gestatten würden."

Was wünscht Herr Diem? Die Schuljugend soll gut geleiteten Sport- und Turnvereinen zugeführt werden, da es in absehbarer Zeit nicht möglich sein wird, der Jugend unter Aufsicht der Schule soviel körperliche Uebung zu geben, als sie zu ihrem Gedeihen bedarf! Die Bildung von Schulsportvereinen soll man verhindern! Wir müssen der Jugend mehr Gelegenheit zu Wettkämpfen geben! Wir müssen besondere Sportlehrer haben!

Wie machen es aber die Amerikaner? Sie schicken ihre Schüler nicht in die Sportvereine! Hatten sich doch früher so arge Mißstände herausgebildet, daß sich die Schule gezwungen sah, die Leitung des Turnens wie des Sportes in ihre eigene Hand zu nehmen. Was beschließt eine amerikanische Direktorenversammlung des Ostens? Keine Schüler mehr aufzunehmen, die allzu oft die Schule wechseln, da die Gefahr besteht, daß es versteckte Berufsspieler sind. Man halte sich dabei vor Augen, daß bei den vornehmen Schulen, die besonders sportlich tüchtig sind und deren besten eine Herr Diem besuchte — daß gerade hier sehr viel gesündigt sein muß. Warum sonst wohl ein solcher Beschluß? Sind nicht Ausschließungen von Fußballmannschaften vorgekommen, da Berufsspieler mitwirkten?

Wenn Herr Diem die Sportlehrer Amerikas in ein so glänzendes Licht rückt und auf unsere Turnlehrer schilt, so zeigt sich nur, wie wenig Gelegenheit er fand, höhere Schulen zu sehen. Ein Zufall wohl hat es gewollt, daß er gerade Schulen besuchte, die wirklich hervorragende Kräfte besitzen. Da ich selbst gegen vier Wochen eben diese Schulen studiert habe, so darf ich verraten, daß sie eine ganz eigenartige Stellung in ganz Amerika einnehmen. Es wäre ungefähr so, als wollte man von dem Arndt-Gymnasium zu Dahlem oder dem altehrwürdigen Joachimsthalischen Gymnasium auf alle höheren Schulen Deutschlands schließen. Große Gehälter — der eine Sportlehrer bezog für eine Saison ein Gehalt von mehr als 12000 Mark — hohe Stipendien, riesiger Besitz an Grund und Boden, wo mehrere Fußballfelder und eine Menge von Tennisplätzen zur Verfügung stehen, werden wohl manchem deutschen Leser die Sache verständlich erscheinen lassen. Hier brauchen die Zöglinge nur wenige Minuten aus ihren Alumnatshäusern zu gehen, um auf dem Sportplatz zu sein. Doch welche Preise müssen auch die Eltern zahlen!

Wir müssen der Jugend mehr Gelegenheit zu Wettkämpfen geben, heißt es im Leitsatz 5. Gerade hiergegen wenden sich erfahrene Erzieher wie Aerzte. Es ist ja eben die Gefahr der Sportausbildung, daß sie körperliche Höchstleistungen verlangt. Darum eignet sich der Sport nicht für die heranwachsende Jugend, kann doch ein sich entwickelnder Körper ohne Schaden solche Höchstleistungen nicht aushalten. Wie gesund ist das Rudern, wenn es nicht übertrieben wird, wenn es nicht sportlich ausartet. Daher war es als ein Glück zu betrachten, daß man bei dem Wettrudern der höheren Schulen Berlins die Auswüchse zu beschneiden wußte.

Bieten nicht unsere Jugendspiele, für die Herr von Schenkendorf so warm eintritt, den großen Vorteil, daß sich auch körperlich schwache Kinder daran beteiligen können. Welch zahllose Formen gibt es; wie abwechslungsreich kann man diese Spiele gestalten, die unserer Eigenart mehr liegen als die fremden und außerdem keine Sportkleidung und weniger Gerätschaft erfordern! „Es gibt keine bessere Herz- und Lungengymnastik als fröhlich betriebenes Jugendspiel"

Nicht umsonst sprach der einstige Rektor der Marburger Universität, der bekannte Physiologe Schenck, über „Die Gefahren des Sportes", als im vorigen Jahre die Schulmänner Deutschlands in Marburg tagten. Besonders der Groststadtjugend könnte der Sport verderblich werden. Würde doch durch angestrengte körperliche Tätigkeit der „Entgiftungsprozeß", der sich eigentlich nur im Schlafe vollzieht, aufgehalten. Die Nerven müßten dann die Kosten tragen.

Warum soll uns Amerika Vorbild sein? Kennt man dort z. B. unseren schönen Wandersport, der den Körper der Kinder am besten entwickelt, Lunge und Muskulatur kräftigt, die Sinne schärft, die Marschleistungen steigert, die Kenntnisse erweitert und für das ganze Leben eine angenehme Erinnerung bildet, wie auch ein Jungbrunnen für den Alten wird, der da langsam auf die Ausübung der anderen Sportarten verzichten lernte? Sagt nicht selbst Münsterberg, daß der Amerikaner ein schlechter Fußgänger ist. Ist überhaupt die amerikanische Methode der deutschen so bedeutend überlegen? Müßte nicht die amerikanische Jugend dann viel kräftiger sein als die unsrige? Herr von Skal verneint beide Fragen ganz entschieden. „Zweck und Ziel des amerikanischen Sportes bestehen in dem Wunsche, neue Rekorde zu schaffen. Die gleichmäßige Ausbildung aller Knaben oder jungen Männer wird überhaupt nicht

angestrebt. Wo sich die Aussicht bietet, daß der Rekord übertroffen werden kann, würde der Schüler ohne Rücksicht auf die Folgen für seine Gesundheit mit allen Mitteln dazu getrieben werden, das Ziel zu erreichen." Auch er ist der Ansicht, daß der Sport nur Kraft verwertet, nicht schafft.

Hören wir den Amerikaner William S. Learned, der sich studienhalber ein Jahr in Preußen aufhielt: „In körperlicher Hinsicht ist die deutsche Schuljugend, zumindesten auf dem Gymnasium, dem Durchschnitt auf den amerikanischen Schulen überlegen. Es fiel mir anfangs schwer, daran zu glauben"; und er fährt fort, „man vermißt den starken Gegensatz zwischen einem Drittel voll übertriebener körperlicher Tätigkeit und den beiden anderen schlappen Dritteln der amerikanischen Klassenräume. Nach den Ursachen braucht man nicht lange zu suchen." Und jetzt ertönt das Lob unseren drei Turnstunden und der Turnhalle. Denn er so gut wie mancher, der lange genug drüben war, weiß von amerikanischen Städten mit 150 000 Einwohnern, die ein halbes Dutzend höherer und zwei Dutzend niederer Schulen besitzen, aber keine Turnhalle haben, sondern erst einen Saal mieten müßten, falls man turnerische Uebungen einführen will.

Wie urteilt der Amerikaner Gibson, der gleichfalls die deutschen Verhältnisse gründlich studierte? „Das deutsche System, durch das jedem Schüler wöchentlich drei Stunden körperlicher Erziehung zuteil wird, bringt einen hohen Durchschnitt körperlicher Kraft hervor und ist wahrscheinlich in den meisten Fällen dem amerikanischen über."

Oder aus einem anderen offiziellen Bericht, den der Präsident der „Carnegie Foundation", die alljährlich einige Lehrer von amerikanischen Universitäten und höheren Schulen zum Austausch herübersendet, veröffentlicht: Da die Turnlehrer (teachers of gymnastics) tüchtig durchgebildet, da die Spiele höchst abwechslungsreich, die Turnhallen gut ausgestattet seien, hätten „die preußischen Jungen günstige Gelegenheit für körperliche Erziehung, wie man sie in Amerika selten sehen würde". Im Geräteturnen würde ein deutscher Junge dem Amerikaner wohl um drei Jahre voraus sein. Vor allem wundert er sich über den guten Durchschnitt in körperlicher wie gesundheitlicher Beziehung, zumal wenn man bedenkt, daß „diese höheren Schüler oft aus den weniger robusten Elementen der Bevölkerung kommen, daß die Knaben sechsmal wöchentlich die Schule besuchen (in Amerika nur fünfmal), mindestens eine Stunde

früher hingehen und noch außerhalb der Schule angestrengt studieren müssen". Und auch diese Stelle sollte man nicht mit Stillschweigen übergehen. „Faule Geschichten bei den Wettkämpfen (**corruption in athletics**), welche so oft die moralischen Zustände nachteilig beeinflussen und den Stand der amerikanischen Anstalten erniedrigen, kommen in Preußen nicht vor."

Wenn sich so die Wirkung des Sportes auf Universität und Schule zeigt, wenn andererseits unsere Körperschulung den Amerikanern von Kultur und Verständnis in solchem Spiegelbilde vorgehalten wird, sollte man nicht bei uns behutsamer mit Empfehlung neuer Methoden sein?

Doch lassen wir einmal die Schulen bis zur Universität herauf aus dem Spiel. Wie beeinflußt der Sport die Menge?

Wer die amerikanischen Zeitungen kennt und weiß, welch ungeheuerlich breiten Raum der Sport darin einnimmt, wer die Verehrung der „Sporthelden" gesehen hat, wer da liest („Illustrierter Sport", 29. Oktober 1913: Amerikas bedeutendstes sportliches Ereignis), wie sich „aus einem Wortgeplänkel zwischen New-Yorkern und Philadelphiaern eine regelrechte Keilerei entwickelt, die erst von der Polizei geschlichtet wird", kann das herbe Urteil von Skal über die verdummende Wirkung des Sportes begreifen. Wenn man bedenkt, daß die Gehälter erstklassiger Spieler für eine Spielzeit ungefähr 6000 bis 8000 Dollars betragen, so ist es nicht zu verwundern, daß mancher Arzt und Rechtsanwalt seinen Beruf aufgab und Baseballspieler wurde, wie die vorerwähnte Sportzeitung schreibt. Wir aber in Deutschland wundern uns, wie veredelnd der Sport wirkt! In diesem Zusammenhange mögen wohl manchem Worte wie „Durchgeistigung der körperlichen Ausbildung" etwas seltsam klingen.

Wer von uns Deutschen liest nicht mit Begeisterung die Sätze aus der Diemschen Schrift: „Der Amerikaner achtet seine tüchtigen Sportsleute, so wie er jede andere tüchtige Leistung achtet, und er scheut sich nicht, dem im öffentlichen Leben Ausdruck zu geben." Wie erhebend, daß den zurückkehrenden Olympiasiegern zu Ehren „70000 Schulkinder Spalier bildeten und der feierliche Zug im Rathaus vom Mayor empfangen" wurde! Oder wie beschämt müssen wir doch sein, wenn wir finden: „Jede Tageszeitung hat für den Sport mehrere Spalten übrig, die größten illustrieren ihren Sportteil täglich. Die Abendblätter bringen an den Baseballspieltagen die Spielresultate in großen Lettern an erster Stelle. Mit den

Städtemannschaften reisen stets mehrere Vertreter der heimatlichen Presse zu den auswärtigen Spielen mit. Auf den Pressebühnen sind direkte Drahtleitungen zum nächsten Telegraphenamt gelegt, die von den Journalisten schon während der sportlichen Ereignisse selbst bedient werden. Im Yale-Stadion wurden nach einem der großen Fußballspiele von den vorhandenen 50 Morse-Apparaten nicht weniger als 400 000 Worte in alle Welt telegraphiert." Wie wichtig: „Wenn die Besucher der an der Peripherie gelegenen Sportplätze in die Stadt zurückfahren, so finden sie dank dieser Einrichtung auf den Straßen bereits die Zeitungen mit dem ausführlichen Spielbericht. Große Verlagsunternehmungen veröffentlichen an ihren Häusern noch während der Baseballspiele eine Tafel, die dem Spielfelde nachgebildet ist, an der alle Veränderungen im Spiele notiert werden. Diese plastische Berichterstattung lockt Tausende an und verursacht kleine Verkehrsstörungen." Warum machen wir das noch nicht bei den Sechstagerennen? Ist doch bereits das Gefühl für das Entwürdigende und Ungesunde eines solchen Berufssports vielen verloren gegangen.

Oder warum entfaltet die deutsche Presse nicht solche Reklame? „Die „Pittsburg Press" finanzierte von sich aus zweimal die Athletik-Meisterschaft der Vereinigten Staaten und läßt es sich auch sonst alljährlich einige Jugendsportfeste kosten."

So soll es also auch bei uns werden! Nur ein gewichtiges Hindernis findet Herr Diem: „die Gleichgültigkeit gerade unserer gebildeten Kreise, die infolge einer unglücklichen Vorliebe der Deutschen für ein paar Phrasen (Rekordfexerei, Spezialistentum, Dollarsport usw.) dem Sport in schiefer Beurteilung gegenüberstehen".

Wie schade, daß unsere besseren Kreise, unsere geistig am besten Durchgebildeten solche Vorliebe für Phrasen haben, während die Massen anscheinend durch Schlagworte nicht mehr betört werden können! Vielleicht tröstet unsere Gebildeten der Gedanke, daß sie sich mit bedeutenden Schriftstellern des Altertums und einsichtigen Männern der Neuzeit — auch in Amerika — in gleicher Verdammnis befinden!

Wie rückständig muß ein Wickenhagen erscheinen, der da behauptet, unsere deutsche Gymnastik habe die gegründetste Aussicht, einer glücklichen und durchaus originellen Entwicklung entgegenzugehen: sie habe auch Rückgrat genug, dem üppigen Treiben des ungesunden Sportes und der Kraftmeierei entgegenzutreten!

Oder wie überflüssig muß sich heute z. B. Prof. Heinrich, der Schriftleiter der „Leibesübungen an deutschen Hochschulen", vorkommen, der in der idealen Verbindung des Turnens mit dem Spiel unsere Kraft sieht!

Wie veraltet erscheint es, bei Beurteilung gute Haltung und die aus der Ausführung ersichtliche Herrschaft des Geistes über den Körper in erster Linie als maßgebend zu erklären!

Doch im Ernste: Warum sollen wir Neues einführen? Der Sport mag für Amerika geeignet sein. Ist es für uns nicht besser, das bereits Vorhandene, das historisch Gewordene, das uns Eigene weiter zu entwickeln? Zeigte uns das Jahr 1913 nicht, auf welcher Höhe wir mit unserer Körperschulung stehen?

Wo sah man je auf dem Gebiet der Leibesübungen derartiges wie in Leipzig: „80 000 Turner in zwei nebeneinander aufmarschierenden Festzügen, 17 000 in weißen Säulen aufgereiht zu musterhaft durchgeführten Freiübungen! Unvergeßlich bleibt allen, die es sahen, dieses Bild! Im lebenden Rahmen einer nach Hunderttausenden zählenden Menschenmenge, im Glanze der strahlenden Julisonne, diese Männerscharen, die auf einen Wink Arme und Beine im Gleichtakt bewegten oder plötzlich wie versteinert und, ohne mit der Wimper zu zucken, dastanden. Das war Disziplin, freiwillig geübte, in höchster Vollendung."

Sehen wir jedoch von den 11 000 Vereinen der Deutschen Turnerschaft ab.

Ist der Sport überhaupt eine solche Lebensnotwendigkeit für uns Deutsche wie für den Angelsachsen? Findet nicht der Deutsche in unserem Heere die glänzendste Hochschule für körperliche Durchbildung? Fehlt nicht den Vettern jenseits des Wassers dieses Stahlband unseres Volkes? Und wo sollen unsere höheren Schulen die Zeit hernehmen, ohne von ihrem hohen Standpunkt zu sinken?

Wer wagt es zu verantworten, so ungeheuer wichtige kulturelle, wirtschaftliche oder erzieherische Werte aufs Spiel zu setzen, um alles auf den Sport einzustellen?

Wie sehr übrigens der Schule die Sorge für das leibliche Wohl der Jugend am Herzen liegt, mag man aus Leitsätzen des Berliner Philologenvereins entnehmen, die auf eine Anregung Sieberts entstanden:

Die Jugend unserer höheren Schulen bedarf zur Erhaltung ihrer körperlichen und seelischen Gesundheit und Spannkraft dringend der Erholung und der Leibesübungen in freier Luft. Daher begrüßt

der Verein Bestrebungen, die eine umfangreiche Anlage von Volksparks und Spielplätzen bezwecken. Besonders tritt er für systematische Anlagen von Spielplätzen ein, die über das ganze Stadtgebiet zu verteilen sind, damit sie von den Schulen ohne erheblichen Zeitverlust erreicht werden können. Für das Schulturnen müssen die maßgebenden Gesichtspunkte bleiben: harmonische Ausbildung und Kräftigung der Organe, sowie die Erhaltung einer widerstandsfähigen Gesundheit. Bei Schulneubauten solle man für die Herrichtung besonderer Turn- und Spielplätze sorgen, so daß die Leibesübungen, den amtlichen Bestimmungen entsprechend, im Freien betrieben werden können. Die Bevorzugung einzelner turnerischer Uebungen und Spiele zur Erzielung von Höchstleistungen unter Zurücksetzung gesundheitlicher und erzieherischer Aufgaben kann nicht gebilligt werden. Wettkämpfe und Wettspiele zwischen Schülern derselben oder verschiedener Anstalten haben unter Aufsicht und nach den Bestimmungen der Schulen stattzufinden. Der Berliner Philologenverein ist auch als erste Korporation dem „Spielplätzeverband für Groß-Berlin" als zahlendes Mitglied beigetreten.

Ich glaube, auf diesem Wege sollen wir fortfahren. Luft und Bewegung, Kraft und Gesundheit sei die Losung; aber nicht Rekordsucht, Nervenüberreizung, Kraftmeierei und Zuschauersport! Ueberall die richtige Mitte zu halten verlangte bereits der große Aristoteles.

Zum Schlusse kann ich es mir nicht versagen, den Diemschen Bericht in amerikanischer Beleuchtung vorzuführen. Es ist ein Urteil aus der amerikanischen Zeitschrift „Physical Training". Man lese die Uebersetzung in der eben erschienenen beachtenswerten Erwiderung des Deutschen Turnlehrer-Vereins: „Das deutsche Schulturnen und die Sportstudienkommission des deutschen Reichsausschusses für olympische Spiele."

Da heißt es unter anderem: „Sie — die Vertreter der Kommission — sind nach ihrer Heimat zurückgekehrt mit dem Eindruck, daß sie die allgemein anerkannten Methoden gründlich studiert hätten." Und weiter: „Es wäre entschieden zu bedauern, wenn sie die Schwächen übernehmen sollten, die — wie wir wissen — in unserem System der sportlichen Verwaltung und des sportlichen Trainings vorhanden sind, z. B. ungebührliche Ueberspezialisierung, die übertriebene Betonung des Sieges, das unehrliche System beim Heranziehen des Sportnachwuchses, die besonderen Vergünstigungen, die ihnen gewährt werden, und die ungemessenen Lobeserhebungen des erfolgreichen „Athleten". Wir glauben nicht, daß diese Ver-

treter alle Seiten dieser Frage gründlich oder auch nur umfassend studiert haben. Es scheint, daß sie damit zufrieden waren, den Trainingsplan kennen zu lernen, der ihnen völlig neu war." Und man fügt hinzu: „In gewisser Hinsicht wäre es für sie besser gewesen, sie hätten ihn gar nicht kennen gelernt, als in dieser Einseitigkeit."

Ferner macht man der deutschen Kommission den Vorwurf, daß sie „nicht die Sorgfalt angewandt hätte, sich alle Tatsachen zu verschaffen".

Was die Schulen angeht, so glaubt die amerikanische Zeitschrift nicht, daß „den Einrichtungen der Schulen dasjenige gründliche Studium ihrer Methoden zugewendet ist, das wesentlich war, wenn der amerikanische Sport richtig verstanden werden sollte".

„Die Führer im Sport in Amerika stimmen nicht überein in dem Lobe der augenblicklich gehandhabten Methoden, und die Zustände können weder richtig verstanden, noch zuverlässig beurteilt werden, ohne die verschiedenen Auffassungen und die verschiedenen Erfahrungen der beiden verschiedenen Gruppen führender Männer, die jetzt vorhanden sind. Wir glauben, daß diese ausländischen Vertreter nur die eine Auffassung kennen gelernt haben, und zwar die alte Auffassung, die man jetzt im großen Maße zu verwerfen im Begriff ist. Wir fürchten, daß nicht nur unsere Besucher zu tadeln waren, sondern noch mehr diejenigen, die sie empfangen haben und für ihre Führung verantwortlich waren."

Danken wir den Amerikanern für diese Warnung! An uns sei es, sie zu beherzigen! Folgen wir nicht lockenden Rufen, die uns Fremdes aufzwingen — noch dazu Fremdes, das die Fremden selbst verwerfen!!

Die neue englische Ruskin-Biographie.

Von

Charlotte Broicher.

The Life of John Ruskin by E. T. Cook in two volumes with portraits. London. George Allen & Co. 1911.

Für die vorliegende Biographie stand dem Verfasser alles Material zur Verfügung, das sich in Ruskins schriftlichem Nachlaß gefunden hat. Sämtliche Briefe an seine Eltern und nächsten Freunde wie seine Tagebücher. Da seine Korrespondenz alle äußeren und inneren Erlebnisse seines rastlosen und reichen Lebens ausführlich widerspiegelt, keine Stimmung seiner wechselnden Impulse, Neigungen und Abneigungen verschweigt, und seine Tagebücher genau registrieren, was er gedacht und gefühlt hat, war der Stoff von einer Reichhaltigkeit, wie sie Biographen selten geboten wird. Dazu die zahlreichen Notizen und Vorarbeiten Ruskins zu seinen Werken, die sich fast unverkürzt in der großen, herrlich ausgestatteten Ruskin-Edition finden, welche E. T. Cook gemeinsam mit Wedderburn herausgegeben hat.

Was Kenntnis des Stoffes anlangt, konnte daher kein geeigneterer Verfasser der längst erwarteten Standard-Biographie des großen Schotten ausersehen werden, als der Verfasser, der ihm zudem als sein Zeichenschüler persönlich nahe gestanden hatte. So ist das vorliegende, umfangreiche Buch (jeder Band umfaßt 5—600 große Oktavseiten) denn auch eine getreue Summierung von Ruskins Lebensschicksalen, seinen Erlebnissen bis in die Einzelheiten jeden Tageslaufs daheim und auch auf Reisen, und eine überaus getreue chronologische Zusammenstellung seiner Arbeiten, unter welchen Umständen sie entstanden sind, und welche Erlebnisse des Verfassers sie veranlaßt haben. Denn Ruskin hat nie etwas geschrieben, als gedrängt aus innerer Notwendigkeit. Und so völlig er in den

Gegenständen seines Studiums aufging, daß sie ihr Eigenleben vor uns auftun, so sehr vibrierte darin seine eigene Seele, identifizierte sich und verschmolz mit ihnen.

Die Freude, das Interesse an den vielen neuen persönlichen Mitteilungen, die ihm zu Gebote standen, hat den Verfasser verführt, sie überall da einzuschalten, wo sich durch die Daten Gelegenheit bot. Aber die bloße Aufzählung nebensächlicher Einzelheiten, wie Namen der Menschen, die er auf Reisen getroffen, Ortschaften, in denen er bloß übernachtet hat, wirken ermüdend. So reizvoll anderseits die persönlichen Aeußerungen Ruskins sind, so sehr zerreißt ihre vorzugsweise chronologische Einführung nicht nur die einheitliche Darstellung. Sie hat auch den Nachteil, Ruskin, der Paradoxien und Uebertreibungen liebte, planloser, verworrener, hin und her geworfen von viel zu vielem erscheinen zu lassen, als er tatsächlich war. So machen die nur lose aufgereihten Mitteilungen oft den Eindruck eines zersplitterten Daseins, weil sie nicht zu einer Einheit, die doch all diesen Vielfältigkeiten zugrunde lag — zusammengefaßt werden. Als wollte man einen Menschen charakterisieren durch die Aufzählung der Einzelheiten seines Tageslaufs, ohne auf das hinzuweisen, woraus sie alle fließen — der Gesamtpersönlichkeit. Und gerade diese wird bei Ruskin so stark charakterisiert durch das fortgesetzt sich steigernde Bestreben, hochfliegende Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen. So unabweislich dies auch im Verlauf der Biographie hervortritt und sich immer deutlicher als Brennpunkt von Ruskins Wirksamkeit und durch den Dualismus, in den es ihn verstrickt, als Tragik seines Lebens erweist, hat der Verfasser nicht vermocht, es zu künstlerischer Abrundung auszuarbeiten. Er hat es auch gar nicht versucht. Sagt er doch in einem der letzten Kapitel — vielleicht zu seiner Entschuldigung —: „Es war nicht meine Absicht, eine gedankenreiche, zusammenfassende Darstellung von Ruskins Leben und Charakter zu geben. Weshalb sollte der Biograph das Amt des Richters übernehmen?" Und doch spricht er damit, wahrscheinlich unbewußt, ein überaus hartes Urteil aus, als ob Ruskins Lebenslauf die Kritik geradezu aufforderte, über ihn zu Gericht zu sitzen. Daß der Biograph aber die andere viel höhere Aufgabe hat, dem Leser den Helden und seine Entwicklung psychologisch begreiflich zu machen, aus dem Zentrum der Persönlichkeit heraus ihr Wollen, Tun, ihr Wirken, ihre Größe, ihre Mängel zu erfassen und in ihrer Wechselwirkung zu veranschaulichen, ist ihm nicht in den Sinn gekommen. Hat er somit

das Problem der Charakterisierung seines Helden umgangen, so hat er sich seine Aufgabe damit nicht leichter gemacht. Er trägt Stoff auf Stoff herzu, Urteile der Zeitgenossen über ihn, und dies alles mit Wärme und Hingebung. Aber er versäumt es, die Notwendigkeit des so Werdens und Gewordenseins der Persönlichkeit zu erweisen, aus der es mit elementarer überzeugender Gewalt hervorbricht:

So mußt Du sein,
Du kannst Dir nicht entfliehn
So sangen schon Sybillen, so Propheten . . . .
Und keine Macht der Welt zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Verfasser hat es ferner unterlassen, eine Uebersicht der vorhergegangenen Kunstanschauungen und der bis dahin herrschenden Nationalökonomie zu geben, in die Ruskins Wirken klärend und umwälzend eingegriffen hat. Es fehlt auch hier jede zusammenfassende Darstellung, aus der der Leser die Größe und Bedeutung seines Einflusses entnehmen könnte. Vielleicht konnte der Verfasser voraussetzen, daß dies seinem Leserkreis bekannte und geläufige Dinge seien. Da man aber in England jetzt Ruskin zu den überwundenen Größen zu rechnen beliebt, würde ein historischer Rückblick die Bedeutung seiner Anschauungen in ein neues Licht rücken. Jedoch ist dies ein Mangel, der fast durchgängig den englischen Biographien anhaftet.

In dieser Zeitschrift ist Ruskins Leben und Wirken des öfteren ausführlich besprochen worden. Ich kann mich in bezug auf seinen Lebenslauf und die von ihm ausgegangenen Wirkungen daher auf das beschränken, was die Biographie neues bringt. Da sind zunächst Ruskins persönliche Aeußerungen wichtig über sein gemeinhin als ideal geschildertes Verhältnis zu den Eltern. Konnte ich auch schon im dritten Bande meines „John Ruskin und sein Werk"*) aus seinen damals eben erschienenen Briefen an Norton mitteilen, daß der geniale Sohn unter dem Bestreben der Eltern, ihn nie, auch als er schon die Vierzig überschritten, als eigentlich mündig anzuerkennen, gelitten habe, so geht aus seinen hier verwerteten Aeußerungen noch klarer hervor, wie sehr das Verhalten der Eltern auf ihm gelastet hat. Es ist dankenswert für das Verständnis der Tragik seines häuslichen Daseins, daß auch die stärksten Ausdrücke

*) Eugen Diederichs, Jena 1907.

nicht verschwiegen sind. So, wenn er dem Vater geradezu vorwirft, daß die Eltern ihn in allen Lebensgewohnheiten verzärtelt hätten, „aber allem widerstrebt, was er im tiefsten Lebensernst mit feuriger Leidenschaft erstrebt habe. Denn die Eltern hätten nicht das Recht, den Kindern das Herz zu brechen". Und über den Tod des Vaters schreibt er, wie furchtbar der Verlust eines Vaters sei, der gerne sein Leben für den Sohn hingegeben hätte, und diesen dennoch gezwungen, dem Vater sein Leben zu opfern, und zwar vergebens: „Eine außergewöhnliche Tragik, ganz wie bei Lear, nur in bürgerlicher Sphäre."

Ruskins tragische Ehegeschichte wird mit größter Diskretion erzählt, ohne die leiseste Hindeutung auf das, was dieser Tragik zugrunde lag. Aber während einem in England jedermann ohne Vorbehalt mündlich mitteilt, Ruskin sei anormal gewesen und seine Ehe deshalb nie vollzogen und als ungültig geschieden worden, dürfen diese Dinge nicht gedruckt werden, und die englische Kritik rühmt auch in Cooks Darstellung die Zurückhaltung, mit der er diese Tatsachen übergangen habe.

Vorbildlich auf diesem Gebiet ist wohl die Diskretion, mit der Goethe (Viertes Buch „Wahrheit und Dichtung") das Eheproblem seiner Schwester Cornelie Schlosser behandelt, ohne doch ihre eigentümliche Veranlagung, die sie eher zur Aebtissin als Gattin bestimmt zu haben schien, zu verschweigen. Um so widerwärtiger ist das neuerdings in Deutschland übliche Verfahren, auf diesem Gebiet Untersuchungen anzustellen, die in die intimsten Geheimnisse des Einzellebens hineinspähen. Und doch erscheint es unrichtig, hier alles mit Stillschweigen zu übergehen. Sagt doch Nietzsche mit Recht, daß Art und Grad der Geschlechtlichkeit eines Menschen hinaufreiche bis in die feinsten Spitzen seines Geistes. Deutschen Ruskinforschern ist es kein Geheimnis, daß gar vieles in Ruskins Lebensauffassung, auch in dem, was er für möglich hielt, zur Verwirklichung seiner sozialen Utopien, und was schon seine Zeitgenossen für Ausdruck geistiger Unreife erklärten, auf die Grundlage einer nie erreichten Geschlechtsreife, die seinen Urteilen zuweilen jenen altjüngferlichen Beigeschmack verleiht, zurückzuführen sei. Ebenso die Unrast, das Vielerlei, in dem er seine Lebenskraft zerstückelte und die zu dem Gehirnleiden führte, dem seine Geisteskraft zuletzt erlag. Ich habe in meinem Werk über Ruskin gesucht, dies Problem zu umschreiben. Ich habe darauf hingewiesen, daß er das einzige Kind seiner Eltern, diese nahe Blutsverwandte ge-

wesen und die Mutter älter als der Vater. Weil ich aber immer wieder betont, daß er geistige und seelische Liebesleidenschaft voll empfunden, haben nur Wenige herausgelesen, worauf diese Charakteristik hinaus wollte. Da die Kritik mir dies als weibliche Urteilslosigkeit ausgelegt hat, sehe ich mich veranlaßt, es hier unumwunden auszusprechen. Wie ahnungslos Ruskin selbst dieser Tatsache gegenüberstand, geht aus einem nach der Ehescheidung hier mitgeteilten Brief hervor: „Quälen Sie sich nicht darüber, als ob die Fähigkeiten, die ich vielleicht habe, unter diesem Geklatsch gelitten hätten. Seien Sie überzeugt, daß es mich weder besiegt noch verändert hat." Fließen auch die brieflichen Mitteilungen aus seiner kurzen Ehezeit reichlich, so bieten sie wenig Bemerkenswertes. Man fühlt, wie innerlich fremd sich die beiden Menschen geblieben sind, die der Wunsch der Eltern zusammengeführt, und begreift, daß Ruskin verhältnismäßig leicht über diese Trennung hinwegkam. In der Tiefe erschüttert und seinen Lebensnerv angetastet hat ihn dagegen die späte leidenschaftliche Liebe zu dem fast dreißig Jahre jüngeren Mädchen, das er als Gattin zu gewinnen hoffte. Ueber zehn Jahre hat er zwischen Hoffnung und Furcht geschwankt, und als sie ihm endgültig entsagt, „lebte er nur noch den Tod im Herzen". Ihre allerintimsten Briefe sind nach seinem Tode verbrannt worden, als „zu heilig, um veröffentlicht zu werden". Aber schon durch die hier mitgeteilten Briefe erst des Kindes, dann der Jungfrau, erhält man den Eindruck, welch hochbegabter, geistsprudelnder Mensch diese Rosie gewesen, die sich ihm so früh erschlossen, in der er und durch die er alle Erfüllung gehofft, an deren Seele aber krankhafte Einbildungen nagten, und die sich langsam entblätterte und zu Boden sank, ohne ihm angehört zu haben.

Reizend sind seine hier mitgeteilten Briefe in Versen an das Kind:

Rosie, Rosie — Rosie rare,
Rocks and woods and clouds and air
Are all the colour of my pet,
And yet, and yet, and yet
She is not here, but where?

Dreizehnjährig, schildert sie ihm ihre Freude über seinen Brief, den sie erhalten, gerade als sie zu Pferde stieg. Sie konnte nur eben hineinblicken, damit die Mutter ihn ihr nicht fortnehme. So steckte sie ihn fest an ihr Reitkleid, damit er zu ihr während des Reitens spräche. Beinah wäre sie aber abgeworfen, da das Pferd,

weil es seinen Brief auf dem Rücken trug, so in Aufregung geriet, „anfing auszuschlagen und zu springen, daß es mir war, als sei ich ein Sturmvogel, der auf einer großen Welle reitet. . . ."

Eine vorzügliche Nachbildung von Ruskins feiner Bleistiftskizze ihres Profils, ist dem Werk beigegeben. Aus ihr gewinnt man Einblick in den seltsamen Zauber, den sie ausgestrahlt hat. Die Züge von ungewöhnlicher Reinheit aber Herbe der Linien, wie gemeißelt. Durch das tief gescheitelte Haar windet sich ein leichter Kranz Maiglöckchen und Vergißmeinnicht. Das Haupt gesenkt, blickt das Auge hernieder. Die vollen, schön geschwungenen Lippen fest geschlossen. Eine Heilige, in deren Zügen aber ein weiblich unbewußt an sich Ziehendes mit bewußt Ablehnendem seltsam kontrastiert. Ihr Aussehen ist dem einer jüngeren Schwester Jesu verglichen worden.

* * *

Ueber Ruskins Kunstanschauungen bringt das Buch Neues aus bisher ungedruckten Manuskripten. So Tagebuchnotizen über die farbigen alten Glasbilder im Dom zu Chartres, „die sich zu modernen Glasmalereien verhalten, wie die lebendige Gesichtsfarbe zur Schminke . . . Das Blau so leuchtend, daß das Rubinrot des Fensters darauf fällt, wie mit Blut besprengte Schatten . . ."

In einem bisher nicht veröffentlichten Manuskript, das für „die Steine von Venedig" bestimmt war, erörtert er, wie jedes Kunstprinzip zwei Seiten habe, wenigstens zwei verschiedene Färbungen, entsprechend den Dingen, zu denen die Betrachtung sie in Beziehung setze . . . . In „Moderne Maler" habe er beabsichtigt, die verschiedenen Arten der Ideen, die die Kunst zum Ausdruck bringe, zu erläutern. Denn Kunst sei der Ausdruck des schöpferischen Geistes im Universum . . . Diese Ideen haben ihren Ursprung in der Seele, nicht aber im Verstand . . . Der erste Band „Moderne Maler" sei in der Absicht geschrieben, einen großen Künstler (Turner) zu verteidigen, von dem die Kritik behauptet habe, das einzige Verdienst seiner Werke läge in der Kraft seiner Phantasie, denn seine Bilder stimmten nicht mit Wahrheit der Natur überein. Deshalb sei er der Kritik auf ihrem Boden entgegengetreten und habe erwiesen, daß die Landschaft von keinem anderen Maler annähernd so wahr dargestellt worden sei. „Damit trat ich zwei Gegnern

gegenüber. Denen, die nichts in der Kunst suchen als eine buchstäbliche und mühselige Nachahmung ihrer Aeußerlichkeiten ... Und denen, die in ihrer Liebe zu System oder Komposition die Wahrheit der Natur völlig verneinen und die Phantasie für unabhängig von der Wahrheit erklären ... Wie es nun eine letzte Wahrheit gibt, die allein die Seele erkennt, und einen letzten Ausdruck, den nur die Seele anwendet, muß oftmals die gedankenreichste und ausdrucksvollste Kunst die sein, die in gewissem Sinne am wenigsten der Natur gleich kommt, nämlich die symbolische Darstellung ...."

So wertvoll diese hin und wieder verstreuten Urteile sind, so sehr vermißt man gerade hier eine zusammenfassende Darstellung seiner Kunstanschauung. Dafür können auch so zutreffende Urteile über Ruskins Kunstkritik, wie die von Temple, nicht entschädigen, die das Problem aufrollen, ohne es zu interpretieren. Es heißt darin: „Der große Kritiker ist der, der, obwohl er die Regeln kennt, das Gesetz im Gesetz würdigt, das die Regel niederwirft. In nichts erweist Ruskin so sehr die Bedeutung seiner Kritik, als durch den feinen Widerspruch, wegen dessen er so oft angegriffen worden, weil man nicht die wirkliche Uebereinstimmung erkannte, deren entgegengesetzte Seiten er beleuchtete."

So bringt das Buch eine Menge wertvoller Einzelheiten, die man aber selbst in den Zusammenhang des Ganzen einzufügen hat; z. B. wie hoch Ruskin die Bedeutung der Wortklänge sprachlich einschätzt, sie aber dem Inhalt, den sie ausdrücken, stets unterordnet. Interessant ist auch seine Begeisterung für Swinburnes Dichtungen, die die prüde englische Welt damals zunächst ablehnte. Er gibt zwar zu, daß sie ihm fern liegen, „daß des Dichters Geist und Phantasie ihn aber vor sich hertriebe wie der Gießbach den Kieselstein".

Sein Verhältnis zu den englischen Präraffaeliten wird nicht ausführlich behandelt. Doch erfährt man eine authentische Aeußerung Ruskins, daß ihm Rossettis Beata Beatrix größte Bewunderung erregt hat. Es ist dies bemerkenswert, da es bei denen, die Ruskin als Kunstkritiker nicht voll nehmen, üblich ist, ihm vorzuwerfen, daß er für dieses Bild, das Rossettis höchste künstlerische Entwicklung bedeutet, kein Verständnis gehabt habe.

Anders wird Cooks Darstellung, sobald es sich um die Schilderung von Ruskins praktischen Unternehmungen handelt. Auch eine Charakteristik der Briefe an die Arbeiter Englands, denen Ruskin

den seltsamen symbolischen Titel **Fors Clavigera** gab, ist ausgezeichnet. Ebenso der St. Georgengilde, ihrer Ziele, ihrer Unausführbarkeit und ihres Scheiterns. Nur das Sheffield Museum legt lebendiges Zeugnis davon ab, wie großzügig Ruskins soziale Utopien gedacht waren.

Und die Grundidee der Volksmuseen hat Ruskin endgültig damit niedergelegt. „Sie sollen kein Vorratshaus für die Studien der Spezialisten oder Gelehrten sein, sondern Lokalmuseen für einfache Leute. Weder eine Sonntagsschule für Kinder, noch ein Vergnügungsort für Faulenzer. Vielmehr ein Tempel der Musen zu eingehenden Studien. Sie dürfen nicht überfüllt sein, nichts Ueberflüssiges, nichts Verwirrendes enthalten..."

Durchaus fesselnd ist auch Cooks Darstellung der praktischen Versuche, die Ruskin als Professor der Kunstgeschichte in Oxford macht, die Studenten von ihrem zwecklosen, übertriebenen Sporttreiben abzubringen, durch Anleitung zu nutzbringender, körperlicher Arbeit. Er läßt sie eine brauchbare Straße in Hincksey bei Oxford pflastern. Wurde auch viel darüber gelacht und behauptet, die Arbeit sei mangelhaft ausgeführt, so war ein höherer Zweck damit erreicht. Denn hier, unter den Gesprächen und Lehren Ruskins, wie in seinen Vorlesungen und den darauf folgenden Zusammenkünften in seiner Wohnung ist der Same gesät und begossen, jenes praktische Interesse an sozialen Fragen wachzurufen, das der Inhalt der nächsten „Oxforder Bewegung" werden sollte.*) Denn unter den Wegebauern war Arnold Toynbee Anführer der pflasternden Studenten, der hier die Anregung empfing zu seinem späteren Vorgehen unter den verkommensten Armen Londons, und auf dessen Antrieben die ganze Settlement-Bewegung beruht, die in England auch für Deutschland vorbildlich geworden ist.

Auch der Zwiespalt, in den Ruskin durch seine einander widersprechenden Lebensinteressen geriet: Kunstbetrachtung und Leiden an dem sozialen Elend seiner Mitmenschen, das ihn in diesen göttlichen furore versetzte, wie Carlyle es nannte — ist klar hervorgehoben und durch wertvolle persönliche Aeußerungen lebendig gemacht. Dagegen fehlt jede psychologische Erklärung, wie sich in Ruskin der Uebergang vom Kunstkritiker zum sozialen Reformator und Propheten vollzogen habe. Doch führt Mr. Cook Carlyles Aeußerung über

*) Die erste Oxforder Bewegung war die Erweckung des Hochkirchentums unter Newman.

Ruskins Liebesgeschichte an, in der wohl diese Erklärung enthalten ist: „**Despair on the personal question made Ruskin go ahead all the more with fire and sword upon the universal one.**“

Ueberaus ergötzlich ist die Darstellung der vielfachen und originellen Wohltaten, die er Unterstützungsbedürftigen wider alle Regeln der von ihm vertretenen Nationalökonomie erwies, auch nachdem er erkannt hatte, Unwürdige vor sich zu haben. Züge seines köstlichen, aber auch grotesken Humors treten darin zutage. Es würde zu weit führen, hier all seine Unternehmungen auf praktisch-sozialem Gebiet zu nennen. Es genügt hervorzuheben, daß der Verfasser hier sein Bestes leistet.

Es gehörte zu den Ueberzeugungen, die Ruskin schon ausgesprochen, ehe der erste Lehrstuhl für Kunstgeschichte in England gegründet und er berufen wurde, daß auch in der künstlerischen Ausbildung, Praxis und Theorie Hand in Hand gehen müßten. Zu dem Zweck widmete er einen bedeutenden Teil seines großen Vermögens zur Stiftung einer Zeichenschule in Oxford, die er mit wertvollen Kunstschätzen, auch Turnerschen Gemälden, ausstattete und an der er selbst praktisch Unterricht im Zeichnen und Malen erteilte. Aber der Besuch war verschwindend gering, und ist es heute noch. Denn da kein Examen in den schönen Künsten stattfindet, mußte auch diese Veranstaltung eine Enttäuschung sein.

Ueber Ruskins Eingreifen in die Tagesmeinungen erfahren wir, wie mutig er auch der gewöhnlichen englischen Politik sich entgegenstellt. So sagt er den Kadetten in Woolwich, die Engländer hätten als ritterliche Nation während der letzten zehn Jahre ihre Sporen verloren. „Wir haben gekämpft, wo wir nicht hätten kämpfen sollen, um des Gewinnstes willen; wir sind passiv geblieben, wo wir es nicht gedurft hätten, aus Furcht. Ich sage Euch, das Prinzip, das uns heut verkündigt wird, ist so selbstsüchtig und grausam, wie die ärgste Kampfeswut, nur daß es nicht dem Haß, sondern der Feigheit entspringt.“

Ueber den Reichtum an Ruskins persönlichen Beziehungen bringt die Biographie viel bemerkenswertes Material. So über seine Freundschaft mit Carlyle. Wir erfahren, wie nahe er William Morris und seinen sozialen Ansichten gestanden, wie befreundet er mit Kate Greenaway war, wie lebhaft er in den letzten Lebensjahren mit ihr korrespondierte und ihre künstlerische Leistungen durch seine Kritik zu heben suchte.

Ganz neu aber sind die ausführlichen Einzelheiten über den Charakter von Ruskins wiederholten Gehirnerkrankungen, die schließlich zu völliger geistiger Abnahme und zu dem traumhaften Dämmerzustand seiner letzten Lebensdezennien führten. Hier ist nichts verschwiegen und nichts beschönigt. Aber auch nicht der Versuch gemacht, auf diesen nicht sehr erstaunlichen Ausgang eines Lebens hinzuweisen, das fast ausschließlich vom Impuls bestimmt ward, vielmehr von Impulsen, deren Zahl Legion. In dem das Gefühl, so instinktiv richtig es war, vom Verstand keine Regulative empfing, sondern wie die Sonnenpferde Platons ohne Zaum und Zügel vorwärts stürmte. Wohl macht der Verfasser Ruskins Temperament und die sich daraus ergebende unmethodische Methode zu arbeiten für die vielen Mißverständnisse verantwortlich, denen seine Schriften heute noch ausgesetzt sind. Er sagt: „Selten mäßigte er seine Behauptungen. Er schrieb in Siedehitze. Sein Gedanke war klar: aber in einem gegebenen Moment, wenn es sich um einen bestimmten Punkt handelte, sah er die Dinge nicht immer deutlich und in ihrem allgemeinen Zusammenhang.“ Daß diese Maßlosigkeit mit den Jahren zunahm, weist auf eine Ueberreizung des Gefühlslebens hin, die sich rächen mußte.

Obwohl nun der Verfasser die Frage nach der Beziehung von Genie zu Wahnsinn stellt und seine Ansicht dahin formuliert, es sei ein stark hervortretender Zug in Ruskins Krankheitsbild gewesen, daß die krankhaften Zustände jeder Gehirnattacke in scharfem Umriß aus seinen normalen Zuständen hervorgetreten seien, so unterläßt er es doch darauf hinzuweisen, wie diese krankhaften Zustände in gewisser Weise doch die Steigerung bestimmter individueller Züge sind. Nach der Art aber, wie vorzüglich er das descrescendo seines geistigen Zusammenbruchs darstellt, kann man nur bedauern, daß er nicht versucht hat, das Lebensbild Ruskins, das diesem Ende vorausgeht, in gleicher Weise zu gestalten. Das Wesentliche stärker hervorzuheben, das Unwesentliche auszuscheiden und das Ganze zu gleicher Geschlossenheit abzurunden.

Aber noch ein Wort über Ruskins Krankheit selbst. Ohne Frage hat Mr. Cook recht mit der Annahme, daß, weil Ruskin ein völlig origineller Mensch war, seine Ansichten dem Durchschnittsmenschen in jedem Stadium ihrer Entwicklung verrückt erscheinen mußten. Seine Begeisterung für Turner, dessen Genie damals niemand außer ihm erkannt hatte und den Impressionismus; für venetianische Gotik, ferner seine Nationalökonomie und sozialen Forde-

rungen wurden nacheinander für unsinnig erklärt, ehe das allgemeine Zeitbewußtsein sie aufgesogen hatte. Und seine Gehirnattacken berechtigen niemanden dazu, seine Geistesanlage für anormal zu erklären. „Sie sind mit nichts so sehr zu vergleichen als mit Gewittern. Es wird dem differenzierenden und erfahrenen Leser möglich sein, aus Ruskins Briefen das Nahen des Sturmes zu Zeiten gesteigerter Leidenschaft oder Erregung vorauszufühlen, wie Ruskin selbst es tat. Der Sturm bricht los, und wenn er vorüber, hinterläßt er keine Spuren in Ruskins unterbrochener Arbeit. Das merkwürdigste Beispiel dafür ist „Praeterita." Von all seinen Werken ist es in der Stimmung das durchgängig heiterste. Ausgezeichnet durch viele bewundernswerte Vorzüge, aber ganz besonders durch Zurückhaltung, durch völlige Beherrschung seines Talentes — mit einem Wort — durch Gesundheit. Und doch ist es geschrieben während der Pause zwischen zwei aufeinander folgenden Gehirnattacken."

Ueberaus interessant und rührend sind Ruskins eigene Aeußerungen über diese Zustände in dem ungedruckten Vorwort zu „Loves Meinie", einem Buch über Vögel. „Die Perioden wahnsinniger Phantasien, die ich durchgemacht, sind einfach Zustände fortgesetzten Träumens — eines meiner Umgebung tatsächlichen Entrücktseins (Trance); zuweilen auch wacher Phantasien, die sich mit der Wirklichkeit meiner augenblicklichen Umgebung verbinden, oder dahinter verstecken. Was aber auch ihr Charakter sei — hinterher weiß ich genau, daß es Träume oder Visionen waren, wie Träume gewöhnlichen Schlafes. Der Zustand ist nicht von körperlichen Schmerzen begleitet, noch wirkt er auf das körperliche Befinden schädlich ein, es sei denn, daß er es mir zuweilen, in bestimmten Stimmungen des Aergers oder des Kummers, unmöglich macht, Nahrung aufzunehmen. Es scheint mir im Gegenteil, daß die unwillkürlichen Phantasien das Gehirn beinahe ausruhen und es schlimmstenfalls weniger anstrengen als jede vernünftige Betätigung. Wahrscheinlich habe ich mir mehr wirklich geschadet durch drei Tage anhaltender Arbeit vor meiner zweiten Erkrankung, als durch die Gesellschaft ungeladener Phantome und das Erleben eingebildeter Ereignisse." Und doch bewegten sich die Visionen meist im Inferno, zuweilen aber im Paradiese, und waren dann so herrlich, daß sie fast einen Ausgleich der Schrecken der anderen gewährten. Denn während alle häßlichen Dinge furchtbare und grausige Formen gewannen, und sich meist in verzerrten oder gesteigerten Vorstellungen von Dingen bewegten, die ihn auch sonst beschäftigten, erschien alles Schöne zehnfach

schöner. So erregte es Wilhelm Diltheys besonderes Interesse, daß Ruskin in einer dieser Phantasien glaubte, mitten durch die Erde zu fallen und an ihrer anderen Seite wieder heraus zu kommen. Er meinte es sei überaus charakteristisch, daß auch seine Delirien Ausdruck seiner steten Betrachtung des kosmischen Universums gewesen seien, das er immer bewußt als Hintergrund seines Daseins empfunden habe.

Welch erschütternde Kritik seiner Arbeitsmethode und der Atemlosigkeit seiner Lebensweise diese Bekenntnisse seiner krankhaften Zustände enthalten, scheint Ruskin nie bewußt geworden zu sein.

Von seinem letzten schweren Zusammenbruch im Jahre 1888 hat er sich nicht wieder erholt.

Im Studio, Jahrgang 1907, Februarheft, findet sich eine ergreifende Apotheose seines Wesens in ihrem traumhaft nach innen gerichteten Schauen jener letzten Lebensjahre. Eine Statue von einem jungen amerikanischen Bildhauer, einem Schüler Rodins. Ruskin ist in einem weiten Gewand sitzend dargestellt, die Züge des gewaltigen Kopfes mit wallendem Bart und Haar haben den Ausdruck eines Sehers gewonnen, dem innere Gesichte werden. Ein wahrhaft hellseherisches Erfassen „eines von der Last und dem Mysterium erlösten Lebens, in dem er das Wesen der Dinge erschaut".

Wie hoch — oder wie niedrig Ruskin das einschätzte, was der Einzelne zum Emporwachsen des Ganzen beizutragen vermag, hat er in seiner Aeußerung über „Nachwelt" niedergelegt. „Unsere Geistesarbeit, sofern sie Gedanken enthielt, die bedeutsam und wichtig für ihre Zeit waren und scheinbar Großes wirkten, werden in der Erinnerung fortleben, auch wenn sie von kommenden Gedanken und höherer Erkenntnis überholt, töricht erscheinen und langsam dahin sinken. Denn der höhere Gedanke wäre nicht gezeitigt ohne den voraufgegangenen der im Vergehen den Keim des Höheren schon in sich trug."

Es ist oft bis zum Gemeinplatz behauptet worden, Ruskins Gedanken über Kunst und auch über Nationalökonomie seien lange überholt und das Studium seiner Werke überflüssig geworden, sofern es sich nicht um die historische Würdigung seiner Bedeutung und die in der englischen Literatur einzigartige Schönheit seiner Sprache handele. „Aber wenn sich auch die Methoden des Studiums wandeln, und die Art und Gesichtspunkte der Kritik"; wenn, wie Heinrich Wölfflin sagt „nicht alles zu allen Zeiten möglich ist in den

Künsten der Anschauung; nicht alle Gedanken zu allen Zeiten gedacht werden können", so ist etwas in Ruskins Werken, was, davon unabhängig, dauernd Wert behält, was seine Widersprüche, Vorurteile und Uebertreibungen überlebt. Das ist die tiefe poetische Einsicht seines Genius in die Zusammenhänge von Schönheit und Weltanschauung. In der Kunst, in die Zusammenhänge ihrer malerischen und technischen Beziehungen zu ihrer symbolischen Bedeutung und Untrennbarkeit von der Totalität des Lebens. Sein tiefes Erfassen aber der Einheit allen Lebens, seiner praktischen wie symbolischen Seiten hat ihn zu den Reformideen geführt, die die sozialen Umgestaltungen der Zukunft seines Landes vorbereitet haben.

Ist eine Aenderung des Genossenschaftsgesetzes erforderlich?

Von

Privatdozent **Dr. Ludwig Waldecker**, Charlottenburg.

So oft schwerere Krisen im deutschen Genossenschaftswesen hereingebrochen sind, so oft erhoben sich Stimmen, die der Selbständigkeit der freien Genossenschaften ein Ende machen wollten. So war es, als nach dem ersten Fieber des Milliardensegens der siebziger Jahre die Ernüchterung einsetzte, so ist es heute. Damals wollte unter dem Eindruck einer Reihe größerer Zusammenbrüche, namentlich im Königreich Sachsen, ein Antrag Ackermann (1881) die Genossenschaften unter eine Aufsicht der Kommunalverbände stellen. Dem Antrag liegt dieselbe Tendenz zugrunde, wie dem Entwurf der Preußischen Regierung vom Frühjahr 1866; man stand damals noch unter der Auffassung, man müsse den Gläubigern einer juristischen Person von Staats wegen eine gewisse Garantie geben, und wollte deshalb der Genossenschaft nach dem Vorbild der Aktiengesellschaft eine selbständige Rechtspersönlichkeit nur kraft staatlicher Konzession zugestehen. Und als die erwähnten Zusammenbrüche der Gefahr Raum gaben, man möchte auf diesen Gedanken zurückkommen, versuchte Schulze-Delitzsch (vgl. Schriften und Reden 435 ff.) ihm durch eine auf freier Initiative der Genossenschaften beruhende Einrichtung zuvorzukommen — die Revision. Das Vorbild für diese Einrichtung fand Schulze in England, wo dem Chiefregistrar nach dem Genossenschaftsgesetz von 1876 nicht nur die Eintragung der Genossenschaften in das amtliche Register obliegt, sondern dem auch der jährliche Rechnungsschluß mit Revisionsvermerk einzureichen ist, und dem auch ein gewisses Ordnungsstrafrecht

zukommt. Und zwar unterliegt die Rechnungsprüfung einem nach dem Gesetz bestellten öffentlichen Revisor oder zwei oder mehreren nach der Bestimmung des Statuts bestellten Personen. Die öffentlichen Revisoren, Public auditors, werden vom Schatzamt, Treasury, ernannt, welches sich deshalb mit dem Registrar in Verbindung setzt und eine Liste dieser Public auditors bekannt gibt; doch werden diese öffentlichen Revisoren nur wenig in Anspruch genommen. Die Funktion dieser öffentlichen Revisoren kommt nach dem deutschen Genossenschaftsgesetz in der Hauptsache dem Aufsichtsrat zu, wobei die deutsche Einrichtung insofern entschieden den Vorzug verdient, als eine ständige Ueberwachung der Geschäftsführung des Vorstandes stattfindet und nicht bloß eine jährlich einmalige Nachprüfung. Schulzes Idee war nun, das deutsche und das englische System zu verbinden und neben die regelmäßige Kontrolle durch den Aufsichtsrat eine periodische Nachprüfung der gesamten geschäftlichen Verhältnisse der Genossenschaft durch Revisoren treten zu lassen. In letzterer Hinsicht verwies er auf die in ihren Anfängen bis ins Jahr 1864 zurückgehenden Einrichtungen des von ihm geleiteten Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbandes, um deren Ausbau Schulze fortgesetzt bemüht war, und der auch nach seinem Tode nicht außer acht gelassen wurde. Schon früh hatte man hier neben dem Austausch der Erfahrungen auf den Verbandstagen eine Unterstützung der einzelnen Genossenschaft vorgesehen, der eine geeignete Persönlichkeit zur Hilfe bei der Einrichtung der Bücher, dem Jahresabschluß, aber auch gelegentlich zur Nachprüfung der Verhältnisse der Genossenschaft zur Verfügung gestellt wurde — meist ein hierzu befähigtes Vorstandsmitglied einer anderen Genossenschaft. Mit der Zeit trat die Nachprüfung der geschäftlichen Verhältnisse in den Vordergrund und wurde schließlich als periodische Verbandsrevision durch einen Beamten des Verbandes zu einer der Hauptaufgaben der Verbände. Sie bezweckt also zunächst und in erster Linie die Feststellung, ob die Einrichtungen und die Geschäftsführung der Genossenschaft in Ordnung gehen, dann aber auch die Abstellung etwa bestehender Mängel. Deshalb ist sowohl der Genossenschaft wie dem Verband ein Bericht über die Revision zu erstatten. Die Verbände haben in der Regel hieran Bestimmungen geknüpft, die auf eine Behebung der bei der Revision erhobenen Anstände abzielen, wobei jedoch nach der Natur der Sache dem Verband ein Zwangsrecht nicht zukommt. Die Einrichtung der Revision als solche ist dann in das Genossenschafts-

gesetz vom 1. Mai 1889 übergegangen, und findet hier in den §§ 53—64 ihre Regelung.

Und wieder ertönt heute der Ruf nach einer Aenderung des Genossenschaftsgesetzes, das nicht mehr als ausreichend bezeichnet wird; die Bestimmungen über die Revision sollen versagt haben. Die großen Genossenschaftsverbände wenden der Revisionsfrage fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit zu. Einer derselben, der Hauptverband deutscher gewerblicher Genossenschaften, ist auf seinem letzten Verbandstag sogar mit bestimmten Forderungen hervorgetreten[1]), die als Richtlinien bei einer erforderlichen Aenderung des Gesetzes dienen sollen. Im Bankarchiv 13, S. 59 stellt der Urteilsreferent eines bank-genossenschaftlichen Skandalprozesses äußerst detaillierte Forderungen hinsichtlich einer Aenderung des Gesetzes — um im Grunde genommen der genossenschaftlichen Selbständigkeit so gut wie völlig den Garaus zu machen. Die hessische Regierung prüft laut Blätt. Genoss. Wes. 1913, S. 811 unter dem Eindruck desselben Prozesses ernsthaft die Frage, ob eine Aenderung des Genossenschaftsgesetzes erforderlich ist.

Was ist geschehen?

Soviel ist sicher, das Genossenschaftswesen hat sich in der letzten Zeit zu einem Wirtschaftsfaktor ausgewachsen, an dessen Bedeutung man nicht mehr mit der Achtlosigkeit wie früher vorübergehen kann. Es existierten Ende 1912 in Deutschland nahezu 34 000 Genossenschaften. Davon trugen 25 000 zu einer Statistik bei, ausweislich deren sie über 5 Millionen Mitglieder hatten, in denen über 700 Millionen Mark eigene und über 5 Milliarden Mark fremde Gelder angelegt waren, die einen Jahresumsatz von über 28½ Milliarden Mark auswiesen. Aber auch die Aufgabe der einzelnen Genossenschaft ist gegen früher eine ganz andere geworden, und namentlich sind es die Kreditgenossenschaften, deren Entwicklung vom einfachen Vorschußverein mehr und mehr auf das Bankgeschäft hindrängt. Man mag über die Notwendigkeit dieser Entwicklung denken wie man will, ihre Tatsache allein läßt bereits Bedenken erwachsen. Die eingetragene Genossenschaft beruht weit mehr wie jede andere Gesellschaftsform auf einem Gegenseitigkeitsverhältnis der Mitglieder, geht sie doch in ihrem Wesen zurück auf den ursprüng-

[1]) Diese Leitsätze sollen zunächst noch nicht der Reichsregierung unterbreitet, sondern innerhalb der Organisationen des Hauptverbandes nochmals durchberaten werden, wie der Verbandstag gegen den ursprünglichen Antrag der Verbandsleitung beschloß.

lich nachbarlichen Zusammenschluß. Ihre erste Grundlage ist ethischer Natur; sie beruht auf gegenseitigem Vertrauen und deshalb steht bei der eingetragenen Genossenschaft weit mehr als bei jeder anderen Gesellschaftsform der menschliche Gesichtspunkt im Vordergrund, die Personenfrage. Daher die Einrichtung des Aufsichtsrates als ständig überwachendes Organ, und weil auch dieser versagen kann, hat man geglaubt, eine weitere Garantie in der Einrichtung der Revision geben zu sollen. Aber man kann hier einrichten was man will, gerade die Personenfrage gibt bei dem in Betracht kommenden Mitgliederkreise zu denken, aus dem sich Vorstand und Aufsichtsrat rekrutieren müssen. Für die Vorstandsgeschäfte einer e. G. ist nicht jedes Mitglied geeignet, dazu gehört eine gewisse Gewandtheit, und schon unter kleinen Verhältnissen ist es häufig schwer, geeignete Vorstandsmitglieder zu finden. Da der Vorstand aus mindestens zwei Personen bestehen muß, würden wir in Deutschland mindestens 70 000 derartige Vorstandsmitglieder haben. Ob sie wirklich alle ihren Platz so ausfüllen, wie es das Gesetz verlangt? Noch schwerer ist es, geeignete Persönlichkeiten für den Aufsichtsrat zu gewinnen, denn kontrollieren ist schwerer wie ausführen[1]. Die Aufsichtsratsmitglieder müssen den Vorstandsmitgliedern an Geschäftsgewandtheit nicht nur gewachsen, sondern sie sollen ihnen im Grunde genommen überlegen sein. Der Aufsichtsrat besteht aus mindestens drei Mitgliedern, so daß wir also mindestens 100 000 solcher geeigneter Personen hier haben müssen. Und da Vorstand und Aufsichtsrat verschieden zusammengesetzt sein müssen, so wären demnach mindestens 170 000 solcher geeigneten Personen vorhanden — eine ungeheure Zahl! Mit fortschreitender geschäftlicher Entwicklung der einzelnen Genossenschaft wachsen die Anforderungen, die an die Person der Mitglieder von Vorstand und Aufsichtsrat gestellt werden müssen. Das verkennt die Richtung, die speziell die bankmäßige Entwicklung der Kreditgenossenschaften fördert, auch keineswegs, sie empfiehlt in der Regel mindestens ein besoldetes, hauptamtlich tätiges Vorstandsmitglied anzustellen und die Personen der Aufsichtsratsmitglieder sorgfältigst auszuwählen. Wie aber solche Ratschläge vielfach befolgt werden, oder wenn sie befolgt werden, wie dann trotzdem Mißgriffe vorkommen, und so das Gefährliche

[1]) Ich kenne einen Fall, der hier als Beleg dienen möge, in dem der anerkannt tüchtige Leiter einer großen Kreditgenossenschaft als Revisor ganz versagte — der beste Beweis dafür, daß das Kontrollieren nicht leicht ist. Und hier handelte es sich um einen Spezialisten!

dieser Ratschläge beweisen, das zeigen die Erfahrungen der letzten Jahre, das zeigen die Fälle Nieder-Modau, bei welchem Konkurs eine Unterbilanz von 1 600 000 Mark bestand und die von dem einzelnen Mitgliede aufzubringende Haftsumme auf 200 000 Mark festgesetzt wurde; das beweist der Fall der St. Josefskasse in Erfurt, wo zur Deckung einer Unterbilanz von 1 850 000 Mark auf das einzelne Mitglied 150 000 Mark umgelegt worden sind. In Blätt. Genoss. Wes. 1914, S. 6, wird mitgeteilt, daß in den letzten drei Jahren von den 950 Kreditgenossenschaften[3]) eines Genossenschaftsverbandes drei in Konkurs gerieten, bei 20 war Sanierung erforderlich. Die vermutlich mindestens ebenso große Zahl der Genossenschaften, bei denen eine Sanierung erforderlich wäre, ist nicht genannt. Wohl aber erfahren wir, was die Ursache der Verluste war: „Ausgesprochene Mißwirtschaft, die vor allem in übermäßiger Kreditgewährung zum Ausdruck kommt; Spekulationen einzelner Vorstandsmitglieder; Gewährung von Baugelderkrediten; Gewährung von Industriekrediten; Unterschlagungen der Vorstandsmitglieder, und schließlich Unaufrichtigkeit der Leitung, die nicht den Mut hatte, rechtzeitig kleinere Verluste der Generalversammlung einzugestehen und zur Abschreibung bringen zu lassen." Was hier für diesen einen Verband zugestanden wird, wird sich mehr oder minder bei den anderen großen Verbänden wiederfinden. Jeder dieser Verbände hat sein Nieder-Modau, und wenn er es noch nicht hat, dann kann es täglich über ihn hereinbrechen. Das ist die Kehrseite der Entwicklung, die das Genossenschaftswesen genommen hat, und die, man kann es nicht leugnen, eine gewisse Beunruhigung hervorzurufen geeignet ist. Man wird vielleicht einwenden, es seien Einzelfälle, um die es sich hier handle; sowenig sich die bankmäßige Entwicklung für jede Genossenschaft eigne, sowenig dürfe man die Erfahrungen dieser Einzelfälle verallgemeinern. Aber ganz abgesehen von der Wucht dieser Fälle wollen wir einmal ernsthaft prüfen. Ich sagte bereits, daß vermutlich der Zahl der erfolgten Sanierungen in dem erwähnten Verband mindestens eine ebenso hohe Zahl von

---

[3]) Es sind aber auch andere Genossenschaftsarten, die ungeheuerliche Zusammenbrüche aufweisen, ich erinnere an den Eltviller Winzerkrach, die verschiedenen Kornhauszusammenbrüche, die Pfälzische Tabaksverkaufsgenossenschaft in Ludwigshafen, die Zentrale für Milchverwertung in Berlin usw. Speziell diese Zusammenbrüche berühren den betr. Verband nicht. — Uebrigens ist m. W. die Zahl der Sanierungen dieses Verbandes in den letzten drei Jahren um mindestens vier höher.

Genossenschaften entspricht, bei der die Sanierung erforderlich wäre[4]). Und wenn wirklich diese Annahme nicht zutreffend wäre, sind die 23 schweren Fälle dieses Verbandes bei 950 Verbandsgenossenschaften nicht eine außerordentlich große Anzahl? Hinreichend, um den Schutz der anderen zu verlangen? Gewiß sind es zunächst Einzelfälle, und ein Optimist wird sagen, man könne dieses faule Fleisch ausschneiden. Aber der Einzelfall gibt zu denken, wenn er sich häuft, besonders wenn ein gewisser Rhythmus sich zu zeigen beginnt — das System beginnt seine Wirkungen zu äußern. Es ist kein reiner Zufall, daß sich die Zusammenbrüche häufen; es müssen grundlegende Fehler organisatorischer Natur vorliegen, wenn die Einzelfälle derart rasch aufeinander folgen können. Gewiß kann es überall ungetreue Vorstandsmitglieder geben; und es mag auch Zufall sein, daß die Entdeckung ihrer Verfehlungen an mehreren Orten gleichzeitig erfolgt. Aber zu denken gibt es, wenn eine vor dem fünfzigjährigen Jubiläum stehende Genossenschaft ihr ganzes eigenes Vermögen von 315 000 Mark abschreiben muß, das vom Vorstand verspekuliert wurde. Zeitlich nicht weit entfernt liegt der Fall, daß noch darüber hinaus zur Deckung von verspekulierten 650 000 Mark die Mitglieder einer anderen Genossenschaft ihre Einlagen stark erhöhen mußten. Auf eine verfehlte Organisation deutet es, wenn im Einzelfall abzusetzen sind 900 000, 630 000, 100 000, 840 000, 400 000, 340 000, 250 000, 400 000, 240 000, 800 000, 350 000, 250 000, 525 000, 215 000 Mark, wenn es zum Konkurs kommt oder der Konkurs vor der Tür steht mit Unterbilanzen von 2,8 Mill., 3 Mill., 5 Mill. Mark, wenn gegen eine über 30 Jahre alte Genossenschaft, die über eine Million Spareinlagen verwaltet, Konkursantrag gestellt wird wegen einer Forderung von 6,70 Mark (!). Es sind das Zahlen eines einzigen Verbands; in der Internat. Agrarökon. Rdsch., Bd. 36, Heft 12, erfahren wir ähnliches für einen anderen Verband, und hier wird die Quelle der „Einzel-

[4]) Man denke allein an die Verhältnisse in Groß-Berlin, wo die Kreditgenossenschaften unter der Konkurrenz der Depositenkassen der Großbanken in eine wenig beneidenswerte Position gedrängt sind. Um aber Mißverständnisse zu vermeiden: Ich sage nicht, daß alle Berliner Kreditgenossenschaften für eine Sanierung reif seien. Es gibt auch hier noch wirklich gute Genossenschaften; wohl aber wird nicht zu bestreiten sein, daß viele, wenn nicht die meisten Berliner Kreditgenossenschaften infolge ihres Engagements auf dem Bau- und Grundstücksmarkt sich in einer äußerst prekären Situation befinden. Im Konkurs einer Berliner Kreditgenossenschaft werden jetzt 23 % ausgeschüttet, in einem dieser Tage zum Ausbruch gelangten Konkurs erwartet man vielleicht 5—10 %!

fälle" gefunden in der „Gewährung in die Hunderttausende gehender Kredite an einzelne Schuldner, Beleihungen entfernter großstädtischer Häuser, Bauterrains, industrieller Unternehmungen zweifelhafter Art, übermäßige Kreditgewährung an Vorstandsmitglieder ohne die nötige Sicherstellung und ohne die erforderliche Genehmigung des Aufsichtsrats, lawinenartiges Anwachsen der Zins- und Ratenrückstände, große Unpünktlichkeit, Nachlässigkeit in der Buchführung", an anderer Stelle werden noch genannt „mangelnde Aufsicht, zu geringes eigenes Kapital und andere Fehler". Sehr treffend wird hier die letzte Ursache der Zusammenbrüche bezeichnet als „genossenschaftlicher Größenwahn, der die Genossenschaft zur Großbank aufblähen will". Im einzelnen mag der Fall liegen wie er will; es wird hier von zwei an leitender Stelle stehenden Persönlichkeiten offen die Krise im Genossenschaftswesen zugegeben. Und die Ursache der Krise liegt im System, man will aus der Genossenschaft etwas machen, was sie nicht ist. Man hat das genossenschaftliche Prinzip an falscher Stelle angewandt, und zwar nicht nur im Kleinbetrieb der Einzelgenossenschaft, sondern auch in der Zentrale. Die Sörgelbank hat sich nicht gehalten, die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse hat zur Sanierung gegriffen, und über Nieder-Modau sind gar zwei Zentralen gefallen, die Landwirtschaftliche Genossenschaftsbank und die Reichsgenossenschaftsbank, wobei annähernd 11 Millionen verloren gehen, wodurch noch mancher Genossenschaft sehr erhebliche Schwierigkeiten erwachsen werden. Aber wenn das am grünen Holze geschieht, wenn die Zentralen versagen, mit denen die Verbandsleitungen in engem Konnex zu stehen pflegen, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Lokalgenossenschaft auf Abwege gerät, wenn es allenthalben kriselt, wenn die noch wirklich guten Genossenschaften unter dem Mißtrauen leiden müssen, das durch die Häufung der auf ein verfehltes System zurückzuführenden „Einzelfälle" geweckt wird. Der Einzelfall gewinnt eine Bedeutung, wenn er bei starker Häufung anfängt ein typisches Bild zu zeigen, das auf eine systematisch falsche Anwendung des genossenschaftlichen Prinzips deutet — was zur Folge hat, daß die Beteiligung bei einer Genossenschaft zu einer wirtschaftlichen Gefahr für zahllose kleine Existenzen wird, daß die wirtschaftlich Schwachen, für die die Kapitalgesellschaft nicht da ist, und die deshalb auf die Genossenschaft angewiesen sind, mit Rücksicht auf die in der Haftpflicht liegende Gefahr in „ihrer" Genossenschaft nicht mehr einen Segen, sondern einen Fluch finden, der sie nicht nur gefährdet, sondern wie in letzter Zeit häufig ruiniert. Und dieser Fluch lastet nicht

nur auf den paar Mitgliedern der Einzelgenossenschaft, sondern zieht weite Kreise in seinen Bann; das nachbarliche Füreinandereinstehen äußert sich ja nicht nur in der Mitgliedschaft, sondern spielt auch im genossenschaftlichen Geschäftsverkehr eine, im Grunde sogar die Hauptrolle (Bürgschaftsübernahme!). Und so reißt der Fall einer Genossenschaft auch viele außerhalb stehende Existenzen mit sich, ganze Gemeinden, Städte und noch größere Bezirke. Beispiele aus jüngster Zeit geben hier sehr zu denken.

Es sind gerade Verbandsgenossenschaften, bei denen die großen Verluste bekannt geworden sind. Es liegt die Frage nahe, was ist seitens der Verbände geschehen, um die Verluste abzuwenden. Im Falle Nieder-Modau konnte der Strafrichter feststellen, daß sich der Zusammenbruch unter den Augen des Verbandes vorbereitet hat, der nichts tat, um ihn abzuwenden. Anderswo hat man Scheinsanierungen vorgenommen, hat buchmäßig die Unterbilanz beseitigt. In einem dieser Fälle handelte es sich um die Kleinigkeit von 600 000 Mark, ein Jahr nach dieser Sanierung sind wieder 200 000 Mark abzuschreiben. In anderen Fällen allerdings ist ein eifriges Bestreben der Verbände zu verzeichnen, ernsthaft bei der Abstellung der Mißstände in der Sanierung mitzuwirken, und es ist nicht zu leugnen, daß gerade in dem Verband, der die bankmäßige Entwicklung empfiehlt, in vielen Fällen die Verbandsleitung ein wachsames Auge hatte und der treibende Teil bei der Sanierung war — wobei aber auch recht wohl im Einzelfalle die Verbandsleitung in der Lage gewesen sein dürfte, früher einzuschreiten, ganz ebenso wie sie andererseits in dem Streben, um jeden Preis den Konkurs zu vermeiden, aus hier nicht interessierenden Gründen zu weit gegangen ist und Sanierungen durchgesetzt oder begünstigt hat, wo nichts zu sanieren war und der Konkurs doch hereinbrach, nachdem inzwischen die Haftpflicht der Mitglieder eine Erweiterung erfahren hatte.

Aber wenn nun die Genossenschaft einem Verbande überhaupt nicht angehört, wie ist es dann? Hier müssen wir auf die Rechtsgrundlage zurückkehren, deren Aenderung begehrt wird.

Nach § 53 ff. GG. hat jede Genossenschaft mindestens in jedem zweiten Jahre ihre Einrichtungen und Geschäftsführung in allen Zweigen der Verwaltung der Prüfung durch einen der Genossenschaft nicht angehörenden sachverständigen Revisor unterziehen zu lassen. Der Revisor erteilt zunächst der Genossenschaft eine Bescheinigung, daß die Revision stattgefunden hat, die der Vorstand

zum Genossenschaftsregister einreicht. Sodann erstattet er der Genossenschaft einen Bericht über den Befund, der bei der Berufung der nächsten Generalversammlung als Gegenstand der Beschlußfassung anzukündigen ist. In der Generalversammlung ist aber nicht etwa der Revisionsbericht vorzulesen, sondern der Aufsichtsrat hat sich über das Ergebnis der Revision zu erklären. Wie er dies macht, ist seine Sache.

Die Bestellung des Revisors erfolgt entweder durch das Registergericht auf Antrag der Genossenschaft, nachdem sich die höhere Verwaltungsbehörde über die Person des Revisors geäußert hat (§ 61 GG.). Genossenschaften, die einem sogenannten Revisionsverbande angehören, werden durch einen von diesem Verband zu bestellenden Revisor revidiert. Das Recht zur Bestellung solcher Revisoren wird dem Verband speziell verliehen. Sein Zweck besteht in der Revision der ihm angehörenden Genossenschaften und kann sich auf die gemeinsame Wahrnehmung sonstiger genossenschaftlicher Interessen erstrecken, insbesondere die Einrichtung gegenseitiger Geschäftsbeziehungen. Dem Verband kann das Recht zur Bestellung des Revisors entzogen werden, wenn er sich gesetzwidriger Handlungen schuldig macht, durch die das Gemeinwohl gefährdet wird oder wenn er andere als die ihm zugebilligten Zwecke verfolgt, und schließlich wenn er der ihm obliegenden Pflicht der Revision nicht genügt.

Der Revisor erhält für seine Tätigkeit eine Vergütung, und zwar in der Regel von der Genossenschaft; doch ist dies bei den Revisionsverbänden dahin geändert, daß er ein Beamter des Verbandes ist und Ansprüche nur gegen diesen hat, wogegen die Genossenschaften dem Verbande Beiträge entrichten. In der Regel hat der Revisionsverband auch sonstige Einrichtungen im gemeinsamen Interesse getroffen, und mindestens die Verpflichtung zur Auskunfts- und Raterteilung an die ihm angeschlossenen Genossenschaften übernommen.

Es ist also zu scheiden zwischen der Revision als solcher und dem Verhältnis der Genossenschaft gegenüber dem Revisionsverband. Die Revision als solche begründet stets nur ein Verhältnis zwischen der Genossenschaft und dem Revisor; er übt seine Tätigkeit verantwortlich aus und steht gegenüber der Genossenschaft in einem gesetzlichen Schuldverhältnis, kraft dessen er ihr für jedes Verschulden bei Ausführung der Revision Schadenersatz leisten muß (Reichsgericht 78, 148).

Es ist eine viel bestrittene Frage, wie weit die Prüfungspflicht des Revisors reicht, ob er insbesondere zu einer materiellen Prüfung der Bilanz der Genossenschaften verpflichtet ist. Die erwähnte Entscheidung des Reichsgerichts läßt die Frage offen. Man wird annehmen dürfen, daß er mit der Sorgfalt eines ordentlichen Revisors vorzugehen hat. Was er im einzelnen zwecks Erfüllung dieser Pflicht tun, wie weit er sich mit den Angelegenheiten der Genossenschaft befassen muß, hängt von seinem eigenen pflichtgemäßen Ermessen im einzelnen Falle ab. Etwaige Weisungen und Instruktionen können höchstens allgemeine Fingerzeige darstellen und entheben ihn nicht der Verpflichtung, die besondere Lage des einzelnen Falles selbständig und auf eigene Verantwortung zu prüfen (Blätt. Genoss. Wes. 1913, S. 553).

In diesem Verhältnis zwischen Genossenschaft und Revisor erschöpft sich die gesetzliche Möglichkeit der Einwirkung bei den Genossenschaften, die keinem Revisionsverband angehören. Hier ist der Revisor das einzige Organ, das die Tätigkeit der leitenden Organe der Genossenschaft ergänzt. Es liegt auf der Hand, daß hier dem Revisionsbericht eine ganz besondere Bedeutung zukommt — es ist aber eine auffallende Tatsache, daß die Revisionsberichte der gerichtlichen Revisoren vielfach so viel zu wünschen übrig lassen, daß hieraus die Forderung der Beseitigung der gerichtlichen Revisoren hergeleitet wurde. In einem Strafprozeß gegen die Leiter einer Schwindelgenossenschaft wurde festgestellt, daß ein Revisor sieben Genossenschaften gleicher Kategorie revidierte, eine empfahl ihn der anderen. Sein Revisionsbericht lautete stets: Es wird bestätigt, daß die Bilanz mit den ordnungsmäßig geführten Büchern übereinstimmt. Ich kann mich eines Falles erinnern, in dem ein derartiger Bericht lautete: Ein vorgenommener Kassensturz ergab die Uebereinstimmung der Kasse mit dem Kassenbuch. Letzterer Bericht war allerdings billig, er kostete nur 9 Mark, im vorigen Falle 125 Mark. Aber auch abgesehen von solchen Fällen wird zuzugeben sein, daß in der Regel der gerichtliche Revisor nicht die Gewandtheit besitzen wird, wie ein Verbandsrevisor. Er pflegt nur in einzelnen Fällen tätig zu werden, während der Verbandsrevisor tagtäglich mit den gleichen Fragen zu tun hat und daher nicht nur eine viel größere Routine, sondern auch eine ganz andere Urteilsfähigkeit haben wird — womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß nicht auch ein gerichtlicher Revisor vorzügliche Revisionen vornehmen kann. Mir sind Fälle vorgetragen worden, in denen die

früher gerichtliche Revision weit besseres als die spätere Verbandsrevision geleistet haben soll.

Bei der Verbandsrevision bleibt sich dieses Verhältnis zwischen der Genossenschaft und dem Revisor gleich. Der Unterschied besteht hier nur in der Person des Revisors, und was hier für die Verbands- und gegen die gerichtliche Revision spricht, ist bereits erwähnt. Zu diesem Verhältnis zwischen Genossenschaft und Revisor tritt hier noch das Verhältnis zwischen Genossenschaft und Revisionsverband. Dieses erschöpft sich nach dem Gesetz in der Bestellung und der fortgesetzten Ueberwachung der Tätigkeit des Revisors (Reichsgericht 78, 146). Die Verletzung dieser Pflicht, eine dem Verband vorkommende culpa in eligendo und custodiendo, begründet eine Schadensersatzpflicht des Verbandes. Insbesondere ist der Revisor kein Organ des Verbandes, sondern lediglich ein durch Dienstvertrag seitens des Verbandes mit der Vornahme der Revision beauftragter Sachverständiger. Gesetzlich ist also der Revisionsverband nicht verpflichtet, irgend etwas zur Beseitigung bei der Revision aufgedeckter Mißstände zu tun. Seine Verpflichtung gegenüber der Genossenschaft besteht einzig darin, einen geeigneten Revisor zu stellen und dafür zu sorgen, daß der Revisor in ausreichender Weise, d. h. weder ungenügend noch fehlerhaft, tätig wird. Darüber, ob dies der Fall ist, hat sich die Verbandsleitung fortgesetzt an Hand der Revisionsberichte zu unterrichten, die ihr zu diesem Zwecke gemäß § 63 GG. in Abschrift zuzustellen sind (Reichsgericht a. a. O.). Wohl aber ist es möglich, daß der Revisionsverband eine solche, über die gesetzliche Pflicht herausgehende Ueberwachungstätigkeit gegenüber den ihm angeschlossenen Genossenschaften übernimmt, und dies ist denn auch fast durchgängig geschehen, soweit es sich um die Abstellung der bei der Revision aufgedeckten Mängel handelt.

Dieser gesetzlichen Institution der Revision werden eine große Reihe von Mängeln vorgeworfen, die auch zum Teil wohl beachtlich sind. So als erster, daß der Bericht in der Generalversammlung nicht vorgelesen zu werden braucht. Die Leitung der Genossenschaft kann über das Ergebnis der Revision und die im Anschluß an die Revisionsbemerkungen ergriffenen Maßnahmen vortragen was sie will; dementsprechend braucht sie den Revisionsbericht überhaupt nicht zu beachten. Weder das Registergericht noch der Revisionsverband ist gesetzlich in der Lage hier einzugreifen. Das Gesetz stellt hier alles auf das Verantwortlichkeitsgefühl der Leiter der Genossenschaft ab, entsprechend der Tatsache, daß der

Revisor die verantwortliche Tätigkeit der Genossenschaftsorgane nur ergänzt, nicht aber ihnen die Verantwortung abnimmt, und bei der gerichtlichen Revision muß es hierbei sein Bewenden haben. Bei der Verbandsrevision allerdings ist es möglich, durch entsprechende Ausgestaltung des Statuts Abhilfe zu schaffen, und vielleicht läßt sich hier den mit der Verleihung des Rechts der Bestellung von Revisoren betrauten Behörden der Vorwurf machen, daß sie nicht in Hinblick auf § 55 GG. auf eine ausreichende Ausgestaltung der Statuten der Revisionsverbände hingewirkt haben, ehe sie das Recht zu Bestellung von Revisoren erteilten.[5]) Vielleicht aber ist es auch möglich, daß seitens der Verwaltungsbehörden noch nachträglich[6]) ein solcher Druck ausgeübt wird, daß die Revisionsver-

[5]) Im Herzogtum Anhalt besteht ein Revisionsverband, dem ganze drei Genossenschaften angehören! Ist ein solcher Verband wirklich existenzberechtigt, und wenn ja, ist er in der Lage, irgend etwas gegen eine der drei ihn bildenden Genossenschaften durchzusetzen?

[6]) Ich sage das auf die Gefahr hin, als Reaktionär verschrien zu werden. Verleihung und Entziehung des Rechts zur Bestellung des Revisors erfolgen durch die Zentralbehörden, deren Entscheidung keiner Nachprüfung unterliegt, es sei denn etwa gelegentlich einer Erörterung in den gesetzgebenden Körperschaften. Seither hat man sich an die Tatsache gehalten, daß das Gesetz einen Anspruch auf die Verleihung des Bestellungsrechts gibt, wenn es sich um einen den gesetzlichen Anforderungen entsprechenden Verband handelt, und ebenso ist seither nur ein Fall bekannt geworden, in dem einem Verband dieses Recht entzogen worden wäre. Aber es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß eine Regierung unbedenklich das Odium einer „Gesetzesverletzung" auf sich nehmen kann, und daß — von der politischen Seite des Falles abgesehen — ihr auch kein Parlament Schwierigkeiten machen wird, wenn sie dem Ausbau der genossenschaftlichen Revision ihr Augenmerk zuwendet und gegebenenfalls unter dem Druck der Versagung oder Entziehung des Rechts der Revisorenbestellung der genossenschaftlichen Selbsthilfe unter die Arme greift. — Zur Vermeidung etwa denkbarer Mißverständnisse hinsichtlich der Tendenz des vorliegenden Aufsatzes sei mir hier die Bemerkung gestattet, daß ich durchaus ein Freund der Selbsthilfe bin — solange diese nicht zum Schlagwort wird, und nur noch dazu dienen soll, ein Eingreifen des Staates gegenüber wirklichen Uebelständen zu verhindern. Ich glaube auch deutlich zum Ausdruck gebracht zu haben, daß meine Ausführungen weniger einen Appell an die Gesetzgebung, denn an das Selbstverantwortlichkeitsgefühl darstellen. Ein Eingreifen des Staates hat nur dann einen Sinn, wenn die Axt an die Wurzel des deutschen Genossenschaftswesens gelegt wird. Niemand würde das mehr bedauern als ich — aber wenn die mißleitete deutsche Genossenschaft sich nicht mehr selbst helfen kann, wird das Gesamtinteresse ein Eingreifen des Staates unabwendbar machen. Dann kann mich auch der Einwand nicht überzeugen, der Staat habe nicht die Aufgabe, seine Untertanen vor gewagten geschäftlichen Experimenten zu bewahren. Wir haben genug Präzedenzfälle für das Eingreifen des Staates, wenn die Selbsthilfe versagte, man denke nur an das Reichskaligesetz. Aber immer wird es sich hier um das letzte Auskunftsmittel handeln.

bände eine derartige Verpflichtung übernehmen, vermöge deren dann auf Grund des Gespenstes der Haftpflicht eine Ueberwachung sowohl vor wie nach der Revision möglich wäre. Aber man darf auch nicht vergessen, daß auch ohne solche Ausgestaltung des Statuts der Revisionsverband jetzt schon in der Lage ist, auf eine Beseitigung der Mängel hinzuwirken, wenn ihm an der Beseitigung gelegen ist. Man denke z. B. an den Ausschluß aus dem Verband oder an die Möglichkeit der Erstattung von Strafanzeige. Ebensosehr ist vor einer Ueberschätzung der Bedeutung einer solchen Einwirkung des Revisionsverbandes dringend zu warnen; wenn sich die Genossenschaft nicht fügen will, tritt sie einfach aus dem Verband aus oder läßt sich ausschließen, womit der Einwirkung des Revisionsverbandes von selbst ein Ende gemacht ist. Und ob die Leitung des Revisionsverbandes die Verantwortung auf sich nehmen will, etwa durch Erstattung der Strafanzeige oder durch den Ausschluß aus dem Verband die Krisis bei der Genossenschaft offenkundig zu machen, damit vielleicht ihr Schicksal und das ihrer Mitglieder zu besiegeln, mindestens aber die Möglichkeit der Einwirkung auf die Genossenschaft aus der Hand zu geben, das ist eine Frage für sich. Der Fall Nieder-Modau ist geradezu Schulbeispiel dafür, daß die Ausgestaltung des Statuts allein nicht hilft: die Machtmittel des Verbandes waren hier keineswegs erschöpft. Mit sehenden Augen ließ man dem Schicksal seinen Lauf. So wird man zu dem Ergebnis kommen müssen, daß es auch mit der als Aushilfsmittel vorgeschlagenen Beseitigung der gerichtlichen Revisionen[7]) nicht getan ist, daß diese Beseitigung vielmehr das erste Glied der Kette wäre, die die freie Genossenschaft lahm legen muß.[8]) Hier gibt es kein

[7]) Auch auf diesem Gebiet dürfte die Verwaltung nicht frei von Schuld sein. Hätte sie, da sie nun doch einmal zu fragen ist, sich die Person der gerichtlichen Revisoren stets angesehen, hätte sie ihr Einverständnis mit den vorgeschlagenen Personen von dem Nachweis irgend eines Befähigungsnachweises oder dergl. abhängig gemacht, dann würde der gerichtlichen Revision wohl nicht so leicht ein Vorwurf zu machen sein. — Daß der Reichskanzler zweckmäßig längst von der Ermächtigung des § 64 Gen.-G. hätte Gebrauch machen sollen, wonach er allgemeine Anordnungen erlassen kann, nach denen die Revisionsberichte anzufertigen sind, dürfte außer Zweifel stehen. Es ist zwar zuzugeben, daß Reglements hier nicht viel helfen können, wenn die Persönlichkeiten versagen. Aber vielleicht hätten diese Anweisungen der Gleichgültigkeit der Verwaltungsbehörden ein Ende gemacht oder doch machen können.

[8]) Dieses Bedenken scheint auch den Leitsätzen des Hauptverbandes gewerblicher Genossenschaften zugrunde zu liegen; diese wollen auch die verbandsfreien Genossenschaften durch einen Verbandsrevisor —

Wenn und kein Aber, ein Glied greift ins andere. Entweder bleibt alles beim alten oder wir kommen mehr oder weniger rasch und unfreiwillig zum öffentlich-rechtlichen Zwangsverband, den ja Conradi im Bankarchiv a. a. O. direkt fordert. Die Revision ist dann nicht mehr eine Garantie, die seitens der freien Genossenschaft ihren Mitgliedern geboten wird, sondern sie wird dann zu einer öffentlich-rechtlichen Pflicht, zu deren Erfüllung der Revisionsverband dem Staate gegenüber verpflichtet wird, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß die Revision vorgenommen wird; man muß notwendig dann auch die Garantien dafür verlangen, daß die bei der Revision aufgedeckten Mängel abgestellt werden.

Will man das aber, so ist zu fragen, ob die Revision so ausgestaltet werden kann, daß sie allen Anforderungen entspricht, daß sie eine Garantie dafür bietet, es werde nichts mehr vorkommen oder doch wenigstens, es werden alle Mängel ans Licht gezogen werden, denn anderenfalls hat es ja wohl wenig Zweck, die Revision auszubauen. Da ist zunächst die Geldfrage. Eine solche Revision kostet Geld, viel Geld; bereits den heutigen Revisionsverbänden wird, und zwar nicht nur von den außerhalb der Verbände stehenden Genossenschaften vorgeworfen, daß die Beiträge unverhältnismäßig hoch seien. Sollen aber die Revisionen auf eine andere Grundlage gestellt werden, intensiver sich gestalten, dann werden sie viel teurer werden. Indessen ist dieser Gesichtspunkt bei der verlangten Ausgestaltung wohl nicht so ausschlaggebend. Wenn es nicht anders geht, wird man öffentlich-rechtliche Zwangsverbände einrichten, bei denen die Höhe der Beiträge gleichgiltig ist, wenn dafür nur die nötigen Garantien geboten werden können. Daß dies aber nicht der Fall sein wird, dafür wird die Personenfrage sorgen. Zunächst wird sich die überwiegende Mehrzahl der heutigen Verbandsdirektoren und Revisoren höflichst für die ihnen aufzubürdende Verantwortung bedanken. Indessen, mit Geld ist ja schließlich alles zu machen. Man wird Personen finden, die diese Verantwortung

wenigstens soll dieser in erster Linie in Betracht kommen — revidieren lassen, ohne aber irgendeine Garantie dafür zu bieten, daß die Genossenschaft auf die Ergebnisse der Revision eingeht. Die vorgeschlagene Möglichkeit der Entsendung des Revisors in die Generalversammlung durch das Registergericht bietet jedenfalls eine solche Garantie solange nicht, als das Gericht nicht auch eine Uebverwachung der Genossenschaft hinsichtlich der Behebung der Anstände des Revisors übernimmt. Davon ist aber keine Rede. Was hier als gesetzliche Befugnis der Revisionsverbände gefordert wird, läßt sich auch statutarisch erreichen.

tragen wollen. Aber ob sie ihren Verpflichtungen so nachkommen werden, wie alsdann verlangt werden wird, ob sie dazu überhaupt in der Lage sind, das ist eine andere Frage. Der Revisor ist auch dann nur ein Mensch, wenn er staatlicher Beamter wird[9]); und wie seither seine Stellung eine Vertrauenssache allerersten Ranges war, wie seither trotzdem Mißgriffe vorgekommen sind, so wird es auch in aller Zukunft bleiben. Dazu kommt, daß der Revisor seines Amtes nicht walten kann, ohne daß die Leitung der Genossenschaft bei der Revision mitwirkt, abgesehen von den auch jetzt schon vorkommenden Ausnahmefällen. In der Regel ist er durchaus von den Auskünften abhängig, die ihm seitens dieser Personen gegeben werden, namentlich wenn seine Prüfung eine materielle sein soll. Dies wird sie dann aber stets sein müssen, da anderenfalls der Verband ebenso selten wie heute in die Lage kommen dürfte einzugreifen. Daran muß auch eine etwaige öffentlich-rechtliche Zwangsrevision scheitern. Der Revisor muß notwendig einen größeren Bezirk haben, er kann der einzelnen Genossenschaft nicht die Aufmerksamkeit zuwenden, daß er in jedem einzelnen Falle der Mitwirkung der Leitung der Genossenschaft enthoben wäre. Ohne diese Mitwirkung einen Status der Genossenschaft aufzumachen, erfordert einen derartigen Aufwand an Zeit und Arbeit, daß man gar nicht genug Revisoren bestellen könnte; ganz abgesehen von der Geldfrage. Und was selbst dann noch herauskommen kann, beweist eklatant ein Fall, der sich unlängst in einem Berliner Vorort abgespielt hat: Hier stand schon länger so ziemlich alles auf schwachen Füßen. Im Juni letzten Jahres versuchte man die Sanierung, und nun wurde in eingehender Verhandlung ein Status aufgenommen, der eine Unterbilanz von über 1½ Millionen Mark ergab. Die Gemeinde sprang bei der Sanierung ein, machte dafür aber zur Bedingung, daß die Leitung der Genossenschaft an von ihr bezeichnete Vertrauensmänner übergehe — und vier Monate darauf wird ein neuer Status aufgemacht, der eine Unterbilanz von 4 Millionen Mark ausweist! Gerade dieses Beispiel ist der beste Beweis dafür, daß durch das Eingreifen öffentlich-rechtlicher Organe die Frage nicht gelöst werden kann. Auch der beamtete Revisor ist nicht in der Lage, eingehender auf Einzelheiten einzugehen, als es hier geschehen war, wo außer dem

---

[9]) Mir sind kurz nacheinander zwei Fälle bekannt geworden, in denen alterfahrene Verbandsrevisoren so total versagt haben, daß sie kurz vor der Aufdeckung geradezu skandalöser Vorgänge bescheinigen konnten, es handle sich um Mustergenossenschaften!

anerkannt tüchtigen Verbandsrevisor der Beamte einer Großbank bei der Nachprüfung mitwirkte. Seit der Sanierung spielte sich die Geschäftsentwicklung unter der Leitung der Vertrauensmänner der Gemeinde ab, die aber vollkommen versagte, so daß der Konkurs nicht zu vermeiden war. Verband, Gemeinde und Großbank hielten ihre Hand über die Genossenschaft — die Leitung hat aber versagt, und damit war das Schicksal der Genossenschaft besiegelt. Auch der öffentlich-rechtliche Verband hätte hier nichts genutzt, der ja auch nur vom grünen Tisch aus hätte Anordnungen treffen können, deren Ausführung Sache der Genossenschaft gewesen wäre. Vielleicht kann man sagen, er hätte vermöge seiner Pflichtstellung früher eingegriffen, zu einer Zeit, als noch etwas zu retten war. Nun, hier hat auch der private Verband eingegriffen: seit Jahren hat die Verbandsleitung versucht, eine Neuordnung der Verhältnisse herbeizuführen. Die Genossenschaft hat ihr aber einfach die Gefolgschaft verweigert. Und wenn der Zwangsverband Aufklärung geschaffen hätte — wäre etwas anderes als der Konkurs die Folge gewesen? Wie war es denn im Falle Nieder-Modau? Gewiß hat dort der Verband versagt; aber weit mehr noch ist die Genossenschaft über genossenschaftliche Unreife ihrer Leitung gestrauchelt, und darüber wäre auch kein Zwangsverband hinweggekommen.

Die Personenfrage entscheidet bei der e. G. allein. Daran wird kein Zwangsverband etwas ändern. Allenfalls wird er den Genossenschaftsleitern etwas schärfer auf die Finger sehen, als es der heutige freie Verband tut — um damit zu erreichen, daß die wirklichen Sünder nur um so mehr aufpassen werden, um sich nicht erwischen zu lassen. Dazu kommt die Schwierigkeit, daß ein beamteter Revisor mit noch weit größerem Mißtrauen empfangen und behandelt werden — kann, will ich vorsichtig sagen — als es gegenwärtig gegenüber dem freien Revisor geschieht. Und schließlich ist zu erwägen, daß die e. G. ein geschäftliches Unternehmen darstellt. Ihre einzelnen Geschäfte können nur in Hinblick auf die einzelne Genossenschaft beurteilt werden; der regelmäßig zu ihr kommende Revisor wird allenfalls noch in diese individuellen Verhältnisse eindringen können. Wer aber bürgt dafür, daß nicht die Leitung des Zwangsverbandes von seiner Auffassung abweicht und die Abstellung von Mängeln durchsetzt, die die Genossenschaft einfach zur Auflösung bringen? Um ein Beispiel herauszugreifen: Die sogenannten industriellen Kredite werden im allgemeinen für Genossenschaften gefährlich sein; im Einzelfall kann aber die Sache tadellos funktionieren. Liegt nicht

die Gefahr nahe, daß auch in solchen Fällen von Verbands wegen eingeschritten werden wird? Mit dem Erfolg, daß die Genossenschaft zu Falle kommt?

Man hüte sich vor Experimenten. In geschäftlichen Dingen sind Reglementierungen äußerst gefährlich. Und ein Experiment wäre es auch, wenn man nicht soweit wie Conradi gehen, sondern nur die gerichtliche Revision ausschalten und die Verbandsrevision — etwa nach den Vorschlägen des Hauptverbandes deutscher gewerblicher Genossenschaften — ausgestalten will. Diese Vorschläge laufen letzten Endes darauf hinaus, die Stellung der Verbandsleitung gegenüber der Genossenschaft zu stärken, übersehen aber dabei, daß solche Bestimmungen nur dann einen Sinn haben, wenn Zwangsverbände bestehen. Solange es verbandsfreie Genossenschaften gibt, wird jeder Versuch einer freiwilligen oder gesetzlichen Verschärfung der Revisionsbestimmungen innerhalb der Verbände letzten Endes daran scheitern, daß der mögliche Austritt der Einwirkung des Verbandes ein Ende macht, ganz abgesehen von den geschilderten Möglichkeiten, die gegen den Zwangsverband sprechen. Die e. G. ist nun einmal ein freies Gebilde, das auf gegenseitigem Vertrauen beruht. Sie rechtfertigt dieses Vertrauen entweder, oder sie rechtfertigt es nicht. Letzterenfalles gibt es zwei Möglichkeiten der Abhilfe, den Weg der Selbsthilfe oder den der Staatshilfe. Beide Wege sind bei der staatlichen Förderung des Genossenschaftswesens mehrfach vereinigt worden, indem sich die Genossenschaft, um dieser Vorteile teilhaftig zu werden, freiwillig ihrer Bewegungsfreiheit innerhalb gewisser Grenzen begab, ja sogar einer staatlichen Kontrolle unterwarf. Wir finden den Verzicht auf eine gewisse wirtschaftliche Bewegungsfreiheit neben der Verpflichtung zur Lieferung von Kontrollmaterial (Einschätzungslisten!), Staatskommissare (Bayern und Hessen), ja das Reich macht neuerdings mitunter die Bewilligung von Geldern an Baugenossenschaften von einem fast völligen Verzicht auf die eigene Initiative der Genossenschaft abhängig, selbst die Genehmigung geringfügiger baulicher Aenderungen wird neben der Genehmigung des Statuts verlangt. Aber enthalten denn nicht gerade diese Konzessionen das Zugeständnis, daß es mit den hohen ethischen Gedanken von Einst vorbei ist, daß sich die e. G. nicht mehr aus eigener Kraft helfen kann, daß die einzige Rettung beim Vater Staat liegt? Bestätigen das nicht gerade die Vorgänge in Hessen, wo man die Hände in die Taschen steckte und nach dem Staat rief? Dazu nehme man die ungeheure Entwicklung des Genossenschaftswesens mit seinen Anforde-

rungen an persönliche Tüchtigkeit und Intelligenz von Hunderttausenden, daneben aber die Tatsache, daß im deutschen Genossenschaftswesen manches nachweislich, weit mehr noch vermutlich, faul ist, wobei der Grundfehler eben in der Unterschätzung des ausschlaggebenden Faktors, der Grundlage der e. G., nämlich der Personenfrage zu liegen scheint, wie ich das bereits andeutete. Scheint das nicht alles darauf hinzudeuten, daß zwischen der Genossenschaft als ethischer Verband oder Unternehmungsform und der eingetragenen Genossenschaft als Rechtsform ein Unterschied zu machen ist? Ein Unterschied, der es rechtfertigt, gegen Mißbräuche, die unter der Flagge des ethischen Verbandes von der Rechtsform herkommen, Front zu machen? Nur die e. G. als Rechtsform ist heute weit verbreitet, nicht aber die Genossenschaft als ethischer Verband, und wir wollen einmal ernsthaft fragen, in wieviel Fällen heute die Rechtsform als e. G. innerlich gerechtfertigt ist. Wir werden finden, daß diese Rechtsform in der Mehrzahl der Fälle anstandslos durch eine andere ersetzt werden kann, man denke allein an die Ausbaufähigkeit der G. m. b. H. Die Probe auf das Exempel ist Ende der achtziger Jahre gemacht worden, als sich massenhaft Genossenschaften in Aktiengesellschaften umwandelten, um der drohenden Revisionspflicht zu entgehen. Und wenn es bei uns zum Eingreifen der Gesetzgebung kommen sollte, dann wollen wir einmal sehen, wie viele der Genossenschaftsbanken m.b.H. übrig bleiben werden, denen der gute alte Name Vorschußverein nicht mehr gut genug war, unter dem sie in Verbindung mit der unbeschränkten Haftpflicht so groß geworden waren, daß sie schließlich ganz ins kapitalistische Fahrwasser kamen. Das brachte man dann, „dem Zuge der Zeit folgend“, wie sich mir gegenüber einmal eine solche Genossenschaft ausdrückte, schon äußerlich durch den „zweckentsprechenderen“ Namen Bank zum Ausdruck — um aber sofort diesen Größenwahn einzugestehen und ein Lamento anzustimmen, wenn in Hinblick auf die beibehaltene Rechtsform Schwierigkeiten erwachsen, wie wir das gerade jetzt erst erlebt haben, als das Gesetz vom 3. 7. 1913 die Beitrittserklärungen bei Genossenschaften, die mit Nichtmitgliedern arbeiten, mit einem Stempel von 10 Mark belegte. Sofort ertönte es von allen Seiten, wenn man nicht mehr mit Nichtmitgliedern arbeiten könne, dann könne man gleich das Geschäft zumachen. Der e. G. ist aber gerade charakteristisch, daß Kundschaft und Mitgliederkreis identisch sind; gewiß läßt das Gesetz Ausnahmen zu — aber das sind eben Ausnahmen, das ist nicht die Regel. Ueberdies soll nach dem Gesetz die Ausdehnung

des Geschäftskreises auf Nichtmitglieder aus dem Statut hervorgehen, was indessen in der Praxis meist nicht beachtet wird.

Und was ist die e. G. denn anders, als eine bloße Rechtsform, wenn ein Konsumverein mit 50 000 und mehr Mitgliedern arbeitet? Von einem ethischen Verband ist hier keine Rede mehr; eine solche Genossenschaft beruht nicht mehr auf dem Solidaritätsgefühl der Mitglieder, auf einem Füreinandereinstehenwollen, das sich hier vielleicht in einer Haftsumme von 5 oder 10 Mark ausdrückt, sondern sie beruht auf ihren geschäftlichen Einrichtungen, wobei die Kapitaleinlagen der Mitglieder die geringste, der Umsatz die Hauptrolle spielt. Und wie hier mitunter das „Zusammengehörigkeitsgefühl" zum Ausdruck kommt, ist ja sattsam bekannt, gar nicht zu reden von dem mitunter nachweisbaren Rückgang des Umsatzes pro Mitglied. Daß hier die Rechtsform der e. G. sehr wohl entbehrt werden kann, beweisen die Fälle, in denen Konsumvereine als Aktiengesellschaften oder als nichteingetragene Genossenschaft auftreten; gerade der größte Konsumverein, der in Breslau mit seinen ca. 100 000 Mitgliedern, hat letztere Rechtsform gewählt.[10])

Von den Baugenossenschaften schweigt man besser, die — von vereinzelten rühmlichen Ausnahmen abgesehen — in ihrer großen Mehrzahl mehr und mehr reine Geldanlagestellen höherer Verbände und Anstalten im Interesse der Lösung der Wohnungsfrage geworden sind, und für die gerade die Rechtsform der e. G. aus dem eigenen Lager heraus als ungeeignet bezeichnet worden ist.

Nein, die heutige Genossenschaft ist in der Mehrzahl der Fälle kein ethischer Verband mehr, sondern eine Rechtsform wie jede andere auch, hinter der sich im Einzelfall alles mögliche versteckt, mit der im Einzelfall wirklich hervorragende Erfolge erzielt worden sind, hinsichtlich der aber auch grobe Mißbräuche vorkommen können. Und diese Mißbräuche scheinen sich in letzter Zeit in beängstigender Weise vermehrt zu haben, so daß angesichts der Gefahren dieser Rechtsform für die Mitglieder und vielleicht auch für die Gläubiger der Ruf nach Hilfe eine mindestens gewisse Berechtigung enthält. Auf dem Weg der Selbsthilfe scheint man nichts unternehmen zu wollen. Die gegenseitige Spannung zwischen den großen Verbänden scheint — darauf deutet wenigstens der Ruf des Hauptverbandes

[10]) Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß in den Konsumvereinen vielleicht noch am meisten genossenschaftlicher Geist lebt, ja daß sie vielleicht die Bedeutung „der" Genossenschaft der Zukunft besitzen. Meine Kritik richtet sich auch hier nur gegen den mit der Rechtsform gerade der e. G. vorkommenden Mißbrauch.

gewerblicher Genossenschaften nach dem Gesetzgeber — ein kategorisches Zusammengehen in dieser brennenden Frage auszuschließen. Und so scheint es tatsächlich, als wolle es bei uns wie in Oesterreich nicht ohne gesetzliches Eingreifen gehen. Aber zum Ziele kommt man dann nicht, wenn man auf der einen Seite die geschäftliche Freiheit bestehen lassen und auf der anderen Seite durch die Einrichtung öffentlich-rechtlicher Verbände Kautelen für eine Sicherheit der Geschäftsführung der Genossenschaften geben will. Dann muß man schon reinen Tisch machen, und die genossenschaftliche Selbständigkeit als solche bekämpfen, wie dies Conradi a. a. O. unter dem Eindruck des Nieder-Modauer Prozesses direkt verlangt. Dann muß man schon zwischen der Genossenschaft als ethischer Verband und der e. G. als Rechtsform scheiden, und letztere nur dann noch zulassen, wenn sie auch innerlich als ethischer Verband gerechtfertigt wird. Bei den gegenwärtig unbegrenzten Anwendungsmöglichkeiten der e. G. als Rechtsform liegt diese Voraussetzung aber regelmäßig wohl kaum mehr vor oder doch nur noch verhältnismäßig selten. In welcher Richtung sich diese Einengung zu bewegen hätte, und ob sie heute überhaupt noch ohne wirtschaftliche Revolution möglich ist, das ist eine andere Frage für sich, deren Beantwortung über den Rahmen dieser Skizze weit hinausgeht. Ebenso ist es eine Frage für sich, ob nicht etwa die Untersuchung dieser Probleme darauf auszudehnen ist, ob und inwieweit ein Eingriff in die Freiheit der e. G. einen Eingriff in die Freiheit der zahlreichen kleinen Aktienbanken bedingt, die, vielfach aus eingetragenen Genossenschaften hervorgegangen, sich von der Genossenschaftsbank nur durch die von vornherein auf das Gesellschaftsvermögen, die Einlagen der Mitglieder beschränkte Haftung unterscheiden, zu welcher bei der e. G. noch die persönliche Haftpflicht tritt, die heute noch immer in der großen Mehrzahl der Fälle unbeschränkt ist, und gerade deshalb die besprochenen Fragen so brennend macht.[11])

[11]) Nach Drucklegung vorstehender Ausführungen ist dem Reichstag ein u. a. auch von dem bekannten Lehrer des Genossenschaftswesens Prof. Dr. Faßbender unterschriebener Antrag zugegangen, der einen Ausbau der Bestimmungen über die Revision, eine Milderung der Bestimmungen über die Haftpflicht und eine Verschärfung der Bestimmungen über die Bilanz vorsieht. Ob die hier aufgestellten Forderungen genügen, mag füglich dahingestellt bleiben. Die Tatsache des Antrags allein ist indessen bezeichnend.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Eduard von Hartmann, Philosophie des Unbewußten. 2 Bände. 200 und 251 Seiten. Verlag von Alfred Kröner in Leipzig. Preis pro Band 1,20 Mk.

Diese von Wilhelm v. Schnehen, einem Schüler Hartmanns, nach der elften Auflage des Originalwerkes bearbeitete und von Johannes Volkelt mit einem Geleitwort versehene „Volksausgabe" der „Philosophie des Unbewußten" ist insofern sehr zu begrüßen, als zuversichtlich zu erwarten steht, daß sie in weiteren Kreisen eben des Volkes, für welches sie bestimmt ist, dem ja gleichfalls durch Volksausgaben in dasselbe eingedrungenen und verbreiteten naturalistischen Monismus erfolgreich Konkurrenz machen dürfte. Die „Philosophie des Unbewußten" vertritt bekanntlich einen „konkreten Monismus", welcher einen der realen Welt des Daseienden immanenten, von ihr aus induktiv zu erschließenden geistigen Urgrund der Welt annimmt. Indem sie so nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode das Gebiet der Erscheinungswelt durchforscht, um zu einem deren Ursprung erklärenden Prinzip zu gelangen, hat sie mit dem naturalistischen Monismus dessen Ausgangspunkt, die reale Welt, gemein, d. h. sie steht wie dieser auf dem Boden des transzendentalen Realismus. Und gerade demzufolge dürfte sie für das meistens dem Realismus zugetane Volk die Unzulänglichkeit mechanistischer Weltanschauung überzeugender zutage treten lassen, als eine Weltansicht, die von einer anderen Erkenntnistheorie, z. B. der kantischen, geleitet ist. Zudem hat v. Schnehen es trefflich verstanden, das umfangreiche Werk Hartmanns durch Streichung solcher Stellen, die ohne Zerstörung des Zusammenhanges des zur Tiefe des metaphysischen Prinzips dringenden Gedankenganges hinweggelassen werden können, auf die oben angegebene Seitenzahl zu kürzen und dadurch denjenigen Lesern, welche vorerst nur die Grundideen der „Philosophie des Unbewußten" von Hartmann selber erfahren möchten, Zeit und Mühe erspart. Wo sich durch die Streichungen etwa Lücken hätten fühlbar machen können, fügte v. Schnehen einige Worte des Ueberganges passend ein. So wären also auch äußerlich

die Bedingungen erfüllt, diese billige Volksausgabe der Philosophie des unbewußt zweckmäßig in der Welt wirkenden Geistes mit Aussicht auf Erfolg insbesondere wider die oberflächliche geistverlassene Philosophie der „Welträtsel“, „Lebenswunder“ und dergl. in die Schranken treten zu lassen.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Theologie.

Reden und Aufsätze von Hermann Gunkel. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1913. — 4,80 Mk. br.; 5,60 Mk. geb.

Die Sammlung der zerstreut erschienenen kleineren Arbeiten Gunkels aus den letzten zehn Jahren wird allen seinen Freunden eine willkommene Gabe sein und ihm manchen neuen Freund gewinnen. — In der Rede auf seinen Gießener Vorgänger Bernhard Stade, die die Reihe eröffnet, zeichnet er geistvoll das Charakterbild eines modernen Theologen und gibt einen klaren Einblick in die glänzende Entwicklung der alttestamentlichen Wissenschaft seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und die Aufgaben und Fragen der heutigen Forschung. Eingehender werden diese Probleme in den beiden folgenden Aufsätzen behandelt. Die Abhandlung „Ziele und Methoden der Erklärung des Alten Testamentes“ verficht die Notwendigkeit, die bisherige Art der theologischen Kommentare, die aus lauter Einzelbemerkungen sich zusammensetzen, durch eine lesbare und das Wesentliche deutlich hervorhebende Art der Erklärung zu ersetzen — ein Weg, den inzwischen schon Greßmann in seinem Kommentar zu den Mosesagen (Mose und seine Zeit; Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1913) mit außerordentlichem Erfolge eingeschlagen hat, so daß an der Möglichkeit und den Vorzügen einer solchen wissenschaftlichen Darstellung wohl kaum noch gezweifelt werden kann. Das eigentliche Ziel aller Exegese, das Verständnis des Schriftstellers und seines Werkes, kann durch eine bloße Erklärung von Wort zu Wort, von Satz zu Satz nicht erreicht werden. Gilt es doch auch hier, das Verstehen aus dem Ganzen zu lernen, die Stimmung zu erfassen, aus der heraus das Werk geschaffen wurde, das Unausgesprochene zwischen den Zeilen zu lesen, dem Dichter ins Herz zu blicken, sein Eigenstes, Persönliches zu erfassen — ein Ideal, das freilich nur in langer, immer wieder neuer Arbeit am Stoff und auch dann nicht restlos erreicht werden kann. Gewiß hat Gunkel recht mit der Warnung, daß nicht jeder sich an jedes Werk wagen dürfe, wäre er auch ein noch so tüchtiger Philologe, Literarkritiker und Historiker: nur wer zu dem dichterischen Erzeugnis ein persönliches Verhältnis zu gewinnen vermag, wird ihm gerecht werden; nur eine religiöse Persönlichkeit kann einen religiösen Dichter ganz verstehen. — Der Aufsatz „Die Grundprobleme der israelitischen Literaturgeschichte“ orientiert über

die Hauptgrundsätze von Gunkels in der „Kultur der Gegenwart" erschienenen Schrift über die „Israelitische Literatur". Da der antike Mensch stärker als der moderne an überlieferte Formen gebunden ist und dieses konservative Element vor allem in der Religion und also auch in der religiösen Literatur herrscht, so ist israelitische Literaturgeschichte zunächst die Geschichte der literarischen Gattungen Israels, um deren Erforschung sich ja Gunkel hervorragende Verdienste erworben hat. Das Verhältnis von Poesie und Prosa, mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung, Einzelstück und Sammlung, knappem und ausführlichem Stil, Formwandlung und Formmischung der literarischen Gattungen wird eingehend untersucht. Die Vergleichung mit verwandten literarischen Gattungen in der Fremde, besonders in Aegypten und Babylonien, läßt die gemeinsamen Grundlagen orientalischer Dichtung, aber auch die dichterische und vor allem die religiöse Eigenart Israels klar erkennen. Aus der genauen Betrachtung, wie die Dichter Israels in diesen Formen im Einzelnen ihre Gedanken aussprechen, mit welchem Geist sie sie erfüllen, welche Wirkungen sie mit ihnen zu erzielen vermögen, ergibt sich die Krone der Literaturgeschichte Israels: die Darstellung seiner großen Schriftsteller. — Proben Gunkelscher Exegese sind die Aufsätze über Simson und Ruth. Wenn er es als das Ideal eines Exegeten rühmt, sich zu einem feinen, klaren Spiegel zu machen, der das Ursprüngliche rein und deutlich wiedergibt, wenn er verlangt, daß der Erklärer sich nicht als Herrn seines Stoffes, sondern als seinen bescheidenen Diener fühlen soll, wenn er das Große von Stades Forschung darin sieht, daß sie bei aller Einzeluntersuchung stets auf das Ganze gerichtet bleibt, so zeigen seine Erklärungen der beiden alten Erzählungen, daß ihm diese Forderungen Leitsterne bei seiner Arbeit gewesen sind. Er wird der lieblichen Ruth-Idylle ebenso gerecht wie dem derben Bericht über die Krafttaten des danitischen Naturburschen. Die mythologische Auffassung Simsons als eines zum Menschen herabgedrückten Sonnengottes lehnt er ab, und sicherlich gehen ihre Anhänger zu weit, wenn sie mit diesem einen Schlüssel alle Schlösser öffnen wollen. Nach Gunkels Erklärung sind in der Simsonfigur — im ganzen betrachtet — zwei Stoffe zusammen gekommen: der danitische Kraftmensch mit seinen langen Haaren und das Märchen, wonach die Kraft auf ebendiesen Haaren beruht. Das Märchenmotiv ist das Primäre; es ist israelitisiert worden, indem man es auf die Gestalt des danitischen Kraftmenschen übertrug. — Aus dem epischen ins lyrische Gebiet führt uns der Aufsatz über die Psalmen. Gunkel sieht die Hauptaufgabe der Psalmenforschung in der Gegenwart darin, diejenigen Zusammenhänge unter den einzelnen Liedern zu entdecken, die uns von der Tradition nicht geboten werden, sodann die Gedichte nach diesen inneren Zusammenhängen zu ordnen, um so ein gesichertes Verständnis der Psalmen zu gewinnen und schließlich die Geschichte der ganzen Dichtungsart zu schreiben. Das Material ist reich.

Auch außerhalb des Psalters finden wir im Alten und Neuen Testament sowie in den Apokryphen zahlreiche Psalmen und psalmenähnliche Stücke; Psalmensammlungen sind die „Psalmen Salomos“ aus der Zeit des Pompejus und die neuerdings gefundenen „Oden Salomos“, die wahrscheinlich aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert stammen. Zur Vergleichung fordert die seit einigen Jahrzehnten bekannte, außerordentlich reiche Kultusdichtung der Babylonier und Assyrer und die kürzlich entdeckte hochstehende ägyptische Psalmdichtung aus der Tell-Amarnazeit auf. Die meisten Psalmen sind als religiöse Volksdichtung zu bezeichnen; ihre Kunst ist einfach, ihre individuelle Prägung gering. Im israelitischen Gottesdienst haben sie ihre Stelle gehabt, oft als Begleitworte heiliger Handlungen; daher haben sie poetische Form. Nach den Situationen, in denen sie gesungen wurden, lassen sich vier Hauptgruppen unterscheiden: Hymnus und Klagelied als Lieder der Gemeinde und — ihnen in der Stimmung entsprechend — Dankopferlied und Klagelied des Einzelnen. Diese letzte Art ist freilich als kultisches Lied nicht mehr erhalten, sondern nur als individuelles Klagelied nichtkultischer Art (z. B. bei Jeremia). Als Kultusdichtung sind die Psalmen priesterlichen Ursprungs, und die Psalmendichtung ist uralt, wie der Kultus selbst. Von dem allmählichen Herauswachsen einer persönlichen innerlichen Religion aus der an äußeren Handlungen haftenden kultischen Gebundenheit geben die Lieder selbst Kunde. Die Weiterführungen und Mischungen der ursprünglichen Gattungen lösen die alten festen Formen auf; allmählich wird der Kultusgesang durch das geistliche Lied abgelöst. — In dem kurzen Abschnitt „Die Endhoffnung der Psalmisten“ betont Gunkel die Abhängigkeit der eschatologischen Gedichte von der Prophetie. Israels Hoffnung hat ihre beständige Nahrung an seinem unsäglichen Elend gefunden. Die politischen und sozialen Nöte werden von den Frommen zugleich als sittliche und religiöse empfunden; am tiefsten aber geht ihnen die Not der Religion selbst zu Herzen: Jahves Feinde triumphieren, Jahves Reich droht zu vergehn. Der einzige Trost in solcher Not ist die Eschatologie, der Glaube: das herrliche Segensreich Jahves steht schon vor der Tür. Die begeisterten Psalmisten sehen die Zukunft schon vollendet: Jahve ist König geworden auf Erden und hoch erhöht über alle Götter im Himmel. Die Heiden bringen ihm Tribut, und die Völker preisen ihn als den wahren Gott. Israel fällt die Weltherrschaft zu und das Gericht über die Heiden, die es bedrückten. Aber nur den Treuen wird das Heil zuteil; denn auch in seinem Volk sondert Jahve die Spreu von dem Weizen. — In dem Aufsatz „Aegyptische Parallelen zum Alten Testament“ versucht Gunkel die literarischen Hauptgebiete zu bezeichnen, auf denen sich ägyptisch-israelitische Parallelerscheinungen finden, denen nachzugehn lohnt. Mythen, Sagen, Märchen zeigen sich wenig ergibig. Dagegen finden sich mehrfach Berührungen mit Aegyptischem bei den Propheten, die

ihre Weissagungen gern mit mythischen Stoffen schmücken, die aus der Fremde einströmen: ist doch der Geist der israelitischen Religion selbst dem Mythischen abgeneigt. Der Kampf des Lichtgottes Horus mit Seth-Typhon z. B. scheint auf Ezechiels Rahab-Mythus eingewirkt zu haben. Auf dem Gebiet der Lyrik zeigt sich Verwandtschaft der äußeren Form (Parallelismus der Glieder, Wortspiele, Alliteration). Daß der Ton des Hohen Liedes im Ganzen der gleiche ist wie der der Liebeslieder des Neuen Reiches, hat Erman betont; wichtiger sind die Parallelen in der religiösen Lyrik. Der ägyptische Götterhymnus und der psalmistische Jahve-Hymnus sind im allgemeinen Aufriß gleich. Mit hebräischen Dankliedern stimmt der Inhalt einer ägyptischen Votivtafel überein. Am nächsten steht der Psalmdichtung die religiöse Lyrik der Tell-Amarna-Epoche. Die ägyptische Weisheitsliteratur zeigt in der „Unterweisung des Ani" Sprüche, die den biblischen in Form und Inhalt merkwürdig ähnlich sind. Der Aufriß der Reden im Hiobbuch hat in der hebräischen Literatur keine Parallelen, wohl aber in der ägyptischen, so daß ägyptischer Einfluß hier wahrscheinlich ist. Auch ägyptische Prophezeihungen gibt es, die mit der israelitischen Eschatologie Aehnlichkeit haben: wir hören von einer furchtbaren Zeit des Elends, da alle Ordnung verkehrt wird, die fremden Völker einfallen, da man die Heiligtümer zerstört und das Land verwüstet, bis endlich ein gerechter, göttergeliebter König aus dem Samen des Re die Feinde verjagt, die Ordnung wiederhergestellt, und sich alle Völker unterwirft. Gewisse Vorstellungen der Aegypter vom Leben nach dem Tode finden sich ähnlich in der spätjüdischen und besonders in der urchristlichen Spekulation wieder. — Wie stark sich ägyptische und israelitische Psalmdichtung gelegentlich berühren, zeigt die Erklärung des Nebre-Liedes in dem Abschnitt „Aegyptische Danklieder". Nicht nur in Aufriß und Ausdrucksweise zeigt sich nahe Verwandtschaft, sondern auch die mancherlei Mischungen der Gattungen, die wir im Hebräischen gewahrten, finden hier ihr Gegenstück. Man braucht kaum mehr als die Namen zu ändern, um das ägyptische Gedicht in ein hebräisches zu verwandeln. Am bemerkenswertesten ist die fast kultuslose Frömmigkeit des ägyptischen Gedichts, die man sonst in der Antike als Sondergut der biblischen Psalmen anzusehen geneigt ist. Die Möglichkeit, daß der alte Orient und in erster Linie Aegypten den Psalmdichtern Israels Vorbilder geliefert hat, läßt sich nach diesen ägyptischen Funden nicht mehr bestreiten. — Dagegen wendet sich Gunkel im nächsten Aufsatz scharf gegen Jensen, der in seinem „Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur" beweisen will, daß der größte Teil der alttestamentlichen Erzählungen, ebenso wie die Geschichte Jesu, nur Absenker des altbabylonischen Gedichts seien. Zwei methodische Fehler sind Jensen besonders verhängnisvoll geworden. Er hat erstens nicht beachtet, daß für einen Sagenforscher, der aus ähnlichen Zügen literarischen Zusammenhang zweier Erzählungen nachweisen will, nur solche Züge in Betracht kommen dürfen,

bei denen das Maß der Aehnlichkeit das Maß der Verschiedenheit bei weitem überwiegt. Er hat ferner das Gilgamesch-Epos als Ganzes mit ganzen biblischen Erzählungsreihen zusammen gestellt, während es methodisch nur erlaubt ist, die Einzelsagen miteinander zu vergleichen, nicht ihre nachträgliche Zusammenfügung. Auf die Fremde wirkt nicht das Epos als Ganzes, sondern die verhältnismäßig leicht umzustempelnden Einzelsagen. — Der Aufsatz über „Die Oden Salomos" ist das Schlußstück der Sammlung. Die vor wenigen Jahren entdeckten, jetzt schon in einer zweiten noch älteren syrischen Handschrift vorliegenden Gedichte stammen aus gnostischen Kreisen, geben uns also Gedanken wieder, die an der Wiege des Christentums gestanden haben. Die synkretistisch-gnostische Bewegung liebt den Schleier des Geheimnisses. Auch die Geheimsprache der Oden ist rätselhaft, aber doch nicht undurchdringlich. Einige Lieder bieten das religiöse Wissen dar; andere sind der unmittelbare Ausdruck der religiösen Empfindung. In gemeinsamer Arbeit mit Greßmann hat Gunkel eine Reihe dieser Oden eingehend erklärt. Als Hauptquellen der Frömmigkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt, erkennt man erstens die christliche mit dem Einfluß altchristlicher Lehren und Schriften, zweitens die jüdische mit dem Alten Testament und besonders der Psalmdichtung, drittens die hellenistische mit ihren synkretistischen Religionen und mit gewissen Resten idealistischer Philosophie. Mit diesen drei wichtigsten Quellen vermischen sich noch die polytheistisch-orientalischen Vorstellungen mit ihren Götterfiguren und Mythen.

Charlottenburg. Margarete Plath.

Bausteine für den Religionsunterricht, herausgegeben von Aug. E. Krohn und Dr. U. Peters, Hamburg: Luthers Glaube in seiner Erklärung des 2. Artikels, von A. Köster (II. Reihe, 3. Heft).

Quellenhefte für den Religionsunterricht, herausgegeben von denselben: Quellenstücke zu Luthers Glauben, zusammengestellt von A. Köster (1. Heft).

Diese von Krohn und Peters herausgegebene Sammlung umfaßt zwei Serien, nämlich erstens die „Bausteine für den Religionsunterricht", die als Lehrproben gedacht sind (bisher sonst erschienene Hefte: Mose, Amos, Jesaia, Jesus, Der heilige (!) Franziskus, Israelitische Vätergeschichten), und zweitens die „Quellenhefte für den Religionsunterricht", in welchen, wofern nicht biblische Schriften die Quelle sind, die den „Bausteinen" zugrunde gelegten Quellenstücke abgedruckt werden.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die „Bausteine“ vielerwärts Anklang finden werden, gerade um der in ihnen befolgten religionsgeschichtlichen Methode willen, welche neben anderen Vorzügen vor allen den hat, daß bei ihr die anschauliche Darstellung einer religiösen Persönlichkeit oder einer Religionsgemeinde dem religiösen Gedanken, der sonst leicht abstrakt bleibt, vorausgeht. Dennoch wäre es zu beklagen, wenn, wie es die Absicht der Herausgeber zu sein scheint, der gesamte Religionsunterricht von dieser Methode beherrscht würde; denn die Erwartung der Herausgeber, daß eine Schilderung der Religion, wie sie sich in zeitlicher und örtlicher Bedingtheit darstellt, für den Zögling die Bahn frei macht zu eigenem religiösen Leben, könnte sich leicht als trügerisch erweisen. Religiöses Leben wird ja selten anders geweckt als durch lebendige Persönlichkeiten, die auch durch die lebensvollsten Bilder aus der Vergangenheit nicht ersetzt werden können, und zu voller Geltung kann die Persönlichkeit des in seinen Ueberzeugungen gefestigten Lehrers nur in einem systematischen, den aus aller kritischen Geschichtsdarstellung gewonnenen Ertrag zusammenfassenden Religionsunterricht kommen, der daher für irgend eine Stufe doch vorbehalten werden muß.

Aber auch wer diese Bedenken teilt, wird für den geschichtlichen Teil des Religionsunterrichtes den „Bausteinen“ reiche Befruchtung verdanken können. Als Beispiel wird das von dem Hamburger Pastor A. Köster bearbeitete Heft über „Luthers Glauben“ vorgelegt. Packende Bilder aus Luthers Lebensgeschichte, die seinen praktischen Glauben am klarsten herausstellenden Selbstzeugnisse des Reformators und dessen Erklärung vom 2. Artikel des Katechismus werden hier äußerst kunstvoll miteinander verwoben. Vielleicht allzu kunstvoll. Denn wenn der Verfasser, der jede einzelne Besprechung in Sätze der lutherischen Erklärung ausmünden läßt, an entscheidender Stelle es aussprechen muß, daß Luthers Trennung zwischen „wahrhaftiger Gott“ und „wahrhaftiger Mensch“ einen Rückfall in mittelalterliche Kirchenlehre bedeutet, wenn er andere Stücke, z. B. „mich erlöset hat“, „Gewalt des Teufels“, „Reich“ (sofern nur auf ein diesseitiges Bezug genommen wird) in einem Sinne nimmt, der sich vielleicht aus anderen Stellen als lutherisch erweisen läßt, sich aber nicht mit der authentischen Auslegung deckt, die Luther selbst im Großen Katechismus gegeben hat, so wird zweifelhaft, ob der Verfasser nicht, wenn er den Katechismus weniger hätte in den Vordergrund treten lassen, seinen Hauptzweck sicherer erreicht hätte. Sein Hauptzweck ist aber offenbar, worin auch das Hauptverdienst der kleinen Schrift liegt, einem größeren Kreise, zu dem ich gern auch zahlreiche Laien zählen würde, das dauernd Wertvolle in Luthers G l a u b e n aufgezeigt zu haben, der oft seiner G l a u b e n s l e h r e überraschend überlegen ist.

Nach diesem Gesichtspunkt sind auch die in gesondertem Hefte herausgegebenen „Quellenstücke zu Luthers Glauben“ ausgewählt, welche daher auch außerhalb der Verbindung mit den „Bausteinen“ verwertet werden können und sich besonders für den kirchengeschichtlichen Unterricht, wenn er bei

Luther und der Reformation anlangt, zur Vertiefung des Verständnisses eignen. Besonders aufmerksam gemacht werden soll auf die noch nicht allgemein genug bekannte Auslegung Luther des 14., 15. und 16. Kapitels St. Johannis, welche eine Auffassung von der Gottheit Christi bekundet, die auch unsere Zeit sich zu eigen machen kann.

G. Buchwald, Doktor Martin Luther, ein Lebensbild für das deutsche Haus. 2. vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig und Berlin, 1914. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geb. in Leinwand 8 Mk., in Pergament 10 Mk. 516 S.

Diese 2. Auflage verspricht, wie es auch die wissenschaftliche Bedeutung des Verfassers erwarten ließ, den Ergebnissen der neuesten Forschung Rechnung zu tragen, hätte aber vielleicht dem deutschen Hause, für das das Buch bestimmt ist, darin noch etwas mehr bieten und zumuten dürfen. Daß Luther im Erfurter Kloster sich mit Wilhelm von Okkam und Biel beschäftigt hat, wird erwähnt, aber nicht hinzugefügt, welchen Einfluß diese mittelalterlichen „Modernisten" auf seine kritische Stellung zur Kirche geübt haben. Luthers auffällige Bitte um Bedenkzeit bei seinem ersten Auftreten im Wormser Reichstag wird trotz Hausrath noch immer auf bloße Schüchternheit zurückgeführt.

Dagegen sind die längst anerkannten Vorzüge der Buchwaldschen Lutherbiographie warme, anschauliche, gemeinverständliche Darstellung und reicher Bilderschmuck, der gegenüber der 1. Auflage noch vermehrt ist.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Kunstgeschichte.

Eine Geschichte der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert.

Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert von Dr. Richard Hamann, o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Marburg. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1914.

In seinem Buche „Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert" hat Professor Hamann eine ausgezeichnete Darstellung des Entwicklungsganges dieser Malerei während des letzten Jahrhunderts gegeben. Es ist ein Werk, das, insofern es mehr das Kunstgeschichtliche als das Maltechnische berücksichtigt, für den Laien wertvoller ist als für den Fachmann. Für beide aber bietet es einen ganz vortrefflichen Leitfaden durch die Vielfältigkeit und Kompliziertheit der künstlerischen Produktion im 19. Jahrhundert. Professor Hamann teilt den Werdegang der deutschen Malerei seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in drei Perioden ein, und zwar so, daß auf je eine Periode rein malerischen Fortschrittes eine Reaktionsepoche im Sinne einer formalen Ideenkunst folgt. Professor Hamann faßt diesen malerischen Fort-

schritt unter dem Begriff „intime Malerei“ zusammen und stellt dieser die formale Ideenkunst der „Monumentalmalerei“ gegenüber. Solche begrifflichen Scheidungen und Gruppierungen laufen stets Gefahr, sich nicht völlig mit der Wirklichkeit des vorhandenen Stoffes zu decken. Professor Hamanns Einteilung paßt darum, streng genommen, auch nur auf die erste der von ihm angeführten Perioden, während er genötigt ist, für die beiden letzten der von ihm gegebenen Epochen bald dem Stoff, bald der begrifflichen Einteilung Gewalt anzutun. Immerhin ist diese Rubrizierung aber in großen Zügen haltbar und bildet, wie jedes Schema, ein ausgezeichnetes mnemotechnisches Hilfsmittel für die Bewältigung verwirrender Einzelerscheinungen.

Es ist bezeichnend, daß Professor Hamann die in der Einleitung aufgeführte periodische Datierung der Entwicklungsphasen nicht in seine Kapiteleinteilung übernommen hat, sondern daß er sich hier in allgemeinen Ueberschriften an die tatsächlichen Erscheinungen und die chronologische Reihenfolge hält. Der Gedanke an diese Periodizität liegt aber stets zugrunde und läßt sich vom aufmerksamen Leser leicht verfolgen. Es ist nicht ohne Interesse, diese Einteilung und ihre Ausführung in einer kurzen Uebersicht zusammenzufassen, die gleichzeitig als ein abgekürztes Referat über den Inhalt des zu besprechenden Buches gelten mag.

Die erste Periode, von 1775—1820, charakterisiert Professor Hamann zutreffend als die Malerei der Aufklärung und Romantik, welche mit dem bürgerlichen Porträt einsetzt und mit der romantischen Stimmungsmalerei impressionistischer Landschaften endet. Als Vertreter dieser ersten Richtung werden natürlich Chodowiecki und Graff herangezogen, als Maler der älteren Romantik finden wir Wilhelm von Kobell, J. A. Koch und K. D. Friedrich. In Kobell sieht Hamann den Eröffner des romantischen Programms, in Friedrich den Erfüller dieses Programms.

Während dieser ganzen zur impressionistischen Stimmungsmalerei drängenden Entwicklung der intimen Malerei geht aber die Monumentalkunst nebenher teils ihren eigenen, teils einen ihr von der intimen Malerei gewiesenen Weg. Hier wird auf die klassizistische Malerei vom Ende des 18. Jahrhunderts hingewiesen, wie sie Öser, Mengs, Angelika Kaufmann und Carstens ausübten, und als Fortsetzung dieser Schule die Historienmaler Wächter und Schick angeführt, welche im strengen Stil der akademischen Klassik die heroische Tat vorbildlicher Menschen darstellten. Außerdem wird das „repräsentative Porträt“ hier unter die Kategorie der Monumentalkunst gerechnet. Das mag nun für Tischbeins und Kügelgens Porträts ohne weiteres zugestanden werden, aber gerade das Porträt, welches Professor Hamann als den Höhepunkt des repräsentativen Porträts, mithin der Monumentalmalerei dieser Gattung bis 1820, bezeichnet, könnte ebensogut als Kulminationspunkt des bürgerlichen Porträts gelten. In Runges Bildnis seiner Eltern wird man wohl eher die Vollendung dessen sehen können, was Graff erstrebt hat. Monumental ist es zweifellos, aber in der Weise, wie Leibls Bäuerinnen monumental genannt werden müssen. Es liegt hier,

um des Verfassers eigenen Ausdruck zu gebrauchen, eine „Heroisierung des Schlichten“ vor. Durch dieses Schlichte und Gemütliche aber gehört das Bild ebensogut unter die Rubrik der intimen Malerei. Schon an diesem Punkte zeigt sich die Unhaltbarkeit systematischer Einteilungen. Vollendete Kunstwerke stehen immer für sich außerhalb aller theoretischen Sammelnamen. Professor Hamann hat natürlich diese Uebergänge einer Kategorie in die andere deutlich gesehen und erwähnt darum auch stets die wechselseitige Beeinflussung der monumentalen und der intimen Malerei. Er behandelt folglich auch diese monumentale Richtung von 1775—1820 als Bestandteil seiner ersten Periode malerischer Entwicklung und bezeichnet erst die Monumentalmalerei der Zeit von 1820—1830 als Reaktionsepoche gegen den Gefühlsimpressionismus, in welchen die erste Periode intimer Malerei ausläuft. Hier kann man allerdings mit vollem Recht von einer Monumentalmalerei sprechen. Die Namen der Nazarenerschule, eines Veit, eines Overbeck, Schnorr und Cornelius, genügen vollkommen zur Charakterisierung der reaktionär-idealistischen Tendenzen, welche in diesen zehn Jahren die malerische Entwicklung hemmten.

Als „zweite Periode malerischen Wachstums“ entrollt Professor Hamann dann eine geistvolle Schilderung der in ihren ersten Jahrzehnten als Biedermeierepoche bekannten Zeit von 1830—1860. Er zeigt, wie die „Biedermeiermalerei“ der Berliner, Hamburger, Münchener und Wiener Schulen seit den vierziger Jahren freier, farbiger, stimmungsvoller und unruhiger wird, um sich zuletzt in dem Impressionismus der fünfziger Jahre aufzulösen. Wir sehen also hier einen der malerischen Entwicklung von 1775—1810 parallel gehenden Fortgang vom bürgerlich Einfachen, Soliden und sauber Detaillierten, man möchte sagen vom „Aufgeklärten“ zum impressionistisch Aufgelösten, Stimmungsvollen, zur Romantik. Der Berliner Krüger, der Wiener Waldmüller, der Hamburger Oldach, der Münchener Spitzweg sind die Hauptvertreter der Biedermeiermalerei und ihrer Lokalschulen. Unwillkürlich fragt man hier: „Und Schwind, Richter?“ Den unbefangenen Leser wird es einigermaßen überraschen, diese Namen der biedermeierischsten und intimsten Maler oder Zeichner unter denen zu finden, welche den Monumentalstil entgegen der intimen Richtung vertreten. Hier ist es auch, wo Professor Hamanns Rubrizierung sich hoffnungslos verhebbert. Von einer Monumentalkunst kann ja für die Jahre 1830—1860 überhaupt kaum die Rede sein. Professor Hamann legt nun in seiner interessanten Weise dar, wie sich die Monumentalmalerei jetzt in „die illustrative Malerei der Biedermeierzeit“ verliert. „Die ganze Monumental- und Anekdotenkunst der Zeit war Buchillustration.“ Das ist ganz richtig, aber darum kann man noch nicht jede Buchillustration unter der Rubrik Monumentalkunst unterbringen. Schwind und Richter haben ihren Platz bei Spitzweg und den anderen intimen Malern, wenn man sie nach Inhalt und Form ihrer Werke beurteilt, was sie scheidet, ist nicht die Monumentalität oder Intimität, sondern die Farbe, das Maltechnische. Hasenclevers Lese-

gesellschaft und Schrödters Don Quichotterien scheinen auch eher in das Lager der intimen Kunst zu gehören, wie in das der monumentalen. Den Begriff Monumentalmalerei kann man erst da wieder in Einklang mit der „illustrativen Malerei der Biedermeierzeit“ bringen, wo es sich um Wilhelm von Kaulbachs große Fresken, um Pilotys und Lessings historische Gemälde und um Rethel handelt. Wieder, wie in der vergangenen Epoche, will Professor Hamann an dieser zweiten Gruppe seiner „Periode malerischen Wachstums“ den Einfluß des impressionistischen Sehens und Malens auf die sogenannte Monumentalkunst und ihrer Modifikation durch die zeitgenössische intime Malerei erweisen. Trennung und Verbindung sind aber zu gezwungen, um überzeugend zu wirken, vor allem deshalb, weil es von vornherein aussichtslos ist, eine Periode von dreißig Jahren, die solche Gegensätze umschließt, unter irgendeinem Gesichtspunkt zusammenfassend zu behandeln. Krüger starb 1857, Rethel zwei Jahre später, Feuerbach malte 1852 seinen Hafis in der Schenke, Böcklin im Jahre 1857 seinen Pan im Schilfe. Dazwischen liegt ein völliger Wandel der Weltanschauung und der künstlerischen Produktion. Menzel steht in der Mitte der ganzen Entwicklung und läßt sich nirgends einreihen.

Nun rechnet Professor Hamann, Feuerbach und Böcklin ganz der zwischen 1860 und 1880 malenden Künstlerschaft zu, während er den Menzel der vierziger und fünfziger Jahre unter der Malern des biedermeierischen Stimmungsimpressionismus anführt, um den friederizianischen Menzel wieder unter den illustrativen Malern der Biedermeierzeit auftreten zu lassen. Diese ganze Epoche „malerischen Wachstumes“ schließt ab mit Winterhalter und Rayski, den beiden Malern des repräsentativen Porträts, und die zweite „Reaktion der Form“ gegen die intime, das heißt rein auf die malerische Wirkung ausgehende Kunst, wird eingeleitet durch das Kapitel „Die Malerei der Gründerzeit“, mit Böcklin, Feuerbach, Lenbach und der jüngeren Gruppe Marées, Leibl, Thoma. Diese Reaktion wird aber von vornherein als eine der „eigentümlichsten und fruchtbarsten Kompromisse zwischen monumentaler Kunst und intimer Kunst“ bezeichnet. Das heißt mit anderen Worten soviel als, daß weder die eine noch die andere Benennung für sie paßt. Nun gibt es aber meines Wissens in der ganzen modernen Kunstgeschichtsschreibung keine annähernd so vortreffliche Darstellung des Wesens der Malerei seit 1860 bis zum Einbruch des Naturalismus — und der Sonne — in den achtziger Jahren, als sie Professor Hamann in diesem 6. Kapitel seines Werkes gibt. Man tut daher gut, hier ganz vom Schema abzusehen und sich dem Genuß an der meisterhaften Behandlung dieser Epoche ruhig hinzugeben. Noch niemand hat so wie Professor Hamann die kulturgeschichtliche und ethische Besonderheit dieser Jahre zu erfassen und zu würdigen gewußt. Zum erstenmal, soweit mein Wissen reicht, ist hier ein von keinem einseitigen ästhetischen Parteistandpunkt getrübtes Bild der Zeit gegeben, die sowohl künstlerisch als politisch ihren

Höhepunkt in den siebziger Jahren fand. Dieses ganze 6. Kapitel ist ein Kabinettstück kunsthistorischer Darstellung. Professor Hamann selbst betont, daß in seinem Buche die rein ästhetische oder kunstkritische Betrachtung hinter der historischen zurücktritt, aber seine klare Erkenntnis künstlerischer Werte und sein sachliches Urteil über die Künstlerschaft der in Frage kommenden Meister ermöglicht es ihm, innerhalb des geschichtlichen Rahmens Werke und Künstler, manchmal nur durch ein kurzes Wort, in das richtige Licht zu stellen.

In geistreicher Ausführung zeigt Professor Hamann dann die Entartung des „Gründerstils" im „Highlife-Idealismus der achtziger Jahre". Hier aber scheint es, als verleitete ihn seine wohlbegründete Abneigung gegen die Salonmalerei zu einigen Ungerechtigkeiten. A. von Kellers „Jairi Töchterlein" und Piglheins „Grablegung" müssen anders aufgefaßt werden, denn als charakteristische Werke eines „demimondainen Idealismus französischer Rührstücke". Hier ist „das Heilige" doch kaum „zum Gesellschaftsspiel" geworden. Piglheins Gemälde ist ein sehr ernster Versuch, die Stimmung eines solchen Grablegungsmorgens zu realisieren, ein literarisches Gegenstück dazu ließe sich in Robert Brownings „A Death in the Desert" nennen. Bei Kellers Bild verbürgt die Serie der vorher gemachten Studien und ersten Redaktionen die künstlerische Gewissenhaftigkeit und den technischen Ernst, mit dem er an seine Arbeit ging. Für Kellers Gemälde das „Diner" wie für seine und F. A. von Kaulbachs Porträts kann man sagen, daß auch diese Welt eine Realität ist, so gut wie jene, die ihre künstlerischen Antipoden Liebermann und Baluschek darstellen.

Lehrreich und von scharfer Beobachtung zeugend ist es aber, wie Professor Hamann die Entwicklung des Naturalismus der achtziger Jahre aus diesem Salonstil erweist. Treffend bezeichnet er selbst die beiden Malrichtungen nach ihrem Inhalt als „Vorderhaus" und „Hinterhaus". Mit dieser „Hinterhausmalerei" setzt die von Hamann als dritte Periode malerischen Wachstumes bezeichnete Epoche von 1880—1900 ein. Seine Beurteilung und Besprechung der Zeit geht von dem interessanten Gedanken aus, daß ihr Charakteristikum die „Zurücksetzung des Menschen in sozialethischer Hinsicht" und die „Nichtachtung des Menschen in künstlerischer Beziehung" sei. In dem Ueberwiegen des Milieus gegenüber der Person, dem Hineinmalen von Mensch und Tier in die Landschaft oder den Raum, in der Lieblosigkeit, mit der gerade der Innenraum behandelt wird, in dem nur Malerischen sieht Professor Hamann „einen alles Menschlich-Ethische herabsetzenden Zug", und die Art, wie er seine Theorie durch Beispiele erhärtet, überzeugt von der Richtigkeit des Gesagten. Außer Liebermann wird noch Uhde als der hervorragendste Vertreter des Impressionismus erwähnt.

In diesem Kapitel befremdet einigermaßen die nebensächliche Behandlung, welche die Freilichtmalerei erfährt, die doch mit dem Impressionismus der achtziger Jahre der größte Fortschritt war, den die Malerei im 19. Jahr-

hundert gemacht hat. Professor Hamann geht von der Milieuschilderung und den Stimmungsbildern Liebermanns und Uhdes zum „Neuidealismus" über, in welchem er die der eigentlichen „intimen Malerei" parallel gehende, sich mehr auf das Monumentale richtende Schule sieht: „So sehr der Impressionismus der 90er Jahre und der Jahrhundertwende die herrschende Kunstrichtung der Zeit genannt werden muß, und so sehr gerade dieser rein optische Impressionismus einer Farben- und Lichtreizkunst alle Personendarstellung aufhebt und negiert, daneben gehen doch Richtungen einher, die das Menschliche und Persönliche stärker betonen und in der Rehabilitation des Figürlichen die verlassenen Wege der alten Monumentalkunst wieder zu beschreiten scheinen." Es ist also auch hier wieder der monumentale Stil zu erkennen, der neben der eigentlichen impressionistischen Richtung einhergeht und von ihr beeinflußt oder, wie in diesem Falle, von ihr völlig unterworfen wird. Innerhalb dieses den Monumentalstil der Zeit vertretenden Neuidealismus unterscheidet Professor Hamann drei einzelne Richtungen, die er folgendermaßen bezeichnet: Heimatkunst und Stimmungslandschaft, erotischer Nacktkultus und Symbolismus, Jugendstil und dekorativer Archaismus. Die erste Gruppe wird durch die Worpsweder, die Dachauer, die Karlsruher und die Stuttgarter vertreten. Leistikow, Bachmann, Dill und Toni Stadler ragen als Einzelnamen hier vor allem hervor. Für die zweite Gruppe wird natürlich vor allem Louis Corinth angeführt, ferner Hodler und Stuck. Den Namen des Grafen Kalckreuth liest man nur ungern an dieser Stelle, denn wenn ihm auch nur vorgeworfen wird, daß seine „Ausdruckskunst ihre höchste Wirkung durch eine starke Entnaturalisierung und Entpersönlichung des Dargestellten, die so zu zeit- und raumlosen Symbolen werden" erreicht, so wäre es doch besser gewesen, Künstler seiner Art überhaupt nicht in einem „Erotischer Nacktkultus" überschriebenen Kapitel zu erwähnen. Kalckreuths Kunst ist eine erdenfeste und bitterernste, deren Gestalten symbolisch werden nicht durch „Entnaturalisierung", sondern durch die Betonung des tragischen Menschenschicksals, dessen Repräsentanten sie sind. Er heroisiert das Häßliche, wie Leibl das Schlichte heroisierte. Für die dritte Gruppe des Jugendstils und des dekorativen Archaismus stehen Habermann, Herterich, Ludwig von Hoffmann, auch Angelo Jank und Samberger, die man ja auch allenfalls als typische Jugendstilisten ansehen mag, während der dekorative Archaismus vortrefflich durch Klimt, Strathmann, Orlik und Klinger vertreten ist. — Geht zwar auch hier wieder das ganze Gefüge auseinander, sobald man es auf seine systematische Konstruktion hin prüft, so ist doch andererseits wieder ein höchst anregender und, soweit es innerhalb der gegebenen Schranken möglich war, vollständiger Bericht vom Kunstschaffen am Ende des 19. Jahrhunderts gegeben.

Die auf diese dritte Periode des malerischen Impressionismus im 19. Jahrhundert folgende Reaktionsepoche des monumentalen Stils führt Professor Hamann bereits aus dem 19. Jahrhundert hinaus, in unsere

Tage hinüber. Die gedankenreiche und feinsinnige Abhandlung über den „Neoimpressionismus und die neudeutsche Malerei" bildet den Abschluß des Buches. Das Suchen nach einem neuen Monumentalstil im 20. Jahrhundert ist äußerst treffend charakterisiert. Nur möchte man wünschen, daß neben den Namen ernsthafter Künstler, wie es Fritz Erler, Klinger und Hodler sind, die Kubisten und Futuristen keiner Erwähnung wert befunden wären. Die Geschichte einer deutschen Malerei, die mit Graff, Kobell und Runge einsetzt, sieht man nicht gern auslaufen in „Landschaften, wie aus Kinderbaukästen zusammengesetzt", durch welche ein Reiter sich bewegt, „wie er als blitzartiger Gedanke durch das Hirn des Malers schießt, nicht mehr als Bild, das von außen sinnereizend erfaßt wird, sondern subjektiv". Die Schilderung und Bewertung solcher Dinge gehört kaum in ein kunstwissenschaftliches Werk. Sie haben mit der deutschen Malerei nichts zu tun.

Professor Hamanns Buch ist eines von denen, die es wert sind, daß man ihren Gehalt sorgfältig abwägt. Das Wenige, wogegen der Kritiker Stellung nehmen muß, wird reichlich ausgeglichen durch das Viele, wodurch der Kunsthistoriker wie der kunstsinnige Laie Belehrung und Genuß finden. Der Stoff ist immer im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Kulturgeschichte behandelt, wodurch nicht allein die Darstellung an Leben gewinnt, sondern wodurch manches bisher Mißverstandene, wie z. B. der Prunkstil, die Festzugsfreude der Makartgeneration, erst richtig beurteilt werden kann. Die gründliche Belesenheit Professor Hamanns, vor allem auf dem Gebiete der Philosophie, hat ihn instand gesetzt, den jedesmaligen Einfluß des wichtigsten philosophischen Werkes auf den Zeitgeist und mittelbar durch ihn auf die Malerei zu zeigen. Seine Kenntnis der deutschen Literatur läßt ihn häufige, immer geistreiche Analogien zwischen Malern und Dichtern finden. Eine reiche Auswahl von Abbildungen ist dem Buche beigefügt. An ihnen vermag auch der in der deutschen Malerei weniger heimische Leser zu erkennen, wie gut Professor Hamann die Wesensart der einzelnen Kunstwerke charakterisiert, wie fein und anschaulich er zu schildern weiß.

Trotz der in der vorliegenden Besprechung häufig erhobenen Einwände gegen die Periodizität der Entwicklung, die der Verfasser in der deutschen Malerei während des 19. Jahrhunderts sehen will, sei doch am Schlusse noch betont, daß, was immer am Einzelnen auszusetzen sei, Professor Hamann im ganzen doch sein Ziel erreicht hat, „die Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts als etwas Ganzes, mit eigener und konsequenter Entwicklung zu erweisen".

Robert West.

Max Raphael, Von Monet zu Picasso. Grundlage einer Aesthetik und Entwicklung der modernen Malerei. Mit 32 Abbildungen. Delphin-Verlag, München. Kandinsky, Ueber das Geistige in der Kunst. R. Piper & Co., Verlag, München. Das neue Bild, Veröffentlichung der neuen Künstlervereinigung, München. 36 Lichtdrucktafeln und 20 Textillustrationen. Text von Otto Fischer. Delphin-Verlag, München. Gauguin-Mappe. R. Piper & Co., München.

Wenn wir etwas aus der Geschichte der Aesthetik lernen können, so ist es dies, daß sich auf ihrem Gebiete mit logischen Schlüssen so gut wie alles beweisen läßt. Jedes ästhetische System ist bis jetzt mit dem Anspruch hervorgetreten, logisch richtig und allgemein gültig zu sein, jedes hat eine Zeitlang überzeugte Anhänger gehabt und jedes ist dann wieder „überwunden" worden, verdrängt durch andere, die mit eben denselben Ansprüchen auftraten, ebenso überzeugte Anhänger hatten, um ebenfalls wieder überwunden zu werden. Es ist also von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die neue Aesthetik, die Max Raphael in großen Zügen entwickelt, möge sie wissenschaftlich noch so einwandsfrei gearbeitet sein, objektiv richtiger sei als ihre Vorgängerinnen. Wir sollen uns daher nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch sie überwunden werden wird. Das Wichtige aber an einer Aesthetik ist meiner Ansicht nach nicht, wie sie, sondern was sie beweist und warum sie dieses Was beweisen will. Erst wenn wir dies erkannt haben, kann sie uns nützen als Wegweiser im Gewirre unserer Kunstentwicklung, als Erläuterung des neuen Kunstwollens. Was Raphael vertritt, ist — unbewußt natürlich — identisch mit der Sehnsucht der Zeit nach dem Bild, nach dem in sich abgeschlossenen großen überzeugenden Kunstwerk, das nicht mehr in der Skizze stecken geblieben, auch nicht bloße Dekoration oder subjektiv bedingte Vergewaltigung der Realität ist, sondern ein selbständiger, lediglich aus sich entstandener Organismus mit eigenen Gesetzen. Sehen wir zu, wie der Verfasser zu dem Ideal dieses absoluten Kunstwerks gelangt.

Zunächst verändert er die bisher in der Aesthetik übliche Fragestellung. Er geht nicht mehr aus von der Feststellung: Was ist Kunst und wie wirkt sie? sondern wie schon Cohen und seine Schule tut, von der Untersuchung: wie wird Kunst, welches ist der Sinn ihres Werdens? Aus dieser Fragestellung ergibt sich alsbald das Vorhandensein eines schöpferischen Triebes, den Raphael nun zum Ausgangspunkt seines Systems macht. Dieser auf Totalität gerichtete, also nicht im Subjektiven stecken bleibende schöpferische Trieb durchdringt die Welt des Seins und befreit sich von ihr dadurch, daß er diesen durchdrungenen Stoff fortrückt aus der Welt des Seins in die des Sollens, der Gültigkeit, jedoch nicht einer Gültigkeit, die aus irgendwelchen wissenschaftlichen, ethischen oder formalen Idealen an den Stoff herangetragen wird und

damit zum Experiment, zum Tendenzwerk oder zum Klassizismus führt, sondern einer Gültigkeit, die sich aus den inneren Beziehungen, sozusagen aus den Kristallisationstendenzen des vom schöpferischen Triebe durchdrungenen Stoffes ergeben. Wir haben hier also einerseits eine Absage an die Nachahmungstheorie und den Naturalismus, andererseits eine Ueberwindung des modernen Subjektivismus durch Konstituierung. Das Kunstwerk ist weder bloße Beschreibung des Seienden, noch bloße Wiedergabe der künstlerischen Empfindung, sondern die Durchdringung beider schafft einen neuen Organismus, der nun seine eigenen Gesetze in sich trägt. Diesen Fall der völligen Durchdringung, der völligen Loslösung einerseits von der physikalischen Ordnung der Realität, andererseits von der Basis des individuell bedingten Psychologischen, nennt Raphael die absolute Gestaltung, eine Formulierung, die man sich durchaus wird gefallen lassen können, wenn auch die Fixierung des Durchdringungspunktes nur für den dogmatisierenden Aesthetiker bestimmt festlegbar erscheinen, vom Künstler aber je nach seiner Begabung mehr nach dem Subjekt oder mehr nach dem Objekt hin verlegt werden wird. Tatsächlich gibt denn auch Raphael zu, daß die absolute Gestaltung „nach der Veranlagung des Menschen immer nur ein unendliches Ziel bleiben kann". Selbstverständlich fordert dieser ideale Fall auch einen idealen Betrachter, der „alle jene Fähigkeiten in der Ebene der Betrachtung hat, die beim Schaffen tätig waren" und von dessen Existenz der ehrliche Verfasser selber nicht überzeugt ist. Wie jede Aesthetik, gerät also auch diese durch die Ueberspannung der idealen Forderung ins Abstrakte, Existenzlose, bietet nun aber doch manchen lehrreichen Ausgangspunkt zu neuen Wertungen. Der Impressionismus wird — das ist höchst bedeutsam und paßt zu den neueren Forderungen der Kunst — völlig abgelehnt. Als Illustrierung mögen kurz zusammengefaßt die Urteile über die neuesten Künstler folgen. — Die Impressionisten reinigten zwar den schöpferischen Trieb von allem falschen Vorwissen um die Dinge, gaben ihm seine sinnliche Grundlage zurück, degradierten ihn aber zugleich auf seine niedrigste, die deskriptive Stufe. Sie gingen jeder Erscheinungsform nach, erlösten sie aber nicht, sondern blieben in einer passiven Reaktion stecken. Es fehlte ihnen also das eigentlich Schöpferische, sie unterwarfen sich den Dingen und gaben ihre subjektive Empfindungsreaktion wieder. Erst van Gogh grub sich, unbefriedigt von der sachlichen Sinnlichkeit des impressionistischen Scheins, in die Dinge hinein und ließ sie neu erstehen. Aber er blieb im Subjektiven stecken; als etwas Fertiges, wenn auch als Kraft Fertiges, trat er an das Objekt heran, „während sich die wahre Dynamik des schöpferischen Triebes aus dem Dualismus von Subjekt und Objekt bildet .... Während Gestaltung allein diesen Sinn hat: das ganze Chaos als Totalität in die Form zu konkretisieren und damit die Verworrenheit des Daseins aufzuheben, muß van Gogh — nach seinen eigenen Worten — sich damit begnügen, ein Atom aus dem

Chaos zu malen". Damit bleibt der größere Teil der Welt im Ungestalteten, weil jedes Atom in seiner restlosen Vereinzelung zufällig, willkürlich, kurz Chaos geblieben ist. Der Neoimpressionismus bedeutete dann einen methodischen Schritt vom reinen Naturalismus der Gestaltung fort, er ahnte, daß ein Bild mehr sein muß als eine Skizze, nur machte er sich einer verhängnisvollen Verwechselung von naturwissenschaftlicher und künstlerischer Gesetzmäßigkeit schuldig. Erst Cézanne hat den Weg zur absoluten Gestaltung betreten. Er gewann den Grund der Dinge, die sozusagen immanent gegebenen allgemeinsten Möglichkeiten und, die Gesetze ihrer Werdung durchschauend, baute er aus ihnen die neue Welt der Kunst. Das Objekt war ihm eine neue Welt, die sich nach eigenen Gesetzen vollendet. Aber auch er vermochte nicht, den Subjektivismus zu überwinden. Nicht nur blieb er im Allgemeinen stecken und verendlichte dadurch den schöpferischen Prozeß, anstatt ihn ausreifen zu lassen, sondern sein Naturbild konnte nicht zu einer kunstorganischen Einheit gelangen, weil er an einem dekorativen, von vornherein aus sinnlichen Geschmacksgründen fertigen Ideal festhielt. Und so ist er dem Ideal der absoluten Gestaltung näher gekommen als irgendeiner seiner Vorgänger, ohne es doch ganz erreicht zu haben. Daß von diesem Gesichtspunkte aus weder der subjektive Expressionismus einerseits, noch die dekorativen Tendenzen von Gauguin und Matisse andrerseits den Verfasser befriedigen können, braucht nicht noch ausdrücklich betont zu werden, auch Picasso vermag das Ideal nicht zu erreichen, da er in seinen Schriften eine ganze Seite der Welt überhaupt ausschaltet und somit zu einer „individualpsychologischen Methodologie des Raumes, nicht aber zu dessen Gestaltung" kommt.

So fällt das Ergebnis dieses Buches für die moderne Kunst recht niederschmetternd aus. Als ihren Hauptmangel betrachtet der Verfasser zweifellos mit Recht, daß sie sich nicht vom Individualismus zu befreien und, in den Kreis des egozentrischen Subjektes gesperrt, die Totalität der Welt nicht in ihre Konzeption aufzunehmen vermag. Nun ist es zwar nicht wahrscheinlich, daß ein Kunstfreund sein eigenes Urteil über die moderne Kunst auf Grund der absoluten Wertung Raphaels revidieren wird, aber dennoch wird er durch das Studium des Werkes — Studium ist nötig, denn es handelt sich um alles andere als einen populären Führer — auf viele Probleme, die er bisher unbeachtet gelassen, hingewiesen werden und wird die Freude haben, sich mit den interessantesten Formulierungen eines interessanten Menschen, der von der Kunst einmal wieder das Höchste verlangt, auseinandersetzen zu können, wobei es denn wenig verschlägt, daß die Sprache des Buches einen, bei der neuen schwer zu gestaltenden Materie vielleicht unvermeidlichen Fehler zeigt, nämlich gelegentlich zum dunkel Abstrakten zu neigen, und daß die Darstellung nicht selten sich mit Andeutungen begnügt, wo eine wärmere und ausführlichere Behandlung des Details auf die Hauptsachen wiederum klärendes Licht geworfen hätte.

Wie gesagt, berührt sich die Tendenz des Raphaelschen Buches vielfach mit den Bestrebungen der schaffenden Künstler. Zum Vergleich diene die Programmschrift **Kandinskys**, die zwar dilettantisch geschrieben ist, einen Teil dieser Bestrebungen aber interessant erläutert. Auch hier ist zunächst eine lebhafte Reaktion gegen den Impressionismus zu verzeichnen. Unter seiner Herrschaft haben wir uns zu sehr daran gewöhnt, einen rein formalistischen Standpunkt zu den Werken der bildenden Kunst einzunehmen. Wir verfolgten nun nicht mehr, wie ehedem die dargestellte Historie oder Anekdote, sondern genossen die Mache, die Technik. Gegen diese Art des Genusses nun, die übrigens nicht ganz so vorherrschend war, wie wir glauben sollen, wendet sich Kandinsky und betont, daß es vor allem auf das Geistige ankommt, auf das psychische Erlebnis. Zugleich aber entwickelt er, unbewußt, die Bestrebungen des auslaufenden Impressionismus weiter. Schon Manet hat eine Kultur des Geschmacks gepflegt, schon ihm kam es darauf an, unsere Seele durch geschmackvolle Zusammenstellungen in Vibration zu versetzen, und wahrscheinlich unter dem bewußten oder unbewußten Eindruck der dekorativen Tendenzen von Manets Nachfolgern kommt Kandinsky dazu, den Künstler direkt als die Hand aufzufassen, welche die Taste, d. i. die Farbe, in Berührung setzt, die auf unserer Seele, gewissermaßen einem Klavier mit vielen Saiten, einen Klang hervorbringt. Dadurch wird die Kunst nichts als ein abstraktes Klingen und endet selbstverständlich konsequent im reinen Ornament. Das würde nun, wie Kandinsky deutlich fühlt, eine Verarmung der Kunst bedeuten. Aber er hofft doch, was Raphael mit guten Gründen bestreitet, daß wir einmal dahin kommen werden, von seinen Farbenkompositionen, wenn auch rein geistige, so doch sehr bestimmte Erlebnisse zu bekommen, und gibt demgemäß wenig überzeugende Prolegomena zu einer Psychologie der Farbe. Aber selbst wenn diese Psychologie sich durchsetzen würde, selbst wenn sich nachweisen ließe, daß wir von der reinen Farbe ohne Verbindung mit einem dargestellten und deutlich als solchem erkennbaren Gegenstande bestimmte, klar faßbare Erlebnisse bekommen könnten, was durchaus unwahrscheinlich ist, selbst dann noch wären wir in der Gefahr, zu verarmen. Der Vergleich mit der Musik, der von Künstlern und Laien neuerdings immer wieder herangezogen wird, ist eben durchaus nicht am Platz und beruht auf der traurigen und barbarischen Unkenntnis der meisten Musikhörer. Eine Beethovensche Symphonie ist eben nicht ein Chaos von Klängen und Fortschreitungen, von dem man sich einfach berauschen oder erheben oder schmelzen lassen kann, sondern hat ihre ganz bestimmte Formensprache, einen sehr festen Aufbau nach bestimmten stilistischen Gesetzen, und niemand versteht ein Musikwerk, der nicht seinen motivischen Aufbau bis ins Kleinste zu verfolgen vermag. (Als vorzüglicher, allgemeinverständlicher Führer mag hier das kleine wohlfeile Werk von B. Knetsch, Die Grundlagen für das Verständnis des musikalischen Kunstwerkes, Hermann Hillger Verlag,

Berlin, genannt sein.) Aber auch der Vergleich mit dem orientalischen Teppich paßt nicht, da seine Formen- und Farbensprache nicht nur durch die geometrische Bestimmbarkeit des Musters, sondern auch durch die mühsame Technik und die ungewollte und selbstverständliche Einfachheit des Materials eine innere Notwendigkeit erhält, die die bestrichene Leinwand eben nicht aufzuweisen hat. Historisch genommen, sind diese Bestrebungen dennoch interessant, weil sie zeigen, daß man über die feine artistische Kultur des Impressionismus hinaus und wieder zu einer inneren Bedeutsamkeit des Kunstwerkes gelangen will. Man hat das Geistige hinter den Dingen entdeckt, etwas Rätselhaftes, Mystisches und will erschüttern nicht mehr durch rein formale Werte, nicht mehr durch Befriedigung der Sinnenfreudigkeit, sondern durch die Wiedergabe dieses Geistigen. Andererseits strebt man ganz offen zur monumentalen Dekoration.

Diese Bestrebungen zeigen sich deutlich auch in der schönen, überaus vornehm ausgestatteten, schön gedruckten und dabei doch nicht teuren Publikation der Neuen Künstlervereinigung, München. Die erste Ausstellung dieser Vereinigung, der damals auch noch der inzwischen ausgetretene Kandinsky angehörte, bei Tannhauser in München, erregte beim großen Publikum zunächst, obwohl es bekannt war, daß Tschudi sich für die Ausstellung ausgesprochen hatte, allgemeines Entsetzen, sogleich aber drangen auch die besten Kräfte durch. Und nun ist es erfreulich, zu sehen, daß die damals geäußerten günstigen Urteile ihre Bestätigung gefunden haben; leider hat aber auch diese Vereinigung nicht alle minderwertigen Kräfte, die ja bei jeder neuen Bewegung mitlaufen und sie in Mißkredit bringen, abstoßen können. Zu den letzteren gehört meiner Meinung nach als gefährlichste Marianne von Werefkin, gefährlich nicht etwa, weil sie durch Uebertreibungen und Talentlosigkeit den Betrachter zurückstößt, wie das Jawlensky tut, sondern weil sie, wie schon ihre eklektische Formensprache beweist, im Grunde jeder Originalität bar, durch den Anschluß an die neue Richtung Anspruch darauf macht, ernst genommen zu werden, während ihr Wollen doch eigentlich nicht über das eines Bastien-Lepage hinausgeht, nur bei weit weniger Können. Aber halten wir uns an das Gute. Da ist zunächst der jetzt ans Folkwang-Museum berufene Bildhauer Kogan mit seinen Reliefs von wunderbarer Beweglichkeit der Figuren, die wie eine moderne Interpretation antiker Klänge anmutet. Sehr beachtenswert ist ferner der vielgestaltige Girieud mit seiner wuchtigen Amphoraträgerin, seinem als Versuch zu Größerem sehr bemerkenswerten Judaskuß, seiner eigenartigen Interpretation quattrozentistischer Götteridyllen, die einen viel feineren Klang hat, als die Kompositionen des grobschlächtigen Hodler. Leider fehlt eine Reproduktion seiner sehr starken, kleinen Städtebilder, die mir ungleich wertvoller erscheinen als die vorläufig noch wenig gekonnten Bilder Kanoldts. Ueber Mogilewsky, von dem ich kein Original kenne, möchte ich nach

Reproduktionen nicht urteilen, in Erbslöh scheint mir ein sehr entwicklungsfähiges Talent zu stecken, dessen Fortschritten man wie das Girieuds wird im Auge behalten müssen. Der reifste und nach dem, was bis jetzt vorliegt, stärkste Künstler dieser Vereinigung ist aber ohne Zweifel W. von Bechtejeff, der die eingehendste Beachtung verdient und um dessentwillen allein man das vorliegende Werk anschaffen sollte. Hier haben wir, was Puvis de Chavannes und Marées anstrebten, in vollster Blüte, edelste, fein abgewogene Kompositionen von starker dekorativer Wirkung, dabei von tiefem Gehalt und großem Können, und es ist dringend zu wünschen, daß dieses eminente Talent bald an großen Aufgaben sich entwickeln könne und nicht wie Marées an dem Mangel von Aufträgen verkümmere.

Neben dieser monumentalen Publikation seien noch genannt die überaus verdienstlichen und sehr wohlfeilen Mappen, die der Verlag von R. Piper, München, herausgibt, um die Kenntnis der großen Meister vom 19. Jahrhundert bei uns besser einzubürgern, als das durch meist lücken- oder sonst mangelhafte Ausstellungen geschehen kann. Die mir vorliegende Gauguin-Mappe enthält fünfzehn genügend große, auf Karton aufgezogene gute Reproduktionen nach Hauptwerken des Künstlers, die dem, der sich mit moderner Kunst beschäftigt, als notwendige Unterlage seiner Studien, wie als Quellen reichen Genusses vortreffliche Dienste leisten werden. R. Schacht.

Geschichte.

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands von Dr. Johannes B. Kißling. 2. Band, Die Kulturkampfgesetzgebung 1871—1874. Freiburg i. B. 1913. Herder.

Veranlassung und Zweck des Werkes, von dem jetzt der zweite Band vorliegt, ist bei Besprechung des ersten mitgeteilt.*) Während dieser die Vorgeschichte des Kulturkampfes behandelte und in der Absicht, die letzten Ursachen des in ihm zum Austrage gelangten Gegensatzes nachzuweisen, bis

*) Vgl. Band CII, S. 142—148.

Der Verfasser hat sich in der Nummer der Kölnischen Volkszeitung vom 4. Juni 1912 ausführlich mit meiner Besprechung beschäftigt und die von mir erhobenen Vorwürfe gegen seine Objektivität als unbegründet darzustellen versucht. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Antikritik einzugehen. Aber wenn dort gesagt wird: „Ich muß annehmen, daß Kulemann, da er sich zum Kritiker meines Buches berufen fühlt, das ganze riesige Quellenmaterial zur Kirchenpolitik Preußens noch besser kennt, als ich", so kann ich das nicht geschmackvoll finden. Ich habe in meiner Besprechung keine einzige der von K. behaupteten Tatsachen bestritten, wozu mir als Nichtfachmann auch die Berechtigung gefehlt haben würde, sondern ich habe lediglich die eigene Darstellung K.'s zum Ausgangspunkte genommen, um aus ihr die Einseitigkeit seiner Auffassung nachzuweisen.

zum Beginn des 17. Jahrhunderts zurückgriff, umfaßt Band II nur die Jahre 1871—1874 und beschränkt sich im wesentlichen darauf, die Entstehung der Kulturkampfgesetze und die unmittelbar mit ihnen zusammenhängenden Ereignisse zu schildern. Gegenstand der Darstellung sind zunächst: Der Kanzelparagraph, das Jesuitengesetz, der Ermländer-Konflikt, das Schulaufsichtsgesetz, der Fall des katholischen Feldprobstes Namscanowski, der Streit mit den Bischöfen Krementz und Ledochowski sowie die sich anschließenden Gehaltssperren, Maßregeln, die eine Denkschrift seitens aller deutschen Bischöfe herbeiführten. Es folgen die Verhandlungen mit dem Papste über die Ernennung des Kardinals Hohenlohe zum Botschafter beim Vatikan, die von diesem abgelehnt wurde. Das hatte erregte Auseinandersetzungen im Reichstage zur Folge, bei denen Bismarck das berühmte Wort sprach: „Nach Canossa gehen wir nicht." Dabei tritt der Verfasser der herrschenden Geschichtsauffassung entgegen, daß der Besuch Heinrichs IV. in Canossa dessen Demütigung bedeutet habe und verteidigt die Ansicht, daß er vielmehr ein kluger Schachzug des Kaisers gewesen sei, durch den er dem Papste in dessen Kampfe gegen das Staatskirchentum den bereits nahen Sieg geraubt habe. Diese Ereignisse und die Zirkulardepesche Bismarcks über die Papstwahl führten dann zu der Ansprache des Papstes beim Empfange des deutschen Lesevereins, bei dem er das Wort von dem Steinchen sprach, das sich loslösen und den Koloß mit tönernen Füßen zerschmettern werde. Der Verfasser bestreitet, daß hiermit eine Drohung gegen das Deutsche Reich habe ausgesprochen werden sollen. Die erwähnte und eine bald darauf folgende Allokution des Papstes führte Ende 1872 zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Hatten bisher auch die Konservativen die Regierungspolitik unterstützt, so bildete sich jetzt in ihren Kreisen eine Opposition, die aber durch den Pairschub niedergeschlagen wurde. Immerhin führte dies zu einer Ministerkrisis, die damit endete, daß Bismarck sein Amt als Ministerpräsident niederlegte und Roon an seine Stelle trat. Der Verfasser führt dies auf den Wunsch Bismarcks zurück, für den Fall, daß die preußische Kirchenpolitik keinen befriedigenden Erfolg haben sollte, die Verantwortung für sie von sich abzuwälzen. Dem sächsischen Minister von Friesen soll er im April 1874 erklärt haben, daß er die vorgelegten Gesetze vor seiner Unterschrift gar nicht gelesen habe, sonst würde er das in ihnen enthaltene dumme Zeug herausgestrichen haben. Tatsächlich wurde die eigentliche Leitung des Kampfes von Falk übernommen, dessen Neigung zu einer formal-juristischen Behandlung der Sache nach Behauptung des Verfassers dem Kanzler innerlich durchaus nicht zusagte. Auch der altkatholische Bischof von Schulte, dessen Rat man bei den wichtigeren Maßregeln einholte, habe eine ganz andere Art des Vorgehens empfohlen, sei aber damit nicht durchgedrungen.

Da die von den Liberalen vertretene Forderung eines Zivilstandsgesetzes zunächst noch auf den Widerstand des Königs Wilhelm stieß, so begnügte man sich, einstweilen mit den Gesetzen betreffend die Grenzen des

Rechts zum Gebrauche kirchlicher Zwangs- und Zuchtmittel, über den Austritt aus der Kirche, über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen mit dem sogenannten Kulturexamen, sowie betreffend die kirchliche Disziplinargewalt und die Errichtung eines königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten, in dem bestimmt war, daß Kirchendiener durch gerichtliches Urteil ihres Amtes enthoben werden könnten. Um dem Bedenken zu begegnen, daß diese Gesetze mit der preußischen Verfassung im Widerspruche ständen, wurde Art. 15 der letzteren entsprechend geändert.

Nach Veröffentlichung dieser Gesetze traten die preußischen Bischöfe am 29. April 1873 in Fulda zu einer Konferenz zusammen, in der beschlossen wurde, obgleich einzelne Bestimmungen an sich so geartet seien, daß, wenn eine Verhandlung mit der Kirche eingeleitet wäre, über sie eine Verständigung habe erzielt werden können, so sei doch jetzt dem Gesetzgebungswerke als Ganzem ein passiver Widerstand entgegenzusetzen. Dies wurde in einer Erklärung vom 26. Mai 1873 der Regierung mitgeteilt. Auch der Papst erhob durch die Enzyklika vom 21. November 1873 Einspruch gegen die Kirchengesetze. Endlich ging man jetzt eifrig daran, die katholische Presse zu organisieren, und diese nahm sich des Kampfes in einer Weise an, die von dem Verfasser als „hier und da zu weitgehend" bezeichnet wird. Ebenso tadelt er, daß „hier und da in katholischen Zeitungen hinsichtlich angeblicher Zeichen eines übernatürlichen göttlichen Eingreifens ein gewisser Mangel an Kritik hervortrat", sowie den „Glauben, den einzelne gar zu bereitwillig pseudoprophetischen Machwerken entgegenbrachten." Um den Widerstand zu organisieren, war schon am 21. Mai 1872 der Mainzer Verein deutscher Katholiken als katholische Gesamtvertretung gegründet, aber er stieß vielfach, insbesondere in Bayern, auf partikularistischen Widerstand.

Es wird dann der Brief des Papstes an den Kaiser vom 7. August 1873 und das Antwortschreiben des letzteren vom 3. September 1873 erwähnt, in dem der Kaiser sich gegen die Auffassung verwahrt, daß jeder, der die Taufe empfangen habe, in irgendeiner Weise dem Papste angehöre. Der Verfasser behauptet, daß das Schreiben von Bismarck redigiert sei und daß dieser nicht allein eine blinde Wut gegen den Papst gehabt und in den widerwärtigsten Formen geäußert habe, sondern daß auch der Kampf von ihm durchaus als ein politischer betrachtet sei. Uebrigens sei der vom Papste erhobene Anspruch durchaus im kanonischen Rechte begründet, während umgekehrt die Behauptung des Kaisers, daß der evangelische Glaube keinen anderen Mittler als Christus anerkenne, mit den protestantischen symbolischen Büchern im Widerspruche stehe, nach denen vielmehr die Kirche, die Sakramente und deren Spender als Mittler des Heils bezeichnet würden.

Am 9. November 1873 hatte Bismarck an Stelle von Roon wieder das Ministerpräsidium übernommen, nachdem vorher durch Rücktrittsandrohung des Gesamtministeriums der König bewogen war, seinen Widerstand gegen die Zivilehe aufzugeben. Es folgte jetzt eine neue Reihe kirchenpolitischer Vorlagen betreffend Deklaration und Ergänzung des Gesetzes über

die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen und betreffend die Verwaltung erledigter Bistümer, das preußische Zivilehegesetz sowie das Expatriierungsgesetz, durch das die Landespolizeibehörden das Recht erhielten, den durch staatliche Verfügung ihres Amtes enthobenen Geistlichen den Aufenthalt an bestimmten Orten zu untersagen, wobei für den Fall des Widerstandes die Befugnis gegeben war, sie der Staatsangehörigkeit für verlustig zu erklären und aus dem Bundesgebiete auszuweisen. Auf Grund dieser Gesetze hatten die Bischöfe von Posen, Trier, Köln und Paderborn Gefängnisstrafen zu verbüßen.

In drei Schlußkapiteln wird endlich ein Ueberblick über die Entwickelung der kirchenpolitischen Verhältnisse in Bayern, Baden, Württemberg, Hessen und Elsaß-Lothringen gegeben. Einige frühere Abschnitte beschäftigen sich mit den Altkatholiken, den Staatskatholiken und den Freimaurern. —

Wie die vorstehende Uebersicht des Inhaltes zeigt, hat das Kißlingsche Buch das Verdienst, über eine in hohem Grade interessante geschichtliche Erscheinung ein umfangreiches Tatsachenmaterial zusammengetragen zu haben. War dieses auch im allgemeinen nicht unbekannt, so fehlte es doch bisher an einer einheitlichen und übersichtlichen Darstellung. Die Tendenz des Verfassers, den zwischen Staat und Kirche geführten Kampf als eine Beeinträchtigung der kirchlichen Unabhängigkeit und der Gewissensfreiheit der Katholiken nachzuweisen, tritt überall mit voller Klarheit hervor, aber wenn bei der Besprechung des I. Bandes die Ansicht vertreten werden mußte, daß es dem Verfasser nicht gelungen sei, seine Absicht einer objektiven Behandlung des Stoffes zu verwirklichen, so ist anzuerkennen, daß er in Band II diesem Ziele wesentlich näher gekommen ist. Daß die Reden der Zentrumsführer Windthorst, von Mallinkrodt und Reichensperger stets als „überzeugend", „schlagfertig", „geistvoll", „treffend", „glücklich" und „eindrucksvoll" bezeichnet werden, während die Ausführungen von Falk, Gneist, Virchow u. a., die für die Gesetze eintraten, sehr ungünstige Zensuren erhalten, entspricht zwar nicht völlig den Anforderungen der Objektivität, aber immerhin sind doch bei den Verteidigern der Vorlagen ihre Grundgedanken so wiedergegeben, daß man daraus ein Verständnis des von ihnen vertretenen Standpunktes gewinnen kann. Auch derjenige, der in dem großen Gegensatze zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt prinzipiell auf der Seite des Staates steht, wird nicht verkennen, daß im Kulturkampfe vieles geschehen ist, was weder sittlich noch politisch Billigung verdient. Gerade deshalb ist es sehr wertvoll, einen Standpunkt, der alles Recht auf der Seite der Kirche sieht, in so eingehender Weise, wie es in dem Kißlingschen Werke geschieht, an der Hand der Tatsachen dargelegt zu sehen. Das Buch ist deshalb als eine anerkennenswerte Bereicherung unserer Literatur zu begrüßen.

Göttingen. W. Kulemann.



Eberhard Buchner, Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. 4. und 5. Band: Die Zeit der französischen Revolution. Albert Langen, München.

Friedrichs des Großen altbekannter und vielzitierter Ausspruch: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht geniert werden" ist keineswegs so zu verstehen, als habe er für Preußen die Einführung der Preßfreiheit bedeutet. Mochte während seiner ersten Regierungsjahre die Zensur in verhältnismäßig liberaler Weise gehandhabt werden, so zwangen ihn doch bald der Ernst der Zeit und die Gefahren der kriegerischen und diplomatischen Verwicklungen, härtere Bestimmungen zu treffen und die Presse einer strengen Beaufsichtigung zu unterwerfen. Das berüchtigte Zensuredikt Friedrich Wilhelms II. vom Juli 1788 ging, wie erst neuerlich wieder dargelegt wurde, im wesentlichen auf die Bestimmungen des großen Königs zurück. Beim Ausbruch der französischen Revolution waltete in Preußen wie in allen übrigen Teilen des Deutschen Reiches die strengste Zensur. Verboten waren den Zeitungen der Einzelstaaten zunächst begreiflicherweise Aussagen und Kritiken über die Zustände im eigenen Lande; eben dasselbe galt für verbündete oder befreundete Mächte; mißgünstige Anspielungen oder gar Angriffe waren selbstverständlich von vornherein unmöglich. Dagegen wurde ein freierer Spielraum da gewährt, wo fremde oder feindliche Gewalten in Frage kamen. Naturgemäß erlitt dadurch der politische Teil einer Zeitung wenn nicht räumlich, so doch inhaltlich eine gewaltige Einschränkung, während jenen Allerweltsnachrichten über wunderbare Begebenheiten und seltsame Erscheinungen, die nur dem Sensationsbedürfnis und dem Aberglauben der Menge dienen, eine unverdient große Ausbreitungsmöglichkeit geboten war. Von einem wirklich volkserzieherisch ernsten Beruf der deutschen Presse läßt sich — für jene Zeiten — schlechterdings nicht reden.

Die geschilderten Verhältnisse brachten es mit sich, daß für die politischen Nachrichten fleißig die ausländischen Zeitungen herangezogen wurden. Eigene Korrespondenten waren noch selten, kritisierende oder orientierende Leitartikel, wie sie in England längst Brauch waren, noch wenig bekannt, auch wohl, der Zensur wegen, bedenklich und nicht ungefährlich. Daher half man sich meist mit wörtlicher Uebersetzung oder gedrängter Darstellung dessen, was in fremden Zeitungen gemeldet und erzählt wurde. Wenn also Eberhard Buchner seine Sammlung „Das Neueste von gestern", deren vierter und fünfter Band jetzt vorliegen, kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen nennt, so ist diese Bezeichnung nur als teilweise richtig anzuerkennen, denn die wenigsten der hier zusammengestellten Nachrichten, und im allgemeinen gewiß nicht die interessantesten, stammen tatsächlich aus deutschen Zeitungen. Weitaus die meisten sind Pariser Blättern ent-

nommen und stehen nun wie verkümmerte Pflanzen fremd auf fremdem Boden, losgelöst aus dem Zusammenhange, in den sie hineingehören. Denn mag man immerhin zugeben, daß diese ausländischen Nachrichten auch in deutschen Zeitungen ihren Wert als zeitgenössische Berichte behalten, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß sie in der von Buchner beliebten Art der Zusammenstellung wie eine Sammlung von Urkunden wirken, deren Aussteller unbekannt ist.

Die beiden Bände behandeln die Zeit der französischen Revolution von 1788 bis zur Errichtung des Konsulates. Da sie nun keineswegs den Eindruck widerspiegeln, den diese sturmgepeitschte Zeit in Deutschland machte, nicht widerspiegeln können, weil die Flugschriftenliteratur, die hier allein Aufschluß geben würde, nicht berücksichtigt worden ist, so kann das Werk, vorausgesetzt, daß es nicht bloß als Unterhaltungsbuch für müßige Stunden gedacht ist, nur dann auf ein allgemeines Interesse rechnen, wenn es ein klares und anschauliches Bild der zur Zeit der Revolution in Frankreich um die Herrschaft ringenden Geistesströmungen, der aufeinanderprallenden Parteigegensätze zu geben vermag. An sich scheint es mir überhaupt ein gewagtes und unfruchtbares Unternehmen, den Verlauf der französischen Revolution aus deutschen Zeitungen zu rekonstruieren. Innerlich berechtigt kann ein derartiger Versuch nur sein, wenn keine direkten Wege zum Ziele führen; diese aber sind hier doch in reicher Fülle vorhanden und unmittelbar jedem zugänglich, der den Willen hat, sie zu beschreiten. Der Umweg mag bequemer sein, aber was auf ihm zu erreichen ist, muß doch im besten Falle Stückwerk bleiben. Da er jedoch einmal gewählt und die undankbare Aufgabe durchgeführt wurde, muß man verlangen, daß wenigstens den einfachsten, elementarsten Forderungen der Methodik Rechnung getragen worden sei.

Mit der Revolution fast zugleich begann in Frankreich die Preßfreiheit. Bald hatte jede der rasch sich gliedernden Parteien, jede einzelne politische Richtung ihr eigenes, nur ihr und ihren Zwecken dienendes Organ. Dies ist der erste Punkt, bei dem die Buchnersche Arbeit versagt. Aus welchen Pariser Blättern haben die von ihm herangezogenen deutschen Zeitungen ihre Nachrichten entnommen? Was besagen die interessantesten und verschiedenartigsten Meldungen der von ihm mit Vorliebe benutzten Vossischen Zeitung, wenn man völlig im Unklaren darüber bleibt, welche Partei des revolutionären Paris zu Worte kommt? Buchner sagt freilich selbst, daß die Vossische Zeitung eine konservative Richtung verfolgte und daß er deshalb den Straßburger Kurier, der die Dinge vom radikalen linken Flügel aus betrachtete, an einigen Stellen aushilfsweise verwertet habe, aber was nützt im Einzelfall diese mehr als vage Klassifizierung? Legt sie den Unterschied des Quellenwertes, der sich aus dem Wesen einer deutschen und einer französischen Zeitung — denn das war der Straßburger Kurier — ergibt, auch nur andeutungsweise fest? Bringt sie für die Frage nach der Herkunft der sehr wesensverschiedenen Meldungen

in beiden Zeitungen den geringsten Anhaltspunkt? Denn auch der Straßburger Kurier, wenngleich er den Ereignissen um eine Stufe näher stand, wird seine Pariser Nachrichten nicht immer aus erster Hand bekommen haben. Gewiß, es hätte eines mühseligen Studiums bedurft, um die Quellen der deutschen Zeitungen aufzufinden, aber diese Arbeit wäre wenigstens nicht zwecklos gewesen, sie hätte die in ihrem jetzigen Zustand völlig unverwertbare Mannigfaltigkeit nach gewissen Gesichtspunkten ordnen helfen. Diese quellenkritische Untersuchung vorausgesetzt, muß nebenbei bemerkt werden, daß eine weniger willkürliche und einseitige Bevorzugung der Vossischen Zeitung die Farben des Bildes nur leuchtender und kräftiger gemacht haben würde. Freilich wäre auch dann der fragmentarische Charakter des Ganzen nicht zu vermeiden gewesen, denn wo war die deutsche Zeitung, die die letzten und radikalsten Aeußerungen des „Ami du peuple" oder des „Père Duchesne" wiedergegeben hätte, Aeußerungen, welche „die elementare Melodie der Revolution" mit schroffen Dissonanzen begleiten und dennoch nicht von ihr zu trennen, nicht aus ihr hinwegzudeuten sind!

Neben der genauen Angabe der Herkunft jeder einzelnen Zeitungsnachricht, hätte eine, wenn auch nur mit zwei Worten, gekennzeichnete Charakteristik der betreffenden Quelle in einem besonderen Verzeichnis dem Werke beigegeben werden müssen. Diese Forderung ist bei der Fülle von erstklassigen Publikationen über die Geschichte der französischen Presse sicherlich nicht übertrieben. Als selbstverständlich schließt sich daran der Wunsch, auch die während der Revolution so zahlreich vorgenommenen Namensänderungen, sowie den häufigen Wechsel in der Richtung der verschiedenen Blätter verzeichnet zu sehen. Alle Angaben und Vermerke dieser Art sind wichtiger und notwendiger als die überflüssigen Inhaltsangaben, die als Randbemerkungen jeden einzelnen Artikel begleiten.

Alles in allem genommen darf das Buch, so wie es vorliegt, selbst von der nachsichtigsten Kritik höchstens als eine Vorarbeit bezeichnet werden, die, soviel wirklich Interessantes sie unstreitig enthält, doch niemals den Anspruch auf wissenschaftliche Vollwertigkeit erheben kann.

Georg Mentz, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1493—1648). Ein Handbuch für Studierende. Tübingen 1913. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Der Maßstab, den man im allgemeinen an darstellende historische Werke zu legen gewohnt ist, muß bei Lehr- und Lernbüchern zur Seite gelegt und durch einen anderen — keinen geringwertigeren selbstverständlich, aber doch einen wesentlich verschiedenen — ersetzt werden. Man darf wohl behaupten, daß der Verfasser eines solchen Buches über ein gutes Teil Selbstaufopferung verfügen muß, denn seine Arbeit, so selbständig und auf so breiten und tiefen Grundlagen sie aufgebaut sein mag — und sie ist es

in diesem Falle durchaus — muß sich doch letzten Endes auf eine mehr referierende Tätigkeit beschränken. Sie soll keine neuen Probleme aufrollen, sondern nur die gegebenen Streitfragen berühren und die Stellung bezeichnen, welche die verschiedenen Parteien ihr gegenüber einnehmen. Sie muß sich, wenn anders sie ein rechtes Lehrbuch sein will, darauf beschränken, bereits begangene Wege zu gehen und tapfer der Versuchung widerstehen, seitab auf neuen Pfaden in die lockende Wildnis zu dringen. Es ist eine schwere Aufgabe, eine Aufgabe, die nur der restlos zu lösen vermag, der selbst das ganze Gebiet sorgsam durchforscht hat, der es vollkommen beherrscht und deswegen dem Unkundigen ein zuverlässiger Führer zu den Punkten sein kann, von denen aus es sich am leichtesten und vollständigsten überblicken läßt.

Georg Mentz darf man danken, daß er dieses Werk unternommen und innerhalb der von ihm selbst bestimmten Grenzen mit ruhiger Kraft zu Ende geführt hat. In flüssigem Stil geschrieben, in knapper Zusammenfassung alles Wichtige heraushebend, die großen Linien der Entwicklung mit sicherer Hand festhaltend, dabei kleine charakteristische Einzelheiten mit leichten, klaren Strichen rasch skizzierend und mit hellen Schlaglichtern streifend, so lassen die vier Kapitel des prächtigen Buches diese 150 Jahre deutscher Geschichte an uns vorüberziehen. Nur die genaueste und vertrauteste Kenntnis des Großen wie des Kleinen kann, wie gesagt, einen so durchsichtig gegliederten, scheinbar mühelos gefügten Aufbau ermöglichen, nur die eindringendste Erforschung aller Seiten eines Problemes vermag ein so maßvolles und ruhiges Urteil zu zeitigen, wie es Mentz abzugeben imstande ist. Dabei verleugnet er jedoch seinen persönlichen Standpunkt keineswegs und so ehrlich und bereitwillig er die Motive der Gegner würdigt, so unbefangen er das in der ganzen Entwicklung Bedingte unabhängig von jeder Parteirichtung zu erkennen weiß, so wenig denkt er daran, die Spuren zu verwischen, die von seinem Beobachterposten aus ins protestantische Lager hinüberführen. Für ihn wie für uns bleibt die Reformation eine Großtat Luthers, eine Befreiungstat, deren Glanz und bleibender Wert auch durch die trüben Zeiten der Zerrissenheit, die ihr folgten und mit ihr in unleugbarem ursächlichem Zusammenhange standen, nicht beeinträchtigt werden kann und der Dreißigjährige Krieg, dessen kulturelle Wirkungen er in besonnener Anlehnung an Hoenigers neue Bahnen weisende Forschungen beurteilt, erscheint ihm nicht als der verderbliche und beklagenswerte Abschluß einer verhängnisvollen Entwicklung, sondern richtiger als ein gewaltiges Unwetter, „das zwar große Verwüstungen und namenloses Elend mit sich bringt, das aber doch auch reinigend wirkt und dadurch Kraft gibt zu neuem Emporblühen."

Das Buch sagt nicht das Letzte und nicht das Tiefste über diese an inneren und äußeren Erschütterungen so reiche Zeit unserer Geschichte. Aber wie dürfte man das auch verlangen? Umfang und Zweck setzen ihm Grenzen. Die Quellen- und Literaturangaben sind nicht vollständig, genügen aber vollauf der Absicht, „dem Leser weitere Forschungen und eingehendere

Studien zu erleichtern." Eins nur ist schließlich ernsthaft und aufrichtig zu bedauern, nämlich die isolierte Stellung des Buches, das seiner ganzen Anlage, seinem ganzen Charakter nach und, wie Mentz erläuternd bemerkt, dem ursprünglichen Plane entsprechend, in ein Sammelwerk gehört, das auf der gleichen gesunden Grundlage aufgebaut, nach der gleichen bewährten und hier wieder glänzend erprobten Methode gearbeitet wäre.

Karl Theodor v. Heigel, Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte. München 1913. 2. und 3. Aufl. 1914. (C. H. Beck.)

Karl Theodor v. Heigel hat sein neuestes Buch nicht für die Fachgenossen, sondern für die Freunde guter, ernster historischer Lektüre bestimmt, für den großen Kreis derjenigen Gebildeten, denen die Muße fehlt, sich in umfangreichere Werke zu vertiefen. Vielleicht, daß manchen doch das schlichte, feine Buch veranlaßt, sich diese Muße zu nehmen, um tiefer in das reiche Land einzudringen, auf das es ihm so verheißungsvolle Ausblicke eröffnet.

Die letzten zwei Jahrhunderte europäischer Geschichte ziehen in Ausschnitten und Einzelbildern an uns vorüber, die Heigels süddeutsch behagliche, liebenswürdig künstlerische Natur mit warmem, farbigem Leben zu erfüllen weiß. Dabei verzichtet er niemals auf strenge Wissenschaftlichkeit: unter dem Schleier einer leicht dahingleitenden Erzählung verbirgt sich, immer deutlich durchfühlbar, ernsteste und sorgsamste Forscherarbeit. Ueberall stehen Persönlichkeiten im Vordergrunde, nicht immer die größten und bedeutendsten ihrer Zeit — neben Peter dem Großen, Prinz Eugen und Bismarck z. B. Männer wie Barnave, Lucian Bonaparte und Andreas Hofer — aber immer solche, die einen lebendigen Nerv der Welt, in der sie wirkten, verkörperten, Menschen vor allem, voll menschlicher Größe und Schwäche, kämpfende, schaffende, leidende, unterliegende und siegende Naturen.

Heigels eigene, so voll ausgeprägte Persönlichkeit, seine warmherzige Mannhaftigkeit, sein aufrichtiger, gesunder Sinn kommen in der ganzen Sammlung stark zum Ausdruck. Ihn locken nicht die dämonischen Naturen am meisten an; es ist gewiß kein Zufall, daß Ludwigs XIV. und Napoleons I. Bilder in der Reihe fehlen und selbst bei den Worten über Bismarck, dem doch des begeisterten Deutschen Heigel ganzes Herz in Liebe und Dank entgegenschlägt, vermeinen wir den tiefen vollen Klang des inneren Miterlebens nicht in dem Maße herauszuhören, wie bei der Schilderung des Lebens Kaiser Wilhelms I. oder anderer, ähnlich vornehmer und ritterlicher Erscheinungen. Wie plastisch tritt z. B. die schlichte, reine Heldengestalt Eugens von Savoyen hervor, dieser „Erinnerung ohne Schatten". Wie durch und durch lebendig ist dieser Gneisenau herausgearbeitet, mit wie tiefem Verständnis dieser Dahlmann gezeichnet, dessen glühenden Patriotismus Heigel so tief in eigener Seele nachzufühlen vermag.

Für die wissenschaftliche Welt bringen alle diese Aufsätze nichts Neues, was nicht sagen will, daß sie dem Historiker nichts zu sagen hätten — es

wäre das ein so anmaßendes wie verkehrtes Urteil — aber sie sind ihm bereits bekannt aus Heigels früher in neun Bänden erschienenen Essays und Abhandlungen. Doch auch die Wissenschaft zieht Gewinn aus der Veröffentlichung dieser neuen Auswahl, denn es kann ihrem Ansehen nur förderlich und dienlich sein, wenn ihr leider nur zu häufig fest verschlossener Schrein ab und zu geöffnet wird und eine liebevolle und geschickte Hand aus seinen Schätzen eine Auswahl trifft und diese als werbendes Gut in die Welt schickt. Th. Ebbinghaus.

Geschichte des Kriegswesens von Dr. Emil Daniels. I. Das antike Kriegswesen. — II. Das mittelalterliche Kriegswesen. — III.—VII. Das Kriegswesen der Neuzeit. Sammlung Göschen. Jeder Band in Leinwand gebunden 90 Pf. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin und Leipzig. 1910—1914.

Westdeutschland zur Römerzeit. Mit 16 Tafeln. Von H. Dragendorff. Aus „Wissenschaft und Bildung." Bd. 112. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. 1912. Geb. 1,25 Mk.

Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500 von Dr. F. Kurze. Sammlung Göschen, in Leinwand gebunden 90 Pf. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, Berlin und Leipzig. 1894.

G. Roloff. Von Jena bis zum Wiener Kongreß. 465. Bändchen aus Natur und Geisteswelt. Geh. 1 Mk., in Leinwand geb. 1,25 Mk. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1914.

E. Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848. Wissenschaft und Bildung. Bd. 74, geb. 1,25 Mk. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1912.

Paul Rohrbach, Die Geschichte der Menschheit. 295 Seiten. Preis 1,80 Mk. Aus der Sammlung der „Blauen Bücher". Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig.

Die Findigkeit der Buchhändler hat eine ganz neue Literaturgattung hervorgerufen, die in der Wissenschaft anfängt eine gewisse Bedeutung zu gewinnen. Es sind die ganz kurzen Uebersichten über abgeschlossene Wissenschaftsgebiete, die in Serien vereinigt, großen Absatz haben und deshalb billig geliefert werden können. Viele von diesen Büchlein sind minderwertig, aber auch hervorragende Gelehrte lassen sich nicht selten bereit finden, einen Beitrag beizusteuern, und dann entsteht jene bemerkenswerte neue Spezies der Literatur, die der vorhergehenden Generation noch unbekannt war, weil die äußeren Bedingungen noch nicht geschaffen waren und der Gelehrte selbst auf diesen Modus nicht leicht verfällt. Als eine besondere Literaturgattung aber kann man diese kleinen Bücher in der Tat ansprechen, insofern sie die volle Beherrschung eines Wissenschaftsgebiets

verlangt in der Vereinigung mit dem besonderen Talent der Zusammenfassung, der Herausgreifung des Wesentlichen. Bei weitem nicht jeder Gelehrte hat dieses Talent, und wer es hat, bringt es nicht so leicht zur Anwendung. Denn von Natur arbeitet der Gelehrte am liebsten in und mit der ganzen Fülle des Stoffes, schwelgt darin, oft sogar nur zu sehr. Es bedarf eines besonderen Anstoßes, eines vorher gesteckten Rahmens, um ihn zu jener Selbstbeschränkung zu veranlassen, die wiederum dem Publikum so sehr erwünscht ist.

Die Verlagsbuchhandlung Göschen ist die erste gewesen, die dieses System in Anwendung gebracht, es sozusagen erfunden hat (1901), wenn man nicht schon die Vorbilder in Webers Katechismen (seit 1847) oder in Teubners naturwissenschaftlichen Elementarbüchern (Ende der 80er Jahre) sehen will. Jetzt ist das System mehrfach und auch mit Modifikationen nachgeahmt. Wie es in der Malerei und Skulptur Miniaturen gibt, so kann man sagen, haben wir sie jetzt auch in der Wissenschaft. Die Schattenseite dabei ist die Massenproduktion, aus der das Publikum das wirklich Wertvolle, das wirklich auf Wissenschaft Anspruch machende, herauszufinden, kaum imstande ist. Bei weitem nicht alle Hefte und Bände der verschiedenen Sammlungen sind in meine Hand gekommen; von denen aber, die ich erst angeblättert und dann, als sie mir zusagten, durchgelesen habe, hebe ich die oben genannten als kleine Meisterwerke hervor.

Auf die „Geschichte des Kriegswesens“ von Daniels sind die Leser dieser Zeitschrift schon früher hingewiesen worden.

„Westdeutschland zur Römerzeit“ von Dragendorff berichtet den Gang der Ereignisse nur kurz und gibt ein allseitig ausgeführtes Kulturbild; Siedelungen, Verkehr, Kunst, Handwerk, Religion, Sprache werden hineingezogen und aufs anschaulichste vorgeführt. Die „limites“, vermöge derer Domitian die Chatten bezwang, möchte ich nicht wie der Verfasser als Grenzbefestigungen, sondern einfach als Straßen auffassen, so wie Dragendorff selber auch den limes des Tiberius an der Lippe auslegt. Sehr stark wird betont, daß die Städte am linken Rheinufer dauernd römisch und Kulturzentren geblieben seien, während sie auf dem rechten wieder untergingen, so daß jene ein ganzes Jahrtausend älter sind als die heutigen rechts-rheinischen Städte. Das ist der Grund, weshalb die drei Bischofsstädte Mainz, Köln und Trier das ganze Mittelalter hindurch eine so eigentümliche Präponderanz im Deutschen Reiche behaupteten. Wann und wie aber hat die Bevölkerung dieser Städte die deutsche Sprache angenommen? Auf diese Frage geht der Verfasser leider nicht ein.

Die „Deutsche Geschichte im Mittelalter“ von Kurze ist besonders gelungen für das ältere Mittelalter, nicht so gut, manchmal sogar fehlerhaft, für die letzten Jahrhunderte.

Roloffs „Von 1806 bis 1814“ ist namentlich ausgezeichnet in der Charakteristik des altpreußischen Staates und der Schilderung der Politik Fr[illegible] [illegible]ilhelms III., deren Schwächlichkeit, die zur Katastrophe von

Jena führt, nicht bestritten, aber mit Recht nicht sowohl als Schuld, wie als tragisches Verhängnis dargestellt wird. Es ist nicht bloß aus zweiter Hand genommen, sondern es gehörte eigenes Quellenstudium dazu, um es uns ganz klar zu machen, wie es jetzt Roloff getan hat, daß und weshalb bis zum Jahre 1806 die Stimmung in Deutschland so ganz und gar nicht antifranzösisch, sondern im Gegenteil franzosenfreundlich und antienglisch war. Man kann es nicht genug betonen, wie stark dieses Moment für die Beurteilung der preußischen Politik jener Tage in die Wagschale fällt. Dieselbe Vertiefung der Erkenntnis, die in der Katastrophe Preußens den ehernen Gang des Schicksals zu erblicken gelehrt hat, ist auch dem großen Gegenspieler, Napoleon, zugute gekommen und hat die bloße „Eroberungsbestie" hinter dem Staatsmann, der von sachlichen Notwendigkeiten getragen und getrieben wird, verschwinden lassen.

Auch in Brandenburgs „Revolution von 1848" möchte ich zunächst ganz besonders die Einleitung, die das Wesen der Revolutionsepoche überhaupt und ihre Kausalität behandelt, hervorheben. Ueber die große Frage, weshalb es eigentlich am 18. März zum Kampfe gekommen ist und weshalb die Armee schließlich den Rückzug angetreten hat. ist ja eigentlich ein abschließendes Ergebnis immer noch nicht erzielt. War es die latente Rücksicht auf die deutsche Frage, war es der moralische Zusammenbruch des Königs? War der 18. März, um es ganz modern auszudrücken, vielleicht nichts als ein großes „Zabern"?

Anderer Art als die vorgenannten und doch mit ihnen zusammenzustellen ist das Buch von Rohrbach, dem wohl mehr der Verleger als der Autor den Titel „Die Geschichte der Menschheit" gegeben hat. Während es sonst das Wesen dieser Serien ist, daß größere oder kleinere Einzelstücke, längs- oder quergeschnitten, von verschiedenen Autoren behandelt werden, hat Rohrbach es unternommen, auf 295 Seiten die ganze Weltgeschichte vorzuführen. Er ist nicht der Erste, der das gewagt hat. Der Meister selbst, Leopold Ranke, hat ja in seiner Vorlesung vor König Max von Bayern die Weltgeschichte in einen noch etwas engeren Rahmen gespannt und daneben existiert die „Weltgeschichte in Umrissen" vom Grafen York, der als Generalstabs-Oberst im China-Feldzug durch einen traurigen Unfall ums Leben kam. Dieses Buch ist in vielen Auflagen erschienen und ich bin, indem ich das Buch empfahl und zugleich seine Schwächen bezeichnete, nicht selten gefragt worden, warum nicht ein wirklicher Gelehrter ein solches Buch geschrieben habe. Meine Antwort war: weil nur ein Dilettant den Mut dazu haben kann; die Aufgabe erfordert ein solches Wissen, daß sie, namentlich von einem Jüngeren, der nicht schon ein ganzes Leben hindurch gesammelt und gesichtet hat, nicht ohne zahllose Fehler und Mißurteile gelöst werden kann, und ein Gelehrter seinen Ruf als Jünger der strengen Wissenschaft aufs Spiel setzen würde, wenn er sich eines solchen Unternehmens vermessen wollte. Selbst Ranke hat seine Vorlesungen vor König Max nur als eine verfliegende mündliche Rede betrachtet; sie sind

ohne sein Wissen stenographiert und schließlich gedruckt worden — und es sind auch einige, beinahe komische Fehler darin. Der Alte hat sie offenbar absichtlich nicht korrigiert, um nicht den Anschein zu erwecken, daß er dies flüchtige Gebilde des Tages als ein κτῆμα εἰς ἀεί ansehe. Nichtsdestoweniger halten manche Historiker diese Vorlesungen für das Schönste, was der Meister überhaupt geschaffen.

Es wäre nicht uninteressant, nun das Rohrbachsche Buch mit dem Rankes auf der einen, Yorks auf der anderen Seite zu vergleichen. Rohrbach ist Gelehrter von Herkunft, Theolog, Historiker und Geograph im Ausgang, von universaler Bildung als Weltreisender und internationaler Politiker. Das Zunftgerechte des Gelehrtentums aber hat er nie gehabt und innerlich geringer geschätzt, als ein ordentlicher Professor billigen darf. Aber allenthalben spürt man doch, daß er durch die korrekte Methode der Rankeschen Schule hindurchgegangen ist, und so hat er dieses Buch, diesen Essay über die Weltgeschichte geschaffen, den man hinnehmen muß, wie er geboten ist, wie die Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses der allgemeinen Bildung, gegeben von einer lebendigen Persönlichkeit, die so ist, wie sie ist und nicht anders. Von den alten Babyloniern, Aegyptern und Persern, deren Länder der Verfasser bereist hat, bis zur Erklärung der heutigen Weltstellung Englands und des Angelsachsentums aus dem Zusammentreffen des Sieges über Napoleon mit dem Wesen und den Erfolgen der modernen Technik — Alles lebt vor unsern Augen und ist aufgebaut auf der umfassendsten Belesenheit in den heute maßgebenden Spezialwerken der historischen Literatur.

Ich will nicht verschweigen, daß das Buch mir gewidmet ist mit der Begründung seitens des Verfassers, daß meine „Geschichte der Kriegskunst" und deren Auffassung von den Zusammenhängen der Weltgeschichte eine der grundlegenden Voraussetzungen der Arbeit gebildet habe.

Delbrück.

Literatur.

Max Geißler: Die Herrgottswiege. Roman. Verlag von L. Staackmann, Leipzig 1913.

Die Sprache der Poesie ist für den Kenner meist nicht schwer von der ihrer unechten Schwestern und Nachahmerinnen zu unterscheiden. In diesem Roman merkt man schon auf der ersten Seite, daß man es mit einem Dichter zu tun hat und nicht bloß mit einem Schriftsteller. Die Menschen, von denen er erzählen will, heißt es hier, „sind wortkarg, und je älter sie werden, desto tiefer zieht das Schweigen in Falten um ihren Mund, bis zuletzt so viele Haken und Furchen sich ineinanderhängen, daß es scheint, als könne nur ein großer Schreck die schmalen Lippen sprengen." Dergleichen sieht und sagt nur ein wahrer Poet. Und, wie zu erwarten, ent-

sprechen der ersten Seite die folgenden. Zwischen Inhalt und Form besteht hier überall die schönste Uebereinstimmung. Das Werk schildert das Wesen und Leben eines Dichters, und es läßt uns zugleich in seinem Stil das spüren, was im Tiefsten den Dichter macht: eine Anschauung, die das Gesehene adelt und ihm eine Bedeutsamkeit gibt, die es für den gewöhnlichen Blick nicht hat. Silvanus, der Held des Romans, hat Augen „von einem so rätselvollen und tiefen Glanze, wie er sonst nur in Kinderaugen ist, die noch warten, daß irgendwo ein Märchen Wahrheit werde". Mit diesen Augen gesehen, hört das Alltägliche und Gemeine auf, alltäglich und gemein zu sein. Alles erscheint gleichsam goldumrändert und merkwürdig und erweckt, mit Geißler zu reden, „das Ahnen eines Wunderbaren, das die Augen tiefer macht und in jedes eine Kerze stellt". Geißler weiß dieses Ahnen durch eine entzückende Bildersprache häufig zu erwecken. So nennt er die roten Mohnblüten im reifenden Korn „die Sonnwendfeuer in den gilbenden Feldern", die Tränen „das Wasser der Auferstehung des Herzens", und von den Kindern, denen „der Herr Silvanus" die Wunder ihres heimatlichen Gebirges erschließt, sagt er: „Darüber bekamen ihre Augen den dunklen Glanz, der aus dem Edelsteine des Herzens quillt, und von dem sehr viele Kinder gar nichts wissen, wenn nicht die blaue Flamme eines Märchens recht tief in sie fällt." Solche leuchtenden lyrischen Blüten, wie sie aus der stillen, grünen Bergwiese dieser Dichtung zahlreich hervorbrechen, geben schon allein dem Roman einen Adel, der ihn über die große Masse der alljährlich erscheinenden Werke erzählenden Inhalts hoch hinaushebt.

Nicht ebenso rühmenswert wie der lyrische Dufthauch, der die Dichtung durchweht, erscheint mir die Gestaltung der Personen und der Gedankengehalt des Romans. Die Menschen, die neben Herrn Silvanus in der „Herrgottswiege", einem schönen Gebirgstal, fern von dem geräuschvollen Treiben der großen Welt hausen, sind doch all zu sehr eine Traumgeburt des Freundes und Lobredners der Einsamkeit, als den Geißler sich hier zeigt. Seine Zeichnung der Gebirgsdörfler verrät Stimmungen und Anschauungen, wie sie Rousseau und die Idyllendichter hatten, die von der Unverdorbenheit und Seelenschönheit der Landleute schwärmten, ohne sie aus Erfahrung zu kennen. Er hat diesen Roman zu einseitig aus dem Empfinden des lyrischen Poeten heraus geschaffen, der in seinen Gefühlen schwelgen will und daher einzig die Stille sucht und liebt. „Es ist auf der Welt nichts", sagt er, „das den Menschen einsamer mache als Dichten." Gewiß, das künstlerische Schaffen erfordert die tiefste Ungestörtheit und Versunkenheit in sich selbst. Aber daß ein echter Dichter sich darum zeitlebens in die Einsamkeit vergraben müsse und den „Strom der Welt", der in den Städten braust, nur auf Reisen aufsuchen dürfe, das scheint mir denn doch weder durch das Denken noch durch die Erfahrung bestätigt zu werden. Shakespeare hat seine Dramen in London gedichtet, und Goethe war gewiß der größte Lyriker der Weltliteratur und doch alles eher als ein Einsiedler,

in dessen Hause nach Geißler allein „die ewige Leuchte des Ruhmes“ brennen soll. Mir deucht, der Dichter braucht die Geselligkeit so gut wie die Einsamkeit. Er sucht die eine oder die andere, je nachdem er sich selbst oder ein Werk bilden, sich mit neuen Eindrücken füllen oder seine Eindrücke innerlich verarbeiten und dichterisch gestalten will. Wer sich als Dichter ganz zurückziehen und des anregenden Verkehrs mit geistig bedeutenden Menschen Jahre lang entraten will, der muß ungeheuer reich sein, wenn er nicht innerlich mehr und mehr verarmen soll. Ein solches Verarmen meint man an dem Roman selbst zu spüren. Die ersten hundert Seiten liest man mit tiefer Teilnahme und reinem ästhetischem Genuß, dann aber erlahmt man beim Lesen, die Darstellung verliert mehr und mehr ihren Reiz und erscheint schließlich einförmig, mager und gesucht. Es fehlt ihr an echtem Wirklichkeitsgehalt. Sie gleicht einer Tafel, die herrlich mit Blumen ausgeschmückt ist, an der man aber nicht satt zu essen bekommt.

Um die Besprechung der Dichtung nicht mit diesen Einwänden zu schließen, zitiere ich noch eine außerordentlich schöne Stelle. „Diese Tage der Wunder“, heißt es in dem Kapitel „Hanna“, „sind in jedem Menschenleben; es sind die Tage der Entdeckung der Seele. Aber sie gehen in der Lautheit des jungen Lebens häufig unter, oder sie schreiten an unbesinnlichen Herzen ganz vorüber. Und erst wenn ihr seliger Zauber versickert ist in dem unermeßlichen Brunnen, den wir Vergangenheit nennen und in dessen Spiegel für die Menschen etliches stehen bleibt — schön und unerreichbar und ewig verloren — sehen sie aus diesen Bildern, daß sie auch für sie einstmals holde Gegenwart gewesen sind. Dann schauen sie eine Weile mit dem Staunen ihrer Augen darauf hin, sitzen am Rande des Brunnenschachtes und fragen so in sich hinein: wie war es denn möglich, daß sich dies alles an mir vorübergelebt hat, und ich wußte es nicht?“

Martin Havenstein.

Moritz Heimann, Novellen. S. Fischer, Berlin, 247 Seiten. geheftet M. 3,50. gebunden M. 4,50.

Weiteres Material für die von mir hier wiederholt unternommene Untersuchung über die Kunstform der Prosaerzählung liefert ein Novellenband von Moritz Heimann, dessen Komödie „Joachim von Brandt“ noch in guter Erinnerung sein dürfte. Zunächst interessieren diese Novellen in hohem Grade durch ihre Stoffwahl. Der ganzen geistigen Persönlichkeit des Autors entsprechend, werden jene messerscharfen Entscheidungen, auf die höchst einsame Seelen, den frisch im Strome des Geschehens Mitschwimmenden oft unbegreiflich, gestellt sind und die für sie katastrophal

werden, durchaus unsentimental als Probleme innerhalb des Weltlaufes erfaßt, gewissermaßen als Interferenzerscheinungen des Weltrhythmus, seltsame Unterbrechungen, die doch gesetzmäßig aus der Natur dieses Rhythmus folgen.

In besonderer Weise aber fesselt an diesen Erzählungen ihr ausgesprochen künstlerischer Charakter, der durch eine meisterliche Sprachbehandlung erreicht wird.

Vielleicht darf man zwei Arten dichterischer Prosa unterscheiden: Eine „geschmückte" Sprache, deren Meister Gottfried Keller war und die reich ist an neugeschaffenen Wendungen und Bildern, und eine „verdichtete" Sprache, die vereinfachte, die Worte in ihrer Urbedeutung gebrauchende Sprache des Märchens. Das Märchen ist sparsam an Metaphern und überhaupt an Adjektiven. Und doch ist seine Sprache nicht arm. Die gewöhnlichen Worte: Wald, Blume, Wolf, Bach, Schloß werden unendlich beziehungsreich, voll und farbig in einem Zusammenhang, der sie aus der Alltäglichkeit der Zwecksprache vollkommen heraushebt, ja sie wirken reicher, als es die reichsten Metaphern und sorgfältigsten Beschreibungen vermögen. Mit diesem „Wald" freilich kann man keine Holzgeschäfte machen und in ihm weder Botanik noch Geologie treiben. Dieses Wort „Wald" baut seine Anschauung mit Hilfe von Gefühlselementen auf, lieben, trauten, bestimmten und zugleich höchst unbestimmten Vorstellungen: grünem Sonnenlicht, dunkler Ferne, Rauschen, Buchfinkenmelodie, Farrenkraut und Pilzen, Hasen, Rehen und Hirschen, aber auch Waldhörnern, Jägern, Hunden und einsamen Schlössern. Dieses eine Wort ersetzt lange Gedichte und Seiten voll Schilderung.

In diesem Sinne hat die Sprache bei Moritz Heimann eine stark vereinfachende, durchleuchtete Vergeistigung erfahren, die nicht nur den Grammatiker begeistern wird. In dieser Strenge erhält der Prosasatz die nachdrückliche Kraft des Verses. — Hin und wieder vielleicht, an Stellen geringerer Kraft, will es scheinen, als ob fremde Einflüsse vorhanden wären. Partien in „Doktor Wislice" erinnern an die Satzbauweise Thomas Manns, erinnern an dessen oft recht angestrengte Künstlichkeit und scheinen noch auf der Vorstufe zu stehen. Am schönsten, reichsten, vom wärmsten Licht durchstrahlt, scheint mir die Sprache in der „Tobiasvase" zu sein, der Erzählung, der ich überhaupt den Preis zuerkennen möchte. Hier besonders scheint mir jenes Schwebende, in besonderem Sinne Künstlerische, eigentlich Dichterische mit diesen schlichteren Mitteln erreicht zu sein, das Gottfried Keller mit seinen eigentümlichen, zweigekuppelten Sätzen gelingt, dieser merkwürdigen Erneuerung des Parallelismus membrorum der semitischen und des zweiteiligen Langverses der germanischen erzählenden Dichtung, dieses eigentümliche In-allseitiges-Lichtrücken der Gegenstände, dieses sie von links und rechts Betrachten, ihnen Relief- und Körperlichkeit-Geben im Gegensatz zur rein linearen

Betrachtung mehr wissenschaftlicher Art, die eindeutige Bezeichnung und Charakterisierung von einem Standpunkt aus, ins System hineinpassend, sucht.

Das Mittel, das zu dieser künstlerischen Wirkung führt, ist eine strenge intellektuelle Auslesearbeit, angewandt auf die Sprache, sowohl auf die Wortwahl, wie auf den grammatischen Bau der Sätze. Die Sprache ist eine erstaunlich gesiebte, duldet kein Wort und keine Wendung ohne Kraft und Aufgabe und prüft sorgfältig jede Silbe auf ihre Ausdrucksfunktion, so, daß der lebendige Fluß nie eine Unterbrechung erfährt durch irgendwie auch nur die kleinste tote Materie und bloße Last. Sie scheint mir auch vor der Thomas Manns, die das gleiche Streben zeigt, den Vorzug zu verdienen, insofern sie erreicht, was dort nur gewollt ist. Hier wie dort handelt es sich um eine Sprache, die nicht unmittelbarer Ausdruck ist, nicht direkte künstlerische Synthese ist, wie bei dem Schweizer Großmeister. Hier wie dort handelt es sich um einen Sprecher, der das Purgatorium analytischen Denkens durchschritten hat und, gewissermaßen aus den unterirdischen Bereichen aufatmend an die freie Gottesluft tretend, als ein neuer, dem Irdischen entfernt und fast fremd gegenüberstehender Mensch voll erschüttertem Staunen über das erlangte Wissen, die Sprache der Menschen von neuem erlernt oder besser neu erschafft, eine Sprache, die einfach und darum groß ist und, nach Feuerbach, Stil besitzt, weil sie wegzulassen versteht. Die so erworbene Synthese scheint mir bei Thomas Mann noch nicht dieselbe hohe Freiheit zu besitzen wie bei Heimann. Das Purgatorium hat ihn nicht unversehrt freigegeben, und ein überall mitschwingender schmerzlicher Unterton läßt auf eine unverheilte Wunde, eine erhaltene Schwächung schließen. Heimann dagegen scheint die neue, reinere Luft mit ungekürzter Freude zu atmen, und dieser nicht unmittelbare Schauer zeigt auf seiner höheren Stufe die gleiche Lust der Unmittelbaren, unsentimental, ungeknickt, ein froher Künder der Wunder und Seltsamkeiten der von ihm gesehenen weiten, bunten, sonnenüberglitzerten Welt, des schimmernden, flimmernden, endlos und unbegriffen dahinrollenden Lebensstromes. Die freiere Gelassenheit gewährt lebendigere Munterkeit und zum mindesten bei den besten Stücken des Buches spürt man den heiligen Duft des dritten Raumes, des Reiches der berufenen und auserwählten Dichter.

Diese kleinen Kunstwerke von intimster Feinheit und Erlesenheit sind kaum dazu bestimmt, Aufsehen zu erregen und bei ihrem Erscheinen einen lauten Erfolg zu haben. Aber sie gehören um ihrer Tiefe, Stille und Gediegenheit willen ohne Zweifel zu denen, die den raschen Erfolg nicht brauchen, weil sie durch das Alter nur immer gewinnen können.

Wickersdorf. Dr. Siegfried Krebs.

Ein Dichter des Entsagens.

„Kämpfe." Eine Erzählung aus den schweizer Bergen (1893). — „In den Wind." Gedichte (1894). — „Echo." Novellen (1895). — „Bergvolk." Drei Novellen (1896). — „Neue Bergnovellen" (1898). — „Erni Behaim." Ein schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert (1898). — „Sabine Rennerin." Schauspiel (1899). — „Menschen." Neue Erzählungen (1900). — „Albin Indergand." Roman (1901). — „Herrgottsfäden." Roman (1901). — „Der Jodelbub und anderes" Versgeschichten (1902). — „Schattenhalb." Drei Erzählungen (1903) — „Die Clari-Marie." Roman (1904). — „Helden des Alltags." Ein Novellenbuch (1905). — „Firnwind." Neue Erzählungen (1906). — „Josepha." Drama (1906). — „Lukas Hochstrassers Haus." Roman (1907). — „Die da kommen und gehen." Ein Buch von Menschen (1908). — „Einsamkeit." Roman (1909). — „Etikette." Schauspiel in einem Akt (in Versen, 1909). — „Die Frauen von Tanno." Roman (1911). — „Was das Leben zerbricht" (1912). — Davon sind „Albin Indergand", „Neue Bergnovellen" und „Der Jodelbub" bei Huber & Co. in Frauenfeld, die übrigen in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin erschienen. Die Dramen, die Gedichte und den „Jodelbub" habe ich nicht gelesen.

Der Schnellzug der Gotthardbahn hat nur kurzen Aufenthalt in Göschenen, dem schweizerischen Bahnhof am Nordende des großen Tunnels. Nur die Passagiere der langsamen Züge verweilen hier so lange, bis sie in der großen und lustigen Speisehalle des Bahnhofs ihr Mittagsmahl eingenommen. Dann können sie hier einen stattlichen, sorgfältig gekleideten Mann mit schwarzem Schnurrbart und Knebelbart beobachten, der mit sicherer Ruhe und hellem Auge den Betrieb leitet. Dieser Mann heißt Ernst Zahn, und er ist neben seinem Amt als Bahnhofswirt Schriftsteller, heute einer der gelesensten und besten Schriftsteller der deutschen Schweiz. Vielleicht auch einer der fruchtbarsten, denn in den zwanzig Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn hat er bereits mehr als zwanzig Bände veröffentlicht.

Es war im Juni, als ich auf der Durchreise nach Norden in Göschenen Halt machte. Nach der sengenden Hitze in Mailand war es eine Wohltat, den Ticino hinauf und der kühlen Bergluft entgegenzufahren. Oben in Göschenen war es aber mehr als kühl. Ein scharfer und eisiger Wind schlug von den Bergen nieder und wirbelte den Staub von der Landstraße auf. Ueberall hartes Gestein, wenig Grün, die Reuß rauschte heftig und laut durch den kleinen, ärmlichen Ort. Und die Menschen, die man sah, hart und fest wie das Gestein, langsam und eckig in den Bewegungen, mit wettergebräunten Gesichtern, mit kaltem und stumpfem Blick, ohne eine Spur von Lächeln. In dieser dürren, schlichten, strengen Welt ist Ernst Zahns Kunst aufgeblüht, und sie trägt denselben strengen und schlichten, manchmal fast dürren Charakter wie das einsame Hochtal da oben.

Er begann als Sechsundzwanzigjähriger im Jahre 1893 mit einer Erzählung aus den schweizer Bergen, „Kämpfe", die gleich den in den

nächstfolgenden Jahren erschienenen Bänden in einzelnen Zügen wohl den echten Dichter verrät; im großen ganzen stecken aber diese ersten Bücher noch im Traditionellen. In Technik wie in Auffassung sind sie anspruchslos und naiv, nicht ohne landläufige Sentimentalität und opernhafte Effekte: ein grausamer Vater gibt seine Einwilligung zur Vereinigung seines Sohnes mit dem Mädchen, das dieser liebt, erst in dem Augenblick, wo die Leiche des verunglückten Mädchens hereingetragen wird, und dergleichen. Diese ersten Bücher sind voller weitläufiger, farbloser Beschreibungen einer Unmasse von Personen, ihrer Eltern und deren Verwandten. Die Charakteristik wird nicht durch Handlung oder Dialoge im Zusammenhang der Geschehnisse gegeben, sondern durch Berichterstattung, Schilderung, Beschreibung.

Erst allmählich wird er freier, geschlossener, reifer. Im „Erni Behaim" (1898) leidet noch die Komposition an einem Grundmangel: es sind eigentlich zwei Geschichten, die nur äußerlich miteinander verbunden wurden. Aber die Charakterzeichnung ist bereits straff und sicher und die Schilderung enthält Höhepunkte von großer Kunst. Einen weiteren künstlerischen Fortschritt verzeichnet der Novellenband „Menschen": Nun erfolgt die Charakterzeichnung schon fast ausschließlich durch unmerkliche, selbstverständliche, scheinbar beiläufig gegebene Züge. Aber noch in den „Herrgottsfäden" kann sich der Dichter einen opernhaft-melodramatischen Effekt nicht versagen: ein entscheidendes Familiengeheimnis wird in demselben Moment enthüllt, wo ein ebenso theatralischer wie verhängnisvoller Lawinensturz stattfindet. Mit dem aus einem Guß geformten „Albin Indergand" (1901) dringt er endlich durch und wird auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt. Seine künstlerische Reife und Meisterschaft erreicht er dann 1905 und 1906 mit den unsterblichen Novellenbänden „Helden des Alltags" und „Firnwind".

Eines prägt sich aber schon mit den ersten Büchern dem Leser ein: die charakteristische Umwelt des Bergbauers, die weltverlorene Einsamkeit jener hochgelegenen ärmlichen Bergnester, die sich um die weiße, alles überragende Kirche drängen, und in denen der „Präsident" (= Bürgermeister oder Dorfschulze) und der Pfarrer den weltlichen und den geistlichen Mittelpunkt bilden. Diese typische Physiognomie des schweizerischen Bergdorfes wiederholt sich immer wieder in den folgenden Werken, immer schärfer, immer klarer im Umriß; es ist stets dasselbe, aber der Dichter ermüdet nicht, das Bild immer von neuem zu malen: das behäbige, stolze Haus des Großbauers, die baufällige Hütte der armen Witwe, die vornehm einsame, burgartige Behausung des Pfarrers, oben auf dem Hügel die Kirche und mitten im Dorf das lärmende Wirtshaus.

Und so treten auch die beiden Hauptgestalten, um die sich das ganze Dorfleben gruppiert, der Geistliche und der Dorfschulze, immer wieder in den Vordergrund und bilden in den meisten Erzählungen die Hauptfigur oder eine derselben. In dem mächtigen Dorfmagnaten verkörpert sich für

Zahn der Begriff der durch Willenskraft und Klugheit schönen Männlichkeit. Seine verantwortungsvolle Vertrauensstellung ist ein dankbarer Boden für die Konflikte, die Zahn am meisten anziehen: zwischen Pflichtbewußtsein und Leidenschaft, zwischen Stolz und Elternliebe, zwischen Hoffahrt und Schwäche. Nur ausnahmsweise und fast nebensächlich tritt der letztgenannte Konflikt ein, denn der Präsident ist in der Regel ein Ausnahmemensch, der seine Umgebung nicht nur körperlich um Hauptes länge überragt, und die Würde des Präsidenten die gerechte Belohnung, die das Streben des Tüchtigsten krönt.

Neben dem Präsidenten ist, wie gesagt, die zweite Hauptperson des Dorfes, der Pfarrer, eine Lieblingsfigur Zahns; in einigen Erzählungen der katholische, vor allem aber der protestantische Pfarrer. Er ist — abgesehen von dem fanatischen Pater Ambrosius in dem geschichtlichen Roman „Erni Behaim" und der Nebenfigur des Pastors Schwarzmann in „Keine Brücke" — stets ein Mann des Friedens und der alles verstehenden Menschenliebe. In ihm verkörpert sich das Ideal des Dichters von dem um die Seele seiner Mitmenschen sorgenden Hirten. Keine religiösen, geschweige denn theologischen Probleme steigen auf. Der Pfarrer tritt nicht als Verkünder eines bestimmten Glaubens auf. Nur Liebe trägt er in die Hütten der Bauern. Die Konflikte, in die er gerät, haben deshalb stets ihren Grund in dieser Menschenliebe. Nur einmal (in „Einsamkeit") spielt ein konfessionelles Motiv leise hinein, ohne aber zu irgendwelchen Erörterungen Anlaß zu geben.

Die Bauern, die sich um diese beiden Zentralgestalten gruppieren, sind eine kompakte, gleichmäßige Masse; trotz der scharf hervortretenden individuellen Charakterunterschiede ist ihnen, mit wenigen Ausnahmen, allen ein Zug gemeinsam: der der wortkargen Verschlossenheit. Wie in der ganzen Welt der Bauer, ist er auch in den schweizer Dörfern Zahns ein unsentimentales, mit wenig Phantasie begabtes, auf das Praktische, Nützliche, Nüchterne gerichtetes, wenig kompliziertes Wesen. Bei Zahns Bauern sind diese Kennzeichen fast in Reinkultur vorhanden, gesteigert durch einen manchmal erschütternden Mangel an Mitteilsamkeit. Und noch ein Zug ist ihnen allen gemeinsam: die seelische Gebundenheit an die altgewohnte Scholle und der Lokalstolz auf das spezielle Stück Heimat, das jedem wie ein Besitz dünkt, der ihn erst zum Rang eines Menschen erhebt und den Letzten neben den Ersten stellt. Jener von der Heimatliebe geadelte Lokalstolz, der selbst dem zerlumpten Geisbuben Christeli den Trotz eingibt: du sollst zuerst grüßen, Fremder, ich bin daheim hier, — und der ihn aus dem eleganten Touristenhotel am See schon über Nacht wieder hinauftreibt in die freie Armut seiner Berge. Der Schlechteste daheim ist noch besser als der fremde „Hudel", der keine Heimat kennt, und das Schrecklichste, was einem geschehen kann, ist als Hudel in die Welt hinausirren, oder sich an einen fremden Hudel verlieren.

Wem Seßhaftigkeit im Blut liegt, dem ist Erwerb und Mehrung des Besitzes eine Tugend, dem ist „hablich" zu werden lobenswertes Streben und Ziel. Um dies Ziel zu erreichen, muß er „schaffig" sein, er muß als fleißiger Mann mit der Sonne aufstehen und bis zum Abendbrot „schaffen". So sind auch alle tüchtigen Helden Zahns nicht nur „schaffig", sondern, wenn nicht schon gleich von Anfang an, so doch zum Schluß auch „hablich". Denn Fleiß und Sparsamkeit sind unumgängliche Eigenschaften jedes wertvollen Menschen. Allerdings, Armut — wir wollen hinzufügen: unverschuldete — ist eine so alltägliche Erscheinung im Gebirge, daß sie gleichsam der natürliche Boden ist, wo auch die schönsten Gebilde Zahns Wurzel schlagen und aufblühen. Aber nach der Liederlichkeit gibt es nichts, das Zahn unnachsichtiger geißelte, als Faulheit und Geldverschwendung. Er hat aber auch die Gegenpole dieser Laster — die Knauserigkeit, die Habsucht und die übertriebene „Schaffigkeit", die sich keinen Augenblick des Aufatmens gönnt und an nichts anderes als den Erwerb denkt —, in den Gestalten des ältesten Sohnes des Lukas Hochstrasser und dessen Frau mit einer fast beißenden Schärfe gegeben. Beiläufig sei bemerkt, daß er hier ein analoges Thema behandelt, und zwar mit einem ähnlichen grausig-tragischem Schluß, wie Gottfried Keller in seinen „Drei gerechten Kammmachern". Für einen literarisch-ästhetischen Vergleich zwischen Technik und Stil der beiden Dichter ergäben diese beiden Geschichten eine reiche Fundgrube.

Zahn ist anderseits nicht blind dafür, daß es Naturen geben kann, deren „Schaffigkeit" sich in einer anderen Richtung äußert, als in der Handarbeit oder im Wirken im bürgerlichen Beruf. Es ist aber bezeichnend, daß er den ausgeprägtesten von ihm geschaffenen Künstlertypus, den ‚Geiger" in den „Helden des Alltags", ausdrücklich als einen Mann bezeichnet, der der Sorge um das tägliche Brot enthoben ist, der sich also das Geigen erlauben darf. Daß er den Geiger zum Schluß Haus und Besitztum aufgeben und in die Einsamkeit der Berge verschwinden läßt, widerspricht dieser bürgerlichen Auffassung nicht, denn von dem Augenblick an wissen wir auch nichts mehr vom Geiger. Bohème wie Décadence sind für Zahn unsympathische Erscheinungen, und wenn er sich mit ihnen befassen muß, so tut er es entweder mit der Geißel der Entrüstung oder unter der nicht weniger beredten Form des Stillschweigens.

Sonst scheut er nicht die dunklen Seiten des Menschenlebens, die Entgleisungen, Verzerrungen und Umnachtungen der Seele, Verbrechen, Roheit und Stumpfsinn. Im Gegenteil: im Umkreis des bäuerlichen Lebens, aus dem er meist seine Stoffe holt, muß er ja fast auf Schritt und Tritt auf Willensäußerungen und Handlungen stoßen, die in mehr oder weniger brutaler Weise den von Sitte und Gesetz gezogenen Bann durchbrechen. Und hier ist er ein ganz schlichter und objektiver Schilderer; objektiv allerdings nur in beschränktem Sinne: er entrüstet sich nicht, aber er läßt gern die Vergeltung walten. Roheit, Trunksucht, Geiz, Habsucht und Selbst-

sucht führen zum Untergang; Selbstlosigkeit, Pflichterfüllung und Liebe, wenn auch durchaus nicht immer zu äußerem Wohlergehen, so doch zu innerem Frieden und Glück. Objektiv ist er hier in dem Sinn, daß er allein die Tatsachen ihre überzeugende Sprache reden läßt. Daß der Trinker tragisch endet und daß der Habsüchtige zu keinem Glück gelangt, das sind physiologische und psychologische Selbstverständlichkeiten, die einen Dichter noch nicht ohne weiteres zum Moralprediger zu stempeln brauchen.

Anders verhält es sich mit den Verfehlungen auf erotischem Gebiet. Es sei von vornherein festgestellt, daß Zahn der Leidenschaft nicht alle Rechte nimmt oder sie unter allen Umständen verdammt. Im Gegenteil: das heiße Blut ist eine Tatsache, die er als solche respektiert, und wo die Leidenschaft die von Pflicht oder Sitte gezogene Grenze durchbricht, da gibt der Dichter ihr dennoch Recht, wenn sie durch selbstlose Liebe geadelt ist. Christen Russi, der die Bauerstochter Rosi, die ihm verweigert wird, in einem heißen Augenblick sich zu eigen macht, begeht kein Unrecht, und daß das Verhältnis zwischen Tuor und Justine in den „Frauen von Tannò“ nicht ohne Folgen bleibt, ist kein Makel, denn in beiden Fällen ist es der Rausch eines Herzens, dem es nicht um Liebelei zu tun ist, sondern um treues Lieben.

Weh aber dem, der nur das heiße Blut ohne die Treue, ohne die selbstlose Liebe hat! Es mag sonst ein tüchtiger Mann, ein rechtschaffenes Mädchen sein; ist es ohne Treue, Ernst und Beständigkeit in der Liebe, ist es gar von dem Teufel der Erotik besessen, dann fühlt Zahn kein Mitleid mit ihm. Dann führt er ihn oder sie ohne Erbarmen dem Untergange zu, dann läßt er alle guten Gefühle schweigen, selbst die der Elternliebe. Dann läßt Lukas Hochstrasser den Jüngsten, der ihm besonders ans Herz gewachsen ist, als fremden Hudel im Elend irren und verkommen; dann sieht die Balbina Andermatt („Die Mutter“ in „Firnwind“), die mit heimlichem Sehnen ihren Georg aus Amerika heimerwartet hat, keinen anderen Ausweg, als ihn wie einen Schädling über den Haufen zu schießen. Daher gibt es für die heißblütige Berta Valer („Die Frauen von Tannò“) kein anderes Ende als das Dirnentum. Wer die Liebe nicht als eine ernste Lebensangelegenheit betrachtet, sondern als ein müßiges Spiel, oder gar als Wollust, kommt für Zahn nicht mehr ernstlich in Betracht, ist in seinen Augen menschlich deklassiert.

Ja, selbst in tiefer Liebe wurzelnde Leidenschaft führt zum Unheil, wenn sie im Widerspruch zur Pflicht sich ihr Recht nimmt. Peter Meyer und Hansi in der Novelle „Menschen“ gelangen zu keinem Glück, weil sie es sich gegen die Stimme der Pflicht in einem augenblicklichen Aufwallen des heißen Blutes nehmen. Und sogar die tüchtige und rechtschaffene Salome Zeller („Was das Leben zerbricht“) muß ihr heimliches Liebesglück mit Heinrich Hirzel mit einem Leben voll Pein und Schmach bezahlen. Jeder Bruch gegen die Pflicht findet die strengste Ahndung.

Hiermit berühren wir den eigentlichen Kern, den Zentralpunkt der ganzen Kunst Ernst Zahns: den Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft und den Sieg durch Verzicht und Entsagung. Man könnte Zahns ganzes bisheriges Werk als einen Triumphgesang des Entsagens bezeichnen, so sehr ist fast jedes seiner Bücher, im Ganzen oder in wesentlichen Einzelheiten, eine Verherrlichung der reinigenden, stärkenden, erhebenden Wirkung, die im Opfer und Verzicht liegt. In der langen Reihe seiner Romane und Novellen läßt sich an einzelnen Stationen die Entwicklung nachweisen, die dieses Verzichtmotiv durchmacht. Schon seine frühesten Bücher zeigen es deutlich genug, am kräftigsten zuerst der Roman „Erni Behaim" (1898). Die Begründung des Verzichts ist hier noch recht oberflächlich. Der mit einer hysterischen Frau verheiratete Dorfälteste Gallus leistet, weil er eines heimlichen Verhältnisses mit der jungen, keuschen Cille bezichtigt wird, öffentlich einen Schwur, daß er mit Cille nie anders als in freundschaftlichem Verhältnis gestanden, „noch je anders stehen werde". Nun stirbt die Frau des Gallus. Er aber hält sich, trotzdem seiner und Cilles Liebe nun nichts mehr im Wege steht, durch den Schwur gebunden und verzichtet. Hier wirkt das Motiv weder ergreifend noch überzeugend. Man wendet sich kopfschüttelnd ab von dieser Schrulle.

Das zweite Mal ist die Begründung natürlicher, wenn auch nicht originell. In dem Roman „Herrgottsfäden" liebt Tobias Furrer, der „heimliche" (uneheliche) Sohn der Bauerstochter Rosi und des Christen Russi, des Letzteren eheliche Tochter Josepha, also seine Stiefschwester. Als beide von dem Geheimnis von der Herkunft des Tobias erfahren, scheiden sie in ernst-melancholischem Verzicht von einander. Hier wie im „Erni Behaim" ist im Grunde weniger von einem Kampf als von einem heroischen Entschluß die Rede.

Anders in dem Novellenband „Helden des Alltags", in welchem Entsagen und Verzichten ein immer wiederkehrendes Leitmotiv bilden, und wo die erste Novelle „Verena Stadler" den heldenmütigen Kampf eines verzichtenden Menschenherzens nicht nur von der passiven Seite der stummen Ergebung, sondern auch von der aktiven des immer erneuten tätigen Opfers seiner selbst zeigt. Verena Stadler verzichtet nicht nur zugunsten einer glücklicheren Rivalin, sie hilft auch noch dieser Rivalin und dem Mann, der sie verschmäht hat, die schwere Ehe tragen. Sie geht noch weiter: nach dem Tode der Frau, die ihr schon längst keine Rivalin mehr war, weil sie selber alles Verlangen in sich ertötet hat, opfert sie den letzten Rest ihres Stolzes und versteht sich sogar dazu, daß der Mann nun sie aus egoistischer Bequemlichkeit zu seiner Frau macht, und geht so, nur um dem Mann, der ihr so viel Bitteres angetan hat, das Leben zu erleichtern, als eine mit schier übermenschlicher Kraft ausgestattete Dulderin und Helferin durchs Leben.

Während in „Verena Stadler" das Gebot der Menschenliebe in vollem Bewußtsein der Schwere der Aufgabe und ihrer ethischen Bedeutung erfüllt

wird, gibt die zweite Novelle, „Das Leni", die glorienumstrahlte Märtyrerin der unbewußten, instinktmäßigen, gleichsam angeborenen Pflichterfüllung, der das Sichselbstaufopfern ebenso selbstverständlich ist, wie anderen Menschen Essen und Trinken. Diese kleine Geschichte von dem neunjährigen Bauernmädchen, das nach dem Tode der Mutter den ganzen Haushalt in die Hand nimmt, den versoffenen Vater beaufsichtigt und die Brüder zur Arbeit treibt, das infolgedessen nie recht ausschlafen kann und über der Riesenbürde, die sie sich aufgeladen hat, allmählich so schwach und elend und müde wird, daß sie sich eines Tages für ewig schlafen legt, diese Geschichte ist in all ihrer Schlichtheit eine der schönsten, die Zahn geschrieben hat.

Aber noch in anderen Gestalten treten Verzicht und Entsagen in den „Helden des Alltags" auf. Da ist „Vinzenz Püntiner", der richtige Zahnsche Prachtmensch, klug, stark, schön, der sich für Mutter und Geschwister und Land und Gemeinde abplagt, so daß ihm darüber die jugendliche Anna de Felice von dem jüngeren Bruder weggeschnappt wird, und ihm wie der Anna erst dann, als es schon zu spät ist, die Augen darüber aufgehen, daß sie beide es eigentlich sind, die einander lieben. Der Höhepunkt dieser Novelle, in welchem der Konflikt zu einer gewitterähnlichen Lösung gelangt, ist typisch für Zahns Kunst: Anna ist die Frau des jüngeren Püntiner geworden. Vinzenz hat das ertragen, aber nicht verwunden, und einmal treibt ihn in Abwesenheit des Bruders die übermächtige Leidenschaft hinauf zur Anna. Er kann sich nicht beherrschen, er zieht Anna auf seinen Schoß in heißen Liebkosungen. Da hören beide den Bruder mit dem Schwiegervater hinaufkommen. Anna will fliehen, aber Vinzenz hält sie fest und läßt sich absichtlich in dieser Situation von den beiden Verwandten überraschen, um sich nun durch ein offenes Geständnis zu reinigen und für immer alle Brücken zu weiteren Versuchungen abzubrechen. Solche explosionsartige Befreiungen vom drückenden Bewußtsein des Unrechttuns finden sich oft bei Zahn, hier im „Vinzenz Püntiner" wirkt sie fast wie ein Paradigma, so schlackenlos rein und zweckbewußt ist sie aufgebaut.

Da ist weiter in den „Helden des Alltags" Friedlieb, der Schmiedegesell („Die Prangerbank"), der der Frau seines Meisters, weil sie ihn einmal von Schande und Elend gerettet, so dankbar zugetan ist, daß er, um die von ihrem Mann schmählich betrogene Frau zu rächen, die Geliebte des Meisters tötet und selber in den Tod geht. Da ist endlich der „Huber-Dres", der verachtete Tunnel- und Friedhofwärter, der, als das ganze Dorf eines Nachts abbrennt, trotz aller Schmähungen, der erste ist, der seine und seines Töchterleins saure Ersparnisse zum Besten seiner abgebrannten Mitmenschen opfert.

Den schärfsten, reinsten, abstraktesten Ausdruck findet das Verzichtmotiv in der Erzählung „Die Gerechtigkeit der Marianne Denier" in dem 1908 erschienenen Buche „Die da kommen und gehen". Ein Vergleich mit den beiden Novellen „Verena Stadler" und „Menschen" drängt sich auf. In

der erstgenannten Novelle, die ganz und gar auf das Verzichtmotiv aufgebaut ist, erfolgen die Konflikte zwischen Liebe, verletztem Stolz, Leidenschaft, Pflichtgefühl, Mitleid in einem schmerzvollen, langsamen Sichdurchringen, ohne sich zu Katastrophen zuzuspitzen. Die zweite Novelle „Menschen" bildet der Komposition nach ein fast identisches Gegenstück zu der „Marianne Denier", nur mit vertauschten Rollen. Hier ist es die junge Frau, der schon auf der Hochzeitsreise der Mann, den sie, ohne ihn zu lieben, genommen, infolge eines Unfalls zum blinden und lahmen Krüppel wird. Und in diese abnorme Ehe, die infolge des stets wachsenden Mißtrauens des gehässigen und kleinlichen Mannes sich immer unerquicklicher gestaltet, tritt — wie in „Menschen" die Magd Hansi — ein junger, gesunder und tüchtiger Mann, der Knecht Michel. Aber die Katastrophe spitzt sich in ganz anderer Weise zu als in „Menschen". Während dort der Sturm der Leidenschaft Glück und Leben davonfegt, findet hier im Höhepunkt der Leidenschaft ein vollständiger Wettersturz der Stimmung statt, und der heiße Hunger wandelt sich plötzlich in starre Askese. Dem gesunden Empfinden Michels erscheint es als eine selbstverständliche Pflicht des lahmen Bauers, ihm die gesunde, junge Frau abzutreten. Er verlangt sie von ihm, ohne viel Federlesens, in einer heftigen, drastisch zugespitzten Szene. Marianne Denier aber — die in ihrer Angst um den rechten Weg in dem furchtbaren Kampf, in den die Leidenschaft sie geworfen, zum Pfarrer gelaufen ist, um Rat und Hilfe zu suchen: ob sie denn einmal, nur einmal einen lieb haben dürfte? Denn Pflicht, ja, zur Pflichterfüllung gehört Kraft und zur Kraft Freude. Wer in seinem Leben keine Freude hat, dem verdorrt die Stärke, der hat die Kraft nicht mehr, seine Pflicht zu tun!", und der auch der Pfarrer nicht helfen kann, — diese Marianne Denier reckt sich nun plötzlich in voller Strenge auf: „Geh, pack zusammen, Michel; wir zahlen dich aus!" Sie tötet das heiße, blühende Leben, sie reißt mit allen Wurzeln aus, was sie und den anderen glücklich machen könnte, — warum? Weil sie durch das Gebot der Pflicht an das lahme, blinde, boshafte Scheusal gebunden ist, das sie zu seinem Sklaven erniedrigt. Das mutet zunächst tatsächlich wie eine übermenschliche, abstrakte Apotheose der Entsagung an. Aber nun geschieht das Wunderbare. Es beginnt ein Kampf, der kaum ein Kampf genannt werden kann, eher Läuterung, Reinigung, Gesundung, nicht durch Nachdenken oder Reden, sondern aus dem Innern heraus, gleich einer langsam wachsenden Erweckung, ein Stark- und Fröhlichwerden aus dem Gefühl eines errungenen Sieges. Und unerwartet, fast wider Willen, fühlt der Leser sich mit befreit und beglückt, trotzdem das, was man soeben als das einzige gerechte Glück für die Marianne erhofft hat, verblichen und tief unter den Horizont versunken und vor etwas Eigentümlichem gewichen ist, das Einem erst wie ein Gefängnis und eine Hölle erschien und nun plötzlich einen hellen Klang erhält, wie eine ewig rieselnde Quelle des jungen Lebens. Es ist ein Wunder, das der Dichter in der Seele des Lesers selbst vollzieht: indem

er seine Heldin einen Läuterungsprozeß durchgehen läßt, läutert er auch den, der diesem seltsamen Läuterungsprozeß zuschaut.

Man sollte meinen, in diesem Werk, wo das Unglaubliche glaubhaft, das Schreckliche erstrebens- und beneidenswert gemacht worden, hätte der Dichter das Verzichtmotiv in seinem Sinne endgültig erschöpft. Und doch kehrt er wieder zu ihm zurück, baut es aus und steckt seine Grenzen weiter. In dem folgenden Roman „Einsamkeit" verzichtet der Pfarrer Huldreich Rot nicht nur auf persönliches Liebesglück; er lernt auch noch in anderer Hinsicht entsagen: er lernt die eine Gewißheit mit tapferem Sinne ertragen, daß „jeder Mensch im Grunde keinen habe als sich selbst, und wenig, unendlich wenig von anderen Menschen wisse" (S. 343). Es ist ein Verzicht auf das Glück der Gemeinsamkeit, ein entsagungsvolles Sichbescheiden und Zurückweichen in die Stille der Einsamkeit. Eine Stille, die für Huldreich Rot allerdings fast noch eine Leere bedeutet, und nur dem vom Wunder der großen Liebe erfüllten Mirlein eine Hoffnung und eine wundervolle Freude birgt.

Ist das Verzichtmotiv in „Einsamkeit" philosophisch vertieft, so verbleibt es doch noch immer innerhalb der Grenzen des individuellen Einzelschicksals. In seinem nächsten Roman, „Die Frauen von Tannò", geht aber Zahn noch einen Schritt weiter. Er senkt die Wurzeln des Motivs tief in den Boden des Heimatlandes, erweitert die Pflicht des abgesonderten Einzelmenschen zum sozialen Ethos und hebt „die hohe, friedsame Fähigkeit der Entsagung" aus der Enge des Privatlebens in die weit sichtbare Höhe der Oeffentlichkeit hinauf. Das Bergdorf Tannò liegt im Mittelpunkt einer Gegend, wo die Bluterkrankheit stark verbreitet ist, dieses eigentümliche Uebel, das den, dem es anhaftet, jeden Augenblick in Gefahr bringt, durch die kleinste, lächerlichste Wunde, die er sich zuzieht, den Tod zu finden. Die von dieser Krankheit Heimgesuchten haben neben dieser eigentümlichen Beschaffenheit des Blutes so zarte Blutgefäße, daß jede leise Hautverletzung lebensgefährliche Blutungen herbeiführen kann. Das Rätselhafte an dieser Krankheit liegt noch darin, daß nur Männer von ihr befallen werden, nur Männer, die von Töchtern ebensolcher Männer geboren worden. Jahrhundertelang schon trägt das Dorf das Joch dieses Uebels, denn die Kunst der Aerzte versagt ihm gegenüber.

Da kommt eines Tages ein junger Schwärmer in das Dorf. Halb hat ihn Neugierde in den interessanten Ort gelockt. Aber schon beim Einzug empfängt er einen tiefen Eindruck von dem über dem Dorf lastenden Schicksal; denn unter seinen eigenen Händen stirbt einer der am festlichen Empfang teilnehmenden Jünglinge an den Folgen einer geringfügigen Verletzung. Schon bei dieser Gelegenheit fallen einzelne Worte, die in Pianta, den Lehrer, den Keim zu folgenreichen Gedanken legen: „Das Schlimmste aber", sagt der Pfarrer Flury, „ist, daß die Frauen das elende Geschlecht fortpflanzen und darin fruchtbar sind, gesunde Mütter, die heimliche Krüppel zur Welt bringen". „Gebt uns keine solchen Kinder mehr, ihr ver-

dammten, armen, geschlagenen Weiber!" ruft derselbe Pfarrer aus, aber über diese ungeschlachten gelegentlichen Warnungen kommt er nicht hinaus. Piantas begeisterungsfähige Phantasie dagegen erhält nun Schwingen, die ihn in Höhen tragen, wo er Rettung für das Dorf zu entdecken glaubt. „Man müßte sie dazu erziehen", dieser Gedanke läßt ihm nun keine Ruhe, und siehe da, seine Gedanken und Worte fallen auf fruchtbaren Boden: in einer großen Versammlung schließen die Frauen von Tannò einen Bund, indem sie sich durch eigenhändige Unterschrift verpflichten, zum Besten der künftigen Generationen auf das Glück der Ehe zu verzichten.

Man kann nach allem Vorhergehenden begreifen, wie ein solches Thema einen Dichter wie Zahn reizen mußte. Es gibt keines, das einen gefährlicheren Konflikt ergäbe mit jenem anderen, das der Pfarrer Jon Flury in die Worte faßt: „Kein Meer schlägt so wuchtige Wellen wie das menschliche Blut." Und kein Kampf ist schwerer, unsicherer, aussichtsloser, als dieser zwischen dem Sturm des Blutes und jenem hohen, entsagungsvollen Streben zugunsten einer noch ganz irrealen Zukunft. Es handelt sich hier weder um Opfer, deren segensreiche Wirkungen fast unmittelbar als sichtbare Ernte eingeheimst werden können, wie bei Verena Stadler, noch um eine Entsagung aus einem dunklen Selbsterhaltungstrieb und aus dem Gefühl heraus, daß die verratene Pflicht sich am errungenen Glück rächen könnte, wie bei der Marianne Denier, noch schließlich um eine Verzichtleistung aus bitterer Notwendigkeit, wie in „Einsamkeit", sondern um ein im eigentlichsten Sinne selbstloses Opfer ohne jegliche Aussicht auf ein anderes Aequivalent als das Bewußtsein, ein gegebenes Wort gehalten zu haben. Als gefahrbringendes Moment tritt hinzu, daß es sich hier nicht um ein einzelnes Individuum handelt, sondern um eine Mannigfaltigkeit verschiedener Willen und Charaktere, deren Handlungsfähigkeit von der Stärke des Gesamtwillens, diese aber wiederum von dem Beispiel Einzelner abhängig ist. Das Bewußtsein, durch sein Beispiel das erhaltende und rettende Glied in der vom Zerreißen bedrohten Kette zu bilden, verleiht hier den einzelnen Starken im Bunde die Kraft, die Schwachen zu stützen, die Irrenden auf den rechten Weg zu führen und den einmal geschlossenen Bund seinem hohen, ernsten Ziele zu erhalten. Wenn die Wirkung dieses siegreich durchfochtenen Kampfes trotzdem nicht so stark ist, wie die des sublimen Triumphs der Marianne Denier, so beruht das hier wohl darauf, daß hier das Vernünftige des Opfers seine Schwere mildert, während im Fall der Marianne sich ein Wunder wider alle Vernunft vollzieht.

„Die Frauen von Tannò" sind voraussichtlich noch nicht das letzte Werk, in dem der Dichter das Verzichtmotiv behandelt hat, sie schließen aber den im „Erni Behaim" begonnenen Kreis in würdiger Weise. Wie eine beneidenswerte Märtyrerkrone leuchtet hier von den Frauenstirnen des „Nonnendorfes" jene „Ueberlegenheit der heimlichen Kreuzträger, die ihre große Last mit lächelndem Munde tragen", und, als wollte der Dichter das, was er in den früheren Werken gegeben, nun als der Weisheit letzten

Schluß noch einmal zusammenfassen, läßt er „Die Frauen von Tannò" in in der heroischen Betrachtung ausklingen: „Das Leben ist erbärmlich, das nichts ist als ein Erfüllen von Hoffnungen und Wünschen. Und es kann größer sein, eine Enttäuschung würdig zu tragen, als sich eines Erfolges zu freuen."

Auf dieser Lebensanschauung fußt Zahns ganzes Werk, sie vor allem verleiht demselben das Schwergewicht, die Ruhe, die Festigkeit und die herbe Heiterkeit, die ihm eignen. Kein Tanz auf Rosen ist das Leben und soll es nicht sein, sondern ein schweres, ernstes Arbeiten, ein geduldiges Sichbescheiden. Es ist aber auch nicht Oede und Hoffnungslosigkeit, sondern reich an Wonnen tiefster Art. Aber dieses Glück wurzelt nicht in Aeußerlichkeiten, sondern wächst still und von selber aus dem Innern heraus. Und gerade hierin liegt die Tragik des Lebens. Denn das Innere des Menschen ist etwas von Urbeginn Gegebenes. Er kann es durch Einsicht und Willenskraft mildern oder stärken, aber die Grundlinien seines Wesens sind ihm eingezeichnet, so daß er, ob er will oder nicht, ihren Fluch mit sich tragen muß sein Leben lang, wie Florian Bennet, der unglückliche Sohn der verworfenen Tschüli („Grundwasser"). So ist jeder eine Welt für sich, von der keine Brücke zu den anderen führt, jeder eine für sich abgeschlossene Insel im unendlichen Ozean der Einsamkeit.

Vielleicht hat diese Auffassung mit dazu beigetragen, Zahns Technik zu beeinflussen. Er stimmt seine Gestalten von vornherein auf einen bestimmten Ton und gibt jeden Charakter in starken und reinen Farben, die von Anfang bis zu Ende ungemischt beibehalten werden. Seine Stärke liegt deshalb in den klaren, einfachen, wenig komplizierten Charakteren. Es dürfte schwer fallen, auch nur eine einzige „problematische" Natur in seinen Büchern zu finden. So ist es auch vor allem das natürlichste, ursprünglichste, allgemein menschlichste Gefühl, das er am tiefsten auszuschöpfen vermag: die Eltern- und die Kindesliebe. Wollte man die einzelnen Fälle aufzählen, die dieses Motiv behandeln, so müßte man jeden Roman und die meisten Novellen Zahns nennen, so reich, so mannigfaltig weiß er diese Seite der menschlichen Beziehungen zu gestalten und zu schildern. Einzelne Szenen prägen sich in ihrer großzügigen Schönheit unvergeßlich dem Gedächtnis ein: Erni Behaim, der der Mutter den Todestrunk reicht, um sie von den unheilbaren Qualen zu befreien, und dann ihren toten Leib auf dem Rücken zu dem einsamen Grab zu Tale trägt; Katrine Russi, die ihren Christen, der auf nächtlicher Liebesfährte halbtot gehauen worden, auf ihren starken Armen nach Hause schleppt („Herrgottsfäden"); Peter Mayer, der seinen Buben Andres nicht von seiner Seite läßt, um vor den Versuchungen der schönen Hansi einen Schutz zu haben („Menschen"); das Ergreifendste ist aber doch die herrliche Erzählung von Stephan dem Schmied und dessen Liebe zu seinem Sohn (auch hier fehlt nicht zum Schluß das Verzichtmotiv in einer neuen Form!) in der klassischen Novellensammlung „Firnwind". Zahns Kunst steht in dieser Erzählung auf einer

bewundernswerten Höhe in der Oekonomie der Mittel. Noch konzentrierter, noch monumentaler in seiner beredten Wortkargheit ist er aber in zwei kleinen Erzählungen: der bereits erwähnten tragischen Geschichte von der Balbina Andermatt („Die Mutter" in „Firnwind"), die zur Richterin ihres Sohnes wird, und dem in seiner großartigen Kürze einzig wirkenden Genrebild „Der Mondstrahl" im letzten Novellenbande „Was das Leben zerbricht".

Der Haupteindruck, den man von diesem Dichter davonträgt, ist ein tiefer, sittlicher Ernst, den in hellen Augenblicken eine stille, etwas schwerfällige Heiterkeit durchleuchtet. Der Humor, das sonnige Lächeln, der siegreiche, befreiende Flügelschlag, der in jene Höhe hebt, wo alles Menschliche gleich begreiflich, schön und verzeihungswürdig erscheint, ist seiner herben Strenge versagt. Er hat in einigen Erzählungen („Der Geiß-Christeli", „Wie es in Brenzikon menschelte") einen humoristischen Ton anzuschlagen versucht, aber über eine harmlos-sympathische Lustigkeit kommt er nicht hinaus.

Man wäre versucht, bei einem Dichter, dessen Gedanken- und Gefühlswelt eine so energische Richtung auf das Sittliche aufweist, bestimmte lehrhafte Absichten in dieser selben Richtung zu suchen, in ihm mit anderen Worten einen moralischen Tendenzschriftsteller zu vermuten. Man würde sich aber in diesem Bemühen täuschen. Trotz der starken Betonung des Ethischen steht Zahn nicht nur jeder moralischen Absicht fern, sondern ist auch in seinen Wirkungen von ausschließlich künstlerischer Art. Bei dem heute herrschenden Artistentum — man denke nur an das jüngste und vielleicht vollendetste Beispiel dieser Gattung: Thomas Manns „Tod in Venedig" — wirkt eine Erscheinung wie Ernst Zahn fast wie eine Anomalie. In ihrer in gewissem Sinne beschränkten und manchmal etwas nüchternen, aber bis in die Wurzeln gesunden und tiefen Kraft wird diese Kunst sich aber länger erhalten und auf die Dauer größere Wirkungen erzielen als die überkultivierten Treibhauspflanzen einer schönheittrunkenen Formkunst.

Helsingfors. Johannes Öhquist.

Die bange Nacht. Roman von Adolf Köster. Verlag Albert Langen. München 1913. 308 Seiten.

Es ist ein ausgereiftes, tiefinnerliches Buch, das sich dem vor Jahresfrist erschienenen Erstlingswerk des Autors — den „Zehn Schornsteinen" — würdig zur Seite stellt. Ja, die Kraft der Darstellung ist noch unmittelbarer, seine Sprache bilderreicher und leuchtender.

Es war kein leichter Weg, den Köster diesmal betrat: dem Werdegang eines ganz absonderlichen, nicht so ohne weiteres in den Rahmen „Mensch" einzuspannenden Wesens, dem jeder neue Tag auch neue Schwierigkeiten

beschert, gerecht zu werden. Die Lösung dieser Aufgabe verlangt großes künstlerisches Schauen, tiefes Verstehen der Menschenseele und ein gut Teil Menschenliebe: Lauter Voraussetzungen, die Köster mitbrachte.

„Die bange Nacht“ ist der symbolische Titel, den der Verfasser der Entwicklungsgeschichte eines jungen Menschen gibt: Jahre des Uebergangs, des Gährens und der Krisen will er zeichnen. Wir lernen den kleinen Steen in der Wiege kennen, sehen ihn mit anderen Spielgefährten sich lustig verprügeln oder auch mit ihnen einträchtig am Straßenrand „Marmel“ spielen. Und verständnisvoll erleben wir seine „erste dunkle Stunde“ in der Aschenkuhle mit. Mit kluger Hand weiß die Mutter, „eine Mutter die mehr zu geben hatte als Pflichten, eine Mutter von leiser Hand und stillem Zusehn“ den kleinen Jungen durch die Fährnisse des Kinderlandes zu leiten, „solange seine Seele noch keinen Tiefgang hatte“.

Dann kommen Jahre des Werdens, des Kampfes und der Erkenntnis quälenden Unvermögens. Steen, aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, leidet schwer unter dem Druck der äußeren Lebenshaltung, die sich für ihn total verändert hat, durch die Einreihung in das Gymnasium. Er wähnt überall Zurücksetzung und argwöhnt Feindseligkeiten. Mit Gutte Steffen, der Schwester eines Kameraden, verband ihn Kinderfreundschaft, die sich aber im Weiterschreiten der Jahre zu echter Liebe vertieft. Und diese Liebe nimmt Steen als Schönstes mit hinüber in die Neue Welt; er versucht sich drüben sozial zu betätigen und er kehrt mit ihr, erstarkt und gefestigt, zurück, um dann gemeinsam mit Gutte einem Leben ohne Hast und frei von Unruhe, glückhoffend entgegenzugehen.

Dies der Inhalt des Romans. Zwischendurch sind geschickt eingestreut Landschafts- und Naturbilder, die, gleichviel ob sie nun von leuchtender Farbenpracht oder nur dämmeriges Nebelgrau sind, klangvoll mit der eigentlichen Handlung zusammenstimmen und zu kunstvoller Einheit verschmelzen.

Capriccio. Novellen von Alex Castell. Verlag Albert Langen, München 1914. 317 Seiten, Preis geh. M. 4,—, geb. M. 5,— in Leder M. 10,—.

Auch diese sechzehn kleinen Novellen legen beredtes Zeugnis ab von Castells künstlerischer Eigenart und seinem eminenten Können. Momentaufnahmen des Lebens, scharf gesehen, gut beobachtet und artistisch vollendet wiedergegeben, das sind die Bilder, die uns der Dichter zeigt. Castell ist durch und durch Impressionist, jedoch ohne Härte, getönt und geklärt durch ein nahezu überästhetisches Empfinden, das ihn auch behütet, sich in Extreme zu verlieren. Mit wahrer Virtuosität versteht der Autor einen Komplex glühender Leidenschaften, lässiger Blasiertheit, grausamer Lust und graziöser Tändelei dramatisch durch einen sprachlichen oder technischen Kunstgriff spielend zu entwirren.

Als Vorbild mögen ihm verschiedene bedeutende Franzosen gedient haben, was sich erklärt, wenn man weiß, daß Castell bis in sein Innerstes französisch denkt und fühlt. Die leicht sentimentale Färbung in „Kinder", „André", „Beim stillen Vater" und in einigen anderen Novellen ist vielleicht der einzige deutsche Einschlag, den die Sammlung trägt. Doch ist auch hier das Herz zu wenig beteiligt, und es bleibt bei aller Anerkennung der großen Technik eine etwas frostige Atmosphäre zurück.

Sommer und Herbst. Zwei Lebensalter. Roman von Katarina Botzky. Verlag A. Langen, München. 1913. 308 Seiten.

Eine psychologische Studie als Beitrag zur Bekenntnisliteratur wäre die geeignetste Stelle, obiges Buch einzureihen. Vom Roman hat es wenig, fast nichts. Dafür ist die Handlung zu unscheinbar, das Milieu zu eng begrenzt und der stoffliche Gehalt zu rein persönlich.

Wir gehen mit Viktoria, der Heldin, langsam Schritt um Schritt durch das Sommerland ihres Lebens. Wir sehen die leuchtenden Farben erhofften Glückes allmählich verblassen. Die tiefe Sehnsucht ihrer Seele nach des letzten Rätsels Lösung, das der Tod allem Seienden eingegraben hat, klärt sich im Erkennen der Kraft des Willens. Der naheliegenden Gefahr, sich in allzuviel Gefühl zu verstricken, ist die Autorin geschickt entgangen; sie verstand durch Kontraststellung von Ursache und Wirkung den Stoff zu formen und zu beleben. Die Ursache ist hier die Umgebung, in die Viktoria gestellt ist: eine kränkelnde, alternde Mutter, überreizt und nervös, deren Liebe zu ihrer Tochter stets nur von Egoismus diktiert erscheint. Ein durch Sinnen, Denken und Entsagen innerliches Gereiftwerden der Tochter ist die Wirkung.

Gelassen sieht Viktoria ihre späte Liebe leise dahinschwinden und mit derselben Ruhe hält sie der Mutter die Totenwacht. Sie wird nicht verzagt, nicht mutlos. Ihre Kraft wächst bis zu jener Höhe, die die königliche Freiheit über Leben und Sterben bedingt. So tritt Viktoria in den Herbst ihres Lebens ein. „Und wenn allmählich das Grauen kam vor dem Alter, vor Krankheit und Tod? Es sollte sie nicht besiegen. Viktoria lächelte ihr sieghaftes Lächeln. Wie die Soldaten wollen wir zum Tor gehen, ruhig und fest."

Wenn auch der Kritik manches zu beanstanden bleibt, sonderlich im II. Teil, im Herbst, wo wir Nebensächlichkeiten mit förmlicher Hingabe behandelt finden (ganz abgesehen von einigen sprachlichen Unebenheiten), so wird man doch dem Buche den Rang einer ersten guten Lektüre nicht absprechen können. Es ist aus einer klaren, tiefen Ruhe des Herzens geschrieben und stimmt zum Nachdenken.

Wiesbaden. M. v. L.



Corpus Hamleticum. Hamlet in Sage und Dichtung, Kunst und Musik. Herausgegeben von J. Schick. 1. Abteilung. — 1. Band: Das Glückskind mit dem Todesbrief. Orientalische Fassungen von J. Schick (420 S.). Berlin, E. Felber. 1912.

Als Herr Professor Schick, der erste Anglist der Münchener Universität, der sein besonderes Interesse an dem Shakspereschen Meisterwerk schon vorher, u. a. in einem größeren Aufsatz des Shakspere-Jahrbuches, kundgetan hatte, vor ein paar Jahren in einer Broschüre die Idee und den Plan seines Corpus Hamleticum veröffentlichte, habe ich an dieser Stelle aufmerksam gemacht auf dieses großartige Unternehmen, den Bau eines deutschen Hamlet-Tempels, wie er unserer liebenden Verehrung für die neben unserm Faust größte germanische Dichtung entspricht.

Damals mußte man annehmen, da unmöglich ein Einzelner die zahlreichen Aufgaben im Bereiche eines derartigen Unternehmens lösen kann, daß auch die Verfolgung der Hamlet-Sage durch die gesamten Literaturen der Welt, zum Teil wenigstens, einer Reihe von Fachgelehrten zugewiesen werden würde. Aber dieser erste Band der ersten Abteilung zeigt uns das scheinbar Unmögliche als dennoch möglich. Prof. Schick allein hat diese Verfolgung übernommen, die sich im ersten Bande auf die orientalischen Fassungen erstreckt. Daß „dieser Stoff der Bearbeitung eigentümliche (von mir hervorgehoben) Schwierigkeiten geboten hat", davon sind wir von vornherein überzeugt. „Einmal lag das Material auf den Bibliotheken von Berlin, Paris, London, Oxford, Gotha, St. Petersburg und anderen zerstreut" — es waren also vielfache Reisen und längere Aufenthalte in diesen Städten notwendig —, „weiter war es eine beträchtliche Erschwerung, daß die Texte in so vielen, zum Teil recht abgelegenen Sprachen verfaßt sind und daß es sich öfter um eine Editio princeps direkt aus den Handschriften in indischer, türkischer, arabischer, äthiopischer Sprache handelte. Ich darf so wohl die Hoffnung aussprechen, daß eine billige Kritik nachsichtig über die unvermeidlichen Fehler und Mängel dieser Arbeit urteilen wird." Diese Hoffnung wird sicher erfüllt werden; denn im besten Falle beherrscht der Kritiker doch nur ein Teilgebiet von dem, was hier geboten wird; und wenn er der Einsicht nicht ganz bar ist, muß er dieser gewaltigen Leistung mit Bescheidenheit gegenübertreten, zumal wenn er aus dem Dank, den der Verf. einer Reihe von Gelehrten für gewährte Hilfe abstattet, ersieht, daß Pali- und Sanskrit-Texte, äthiogische, altägyptische, koptische, arabische, persische, türkische, tatarische, ungarische, russische, kroatische „und andere" zu bewältigen waren. Wenn wir nun auch annehmen, daß der Verf. schon Jahre vor der Veröffentlichung desselben den Plan zu diesem Werk in der Seele getragen und vorbereitet hat, so ist doch die Summe dessen, was er in der kurzen Zeit nach seiner Veröffentlichung geleistet hat, staunenswert, ja, für einen, der nicht selbst ein solches Sprachgenie besitzt, fast unbegreiflich. Es sei noch bemerkt, daß der Verf. nach Vollendung des

Manuskripts für diesen Band eine große Reise durch die Welt der Hamlet-Sage gemacht und dabei nicht unerhebliche Nachlese gehalten hat.

Man darf nun nicht annehmen, daß man in den orientalischen Erzählungen die Hamlet-Sage wiederfinden wird, wie sie Shakspere sei es nach der Historia Danica des Saxo Grammations oder der Novelle des Franzosen Belleforest oder nach dem verschollenen älteren Hamlet-Drama gestaltet hat. Es handelt sich nur um den Kern der Sage, um „das Glückskind mit dem Todesbrief“, wie er im Titel dieses Bandes bezeichnet wird. Das Glückskind ist ein von den Göttern mit allen Gaben des Leibes und der Seele ausgestatteter Knabe von niederer Geburt, der von einem hochstehenden Manne, meist einem reichen Kaufmanne, adoptiert wird. Da er aber durch seine Schönheit und Klugheit den echten Sohn des Adoptivvaters weit überstrahlt, lädt er den Neid und Haß dieses Mannes auf sich, der daher auf verschiedenen Wegen seinem Leben nachstellt. Immer wird er von dem sicheren Tode auf wunderbare Weise gerettet, auch als er schließlich, ohne es zu ahnen, mit einem Briefe ausgesandt wird, der seine Ermordung fordert. Abgesehen von der glänzenden Begabung Hamlets, schließt sich die dänische Sage hier erst an die orientalische an, freilich auch nicht ohne Abweichungen. Hamlet wird von seinem Stiefvater mit dem Uriasbrief an einen König von England gesandt, der ihn hinrichten lassen soll. In den orientalischen Sagen ist es meist ein von dem Kaufmanne abhängiger oder ihm eng befreundeter Mann; in einer buddhistischen Fassung (S. 69) allerdings auch ein König. Hamlet entdeckt den Uriasbrief selbst, schiebt einen solchen für seine verräterischen Freunde unter, auf Grund dessen diese hingerichtet werden, und erweckt in dem Könige von England in kurzem eine solche Zuneigung, daß der ihm seine Tochter zur Frau gibt. In den orientalischen Sagen nimmt die Tochter, deren Vater gerade abwesend ist, den Brief selbst, liest ihn, wird von tiefem Mitleid für den schönen Jüngling ergriffen und läßt den Brief natürlich nicht an seine Adresse gelangen. Die beiden heiraten sich dann, und der böse Vater muß erfahren, daß sein verhaßter Adoptivsohn, den er bereits getötet glaubt, ein angesehener und reicher Mann geworden ist. Das ist, bei mancherlei Abweichungen im einzelnen — so übergibt das Glückskind in mehreren Fassungen den ihm unbekannten Todesbrief seinem Bruder zur Beförderung, und, ähnlich wie in der Hamlet-Sage, stirbt an seiner Stelle dieser andere —, so ziemlich der durchgängige Verlauf der Geschichte. — Natürlich konnte Shakspere von diesem glücklichen Ausgange für seine Tragödie keinen Gebrauch machen.

Das Verfahren des Verf. in der Bewältigung seines reichen Stoffes ist folgendes. Zuerst werden die orientalischen Texte gegeben, von denen mehrere als Erstdrucke erscheinen. Da die Beschaffung der Typen und der Setzer, die sie handhaben konnten, nicht geringe Schwierigkeiten bereitet haben muß, so darf man wohl annehmen, daß dieses großartige Unternehmen reichlich dotiert ist. Dann folgen die Uebersetzungen, welche, da

die altorientalischen Kulturverhältnisse den meisten Lesern unbekannt sind, mit zahlreichen erklärenden Anmerkungen versehen sind. Dem Orientalisten wird die Textkritik, welche der Verf. übt, mit ihren Emendationen besonderes Interesse erregen. Schließlich folgt nach jeder neuen Fassung eine kleine Dissertation, welche diese mit den vorausgegangenen Erzählungen anderer Völker vergleicht. So wird denn der Sagenforscher, wie der Orientalist, der Kulturhistoriker und der Völkerpsycholog in diesem Bande reiche Anregung und Ausbeute finden.

Und die Anderen? Liegt denen die Sache nicht etwas fern? — Ich glaube nicht. Ich kann mir keinen von tieferen als materiellen Interessen bewegten, keinen wissenschaftlich irgendwie gerichteten Menschen denken, der nicht Freude an der Kulturgeschichte hätte; eine interessantere Wissenschaft als die Wissenschaft vom Menschen gibt es doch nicht. In diesen Erzählungen, die zum Teil recht umfangreich sind, werden Lebensgemälde gegeben; und zu erfahren, wie die alten Bewohner von Indien, China, Persien, Arabien, Aegypten und anderen Ländern gelebt, was sie geglaubt, gefühlt, gedacht haben, ist ohne Zweifel anziehend. Ebensosehr wird seine Befriedigung finden der Literarhistoriker, wenn er nicht ein bloßer Datensammler ist, wie jeder Mensch von dichterischem Gefühl und Geschmack. Diese Erzählungen sind z. T. auch poetisch sehr schön, und sie sind schön wiedergegeben von einem feinfühligen Gelehrten. Von mir kann ich nur sagen, daß mir das Buch einen zu Heilzwecken genommenen, also hervorragend langweiligen Badeaufenthalt geradezu verschönt hat. Was unsereinen am meisten interessiert, ist die Beobachtung, daß das Phantasieleben der Völker und dessen äußere Darstellung zwar nicht überall und jederzeit genau dieselben sind, daß aber Tausende von Fäden die ältesten mit den neueren und neuesten Zeiten hierin verknüpfen.

Ist es nicht interessant und gerade für die heute in der Knechtschaft eines unwiderstehlichen Naturgesetzes dumpf Hinlebenden lehrreich, zu erkennen, wie die alten Inder sich zum Schicksal verhielten, an das sie glaubten? Denken w i r nur immer so, wie die Inder es taten (S. 135):

Zu dem Männerlöwen, der sich anstrengt, kommt das Glück;
„Schicksal ist Schicksal", so sprechen die Jammermenschen.
Schlag das Schicksal nieder und tue Mannestat in stolzer Kraft!
Wenn sie nach aller Mühe nicht gelingt, hast du keine Schuld.

Ueberraschend war es mir, daß die Inder sich ihre Göttin der Schönheit, Laksmi, die Gemahlin Visnus, vorstellten, wie sie, gleich der Venus, sich in strahlender Schönheit aus dem Ozean erhebt (S. 245); und daß die indischen Astrologen in Venus und Jupiter ebenfalls glückverheißende Sterne sahen (S. 262). Sehr angenehm berührt die Keuschheit, mit der die geschlechtliche Liebe durchweg behandelt ist, gegenüber der rohen sexuellen Sensation, auf die wir in unserer heutigen sogenannten Literatur immerfort stoßen. Dann die Beziehungen zwischen alter und neuer Dichtung! Boccaccio

behandelt einen Vorgang aus den Campakakatha als Novelle (S. 158): daß die Renaissancedichter altgriechische oder alexandrinische Stoffe behandelten, ist leichter zu erklären als dieser Zusammenhang. Und manche poetische Einzelheiten der alten finden wir in der neueren Poesie wieder, z. B. die Verbildlichung der Worte als Stichwaffen: „Den Leib durchbohrt vom Pfeile ihrer Worte, ging er zorngeröteten Auges" (S. 269). Hamlet will zu seiner Mutter Dolche reden, und Lear ruft Goneril zu:

Des Vaterfluchs unheilbare Verwundung
Durchbohr' und töte jeden Sinn in dir.

Tote mit erloschenen Fackeln zu vergleichen (S. 280) ist auch modern. Und das Konzept: „So sprach er, versunken in ein Meer von Kummer (Shakspere), auf dem es kein Schifflein mehr für eine Tat gab" (S. 271) könnte auch Petrarca gebraucht haben.

Am Schluß des Bandes schreibt der Verf.: „Der folgende Band wird nun die Wanderung [der Sage] durch Europa zu untersuchen haben: griechische, albanesische, rumänische, ungarische, weiter kroatische, russische, polnische, finnische Versionen werden an uns herantreten, dann recht zahlreiche in romanischen und germanischen Ländern". Gewiß wird dieser Band für uns Europäer noch interessanter werden als der erste. Aber der interessanteste Teil der Arbeit, wenn auch für den Verf. nicht der schwierigste, kommt dann noch: die Betrachtung des Shakspereschen Kunstwerkes selbst und seiner unmittelbaren Quellen, mit der philologischen, ästhetischen und künstlerischen Arbeit, die es auf sich vereinigt hat, mit der durch die Jahrhunderte immer wachsenden Anerkennung und Liebe, die es sich gewonnen hat, bis zur Höhe der Geltung, die es jetzt einnimmt als ein unschätzbarer und unverlierbarer Besitz des germanischen Geistes. Und nun möge der Himmel dem großen Gelehrten, der in hingebender Liebe zu dem Menschen und Dichter Shakspere diese gewaltige Arbeit auf sich genommen hat, Zeit geben und Kraft, auf daß er sein ragendes Bauwerk vollende zum Ruhme des deutschen Idealismus und der deutschen Wissenschaft.

Hermann Conrad.

Dr. Hans Röhl, Geschichte der deutschen Dichtung. gr. 8°. In Leinwand geb. M. 2,50, in Halbfr. geb. M. 3,—, Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1914.

In einem klar und flüssig geschriebenen Vorwort sagt uns der jugendliche Verfasser, was sein Buch bezweckt: es soll kein Nachschlagebuch von möglichster Vollständigkeit sein, sondern vielmehr zum Verständnis der poetischen Schätze der deutschen Literatur anleiten. Es verweilt ausführlich bei gewissen Höhepunkten mit Aufstieg und Abstieg, und daraus ergibt sich die Entwicklungslinie unserer Literatur, deren Gliederung in einzelne Ab-

schnitte mir besonders gelungen erscheint. Zweifellos ist es ebenfalls ersprießlich, das 19. Jahrhundert besonders ausführlich zu behandeln, denn gerade über dieses Jahrhundert will das Publikum, für welches Verfasser hauptsächlich schreibt, die höheren Schulen und das Haus, heute genauer unterrichtet sein, nicht in jeglicher Einzelheit, sondern in bestimmten Richtlinien. Natürlich sieht und spricht ein Dreißigjähriger anders als ein Fünfziger; was dem ersteren aber etwa an Lebenserfahrung und ihren Früchten noch fehlt, das wird durch Frische der Darstellung und unmittelbares Verhältnis zu den Dichtungen, namentlich der klassischen und neuesten Zeit, reichlich aufgewogen. Deshalb bin ich auch überzeugt, daß dieses Buch seinen Weg zur Jugend, der weiblichen wie männlichen, sicher finden wird.

Die Benutzung dieses handlichen und wohlausgestatteten Buches wird erleichtert, einerseits durch ein Verzeichnis billiger Volksausgaben, das wichtig ist, da der Verfasser mit Recht auf ausführliche Inhaltsangaben und eine größere Fülle von Zitaten verzichtet, anderseits durch ein sorgfältig gearbeitetes Register, das sich nicht auf die Namen der einzelnen Dichter beschränkt, sondern auch gewisse Schlagwörter, z. B. Heldensagen, Stabreimvers, Vaganten, gibt, die das Zurechtfinden im Buche erleichtern.

Das Buch ist in Papier und Druck vorzüglich ausgestattet; die Schwabacher Lettern wirken auf das Auge sehr wohltuend; der Preis ist für das Geleistete ungewöhnlich niedrig. David Coste.

Jung Stilling als Schriftsteller.

„Ein so vielseitiger Dilettantismus ist eine eigene Art von Weltsinn; denn die Richtung des Lebens auf Gott führt notwendig einen Ernst und eine Gewissenhaftigkeit mit sich, zu welcher die Haltung Stillings im Gegensatze steht“ (Albrecht Ritschl, Geschichte des Pietismus I, 539). Dieses ausgezeichnete Urteil, mit dem der Geschichtschreiber und scharfsinnige Kritiker des Pietismus einen seiner bekanntesten Vertreter richtet, die eigenen Waffen und Urteilsprüche der Pietisten gegen ihn kehrend — Richtung des Lebens auf Gott, Ernst und Gewissenhaftigkeit einerseits, Weltsinn und Dilettantismus andererseits — dieses scharfe aber nicht unverdiente Wort mag manchem, der nicht nur die weltbekannte Kindheits- und Jugendgeschichte Jung Stillings, sondern auch sonst manches dickleibige Buch des fruchtbaren Schriftstellers kennt, wie ein erlösender Wegweiser für das eigene Urteil gewesen sein. Denn es formuliert all das, was wir gegen den „Liebhaber des Pietismus“ — wiederum ein treffendes Ritschlsches Wort — auf dem Herzen haben, der „zwar nirgends schöpferisch, sondern überall sehr abhängig, sich doch nach vielen Richtungen in den durcheinander quellenden Tendenzen seines Zeitalters mit gutem Willen vor einem großen Publikum bewegte (Stecher), sich aber dabei nicht verhehlen konnte, daß seine eigentliche, prophetische Wirksamkeit „doch allein auf jene pietistischen

Kreise angewiesen sei" (Ritschl), die er oft gerne überflogen hätte. Ich sage, jenes Ritschlwort faßt all das Widerstrebende in uns, vom leisen Lächeln bis zur entrüsteten Empörung, zusammen nicht in ein erregtes — halbwahres, sondern in ein wundervoll ruhiges Urteil, das die alten Begriffe benutzt und wendet. Nicht mehr stehen Pietismus und „Stillingsherzen" gegen Weltsinn, sondern pietas, Richtung des Lebens auf Gott, Ernst und Gewissenhaftigkeit gegen Weltsinn-Dilettantismus. Denn wir nehmen uns die Freiheit, des großen Theologen Worte ganz allgemein aufzufassen. An ihnen, meinen wir, hätte auch Goethe seine Freude gehabt, er, dessen gütige Charakteristiken in „Dichtung und Wahrheit" die Hauptsache dessen sind, was die Gebildeten außer dem Anfang der Selbstbiographie von Jung Stilling wissen; Goethe, der — wie erst aus der neuesten Darstellung deutlich hervorleuchtet — die Schwächen, ja das Abstoßende, so gut belächelte und geißelte, wie wir, und der doch — anders als der Liebhaber des Pietismus — gewissenhaftes Verstehen und ernste pietas genug hatte, um auch an jenem sein Bestes zu preisen, das uns oft fast aus den Augen kommen möchte.

Wenn wir so die Urteile des Dichters, der doch schließlich „alles um Liebe" tat, und des „Lutheraners", der überall nach Wahrheit und Klarheit in religiösen Dingen strebte, zusammenstellen, dann fühlen wir uns in der eigenen Fülle der Gesichtspunkte und in der Abneigung gegen zusammenfassende Urteile. Sie ist vielen Besten unserer Tage nicht fremd, und doppelt religiösen Gestalten gegenüber. Auch bei Stilling meinen wir oft den edlen Kern siegreich hervorschimmern zu sehen. Ganz licht liegt plötzlich auch dieses bescheidene — wäre es nur immer so geblieben! — Leben vor uns, und wir stimmen froh in Goethes milde Worte ein. Doch kaum ein paar Zeilen weiter sind wir mitten im Kleinlichen, Geschmacklosen, ja Ekelhaften drin, daß wir lachend, traurig oder entrüstet uns abwenden. Ein zusammenschauendes Urteil muß auch hier gefunden werden können.

Wer ahnt nicht bei Ritschls klaren Worten, daß bewußt oder unbewußt ein Stück Religion übersehen wird — Ritschl würde es eben wohl nicht Religion nennen — das in Stilling lebte, jene gefühlige unschuldige Gottesnähe, die das Besitztum des religiös erzogenen Kindes stets ist? Ich meine, der junge und hin und wieder auch der alte Stilling besaß jene glückliche Fähigkeit unmittelbarer religiöser Empfindung in besonderem Maße, die mit überschwänglichem Gefühl für die Natur und den „goldnen Ueberfluß der Welt" untrennbar verbunden ist, die aber in unserer Literatur selten einen so spezifisch christlich gefärbten Ausdruck gefunden hat. Sie waltet durch jene Schilderungen der Kindheit wie in jenen Szenen der Wanderschaft, da er seine Schreibtafel herauszieht und niedersitzt, um sein Gefühl zu bedichten. Diese Art von kindlicher Religion, hie und da schon unlöslich verwoben mit dem später alles überwuchernden Beiwerk eines selbstgerechten Vorsehungsglaubens hat vielen großen Geistern das Herz abgewonnen, sie hat ihm die beschirmende Freundschaft Goethes errungen

und Herders scharfes Urteil diesem Christen „wie aus dem 2. Jahrhundert ... und von dem ich einen Bogen schreiben müßte“, gemildert. Aber jenes Idyll, in dem das Vorwärtsdringen religiösen Gefühls eine Kinderseele in patriarchalischer Umgebung umhertreibt, war auch schon der Abschiedsgesang des Schönsten in diesem Leben.

Man ist bei der Betrachtung dieser Lebensgeschichte wieder einmal versucht, die Reihe der nutzlosen Wennsätze zu eröffnen. Was wäre geworden, wenn Jung eine solide Schule, eine regelmäßige Universitätsbildung durchlaufen, bald einen bleibenden Beruf gefunden hätte! Statt dessen jene ängstlichen Jahre beim Handwerk, unentschlossene Versuche in der als erste erreichbare Stufe lockenden und doch nicht zu ihm passenden Schulmeisterei, die immer mit Demütigungen endeten; trotzdem verderbliches verwöhnendes Bestauntwerden von der ländlichen Umgebung in all der dilettantischen Halbbildung; Zurückbleiben durch die Jahre der Entwicklungsfähigkeit in jener Umgebung kindlicher Entzückungen und Unreife; erst als die Züge fest sind, Hinauskommen in jene andere Straßburger Welt, die ihm ganz fremd war und ihn doch verwöhnte, nicht erzog, da sie in ihm — freilich zum Teil recht in anderer Form — manches von dem fand, was sie bewunderte und erstrebte; vor allem aber auch in Straßburg wieder ohne Geld! In einer Lage, die ihn gleichsam zwang, die einzige Möglichkeit des Gelderwerbs, die ihm offen stand, die Zuflucht zur väterlichen Kasse Gottes zu ergreifen; gebunden außerdem an eine Verlobte, — wie er selber später schreibt — ein armes hysterisches Frauenzimmer, wenn — wenn — Wer weiß, ob er uns dann heute nicht als ein an Alter und Weisheit zunehmender Arzt, Pfarrer oder Cameralist — unbekannter, aber lieber wäre. Doch genug der „Wenn“ und zu dem Manne selbst, der immerhin der merkwürdigen Schicksale und Eigenschaften genug bietet. Eines muß, da gerade von seinem Leben weniger als von seiner Schriftstellerei die Rede sein soll, vorher klargestellt werden: Ritschls glänzende Darstellung hat Recht; so wie er ihn schildert, steht Stilling wohl in der Geschichte der christlich-pietistischen Gedankenwelt, so auch wohl im allgemeinen in der Geschichte der christlichen Charaktere — nicht aber des religiösen Gefühls. Oder gibt es eben keine Geschichte des Gefühls, jener Feierstunden, da der Landprediger über die morgenfrischen Wiesen zur Predigt geht, jener bewegten Stille, wenn die Glocken rufen und die Orgel dröhnt — sind sie es doch, die die Kirchen immer wieder zur Hälfte füllen; gibt es keine Geschichte dieses doch höchst geschichtlich gewordenen und wechselnden Gefühls? Gleichviel. Hier, meine ich, liegt Stillings bestes Teil, von hier aus führt der Weg zu all dem Lächerlichen, ja Greulichen. Denn er trug jene Stimmungen in den Alltag, und kein starker Verstand konnte hier ihren Verheerungen Einhalt gebieten.

„Jung Stilling als Schriftsteller“ betitelt sich das kürzlich erschienene Buch eines jungen Württembergers, der aus der heimischen Universität am Neckar, angefüllt mit den Schätzen der stillen, ruhig, aber in geistiger

Hinsicht unsäglich reich hinlebenden Musenstadt, wie so mancher welt- und wissensdurstige Schwabe, nach Berlin zog. Daß er dort nicht müßig gewesen ist, sondern in dem einzigartig regen und mitreißenden Fluß des allgemeinen und wissenschaftlichen Lebens ganz untertauchte, beweist seine hier vorliegende Erstlingsschrift.*) Folgen wir jetzt ihrem ungewöhnlich reichen und mit ausgezeichnetem Fleiß eine lebendige Darstellung verbindenden Inhalt, der auch zu den einleitenden Bemerkungen anregte.

Eine Auseinandersetzung mit der recht unglücklich angeordneten nicht vollständigen Ausgabe von 1835/37 (Erg.-Band 1838) und den ihr folgenden steht wie billig am Anfang. Sinngemäß folgt die Beurteilung der vorhandenen Literatur über Stilling. Daß über unseren Dilettanten wiederum viel Dilettantisches geschrieben wurde, ist nicht verwunderlich. Namen wie Max Göbel und Ritschl, Gervinus und Leo Reidel heben sich davon günstig ab. Was Stecher selbst gegenüber Gervinus und Ritschl will, vernimmt man mit Befriedigung über die kluge, wirksame Beschränkung — eine Arbeit, die der Autobiographie, diese selbst mit einbeziehend, zur Seite steht, ausgehend von den unverkürzten Schriften. Sie hat literarhistorisch einzuordnen und zugrunde liegende oder begleitende persönliche Beziehungen herauszuheben. Wenn sich wirklich „einige unbestreitbare Linien ergeben", die dann jedermann nach Geschmack weiter bewerten kann, so hat Stecher seine Aufgabe ebenso erfüllt, wie Ritschl die seine.

Die einleitende Uebersicht über die Geschichte des Pietismus mit Bezug auf Stilling zeugt nicht nur von der Belesenheit und Darstellungsgabe des Verfassers, sondern auch davon, daß er pietistisches Wesen persönlich, wie die meisten seiner Landsleute, kennt und bestimmt wertet, eine Tatsache, die uns noch oft entgegentritt. Wir können auf sie, wie auf manches Interessante und zur Diskussion Auffordernde, nur hinweisen.

Der I. Hauptteil behandelt Jung Stillings Autobiographie, ihre Entstehung und ihren literarischen Charakter. In erfrischendem Jugendstil wird Stillings Werk in die erbauliche Gattung pietistischer Lebensbeschreibungen eingereiht. Die Definition Georg Mischs, des Geschichtschreibers der Autobiographie, der das inhaltlich und formell einheitliche Kunstwerk dieser Gattung als das Erzeugnis eines außerordentlichen Menschen anspricht, der eine sein Leben hindurch geübte Selbstbeobachtung auf der Höhe oder gegen Ende dieses Lebens mit ordnendem Geiste zusammenfaßt und in eine ihm gemäße Darstellung bringt, von innerem Bedürfnis nach Klarheit und Reproduktion dazu getrieben — diese Bestimmung regt zum Nachdenken an, wieweit solche Bedingungen bei Jung vorhanden waren. Wir hören hier zum erstenmal eine auf Grund eines verschollenen Stillingsbriefes von 1779 ganz klare Darstellung des Goetheschen Anteils an der Entstehung von „Stillings Jugend", den Freunde, Kenner und Gegner

*) Jung Stilling als Schriftsteller, von G. Stecher (= **Palaestra CXX**). Berlin, Mayer & Müller. 1913. **VIII u.** 280 S. 7,80 **Mk.**

Stillings — eines der vielen erfreulichen Worte Stechers — bis in die jüngste Zeit eifrig erörterten. Das Rätsel des Künstlers in den ersten drei Abschnitten der Biographie, des Stücklers in den folgenden wird ausführlich behandelt. Stilling selbst sah es so an, daß er sich in den späteren, nur noch einen oft sehr trockenen Kommentar seines Vorsehungsglaubens darstellenden Büchern des Werkes, selbst wiedergefunden habe. Das „romantische“ Beiwerk der ersten Teile war ja — wie vielen neu sein wird — auch pädagogischen Zwecken dienstbar. Aber doch nicht allein! Ein wenig möchte man Stilling gegen sich selber in Schutz nehmen. Hier ist überhaupt der Punkt, wo man mit Stecher rechten möchte, ohne zu verkennen, daß eine gewisse Nervosität begreiflich ist, wenn wir uns schaudernd vorstellen, wir müßten so vieles Ungereimte, Halbwahre, Geschmacklose, Aufgeblasene mit wissenschaftlicher Andacht lesen — hätten sich manche Vorgänger Stechers dazu gezwungen, ihr Urteil wäre auch schärfer geworden. Immerhin denkt man an manchen Stellen, es hätte genügt, wenn ruhig konstatiert worden wäre, daß nur die drei ersten Teile den künstlerischen Maßstab zulassen, während die späteren das Tagebuch eines überlasteten Seelen- und Augenarztes, Professors und abenteuerlichen Dilettanten sind; eines Mannes freilich, der damit und mit seinen anderen Schriften in einen höchst aufreizenden und lächerlichen Wettbewerb mit der großen Literatur und Philosophie seiner Zeit zu treten sich einbildete, den Beifall weiter Kreise fand und deshalb doch beurteilt werden muß.

Stellen wir, da wir schon an der allgemeinsten Auffassung sind, zu der Folge von schönem Ansatz und öderem Fortgang die religiöse Entwicklung der vor- und nachstraßburgischen Zeit in Parallele. Auch hier wünschte mancher, noch stärker als es geschehen, die naive und dem im engsten Kreise Erwachsenen wohlanstehende Zuversicht auf die Vorsehung als etwas von jener bis nahe an Wahnsinn grenzenden späteren Eitelkeit Grundverschiedenes bezeichnet zu sehen. Jene berührt sich, wieviel auch schon echt stillingisch in ihr sein mochte, mit der freilich nur im tiefsten Busen gehegten oder zart und männlich zugleich ausgesprochenen Ueberzeugung wirklich großer Männer von der Tat und von der Feder. Zu dieser muß man wahrlich ein „Stillingsherz“ voll naiver Unverfrorenheit und Unklarheit haben. So dächten wir uns eben jenes ganz persönlich auf sich bezogene Bibelwort „Geh aus deinem Vaterland, von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause“ (Stecher, S. 109) noch als wertvolles Gegenbeispiel gegen die spätere frivole Anmaßung. Als er die Stelle schrieb, mögen sich schon unerfreuliche Gedanken eingemischt haben, als Erlebnis des vielgeplagten Auswanderers scheint sie mir noch rührend. Doch nur in der Darstellung wünschten wir das noch schärfer hervorgehoben; denn nur sie vermag dies auszudrücken (Stecher, S. 9); der Referent mit seinem kurzen Atem ist hier im größten Nachteil. Und im Ganzen waltet, das muß hier hervorgehoben werden, durch dies ganze

Buch ein so freier und gerechter als scharfsinniger Geist. Man möchte hoffen, auch unsere Theologen läsen diese Schrift und mit ihr ihren Stilling einmal wieder. Wenn sie dann noch weiter zu Ritschls genanntem Werke greifen, so werden sie dort vielleicht eine gleiche Fülle von Bereicherung finden wie der Referent.

Kehren wir zu unserer Inhaltsübersicht zurück. Eine Skizze von 5 Seiten über die künstlerische Komposition der „Jugend" verrät die Schule des jüngst verstorbenen Erich Schmidt. Besonders den Literarhistoriker im engeren Sinn wird auch der nächste Abschnitt interessieren „Romantische Elemente und literarische Einflüsse". Daß die Brüder Grimm ein Märchen wie Jorinde und Joringel, eine Sage wie die vom Räuber Johann Hübner aus der Lebensgeschichte unverändert in ihre Sammlungen aufnahmen, ist einer der größten Ruhmestitel des Erzählers Stilling. Ein speziell germanistischer Geschmack gehört schon dazu, um den Ausführungen Stechers über Entstehung und literarische Parallelen der Romanzen oder über die persönlichen Grundlagen der Erlebnisse Stillings mit den Jungfern Schmoll und die Berührungspunkte mit den zwei Tanzmeisterstöchtern Goethes in Dichtung und Wahrheit zu folgen. Dann sehen wir die Helden des Sturms und Drangs, Homer, Ossian, Shakespeare, Goldsmith, auch am Horizont dieses Schriftstellers auftauchen und lassen uns die literarisch verwerteten Abenteuer der Rheinreise gerne durch den Ausspruch beleuchten, daß „eine Reise im 18. Jahrhundert ganz ohne Abenteuer ja selten abging". Wahrlich auch sonst hatten — oder täuschen wir uns? — die Schriftsteller damals mehr Abenteuer und Originale vor ihrer Feder. Wie sie Stilling in den ersten Teilen zu charakterisieren verstand, ist jedem Leser bewußt. Sehr fein macht uns freilich Stecher die Beschränkung dieser Fähigkeit auf die einfachen und ihm zur Zeit der Abfassung in Elberfeld als verlorenes Paradies erscheinenden Zustände in seinem Jugendlande klar. Doch hat er uns über den Straßburger Kreis viel Lebendiges zu sagen und die Elberfelder Zusammenkunft gar, wo Goethe, Heinse, Jakobi, Lavater, Stilling und die Charakterköpfe der Wuppertäler Pietisten am gleichen Tisch sitzen, ist entzückend zu lesen.

Eine Ausführung über die Sprache Stillings ist nicht vergessen, und schön leitet dann ein Abschnitt über das gegenwärtig vielfach im Vordergrund „kulturgeschichtlichen" Interesses stehende Naturgefühl zu einem neuen Hauptstück, der Empfindsamkeit, über. Sie ist es ja, die dem modernen Leser der Lebensgeschichte als das Hervorstechende ins Auge fällt. Mit philologischem Eifer geht Stecher den Worten nach, in denen sie sich ausspricht. Die Bibel, die pietistischen Genossen und die Mystiker, mehr als Sturm und Drang, werden als Quellen erschlossen. Interessant ist doch die Bemerkung des Kenners, daß Jung seine Mitbrüder vom empfindsamen Herzen im ausgedehnten Gebrauch dieser Ausdrucksmittel übertrifft. Fühlte er sich doch selbst als einzigartig begnadet in dieser Hinsicht. Von „den wenigsten", die das „geistig Erhabene" mancher derartigen Ergüsse be-

greifen können, ist es kein großer Schritt mehr zu der Bemerkung des Eiteln: „Das läßt sich nur denen sagen, die ein Stillingsherz haben." Der Schlußabschnitt über den „pietistischen Grundgehalt" und besonders den Vorsehungsglauben sei nochmals erwähnt. Er ist doch ein Angelpunkt des Buches. Und wenn der Leser das Wort Pietismus, S. 120 unten, gerne in Gänsefüßchen sähe, um sich nicht wieder zu verwirren, so hat er verstanden, was auch Stecher will. — Die besten Charakteristiken hat die Literaturgeschichte so oft, wie schon aus Wilhelm Scherers Werk hervorleuchtet, durch Nebeneinanderstellen zweier ähnlich-unähnlicher Gestalten erzielt. So ist auch der Anhang „Jung Stilling und Anton Reisser", welch letzterem Stechers Sympathie mehr gehört, voll neuen Lichtes. Eine Zusammenstellung der aufgelösten Pseudonyme schließt den I. Teil ab.

Glücklich scheint mir der zweite disponiert, der die übrigen Schriften behandelt und dessen erster Unterabschnitt mit der Ueberschrift „Frömmigkeit und Aufklärung" gleich das hervorstechende Merkmal der ersten schriftstellerischen Periode Stillings bezeichnet. Eine genaue Schilderung des Verhältnisses zu Goethe eröffnet wie billig das Ganze. Von Jungs Worten „Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen", bis zu dem Ausspruch von 1810 „Gelobt sei der Herr, daß er mich nicht ein solches Werkzeug werden ließ" und dem unguten Abschiedsgruß in Karlsruhe 1815: „Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen" ist ein langer Weg. Und es ist der umgekehrte wie bei Goethe, der von jugendlich überlegenem Spott und wiederum tatkräftiger Herzlichkeit zu gütig mildem Verstehen schritt. Es ist für die meisten Leser wohl neu, aus den vollständig zusammengetragenen gegenseitigen Aeußerungen zu ersehen, wie wenig von tragischer Entfremdung in der Geschichte dieser Freundschaft ist. Es war von Anfang an weniger die Freundschaft zweier ebenbürtigen ganzen Menschen, als die Freundlichkeit des aufgeschlossenen und doch selbstbewußten Goetheschen gegen den guten aber unklaren Charakter Stillings bei vollkommener geistiger Ungleichheit. Die Jahre nach Straßburg freilich schrieb er noch forschen Sturm- und Drangstil. Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldus Nothanker (Friedrich Nicolai), wirft noch erfrischend mit „ungesalzene Schmierereien", „Stümper von Romanschreiber" usw. um sich, sie ergeht sich in dramatischen Ausfällen und Paraden und erfreut durch Offenheit und Derbheit. Doch kurz darauf ist er mit den ausführlich charakterisierten Schriften „die große Panacee gegen die Krankheit des Unglaubens" usw. in die nun so oft befahrenen Gleise einer Theodizee eingelaufen, die die Wirksamkeit der Straßburger Episode nur mehr mit echt Stillingschen Beisätzen verrät. Die damaligen Schriften sind entschieden seichter als die späteren. Denn damals kannte er Kant noch nicht, die Grundlage seiner späteren philosophischen Phantasien.

Die „belletristischen Schriften frommer, empfindsamer und aufklärerischer Richtung" (Stecher S. 158—185), werden durch ihre mit großer Literatur-

kenntnis hervorgehobenen Beziehungen zur zeitgenössischen Literatur und manche hübsche Bemerkung uns nahegebracht. Um zur Lektüre Stechers anzuregen sei bemerkt, daß dieser seinen Bemerkungen gedrängte Inhaltsangaben voranstellt, so daß man auch ohne eigene Kenntnis das Gesamtbild Stillings durch diese Abschnitte erweitern kann. Ersetzt wird die eigene Lektüre natürlich nicht. Und die eine oder andere dieser „von Ereignissen und Figuren geschwollenen Geschichten“ mit ihrem zum Teil feinen psychologischen Beiwerk — welche Schrift des 18. Jahrhunderts besäße dies nicht! —, ihrer schwachen aber grotesken Phantasie und ihren „gesellschaftlich menschenliebenden“ Tränen, wie „Florentin von Fahlendorn“ oder „Theodore von Linden“, ist immerhin noch der Lektüre wert; mehr als sie aber der Roman „Theobald oder die Schwärmer“. Diese Kritik des Schwärmertums, der „Höhepunkt seiner aufklärerischen Leistung“, ist immer da, wo er Selbsterlebtes bringt, ausgezeichnet, wo er Fremdes wirklich mit jenem verschmelzen soll, ganz unzureichend. Die persönliche Verstimmung gegen die Pietisten, die er damals nicht überwinden konnte und die ihm eine ungewöhnliche Klarheit des Urteils gab, zusammen mit seiner Kenntnis des Gegenstandes und seinem warmherzigen Urteil machen dies Werk zu einem besonders lesenswerten Stück seiner Schriftstellerei.

Wird aber, mag mancher fragen, nicht das Ritschlsche Wort an der Spitze unserer Darstellung Lügen gestraft, wenn wir in dem Abschnitt „Der Nationalökonom und Volkslehrer“ hören, was Stilling auf diesem Gebiet leistete. Ich meine nicht (vergl. Stecher, S. 197/98). Aber es ist eine willkommene Gelegenheit, auf den enormen Fleiß der Jahre 1779—1790 hinzuweisen, in denen er nicht weniger als 10 zum Teil umfangreiche Lehrbücher zum Druck brachte. Stecher führt uns nicht nur das Urteil Wilhelm Roschers, sondern auch der zeitgenössischen Rezensenten vor, die diesen Arbeiten Anerkennung zollen und über ihre Schwächen und Weitläufigkeiten hinwegsehen. Er gibt uns auch eine ergötzliche Probe von dem Optimismus patriarchalisch-konservativer Staatsauffassung, der in breiter Schilderung darin lebt und der denn auch aus den Hörsälen des Marburger Professors (von 1787 an) die Studenten und Zeitgenossen der Revolution bald vertrieb. Sehr wirksam aber ist diese Art des Lehrens in seinem „Volkslehrer“, einer von ihm herausgegebenen Monatsschrift, angewandt. Mit Recht schreibt er dem kritischen Lavater: „Ihr Herren kennt nichts weniger als die Sprache des Bauern. Ihr seid in einem höheren Stand geboren, ich aber weiß, wo ich ihm ans Herz kommen kann; denn ich habe 22 Jahre unter ihnen gelebt nnd gewebt, ich kenne seine Sprache“. Wir hören sie gerne.

Doch Stilling hatte leider viel höhere Pläne. Wenn er zwar von seinem Ich versichert: „die Philosophie war eigentlich von jeher diejenige Wissenschaft gewesen, zu der sein Geist die mehreste Neigung hatte“, so möchte man etwas davon auch seinen medizinischen und nationalökonomischen Kollegen von heute wünschen. Daß sie ihm aber nie Selbstzweck war, sondern nur als Stütze seines Glaubens diente, mit dem die wahre Philo-

sophie stets übereinstimmen müsse, bemerkt Stecher mit Recht, der die Lektüre aus Stillings Jugendzeit daraufhin untersucht, wie weit sie sein philosophisches Interesse anregen konnte. Das Verhältnis zu Herder, dessen Verehrer Stilling seit Straßburg blieb, mit jenen Vorbehalten, die er allen „Nichtpietisten" gegenüber späterhin stets machte, führt uns auf sein „unqualifizierbares" Büchlein „Blicke in die Geheimnisse der Naturweisheit, den Herren von Dalberg, Herder und Kant gewidmet", in dem Herdersche und Kantische (physikalische) Gedanken mit dunklen mystischen und okkultistischen Gedanken einen merkwürdigen Bund schließen. Der Literar- und Kulturhistoriker hat hier ein weites Feld bedeutender Beobachtungen, wenn er nur das Große im kleinen Spiegel zu fassen weiß. Ebenso im folgenden Abschnitt „Kant". „Ihre Philosophie", schrieb Stilling bewundernd an ihn, „wird eine weit größere, gesegnetere und allgemeinere Revolution bewirken als Luthers Reformation." In seiner Schriftstellerei bedeutete sie dies insofern, als nun Kant unseres Helden stete Waffe gegen die „Aufklärung" wurde. Aber er betrachtete sie freilich nicht bloß als die apologetische Grundlage aller ferneren Dogmatik, wie die neuere Theologie es tut, sondern benützte sie, um seinen „ihm angeborenen beträchtlichen Optimismus des Gefühls intellektuell zu legitimieren und alle möglichen Dinge damit zu beweisen die Kant, wenn er sie noch gelesen, kein kleines Lächeln abgenötigt hätten. Die Kritik der praktischen Vernunft, die an Stelle der Bibel, über die sich Stilling sonst recht „freidenkerisch" äußern konnte, ein reines Moralprinzip in die Lücke des Systems der reinen Vernunft setzte, gefiel ihm gar nicht; er meinte, Kant „verdarb" dadurch „alles wieder" — ein Vorwurf, der von ganz entgegengesetzter Seite her an der Tagesordnung ist.

Nachdem Stecher noch Stilling und Lavater nebeneinandergestellt hat, über deren Verhältnis sich auch bei Ritschl manches Feine findet, wendet sich die Darstellung zu Stillings größtem und berühmtestem Roman, dem „Heimweh", das seinen Ruhm in den verschiedensten Ländern begründete. Wer sich in dies umfangreiche Buch mit seinem wirren Durcheinander von Ereignissen, Abenteuern, Gespenstergeschichten, Betrachtungen, Spintisierereien, Allegorien, Witzen, Ansätzen zu Geist und ausführlichen Plattheiten vertieft hat, wird seine Wirkung auf die unter den Ungebildeten oder Halbgebildeten begreifen, die nach einem Mischmasch von Religon, Philosophie, Poesie und Sensation dürsten. Den fürchterlichen „Schlüssel" aber wird er halb lachend halb empört fortschleudern. Denn er paßt fast in kein Schloß. Stecher tut uns dagegen auch hier manche auf, ich nenne nur die aufschlußreiche Einreihung in die ganze Gattung der Geheimbundromane, von denen jeder Schillers Geisterseher kennt. Und wer dächte, um andere Parallelen zu nennen, beim Tode des alten Pfarrers, einer der schönen Stellen im „Heimweh", nicht an Jean Paul!

Noch haben wir den Versdichtungen des Vielseitigen einen Blick zu schenken. Das Kirchenlied bei Jung Stilling fand schon seinen Darsteller. Doch neben strophischen Versmaßen handhabt er auch wie Lavater den Hexameter „mit ebensoviel Vergnügen als Schwerfälligkeit". Von den

guten „stilistischen Beobachtungen“ Stechers ist insbesondere das S. 234 zitierte Wort Stillings höchst merkwürdig: „In den Bildern Wiedergeburt, Licht, Weinstock, Schaf, kann mit einem Wort so viel gesagt und ausgedrückt werden, daß man ganze Seiten voll darüber zu schreiben hat; aber doch schaut der gemeine, aber reine Menschenverstand ins ganze Wesen der Sache, und bedarf nur eines Blickes dazu.“ Hier ist ja eine Auflösung des Rätsels der literarischen Dekadenz. Wem wirklich solche Worte genugsam sagen, der braucht keine Kunst, keine Charakterisierung, kein Streben nach Klarheit mehr. Und sie sagen wirklich vielen Menschen alles Mögliche, von dem der Außenstehende keine Ahnung hat. Sie rufen tatsächlich eine Menge von Anschauung, Bildern, Erlebnissen, in angenehmer Halbklarheit hervor. Sie sind aber der Tod jeder mit Worten darstellenden Kunst. Mag die Vorliebe für sie im besonderen eine Alterserscheinung sein, so eröffnet sie doch Blicke in die Geheimnisse der Sprache. Jeder Künstler und somit jeder Mensch, der seine eigene Sprache spricht und schreibt, wie auch jeder religiöse Mensch, hat hier seine Idiosynkrasien im höheren Sinne. Wenn er sie aber den anderen aufdrängen will, so muß er wohl bald überlegen, bald traurig sagen: „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nie ergreifen.“

Wie sehr denn oft auch Imponderabilien die Literaturgeschichte in Urteilen und Einflüssen beherrschen, davon gibt in dem Kapitel „Beziehungen zur Romantik“ (S. 259—267) Stecher ein schönes Beispiel. Ich meine die Kritik Achims von Arnim über die im vorangehenden Kapitel (S. 242 bis 258) behandelte Stillingsche „Theorie der Geisterkunde“. Mit Recht ist diese Rezension großenteils abgedruckt. Denn, nachdem wir den rechten Stilling, wie wir ihn bisher kennen lernten, auch in diesem Buche, nur im Thema neu, mit Stecher finden mußten, ist es ein wahres Vergnügen zu sehen, wie der geistreiche Romantiker in seiner Besprechung „von der Kleinlichkeit und Spezialität der Stillingschen Ahnungsgeschichten kühn verbindend hinüberschreitet zu dem Ahnungsvermögen allgemeinerer Art, „das in Wissenschaft und Poesie rein gesund und heilig sich darstellt . . . ohne das auch nicht der kleinste wahre Vers gemacht werden kann“, oder wie er vom „Meerwunder“ zum „Wundermeer“ kommt, von dem wir umgeben sind . . . sofern wir Geistesgröße genug haben, es zu erfassen.“ — Ueberzeugt wird jeder nach diesem schönen Erguß sagen, es ist doch gut und notwendig, daß wir daneben noch die oft geschmähten Literarhistoriker haben, die die begründete Wahrheit suchen, und gut und schlecht, wahr und unwahr, klar und unklar, Vor- und Rückschritt scheiden.

Wenn sie dann noch einen solchen Abschluß zuwege bringen, wie Stecher (S. 268—75), der unter den Rechnungsabschluß mit dem Schriftsteller den mit dem Menschen setzt, so scheiden wir voll Dank von dieser Darstellung. Sie hat den Schriftsteller erschöpft und uns den Menschen nahe gebracht. Gerne hörten wir auch von ihm durch Stecher etwas. Es ist noch manches interessante Material vorhanden.

Karlsruhe. Dr. Hermann Haering.

Politische Korrespondenz.

Rußland. — Die Republik Nordepirus. — Die innere Lage der Westmächte.

Dem Manifest, das Kaiser Nikolaus von Rußland bei der Ernennung des neuen Ministerpräsidenten Goremykin und des gleichfalls neuen Finanzministers Bark erlassen hat, ist eine zweite Kundgebung von allerhöchster Stelle gefolgt, und, ebenso wie die erste, ist sie auf den Ton einer gewissen Entmutigung gestimmt. Zwar schwelgt die Phantasie des Kaisers in der Anschauung einer unermeßlichen Zukunft, die Nikolaus für sein 160-Millionen-Volk kommen sieht, aber in der Gegenwart schlagen die in der Verwaltung seines Reiches wahrzunehmende Zerfahrenheit und Stagnation den Herrscher nieder. Nun ist dieser Stillstand ohne Zweifel kein absoluter; und auch an Staatsmännern, die wissen, was sie wollen, fehlt es dem Zaren sicher nicht ganz. Jedenfalls scheint, nach allem, was man aus Rußland hört, der Landwirtschaftsminister Kriwoschein ein konsequenter und talentvoller Verwaltungsbeamter zu sein. Er hat eine große Menge Gemeindeland in Privateigentum verwandelt und dadurch die Grundlage der Nation, den Bauernstand, gehoben. Landleute, die in der engeren Heimat nicht in die Höhe zu kommen vermochten, sind zu Hunderttausenden in Sibirien angesiedelt worden, als die Stammväter und Pioniere einer Bevölkerung, die wahrscheinlich einmal nach Millionen zählen wird. Mit dem französischen Geld wird eine Eisenbahn von Sibirien nach Turkestan gebaut, um jenen Ansiedlern das Brotkorn zuzuführen, die auf der zu bewässernden Hungersteppe Baumwolle bauen und Rußland von dem Bezuge dieses Rohprodukts aus den Vereinigten Staaten frei machen sollen.

Das sind große zivilisatorische Aktionen, und es sind nicht die einzigen, die im Zarenreich vor sich gehen. Aber trotz aller Fortschritte im einzelnen, hat die russische „Gesellschaft", wie man dort drüben zu sagen pflegt, den Eindruck, daß das Ganze stockt und fault. Die Wurzeln des Staates, der mit einer entwicklungsunfähigen Kirche untrennbar verschlungen ist und von ihr erstickt wird, drohen abzusterben. Der Zäsaropapismus läßt das konstitutionelle Wesen, auf das so große Hoffnung gesetzt wurde, nicht auf-

kommen. Nur die auswärtige Lage des Reiches vermag die Unzufriedenen für die Leere der inneren Staatskunst und die Krankhaftigkeit der inneren Zustände einigermaßen zu entschädigen. In den Erfolgen der auswärtigen Politik und der Waffen hat die russische Autokratie ja immer das Palliativmittel gefunden, das die staatlichen Uebel für den Augenblick, wenn nicht der Nation, so der Regierung unfühlbar machte, indem die Opposition der Malkontenten gespalten und dadurch entkräftet wurde.

So herrscht auch heute wieder in der russischen Gesellschaft ungeteilte Befriedigung darüber, daß die Türken, die Erbfeinde der griechisch-orientalischen Kirche, fast aus der ganzen Balkanhalbinsel vertrieben worden sind. Die gegenwärtige Reichsduma trägt infolge der systematischen Beeinflussung der Wahlen durch die Geistlichkeit ein stark hierarchisches Gepräge. Innere und auswärtige Politik hängen untrennbar zusammen; ein Rad der Maschine treibt das andere; die russische Diplomatie hat den Balkanbund und seinen Türkenkrieg begünstigt wegen des orthodoxen Charakters des russischen Staates, und umgekehrt kommen die Siege der südslavischen und griechischen Glaubensgenossen dem Prestige der russischen Regierung bei ihren Untertanen zugute.

Ein hübscher Erfolg des Kabinetts von St. Petersburg ist auch, daß es die Beziehungen Rumäniens zu Oesterreich-Ungarn zu lockern verstanden hat. Wenn der Kronprinzensohn in Rumänien sich mit einer Tochter des Zaren verlobt, so handelt es sich dabei um etwas mehr als um einen rein höfischen Vorgang mit lediglich dynastischer Tragweite. Der Kaiser von Rußland ist offenbar mit Rumänien sehr zufrieden. Bis zum letzten Orientkrieg galt für ausgemacht, daß Rumänien virtuell zum Dreibund gehöre, wenn es auch von dem formellen Anschluß an Oesterreich, Italien und Deutschland absehe. Diese Ansicht war auch in den europäischen Kabinetten verbreitet. Im Jahre 1910 veröffentlichte die französische Presse ein Telegramm, die rumänische Regierung habe mit der türkischen eine Kriegskonvention abgeschlossen. Die Depesche war ein ballon d'essay der französischen Diplomatie, die feststellen wollte, ob Rumänien im Falle einer internationalen Konflagration wirklich mit der Pforte und indirekt mit dem Dreibunde zusammengehen wolle.

Heute hat sich das Kabinett von Bukarest keineswegs der entgegengesetzten Kombination angeschlossen; von seinem Beitritt zur Tripelentente ist nicht die Rede. Aber es ist schon ein bedeutender Erfolg für die russische Politik, daß Rumänien fortan oszilliert. Die Oesterreicher wissen nun nicht mehr, wie sie im Kriegsfalle an ihrer Südostgrenze daran sein werden. Die Verstärkung ihrer verhältnismäßig geringfügigen Wehrmacht, die sie in Cis- wie in Transleithanien durch Anwendung des § 14 des österreichischen Staatsgrundgesetzes und durch andere inkonstitutionelle Mittel mühsam durchsetzen, wird weit mehr als aufgewogen, wenn die Habsburgische Monarchie in der Stunde der Entscheidung die rumänischen Armeekorps gegen sich hat.

Der österreichische Gesandte in Bukarest, Graf Czernin, hat den ungewöhnlichen Schritt getan, in der Oeffentlichkeit die innere Politik Ungarns zu kritisieren, als einen für die Schwenkung der rumänischen Diplomatie wesentlich mitverantwortlichen Faktor. Der ungarische Ministerpräsident, Graf Tisza, hat im Reichstag dem Grafen Czernin für seine Insubordination nur mild rektifiziert. Es scheint, als ob die nur zu wohl begründeten Warnungen des Vertreters der Doppelmonarchie in Bukarest vor den Nachteilen, denen die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns infolge der Unterdrückung der siebenbürgischen Rumänen ausgesetzt sein könnte, ihres Eindrucks auf die intelligenten Magyaren nicht verfehlt haben. Jedenfalls hat Graf Tisza mit den Führern des siebenbürgischen Rumänentums Unterhandlungen über einen Ausgleich angeknüpft. Die düsteren Wolken, mit denen der gegenseitige Rassenhaß der Ungarn und Rumänen in jenem Teile Europas den politischen Horizont bedeckt hat, durchzuckte grell der Blitz einer Höllenmaschine. Sie war von Rumänen magyarenfreundlichen Priestern ihrer eigenen Nationalität in das Haus gesendet worden und verursachte ein schreckliches Blutvergießen. Die ungarisch-rumänischen Ausgleichsunterhandlungen sind zwar durch dieses Verbrechen nicht gestört worden, aber es ist noch sehr zweifelhaft, ob sie zu einem positiven Ergebnis kommen werden. Der Führer der rumänischen Partei im Budapester Parlament, Herr Dr. von Vajda, eine bedeutende und sympathische Persönlichkeit, hat in einer Debatte über auswärtige Politik Gelegenheit genommen, sich mit großem Nachdruck für einen Freund des Dreibunds zu erklären. Da das siebenbürgische Rumänentum gleichsam eine politische Brücke zwischen der Donaumonarchie und dem Königreich Rumänien bildet, so haben die Vorgänge in dem entlegenen Winkel am Fuß der transsylvanischen Alpen nicht etwa, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, bloß lokale, sondern im gewissen Sinne eine europäische Bedeutung.

Daß die hochmütigen Ungarn nach einer Verständigung mit den walachischen Knechten suchen, ist auch ein Zeichen der Zeit. Deutlicher kann nicht bewiesen werden, daß die russische Politik im Orient bedeutende Fortschritte gemacht hat und Oesterreich mehr als je bedroht. Nicht nur den serbischen und montenegrinischen, sondern vielleicht auch den rumänischen Blutegel kann Rußland gegebenenfalls den Oesterreichern ansetzen. Natürlich kann keine Rede davon sein, daß solche Errungenschaften die öffentliche Meinung des Zarenreichs befriedigten. Je trostloser die innere Lage Rußlands unter den Gesichtspunkten der Wohlfahrtspolitik im höheren Sinne des Worts erscheint, einen desto ungesunderen Umfang nimmt der nach außen gerichtete Ehrgeiz der Nation an. Nach den Schweden treten die Norweger mit der Befürchtung hervor, die sich auf Tatsachen gründet, daß der russische Nachbar bei passender Gelegenheit ihr kleines Volk von kaum $2^1/_2$ Millionen Seelen verschlingt. Die eher russenfreundliche „Contemporary Review“ bringt einen Artikel*), in dem ausgeführt wird, die Nor-

*) Märzheft, S. 340. Harold Spender: „A message from Norway.“

weger hatten aufgehört, für ihre Unabhängigkeit von Deutschland zu [illegible]; dagegen besorgten sie, eines Tages ein mächtiges russisches Heer in Dänemark einrücken zu sehen. Die Masse des norwegischen Volkes [illegible] über jene Gefahr noch mehr als die amtlichen Kreise, und sie [illegible] nicht dem Schutze Englands, da dieses, wie die Norweger [illegible], in einem europäischen Krieg genug zu tun haben könne, um sich selber zu [illegible]. Diese pessimistischen Ansichten, äußert die führende Monatsschrift der englischen Liberalen, seien bei der norwegischen Nation so tief [illegible] und so stark, daß das Königreich dem Militarismus in die Arme [illegible] werden könne.

Daß die Moskowiter in der Tat lüstern sind, von den [illegible] Häfen aus eine russische Flotte auf dem Atlantischen Ozean und der Nordsee schwimmen zu sehen, ist notorisch, denn es gibt wenige Eroberungsprojekte, die zu ausschweifend wären, um dem russischen Nationalismus zu mißfallen. Aber weit unmittelbarer als die skandinavischen Staaten [illegible] doch die Besitzungen des Hauses Habsburg von Rußland bedroht: Wenn erst die österreichisch-ungarische Monarchie mit Hilfe des [illegible] Gedankens zersetzt ist, so schmeichelt sich die erhitzte Einbildungskraft der russischen Ueberpatrioten, dann kann Rußland in der [illegible] und überhaupt durchsetzen, was es will.

Dicht neben solchem trunkenen Uebermut liegt in der [illegible] seele jene nagende Sorge, die der Erkenntnis entspringt, daß [illegible] und geistige Schwäche das Zarenreich zu einem Koloß auf tönernen Füßen macht. Dieselben Leute, die morgen oder übermorgen [illegible] zu schlagen hoffen, zittern heute vor einer österreichischen [illegible]. [illegible] patriotische Oesterreicher und auch mancher Freund der [illegible] in Deutschland haben die k. u. k. Regierung scharf getadelt, [illegible] Orientkrieg nicht benutzt habe, um den Westen der Balkanhalbinsel der [illegible] reichischen Suprematie zu unterwerfen. Die [illegible] der [illegible] gegenüber dem Umsichgreifen der Serben und [illegible] wurde [illegible] dem Hause Habsburg sonst sehr wohlgesinnten Kreisen auf [illegible] Kleinmut der Wiener Staatsmänner zurückgeführt. [illegible] Newa die Leiter der Doppelmonarchie für ebenso [illegible] die russisch-österreichischen Beziehungen besser sein. [illegible] Kreisen, daß ein versteckter, aber tief gewurzelter [illegible] antreibe, an einer vollständigen Umgestaltung der [illegible] zu arbeiten. [illegible] und [illegible] haben die Oesterreicher, so glaubt man in [illegible] das westliche Rußland gerichtet. Das koloniale [illegible] aus der Erbschaft der Könige von Polen und [illegible] industrielles, zum Teil industrialisiertes Land, [illegible] Polen*, [illegible] Millionen Ruthenen und anderen [illegible]

* [illegible] Marz 1914 [illegible] Contemporary [illegible].

völkern, reizt, wie moskowitischerseits befürchtet wird die Eroberungslust des Hauses Habsburg viel stärker als die verhältnismäßig unbedeutende westliche Hälfte der Balkanhalbinsel. (Die gesamte Balkanhalbinsel zählt 16 bis 17 Millionen Bewohner.) Im europäischen Orient würden die Oesterreicher — so legen die Russen ihre Gedanken aus — widerstrebende Völkerschaften unter die Oberhoheit der Donaumonarchie beugen müssen, während das Haus Habsburg bei den dem Zaren unterworfenen Polen, Kleinrussen usw. als Befreier auftreten könnte.

Nach dem Grundsatz, daß nicht nur im Krieg, sondern auch für die Diplomatie der Hieb die beste Defensive ist, versucht man von Rußland aus die Kleinrussen in Oesterreich-Ungarn aufzuwiegeln. Es wohnen ihrer unter dem Namen Ruthenen oder Ukrainer in Galizien 3104103; dazu kommt noch etwa eine Million in der Bukowina und am ungarischen Südabhang der Karpathen. Gegen die russische Agitation unter den der Stefanskrone zugehörigen Ruthenen ist soeben erst die ungarische Justiz eingeschritten, und auch in Lemberg sind Wühler im russischen Solde vor Gericht gezogen worden. Ueberhaupt aber hat sich das ganze diplomatische Ringen zwischen Oesterreich und Rußland von der Balkanhalbinsel nach den kleinrussisch-polnischen Ländern verlegt, oder hat dort wenigstens zurzeit seinen Schwerpunkt.

Die Russen sehen vielfach ein, daß ihre panslavistische Politik nicht nur in den Ruthenenlandschaften des österreichisch-ungarischen Gebiets zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist, sondern daß sie auch ihre eigenen Ukrainer zu Reichsfeinden machen und einem möglicherweise einmal bei ihnen eindringenden österreichischen Heer in die Armee treiben, wenn sie nicht dem Kleinrussentum innerhalb ihres Reichs nationale Freiheit einräumen. Denn die Kleinrussen fühlen sich neben den Großrussen, die der herrschende Stamm im Zarenreiche sind, als besonderes Volkstum. Die Bildung einer kleinrussischen Nationalität ist noch nicht abgeschlossen, immerhin zeigte sich bei den Wahlen zur ersten Reichsduma die ukrainische Tendenz stark genug, um 80 Abgeordneten zum Siege zu verhelfen.*) Die Oktroyierung anderer Wahlgesetze und das scharfe Anziehen der gouvernementalen Zügel bei den Wahlen bewirkten, daß jene Deputierten bis zum letzten Mann aus der russischen Volksvertretung verschwunden sind. Es ist heute in Rußland verboten, als Ukrainer für das Parlament zu kandidieren. Zu gleicher Zeit rollt in der „österreichischen Ukraine" unter den Bauern und verschmitzten Popen der Rubel der geheimen Fonds.

Diesen Widerspruch zwischen der auswärtigen und der inneren Politik Rußlands zu heben, war das Motiv des Bischofs Nikon, als er im vorigen Herbst in der Reichsduma einen Gesetzentwurf einbrachte, der die Anerkennung der ukrainischen Nationalität aussprach und eine Regelung

*) La Revue Politique Internationale Mars 1914 Georges Raffolovich: „Le Problème Ukrainien en Russie", Pag. 281.

weger hätten aufgehört, für ihre Unabhängigkeit von Deutschland zu fürchten, dagegen besorgten sie, eines Tages ein mächtiges russisches Heer in Finnmark einrücken zu sehen. Die Masse des norwegischen Volkes errege sich über jene Gefahr noch mehr als die amtlichen Kreise, und sie traue auch nicht dem Schutze Englands, da dieses, wie die Norweger sagten, in einer europäischen Krisis genug zu tun haben könne, um sich selber zu verteidigen. Diese pessimistischen Ansichten, äußert die führende Monatsschrift der englischen Liberalen, seien bei der norwegischen Nation so tief eingewurzelt und so stark, daß das Königreich dem Militarismus in die Arme getrieben werden könne.

Daß die Moskowiter in der Tat lüstern sind, von den norwegischen Häfen aus eine russische Flotte auf dem Atlantischen Ozean und der Nordsee schwimmen zu sehen, ist notorisch, denn es gibt wenige Eroberungsprojekte, die zu ausschweifend wären, um dem russischen Nationalismus zu mißfallen. Aber weit unmittelbarer als die skandinavischen Staaten sind doch die Besitzungen des Hauses Habsburg von Rußland her bedroht. Wenn erst die österreichisch-ungarische Monarchie mit Hilfe des panslavistischen Gedankens zerstört ist, so schmeichelt sich die erhitzte Einbildungskraft der russischen Ueberpatrioten, dann kann Rußland in der Welt nehmen und überhaupt durchsetzen, was es will.

Dicht neben solchem trunkenen Uebermut liegt in der russischen Volksseele jene nagende Sorge, die der Erkenntnis entspringt, daß seine sittliche und geistige Schwäche das Zarenreich zu einem Koloß auf tönernen Füßen macht. Dieselben Leute, die morgen oder übermorgen Oesterreich zu zerschlagen hoffen, zittern heute vor einer österreichischen Invasion. Viele patriotische Oesterreicher und auch mancher Freund der Donaumonarchie in Deutschland haben die k. u. k. Regierung scharf getadelt, weil sie den Orientkrieg nicht benutzt habe, um den Westen der Balkanhalbinsel der österreichischen Suprematie zu unterwerfen. Die Zurückhaltung der Hofburg gegenüber dem Umsichgreifen der Serben und Griechen wurde von jenen dem Hause Habsburg sonst sehr wohlgesinnten Kritikern auf beklagenswerten Kleinmut der Wiener Staatsmänner zurückgeführt. Wenn man an der Newa die Leiter der Doppelmonarchie für ebenso mattherzig hielte, würden die russisch-österreichischen Beziehungen besser sein. Die Russen hegen den Argwohn, daß ein versteckter, aber tief gewurzelter Ehrgeiz die Oesterreicher antreibe, an einer vollständigen Umgestaltung der osteuropäischen Landkarte zu arbeiten. Albanien und Mazedonien vorläufig sich selber überlassend, haben die Oesterreicher, so glaubt man in Petersburg, ihr Augenmerk auf das westliche Rußland gerichtet. Das kolossale Areal, das dem Zarenreich aus der Erbschaft der Könige von Polen und Mazeppas zugefallen ist, fruchtbares, zum Teil industriereiches Land, bewohnt von 10 Millionen Polen*), 30 Millionen Kleinrussen und anderen unzufriedenen Fremd-

*) La Revue Politique Internationale Mars 1914, Georg Kornatowski: „La Pologne Contemporaine".

völkern, reizt, wie moskowitischerseits befürchtet wird die Eroberungslust des Hauses Habsburg viel stärker als die verhältnismäßig unbedeutende westliche Hälfte der Balkanhalbinsel. (Die gesamte Balkanhalbinsel zählt 16 bis 17 Millionen Bewohner.) Im europäischen Orient würden die Oesterreicher — so legen die Russen ihre Gedanken aus — widerstrebende Völkerschaften unter die Oberhoheit der Donaumonarchie beugen müssen, während das Haus Habsburg bei den dem Zaren unterworfenen Polen, Kleinrussen usw. als Befreier auftreten könnte.

Nach dem Grundsatz, daß nicht nur im Krieg, sondern auch für die Diplomatie der Hieb die beste Defensive ist, versucht man von Rußland aus die Kleinrussen in Oesterreich-Ungarn aufzuwiegeln. Es wohnen ihrer unter dem Namen Ruthenen oder Ukrainer in Galizien 3104103; dazu kommt noch etwa eine Million in der Bukowina und am ungarischen Südabhang der Karpathen. Gegen die russische Agitation unter den der Stefanskrone zugehörigen Ruthenen ist soeben erst die ungarische Justiz eingeschritten, und auch in Lemberg sind Wühler im russischen Solde vor Gericht gezogen worden. Ueberhaupt aber hat sich das ganze diplomatische Ringen zwischen Oesterreich und Rußland von der Balkanhalbinsel nach den kleinrussisch-polnischen Ländern verlegt, oder hat dort wenigstens zurzeit seinen Schwerpunkt.

Die Russen sehen vielfach ein, daß ihre panslavistische Politik nicht nur in den Ruthenenlandschaften des österreichisch-ungarischen Gebiets zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist, sondern daß sie auch ihre eigenen Ukrainer zu Reichsfeinden machen und einem möglicherweise einmal bei ihnen eindringenden österreichischen Heer in die Armee treiben, wenn sie nicht dem Kleinrussentum innerhalb ihres Reichs nationale Freiheit einräumen. Denn die Kleinrussen fühlen sich neben den Großrussen, die der herrschende Stamm im Zarenreiche sind, als besonderes Volkstum. Die Bildung einer kleinrussischen Nationalität ist noch nicht abgeschlossen, immerhin zeigte sich bei den Wahlen zur ersten Reichsduma die ukrainische Tendenz stark genug, um 80 Abgeordneten zum Siege zu verhelfen.*) Die Oktroyierung anderer Wahlgesetze und das scharfe Anziehen der gouvernementalen Zügel bei den Wahlen bewirkten, daß jene Deputierten bis zum letzten Mann aus der russischen Volksvertretung verschwunden sind. Es ist heute in Rußland verboten, als Ukrainer für das Parlament zu kandidieren. Zu gleicher Zeit rollt in der „österreichischen Ukraine" unter den Bauern und verschmitzten Popen der Rubel der geheimen Fonds.

Diesen Widerspruch zwischen der auswärtigen und der inneren Politik Rußlands zu heben, war das Motiv des Bischofs Nikon, als er im vorigen Herbst in der Reichsduma einen Gesetzentwurf einbrachte, der die Anerkennung der ukrainischen Nationalität aussprach und eine Regelung

*) La Revue Politique Internationale Mars 1914 Georges Raffolovich: „Le Problème Ukrainien en Russie", Pag. 281.



ihres Status enthielt. Bischof Nikon beantragte vermittelst seines Entwurfs insbesondere noch, daß der Verein Prosvita fortan keinen obrigkeitlichen Verfolgungen mehr unterliegen solle. Diese Assoziation blüht in Ostgalizien unter dem Schutz der österreichischen Vereinsfreiheit. Sie hat sich aber auch nach Rußland hinein verbreitet, trotzdem sie hier verboten ist. Die Prosvita dient dem ukrainischen Nationalgedanken nur indirekt; ihre eigentliche Aufgabe ist die Entwicklung des bäuerlichen Genossenschaftswesens. Durch letztere so eminent zeitgemäße Tätigkeit hat die Prosvita viel dazu beigetragen, daß die kleinrussischen Landleute im Wohlstand leben, während die Lage des großrussischen Bauernvolks noch immer vielfach eine traurige ist, obwohl die Zerschlagung des Mir und die verstärkte Auswanderung nach Sibirien den großrussischen agrarischen Pauperismus gemildert haben. Die Zerschlagung des Mir soll übrigens bisher weit energischer in den kleinrussischen als den großrussischen Dörfern ausgeführt worden sein.*)

Auch die Petersburger Akademie der Wissenschaften ist von der ukrainefreundlichen Strömung nicht unberührt geblieben; sie hat in einer offiziellen Publikation das von den Behörden bestrittene Recht des Ukrainischen, nicht als bloßer Dialekt, sondern als besondere Sprache zu gelten, anerkannt. Daß die entschiedene Linke die Autonomiebestrebungen des Kleinrussentums unterstützt, versteht sich von selbst. Trotzdem wird in Kleinrußland wohl alles beim Alten bleiben. Seine Parteigenossen auf der Rechten hat Bischof Nikon keineswegs alle zur Dämpfung ihrer intoleranten Instinkte gegenüber den Ukrainern zu bringen vermocht. Besonders das Beamtentum in der kleinrussischen Provinz verwaltet im Geiste der Verfolgung weiter. Bei dem Einfluß dieser Kreise auf Ministerium und Parlament scheint keine Aussicht zu sein, daß der Nikonsche Antrag Gesetz wird. Offenbar ist Rußland ebenso unfähig, die kleinrussische wie die polnische Frage zu lösen und überhaupt den Fremdvölkern gerecht zu werden. Während der russische Botschafter in Wien, wie es heißt, der österreichischen Regierung als Anwalt der Ruthenen der Donaumonarchie gegenübertritt, darf in Kiew das Andenken des vor länger als einem halben Jahrhundert verstorbenen kleinrussischen Lyrikers Schewtschenko nicht öffentlich gefeiert werden. Kleinrussische Eltern, die ihren Kindern eine nationale Erziehung zu geben wünschen, schicken sie nach wie vor über die Grenze in galizische Schulen. General Kuropatkin wird wohl recht behalten, wenn er als Kriegsminister in einer Denkschrift an den Zaren ausführte, es wäre nicht daran zu denken, daß sich unter den Ruthenen Galiziens jemals eine russische Partei bilden könnte, denn es ginge den Ruthenen in dem katholischen Oesterreich viel besser als in dem glaubensverwandten Rußland.

Wenn auch die vielgescholtene Kabinettspolitik die Fähigkeit besitzt, von Zeit zu Zeit ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Oesterreich und Ruß-

---

*) Vgl. meine Pol. Korr. „Die Wahlen in Rußland". Februar 1913. Band 151.

land herzustellen, so haben solche ruhigen Perioden doch niemals mehr eine lange Dauer gehabt, seitdem Oesterreich (1854—56) durch den Aufmarsch einer Armee in Galizien und ein nach Petersburg gerichtetes Ultimatum den Krimkrieg zum Nachteil Rußlands entschied. Eigentlich nur von 1897 bis 1908 hat eine Art von diplomatischem Waffenstillstand zwischen den beiden Nachbarreichen geherrscht. Man muß sich wundern, daß es zwischen Petersburg und Wien immer nur zur Konzentration von Heeren an der Grenze und noch niemals zum Schlagen gekommen ist, aber auf keinen Fall dürfen wir uns darauf verlassen, daß auch in Zukunft russisch-österreichische Konflikte sich niemals weiter als bis höchstens zu militärischen Demonstrationen entwickeln werden. Bei dem Antagonismus des Russentums gegen die Oesterreicher wirken ebenso wie bei seiner Feindschaft gegen die Türken Motive der inneren und der auswärtigen Politik zusammen. Durch seine bloße Existenz wirkt Oesterreich mit seiner Nationalitäten- und Glaubensfreiheit aufreizend auf die Fremdvölker in Rußland und vielleicht noch mehr auf deren Bedrücker. Den Lenkern des moskowitischen Staatsschiffs erscheint die Habsburgische Monarchie wie der Magnetberg des orientalischen Märchens, der die Nägel aus dem Schiffe zieht.

In Deutschland, wo man der auswärtigen Politik der Donaumonarchie einen höchst passiven, beinahe lethargischen Charakter zuschreibt, wird jene Anschauungsweise unserer russischen Nachbarn kaum verstanden. Und doch legte das Kabinett von St. Petersburg schon in der Aera Gladstone, als ein Krieg Rußlands mit England bevorzustehen schien, den höchsten Wert darauf, sich durch einen Rückversicherungsvertrag mit Deutschland gegen angebliche österreichische Angriffsgelüste zu sichern. Heute gibt Graf Witte durch ein Interview der Oeffentlichkeit zu verstehen, unter seiner Ministerpräsidentschaft sei die Bahn Orenburg – Taschkent gebaut worden, um einem Vorstoß des Zarenreichs gegen England die Wege zu ebnen. Zugleich habe er gegen das Kabinett von St. James an einer russisch-französisch-deutschen Allianz gearbeitet. Ein derartiges Bündnis müsse, so schwer es zu verwirklichen sei, russischerseits gegenwärtig von neuem erstrebt werden. In dem Bunde kontinentaler Großmächte, den Witte gegen England schmieden möchte, fehlt Oesterreich-Ungarn. Diese Macht mit Rußland in einer und derselben Koalition zusammenzufassen erscheint auch dem liberalen Grafen Witte als unmöglich, obwohl die Hofburg genug und übergenug Gründe zur Erbitterung gegen Großbritannien hat, das so oft ihrer Orientpolitik feindlich entgegengetreten ist. Wie ich in meiner vorigen Korrespondenz erwähnte, hat der französische Generalstab den Verdacht, daß die Russen nicht im vollen Ernst beabsichtigen, wenn es zu einem großen europäischen Kriege kommt, den strategischen Hauptgegner, Deutschland, anzugreifen, sondern daß sie aus politischen Gründen Neigung verspüren, eventuell die militärische Offensive lieber gegen Oesterreich zu richten. So ist nach dem Eindruck, den alle Welt empfängt, das Hauptaugenmerk der moskowitischen Staatskunst darauf gerichtet, Oesterreich zu schaden oder von ihm keinen Schaden zu erleiden.

Was den Feldzugsplan der Russen für den Fall eines Krieges mit Deutschland und Oesterreich betrifft, so spricht nun freilich der Anschein nicht dafür, daß man russischerseits mit der Hauptmasse seiner Streitkräfte gegen die Habsburgische Monarchie offensiv werden wird. Im Gegenteil scheinen die Russen, wenn der Krieg ausbricht, entschlossen zu sein, mit dem Gros ihres Heeres in Ostpreußen einzurücken und auf Berlin zu marschieren. Der Ton der militärischen Kreise Petersburgs ist gerade gegen das Deutsche Reich so aggressiv, daß in unserer offiziösen Presse Warnungen ausgesprochen worden sind, die, wie man annimmt, auf die Reichsregierung zurückgeführt werden müssen. Der deutschfeindlichen Sprache, die die russische Armee gegen unser Reich führt, sind gewisse Rüstungsmaßregeln konform, die russischerseits in den Provinzen nach Deutschland zu getroffen werden. Die Befestigungen am Narew, an der Südfront von Warschau und bei Iwangorod an der Weichsel, die defensiven Zwecken dienten, werden aufgelassen, dagegen soll Grodno am Njemen, wie die „Vossische Zeitung“ unter dem 24. März berichtet, in einen großen Waffenplatz umgewandelt werden. Mit diesem Entschluß erfüllt Rußland das dringende Verlangen der Franzosen, die, wenn sie sich in unruhvollen Gedanken mit dem Tage der großen Abrechnung beschäftigen, ihre einzige Rettung vor den Krallen des preußischen Adlers darin erblicken, daß über Grodno eine russische Armee in Ostpreußen eindringt. Das Zarenreich hat seine jüngste Anleihe in Paris, die die Verschuldung Rußlands an Frankreich von 17 auf 20 Milliarden Franken steigert nur unter der Bedingung erlangen können, daß es von einem Teil des Erlöses gewisse wirtschaftlich unrentable, aber eventuell für die Offensive gegen Deutschland nützliche Eisenbahnen baut. Nach jener Publikation in der „Vossischen Zeitung“ stellt das russische Kriegsministerium im Laufe des gegenwärtigen Jahres vier Schienenwege her, die dem Aufmarsch an der Grenze Ostpreußens unmittelbar zugute kommen. Es handelt sich an der Weichsel um die Linie Nowo Georgjewsk—Plozk, dann, mehr im Norden, um die Eisenbahn Minsk—Lida—Suwolki, auf die man an der Seine besonders energisch gedrungen haben soll; dazu treten, ganz nördlich, in Kurland, zwei Eisenstraßen, die Mitau mit der Grenze Ostpreußens in Verbindung setzen werden, die eine über Moschnik laufend, die andere bis Laugszargen in der Nähe von Tauroggen.

Wenn Frankreich die Russen zur Anlage von Bahnen an der preußischen Grenze gedrängt hat, so haben andererseits die russischen Verbündeten die Franzosen vermocht, zur dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren. Sie selber sind in diesem Punkte noch weiter gegangen, indem sie die Dienstzeit von 3 Jahren auf $3^1/_2$ erhöht haben. Aber unter den russischen Verhältnissen übt jene Mehrbelastung des Volks bei weitem nicht die kulturzerstörende Wirkung aus, die auf französischem Boden von dem neuen Gesetz über die militärische Dienstzeit zu befürchten ist, zumal man in Frankreich auch den Wehrpflichtigen mit höherer Bildung die drei Jahre auferlegt hat. Auch

die Erhöhung des jährlichen Rekrutenkontingents von 460000 auf 500000 Mann, die das russische Wehrgesetz vom Januar dieses Jahres vorgenommen hat, kann, obwohl sie eine ganz kolossale Präsenzziffer erzielt, von den Völkerschaften des 160-Millionen-Reichs wohl ertragen werden, wenigstens so lange immer neue metallische Zuflüsse aus Frankreich die Adern des russischen Wirtschaftskörpers durchströmen. Aber die neuen Minister des Zaren haben in zwanglosen vertraulichen Konferenzen, zu denen Mitglieder aller bürgerlichen Parteien der Reichsduma eingeladen waren, den Volksvertretern mitgeteilt, daß von der Regierung weitere große Ausgaben für das Heerwesen für notwendig gehalten würden. Ein Kadett hat bei dieser Gelegenheit versucht, den do ut des-Standpunkt zu vertreten und sondiert, ob nicht etwa für Geldbewilligungen des Parlaments von der Exekutive liberale Konzessionen gemacht werden würden. Jedoch scheint der anspruchsvolle Frager kurz abgefertigt worden zu sein. In der Tat braucht die Regierung nichts zu opfern; die Germanophobie, die in Rußland alle Parteien, auch die der Linken durchdringt, dürfte sich als ein genügend kräftiger Vorspann erweisen, um die gouvernementalen Gesetzentwürfe durchzubringen. Noch schwerer begreiflich, als die Angst der Russen vor dem Einfall eines österreichischen Heeres, ist für uns ihre fixe Idee, Deutschland trage sich mit der Absicht, beim Ablauf des deutsch-russischen Handelsvertrages mit der gepanzerten Faust so lange auf den grünen Tisch zu schlagen, bis es die russischen Unterhändler eingeschüchtert und einen neuen für das Zarenreich nachteiligen Handelstraktat erlangt habe. Deutschlands wirtschaftliche Ueberlegenheit flößt den russischen Untertanen aller politischen und religiösen Glaubensbekenntnisse Mißgunst ein, und man fühlt sich dadurch im Zarenreiche allerseits dermaßen gedrückt, daß sogar die Getreidehändler, die doch schwerlich Bartrussen sein werden, eine gehässige Kundgebung gegen Deutschland veranstaltet haben. Mehr noch als durch das Gefühl ihrer wirtschaftlichen Schwäche werden die Russen uns durch die Einsicht entfremdet, daß sie auch ihre Wehrmacht nimmermehr auf die Höhe der unsrigen zu bringen imstande sein werden, eine wie große Zahl sie in dem menschenwimmelnden Reiche auch auf die Beine bringen mögen. Und diese qualitativ überlegene deutsche Armee hält nicht nur schützend ihre starke Hand über Oesterreich und die Türkei, sondern unausrottbar ist auch der Wahn der Moskowiter, daß sie gleich der österreichischen bestimmt sei, auf russischem Boden Eroberungen zu machen. Dieses seltsame Vorurteil der Russen wird genährt durch den unruhigen Ehrgeiz der Alldeutschen, denn man weiß jenseits unserer Ostgrenze, daß die teutonisch-chauvinistischen Stimmungen, wenn auch die Männer, die Deutschland regieren, ihnen absolut unzugänglich sind, doch einen nicht zu unterschätzenden Teil der feineren deutschen Gesellschaft erfüllen.

Weil die alldeutsche Agitation so leider eine gewisse politische Bedeutung erlangt hat, soll hier die Broschüre von Dr. K. von Winterstetten erwähnt werden: „Berlin-Bagdad“, vierte neu bearbeitete Auf-

lage; J. F. Lehmanns Verlag. München 1914. Ueber tüchtige Kenner der Orientpolitik, wie die Herren Dr. Rohrbach und Dr. Jaekh, fällt die Broschüre ein recht ungünstiges Urteil. Der offiziellen Staatskunst des Deutschen Reiches wird ein ebenso schlechtes Zeugnis ausgestellt.

Die Broschüre will ein oströmisches Reich deutscher Nation. Wie im Mittelalter die Könige von Böhmen, Ungarn und Polen Vasallen unserer Kaiser waren, sollen heute die Habsburgische Monarchie, Rumänien, Bulgarien und die Türkei in ein ähnliches staatsrechtliches Verhältnis zu Deutschland gebracht werden. Der Verfasser der Flugschrift meint, daß sich die Habsburger ihre Unterordnung unter die Hohenzollern nicht nur gefallen lassen würden, sondern daß Aussicht vorhanden sei, die Hofburg zur aktiven Mitwirkung an ihrer capitis diminutio bewegen zu können. Den zu erwartenden Widerstand des ungarischen Reichstags gegen die Errichtung des germanisch-subgermanischen Staatenbundes hofft unser Autor nämlich durch einen Staatsstreich des Königs von Ungarn gebrochen zu sehen.

In der Siegesstimmung von 1866 prägten die Berliner das übermütige Schlagwort: „Immer 'rin in' deutschen Bund." Herr von Winterstetten befindet sich keineswegs in solcher fröhlichen Laune. Im Gegenteil — schwere Sorge bedrückt ihn, daß seine Vision eines greater Germany, das vom Hamburger Jungfernstieg bis zur Barre von Bassora reicht, von seinen philisterhaften Landsleuten nicht verstanden werden wird. Dann aber schwingt er sich doch noch zur Hoffnung auf und begeistert ruft er dem deutschen Volke zu:

Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift —
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

(Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.) Faust II.

Jahrhunderte lang ist das Ziel der auswärtigen Politik Frankreichs gewesen, dem Lande die sogenannten natürlichen Grenzen zu verschaffen. Ein Frankreich, dem das gelang, wäre nicht mehr ein im wesentlichen national einheitlicher Staat gewesen, aber das würde bei der ziemlich kosmopolitischen Denkweise, die vor dem 19. Jahrhundert allen Völkern Europas gemein war, kein Unglück gewesen sein, weder für die Eroberer noch für die Unterworfenen. Das Haus Bourbon würde dann eben ein vielsprachiges Reich beherrscht haben, wie die Häuser Habsburg, Romanow, Osman auch. Aber diese Bedingungen, unter denen die Pariser Staatskunst an der Erweiterung der Landesgrenzen arbeitete änderten sich mit dem Aufkommen des Nationalitätsprinzips. Daß die Franzosen auch nach den Freiheitskriegen fortfuhren, die Rheingrenze zu erstreben, war vielleicht die verblendetste aller Reaktionen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Europa getrieben wurden, wenn auch alle Demokraten und Freidenker des Seinebabels mit an der Spitze

der Bewegung standen. Die göttliche Strafe für den Frevel an dem heiligen Geist der Geschichte ist nicht ausgeblieben. Dasselbe Gottesgericht würde über uns hereinbrechen, wenn wir, in krankhafter Salier- und Hohenstaufen-romantik befangen, die nichtdeutschen Völker des Ostens einem deutschen Protektorate unterordnen zu wollen uns unterfingen: „Selbst die Bedienten-völker rütteln am Joch, die längst man tot geglaubt; Slavenen und Kroaten schütteln ihr struppig Karyatidenhaupt." So sang schon 1848 ein deutscher Dichter. Es war ihm unangenehm, daß das Nationalitätsprinzip, das Deutschland neu zu schaffen versprach, an manchen Stellen zum Nachteil Deutschlands wirkte, aber er erkannte die Tatsache an. Dazu werden sich auch unsere alldeutschen Reichserweiterer quand même entschließen müssen. Ihre heiligen Versprechungen, daß der Staatenbund unter Deutschlands Hegemonie nur ein lockeres Gebilde sein und durch die Zolleinheit seinen nichtdeutschen Mitgliedern köstliche materielle Vorteile bringen werde, können die zu neuem Leben erwachten kleineren Nationen des Ostens unmöglich verführen, rückwärts zu gehen. Das Deutsche Reich aber wird durch das Geschrei „A Bagdad!" der Gefahr übermütiger Koalitionen ausgesetzt, wie sie den französischen Staat unter Ludwig XIV. und Napoleon I. nieder-geworfen haben und gegen die auch Friedrich II., obgleich er im sieben-jährigen Krieg keine uferlose und unhistorische, sondern eine sehr vernünftige und berechtigte Eroberungspolitik machte, nur die Preußen schon vorher ge-zogenen Grenzen behaupten konnte.

Die Reibungen, die gegenwärtig zwischen Rußland und den beiden Großmächten Mitteleuropas stattfinden, sind nicht der Art, daß sie den allerdings reichlich aufgehäuften Zündstoff zur Explosion bringen werden. Die Periode der Entspannung dauert fort. Auch im Orient hält trotz der Unruhen in Nordepirus die Entspannung an. Die griechischen Truppen räumen langsam das nordepirotische Gebiet, nachdem das Kabinett von Athen versprochen hat, bis zum 1. April seine Streitkräfte aus den Albanien zu-gefallenen Bezirken zurückzuziehen. Freilich wird Fürst Wilhelm von Albanien, der inzwischen in Durazzo den Boden seines neuen Vaterlandes betreten hat, durch den Abzug der hellenischen Regimenter keineswegs eo ipso Herr von Südalbanien, wie vom skypetarischen Standpunkt aus Nordepirus genannt wird. Die christliche Bevölkerung des streitigen Distrikts, die ein zweisprachiger Stamm ist, indem alles sowohl griechisch wie albanesisch spricht, hat sich bewaffnet, und aus der griechischen Armee ausgetretene Offiziere führen die „heiligen Bataillone" an. Obwohl diese Herren zum Teil den ersten Familien des Königreichs angehören, ist nicht wohl anzunehmen, daß sie das Werkzeug heimlicher Machenschaften des Athener Kabinetts sind. Da sich Ministerpräsident Venizelos auf seiner Rundreise durch die europäischen Hauptstädte überzeugen mußte, daß momentan die Tripelentente ebensogut wie der Dreibund in Albanien Frieden haben will, so wird jener wegen seiner Klugheit berühmte Staatsmann wohl beschlossen haben, die Erfüllung

der epirotischen Hoffnungen Griechenlands der Zukunft zu überlassen. Die Tugend der Entsagung wird der hellenischen Diplomatie um so leichter, da auch nach den sicher gewaltig übertriebenen Behauptungen der epirotischen Insurgenten nur 150 000 Griechen unter albanische Herrschaft kommen werden. Immerhin verfügt der Führer der Aufständischen, Zographos, über tausende von Bewaffneten, zum Teil Zuzug aus Kreta, dessen kriegerische Bergstämme keine ihrer raublustigen Neigungen angemessene Beschäftigung mehr haben, seitdem ihre Insel von der Türkenherrschaft frei ist und es keine muhammedanischen Großgrundbesitzer mehr zu plündern gibt. Diese soziale Schicht, die seit Generationen in vielen orientalischen Ländern mit Expropriation ohne Entschädigung verfolgt und bedroht wird, hat in Nordepirus das flache Land noch in Händen, und da es ihr auch hier entrissen werden soll, so ist es kein Wunder, daß alle christlichen Nordepiroten der Fahne des Zographos folgen, auch wenn sie in ihren Häusern nicht griechisch sondern albanesisch zu sprechen pflegen. Die Jungtürken haben in den Tagen ihrer Herrlichkeit der provisorischen Regierung der „Republik Nordepirus", welche die Rebellen proklamiert haben, insofern vorgearbeitet, als von ihnen überall in Albanien die Pächter gegen die dezentralistisch gesinnte Opposition der eingeborenen Grundherren aufgewiegelt wurden.

Bloß mit Gewalt in Nordepirus durchzudringen dürfte dem Fürsten Wilhelm schwer werden. An zuverlässiger militärischer Macht steht ihm vorläufig nur eine Handvoll holländischer Gendarmen zu Gebote, die in den ostindischen Kolonien der Mynheers das Kriegshandwerk auf eine albanesischen Verhältnissen besonders angemessene Art zu betreiben gelernt haben sollen. Was die Häuptlinge der albanesischen Clans für ihr fränkisches Staatsoberhaupt an brauchbaren Kriegern ins Feld stellen wollen und können, läßt sich nicht übersehen. Die Offiziere der Republik Nordepirus haben ein Korps von disziplinierten Mannschaften und eine Anzahl Maschinengewehre zu ihrer Verfügung, während Taktik und Bewaffnung der Arnauten sehr primitiv und für den Angriffskrieg wahrscheinlich ungenügend sind. Dazu kommt das Widerstreben der lokalen Häuptlinge, die auf ihre ererbte Gewalt stolz sind, gegen die junge nationale Monarchie. Die Häuptlinge der römisch-katholischen Nordstämme und ihr Gefolge sind, wie es heißt, mit absichtsvoller Verzögerung nach Durazzo gekommen, um zu huldigen. Der stolzeste Häuptling in dem mohammedanischen Mittelalbanien, Essad Pascha, der an der Spitze der albanesischen Notabeln im Schlosse von Wied dem Prinzen Wilhelm die Krone des Landes anbot, geriert sich demonstrativ als der wahrhaft mächtigste Mann im Staate und überstrahlt den Fürsten beinahe. Viel gehört hierzu freilich nicht, Essad soll bloß ein paar hundert bewaffnete Clansleute hinter sich haben; dazu allerdings ein für die Verhältnisse des Landes großes Vermögen. Kurz, die albanesische Zentralgewalt ist noch so schwach, und ihre Aussichten erscheinen dermaßen zweifelhaft, daß die Mächte mit Recht davon Abstand genommen haben, Wilhelm den Königstitel beizulegen, den doch das Ober-

haupt des viel kleineren Montenegro führt; die Fürstenwürde genügt vorläufig für den Beherrscher der Skypetaren vollkommen.

Nordepirus wird aber wohl trotzdem allmählich unter seine Botmäßigkeit kommen, nachdem er dem Hellenentum dort gewisse Garantien für die Selbständigkeit seiner Nationalität gegeben hat. Wenn das Königreich Griechenland nicht im vollen Ernst seine Hand von den Stammesgenossen in Koritza und Argyrokastro abzieht, bekommt es, wie die Stimmung der Franzosen im Augenblick zu sein scheint, in Paris kein Geld, und das französische Kapital ist für die Hellenen wie für fast alle Völker Osteuropas ein Stachel, wider den nicht gelökt werden kann. Man hat sich an der Seine keineswegs immer für die Befestigung des Fürstentums Albanien Mühe gegeben. Wenn sich die Anarchie in Albanien vollkommen hoffnungslos gezeigt hätte, würden Oesterreich und Italien auch beim besten Willen schwerlich fähig gewesen sein, ihr gegenseitiges Desinteressement an den albanischen Angelegenheiten aufrecht zu erhalten. Damit würde die Tripelentente eine sehr wertvolle Chance gewonnen haben, den Dreibund zu sprengen. Die französische Staatskunst hat sich in der albanischen Frage oft von jenen etwas machiavellistischen Hintergedanken leiten lassen. Aber in der gegenwärtigen Aera der Entspannung ist das Kabinett von Paris denen von Wien und Rom soweit näher getreten, daß es sich, nach der Sprache der Pariser Presse zu urteilen, zur Ausübung eines gelinden Drucks auf die geldbedürftige Athener Regierung entschlossen hat, damit nicht durch die panhellenische Bewegung der Konsolidation Albaniens unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt werden. Ohne Rückhalt am Königreich Griechenland werden die Nordepiroten sich schließlich doch wohl fügen müssen.

Die friedfertige Stimmung der Franzosen wird wesentlich gesteigert durch die innere Zerrüttung der französischen Republik. Ebenso wie man umgekehrt vermuten darf, daß die inneren Wirren weder in Frankreich noch in England so groß geworden wären, wenn die internationale Lage noch eine derartige Spannung aufwiese wie vor einem Jahre, als Bulgaren und Serben Adrianopel erstürmten. Die Dinge stehen diesseits und jenseits des Kanals insofern gleichartig, als in beiden Ländern radikal-sozialistische Parteien regieren, die einen politischen Rundschauer aus der historischen Schule an sich unsympathisch sind, aber augenblicklich ohne jeden Zweifel ein vernünftigeres Programm haben als ihre an Staatsklugheit eigentlich höher stehenden gemäßigten Gegner. In Frankreich wollen die Radikalen, wenigstens die der Deputiertenkammer, im Senat steht es anders, die allmähliche Rückkehr von der dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit, sowie die Einführung von Steuern auf Einkommen und Vermögen. Die mehr rechts stehenden Republikaner dagegen, vornehmlich die Mitglieder der „Féderation des gauches", verfechten mit hitzigem Eifer und hundertmal widerlegten Gründen die Fortdauer des unheilvollen Wehrgesetzes vom vorigen Jahre und die Deckung seiner Unkosten durch indirekte Abgaben. Diese sind be-

kanntlich in Frankreich schon sehr hoch und auf jeden Fall ist der Ausbau der direkten Steuern eine unabweisbare Forderung des Zeitgeistes, deren Nichterfüllung, ebenso wie die unerträgliche persönliche Militärlast, nur dem Sozialismus zugute kommt.

Die Fédération des gauches und die Vereinigten Radikalen haben ihre Klubs in der Rue Enghien und der Rue Valois. Von diesen beiden Klublokalen aus wird eigentlich die Republik regiert, so daß die Royalisten spotten, abwechselnd von Enghien und Valois beherrscht, könnten sie ja eigentlich ganz zufrieden sein. Augenblicklich ist die Rue Valois obenauf, indem das Kabinett Doumergue im wesentlichen nur der Vollstrecker des radikalen Parteiwillens ist. Die Rue Enghien unternahm, die Rue Valois zu stürzen und sich an ihre Stelle zu setzen, indem sie die wütenden Korruptionsbeschuldigungen der Boulanger-Zeit durch die petits papiers der Dreyfuß-Aera zu beweisen suchte. Der Leiter dieses Feldzuges war Herr Barthou, der vor ein paar Monaten noch in einem gemäßigten Ministerium den Vorsitz geführt hatte und für seine Entfernung vom Staatsruder Rache nehmen wollte. Die „Fédération des gauches" besitzt vor den Vereinigten Radikalen den großen moralischen Vorzug, daß sie sich gegenüber der Geistlichkeit und dem Teil des Offizierkorps, der sich einer monarchistischen oder theokratischen Gesinnung verdächtig gemacht hat, von allzu gehässiger Unduldsamkeit fernhält. Daß aber die Anständigkeit in der Rue Enghien so gut wie in der Rue Valois ihre ganz bestimmten Grenzen hat, wenn es heißt: „Ote toi que je m'y mette!" bewies die jüngste Verleumdungskampagne gegen die Minister.

Sie richtete ihre Spitze besonders gegen den Finanzminister Caillaux, die Seele des Kabinetts, das im übrigen aus Mittelmäßigkeiten besteht. Der monarchistische „Figaro", der Caillaux mit denselben verwerflichen Mitteln bekämpfte, wie die gemäßigteren Republikaner von der Farbe der Barthou, Briand und Millerand, enthüllte aus der Vergangenheit des Finanzministers jeden Tag andere angebliche Spitzbübereien. Nichtsnutzige Machenschaften zwischen Staats- und Börsenmännern sind in Frankreich seit den Tagen Laws fast immer an der Tagesordnung gewesen. Wenn aber die dritte Republik in dieser Beziehung nicht schlechter ist, als das Ancien Regime war, so sind auch die Regierenden aus der Rue Valois nicht unsauberer, als die Opposition aus der Rue Enghien. Was insbesondere den Herrn Caillaux betrifft, so konnte ihm auch vom „Figaro" keinerlei Korruption bewiesen werden. Nunmehr versuchte es der Chefredakteur des Blattes, Calmette, mit Angriffen auf ein höchst persönliches, sacrosanktes Gebiet, auf Caillaux's Eheleben. Er stieß dabei mit einer Frau zusammen, deren Charakter aus ihrem Milieu, der „mare stagnante" des Radikalismus, begriffen werden muß. Daß Calmette in diesem Kampf zugrunde ging, wird niemand beklagen, aber wie vollständig dortzulande bei den Roten alle sittlichen Begriffe sich verschoben haben, beweist der „Courier Européen", der in seinem radikal-sozialistischen Parteifanatismus

die Schreckenstat der Unseligen zu entschuldigen wagt als: „Le geste desperation d'une femme passionnée et courageuse".

Ebenso verkehrt wie der Widerstand der gemäßigten Republikanee und Konservativen Frankreichs gegen die Einkommensteuer ist in Großbritannien, daß die unionistische Partei sich hartnäckig gegen die Erteilung der Autonomie an Irland sträubt. Die Iren würden, wenn die Homerule-Bill Gesetzeskraft erlangte, weder die Reichseinheit noch die protestantische Minderheit in Ulster schädigen können. Wohl aber dürften die Liberalen sich zugunsten ihrer irischen Politik mit Recht darauf berufen, daß die Einsetzung eines Parlaments in Dublin verspricht, den achthundertjährigen Riß zwischen den beiden Schwesterinseln endlich zu heilen und die innere Einheit des Reichs, weit entfernt sie zu schädigen, im Gegenteil erst zu vollenden. Die gewichtigen Argumente der liberalen Partei haben zum großen Nachteil für die wahren Interessen des Vereinigten Königreichs die konfessionellen und sozialen Vorurteile Ulsters nicht zu überwinden vermocht. Wie in Nordepirus so haben sich auch in Ulster bewaffnete Scharen gebildet, um ihre engere Heimat vor dem Aufgehen in ein verhaßtes Gemeinwesen zu bewahren. Der großartige Freisinn der britischen Institutionen gestattete seit Jahr und Tag dem Führer der Ulstermen, dem beredten Dubliner Rechtsanwalt Sir Edward Carson, ein protestantisches Insurgenten-Korps zu sammeln und in den Waffen zu schulen. Die Homerule-Bill steht unmittelbar davor, Gesetz zu werden, da das zweijährige Suspensivvotum des Oberhauses jetzt keine Kraft mehr hat. Dann wollen die Ulstermen mit der Rebellion, die sie, von der Regierung ungestört, seit Jahr und Tag in aller Gründlichkeit vorbereitet haben, beginnen.

Die Rebellion soll zunächst in der Form des unblutigen Widerstandes durchgeführt werden, indem die Führer der orangistischen Partei in Ulster sich als einstweilige Obrigkeit der Provinz konstituieren und den Behörden des irischen Nationalstaats den Gehorsam verweigern. Man rechnet orangistischerseits darauf, daß das Beamtentum in Ulster sich seiner Hauptmasse nach der protestantischen provisorischen Regierung bereitwillig unterordnen wird. Ueberhaupt wird ohne jeden Zweifel fast das ganze Ulster-Land die Regentschaft Sir Edward Carsons und seiner Genossen anerkennen. Allerdings nur Ulsterland im engeren Sinne, d. h. die vier nordöstlichen von den neun Grafschaften der Provinz Ulster, denn die anderen fünf Verwaltungsbezirke sind überwiegend von Katholiken bewohnt.

Jene vier Grafschaften haben ungefähr eine Million Einwohner, während alle 33 Grafschaften Irlands zusammen nur wenig über 4 Millionen Seelen zählen. Als die Träger der weltberühmten irischen Leinenindustrie sehen die protestantischen Ulstermen in sich mit Recht das ökonomische Rückgrat der grünen Insel. Allerdings arbeiten in den vier protestantischen Grafschaften auch Katholiken am Flor der Industrie mit, der sie aber weit mehr schwielige Fäuste als disponierende Geisteskräfte zuführen. Speziell Belfasts wohlorganisierte Arbeiterpartei zählt viele katholische Mitglieder.

Eben gegen diese katholische Minderheit im nordöstlichen Ulster, die immerhin ein Viertel der Gesamtbevölkerung betragen mag, und die aus den katholischen Grafschaften Zuzug empfangen kann, sind die bewaffneten Orangistenhaufen Sir Edward Carsons vorzugsweise bestimmt.

Friedliche Renitenz gegen ein verfassungsmäßig zustande gekommenes Homerule-Gesetz wird der Orangistenpartei in Anbetracht der unvermeidlichen Reibungen mit den katholischen Ulstermen ganz gewiß nicht durchzuführen möglich sein. Im nordöstlichen Ulster steht der Bürgerkrieg vor der Tür. Zwar gibt es in Irland ein zahlreiches staatliches Konstablerkorps. Bei den blutigen Konflikten zwischen Katholiken und Protestanten, die auf der grünen Insel von jeher landesüblich waren — auch außerhalb des Industriegebiets im Nordosten gibt es eine Diaspora von 250 000 Protestanten —, haben die vorzüglich disziplinierten Konstabler sich immer als eine zuverlässige Waffe in der Hand der Regierung bewährt. Aber das Konstablerkorps ist konfessionell gemischt. Die Regierung kann auf seinen Zusammenhalt nicht rechnen, wenn die unerhörte, die Gewissen verwirrende Lage eintritt, daß die königs- und reichstreuen Bürger der grünen Insel Revolution machen, während die Separatistenpartei, einst die blutbefleckte Feindin von Ordnung und Eigentum, die durch zahllose Ausnahmegesetze mühsam in Schranken gehalten wurde, jetzt nichts als unangreifbar verfassungsmäßige Rechtstitel verficht.

Das Kabinett Asquith hat versucht, der Homerule-Bill eine ruhige Aufnahme in Ulster zu verschaffen, indem es von anderen gesetzlichen Garantien für die Freiheit des ulsterländischen Protestantismus abgesehen, die große Konzession machte, daß Ulster nach fünf Jahren das Recht haben solle, durch ein Referendum seinen Wiederaustritt aus dem irischen Gemeinwesen zu vollziehen. Dieser Vorschlag ist jedoch von den Orangisten rundweg abgelehnt worden; sie wollen auch nicht vorübergehend Untertanen eines Staates werden, in dem sie, ein sehr stolzer, bis zum Hochmut schroffer Stamm, bisher des Herrschens gewohnt, die Beherrschten sein würden. Die protestantischen Ulstermen wollen Homerule für Irland nicht widerstreben, aber nur unter der Bedingung, daß Ulster oder wenigstens seine vier protestantischen Grafschaften mit der Nationalregierung in Dublin nichts zu schaffen haben, sondern bei Großbritannien bleiben. Einer solchen Verstümmelung Irlands erklären die irischen Nationalisten das Nichtzustandekommen der Homerule-Bill vorzuziehen. Zugleich aber treffen sie mit stiller aber ingrimmiger Erbitterung in den Provinzen der grünen Insel, die sich zum römischen Glauben bekennen, Vorbereitungen, um hier für den Fall, daß Homerule wirklich noch unmittelbar vor dem Hafen Schiffbruch leiden sollte, die Gegenrevolution ins Leben zu rufen und für die unionistischen Nachfolger der gegenwärtigen Minister Irland unregierbar zu machen.

Auch dies läßt das Kabinett Asquith ruhig geschehen. Der Geist des englischen Staats ist eben ein ganz anderer als der des preußischen. Die Achtung vor dem Gesetz ist zwar auch drüben oft eine hohe, beruht aber viel einseitiger auf Freiwilligkeit als bei uns und ist deshalb schließlich doch

nur eine recht bedingte und unzuverlässige. Was sich politisch unzufrieden fühlt, bietet in England leicht der Autorität des Staates Trotz und hört auf, der Obrigkeit den Gehorsam zu leisten, der ihr von Gottes und Rechts wegen gebührt. Diese Gesinnung, die Schattenseite edler Tugenden, die wir so nicht haben, ist das Erbe der Freiheitskämpfer des 17. Jahrhunderts. Sie geht mehr oder weniger durch alle Klassen der Nation. Sowohl die Arbeiter bei ihren Lohnkämpfen als auch die zum Teil der Aristokratie entstammenden Suffragetten offenbaren das Gegenteil der auf dem Kontinent so übertrieben hoch geschätzten englischen Gesetzestreue. Einstimmig hat die konservative Opposition im Parlament das Prinzip des orangistischen Aufruhrs in Ulster und die Vorbereitungen zu seiner Inswerksetzung gutgeheißen.

Aus diesem Trieb des Nationalcharakters heraus ist auch der „Streik" zu erklären, den das Offizierkorps der Armee und Marine der Regierung für den Fall angekündigt hat, daß im Verlauf der irischen Wirren militärische Zwangsmaßregeln gegen Ulster beschlossen werden sollten. Die Beziehungen zwischen dem britischen Offizierkorps und den orangistischen Iren sind nicht neuesten Datums. Als die Reformbill im Jahre 1832 England aus einem streng aristokratischen in einen halb demokratischen Staat verwandelt hatte, bemächtigte sich nicht nur der starr konservativen Eiferer in Ulster, sondern auch eines Teils der englischen Tories und vieler Offiziere eine gefährliche Aufregung. Auch Offiziere bildeten Orangistenlogen, geheime Verbindungen, die, in Irland aufgekommen, sich dann auch unter den Konservativen Großbritanniens verbreitet hatten. An der Spitze der Assoziation der Logen stand der Herzog von Cumberland, der spätere König Ernst August von Hannover, auch er ein tapferes Mitglied des englischen Offizierkorps, den die Liberalen im Verdacht hatten, die Prinzessin Viktoria vom Thron verdrängen und sich darauf schwingen zu wollen.

Besonders, daß der orangistische Geheimbund auch in das Heer eingedrungen war, brachte das Parlament im Harnisch. Es bereitete sich zur Vernichtung der Logen durch Gesetz vor, als diese sich unter dem Druck der liberalen Strömung von selber auflösten.

Die neue Verfassung Großbritanniens blieb in der Tat nicht ohne einschneidende Folgen für das englische Offizierkorps. Beispielsweise wurden das Duell unterdrückt, der Kauf der Offizierstellen abgeschafft, ein Anfang mit dem freien Avancement gemacht. Immerhin blieb das britische Offizierkorps bei mancher zeitgemäßen Abwandelung im Einzelnen im wesentlichen das alte, während das Parlament noch weit über die Grenzen der Reformbill von 1832 hinaus demokratisch, plutokratisch, sozialistisch wurde. Die beiden Gewalten vertrugen sich trotzdem ganz gut miteinander, aber einzelne Symptome traten doch hervor, aus denen man erkennen konnte, daß die Harmonie nicht mehr so vollkommen war wie in dem Zeitalter der Adelsherrschaft der Whigs und Tories. So schrieb Feldmarschall Wolseley in seinen Memoiren, er ziehe den Ehrenkodex des eng-

lischen gemeinen Soldaten, „dem des Händlers oder typischen Politikers" vor, ein bei den sozialen Verhältnissen Großbritanniens geradezu provozierend klingendes Wort.

Ebenderselbe General erklärte 1893, als das Unterhaus die zweite Homerule-Bill angenommen hatte, daß die Armee dem Ministerium Gladstone nicht helfen werde, einen Aufstand in Ulster niederzuschlagen. Damals ist es noch zu keinem Streit zwischen der bürgerlichen und militärischen Gewalt gekommen, weil die Bill im Oberhaus, das noch ein absolutes Veto besaß, abgelehnt wurde. Aber die Entfremdung zwischen Armee und Volksvertretung nahm in der Stille zu, und heute ist der Zwiespalt offenbar. Nicht ein Bruchteil des Offizierkorps, wie in der Aera der Orangistenlogen, sondern anscheinend das ganze stößt mit der Säbelscheide auf. Leicht möglich, daß, an der unverhofft fühlbar gewordenen Klippe des Militarismus Havarie erleidend, das liberale Ministerium vom Staatsruder weggespült wird. Aber die liberale Partei wird früher oder später zur Regierung zurückkehren und dann ihre Revanche nehmen, indem sie das Offizierkorps des Selbstergänzungsrechts zu entkleiden und seine Pforten für plebejische gesellschaftliche Schichten weit zu öffnen sucht. Wenn es jemals wirklich dazu kommen sollte, daß sich in England die Gesetzgeber im Parlament und die Träger des Schwertes nicht mehr verstehen, würde, von allem anderen abgesehen, die Lage in Indien möglicherweise hoch gefährlich werden. Denn hier bilden die angloindischen Offiziere geradezu eine streng abgeschlossene Kaste, während ihre farbigen Kameraden mit jedem Jahre mehr in die Denkungsart der europäischen Demokratie hineinwachsen, wenigstens bezüglich der damit untrennbar verbundenen Prätentionen. Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Abt, A. — Die volkskundliche Literatur des Jahres 1911. Mk. 5.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Addams, J. — Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago. München, Becksche Buchhandlung.

Amelung, Heinz. — Goethe als Persönlichkeit. Berichte und Briefe von Zeitgenossen. Mk. 6.—, geb. M. 7.50. München, Georg Müller.

Altmann-Gottheiner, Dr., Elisabeth. — Jahrbuch der Frauenbewegung 1914. Gebunden Mk. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Auer. — Aus den Briefen des Apostels Paulus nach Korinth. Verdeutscht und ausgelegt. Religionsgeschichtliche Volksbücher. VI. Reihe, Heft 1. Mk. —.40. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

D'Annunzio, G. — Das Martyrium des heil. Sebastian. Berlin, Erich Reiss, Verlag.

Apolant, Jenny. — Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Mk. 2.40. Leipzig, B. G. Teubner.

Das Banner der Freiheit. — Monatsschrift von Gottfried Schwarz. Preis Mk. 3.— jährlich, Mk. 1.50 halbjährlich. Oberweiler i. Baden. Verlag des Banner der Freiheit.

Bard, C. — Römische Komödien. Bd. 2. Mk. 6.—. Berlin, Weidmannsche Buchh.

Barthel, Dr. Ernst. — Die Erde als Totalebene. Mk. 2.50. Leipzig, Otto Hillmann.

Barthou, Louis. — Mirabeau. Deutsch von Dr. Ph. Weller mit 9 Abbildungen auf Tafeln. Geh. M. 6.50, in Leinewand Mk. 8.—. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Dr. Bauch, Bruno, Professor an der Universität Jena. — Geschichte der Philosophie IV: Neuere Philosophie bis Kant. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. (Sammlung Göschen No. 394.) G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. in Berlin und Leipzig. Geb. Mk. —.90.

Bayernbuch. — 100 bayrische Autoren eines Jahrhunderts. Herausgegeben von Ludwig Thoma und Georg Queri. Geh. Mk. 5.—, in Leinen Mk. 7.—, in Halbfranz. Mk. 10.—. Albert Langen, München.

Belloc Hilaire and Chesterton Cecil. — The Party System. London Howard Latines Ltd. 1913.

Beloch, Karl, Julius. — Griechische Geschichte. Zweite neu gestaltete Auflage. Band II, Abs 1. Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponesischen Krieg. Strassburg 1914. Verlag Karl J. Trübner.

Berghoeffer, Dr. Wilhelm Christian. — Die Freiherrlich Carl v. Rothschildsche öffentliche Bibliothek. Ein Grundriss ihrer Organisation nebst einem Verzeichnis ihrer Zeitschriften und einem Frankfurter Bibliothekführer. Frankfurt a. M. Verlag von Joseph Baer & Co.

Berg, Dr. Alfred. — Geographisches Wanderbuch. Geb. Mk. 4.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Bericht über den 7. Kongress deutscher Kunstgewerbetreibender und Handwerker in Leipzig 1913. — Fachverband für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes E. V. Hermann Bergmann, Berlin SW.

v. Bissing. — Die Kultur des alten Aegypten. Wissenschaft und Bildung, Band 121 Mk. 1.—, geb. Mk. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

Block, Dr. Willibald. — Die Condottieri. Studien über die sogenannten „unblutigen Schlachten". Berlin, Emil Ebering 1913.

Böckel, Otto. — Psychologie der Volksdichtung. Geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Bois-Reymond, Du. — Reden I/II. Brosch. Mk. 18.—, geb. Mk. 20.—. Leipzig, Veit & Co.

v. Bonhard, E. — · on Bonhard. Brosch. Mk. 5.50. geb. Mk. 6.—. München-Berlin, R. Oldenburg.

Braun, Lily. — Mutter Maria. Eine Tragödie in fünf Akten. Verlag Albert Langen, München.

Buchwald, Georg. — Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus· Geb. Mk. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Castell, Alexander. — Büsser der Leidenschaft. Roman. Geh. Mk. 4, in Leinen Mk. 5.—, in Leder Mk. 10.—. Albert Langen, München.

Cauer, Paul. — Palaestra Vitae. Das Altertum als Quelle praktischer Geistesbildung. Mk. 4.—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Chamberlain, Houston Stewart. — Parsifal-Märchen. Mk. 6.—. München, F. Bruckmann A.-G.

Cleinow, George. — Die Zukunft Polens. II. Bd.: Politik 1864—1883. Mk 8.—, geb. Mk. 10.—. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

v. Christ, Wilhelm. — Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage. II. Teil. Die nachklassische Periode der griechischen Literatur von 100 bis 530 nach Christus. — Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Herausgegeben von Iwan Müller. 7. Band. 2. Abteilung. 2. Hälfte. Brosch. Mk. 14.50. Halbfrz. Mk. 16.50. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.

Deetjen, Erich. — Freikonservativ! Die nationale Mittelpartei. Sonderausgabe der „Schlesischen Freikonservativen Parteikorrespondenz". Ratibor 1913.

Deutscher Geschichte-Kalender für 1913. — Halbjährlich 6 Hefte. Preis Mk. 6.—. Verlag von Felix Weiner.

Deutsches Fussball-Jahrbuch 1913. — Herausgegeben vom Deutschen Fussball-Bund. 10. Jahrgang. Selbstverlag d. D. F. B. Geschäftsstelle: Dortmund, Neuer Graben 75.

Aus deutschen Lesebüchern. — VII. Band. Klassische Prosa. I. Abteilung. Geheftet Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Das Deutschtum im Ausland. — Herausgegeben vom Vorstand des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Preis Mk. —.50. Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9 und Leipzig.

Dittrich, O. — Die Probleme der Sprechpsychologie. Mk. 3.20, geb. Mk. 3.80. Leipzig. Quelle & Meyer.

Domaszewski. — Geschichte der römischen Kaiser I/II. Brosch. à Mk. 8.—, geb. à Mk. 9.—. Leipzig, Quelle & Meyer.

Ehrler, Hans Heinrich. — Die Reise ins Pfarrhaus. Roman. Geh. Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.—. Verlag Albert Langen, München.

Ehrlich, Eugen. — Grundlegung der Soziologie des Rechts. Mk. 10.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

Ergänzungsheft zu Vergangenheit und Gegenwart. — Heft 1. Verhandlungen des Verbandes deutscher Geschichtslehrer zu Marburg a. L. Mk. 1.50. Leipzig, B. G. Teubner.

Eucken. — Zur Sammlung der Geister. Geb. Mk. 3.60. Leipzig. Quelle & Meyer.

Finsler, G. — Homer, I. Teil. Der Dichter und seine Welt. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Fischer, Otto. — Das Neue Bild. Veröffentlichung der Neuen Künstlervereinigung. München, Delphin-Verlag.

Fraas, Dr. Otto. — Wilhelm Jensen zu seinem Gedächtnis. Wilhelm Schmidt, Verlag. München.

Friede, Paul. — Der Kreuzestod Jesu und die ersten Christenverfolgungen. Nach den ersten Quellen dargestellt 88 Seiten. 8°. Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35. Preis Mk. 1.60 = Kr. 1.92.

Friis, Aage Dr. — D. G. Monrads 1864. Kopenhagen, Gyldenhalske Boghandel.

Fuchs, Emil. — Ewiges Leben. Religionsgeschichtliche Volksbücher. V. Reihe. 12. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Gerstenberg, Kurt. — Deutsche Sondergotik. Eine Untersuchung über das Wesen der deutschen Baukunst im späten Mittelalter. Mk. 12., gebund. Halbperg. Mk. 14.—. München, Delphin-Verlag.

Gilbert, Leo. — Das Relativitätsprinzip, die jüngste Modenarrheit der Wissenschaft. Mk. 3.—. Brackwede i. W. Dr. W. Breitenbach.

Goethes Faust. — Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann in zwei Bänden. Zweiter Band der Tragödie zweiter Teil. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1914.

Gött, Emil. — Kalendergeschichten. Geb. Mk. 8.—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

—, — — Tagebücher und Briefe. 3 Bände. Gebunden je Mk. 4.50, Halbperg. je Mk. 5.—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Grünfeld, Dr. Ernst. — Hafenkolonien und kolonieähnliche Verhältnisse in China, Japan und Korea. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—. Jena, Gustav Fischer.

Guttentagsche Sammlung deutscher Reichsgesetze. Reichsversicherungsordnung. Berlin, J. Guttenberg.

Guyau, J. M. — Die englische Ethik der Gegenwart; deutsch von Annie Pevsner Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 11. Alfred Kröner, Verlag in Leipzig 1914.

Hamann, Dr. Richard. — Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Geb. Mk. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.

v. Hartmann, E. — Philosophie des Unbewussten I/II. Mk. 2.40. Leipzig. Alfred Kröner, Verlag.

Heigel, Th. — Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte. Geb. Mk. 5.—. München, C. H. Becksche Buchhandlung.

Heinemann, Ernst. — Ueber das Verhältnis der Poesie zur Musik und die Möglichkeit des Gesamtkunstwerkes. M. 1.50. Berlin, Boll & Pickardt.

Heidmann, Dr. K. — Fürsten- und Feldherrenbriefe aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Mk. 2.—. Göttingen, Vandenhoek & Rupprecht.

Hedler, Dr. Adolf. — Wie steht es jetzt mit dem bürgerkundlichen Unterricht? Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. Charlottenburg.

Hellwig, Dr. Albert. — Ritualmord und Blutaberglaube. Geb. Mk. 2.—. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen.

Hellwig, Dr. A. — Rechtsquellen des öffentlichen Kinomatographenrechts. Mk. 5.—. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Henning, Dr. Hans. — Plimplamplasko, der hohe Geist (Kant Genie) M. 4.–, gebunden Mk. 6.—. Hamburg, C. Erich. Behrens-Verlag.

v. Hippl, H. — Der unbekannte Gott. Brosch Mk. 4.—, geb. Mk. 5.50. Berlin. Vita Deutsches Verlagshaus.

Historisch-pädagogischer Literaturbericht über das Jahr 1911. — Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Berlin, Weidmann sche Buchhandlung

Hoetzsch, Otto. — Russland, eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904—1912. Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 11.—. Berlin 1913. Georg Reimer.

Hue de Grais, Graf, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Regierungspräsident a. D. — Grundriss der Verwaltung und Verfassung in Preussen und dem Deutschen Reiche. Elfte Auflage. Verlag von Julius Springer in Berlin. Kartoniert Mk. 1.—.

Jahrbuch der Angestelltenbewegung 1913. 7. Jahrgang, Heft 4. Das Jahrbuch erscheint in 4 Heften. Bezugspreis Mk. 6.—. Einzelne Hefte Mk. 1.50. Industriebeamtenverlag G. m. b. H., Berlin NW. 52.

Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln 1913. Heft 2. Cöln. M. du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.

Jatho, Carl. — Zur Freiheit seid Ihr berufen. Brosch. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Jatho, Carl. — Die religiösen Kräfte des Protestantismus. Mk. —.20. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Indische Sagen. — Uebersetzt von Adolf Holtzmann. Neu herausgegeben von M. Winternitz. Jena, Eugen Diedrichs Verlag.

Vom Judentum. — Ein Sammelbuch. Herausgegeben vom Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50. Leipzig 1913. Kurt Wolff, Verlag.

Junghans, E. — Sagen und Märchen von der Frau Holle. Mk. 1.50. München, Holbein Verlag.

Kallenberg, S. G. — Musikalische Kompositionsformen II. Mk. 1.25. — Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 413 Leipzig, B. G. Teubner.

Katzenelsohn, Dr. P. — Zur Entwicklungsgeschichte der Finanzen Russlands, 1. Teil (1550—1796). Berlin 1913. Emil Ebering.

v. Kellin, Hanns — Lenaus Braut und andere Gedichte. Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbüro, Curt Wigand.

Kempkens, Joh. — Die Ruhrhäfen, ihre Industrie und ihr Handel. Brosch. Mk. 3.50. Bonn 1914. A. Marcus. E. Webers Verlag.

v. Kern, Berthold. — Die Willensfreiheit. Berlin 1914. Verlag von August Hirschwald.

Kluge. Bojunga und Dietz. — Deutsche Bildung. 3 Reden. (9. Ergänzungsheft d. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Mk. 1.50 Leipzig, B. G. Teubner.

König, Dr. Eduard. — Das Antisemitische Hauptdogma. Mk. 1.50. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag.

Kötschke, Hermann. — Meilensteine, Moderne Sonntagsandachten. Mk. 2. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbüro Curt Wigand.

Krebs, C. — Haydn, Mozart, Beethoven. — Aus Natur und Geisteswelt, Band 92. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Kuberka, Dr. Felix. — Ueber das Wesen der politischen Systeme in der Geschichte. Heidelberg 1913. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Kühnemann, Eugen. — Vom Weltreich des deutschen Geistes. Geb. Mk. 7. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Langen, Martin. — Edith und Edwin, Drama in zwei Akten. Neue verbesserte Ausgabe, geh. Mk. 2, geb. Mk. 3. Verlag Albert Langen, München.

—„— Geben und Nehmen, Schauspiel in fünf Aufzügen. Neue verbesserte Ausgabe, geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Verlag Albert Langen, München.

Lenôtre, G. — Das revolutionäre Paris. Preis Mk. 4, geb. Mk. 5. München, Ernst Reinhardt.

Lesius, Dr. Martin. — Heimatsgebiete der Sachsengänger in Brandenburg, Posen und Schlesien. Mk. 3. Neudamm, J. Neumann.

Lehmann, Prof. Dr. Edwardo. — Kierkegaard. — Die Klassiker der Religion, herausgegeben von Prof. Lic. Gustav Pfannmüller, Heft 8/9. Protestantische Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.

Lemonnier, Cammille. — Ein Dorfwinkel. Brosch. Mk. 3, gebd. Mk. 4. Jena. Eugen Diedrichs Verlag.

Lenz, M. — Kleine historische Schriften. Brosch. Mk. 9, gebd. Mk. 11. München-Berlin, R. Oldenbourg.

Leonhard, F. — Testamentserrichtung und Erbrecht. Mk. 1.25. — Aus Natur und Geisteswelt. Band 429. Leipzig, B. G. Teubner.

Leonhard, Dr. R. — Landwirtschaft — Landindustrie — Aktiengesellschaft. Mk. 1.50. Tübingen, J. C. L. Mohr.

Lucanus, Aug. Herm. — Preussens uralter und heutiger Zustand 1748, herausgegeben im Auftrage der „Litterarischen Gesellschaft Masovia" zu Loetzen. Band I. Lieferung 1, 2, 3. Band II, Lieferung 1, 2. Löhen 1912. Druck von Paul Kühnel.

Maennchen, P. — Geheimnisse der Rechenkünstler. Mk. 0.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Marcus, Maximilian. — Umlage und Kapitaldeckung. Mk. 11. Berlin, W. Moeser.

Memoiren der Marquise von Nadailler, Herzogin von Escars, herausgegeben von ihrem Urenkel Oberst Marquis von Nadailler. Deutsche Bearbeitung von E. v. Kraatz. Geb. Mk. 6. Verlag von George Westermann, Braunschweig u. Berlin.

Mendelson, Dr. M. — Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft. Preis Mk. 1 80. Leipzig 1913. A. Deichetsche Verlagsbuchhandlung.

Merkel, Dr. Fr. — Gotthilf Heinrich Schubert. Mk. 3.50. München, C. H. Beck'sche

Michelet, Jules. — Die Frauen der Revolution, herausgegeben und übersetzt von Gisela Etzel, geh. Mk. 5, geb. in Leinen Mk. 6.50. Albert Langen, München.

Michels, Probleme der Sozialphilosophie (Wissenschaft und Hypothese XVIII). Mk. 4.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Mitteilungen des Deutsch-Südamerikanischen Instituts erscheinen vierteljährlich, Preis pro Jahr Mk 10. Verlag der deutschen Verlagsanstalt Stuttgart u. Berlin.

Monumenta Germaniae Paedagogica begründet von Karl Kehrbuch. Band LII: „Das Erziehungswesen am Hofe der Wettiner Albertinischen (Haupt)-Linie. Mk. 17. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Moritz, E. — Grossgrundbesitz. Berlin, F. Siennenroth.

Mulford, Prentice. — Der Unfug des Lebens. Unfug des Sterbens, II. Teil, geh. Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.50. Albert Langen, Verlag, München.

Olschki, Dr. Leonhardo. — Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter. Mk. 2. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Ostertag, Dr. Heinrich. — Friedrich der Grosse. Die Religion der Klassiker, Heft 5, brosch. Mk. 1.50, geb. Mk. 2. Protestantische Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Penn. — Früchte der Einsamkeit. Kart. Mk. 2.50. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

v. d. Pfordten. — Beethoven. — Wissenschaft u. Bildung, Bd. 17. Mk. 1, gebd. Mk. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

v. Pflugk, Harttung. — Leipzig 1813. Brosch. Mk. 9, gebd. 10.50. Gotha, Fr. Andr. Perthes.

Philippson, Alfred. — Das Mittelmeergebiet. Geh. Mk. 6, gebd. Mk. 7. Leipzig, B. G. Teubner, Verlag.

v. Philippowich, Nikolaus. — Das Leben eines österreichischen Offiziers. Mk. 7.50. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Die Pressfreiheit der Offiziere seit den Tagen der Karlsbader Beschlüsse von 1819 bis zur Gegenwart. Von einem Offizier. Verlag von Karl Curtius in Berlin W. 1914.

Raabe, Wilhelm. — Sämtliche Werke. Erste Serie, Bd. 1. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst, Hermann Klemm.

v. Rabenau. — Die deutsche Land- und Seemacht und die Berufspflicht des Offiziers. Mk. 6.50, geb. Mk. 7.75. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Raphael, Max. — Von Monet zu Picasso. Grundzüge einer Aesthetik und Entwicklung der modernen Malerei. Mk. 6, geb. Mk. 8. München, Deeprin-Verlag.

Redslob, Dr. Robert. — Abhängige Länder. Mk. 12. Leipzig, Veit & Co.

Reik, Dr. Theodor. — Arthur Schnitzler als Psycholog. Geh. Mk. 4, gebd. Mk. 5. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen.

Reinick, Dr. M. — Das österreichische Staatsschuldenwesen. Mk 5. Leipzig, Duncker & Humblot.

Ritter, Gerhard. — Die preussischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik 1858. Mk. 10. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Ritter, Moritz. — Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft. IV Artikel. Das 18. Jahrhundert. Sonderabdruck aus der Historischen Zeitschrift, herausgegeben von F. Meinecke. Verlag R. Oldenburg, München und Berlin.

Röhl, H. — Geschichte der deutschen Dichtung. Gebd. Mk. 2.50, Halbfranz Mk. 3.50. Leipzig, B. G. Teubner.

Rosen, Erwin. — Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke. III. Teil, brosch. Mk. 5, gebd. Mk. 6, in Halbfranz Mk. 7,50. Verlag Robert Lutz Stuttgart.

Sapper, Karl. — Neuprotestantismus, gebd. Mk. 3,50. München, C. H. Beck.

Schaefer, Heinr. — Niedergang und Erhebung der Kulturmenschheit. 204 Seiten. Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W. 35. Brosch. Mk. 2.25, schön gebd. Mk. 3.

Schaeffler, Theodor. — Goethes Leben, Leisten und Leiden. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Scheu, Dr. Erwin — Deutsche Landschaftstypen, Heft 1, Der Schwarzwald. Mk. 1. Leipzig, Theod. Thomas.

Schiele, Dr. med. Georg, Wilhelm. — Ueber innere Kolonisation und städtische Wohnungsfrage gesammelte Aufsätze. Berlin 1913. Verlag des Schutzverbandes für deutschen Grundbesitz.

Schmitz, Oskar A. H. — Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme. 4. Auflage. München 1914. Georg Müller.

—,— Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. München 1914. Georg Müller.

Schneider, Dr. Karl. — Altenburg in der revolutionären Bewegung 1849—49. Altenburg, Oskar Bonde.

Schnapp, W. — Klassische Prosa, die Kunst- und Lebensanschauung der deutschen Klassiker in ihrer Entwicklung. I. Abt. Lessing — Herder — Schiller, geh. Mk. 6. in Leinwand Mk. 7. Verlag B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1913.

Scholz, Jos. — Vaterländisches Bilderwerk, Bd. 10, 11, 13. Mainz, Jos. Scholz.

Schott, S. — Statistik, Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 442. Leipzig, B. G. Teubner.

Schreber. — Hervorragende Leistungen der Technik, I. Mk. 3. Leipzig, B. G. Teubner.

Schriftsteller, Verleger und Publikum. Eine Rundfrage. Zehnjahreskatalog mit Beiträgen von fast sämtlichen Autoren des Verlags und einem ungedruckten Jugendwerk Frank Wedekinds. Georg Müller, Verlag in München und Berlin.

Schulandachten. In Verbindung mit Professor Rud. Richter und Professor Carl Meyer, herausgegeben von Georg Schünner, geb. Mk. 5.80. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Soyka, Otto. — Geldzauber, Komödie, geh. Mk. 2, geb. Mk. 3. Verlag, Albert Langen, München.

v. Sybel, Heinrich. — Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. München, R. Oldenbourg.

Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. In fortlaufenden Heften herausgegeben von Gustav Roloff. Band LXXXIII. Viertes bis sechstes Heft. Preis des Heftes Mk. 1.40. Sechs Hefte bilden einen Band. Verlag von Duncker & Humblot, München, Leipzig.

Stähelin. — Ueber Russland, gebd. Mk. 6. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Steffen, G. F. — Die Irrwege sozialer Erkenntnis. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Streiter, Richard. — Ausgewählte Schriften zur Aesthetik und Kunst-Geschichte. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50. München, Delphin Verlag.

Theodor Storm's Nachtragsband. Spukgeschichten und andere Nachträge, in elegantem Geschenkeinband Mk. 5. Braunschweig u. Berlin, Verlag v. George Westermann, 1914.

Die Tarifverträge im Deutschen Reich am Ende des Jahres 1912. 7. Sonderheft zum Reichs-Arbeitsblatte, berabeitet im Kaiserlich Statistischen Amte, Abteilung für Arbeiterstatistik. Ladenpreis Mk. 8.80. Berlin 1913. Karl Heymann's Verlag.

Teubner, B. G. — Geisteswissenschaften-Verlagsverzeichnis. Ausgabe Oktober 1913. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin.

Thoma, Ludwig. — Die Sippe, Schauspiel in drei Aufzügen, geh. Mk. 2, gebd. Mk. 3. Verlag Albert Langen, München.

—,— Nachbarsleute. Erzählungen, geh. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50. Verlag Albert Langen, München.

Traub, G. Lic. theol. — Monismus und Protestantismus, hereusgegeben vom Hamburger Protestantenverein. Protestantische Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Traumann, E. — Goethes Faust, Bd. II. Geh. Mk. 6. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Turmhahn, Staakmann's Halbmonatsschrift. Vierteljährlich Mk. 3. Einzelheft 50 Pf. Verlag von L. Staakmann, Leipzig.

Ubisch, Edgar v. — Von Leipzig bis Belle-Alliance 1814—1815, mit 16 Schlachtskizzen. Berlin 1914. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin, Leipzig, Stuttgart.

Uexküll, Baron Jakob v. — Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Gesammelte Aufsätze, herausgegeben und eingeleitet von Felix Gross. F. Bruckmann, A. G., München 1913.

Uhde-Bernays, Hermann. — Carl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk. Seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst. Pappband Mk. 14, Ganzlederband Mk. 18, Geschenk-Ausgabe Mk. 25. München, Delphin Verlag.

Unger, W. v. — Blücher'sche Briefe. Vervollständigte Sammlung des Generals E. v. Colomb. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. 5. Heft zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Vereinigung. Herausgegeben von Dr. Eugen Grünwald. Berlin 1913. Weidmann'sche Buchhandlung.

Vestenhof, A. v. — Der Mann mit den drei Augen. Eine sonderbare Geschichte. Geh. Mk. 2, geb. Mk. 3. Verlag Albert Langen, München.

Versuchsentwurf eines preussischen Wohnungsgesetzes. Mitteilungen des preussischen Landesverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine. Heft 85. Spandau 1913. Verlagsbuchhandlung des Centralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands.

Volkmann. — Bewegungslehre, Heft 19/23. Berlin, Hans Dorn.

Weber, Dr. Paul. — Die Polen in Oberschlesien. Mk. 5. Berlin, Julius Springer.

Die wirtschaftliche Kräfte Deutschlands, 2. Ausgabe. Herausgegeben von der Dresdner Bank, Berlin.

Wislicenus, Paul. — Shakespeares Totenmaske. Mk. 4. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Witting u. Gebhardt. — Beispiele zur Geschichte der Mathematik. Mk. 0.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Wolters, Friedrich. — Hymnen und Sequenzen. Mk. 4.50. Berlin. Otto v. Holten.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, herausgegeben von Eduard Schroeder und Gustav Roethe. 54. Band, drittes und viertes Heft. Berlin 1913. Weidmann'sche Buchhandlung.

Ziertmann, Dr. Paul. — Pädagogik als Wissenschaft und Professoren der Pädagogik. — Schriften der Whelergesellschaft. Heft II. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlg. 1914.

Zimmermann, Dr. Alfred. — Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1914.

Zwiagmann, Heinrich. — Der Kaiser in Reich und Christenheit im Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden. Ein Versuch über die Methode in der gegenwärtigen Geschichtsschreibung. 1. Buch: Die Mobilmachungen des immerwährenden Reichstages von 1663. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. 1913.

Altenloh, Emilie. — Zur Soziologie der Kino, geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50. Jena Eugen Diederichs.

Alejchem, Scholem. — Die verlorene Schlacht. Humoristische Erzählungen. Aus dem Jiddischen von Mathias Acher. Band IV der Sammlung „Vom alten Stamm". Preis in Pappbd. Mk. 2, in Leinbd. Mk. 3. Jüdischer Verlag, Berlin 1914.

Antin, Marly. — Vom Ghetto in's Land der Verheissung. Autorisierte Uebersetzung von M. und U. Steindorff. Brosch. Mk. 6, in Leinwand Mk. 7, Halbfranz Mk. 8. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Die Arbeitslosen-Unterstützung im Reich, Staat und Gemeinde. Denkschrift der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands für die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs und der Bundesstaaten und für die Gemeindevertretungen II Auflage. Berlin 1914. Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.

Barolin, Johannes C. — Der Hundertstundentag. Vorschlag zu einer Zeitreform. 1914, Wien und Leipzig. Willh. Braumüller.

Below, v. — Der deutsche Staat des Mittelalters. I. Band: Die allgemeinen Fragen. 1914. Verlag von Qualbe & Meyer in Leipzig.

Bergson, Henri. — Das Lachen. Mk. 3, gebd. Mk. 4. Jena, Eugen Diederichs.

Bericht des Generallandschaftsdirektors an das Plenarkollegium der ostpreussischen Landschaft über den Kampf um die Volksversicherung in gleichzeitiger Erwiderung der Broschüre Behrens contra Kapp. Königsberg i. Pr. 1914.

Biedermann, E. — Das Eisenbahnwesen. Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 144. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Blaschko, A., Prof. — Geburtsrückgang und Geschlechtskrankheiten. Preis 80 Pf. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth.

Boehmer, H. — Luther, im Lichte der Forschung. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 113 Mk. 1.25. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

Bohnstedt, H. — Jugendpflegearbeit. Ihre praktischen Anfänge und geistigen Werte. Mk. 2. Leipzig, B. G. Teubner.

Bollert, Dr. M. — Gottfried Kinkels Kämpfe um Beruf und Weltanschauung bis zur Revolution. Mk. 3.60. Bonn, A. Marcus & Weber's Verlag.

Borussicus. — Eine Schicksalsstunde des preussischen Staates. Mk. 4, geb. Mk. 5. Berlin, Verlag der Grenzboten.

Bossert, A. — Essais de Littérature française et allemande. 3 fr. 50. Paris, Librairie Huchette et Co.

Braun, Dr. Heinrich. — Analen für Sozial-Politik und Gesetzgebung. Dritter Band und 3. und 4. Heft. Berlin, Verlag Julius Springer 1914.

Brücker, Fr. — Der deutsche Niederrhein als Wirtschaftsgebiet. Mk. 1. Soziale Studien, Band 5. M.-Gladbach, Volksvereins Verlag.

Clasen, P. A. — Der Salutismus. Eine sozialwissenschaftliche Monographie über General Booth und seine Heilsarmee. Mk.4,50, geb. Mk.5.70. Jena, Eugen Diederichs.

Cartellieri, Dr. Alex. — Die Schlacht bei Bonbines, 27. Juli 1214, im Rahmen der europäischen Politik. Mk. 0,80 Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.

Christ, Wilh. v. — Geschichte der griechischen Literatur. II. Teil. Die Nachklassische Periode der griechischen Literatur, zweite Hälfte von 100 bis 530 nach Christus. Geh. 14,50, geb. 16,50. München 1913. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. I. Band. Deutsche Politik, Staat und Verwaltung, Entwicklung des Rechts, die deutsche Wehrmacht, die Kolonien. Verlag von Reimer Hobbing in Berlin, 1914.

Enders, Dr. C. — Gottfried Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde. Mk. 2,40. Bonn, A. Marcus & Webers Verlag.

Fraentin, K. .— George, ich und Relanpago, eine spassige Geschichte. Preis Mk. 1. Halensee 1913—14.

Frensdorff, F. Gottlieb. — Planck, der deutscher Jurist und Politiker. Mk. 10. Berlin J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung.

F. Garcia-Calderon. — Die lateinischen Demokratien Amerikas. Mit einem Vorwort von Raymond Poincaré, Mitglied der französischen Akademie, ehem. Ministerpräsident von Frankreich. Ins Deutsche übertragen von Max Pfau. — Leipzig Verlag von K. F. Koehler 1913. Mk. 6, geb. Mk. 8.

Gerstenhauer, M. R. — Rassenlehre und Rassenpflege. Leipzig 1913. Armanenverlag Robert Burger, (F. Volkmar).

Giehrl, H. — Weissenburg und Wörth. Eine Darstellung beider Schlachten mit Wanderungen über die Gefechtsfelder. Berlin 1913. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Goetz, Pfarrer Lic. theol. Das apostolische Glaubensbekenntnis. Religionsgeschichtliche Volksbücher, IV Reihe, Heft 17. 50 Pf. Tübingen 1913. J. C. B. Mohr.

Goldscheid, Rudolf. — Frauenfrage und Menschenökonomie. Preis Mk. 0,50. Wien Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky.

Golther, Wolfgang Dr. — Richard Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen 10 Bd. in 6 Leinwandbänden Mk. 15. Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co

Griechische Märchen. — Ausgewählt und übertragen von Aug. Hausrath u. Aug. Marx Mk. 6, geb. Mk. 7,50. Jena, Eugen Diederichs.

Grosser Generalstab. — Das Preussische Heer der Befreiungskriege, Band II, Das Preussische Heer im Jahre 1813 mit 7 farbigen Uniformbildern, 2 Textskizzen und 11 Einschlagtafeln. Berlin 1914. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhdlg.

Die Grundstücks-Aufnahme am 15. Oktober 1910, sowie die Wohnungs- und die Bevölkerungsaufnahme vom 1. Dezember 1910 in der Stadt Berlin und 44 Nachbargemeinden. Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Berlin. I. Heft, I. Abt. Stadt Berlin, die Grundstücksaufnahme vom 15. Oktober 1910. Preis Mk.5. Verlag von Putkamer & Mühlbrecht 1913.

von Hagen, Dr. Maximilian. — Voransetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik, Mk. 1.80. Berlin, Verlag der Grenzboten.

Hammer, Heinrich. — Traktat vom Samaritermessias. Studien zur Frage der Existenz und Abstammung Jesu. Bonn, Universitätsbuchhandlung Carl Georgi.

Heimann, Eduard. — Das Sexualproblem der Jugend. Preis 80 Pf. Jena, Eugen Diederichs.

Hofmeister, Dr. A. — Deutschland und Burgund im früheren Mittelalter. Mk. 3.50. Leipzig, Dyksche Buchhandlung.

Hommer, Dr. Otto — Das Cölner Wirtschaftsgebiet. (Soziale Studienfahrten, 10. Bändchen) kl. 8° (143) mit einer Kartenbeilage. M.-Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Gebunden Mk. 1, postfrei Mk. 1.10.

Jaffe, Edgar. — Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 38, Heft I. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Janson, O. — Das Meer, seine Erforschung und sein Leben. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 30. Mk. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Jellinek, Josef. — Kuli-Kurt, Berliner Künstler-Roman. Charlottenburg 1914, Paul Baumer Verlag.

Joël, Karl. — Die philosophische Krisis der Gegenwart. Mk. 1,40. Leipzig, Felix Meiner

Kaufmann, Arthur, Dr. — Vergleichende Untersuchungen über den Schutz der Arbeiter. und Angestellten der Grosshz. Badischen Staatseisenbahnen und der Schweizer Bundesstaaten. Mk. 6.80. Leipzig, Duncker & Humblot.

Kerschensteiner, G. — Wehen und Wert des Naturwissenschaftlichen Unterrichts. Brosch. M. 3, geb. M. 3,60. Leipzig, B. G. Teubner.

Kierkegaard, Sören. — Stadien auf dem Lebensweg. M. 7,50, geb. Mk. 8,80. Jena, Eugen Diederichs.

Koch, Heinrich S. J. — Die deutsche Hausindustrie. Geb. Mk. 3. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Köhler, Walther. — Geist und Freiheit. Allgemeine Kritik des Gesetzbegriffes in Natur und Geisteswissenschaft. Tübingen 1914. J. C. B. Mohr.
Kompass für die Frau im Handwerk. Mk. 0,75. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Kunst und Kirche. — Mk. 4, geb. Mk. 5. Leipzig, B. G. Teubner.
Kutzke, Georg. — Aus Luthers Heimat. Vom Erhalten und Erneuern. Mk. 5, geb. Mk. 6. Jena, Eugen Diederichs.
Landucci, Luca. — Ein Florentinisches Tagebuch, 1450—1516. Mk. 7, geb. Mk. 8,20. Jena, Eugen Diederichs.
Leyen, Dr. Alfred v. der. — Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Verlag Julius Springer, Berlin 1914.
Lienhard, Friedrich. — Parsifal und Zarathustra. Preis Mk. 0,60. Stuttgart 1914. Greiner & Pfeiffer.
—„— Odysseus auf Ithaka, Dramatische Dichtung in drei Aufzügen. M. 2, geb. M. 3. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Lockes, John. — Versuch über den menschlichen Verstand, Bd. I. M. 4, geb. M. 4.50 Leipzig, Felix Meiner.
Mann, Fritz Karl, Dr. — Der Marschall Vauban-Dauban und die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus. Mk. 12. Leipzig, Duncker & Humblot.
Martens, Wilhelm. — Das Kirchenregiment in Wesel zur Zeit der letzten klevischen und der ersten brandenburgischen Fürsten.
Masaryk, Th. G. — Zur Russischen Geschichts- und Religionsphilosophie, I./II. Bd. Mk. 24, geb. M. 28 Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Medicus, Fritz. — Fichtes Leben. Mk. 3, geb. Mk. 4. Leipzig, Felix Meiner.
Meinecke, Friedrich. — Radowitz und die deutsche Revolution. Zugleich Schlussband des Werkes Joseph Maria von Redewitz von Dr. Paul Kassel. Berlin 1913. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.
Meyer, Alfred. — Der Balkankrieg 1912/13. Berlin, Vossische Buchhdlg.
v. Molo, Walter. — Die Freiheit. Ein Schillerroman. Mk. 4, geb. Mk. 5. Berlin, Schuster & Loeffler.
Naumann, Friedrich. — Das blaue Buch von Vaterland und Freiheit. Preis Mk. 1,80. Naumanns Auswahl des Verlegers Karl Robert Langewiesche, Königstein, Taunus und Leipzig.
Nawiasky, Dr. Hans. — Die Dienstpragmatik. Preis Mk. 1.—. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag G. m. b. H. 1914.
Nippold, Professor Dr. Otfried. — Der deutsche Chauvinismus. Preis Mk. 1. Verlag von W. Kohlhammer, Berlin, Stuttgart, Leipzig.
Obst, Ernst. — Der Feldzug des Xerxes. Klio Beiträge zur alten Geschichte, herausgegeben von C. F. Lehmann-Haupt und E. Kornemann. Leipsig 1913. Diedrichs Verlagsbuchhandlung.
Oettli. — Versuche mit lebenden Pflanzen. Mk. 1. Leipzig, B. G. Teubner.
Otto, Friedrich. — Erste Ernte. Gedichte. Berlin, Reuss u. Pollack Verlag.
Paquet, Alfons. — Erzählungen an Bord. Mk. 3, geb. Mk. 4. Jena, Eugen Diederichs.
Pillet, André. — Recherches faites en Allemagne sur l'horloger Charles-Guillaume Nauendorff, pretendu fils de Louis XVI et Marie-Antoinette. Paris 1913. August Picard, éditeur.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Das Problem der Erziehung bei Joh. Gottlieb Fichte.

Von

Dr. P. Hauck in Essen a. Ruhr.

Fichtes gewaltige, stahlharte Persönlichkeit, ist bei Gelegenheit der Jahrhundertfeiern des verflossenen Jahres von verschiedenen Seiten beleuchtet worden. Doch war es ganz natürlich, daß dabei die äußeren Erfolge und Wirkungen seiner Tätigkeit im Brennpunkte des Interesses standen, zunächst, weil es sich um eine Erinnerung an die glänzenden Siege handelte, die aller Welt auch den gewaltigen Aufschwung des deutschen Geistes offenbarten, des Geistes, der durch Fichtes Reden an die deutsche Nation aufgeschreckt worden war, dann aber auch, weil dem heutigen Geschlechte die stolze, kühne Denkweise jener Tage zum großen Teil wieder fremd geworden ist, wenigstens in der Urform, in die Fichte seine Forderungen und Ideale gegossen hat. Trotzdem man die Wirkung kennt und anerkennen muß, glaubt man, die Mittel ihrem eigentlichen Wesen nach verachten zu dürfen, wenn auch ein Umschwung des Denkens in der Richtung nach einem sittlichen Idealismus hin sich langsam zu vollziehen scheint. So wäre es denn eine dankenswerte, zeitgemäße Tat, wenn es gelänge, den Ewigkeitsgehalt der großen Systeme der klassischen deutschen Philosophie in die Sprache der an anschauliches, induktives Denken gewöhnten, jeder willkürlichen Konstruktion abholden Gegenwart zu übersetzen. Eine kleine Vorarbeit zu einem solchen Versuche möchte die folgende Darstellung bieten. Sie möchte auch den Beweis erbringen, daß das Problem der Erziehung ein Grundproblem aller Philosophie sein muß, bei dessen Lösung auch heute noch sich die Geister scheiden. Denn mehr als je bewegen heute die Fragen der Erziehung die breite Oeffentlichkeit, und bei den Versuchen ihrer Lösung prallen die Weltanschauungen auf-

einander. Gegen Positivismus, Naturalismus und Pragmatismus gilt es das Erbe des nationalen, des in ärgster Not erprobten deutschen Idealismus zu verteidigen. Und Fichte wird uns hierbei der beste Führer sein; da die erzieherische Wirkung die beständige Absicht all seines Tuns, seines Redens, Schaffens und Denkens, aber auch die eine Grundaufgabe seines philosophischen Erkenntnisstrebens, eine der wichtigsten treibenden Kräfte seines Systemes war, wie wir klar zu zeigen hoffen. Freiheit und Erziehung sind die beiden Gegenpole seines Denkens wie seiner Persönlichkeit gewesen. So wird es denn unsere nächste Aufgabe sein, zu zeigen, was Fichte mit dem Namen Erziehung bezeichnete.

1. Die Aufgabe der Erziehung.

In seinem „System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre" vom Jahre 1798, drittes Hauptstück § 27, (Fichtes Werke, Auswahl in sechs Bänden, herausgegeben von Fritz Medicus, B. II, S. 729/30*) erscheint als „die erste Pflicht beider Eltern gegen das aus ihrer Verbindung erzeugte Kind — die Sorgfalt für seine Erhaltung". Da aber diese Erhaltung nur geschehen kann durch Beschränkung der sonst zu schonenden und zu begünstigenden Freiheit, nennt er diesen Teil der Erziehung die Zucht. Dies ist rein äußere Einwirkung, und davon spricht auch Fichte im Einzelnen nicht. Die eigentliche „höhere" Erziehung ist die „moralische". In dieser Pflicht der Eltern liegt folgendes: „Zuvörderst die Pflicht, die Kräfte des Kindes zweckmäßig zu bilden, damit es ein gutes Werkzeug zur Beförderung des Vernunftzwecks werden könne: also Geschicklichkeit bei ihm hervorzubringen. Dies ist denn auch der eigentliche Zweck der Erziehung, sofern sie von Kunst und Regeln abhängt, die freien Kräfte zu entwickeln und zu bilden. Dann die Pflicht, der gebildeten Freiheit des Zöglings eine moralische Richtung zu geben, welches auf keine andere, als die schon angegebene Weise der Beförderung der Moralität außer uns überhaupt geschehen kann." (a. a. O. S. 730.) Unter den Begriff der Geschicklichkeit fällt hierbei also die ganze Ausbildung der sogenannten Fähigkeiten, der körperlichen wie auch der geistigen, oder besser gesagt der psychischen; und Fichte sieht sehr wohl, daß damit die Erziehung nicht abgeschlossen sein darf, denn diese Fähigkeiten

*) Alle folgenden Zitate beziehen sich, wenn nicht ausdrücklich anders bemerkt ist, auf die Bände dieser Auswahl aus Fichtes Werken von Fritz Medicus.

können ja stets auch schlecht angewendet werden, können direkt auch dem Bösen dienen. Oder bedarf der Verbrecher nicht auch allerlei körperlicher Fertigkeiten, dazu auch Mut, Entschlossenheit, ja sogar intellektuellen Scharfsinn in hohem Maße? Es kommt also alles darauf an, daß dieser Geschicklichkeit „eine moralische Richtung" gegeben werde. Erst das ist Erziehung im wahren Sinne des Wortes. So beginnt Fichte seine dritte Rede an die deutsche Nation: „Das eigentliche Wesen der in Vorschlag gebrachten neuen Erziehung — bestand darin, daß sie die besonnene und sichere Kunst sei, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden. — Ihr Zögling geht zur rechten Zeit als ein festes und unwandelbares Kunstwerk dieser ihrer Kunst hervor, das nicht etwa auch anders gehen könne, denn also, wie es durch sie gestellt worden, und das nicht etwa einer Nachhilfe bedürfe, sondern das durch sich selbst nach seinem eigenen Gesetze fortgeht." Auch in den „Grundlagen des Naturrechts" (1796) (B. II, S. 363) wird es als „höhere Erziehung" bezeichnet „Moralität im Kinde zu entwickeln". Es ist also nicht Grundaufgabe der Erziehung, Bildung, geistige Bildung, zu vermitteln. Es ist gerade umgekehrt als man gewöhnlich glaubt. Die Bildung ist nicht ein Zweck, sondern nur ein Mittel der Erziehung. Die Wissenschaftslehre ist „eine erklärte Gegnerin derjenigen, welche alle Bildung und Erziehung des Menschen in die Aufklärung seines Verstandes setzen, und meinen, daß sie alles genommen haben, wenn sie denselben zu einem geläufigen Räsonneur gemacht. Sie weiß sehr wohl, daß das Leben nur durch das Leben selbst gebildet wird, und vergißt dieses nirgends". (Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. B. III, S. 620/21.) „Zwar bildet diese Erziehung auch den Geist ihres Zöglings; und diese geistige Bildung ist sogar ihr erstes, mit welchem sie ihr Geschäft anhebt. Doch ist diese geistige Entwicklung nicht erster und selbständiger Zweck, sondern nur das bedingende Mittel, um sittliche Bildung an den Zögling zu bringen." (Dritte R. a. d. d. N., B. V, S. 407.) Damit wird die geistige Bildung nicht etwa in den Hintergrund gedrängt, im Gegenteil, der Zögling wird mehr und gründlicher lernen als bisher. „Es ist klar, daß derselbe, von seiner Liebe getrieben, viel, und da er alles in seinem Zusammenhang faßt und das Gefaßte unmittelbar durch ein Tun übt, dieses Viele richtig und unvergeßlich lernen werde. Doch ist dieses nur Nebensache. Bedeutender ist, daß durch diese Liebe sein Selbst erhöhet und in eine ganz neue Ordnung der Dinge — be-

sonnen und nach einer Regel eingeführt wird." (a. a. O., S. 401/402.) Der Stoff des Wissens ist darum nicht gleichgültig; denn in diesem Stoffe soll sich das Ewige im Zögling „herausbilden und eine Gestalt gewinnen". (B. V, S. 44.) In einem Aufsatz: Ueber das Problem der Erziehung, der durchaus im Geiste Fichtes geschrieben ist, wird dieser Gedanke sehr treffend formuliert: „Wir arbeiten nicht an unserer Bildung, um in objektiver Hinsicht vollkommen zu werden, sondern indem wir uns nur als Subjekt unserer Tätigkeit immer tätiger verhalten, erfolgt jene objektive Bildung von selbst; objektive Bildung um ihrer selbst willen gesucht, widerspricht nicht nur dem Wesen der Vernunft, sondern verfehlt auch ihres Zweckes. — Der Unterricht bildet nicht den Menschen, sondern der zum Menschen, also zum tätigen, handelnden Wesen, gebildete Mensch findet eben in dieser Art von Bildung seinen Unterricht, oder welches dasselbe heißt, der Unterricht erzieht nicht, sondern die Erziehung erteilt den Unterricht." (Philos. Journal, herausgegeben von Fichte und Niethammer, B. IX, 1800, S. 280.) Auch in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" (B. IV, S. 473) wird die falsche Lernabrichtung als verfehlte Methode der Aufklärung gegeißelt. Und doch verurteilt Fichte nicht die bestehenden Schulen — Unterrichtsanstalten, wie man sie heute oft zu nennen beliebt, würde er allerdings verurteilen — und doch hält er den Gelehrten für den wichtigsten Erzieher der Menschheit, wird er nicht müde, immer aufs neue über das Wesen und die Bestimmung des Gelehrten zu sprechen, sieht er seine eigene Aufgabe nur als Erziehungsaufgabe an. Im Jahre 1794 spricht er fast nur von der moralischen Seite der Gelehrtenbestimmung. „In dieser Rücksicht ist der Gelehrte der Erzieher der Menschheit." „Der letzte Zweck jedes einzelnen Menschen sowohl als der ganzen Gesellschaft, mithin auch aller Arbeit des Gelehrten an der Gesellschaft, ist sittliche Veredelung des ganzen Menschen." (B. I, S. 260.) Doch schreibt er später der geistigen Tätigkeit eine sehr wichtige Eigenrolle bei der Erreichung des Erziehungszweckes zu. Er nennt in der zweiten Rede a. d. d. N. (V, S. 402) die Liebe zur geistigen Tätigkeit, und „diese Weise der geistigen Bildung, die unmittelbare Vorbereitung zu der sittlichen". Jene Liebe selbst ist „die allgemeine Beschaffenheit und Form des sittlichen Wollens". Die reine wissenschaftliche Tätigkeit nämlich geht auf Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Jeder selbstsüchtige Zweck ist bei ihr ausgeschlossen, jede Rücksicht auf sinnlichen Genuß unmöglich. „Die

Wurzel der Unsittlichkeit aber rottet sie, indem sie den sinnlichen Genuß durchaus niemals Antrieb werden läßt, gänzlich aus." (eb.) Wir werden später noch klar einsehen, daß diese Wechselwirkung zwischen wissenschaftlicher und sittlicher Tätigkeit, aus der Einheit des Ich selbst entspringt, vorläufig möge diese spezielle Begründung genügen. In dem oben erwähnten Aufsatz des Philosophischen Journals wird sogar ausgesprochen, daß die Bildung des Subjekts, also der innere, sittliche Fortschritt des Menschen, sich genau in demselben Maße steigere als seine Bildung in objektiver Hinsicht. „Denn nie kommt, nach dem Obigen, dem einen ein Augment von Bildung zu, das nicht auch mittelbarer Weise dem andern zu statten käme." (a. a. O., S. 282.) Soll jedoch der „Unterricht" diese sittliche Veredlung bewirken, so muß er in besonderer Weise beschaffen sein. Vielfach, meist leider, bleibt er unfruchtbar — das muß Fichte selbst an seinen eigenen wissenschaftlichen Bemühungen immer wieder konstatieren. Die Fehler liegen aber bei seinen Hörern, bei den Zöglingen. In der elften Vorlesung der „Anweisung zum seligen Leben" setzt er diese Mängel in bemerkenswerter Weise auseinander. „Zuvörderst nämlich gibt man sich nicht, wie man sollte, mit ganzem Gemüte, sondern etwa nur mit dem Verstande, oder mit der Phantasie, dem dargebotenen Unterricht hin. Man betrachtet es im ersten Falle lediglich mit Wißbegier oder Neubegier, um zu sehen, wie sich das nun machen und gestalten möge; übrigens indifferent gegen den Inhalt, ob er nun so oder so ausfalle. Oder man belustigt im zweiten Falle sich bloß an der Reihe der Bilder, der Erscheinungen, der etwa gefallenden Worte und Redensarten, die vor unserer Phantasie vorbeigeführt werden; übrigens ebenso indifferent gegen den Inhalt." (B. V, S. 264.) Man nimmt also die Sache nicht ernst, bezieht sie nicht auf sich; glaubt immer höchstens, andere seien gemeint, statt mit ganzer Seele sich dem Lehrenden anzuvertrauen und, wenn er dann überzeugt, ihm bedingungslos innerlich zu folgen. Jeder Lehrer, dem es ernst damit war, seinen Schülern sein Bestes, sein eigenstes Selbst, seine heiligsten Ueberzeugungen, mitzuteilen, wird diese Klagen Fichtes voll und ganz verstehen. Es ist das bitterste, was einem ernsten Lehrer widerfahren kann, wenn man, was sein Innerstes bewegt, als etwas Interessantes zwar, doch als etwas an sich Gleichgültiges aufnimmt. „Ein zweites Hindernis inniger Mitteilung — ist die herrschende Maxime, keine Partei nehmen zu wollen, und sich nicht zu entscheiden, für oder wider." (eb. S. 265.) Wirken kann eben der

Unterricht nur, wenn er überzeugt, weil er ja nur dann in die Seele des Zöglings eindringt, weil er nur dann einen Fortschritt des Wissens, also auch der subjektiven Bildung, der Sittlichkeit, bringen kann. Das wesentliche an diesen Klagen aber ist, daß sie uns zeigen, was der Lehrer Fichte mit seinen wissenschaftlichen Belehrungen und Mitteilungen im Auge hat, was er unter der „Innigkeit" dieser Mitteilungen versteht. Er will nicht nur den Verstand schärfen und die Phantasie unterhalten, sondern den Zuhörer „liebend und lebendig" ergreifen, ihn zwingen zum Verständnis und zum Erfassen der Wahrheit, nach seinem eigenen Bilde ihn umschaffen, neue Menschen in eine ganz neue Ordnung der Dinge hineinversetzen. Er will den ganzen Menschen erfassen, durch den Verstand vor allem auf den Willen einwirken, derart, daß er eine dauernde Richtung auf das Sittliche nehme, daß die Erkenntnis „nicht tot und kalt" in ihm bleibe, sondern bei Bedürfnis sich mit Sicherheit in die entsprechende Handlung umsetze. (vgl. B. V, S. 411.) Soll die wissenschaftliche Tätigkeit diesen Erfolg haben, so darf sie natürlich nicht aus „unreinen" Motiven erfolgen; sie muß nur um dieser Tätigkeit willen erfolgen, denn auch sittliches Handeln ist Handeln um der reinen Tat willen ohne Rücksicht auf irgendeinen Zweck. „Daß man um seiner Erhaltung oder seines Wohlseins willen im Leben sich regen und bewegen könne, muß er (der Zögling) gar nicht hören, und ebensowenig, daß man um deswillen lerne, oder daß das Lernen dazu etwas helfen könne." Ferner darf nicht um eines Augenblickserfolges willen gelernt werden, etwa um gelobt zu werden oder Strafe zu vermeiden. Wenn also ein Knabe, „das natürliche Widerstreben gegen das Lernen überwindet — aber lediglich, um gelobt oder belohnt zu werden, oder auch wohl, nach einer durch unverständige Menschen von außen her ihm eingeredeten Ansicht, um einst ein angesehener oder berühmter Mann zu werden: so ist ein solcher freilich ein früher Selbstler, und er wäre schon darum auszuschließen von der gelehrten Erziehung, aber er hat auch keinen wahren inneren Trieb, der nichts suche denn die bloße Befriedigung seiner selbst." (B. V, 681/82.) Von dem Gelehrten als Erzieher der Menschheit muß daher naturgemäß verlangt werden, daß er diese reine Idee der Wissenschaftlichkeit, als wissenschaftliche Tätigkeit um ihrer selbst willen, wirklich besitze; reinste, höchste Achtung vor seiner Wissenschaft muß ihn beseelen; dann wird sein Wort auch tatbegründend sein, seine wissenschaftliche Arbeit auch sittliche Kraft und Tat zu wecken imstande sein. Gelingt es ihm, den

Drang zur echten Wissenschaft wachzurufen, so erfüllt er damit auch seine Erziehungsaufgabe. Denn „wo ein wirklicher natürlicher Trieb vorhanden ist, das Vorliegende zu verstehen, und den Zusammenhang der Dinge einzusehen, da beschäftigt dieser Trieb den Menschen ganz und nimmt ihn an, und derselbe will nichts mehr noch anderes, denn diesen Trieb befriedigen; alles übrige verschwindet ihm, und so verschwindet ihm denn auch das kleinliche und enge Selbst, und er hat keine Zeit übrig, sein mit anderem erfülltes Auge darauf verweilen zu lassen. Der Trieb, den Verstand zu bilden, führt die Anlage zur Sittlichkeit und so zur Religiösität gleich mit sich". (B. V, S. 681, Berliner Vorlesung über die Bestim. des Gelehrten 1810.) Auch zum richtigen Staatsbürger wird auf dieselbe Weise erzogen. Aus dem Zwangsstaat, in dem die Geltung des Rechtes erzwungen wird, kann und soll durch Verbreitung der Einsicht von der Notwendigkeit und Vernünftigkeit des Rechtes, das Vernunftreich werden, in dem an Stelle des Zwangs der freie, also moralische Gehorsam treten wird. Also auch hier durch Einsicht zur Tat, zur Sittlichkeit. (Von der Errichtung des Vernunftreiches, B. VI, S. 479 ff.). Doch muß hier diese besondere Aufgabe der Erziehung mit ihrem speziellen Zweck außer Betracht bleiben.

Sonach ergibt sich als einzige wahre Aufgabe der Erziehung: Weckung und Stärkung der Moralität in der Seele des Zöglings, derart, daß er mit Zuversicht zur vollen Selbständigkeit entlassen werden kann, ohne daß man befürchten müsse, er könne je gegen die echte Sittlichkeit verstoßen. Mit anderen Worten: Es ist Aufgabe der Erziehung, den Zögling zur Anerkennung der absoluten Verbindlichkeit der sittlichen Normen und zu dem unverbrüchlichen Willen zu bringen, diese Normen stets zur Richtschnur seines Handelns zu nehmen. Das wesentlichste Mittel dieser Erziehung ist die Erziehung zu echter Wissenschaftlichkeit, die Einpflanzung eines reinen Erkenntnisstrebens, einer innigen, lebenspendenden Liebe zur Arbeit im Dienste der Wahrheit, doch nicht um des Inhaltes des Wissens, sondern nur um der sittlichen Tat willen, welche durch diese reine Liebe vorbereitet wird.

2. Die Möglichkeit der Erziehung als Zentralproblem der Philosophie.

Erkennt man auf diese Weise es als die Aufgabe der Erziehung an, „Moralität außer uns zu verbreiten und zu befördern",

so liegt die Schwierigkeit dieser Aufgabe auf der Hand. Sie ist natürlich Fichte nicht entgangen. Am deutlichsten wohl drückt er sie in folgenden Worten aus: „Nur dasjenige ist moralisch zu nennen, was aus eigenem freien Entschlusse geschieht, ohne die geringste Zunötigung, und ohne den mindesten äußeren Beweggrund. Es scheint daher unmöglich, daß Moralität mitgeteilt werde, und daß in diesem Geschäfte die geringste Hilfe von außen einem Menschen durch einen andern Menschen geleistet werden könne. Die Forderung, Moralität zu verbreiten, scheint sonach völlig leer und unausführbar: und es scheint uns dabei nicht viel mehr übrig zu bleiben, als ohnmächtige Wünsche: denn wie könnten wir sie befördern, als durch sinnliche Einwirkung, und wie könnte jemals sinnliche Einwirkung die Freiheit bewegen?" (Das System der Sittenlehre von 1798, B. II S. 708.) Daß Zwangsmittel oder Ankündigungen von Belohnungen durchaus ungeeignet sind, moralische Handlungen hervorzurufen, ist schon oben erwähnt. Viel wichtiger ist dagegen, daß auch durch theoretische Ueberzeugung sich Moralität nicht erzwingen läßt. Alles sogenannte Moralisieren, alles Beweisen ist völlig unnütz. Das Entscheidende aber ist die Begründung bei Fichte: „Zuvörderst, die theoretische Ueberzeugung selbst läßt sich nicht erzwingen: ein richtiger und viele Phänomene im Menschen erklärender Satz, den die Philosophen der Schule selten beherzigen, weil sie dadurch in dem Wahne würden gestört werden, daß sie durch ihre Syllogismen den Menschen zu bessern und zu bekehren vermöchten. Niemand wird überzeugt, wenn er nicht in sich selbst hineingeht, und die Zustimmung seines Selbst zu der vorgetragenen Wahrheit innerlich fühlt; welche Zustimmung ein Affekt des Herzens ist, keineswegs ein Schluß des Verstandes. Diese Aufmerksamkeit auf uns selbst hängt ab von der Freiheit, und der Beifall selbst wird sonach frei gegeben, niemals erzwungen*)." Ich kann also um so weniger erst überzeugen und dadurch zur Sittlichkeit führen wollen, als diese Ueberzeugung genau so schwer ist wie das Wecken der Moralität selbst. Die Schwierigkeit ist in beiden

*) Sonach ist auch bei Fichte das entscheidende beim Urteil des Menschen freier Wille. Mit Freiheit zollt der Mensch der Wahrheit oder dem Irrtum seinen Beifall. Schon die Stoiker kannten dieses voluntaristische Moment in der Urteilsbildung (vgl. z. B. Plutarch: De Stoicorum repugnantiis cap. 47) und auch nach Descartes ist der Irrtum als Mißbrauch des freien Willens Sünde (vgl. seine vierte Meditation). Beide Zeugnisse sind zusammengestellt im Anhang meiner Ausgabe ausgewählter Senecabriefe (Berlin, Weidmann 1910).

Fällen dieselbe, ist wirklich ganz identisch. In beiden Fällen handelt es sich darum, auf die Freiheit eines fremden Individuums einzuwirken, ohne sie aufzuheben; denn wenn ich sie aufhebe, ist der ganze Zweck der Einwirkung verloren. Die Handlung, die ich hervorrufen will, soll frei geschehen, also nicht weil ich einwirke. Ich soll kausal wirken, die Wirkung darf aber nicht aus dieser Kausalität erfolgen und kann prinzipiell nicht daraus erfolgen. Um dies Problem der Erziehung in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung zu erfassen, müssen wir das Wesen der menschlichen Persönlichkeit, des menschlichen Ich, wie es Fichte nennt, uns vor Augen führen.

Frage ich einfach: was ist das Wesen der menschlichen Persönlichkeit? so ist es klar, daß darauf eine Antwort nicht möglich ist. Ich könnte versuchen, auf dem Wege der Induktion oder auch der Abstraktion zu einem Resultate zu gelangen. Doch hängt dieses Endergebnis von dem eingeschlagenen Weg ab, und es ist nicht wahrscheinlich, daß eine Einigung zu erzielen wäre. Vom Standpunkt der Erfahrung aus ist das Persönlichkeitsproblem das Letzte, also kann eine Philosophie in diesem Sinne nicht damit beginnen. Geht man hingegen von der Tatsache des Bewußtseins oder des Selbstbewußtseins aus, von dem bekannten Cogito, ergo sum des Descartes, so hat man damit wohl angegeben, was des Menschen charakteristisches Merkmal ist, aber man kann damit nicht viel anfangen. Ich muß dann fragen: Was ist das Bewußtsein? und das ist dieselbe Frage wie die erste. Ich muß dann aus den Aeußerungen des Bewußtseins, also aus dem Denken, wie es empirisch erscheint, gewisse Grundmerkmale dieser Aeußerungen zusammenlesen, und daraus kann ich dann gewisse Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Bewußtseins gewinnen. So hat es im Grunde Kant gemacht, der aus den Denkformen, aus den Urteilsarten, die Grundgesetze des menschlichen Denkens überhaupt ableitete. Diese Methode ist rein induktiv, sie ergibt zwar gewisse Gesetze des Bewußtseins (Kategorien), aber sie kann niemals beweisen, weshalb es gerade diese Kategorien gibt, und ob die gefundenen auch wirklich alle möglichen sind. Wie kann ich denn aber dann das Wesen des Ich, der Persönlichkeit ergründen? Da alles auf die richtige Fragestellung ankommt, will ich noch zeigen, wie Fichte selbst sie formuliert in seiner sogenannten ersten Einleitung in die Wissenschaftslehre (B. III, S. 1 ff.), die wohl der klarste und einfachste Ausdruck des Grundprinzips seines Systems ist. Unsere Vorstellungen unterscheiden sich dadurch, daß die einen uns willkürlich erscheinen,

so daß wir nicht annehmen, daß ihnen etwas außer uns entspricht. „Andere beziehen wir auf eine Wahrheit, die unabhängig von uns festgesetzt sein soll, als auf ihr Muster", also auf einen außer uns gesetzten Gegenstand, und in bezug auf diesen Gegenstand, dieses Muster, finden wir uns gebunden. Dabei erhebt sich die Frage nach dem Grunde dieses Gebundenseins. „Welches ist der Grund des Systems der vom Gefühl der Notwendigkeit begleiteten Vorstellungen und dieses Gefühls der Notwendigkeit selbst?" „Das System der von dem Gefühle der Notwendigkeit begleiteten Vorstellungen nennt man auch die Erfahrung." „Die Philosophie hat sonach den Grund aller Erfahrung anzugeben." (a. a. O., S. 7.) Im allgemeinen gibt man als Grund für die Notwendigkeit unserer Vorstellungen das Ding an, wonach sich diese zu richten haben. Das Vorstellende ist dabei die Intelligenz, das Bewußtsein; dieses soll sich also nach den Dingen richten. Das Ding soll die Vorstellung erklären. Das ist deshalb nicht möglich, weil ein Ding als Wirkung immer nur wieder ein Ding hervorbringen kann. Dieses kann wohl Gegenstand einer Vorstellung werden, aber niemals selbst Vorstellung. Daß Vorstellungen Wirkungen — kausale, denn es gibt keine andere, der Dinge sind, das wagt nur der Materialismus zu behaupten. Eine Vorstellung kann nur entstehen, als etwas von den Dingen Abgesondertes, wenn man eine Intelligenz hinzudenkt, „die die Dinge beobachtet". Kann man also von den Dingen aus nicht das Bewußtsein, und noch weniger also das Gefühl der Notwendigkeit bei gewissen Bewußtseinsinhalten, Vorstellungen, erklären, so bleibt nur übrig zu versuchen, ob man nicht von Bewußtsein, von der Intelligenz aus, diesen Zwang erklären kann. Da fällt uns eine glückliche Tatsache auf. Nicht alle Vorstellungen gehen auf Dinge, die wir außer uns setzen. Es gibt ganz zweifellos eine Vorstellung, ein Inhalt des Bewußtseins, der das nicht tut. Das Bewußtsein kann sich selbst zum Inhalt machen, es gibt offenbar ein Bewußtsein des Bewußtseins, eine Vorstellung, daß ich eine Vorstellung, und zwar irgendeine bestimmte Vorstellung habe. Diese Vorstellung ist dann Gegenstand meines Bewußtseins und doch kein von mir unabhängiges Ding. So wird es denn möglich, daß ich das Bewußtsein an sich, ganz unabhängig von den Dingen betrachte und zum Gegenstande der Untersuchung mache, indem ich es für sich, ganz mit sich selbst betrachte. So erhalte ich dann das Wesen der Intelligenz. „Die Intelligenz als solche sieht sich selbst zu; und dieses sich selbst Sehen geht unmittelbar auf alles, was sie ist, und

in dieser unmittelbaren Vereinigung des Seins und des Sehens besteht die Natur der Intelligenz." (a. a. O., S. 19.) So ist als Grundtatsache der menschlichen Persönlichkeit das Selbstbewußtsein aufgedeckt, das Bewußtsein des Bewußtseins. Doch ist dieses Selbstbewußtsein nicht einfach vorhanden. Es ist nicht so, daß faktisch bei jeder Vorstellung ich mir auch ausdrücklich bewußt bin, daß ich sie habe. Kant hatte gesagt, daß es alle meine Vorstellungen müsse begleiten können; es tut es aber nicht von selbst, sondern nur infolge eines bestimmten Willensaktes, nur dann, wenn ich ausdrücklich das Bewußtsein auf sich selbst richte. Das ist der Kernpunkt der ganzen Fichteschen Wissenschaftslehre. Das Selbstbewußtsein, damit das Wesen der menschlichen Persönlichkeit, des Ich, ist nicht einfach, sondern wird, dadurch, daß es auf einen Willensimpuls hin in Tätigkeit tritt. Es ist nicht, sondern ich muß es machen. Ohne Tätigkeit keine Vorstellung der Vorstellung. So schafft das Selbstbewußtsein sich selbst, indem es sich in Tätigkeit setzt. Das Ich also setzt sich selbst. Sein Wesen ist eben dieses Sich-Setzen, also sein Handeln. Was es an sich ist, kann ich nicht ergründen, wohl aber, was es an sich tut, d. h. dann tut, wenn es sich auf sich selbst richtet. Nur dieses Tun kann der Philosophie einen Angriffspunkt geben. Dieses Handeln der Intelligenz ist kein leeres Tun, sondern ein bestimmtes. Aus dem Wesen des Bewußtseins folgt, daß es nichts anderes sein kann, als das Erheben einer bestimmten Vorstellung ins Selbstbewußtsein. Nur welche Vorstellung es herausheben will, ist dabei ganz gleichgültig, das Wesen des Handelns selbst ist eindeutig bestimmt, und zwar nicht durch etwas außer ihm, sondern durch das Bewußtsein selbst. „Mithin müßte jenes zum Grunde gelegte Handeln der Intelligenz ein bestimmtes Handeln sein, und zwar, da die Intelligenz selbst der höchste Erklärungsgrund ist, ein durch sie selbst und ihr Wesen, nicht durch etwas außer ihr bestimmtes Handeln. Die Voraussetzung des Idealismus wird sonach diese sein: die Intelligenz handelt, aber sie kann vermöge ihres eigenen Wesens nur auf eine gewisse Weise handeln. Denkt man sich diese notwendige Weise des Handelns abgesondert vom Handeln, so nennt man sie sehr passend die Gesetze des Handelns: also gibt es notwendige Gesetze der Intelligenz."*) Damit ist dann die Aufgabe, die nach Fichtes Ansicht

*) Diese Gesetze sind die Fichteschen Kategorien, die er also dadurch gewinnt, daß er sein Bewußtsein in Tätigkeit setzt und dann feststellt, was es dabei rein an sich tut. Das geschieht in der

Kant nur induktiv angefaßt hatte, deduktiv und prinzipiell vollständig lösbar. Für unsere gegenwärtigen Zwecke genügt jedoch das bisher Erreichte. Das Wesen der Persönlichkeit ist festgestellt. Es ist ein Tun, das nichts Aeußeres zur Veranlassung hat, sondern aus dem Wesen der Persönlichkeit heraus selbst erfolgt, auch nicht auf Aeußeres abzielt, sondern nur um des Tuns willen handelt. Mit andern Worten, der geforderte Akt des Bewußtseins wird mit Freiheit vollzogen (eb. S. 29), also ohne jede andere Ursache als die in der Intelligenz selbst entspringende. Zur Erläuterung möchte ich schon hier darauf hinweisen, daß solches Tun um des Tuns willen auch im Leben wirklich erscheint, in der reinen wissenschaftlichen Arbeit, im reinen sittlichen Handeln und im künstlerischen Schaffen. Man kann dieses freie Handeln Selbsttätigkeit nennen, und dieses ist z. B. in den Reden a. d. d. N. Fichtes Lieblingsausdruck dafür. Also: Das Wesen der Persönlichkeit ist Selbsttätigkeit.

Daraus ergibt sich sofort, daß Menschheitswert, also absoluten Wert nur haben kann, was rein aus dieser Freiheit der Persönlichkeit entspringt, also was wahrhaft Selbsttätigkeit darstellt, Erkenntnis um der Erkenntnis willen, wirklich autonome sittliche Tat und künstlerisches Schaffen. So läßt sich also die oben festgestellte Aufgabe der Erziehung, daß sie Moralität mitteilen solle, auch dahin aussprechen, daß sie Selbsttätigkeit erzeugen solle. Und als Frucht unserer Untersuchung fällt uns nun schon zu, daß wir es wohl verstehen, weshalb die geistige Bildung, das Studium der Wissenschaft, eine so große erzieherische Wirkung haben kann, wie Fichte sie ihnen zuschrieb. Beide kommen im tiefsten Grunde des Ich auf dasselbe hinaus, sie verlangen als Voraussetzung genau dasselbe, nämlich Selbsttätigkeit, und es ist klar, daß diese auf dem einen Gebiet auch die auf dem andern fördern muß. Irgendwo erwachte Freiheit wird, so verlangt es doch klar die Einheit der Persönlichkeit, sich überall betätigen. Wir begreifen aber auch, daß es keinen Sinn hat, erst logische Erkenntnis und dann dadurch erst Moralität verbreiten zu wollen; denn wir sehen, daß eines genau so schwierig ist, wie das andere. Auch die reine Wahrheitserkenntnis ist eine Selbst-

weiteren Ausführung der Wissenschaftslehre. Er geht über den Rahmen unseres Themas dem Philosophen dahin zu folgen. Nur den ersten Grundsatz der Wissenschaftslehre mußte ich in seiner Bedeutung herausheben. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, zu zeigen, daß er fast eine Selbstverständlichkeit darstellt, und daß die viel verschriene Dunkelheit dieser Lehre sich nicht allzu schwer lichten läßt.

tätigkeit der Person, also eine sittliche Tat — mit demselben Recht, mit dem bei Descartes Irrtum Sünde war. So wäre wohl der enge Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Bildung und wahrer Erziehung festgestellt, aber das Problem der Erziehung erscheint jetzt erst recht deutlich in seiner ganzen Tiefe. Das Ich soll durch sie zur Selbsttätigkeit angeregt werden. Diese Aufgabe enthält scheinbar in sich selbst einen Widerspruch — denn Selbsttätigkeit ist gerade diejenige, die nicht angeregt werden kann noch darf. Nicht einmal sich selbst kann das Bewußtsein zur Tätigkeit anregen, sonst müßte es ja sich seiner Kraft dazu, seiner Freiheit schon bewußt sein. „Das Vernunftwesen kann seiner Freiheit nicht habhaft (bewußt) werden, ohne eine Handlung aus freier Selbstbestimmung vorauszusetzen, aber es kann sich selbst nicht frei zu dieser Handlung bestimmen, ohne seiner Freiheit schon habhaft und bewußt zu sein." (Phil. Journ. a. a. O. S. 310.)

Fichte selbst hält jedoch diesen Zirkel wohl für lösbar. Im Affekte der Achtung entdeckt er „etwas in der menschlichen Natur Unaustilgbares, an welches die Bildung zur Tugend stets angeknüpft werden kann". (W. II, S. 711.) Er ist überzeugt, daß diese Achtung zwar schlummern kann, solange ihm nichts Achtungswertes gezeigt wird, daß sie „sich aber unausbleiblich äußere", sobald sie einen geeigneten Gegenstand findet. „Die erste Regel für die Verbreitung der Moralität wird sonach die sein: zeige deinen Mitmenschen achtenswerte Dinge, und kaum können wir ihnen etwas in dieser Rücksicht Zweckmäßigeres zeigen, als unsere eigene moralische Denkungsart und moralisches Betragen. Es erfolgt hieraus die Pflicht des guten Beispiels." (eb. S. 711.) Durch dieses Beispiel wird der Schlechte dazu gebracht, das Gute, das ihm erscheint, zu achten, dadurch wird das Schlechte in ihm verachtenswürdig, und damit er sich selbst. Doch „ruhig sich selbst für einen Nichtswürdigen und Elenden anzusehen, dies hält kein Mensch aus". Es ist aber möglich, daß der sich selbst verachtende Mensch statt zum Guten sich zu wenden, an sich verzweifelt. Davor soll ihn das Vertrauen retten, das man ihm erweist. Wie soll er sich selbst aufgeben, wenn andere auf ihm bauen? So wird das gute Beispiel zur wesentlichsten Pflicht des Erziehers (eb. S. 746), auf dem Vorbilde des Lehrers beruht Glauben und Handeln der Zöglinge, der Gemeine, des Volkes. Nichts anderes ist auch die Pflicht des Gelehrten, wie es wohl am schärfsten in den Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten von 1794 ausgesprochen ist: „Wir lehren

nicht bloß durch Worte; wir lehren auch weit eindringender durch unser Beispiel; und jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig. — Wieviel mehr ist der Gelehrte dies schuldig, der in allen Stücken der Kultur den übrigen Ständen zuvor sein soll. — Also, der Gelehrte, in der letzten Rücksicht betrachtet, soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein." (B. I., S. 260/261.) Es ist natürlich, daß genau dasselbe für das Mitteilen, das Uebertragen echter Wissenschaftlichkeit gilt. Hier muß es dem Lehrer zum mindesten gelingen, Achtung vor der Idee der Wissenschaft zu bewirken, denn diese selbst zu erreichen, mag nicht jedem gegeben sein. Was kann er aber für diesen Zweck tun? „Er kann dafür nichts Besonderes tun, und nichts anderes, als dasjenige, was er für den ersten und nächsten Zweck ohnedies tun müßte. — Er prägt ihnen Achtung für die Wissenschaft ein; sie werden ihm nicht glauben, wenn er nicht diese tiefe Achtung, die er ihnen empfiehlt, selber in seinem ganzen Leben zeigt. Er will sie innigst mit dieser Achtung durchdringen; lehre er nicht bloß durch Worte, sondern durch die Tat. — Zeige er sich als das, was er ohnedies sein muß, als ergriffen von diesem seinem Berufe und als das immerwährende Opfer desselben, und sie werden begreifen lernen, daß die Wissenschaft etwas Achtungswürdiges sei." (B. V, S. 87/88.) Ohne die Bedeutung dieser Ausführungen verkennen zu wollen, wird man sagen können, daß sie keine wirkliche Lösung des Problems darstellen. Diese Achtung, welche aus dem Kantischen Begriffe der Handlung aus Achtung vor dem Gesetz herausgewachsen ist, greift, in ihrem gewöhnlichen Sinne verstanden, nicht in das Wesen der Persönlichkeit ein, sie hängt nicht notwendig mit diesem zusammen. Doch Fichte kennt noch ein weiteres Erziehungsmittel. Es ist das Entwerfen des Bildes einer sittlichen Ordnung des wirklich vorhandenen Lebens, von der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen, so wie dieselbe nach dem Vernunftgesetze schlechthin sein soll." (B. V, 403.) Damit meint Fichte, daß die Zöglinge aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge herausgenommen werden, daß sie „ein abgesondertes und für sich selbst bestehendes Gemeinwesen" bilden sollen. Dieses Gemeinwesen soll seine eigene Gesetzgebung haben, die „der Unterlassungen gar viel auferlegt". Die Ordnung dieses Gemeinwesen soll streng gehandhabt werden. Auch positive Arbeit für das Ganze soll der Einzelne leisten; Ackerbau, Handwerke ausüben und andere lehren; soll Aufsichten und sonstige Verantwortlichkeiten übernehmen. So lebt er ein Bild der Welt im Kleinen. Man vergleiche hiermit

Fichtes: Deduzierten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt (1807). Wichtig hierbei ist auch, daß dem Zöglinge alles fern bleiben soll, was das Ziel der Erziehung schädigen könnte. Es bedarf jedoch keiner langen Ausführungen, um einzusehen, daß durch alle diese Veranstaltungen wohl festgestellt werden kann, welche Zöglinge sich zu wahrer Wirklichkeit erhoben haben, nämlich diejenigen, welche alle „Mühen freudig übernehmen und in dem Gefühle ihrer Kraft und Tätigkeit stark bleiben und stark werden" (V, S. 406, 2. Rede); aber wie dieses Bild die Selbsttätigkeit wecken soll, das ist nicht angegeben; denn die Uebung kann natürlich doch gar nichts helfen, indem sie die Tätigkeit schon voraussetzt. Auch dieses Mittel greift die Persönlichkeit nicht in ihrem tiefsten Grunde an. Weiter führt uns jedoch eine Betrachtung der Tätigkeit der Bildung des Erkenntnisvermögens. Bei richtiger Methode, Kenntnisse zu vermitteln, behauptet Fichte: „Der Zögling lernt gern und mit Lust, und er mag, so lange die Spannung der Kraft vorhält, gar nichts anderes tun, denn lernen; denn er ist selbsttätig, indem er lernt, und dazu hat er unmittelbar die höchste Lust" (a. a. O., S. 397). Damit ist die Frage endlich in Zusammenhang gebracht mit dem Ich an sich selbst, mit der Grundnatur des Menschen selbst. Das ist auch Fichtes Meinung: „Wir haben also, schreibt er, auch das Band gefunden, wodurch der beabsichtigte Erfolg unabtrennlich angeknüpft wird an die angegebene Wirkungsweise (Freiheit, Selbsttätigkeit!), das ewige und ohne alle Ausnahme waltende Grundgesetz der geistigen Natur des Menschen, daß er geistige Tätigkeit unmittelbar anstrebe." (a. a. O., S. 397.) Hierbei ist das eine unmittelbar verständlich, nämlich, daß die Selbsttätigkeit, da sie dem Wesen der Persönlichkeit gemäß ist, so etwas wie Lust erzeugt, jedenfalls gerne vollzogen wird. Ist also diese Tätigkeit erst einmal geweckt, so ist die wahre Persönlichkeit geschaffen, und um ihren Fortbestand wird man sich nicht zu sorgen brauchen. Andererseits aber ist das Entstehen der Selbsttätigkeit damit immer noch nicht verständlich. Sollte es am Ende überhaupt nicht möglich sein, es verständlich zu machen, also es aus irgend etwas Anderm herzuleiten? Noch an einer ganz andern Stelle hat nämlich Fichte das Problem der Mitteilbarkeit in sehr bemerkenswerter Weise behandelt, nämlich in den Briefen „Ueber Geist und Buchstabe in der Philosophie", die er 1794 verfaßte (Philos. Journal, B. IX, S. 199 ff.). Er geht aus von der verschiedenen Wirkung, welche Bücher, Produkte der Kunst oder der Natur auf uns ausüben.

„Das eine läßt uns kalt und ohne Interesse oder stößt uns wohl gar zurück; ein anderes zieht uns an, ladet uns ein, bei seiner Betrachtung zu verweilen und uns selbst in ihm zu vergessen." (a. a. O., S. 203). Dem einen wohnt eine wirklich belebende Kraft inne, es weckt den Willen, sich mit ihm zu beschäftigen, und gibt zugleich das Talent dazu. Diese eigentümliche Kraft eines Werkes wird dort „Geist" genannt. Er gibt ihm die Mitteilbarkeit im wahren Sinne des Wortes, er ist das Schöpferische; er ist aber auch die innere Stimmung des Künstlers, die auf den Genießenden übergeht. Nur ein Werk, das Geist besitzt, gefällt allen; es muß und soll aber auch allen gefallen, denn es ist derselbe Geist, der in dem Schaffenden waltete und der auch den Genießenden fesselt. Also wird hier das Problem der Mitteilbarkeit so gelöst, daß einfach die Frage umgedreht wird, und es wird geantwortet: Die Mitteilbarkeit ist ein Beweis dafür, daß das Werk Geist hat, oder auch: Nur was mitteilbar ist, ist wahre Kunst oder echte Wissenschaft. Damit wird erwiesen, daß es nicht möglich ist, diese Eigenschaft eines Werkes abzuleiten. Sie ist also eine **Urtatsache**, sie ist ein Erstes, ein letztes Grundmerkmal an sich selbst. Ich darf nicht mehr fragen: Wie kommt es, daß ein Kunstwerk mitteilbar ist? sondern ich muß fragen: Was ist echte Kunst? und darauf darf ich dann antworten: Wahre Kunst oder Wissenschaft ist mitteilbare Kunst oder Wissenschaft. Es ist ganz klar, daß auch diese Wendung als eine Lösung des Problems betrachtet werden muß. So verhält es sich nun aber auch mit dem Problem der Weckung der Selbsttätigkeit. Es ist nicht gelungen, sie aus irgendeinem andern zu verstehen. Es bleibt also auch hier nichts anderes übrig als die Frage in dieser Form fallen zu lassen. Wir können nicht mehr fragen: Was vermag Selbsttätigkeit zu wecken, wie erzieht man zur Selbsttätigkeit, oder wie vermag ich auf das freie Ich zu wirken? Ich muß vielmehr von der Tatsache ausgehen, von der Weckung der Selbsttätigkeit, von der Anregung des Ich, von der Erziehung. Dann frage ich: Woran liegt es, daß gewisse Einwirkungen Erfolg haben, daß das Ich durch sie gepackt, angeregt, belebt wird?*) Welche Wissenschaft wirkt auf die Persönlichkeit? Und es wird genau in dem eben beschriebenen Sinne die Antwort lauten müssen: W a s d i e S e l b s t t ä t i g k e i t d e r P e r s ö n l i c h k e i t, d e s I c h z u e r r e g e n v e r m a g, d a s v e r m a g

*) Es ist dies derselbe geistige Prozeß, der K a n t das Problem seiner Kritik der reinen Vernunft in die Frage fassen ließ: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?

auch zu erziehen. Daß die Selbsttätigkeit geweckt wird, ist dann eben eine erste Tatsache, die begründet liegt im Wesen der geistigen Natur des Menschen. Diese Tatsache ist mit aufzunehmen in die Definition dieses Wesens des Ich. Diese Wendung ist bei Fichte selbst angedeutet, in dem oben angeführten Ausspruch, daß in der Selbsttätigkeit unmittelbar die höchste Lust liegt. Dann ist nämlich das der geeignete, der wirklich erzieherische Lernstoff, der diese höchste Lust hervorbringt. Das ist aber nur der Stoff, welcher geeignet ist, Selbsttätigkeit hervorzurufen.

Damit ist das Problem der Erziehung in den Kern des Fichteschen Systems hineingeschoben. Das Wesen des Ich ist Selbsttätigkeit. Hierzu muß nun der Satz hinzugefügt werden. Diese reine Selbsttätigkeit des Ich ist imstande, in anderem, fremdem Bewußtsein Selbsttätigkeit zu wecken. Damit aber haben wir tatsächlich die Thesis der Wissenschaftslehre erweitert. Wir sagen nun von dem Ich etwas aus, mehr aus, als in der einfachen Tätigkeit des Selbstbewußtseins liegt. Wir überschreiten die Grenzen der Wissenschaftslehre und legen dem Ich etwas bei, was in seiner einfachen Setzung nicht enthalten ist. Wir behaupten, daß zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten eine Gemeinschaft besteht, daß das Ich in Allen in einem gewissen Sinne eine Einheit bildet; wir konstruieren somit ein überindividuelles, einheitliches Ich. Darauf läuft doch wohl schon der Fichtesche Satz hinaus: „Der Geist ist einer, und was durch das Wesen der Vernunft gesetzt ist, ist in allen vernünftigen Individuen dasselbe.“ (Ueber Geist u. B. a. a. O., S. 292.) Dieser einheitliche Geist gewinnt nun durch die Wendung des Erziehungsproblems etwas mehr Fleisch und Blut. Er ist von einem Individuum auf ein anderes übertragbar, ruft, wenn er in einem erscheint, gewissermaßen sein Ebenbild, sich selbst, in dem anderen hervor. Er stellt also einen höheren Konnex der empirischen Existenzen hin, ist das Gemeinsame in allen. Die Individuen nehmen an ihm teil, und zwar, je nachdem Selbsttätigkeit in ihnen geweckt worden ist, mehr oder weniger. Der Vergleich mit der Platonischen Ideenlehre liegt hier auf der Hand und ist auch im innersten Kerne wohl berechtigt. Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst, als die direkten Produkte der Selbsttätigkeit, sind die Erzeugnisse dieses Geistes. Jetzt erst wird uns auch verständlich, wie das gute Beispiel Moralität hervorrufen kann. In ihm erscheint der Geist, und der wirkt dann, worin ja sein Wesen liegt, die zur Moralität nötige freie Tat. Dieses Erscheinen und Wirken des Geistes spielt

dann in der zweiten Periode des Fichteschen Philosophierens eine große Rolle. Genau wie wir oben beschrieben haben, ist er selbst über seinen ersten Satz hinausgegangen. An Stelle der reinen Tat als Anfang ist doch wieder ein Sein getreten, an Stelle der reinen Selbsttätigkeit die Realisierung des Geistes.*) So haben wir durch unsere Untersuchung wohl auch einen Beitrag geliefert zur Frage der Einheit der verschiedenen Entwicklungsstufen der Fichteschen Philosophie. Wir haben jedenfalls gezeigt, daß die Probleme der Mitteilbarkeit und der Erziehung, die im Grunde ja nur eines sind, die treibenden Kräfte gewesen sind, die über die reine Wissenschaftslehre hinaus zu einer idealistischen Metaphysik führen mußten. Jedenfalls sind hier die unterscheidenden Merkmale der zweiten Periode in ihrem Werden auch schon in der ersten nachgewiesen.

3. Die Notwendigkeit der Erziehung und die Aufgabe des Lehrers.

Auch die Frage nach der Notwendigkeit der Erziehung führt direkt in die Tiefen der Wissenschaftslehre hinein. Wir brauchen nämlich die Erziehung, weil die meisten Menschen ohne sie der Selbstsucht erliegen würden. Es entwickelt sich in ihnen statt des klaren Bewußtseins, statt der Selbsttätigkeit, ein dunkles Gefühl, ein Gefühl des Ich, „das da leben will und wohl sein". Das ist dann die sinnliche Selbstsucht. Setzt aber die Erziehung ein, so wird es möglich, daß dieser Zustand des dunkeln Gefühls, also der sinnlichen Selbstsucht, ganz übersprungen wird (B. V, 415). Statt seiner tritt sofort die klare Erkenntnis ein, oder wird doch bald an seine Stelle gesetzt. Der aus der klaren Erkenntnis entspringende Tätigkeitstrieb geht dann nicht auf die egoistische, vorhandene Welt mit ihren Schmerzen und Genüssen, sondern gleich, wie wir eben sahen, auf den Geist, auf das Reich des Geistes, auf die erste Heimat des Ich. Der sinnliche Trieb im Ich ist daher der Grund für die Notwendigkeit der Erziehung, er entspringt aus dem Nicht-Ich, dem Objekt, dessen Wesen eben, im Gegensatz zur Selbsttätigkeit des Ich, Trägheit, Ruhe, Beharren und Sein ist. Als Objekte, als Dinge sind wir dieser Natur unterworfen. Zum Ich erheben wir uns nur durch einen Akt des Selbstbewußtseins, also durch Selbsttätigkeit: und gar Viele erweisen sich als völlig unfähig, diesen Akt zu voll-

*) Vergleiche hierfür insbesondere W. Windelband: Die Geschichte der neueren Philosophie. B. II, S. 289.

ziehen. Daher bleibt ihnen auch Sinn und Geist der Wissenschaftslehre verschlossen. Dabei ist zu bemerken, daß es sich bei der Erziehung und beim sinnlichen Trieb um die empirischen Menschen der Erfahrung handelt; in der Wissenschaftslehre dagegen ist vom Ich, von Bewußtsein überhaupt, die Rede. Die wirklichen Menschen haben aber diesen niederen Trieb, und durch die Erziehung müssen sie zu dem höhern, reinen, emporgehoben, müssen als wahre Menschen zur echten, reinen Humanität emporgeführt werden. Für die Wissenschaftslehre ist diese Vorstellung recht schwierig und könnte ganz verständlich gemacht werden, nur durch eine ausführliche Umdeutung des Nicht-Ich, die allerdings ebenso möglich ist, wie die oben durchgeführte des Ich. Es würde dann auch zu zeigen sein, woher diese sinnliche Bestimmtheit des empirischen Ich kommt. Doch möge das Vorstehende genügen, die Notwendigkeit der Erziehung darzutun, zumal Fichte selbst sie nicht anders begründet hat.

Zum Schlusse müssen wir nun noch einen Augenblick bei dem Lehrer, dem Erzieher selbst, verweilen, wie ihn die obige Theorie erfordert. Fichte fühlte sich selbst als Lehrer seines Volkes und der Menschheit und hat zu allen Zeiten seines Lebens diesen Beruf, sein Wesen und seine Aufgaben zu ergründen gesucht, so daß man die Wandlungen seiner Lehre gerade an den verschiedenen Formulierungen dieser Aufgaben und Pflichten am besten beobachten kann. Manches ist schon im ersten Abschnitt angeführt worden. Der Lehrer, der Gelehrte als Lehrer, muß natürlich die Wissenschaft, den Geist, die Idee, in ihrer ganzen Reinheit besitzen. Der Geist muß rein in ihm erscheinen, klar und packend, damit er aus ihm heraus Andere ergreifen kann. Ist dies der Fall, dann braucht er, um zu erziehen, sich keine besondere Mühe zu geben. Die Kraft seiner eigenen Selbsttätigkeit greift ja, wie wir das als ihr wahres Wesen erkannt haben, ganz von selbst auf den Zögling über. Er muß jedoch neben der klaren Erkenntnis seiner Idee auch eine besondere Gewandtheit und Geschicklichkeit besitzen, diese Idee zu erkennen, wo sie ihm entgegentritt, sie in allem, was er lehrt, herauszuarbeiten und zu zeigen. „Er muß daher, so stellt es Fichte selbst dar, die Idee nicht bloß überhaupt, er muß sie in einer großen Lebendigkeit, Beweglichkeit nud inneren Wendbarkeit und Gewandtheit besitzen. Er vorzüglich muß dasjenige, was wir oben als Künstlertalent des Gelehrten beschrieben haben, besitzen: die vollendete Fähigkeit und Fertigkeit, in jeder Umgebung den Funken der sich zu gestalten beginnenden Idee anzuerkennen, immer das geschickteste Mittel zu finden, um

gerade diesem Funken zu vollkommenem Leben zu verhelfen, allenthalben und in jedem Zusammenhange anzuknüpfen wissen dasjenige, worauf es eigentlich ankommt." (V, S. 90.) So muß sich gerade der Lehrer seine geistige Frische, seine schöpferische Jugendkraft bewahren. Er kann es natürlich nur durch fortwährendes Lebendighalten seiner eigenen Selbsttätigkeit. Erstarrt diese in ihm, versiegt der Quelle dieser Jugend, so möge er auch seine Erziehungstätigkeit aufgeben; denn sie muß erfolglos bleiben, „so bescheide er sich, in diesen Wechsel des werdenden Lebens nicht mehr zu gehören, und scheide das Tote von dem Lebendigen" (eb. S. 93).*) Man beachte aber sehr wohl: zu diesen Lehrern und Gelehrten, welche die eben geforderten, hohen Aufgaben erfüllen sollen und diesen höchsten Ansprüchen genügen müssen, gehören nicht nur die Lehrer an den Universitäten, sondern auch die an den darauf vorbereitenden Schulen. Auch heute noch ist wörtlich anzuerkennen, was Fichte hierüber sagt. Recht interessant ist dabei, daß er den Lehrern an diesen Schulen wünscht, „daß ihre Unabhängigkeit und ihr Standpunkt in der Gesellschaft ihrem höchst ehrwürdigen Beruf entsprechen" möchten. Im übrigen bemerkt er: „Nicht ohne Bedacht zähle ich auch die Lehrer an den niederen gelehrten Schulen zu den eigentlichen, keineswegs aber subalternen Gelehrten, und fordere in dieser Rücksicht von ihnen, daß sie in den Besitz der Ideen gekommen, und von denselben, wenn auch nicht gerade bis zur innigen Klarheit, dennoch bis zur lebendigen Wärme durchdrungen seien". (eb. S. 85.) Schon der Knabe, der zum Studieren bestimmt ist, soll „mit den Ideen und der Heiligkeit derselben umgeben, und in sie eingetaucht" werden. Es ist das die ganz moderne Forderung einer einheitlichen, ganz geschlossenen wissenschaftlichen Erziehung auf den höheren Schulen. Ohne diese Einheitlichkeit des rein wissenschaftlichen Unterrichts müssen die „höheren" Schulen ihr Ziel verfehlen. So besteht denn auch nach Fichte kein wesentlicher Unterschied zwischen Gymnasien und Universitäten, sondern nur — natürlich ein recht großer — gradueller. Beides sind Gelehrtenschulen, die einen niedere, die andere höhere.

Noch manches recht Interessante ließe sich ausführen, was Fichte über die Auswahl der Knaben sagt, welche studieren sollen,

*) Man vergleiche hiermit meine Forderungen für die wissenschaftliche Weiterbildung des Oberlehrerstandes in der Rede: Fortbildung und wissenschaftliche Betätigung der Oberlehrer (Deutsches Philologenblatt 1912, Nr. 5 und 6).

über die Merkmale echten Triebes zur Wissenschaft, über die Stellung des Lehrers zum Leben und zur Tat im Leben. Vieles ist im Vorbeigehen angedeutet worden, mehr mußte ganz beiseite gelassen werden. Es konnte uns nur auf das Problem in seiner Allgemeinheit ankommen. Das aber wird auch diese allgemeine Erörterung gezeigt haben, daß Fichte mit Recht als einer der Hauptschöpfer des Geistes unserer modernen höheren — man würde besser sagen niederen — Schule angesprochen werden kann, daß er mit Recht als der Schöpfer des modernen Erziehungsideals angesehen wird. Möge sein idealer, hoher Sinn auch heute noch lebendig werden in unserer Jugenderziehung, möge vor allem die Lehrerschaft an Gymnasien und Universitäten gerade in dieser großen Gedächtniszeit an diesem frischsprudelnden Quell neue Kraft schöpfen zum Segen der Erziehung und Bildung unserer nationalen deutschen Jugend.

Der Nationalitätenkampf der Vlamen und Wallonen.*)

Von

Dr. P. Oßwald,
Assistent am Hist. Inst. der Universität Leipzig.

Der Nationalitätenkampf zwischen Vlamen und Wallonen, der die Geschichte Belgiens beherrscht, so lange dieser Staat besteht, hat in den letzten Jahrzehnten an Verschärfung zugenommen, so daß der Ausgang dieses Kampfes für den Bestand des belgischen Staates von größter Bedeutung werden muß.

Von französischer und wallonischer Seite wird seit Jahrzehnten die vlämische Bewegung als pangermanistisch gekennzeichnet, wobei unter pangermanistisch „alldeutsch" verstanden wird. Die Vlamen selbst weisen eine solche Bezeichnung mit aller Entschiedenheit zurück und nehmen zum Beweise dafür eine ablehnende Haltung gegenüber den Wünschen ihrer eigenen deutsch-belgischen Staatsangehörigen ein. Es gibt auch in Deutschland weite Kreise, die die Vlamen als ihre niederdeutschen Brüder betrachten und meinen, ihr Kampf sei ein Kampf deutschen Volkstums gegen das Franzosentum. Eine richtige Würdigung der Nationalitätenverhältnisse trifft man in Deutschland nur selten an. Seit den 90er Jahren ist darüber nichts Zusammenhängendes geschrieben worden; eine historische, zusammenfassende Darstellung fehlt ganz. Was sich in allgemeinen Werken findet, ist oft ungenau oder schief.

---

*) Am 28. November 1913 habe ich über dieses Thema in der Leipziger Akademischen Ortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Auslande gesprochen. Für den vorliegenden Artikel ist die Form des Vortrages im wesentlichen beibehalten worden. Doch habe ich an Stellen, wo ich im Vortrage wegen Kürze der Zeit nur andeuten konnte, hier im Abdruck einige Erläuterungen in den Anmerkungen hinzugefügt. Auch ist die notwendigste Literatur angegeben worden.

Eine objektive Darstellung der Nationalitätenkämpfe fehlt aber selbst in Belgien. Die zusammenfassenden Darstellungen, die in den letzten Jahren erschienen sind, haben sich von dem Parteistandpunkt des Verfassers nicht frei machen können. So schreibt der liberale Vlame Fredericq, Universitätsprofessor in Gent, in seinem niederländisch geschriebenen „Abriß der vlämischen Bewegung"*): „Um unser Volk zu retten und in den Strom der modernen Kultur zurückzubringen, muß die vlämische Bewegung nicht nur vlämisch in der Sprache sein, sondern auch freisinnig in der Richtung. . . . . Sonst kann sie uns wohl bewahren vor dem unglücklichen Verfall unserer Sprachverwandten in Französisch-Flandern und uns selbst zu dem gesünderen Leben der klerikalen (holländischen) Brabanter und Limburger zurückbringen; aber sie wird uns nicht verhelfen können zu dem Stand der Besten unseres Stammes, den wahren Niederländern in Amsterdam und im Haag." Der liberal gesinnte wallonische Universitätsprofessor Wilmotte**) aus Lüttich sprach dagegen in einem Kurse über den französischen Kultureinfluß in Belgien, den er im Jahre 1912 an der Pariser Universität hielt: „Der deutsche Einfluß hat niemals aufgehört, sich in die vlämische Bewegung zu mischen, die aus dem Pangermanismus entstanden ist und in diesem ihre Kraft und Berechtigung findet." Und weiter: „Rechnen wir nicht zu sehr auf den Widerstand der Wallonen, den sie einer preußischen Eroberung entgegensetzen werden. Wenn Frankreich seine Stellung in Belgien behaupten will, muß es sich ganz auf sich selbst verlassen, auf die Vervollkommnung seiner Industrie, den Zauber seiner Kunst und seines Geschmackes und auf die Quellen seiner geistigen Ueberlegenheit." In dem dritten Buch, das die vlämische Bewegung zusammenfassend behandelt und dessen Verfasser Daumont***), ein Wallone, der vlämischen Bewegung günstig gesinnt gegenübersteht, heißt es: „Welche Wendung auch immer die vlämische Bewegung in der Zukunft nehmen wird, die katholische

---

*) **Paul Fredericq**: Schets eener geschiedenis der Vlaamsche Beweging, 3 deelen, Gent, 1906, 1908 u. 1909; III, S. 441.

) **M. Willmotte: La culture française en Belgique, Paris, 1912, S. 161 ff. Ich verweise noch auf das frühere Buch desselben Verfassers: La Belgique morale et politique (1830—1900), Paris 1902.

***) **F. Daumont**: Le Mouvement Flamand I: Ses raisons d'être; 2 vol., Bruxelles, 1912; II, S. 316. — Die beiden Werke von Fredericq und Daumont sind sehr umfassende Materialsammlungen; jenes ist reichhaltiger, dieses hat den Stoff mehr verarbeitet. Ein Verzeichnis aller den Nationalitätenkampf in Belgien berührenden Schriften, Broschüren und Artikel findet sich in der großen Bibliographie von **Th. Coopman** en **Jan Broeckaert**: „Bibliographie van den Vlaamschen taalstrijd"

Sache wird immer den Haupteinsatz im Kampfe bilden. Mögen alle katholischen Belgier: Vlamen wie Wallonen, überzeugt sein, daß die vlämische Frage ganz und gar mit der katholischen Partei verknüpft ist, daß früher oder später sie gezwungen sein werden, diese Frage vollständig in ihrem Sinne zu lösen oder sie gegen sich lösen zu lassen." Und schließlich noch die Auffassung, die der über Belgiens Grenzen weithin bekannte Dichter Maeterlink ausgesprochen hat, ein geborener Vlame aus Gent, der größtenteils in Frankreich lebt und nur französisch schreibt und spricht. Er äußerte im Figaro: „Die Partei der Flaminganten setzt sich zusammen aus einer Hand voll Agitatoren, die durch ihre niedere Geburt und eine mühselige Erziehung nicht die Fähigkeit erlangt haben, Französisch zu lernen. Ihre Unwissenheit hat sich in Haß verwandelt; und indem sie eine Sprache verachten, die sie selbst lächerlich macht, wenn sie versuchen, sie zu sprechen oder zu schreiben, haben sie aus verschiedenen Volksdialekten eine Art von Sprache geschaffen, die anmaßend, barock und ohne Entwicklungsfähigkeit ist, und die nicht einmal verstanden wird von denen, denen sie als Muttersprache vorgesetzt wird, und die die wirklichen vlämischen Dichter und die Holländer mit verdientem Spott überschütten. Von einer Seite werden sie unterstützt, von der vlämischen Geistlichkeit, die die unwissendste Geistlichkeit überhaupt ist."*) Soviel Urteile, soviel Verschiedenheiten.

Um ein Verständnis der vlämischen Bewegung zu gewinnen, müssen wir ihre Entstehung und Entwicklung historisch betrachten. Zu diesem Zweck muß die ganze innere Geschichte Belgiens im 19. Jahrhundert herangezogen werden, das Verfassungs-, Verwaltungs- und Rechtsgebiet, wie das der militärischen Entwicklung, vor allem aber das Gebiet der Erziehung, Kunst, Literatur und die Stellung der politischen Parteien wie der Kirche zum Staat.

Es soll nicht meine Aufgabe sein, auch nur annähernd den Versuch zu machen, eine Seite dieser verschiedenen Gebiete zu erschöpfen; wird doch für einen Ausländer ein restloses Verständnis dieser Dinge überhaupt unmöglich sein. Ich will vielmehr ver-

---

I (1784—1844), II (1845—1852), III (1853—1860), IV (1861—1867), V (1868—1872), VI (1873), VII (1874—1878), VIII (1879—1882), Ausgabe der Kgl. Vlämischen Akademie in Gent, 1904 ff. Ein Verzeichnis der hauptsächlichsten Bücher, Broschüren, Zeitschriften und Tageszeitungen auch bei Fredericq III, S. 443 ff. und bei Daumont II, S. 324 ff.

*) Daumont a. a. O. I, I—II.

suchen, aus der Fülle der Ereignisse in diesem Kampfe einige Fäden aufzudecken, die uns vielleicht zu einer objektiven Betrachtung führen können.

I.

Die Sprachgrenze zwischen dem vlämischen und wallonischen Volksstamm geht fast in gerader Linie von Osten nach Westen, ungefähr auf dem Breitengrade von Aachen über Visé, südlich von Maastricht, weiter durch die Provinz Brabant, südlich von der Hauptstadt Brüssel nach Westen bis zur Landesgrenze; von dort wendet sie sich nach Frankreich hinein, nach Südwest bis in die Gegend von Aire, um von da nach Nordwesten umzubiegen und bei Dünkirchen die Küste zu erreichen. Vlämisch sind demnach, abgesehen von einigen eingestreuten Enklaven, die Provinzen Limburg, Antwerpen, Ost- und Westflandern sowie die beiden Arrondissements Brüssel*) und Löwen, wallonisch der Süden von Brabant und die Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich und Luxemburg. Von den belgischen Staatsangehörigen gehören rund vier Millionen dem vlämischen, rund drei Millionen dem wallonischen Volksstamm an; die Deutschen machen noch nicht 100000 aus.**) Von den vier

*) Die Stadt Brüssel ist sprachlich geteilt, wie überhaupt in den Städten der vlämischen Provinzen eine starke Anzahl französisch sprechende Bewohner vorhanden ist, die ihrer Abstammung nach Vlamen sind.

**) Von den belgischen Staatsangehörigen konnten 1900 sprechen:

Nur Französisch	2 574 805
Nur Vlämisch	2 822 005
Französisch und Vlämisch	801 587
Nur Deutsch	28 314
Vlämisch und Deutsch	7 238
Französisch und Deutsch	66 447
Alle drei Sprachen	42 889
	6 343 285
Kinder unter 2 Jahren	350 263
Gesamtbevölkerung	6 693 548

Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß Wallonen nur in ganz seltenen Fällen vlämisch lernen, sowie, daß die Geburten- und Kinderzahl in den vlämischen Gegenden überwiegt, kommt man bei vorsichtiger Verteilung der doppelsprachigen Elemente zu dem Ergebnis, daß 3800000 den vlämischen, 2800000 dem wallonischen Volksstamme angehören, während ca. 100000 sich auf andere Stämme (größtenteils Deutsche) verteilen. Siehe die genaue Berechnung unter sorgfältiger Berücksichtigung aller lokalen Verhältnisse von H. **Meert** in der Zeitschrift „Neerlandia" 1904, S. 66 ff. Für das Jahr 1907 nahm Fredericq (III, 426, Anm. I) 4056000 Vl. und 3185000 W. an. — Das germanische Element überwiegt auch in der Zahl der Ausländer; 1900 gab es in Belgien: 63923 Niederländer, 56576 Franzosen, 53578 Deutsche, 10417 Luxemburger, 5748 Briten, 3543 Italiener, 2991 Oest.-Ung., . 2351 Russen, 2231 Schweizer, 4523 Angehörige anderer Staaten. — Das Verhältnis der Rassen hat sich bisher nicht verschoben; 1910 betrug die Gesamtbevölkerung 7423784.

Millionen Vlamen verstehen fast drei Millionen überhaupt nicht die französische Sprache, von den drei Millionen Wallonen verstehen die vlämische Sprache höchstens nur der sechste Teil, 500 000. Obwohl also über die Hälfte der Bewohner Belgiens germanischer Rasse sind, und obwohl fast die Hälfte der Bewohner die französische Sprache überhaupt nicht kennt, wurde der Belgische Staat vom Jahre seiner Entstehung ab, von 1830 an, nur französisch regiert. In diesem Gegensatz der Regierungssprache zur Sprache des überwiegenden Volksteiles liegt die Hauptveranlassung zur vlämischen Bewegung. Die Gründe zu dieser Erscheinung liegen jedoch noch weiter zurück.*)

In den vlämischen Provinzen hat sich eine reiche Geschichte abgespielt, und sie sind der Schauplatz einer hohen Kultur gewesen. Schon im 12. Jahrhundert besaßen die Vlamen eine eigene Literatur. Der Schöpfer der ritterlichen Poesie und Begründer des höfischen Epos, der Vorgänger Hartmanns von Aue und der Lehrmeister Wolframs von Eschenbach, war ein Vlame: Heinrich von Veldecke aus der Nähe von Maastricht. Bis in das 16. Jahrhundert hinein waren die vlämischen Provinzen tonangebend für die höhere Kultur Mitteleuropas. In ihren Städten bewundern wir noch heute Bauwerke, die zu dem Feinsten und Großartigsten gehören, was kirchliche wie weltliche Baukunst des 14., 15. und 16. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Und der Ruhm der vlämischen Maler und Malerschulen verlieh dem Lande noch weiteren Glanz. Im Gegensatz zu den vlämischen Gebieten haben es die wallonischen Landesteile niemals zu einer selbständigen Kultur und Literatur gebracht; sie haben von Anfang an unter dem kulturellen Einfluß der stamm- und sprachverwandten Franzosen gestanden. Nur als kühne Soldaten und tapfere Heerführer erwarben sie sich Ansehen.

Die hohe, vlämische Kultur brach mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts jählings ab. Politische und religiöse Kämpfe, spanische Zwangsherrschaft und kirchliche Inquisition vernichteten eine der blühendsten und reichsten Gegenden Europas, drückten eine arbeitsreiche, lebens- und genußfreudige Bevölkerung von hohem Intellekt zu einer der verachtetsten und elendesten hinab. Soweit in den blutigen Kämpfen dieser Zeit nicht die bedeutendsten Köpfe der Vlamen ihr Leben hatten vorzeitig verlieren müssen, wanderten sie aus. Zu Tausenden und Zehntausenden verließen die besten

*) Auf die Stellung der Deutsch-Belgier wird in diesem Aufsatz nicht eingegangen.

Familien ihre Heimat, um sich nach England, nach Deutschland, vor allem aber nach den freien nördlichen Niederlanden zu wenden. Was an Bildung und Kultur übrig blieb, ging in den folgenden Kämpfen zugrunde; Kriegsschauplatz blieben diese Gebiete ja bis in das 19. Jahrhundert hinein; auf die spanische Herrschaft folgte die österreichische, auf diese die französische.

In dem Zusammenbruch der vlämischen Kultur am Ausgang des 16. Jahrhunderts liegt die letzte Ursache für die heutige vlämische Bewegung. Denn diese ist nicht nur ein Kampf um Erhaltung der Muttersprache, sondern ein Kampf um Anteilnahme an den Segnungen einer neuen Kultur; die Muttersprache gilt nur als Mittel, um dieses Ziel zu erreichen.

II.

Die Muttersprache war dem vlämischen Volke auch nach dem 16. Jahrhundert belassen worden. Zwar war schon seit der burgundischen Zeit Französisch die Sprache des Hofes und des Adels und dann auch der Patrizier geworden*); und im 18. Jahrhundert, als das Französische überall in Europa die Sprache der Bildung wurde, drang es noch tiefer in die bürgerlichen Kreise ein; die große Masse der Bauern und Handwerker jedoch kannten nur ihre Muttersprache, das Vlämische; und keine Regierung versuchte dies zu ändern. Erst die französische Herrschaft unter Napoleon tat hier den letzten radikalen Schritt. Mit einem Schlage wurde die vlämische Sprache verboten, selbst im Privatleben, in Testamenten, Rechnungen usw.; Straßennamen und Ladenschilder wurden französisch; vlämische Zeitungen durften nicht mehr erscheinen. In den 20 Jahren französischer Herrschaft fand auf diese Art französische Sprache auch Eingang in die Kreise der Handwerker und Arbeiter in den Städten. Die große Masse der Bauern aber Französisch zu lehren, gelang nicht. Ihr kultureller Tiefstand war selbst dazu zu groß. Sie lebten dumpf und stumpf dahin, wie in den Jahrhunderten vorher; zu Hause und bei der Arbeit sprachen sie ihre vlämischen Dialekte, beinah in jedem Ort verschieden vom Nachbarort; was sonst um sie vorging, bekümmerte sie nicht; Schreiben und Lesen waren

*) **Pirenne**: „Geschichte Belgiens", übersetzt von Arnheim, I, 164 ff. und 364 ff. Siehe auch: **Salverda de Grave**: **Taalbetrekkingen van Nederland tot Frankrijk. (Handelingen en mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden)** 1912, S. 48 ff.

Künste, die so gut wie niemand verstand; was sie zu wissen brauchten, dafür sorgten der Pastor und die Priester.

Von einem Gefühl der Unerträglichkeit der französischen Fremdherrschaft ist bei den Vlamen nichts zu spüren; sie waren ja solange von fremden Herren regiert worden; es war ihnen gleichgültig, wer diese waren. Und die intellektual höher stehenden Kreise sahen in Frankreich das Land der Kultur und waren eher stolz darauf, ihm anzugehören, als daß sie für eine Befreiung sich erregt hätten.

Es ist ein durchaus trübes Bild, das wir bei Betrachtung der Vlamen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erblicken: nur einmal erscheint ein leuchtender Funke in dem Dunkel der Unkultur, um ebenso schnell wieder zu erlöschen. 1788 forderte der Brüsseler Advokat Verloo in einer Broschüre, daß sein Volk sich auf sich selbst besinnen, daß es eine Nation werden müsse mit eigener Sprache, eigener Kultur und schließlich eigenem Staatsleben. Dies ist die erste Aeußerung eines Nationalgefühls unter den Vlamen; und in ihr finden wir schon Mittel und Ziel kurz umrissen. Aber erst 30 Jahre später stoßen wir auf eine zweite ähnliche Aeußerung vlämischen Volksbewußtseins. Immerhin beweist die Schrift von Verloo, daß das Gefühl von Eigenwert im stillen noch vereinzelt vorhanden war; es brauchte nur geweckt zu werden, um sich freier und weiter zu regen.

Der Fall Napoleons und die Aufrichtung des Königreichs der vereinigten Niederlande durch den Wiener Kongreß 1815 bewirkten eine vollständige Veränderung in dem Zustand der vlämischen Bevölkerung.

III

Als König Willem I. die Regierung übernahm, geschah dies ganz im Sinne der Bestrebungen, die wir im 19. Jahrhundert überall in Europa beobachten können. Er wollte nicht über ein Volk regieren, das ihm fremd sei; Volk und Herrscher sollten eins werden; Volk und Staat verschmelzen; das Volk sollte zur Nation, der Staat zum Nationalstaat werden. Der Charakter dieses Nationalstaates konnte aber nur niederländisch sein, da Vlamen und Holländer mehr als ⅔ der Bevölkerung ausmachten. So errichtete er, wesentlich unterstützt durch seinen Minister Falck, in den neuen Landesteilen drei niederländische Universitäten in Gent, Löwen und Lüttich, sorgte für Ausbreitung und Verbesserung des Volks- und Mittelschulwesens, stellte

die Muttersprache in allen offiziellen Dingen wieder her und förderte die niederländische Literatur in den vlämischen Gegenden. Das wallonische Element wurde bewußt zurückgedrängt, alle einflußreichen Posten, auch in den wallonischen Provinzen, mit Holländern besetzt und versucht, nordniederländischer Sprache und Kultur im ganzen Lande Eingang zu verschaffen. Das Vorgehen der holländischen Regierung war durchaus radikal und oft ungeschickt. Es war deshalb natürlich, daß die Wallonen sehnlichst den Tag erwarteten, an dem sie sich von der verhaßten Herrschaft befreien könnten. In diesem Bestreben kamen ihnen die Vlamen entgegen. Belgien war ganz katholisch; die Kirche sah in der Herrschaft der Holländer die Verkörperung des Ketzertums; und als der Staat daranging, der Kirche den Einfluß auf dem Gebiet des Schulwesens zu nehmen, trieb die katholische Kirche die vlämische Bevölkerung zum Widerstand. Das Konkordat, das die holländische Regierung 1827 abschloß, konnte die Gemüter nicht mehr beruhigen. Als die Julirevolution ihre Schatten nach Belgien warf, kam es zum Aufstand. Die liberalen Wallonen und die klerikalen Vlamen hatten sich zur Union vereinigt. Wallonen und Vlamen Hand in Hand beseitigten die nordniederländische Herrschaft. Von Stammesgefühl war bei den Vlamen nichts zu merken. Die religiösen Gegensätze zwischen Vlamen und Holländern überwogen 1830 die Rassengegensätze zwischen Vlamen und Wallonen.

Wir werden noch sehen, welche segensreiche Bedeutung trotzdem die 15 Jahre holländischer Herrschaft für die vlämische Bewegung gehabt haben. Wir müssen aber auch betonen, daß die Schärfe des Nationalitätenkampfes, der nun ausbrach, durch das zu schroffe Vorgehen der Nordniederländer während dieser Zeit mit verursacht worden ist.

IV.

Mit dem neuen Staate Belgien wurden die Zustände unvermittelt in das Gegenteil umgekehrt. Was bisher niederländisch gewesen war, wurde jetzt französisch. Die Beamtenstellen wurden im ganzen Lande fast ausschließlich mit Wallonen besetzt; vlämische Sprache und Unterweisung kamen außer Gebrauch. Die Sprache der Vlamen lebte nur noch in den Dörfern und im Hause; gedruckt wurde sie nur in Büchern, die dem katholischen Gottesdienst und der kirchlichen Propaganda dienten.*)

*) Z. B.: „Der himmlische Palmenhof, bepflanzt mit Gebeten, Uebungen und Litaneien"; „Isidorus, der gottesfürchtige Landmann"; „Elisa, oder

Verboten wurde die Sprache allerdings nicht. Artikel 23 der Verfassung vom 7. Februar 1831 bestimmte: „Der Gebrauch der in Belgien gesprochenen Sprachen ist frei."*). Auf Grund dieses Artikels forderten später die Anhänger der vlämischen Bewegung, ihre Sprache gleichberechtigt neben der französischen gelten zu lassen. Die Regierung andererseits und die Wallonen stützten sich gerade auf diesen Artikel, wenn sie behaupteten, ein Zwang, beide Sprachen zu gebrauchen oder in bestimmten Gegenden die dort herrschende Volkssprache anzuwenden, sei in der Verfassung nicht ausgedrückt. Die Regierung vertrat weiter den Standpunkt, „daß es unmöglich sei, einen offiziellen niederländischen Text der Gesetze und Verordnungen herauszugeben, weil die Sprachen der Einwohner von Provinz zu Provinz, ja von Distrikt zu Distrikt stark voneinander abwichen". Die große Masse des vlämischen Volkes verstand die niederländische Sprache noch nicht; der Mittelstand schämte sich seines Dialektes im Verkehr mit den Holländern und versuchte deshalb lieber gebrochenes Französisch zu sprechen, eine Erscheinung, die auch heute noch nicht überwunden ist.

Jetzt zeigten sich aber die Folgen der holländischen Herrschaft von 1815—1830. Diejenigen, die ihre Bildung der nordniederländischen Erziehung an den Universitäten in Gent, Löwen und Lüttich**) verdankten, erhoben ihre Stimmen. Eine literarische Gesellschaft in Gent und eine Studentenverbindung in Lüttich waren die Mittelpunkte für die Bestrebungen, die dem vlämischen Volke die Kenntnis der niederländischen Sprache vermitteln wollten, um ihm dadurch den Zugang zur modernen Kultur zu eröffnen. Die nationale Idee des 19. Jahrhunderts tritt im Vlamenlande in diesen Leuten zuerst zutage; sie sind die Ersten, die bewußt eine vlämische Bewegung einleiten als direkte Folge der Umwälzung von 1830. Ihr Führer wurde Jan Frans Willems, der wie vor 1830 auch jetzt seine niederländische Gesinnung nicht verbarg. Er gab 1834 „Reinaert de Vos" nach der ältesten Vorlage heraus und knüpfte damit an die vlämische

die Folge des Lesens schlechter Bücher" usw. Siehe **F. A. Snellaert: Vlaemsche Bibliographie of lijst der Nederduitsche boeken van 1830 tot 1855 in België uitgegeven, 1857**; auch Fredericq, I, S. 10—11.

*) „L'emploi des langues usitées en Belgique est facultatif; il ne peut être réglé que par la loi et seulement pour les actes de l'autorité publique et pour les affaires judiciaires". Die Verfassung ist abgedruckt bei Bernheim: Auswahl europäischer Verfassungsurkunden von 1791—1871, 1910, S. 66 ff.

**) Durch die Professoren Schrant in Gent, Meyer und Visscher in Löwen und Kinker in Lüttich.

Literatur des 13. Jahrhunderts wieder an. Sein Vorwort dazu galt als Manifest der neuen Bewegung.*) Willems und seine Freunde begannen die Muttersprache zu untersuchen. Seitdem wird bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Artikeln, Broschüren und Vorträgen den vlämischen Sprachpartikularisten wie vor allem den Franzosen und Wallonen gegenüber die Zugehörigkeit der vlämischen Sprache zur niederdeutschen Sprachgruppe betont. Dabei wird stets in den Vordergrund gerückt, daß das Vlämische mit dem Neuhochdeutschen direkt nichts gemein habe, ebensowenig wie die anderen Sprachzweige der niederdeutschen Sprachgruppe, das Altsächsische und Plattdeutsche, das Friesische, das Angelsächsische, das Holländische. Vielmehr sind Vlämisch und Holländisch Schwestersprachen, beide dem niederfränkischen Dialekt entsprossen; und die beide Dialekte vereinigende Sprache ist das Neuniederländisch, ebenso wie das Neuhochdeutsche über den verschiedenen Dialekten deutscher Landschaften steht. In der niederländischen Sprache müssen also die Vlamen erzogen werden, um ihnen Anteil an der modernen Kultur zu gewähren. Das ist eine Hauptforderung der vlämischen Bewegung.

Der Anstoß war von der Seite der Wissenschaft gekommen. Daneben traten als Führer des Volkes die jungen Dichter auf, die in der Zeit von 1815—1830 ihre ersten Erfolge errungen hatten. Die alten „rederijkerskamers", lokale Vereinigungen zur Pflege des Schauspiels, waren niemals ganz verschwunden; jetzt gewannen sie neues Leben. Romantische Ideen fanden Eingang bei ihnen. Der historische Sinn wurde erweckt, die Begeisterung für die große Geschichte ihrer Vorfahren, wovon Hunderttausende ihrer Stammesbrüder nichts mehr wußten, wurde in diesen Kreisen lebendig. Aus ihnen ging der erste große Roman hervor, der eine neue vlämische Literatur nach einem Stillstand von mehr als 200 Jahren einleitete. Hendrik Conscience schrieb 1837 seinen Roman: „Im Wunderjahr 1566". In leidenschaftlicher Sprache schilderte er den Freiheitskampf gegen spanische Herrschaft und römisch-katholische Inquisition und erweckte zuerst in seinem Volke das Gefühl von Stolz auf die Taten früherer Geschlechter. In derselben Zeit erschienen die ersten Verse von van Rijswijck in Antwerpen; in Gent traten Prudens van Duyse und Ledeganck als Dichter von Bedeutung auf. Die vlämische Literatur war neu geboren.

---

*) 1835 erschien: **J. B. Cannaert: „Bijdragen tot de Kennis van het oude strafrecht in Vlaenderen"**, das den historischen Sinn im Rechtswesen erweckte.

Als erster Erfolg der neuen Bewegung ist eine Petition anzusehen, die, von 100 000 Vlamen unterschrieben, im Jahre 1840 verlangt, daß in den vlämisch sprechenden Provinzen Verwaltungs- und Gerichtssprache das Vlämische werden soll, daß eine Vlämische Akademie oder wenigstens eine vlämische Abteilung an der Brüsseler Akademie errichtet und daß die niederländische Sprache an der Genter Universität und an den Staatsschulen dieselben Rechte wie das Französische genießen solle.

Es war das erste weithin sichtbare Zeichen einer großen vlämischen Bewegung, das sowohl in Belgien als auch in Frankreich und Deutschland Aufsehen erregte, wenn die Petition selbst auch in der Kammer so gut wie keine Beachtung fand.

Die Kreise, von denen die vlämische Bewegung ausgegangen war, waren ihrer politischen Weltanschauung nach überwiegend liberal und antiklerikal gesinnt gewesen. Im Laufe der 30er Jahre hatte sich nun in den politischen Verhältnissen eine Aenderung vollzogen. Die Union von Liberalen und Klerikalen mußte sich notwendigerweise auflösen, als die liberale Regierung an den Ausbau des neuen Staatswesens ging. Um dieselbe Zeit nun sah sich die klerikale Partei durch die neue vlämische Bewegung in ihrem eigenen Lager bedroht. Mit großem Geschick wußte sie sich an die Spitze dieser Bewegung zu bringen, um sie in ihrem Sinne zu lenken, die liberalen Regungen im Vlamenlande zu unterdrücken und doch zugleich die ganze Bewegung als Kampfsmittel gegenüber der herrschenden wallonischen Rasse zu haben. Die Zahl der Anhänger der neuen vlämischen Bewegung war noch nicht groß. Glückte es, die Führer zu gewinnen, so war das Ziel erreicht. Und tatsächlich gelang es, Conscience in den Schoß der klerikalen Partei zurückzuführen, so daß er in der zweiten Ausgabe seines Romans „Im Wunderjahr 1566" alle Stellen, die sich gegen die Inquisition und die Herrschaft der römischen Kirche gerichtet hatten, ausmerzte. In dieser Form ist der Roman dann fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden. Andere Werke von sich stellte Conscience direkt unter die geistliche Zensur. „Consciences Verrat", wie seine Handelsweise später genannt wurde, wirkte auch auf die anderen Dichter ein. Objekt ihrer Dichtungen war nun nicht mehr die Heldenzeit des vlämischen Volkes im 16. Jahrhundert: man wandte sich den Sittenschilderungen der Bauern zu, die alle gut katholisch geblieben waren. Auch gelang es der Geistlichkeit, die überhaupt erste vlämische Tageszeitung, die 1844 erschien, in ihre Hände zu bekommen, nachdem diese Zeitung, die Annäherung an Deutsch-

land in geistiger Beziehung predigte, in finanzielle Bedrängnis geraten, aber auf ihr Ansuchen hin vom preußischen Gesandten in Brüssel keine Unterstützung erhalten hatte. Der Erzbischof von Mecheln, seitdem ihr geistiger Leiter, ließ sie 1845 eingehen.

So hatte der Klerikalismus die vlämische Bewegung an sich gerissen. Damit geriet sie jedoch ins Stocken; nordniederländische Kreise sahen darin überhaupt ihren Untergang. Die wenigen liberalen Elemente verloren ihren Anhang, zumal sich jetzt ein Streit über die Rechtschreibung erhob, der sich in der Hauptsache darum drehte, daß vlämische Taalpartikularisten, d. h. Sprachpartikularisten, die Bezeichnung ae, ue und y für das lange a, u und den Laut ij beibehalten wollten. Einen Erfolg zeitigten diese Jahre aber doch: das vlämische Volk lernte seine eigene und die niederländische Sprache lesen.

In denselben 40er Jahren beobachten wir eine Annäherung an Deutschland, die heute immer von den Gegnern fälschlicherweise als Ausgangspunkt der Bewegung angesehen wird. Von katholischen Kreisen ging diese Annäherung aus. Der Erzbischof von Breslau übersetzte Consciences ersten Roman; in Köln und Brüssel fanden deutsch-belgische Sängerfeste statt; die Studenten von Bonn und Löwen feierten Verbrüderungsfeste; Conscience wurde der Rote Adlerorden verliehen; 1844 war es auch zu einem Handelsvertrage gekommen, während Belgien bisher wirtschaftlich ganz von Frankreich abhängig gewesen war. In Gent hielten die Deutschen Wolf und Hofmann von Fallersleben Vorlesungen; auch erschien 1845—47 eine Zeitschrift, „De Broederhand", die für eine deutsch-belgische Annäherung eintrat.

Mit den Revolutionen des Jahres 1848 aber und dem damals in Deutschland überall auftretenden Strome freiheitlicher Ideen hörten die engeren Beziehungen der klerikalen vlämischen Partei zu Deutschland auf. Später ist eine solche Annäherung noch einige Male versucht worden in den 60er, 70er und 80er Jahren; immer jedoch bewirkten die verschiedenen Auffassungen in der Stellung des Staates zur Kirche ein schnelles Erkalten dieser Beziehungen. Außerdem hatte die vlämische Bewegung Fühlung nach einer anderen Seite hin gewonnen, die ihr verwandter war als Deutschland.

V.

Um dieselbe Zeit nämlich, Ende der 40er Jahre, als die klerikalen vlämischen Elemente von Deutschland abrückten, näherten

sich die liberalen Kreise, die im Stillen weiter gearbeitet hatten, sowie die Kreise der Wissenschaft dem holländischen Bruderstamme: man begann bei ihnen das Jahr 1830 zu vergessen.*) Im Jahre 1849 trat der erste Kongreß für Sprach- und Literaturkunde von Nord und Süd zusammen. Sein Programm umfaßte:

„Alle Punkte, welche die Erhaltung des niederdeutschen Stammes zum Ziel haben, insbesondere: niederländische Sprache und Literaturkunde, Geschichte, Theater, Gesang und Musik, niederländischen Buchhandel sowie alle wirtschaftlichen Dinge, die unmittelbar mit der sittlichen Entwicklung in Zusammenhang stehen.“ Politische und soziale Dinge sollten nicht ausgeschlossen werden; aber man sollte „die nötigen Maßregeln treffen, daß die religiöse und politische Verträglichkeit nicht gestört würde“.

Es war das Erwachen des Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit von Vlamen und Holländern. Unter donnerndem Beifall konnnte Snellaert, der Begründer des Kongresses, am Schlusse ausrufen: „Es gibt eine Volkseinheit und eine Staatseinheit. Die letztere ist das Werk der Menschen, die erstere das Werk von Gott. ..... Die Großmächte sind machtlos, Brüdervölker zu scheiden, die aus einem Stamm gesprossen und durch eine Sprache verbunden sind.“

Diese Kongresse fanden und finden noch abwechselnd in Holland und Belgien statt bei einer durchschnittlichen Teilnehmerzahl von 300 Mitgliedern, die aus Universitätsprofessoren, Schriftstellern, Buchhändlern und Lehrern besteht. Sie bringen den Norden und Süden näher zusammen und sorgen für große wissenschaftliche Unternehmungen; um nur ein Beispiel zu nennen: ihnen ist das große „Wörterbuch der niederländischen Sprache“ von M. de Vries und L. A. te Winkel zu verdanken (seit 1864), woran Holländer und Vlamen gemeinsam arbeiten.**)

Neben diese Kongresse, die die wissenschaftliche Grundlage der vlämischen Bewegung schaffen, sind andere Einrichtungen getreten, die sich direkt an die Masse des Volkes wenden. 1851 wurde der Willems-Fonds gegründet, der durch Volksvorträge und Errichtung von Volksbibliotheken dem Volke tiefere Bildung zu verschaffen

*) Die erste offizielle Zusammenkunft der regierenden Häupter von Belgien und den Niederlanden, Leopolds II. und Willems III., fand in Lüttich am 19. 10. 1861 statt. Die Septemberfeste, Erinnerungsfeste an die belgische Umwälzung von 1830, wurden erst 1880 abgeschafft.

**) Diese Kongresse haben auch die später angenommenen Regeln der Rechtschreibung aufgestellt.

sucht. Er verbreitete sich sehr rasch und hatte große Erfolge.*) Seit den 60er Jahren wurde er von Vuylsteke unter dem Motto, daß das Volk geistige Nahrung noch mehr nötig habe als Brot, vollständig in liberalem Sinne geleitet.**)

Dies rief die klerikalen Kreise wieder auf den Plan. Die Bewegung, die sie in den 40er Jahren in ihre Hände bekommen hatten, schien ihnen zu entgleiten. Deshalb gründeten sie 1875 ein Konkurrenz-Unternehmen im David-Fonds. So entstand das dritte Kampfmittel in der vlämischen Bewegung. Zugleich aber war der Gegensatz liberal und klerikal innerhalb der Bewegung zum sichtbaren Ausdruck gelangt. Der Rassenkampf gegen die Wallonen vermengte sich mit politischen Weltanschauungskämpfen. Beide Einrichtungen, Willemsfonds und Davidsfonds, fanden bis 1884 Zunahme und Ausbreitung. Beide wirkten segensreich durch Verbreitung vlämischer Sprache und Literatur. Seitdem aber ging der Willemsfonds rasch zurück und sank bis unter die Hälfte seiner Mitglieder von 1884 (erst seit 1903 ist ein langsames Aufsteigen wieder zu bemerken), während der Davidsfonds emporschnellte und heute fast dreimal soviel Mitglieder zählt als der Willemsfonds. 1884 waren nämlich die Klerikalen zur Herrschaft in Belgien gekommen und hatten Hunderte von freisinnigen Volksschullehrern abgesetzt. Wer seine Stellung behaupten wollte, mußte aus dem Willemsfonds austreten. Trotzdem scheint der Willemsfonds für die vlämische Bewegung mehr geleistet zu haben, wenn man die Zahl der veröffentlichten Bücher und Broschüren betrachtet (290:150); auch in der Zahl der ausgeliehenen Bücher überschreitet er mit rund 50 Tausend die des Davidsfonds um das Doppelte.***)

---

*) Bis 1871 hatte er schon 65 Volksbibliotheken errichtet. Auch sorgte er für Verbreitung des Volksgesanges und niederländischer Musik, wobei er von dem ersten großen vlämischen Komponisten Peter Benoit aufs lebhafteste unterstützt wurde.

**) Vuylsteke war auch Geschichtsschreiber der Artevelde-Zeit; in den letzten Lebensjahren hat er am „Oorkondenboek van Gent“ gearbeitet. Durch Hinweis auf die Geschichte suchte er die Vlamen zum Liberalismus zu bekehren. 1908 wurde ein Julius Vuylstekefonds errichtet mit 26800 Fr. Kapital. Von den Zinsen, 750 Francs, sollen jährlich ein oder mehrere freisinnige Volksbücher herausgegeben werden. Die Klerikalen versuchten Aehnliches in dem de Potterfonds; er brachte es aber nur auf 6000 Fr.; und der Hugo Verriestfonds 1906 hat noch weniger aufgebracht.

***) 1907 hatte der Willems-Fonds 2476 Mitglieder in 40 Abteilungen, der David-Fonds 6336 in 72 Abteilungen; die Abteilungen des W.-F. sind fast nur in den Städten, von den 72 des D.-F. sind 41 auf dem platten Lande; der D.-F. hat auch Abteilungen im wallonischen Teile von Belgien. Hier lebten 1908 122500 Vlamen; sie waren größtenteils arme Minen-

Als vierte Einrichtung, die für die kulturelle Hebung der Vlamen arbeitet, ist seit 1895 der „Allgemeine Niederländische Verband" hinzugekommen, der über allen Parteien steht.*) Er pflegt, ähnlich wie der Verein für das Deutschtum im Ausland, niederländische Sprache und Kultur überall in der Welt, wo Niederländer sind **) In einer ausgezeichneten Weise organisiert, gibt er eine sehr gut geleitete Monatsschrift, „Neerlandia", heraus, die die beste und zuverlässigste Quelle für die heutigen niederländischen Kulturbestrebungen ist.***) Die Gruppe Belgien dieses Verbandes umfaßt den Staat Belgien, Französisch-Flandern und den Kongostaat.†)

Neben diesen vier großen Organisationen stehen noch eine große Zahl lokaler künstlerischer, musikalischer und literarischer Vereinigungen, die für vlämische und niederländische Sprache und Kultur arbeiten. Ihre Ziele wie Mittel sind rein geistiger Art. Um aber im Kampf gegen die wallonisch-französische Herrschaft praktische, äußerlich deutlich sichtbare Erfolge zu erringen, konnte die Bewegung auf die Dauer sich einer politischen Wirksamkeit nicht entschlagen.

---

und Landarbeiter. Die katholische Kirche kümmerte sich zuerst um sie, da durch das Losreißen von Heimat und Muttersprache eine religiöse Verwilderung eingetreten war (Fredericq III, 373 ff.).

*) Eine solche Einrichtung wurde gleichzeitig unabhängig von einander in Chicago und in Gent gefordert. Hauptbegründer ist H. Meert, Professor am Athenäum in Gent, jetzt noch der Führer der Belgischen Abteilung. Der Hauptsitz des Verbandes ist heute in Dordrecht.

**) 1895 hatte er 67 Mitglieder, 1910: 13 000. An Büchereien unterhielt er 1910: 43 in Europa, 5 in Asien, 12 in Ost-Indien, 2 in Afrika, 16 in Nordamerika, 4 in Südamerika, 6 in West-Indien und 3 in Australien. (Neerlandia 1910, Nr. 10.)

***) Siehe für den vorliegenden Aufsatz besonders Jahrgang 8 (1904) Nr. 6 u. 7 (Het Land der Vlamingen).

†) Ihr Programm enthält:
1. Verbreitung der Kenntnis der Niederländischen Sprache, Literatur und Kunst.
2. Förderung des Niederländischen Theaters und der Niederländischen Musik.
3. Einrichtung vlämischer Kunst- und Literatur- oder Lesegesellschaften.
4. Abstellung der vlämischen Beschwerden durch Petitionen, öffentliche Versammlungen u. a. — Seit 1903 hat der Verband auch im Land der Wallonen Eingang gefunden, allerdings sehr langsam. Die Vlamen im Walenland gehören zum niedrigsten Proletariat; mit Vorträgen ist bei ihnen nichts geholfen, wenn nicht zuerst der materielle und sittliche Zustand gebessert wird; deshalb betonen die wenigen Abteilungen dort im Gegensatz zu den sonst rein geistigen Bestrebungen des Verbandes die Verbesserung der materiellen Lage als nächstliegendes Ziel.

VI.

Die beiden politischen Parteien der Liberalen und Klerikalen beachteten anfangs die kleinen Kreise der Vlaamschgezinden, d. h. der Anhänger einer vlämischen Bewegung, nicht. Erst kurz vor 1857 begann man sie bei den Wahlen als „un appoint sérieux“ zu betrachten; doch nach den Wahlen wurde dann weiter keine Rücksicht auf sie genommen.*) Da errichtete der liberale Vlame Buylsteke auf Veranlassung eines Deutschen, Friedrich Oetker, zuerst in Antwerpen eine vlämische politische Partei**), der es 1862 gelang, Antwerpen zu erobern.***) Es war der Sieg einer demokratischen Menge über die alteingesessene vlämische, aber durchaus französisch gesinnte Plutokratie. Der demokratische Charakter, der der vlämischen Bewegung überhaupt eigentümlich ist, kam mit dem Eintritt der Bewegung in das politische Parteigetriebe zum klaren Ausdruck. So bemerken wir neben den Gegensätzen vlämisch=wallonisch, liberal=klerikal auch den Gegensatz demokratisch=pluto= und aristokratisch. Diese Gegensätze bewirken ein wechselvolles und verwickeltes Spiel der Kräfte, in dem die vlämische Bewegung in verschiedene Bahnen gedrängt, gehemmt und vorwärts gestoßen wird, und das zu entwirren ebenso reizvoll wie mühevoll ist. Zu den Kreisen der Gelehrten und Künstler traten jetzt als Vorkämpfer die der Rechtsanwälte und Tagesschriftsteller.

Auf die Eroberung Antwerpens folgten bald die von Gent, Brüssel und Burgge. Seitdem gelang es, auch in die Provinzialvertretungen und schließlich in die Kammer und den Senat Flaminganten, d. h. Anhänger der vlämischen Bewegung, hineinzubringen. Darunter befanden sich Liberale wie Klerikale, Radikale wie Gemäßigte. Die Mehrzahl von ihnen gehörte der klerikalen Partei an. Dies ließ eine besondere liberale vlämische Partei†) erstehen, der es 1872 glückte, das Antwerpener Rathaus zu besetzen

*) Man hatte eine Kommission eingesetzt, die die vlämischen Beschwerden untersuchen sollte (Vlaamsche Grievencommissie); 1856 erschien von ihr ein über 150 Druckseiten langer Bericht (vom Allg. Nederl. Verbond 1906 neu herausgegeben unter dem Titel „Het Vlaamsch Programma“), der in radikaler Weise weitgehendste Wünsche vortrug, ohne auf die bestehenden politischen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen.

**) 1861 „Nederduitsche bond“ ohne liberale oder klerikale Schattierung; er sollte alle Vlämischgesinnten vereinigen. Schon 1845 hatte man dergleichen versucht, aber keine Zustimmung gefunden.

***) Seit 1866 ist Niederländisch die offizielle Sprache Antwerpens.

†) 1865 in Antwerpen der liberale „Vlaamsche Bond“ (auch „der jüngere Geusenbund“ genannt).

und auch in Gent erscholl von Buylsteke der Ruf „Klauwaard en Geus", d. h. Vlämischgesinnt und antipäpstlich.

Ein Umschwung trat auch hier mit dem Jahre 1884 ein, als die klerikale Partei die Regierung übernahm, um sie bis heute zu behaupten. 1886 war kein liberaler Vlaming mehr in der Kammer vertreten. Das Bild der Kammer wurde dadurch übersichtlicher. Es deckten sich Links mit Wallonisch und Rechts mit Vlämisch. Politische Gegensätze und Rassengegensätze schienen identisch geworden zu sein. Die klerikale Partei behauptete leicht ihre Sitze, indem sie den Wählern die liberale Partei kurzweg als „Le parti de la France" bezeichnen konnte. Die liberalen Wallonen andererseits waren erst recht gegen Erfüllung der vlämischen Wünsche, da sie Vlämisch und Klerikal als gleichbedeutend ansahen. Dieses Bild entsprach jedoch dem wirklichen Zustand keineswegs. Es gab eine ziemlich starke liberale vlämische Partei, die aber unter einer klerikalen Regierung bei dem herrschenden Wahlgesetz und der bestehenden Wahlkreiseinteilung nicht zu einer Vertretung gelangen konnte. Möglich wäre dies nur gewesen, wenn den Minderheiten Vertretungsrecht eingeräumt worden wäre. Dies schien bei dem Stimmenverhältnis in der Kammer zu Anfang der 90er Jahre durchführbar. Da aber die liberale Partei aus Wallonen bestand, stimmte der größte Teil von ihnen aus Rassenhaß mit den Klerikalen zusammen 1892 gegen einen hierauf zielenden Antrag. Dieses Ueberwiegen des nationalen Gegensatzes über den der politischen Weltanschauung wurde dem Liberalismus selbst zum Nachteil. Als nämlich zwei Jahre später, 1894, das Wahlrecht verallgemeinert und die Zahl der Abgeordneten erhöht wurde, vermehrten die Klerikalen ihre Stimmenzahl, da das niedere vlämische Volk ganz unter ihrem Einfluß stand; die Liberalen aber verloren ihre Sitze an die Sozialisten. Unter 152 Abgeordneten fanden sich nur 15 Liberale. Diese Niederlage öffnete ihnen die Augen. Im Bunde mit den Sozialisten drückten sie deshalb nach heftigen Debatten im Jahre 1899 das Proportionalsystem durch. Infolgedessen fiel die klerikale Majorität im nächsten Jahre von 48 auf 18. Nunmehr zogen auch liberale Vlamen in die Kammer ein; Vlamen und Wallonen sind seitdem in der liberalen Fraktion annähernd gleichmäßig vertreten. Für die vlämische Bewegung bedeutet dies einen großen Erfolg. Sie hat nun in beiden großen Parteien zahlreiche Anhänger. Hinzu kommt, daß auch die sozialdemokratische Partei, die 1885 auf dem politischen Kampffeld erschien, bald den starken

demokratischen Zug in der vlämischen Bewegung erkannte. Seit 1906 ist sie, obwohl überwiegend aus Wallonen des industriellen Südens bestehend, offen dem Programm der Flaminganten beigetreten. Und auch die vierte Partei, die durch das Proportionalsystem emporgekommen ist, die Christlich-demokratische, unterstützt die vlämischen Wünsche.*)

Es ist somit natürlich, daß die meisten und besten Siege der Flaminganten erst in der Zeit nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts und des Proportionalsystems erfochten worden sind.

VII.

Welche Erfolge hat nun die vlämische Bewegung zu verzeichnen?**)

Auf dem Gebiete des Verwaltungswesens und der Rechtspflege wurden die ersten Siege errungen. Das ist natürlich; denn dadurch, daß fast die Hälfte der Einwohner die Sprache der Regierung und der Gerichte und andererseits die Beamten und Richter das Volk nicht verstanden, kam es zu den größten Mißhelligkeiten, die sogar bis zum Justizmord führten. Als solche Fälle sich mehrten, mußte die Regierung und die herrschende wallonische Partei notgedrungen nachgeben. Der erste Antrag der Vlaamschgezinden in der Kammer wurde 1867 eingereicht, fand aber keine Annahme***); 1873 gelang es dann, das erste Sprachengesetz durchzubringen, das in den vlämischen Provinzen als Gerichtssprache in Strafsachen das Niederländische vorschrieb, wenn der Beschuldigte nachweislich kein Französisch verstand. 1878 brachte das zweite Sprachengesetz die niederländische Sprache auch in der Verwaltung der vlämischen Provinzen. 1888 und 1889 wurden die Sprachengesetze erweitert, 1891 auch auf die Berufungs-

*) Dabei bleiben die politischen Parteigegensätze stark; so wurde z. B. 1902 die 600 jährige Erinnerung an den „Guldensporenslag in Kortrijk" von den Vlamen dreimal gefeiert, von den Klerikalen, Liberalen und Sozialisten. — In der „Sporenschlacht" 1302 schlugen die Vlamen unter Anführung des Vorstehers der Wollweber in Brügge, Pieter de Koninck, das französische Heer Philipps IV., der die Freiheiten Flanderns hatte beseitigen wollen. Damals erscholl zuerst der Ruf: „Wat walsch is, valsch is". Der Jahrestag dieser Schlacht wird heute in den vlämischen Städten und Dörfern überall gefeiert; das ist erst möglich geworden, seitdem in den 30er Jahren Conscience durch seine historischen Romane das Volk mit der eigenen Geschichte bekannt machte.

**) Siehe außer den Werken von Fredericq, Daumont und Wilmotte die Zusammenstellung in „Neerlandia" 1910 Nr. 11 und 1911 Nr. 9; außerdem A. Prayon van Zuylen: De Belgische taalwetten (von 1873, 78, 83 u. 89), herausgeg. von der Kön. Vlämischen Akademie in Gent, 1892.

***) Man verlangte, daß in den vlämischen Provinzen niemand als Richter angestellt werden dürfe, der nicht die niederländische Sprache beherrsche.

gerichte in Brüssel und Lüttich ausgedehnt, 1907/08 aber erst für das Arrondissement Brüssel festgesetzt. Welche Gemeinden als vlämisch im Sinne der Gesetze anzusehen sind, ist jedoch bis heute noch nicht endgültig bestimmt.

1886 erhielten einige Münzen zweisprachige Prägung; 1887 wurde für die Briefmarken zweisprachiger Ausdruck vorgesehen (aber erst 1891 und 93 durchgeführt); 1888 wurden einige Banknoten doppelsprachig, 1891 auch die Wechsel und Handelseffekten.*) Seit 1894 dürfen Eide in beiden Sprachen abgelegt werden. Das Staatsblatt „Le Moniteur belge" erschien in den 80er Jahren wenigstens mit zweisprachigem Titelblatt; seit 1895 bringt es auch den Text in beiden Sprachen. Das Jahr 1898 schuf das erste Gesetz, das eine Doppelsprachigkeit für das ganze Land bestimmte; seitdem müssen nämlich alle Gesetze und Verordnungen auf Französisch und Niederländisch erscheinen.**) 1901 wurde beschlossen, allen Abgeordneten die Tagesordnungen und Berichte zweisprachig zuzustellen; aber erst 1907 ist diese Bestimmung wirklich durchgeführt worden. 1910 folgte der doppelsprachige Poststempel, 1911 das doppelsprachige Kursbuch.***)

Im Jahre 1884 hatte man versucht, die Sprachengesetze auch auf das Militärwesen auszudehnen†); aber erst 1897 und 1899 gelang es, den Offizieren in den vlämischen Provinzen im Verkehr mit den Truppen die Landessprache vorzuschreiben. Der letzte Erfolg auf diesem Gebiete war das Sprachengesetz des Jahres 1913; darin wird bestimmt, daß in allen Unteroffiziers- und Offiziersvorbildungsanstalten beim Eintritt ein Examen auf Französisch und Niederländisch abgelegt werden muß. Es sollen vom Jahre 1917 ab alle

*) 1879 waren doppelsprachige Straßennamen in Brüssel eingeführt worden; 1882 wurde das erste Mal ein Vlämischgesinnter, Karel Buls, Bürgermeister von Brüssel.

**) 1909 legte der jetzige König Albert den Eid auf die Verfassung in beiden Sprachen ab. — Während Leopold I. die vlämische Sprache noch nicht sprechen konnte, ließ er seine Kinder in beiden Sprachen unterrichten: Leopold II. verstand niederländisch, sprach es aber nur selten. Dagegen beherrschen jetzt die Mitglieder des Königshauses beide Sprachen und wenden sie auch beide an.

***) 1881 schon war es eingeführt, aber wieder abgeschafft worden.

†) Noch 1889 war Französisch ausschließlich die offizielle Sprache des Kriegsgerichts, obwohl damals von 13000 „Lotelingen" 7500 Vlamen und 5500 Wallonen waren; der Dolmetscher mußte von den Vlamen selbst bezahlt werden. Dabei war rechtlich das Gesetz von 1814, das die Niederländische Sprache vorschrieb, immer noch nicht abgeschafft. Erst 1899 wurde dies im neuen Militärstrafgesetzbuch geregelt.

Offiziere und Unteroffiziere, mit Ausnahme derjenigen, die jetzt schon Stellen innehaben, die Kenntnis beider Sprachen nachweisen.

Es sind das alles recht ansehnliche Erfolge. Sie wurden ruckweise erreicht; man kann beobachten, daß fast regelmäßig kurz vor neuen Wahlen ein solches Gesetz seine Annahme fand. Ein einheitlicher Plan ist keineswegs zu bemerken. Auch sind sie alle durch Kompromisse zustande gekommen. Immerhin würden diese Erfolge als bedeutend zu bezeichnen sein, wenn nicht die Praxis in schreiendem Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen stünde. Die Art, wie in Belgien Gesetze angewendet werden, ist für uns in Deutschland schlechterdings unfaßlich. Sowohl die Bestimmungen für Verwaltung und Gericht wie die für Militär wurden einfach nicht beachtet.*) Die Beamten sind fast ausschließlich Wallonen, und keine Regierung zwingt sie, die Gesetzesübertretungen zu unterlassen. Es gibt hierfür Dutzende von Beispielen. Seit Einführung des allgemeinen Wahlrechts ist dies etwas besser geworden; aber noch 1905 kehrten sich mehrere Offiziere nicht an die sprachgesetzlichen Vorschriften, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es liegt das zum großen Teil mit daran, daß die höheren Stände des vlämischen Volkes heute noch nicht ergriffen sind von einem nationalen Gefühl, daß sie heute immer noch in französischer Kultur aufwachsen und das Französische gar nicht missen wollen. Hierin liegt das am schwersten zu überwindende Hindernis der vlämischen Bewegung.**)

VIII.

Eine Aenderung und damit ein voller Sieg der vlämischen Bewegung wird erst möglich sein, wenn die Erziehung aller Vlamen im Sinne der ersten Vorkämpfer dieser Bewegung, d. h. mittelst der niederländischen Sprache, durchgeführt sein wird.

In den Volksschulen — ein Schulzwang bestand und besteht heute noch nicht — wurde von 1830 an überwiegend in französi-

*) „Das Staatsrecht des Königreichs Belgien" von Paul Errera, Prof. in Brüssel (Nr. VII des „Oeffentl. Rechts der Gegenwart" von Jellinek, Laband und Piloty, 1909), gibt nur die gesetzlichen Bestimmungen, ohne auf deren Verhältnis zur Wirklichkeit Rücksicht zu nehmen; dadurch entsteht aber ein schiefes Bild.

**) Die Gegner der vlämischen Bewegung werden, soweit sie selbst Vlamen von Geburt sind, von den Anhängern der Bewegung „Franskiljons" genannt. Sie haben neuerdings eine „Association flamande pour la vulgarisation de la langue française" sowie eine „Ligue pour la liberté des langues" gegründet.

scher Sprache unterrichtet. Infolgedessen gab es in den vlämischen Gebieten weit weniger Schulen als in den wallonischen. Im Laufe der Zeit mußte aber das Vlämische in dieser Schulgattung zugelassen werden, wodurch mehr Schulen entstanden. Doch auch heute noch ist der Prozentsatz derjenigen, die weder lesen noch schreiben können, unter den Vlamen größer als unter den Wallonen. Obwohl die vlämische Bevölkerung die wallonische um 1 Million übertrifft, gab es in Belgien 1908 etwa rund 4000 Schulen mit französischer und rund 3000 Schulen mit vlämischer Unterrichtssprache. Von diesen letzteren haben über 2800 Französisch als Unterrichtsfach, während von den wallonischen Schulen nur etwa über 400 die Kenntnis der niederländischen Sprache vermitteln. Das niedere vlämische Volk ist ganz bedeutend benachteiligt in seiner geistigen Entwicklung, einmal dadurch, daß es überhaupt weniger Schulen besitzt, und dann dadurch, daß es eine zweite Sprache noch lernen muß: die Folge ist, daß bei der kurzen Unterrichtsdauer und der Unregelmäßigkeit des Unterrichts, wie es in Dorfschulen nicht anders möglich ist, beide Sprachen ungenügend erlernt werden.

Für die Mittelschulen war seit 1850 vorgeschrieben, Niederländisch wie Französisch gleichmäßig zu unterrichten; Unterrichtssprache war dabei ausschließlich das Französische. Da jedoch die Schulleiter fast nur Wallonen*) und der vlämische Mittel- und höhere Stand in der Mehrzahl Französisch dem Niederländischen vorzogen, fristete der niederländische Unterricht ein kümmerliches Dasein, mit Ausnahme der drei Athenäen in Gent, Antwerpen und Brügge**), bis 1882 und 83***) das erste Sprachengesetz für die Mittelschulen durchging, das das Niederländische als Unterrichtssprache in bestimmter Weise vorschrieb.†)

---

*) 1892 waren für die 20 Athenäen 15 Wallonen, 3 Holländer und 2 Vlamen Studienleiter; auf 379 Lehrer kamen 269 Wallonen, 10 Holländer, 10 Luxemburger aus dem Großherzogtum und 90 Vlamen. In den 78 Mittelschulen für Jungen waren die Leiter 63 Wallonen 1 Luxemburger und 14 Vlamen; in den wallonischen Provinzen gab es keinen einzigen vlämischen Schulvorsteher; in den 37 Mittelschulen für Mädchen waren 21 Vorsteherinnen wallonischer Abstammung, 1 war aus Luxemburg und 15 aus dem vlämischen Volke (Fredericq III, 11 ff.).

**) In Gent unterrichtete seit 1845 Heremans, in Antwerpen seit 1860 Jan van Beers, in Brügge seit 1869 Julius Sabbe, alle drei Vorkämpfer der vlämischen Bewegung.

***) Siehe „Neerlandia" 1910, Nr. 11.

†) Minister van Humbeeck stellte zuerst 1880 die Stundenzahl von Niederländisch und Französisch gleich (wie das Gesetz von 1850 vorschrieb). Bis dahin herrschte ein starkes Mißverhältnis in den Athenäen:

Der Erfolg war sehr gering. Als nämlich im folgenden Jahre, 1884, der Klerikalismus in die Regierung gelangte, wurden alle Staatsschulen bis auf ein Minimum abgeschafft*); Hunderte von Lehrern wurden abgesetzt**), Nonnen und Mönche traten an ihre Stelle. Nach der Zählung von 1905 gab es in ganz Belgien 164 staatliche Mittelschulen, und 478 freie, d. h. Bischofs- und Klosterschulen. Auf diese freien Schulen aber fand das Sprachengesetz keine Anwendung. Hier blieb alles französisch; das war natürlich. Die vielen Hunderte von Geistlichen, die jetzt aus Frankreich nach Belgien kamen, konnten nur Französisch; französisch war der Gottesdienst, französisch der Ritus, französisch die Bücher; es war überhaupt unmöglich, sofort in diesen Schulen in der Muttersprache zu unterrichten. Die Folge dieses Unterrichtssystems war, daß die geistige Entwicklung auch der Mittelstände unter den Vlamen ebenso hinter der der Wallonen zurückblieb, wie in den niederen Volksklassen. Es kostete dem auch in französischer Kultur aufgewachsenen vlämischen Kinde, das in den ersten Lebensjahren zu Hause doch vlämisch gesprochen hatte, größere Mühe als dem Wallonen, fort zu kommen. Die Resultate der Prüfungen lassen dies deutlich erkennen. Diese Tatsache wird allerdings von den Wallonen dahin gedeutet, daß das vlämische Volk selbst weniger entwicklungsfähig sei; sie bestreiten deshalb die Möglichkeit, daß dessen Sprache jemals Kultursprache werden könne, aufs entschiedenste. Die Erziehung der Mädchen ist ausschließlich französisch und in Händen von Nonnen. 1905 wurden in ganz Belgien in Staatsschulen noch nicht 8000 Mädchen erzogen. Klerikalismus und französische Kultur behaupten demnach in den höheren Ständen das stärkste Bollwerk, die Familie, vollständig.***

	Humaniora	Realklassen
1850:		
Französisch . . .	33	40
Niederländisch . .	16	17
1878:	32	48
	16	17

Auch kündigte er an, Niederländisch als Unterrichtssprache für Deutsch, Englisch und Geschichte zuzulassen.

*) Ein Gesetz gestattete den Gemeinden, die Ordensschulen als Gemeindeschulen anzusehen; sie kosteten den Gemeinden nichts, während diese die Lasten der staatlichen Schulen mit tragen mußten; sie ließen diese deshalb eingehen; so hörten 638 Gemeindeschulen und 171 Bewahrschulen auf.

**) 792 Lehrkräfte mußten abdanken, an ihre Stelle traten Lehrer ohne Examen, darunter 464 Nonnen und Mönche.

***) Seit 1903 hat Florens van Duyse Liederabende für Frauen und Mädchen aller Kreise und jedes Alters eingerichtet, wo vlämische Lieder geübt und gesungen werden, indem erst ein Vorsinger und dann alle Anwesenden singen; diese Einrichtung hat schnell Anklang gefunden.

Die Benachteiligung der Vlamen in der Erziehung, die sich dann im wirtschaftlichen Kampfe geltend machte, ließ einen Teil der klerikalen Partei die Forderung erheben, das Sprachengesetz von 1883 auch auf die freien Schulen auszudehnen.*) Dabei war die Befürchtung mitbestimmend, daß durch die noch vorhandenen Staatsschulen Leute mit vlämischen Sprachkenntnissen herangezogen werden könnten, die dann in liberalem Sinne an die Spitze der vlämischen Bewegung treten würden, während die aus den katholischen Schulen hervorgegangenen Leute sich dem Volke der Vlamen nicht verständlich machen könnten.**)

Bei diesem Versuch wurden die Klerikalen nun eigentümlicherweise von den liberalen Wallonen unterstützt und von der Regierung und der höheren Geistlichkeit befehdet. Die Liberalen sahen mit Schrecken, wie die Bevölkerung die doppelsprachigen Schulen mied und die freien Schulen vorzog. Durch Einführung der Doppelsprachigkeit in beiden Schularten hofften sie das Gleichgewicht zugunsten der religionslosen Staatsschulen wiederherzustellen.

Die Regierung verhielt sich ablehnend, weil das Prinzip des „freien Unterrichts" jede Einmischung des Staates ausschlösse.

Die höhere Geistlichkeit war dagegen, weil sie in der niederländischen Sprache die Sprache der Ketzer sah. Wir bemerken hier einen neuen Gegensatz: den zwischen niederer und höherer Geistlichkeit. Die niedere Geistlichkeit, die auch die Mehrzahl der klerikalen Abgeordneten stellte, hatte ein Herz für die Nöte ihres Volkes: auch war und ist sie von ihm bei den Wahlen abhängig.***) Der höheren Geistlichkeit war es um ihre Herrschaft zu tun; sie verfolgte deshalb sogar Geistliche, die sich zu sehr für das vlämische Volk ereiferten.†) Dieser Gegensatz macht die ganze Bewegung noch verwickelter.

---

*) 1889/90, 1894, 1901 (beraten 1907). Alle stammten von Coremans, der von 1868 bis zu seinem Tode 1910 ununterbrochen Abgeordneter war und mit dessen Namen alle vlämischen Sprachengesetze verbunden sind (siehe seine Lebensbeschreibung von Gustaaf Segers in Jaarboek der Kon. Vlaamsche Akad., Gent, 1910, S. 339 398).

**) Siehe die Rede des katholischen Professors P. Willems von der Universität Löwen bei Fredericq I, 160/161.

***) Der Führer der Klerikalen, Woeste, war 1889 noch dagegen, einen Zwang auf freie Schulen auszuüben, 1894 nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts war er dafür.

†) So hatten die Dichter und Pastoren Guido Gezelle († 1899) und Hugo Verriest, der mit 17 Jahren das erste vlämische Lied und mit 27 Jahren die erste vlämische Rede gehört hatte und seit den 70er Jahren bis heute für die vlämische Sprache gekämpft hat, viel von ihren bischöflichen Vorgesetzten zu leiden; 1889 war selbst der Führer der vlämischen Sprach-

Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts zwang endlich die Regierung zur Nachgiebigkeit. 1910*) wurde das Sprachengesetz auch für die klerikalen freien Mittelschulen angenommen. Die Macht der Verhältnisse war stärker gewesen als der Wille der belgischen Bischöfe. 1906 hatten diese zum ersten Male in einem langen Erlaß öffentlich Stellung genommen, ein Zeichen, daß die Bewegung ihnen gefährlich zu werden schien. In dieser Erklärung waren sie mit bestimmten Einschränkungen für Vlämisch als Unterrichtssprache.**) Dabei wurden jedoch die Worte niederländisch und vlämisch nebeneinander in unklarer Weise gebraucht, so daß nicht zu ersehen ist, ob sie sich für die niederländische Sprache oder für den vlämischen Dialekt aussprachen. Kurz vorher an anderer Stelle abgegebene Erklärungen lassen jedoch deutlich erkennen, daß sie das Letztere meinten.***) Die Sprache der Ketzer sollte somit auch fernerhin von ihren Schulen ausgeschlossen bleiben; der vlämische Dialekt, der eine große Schar Anhänger hat, die Sprachpartikularisten, wurde gegen das Niederländische ausgespielt. Trotzdem bleibt die Gefahr,

---

partikularisten, Kanoniker Duclos, als Unterpastor nach einem kleinen Dorf durch den Bischof Faict, selbst Vlame, verbannt worden. (Fredericq II, S. 15/16 und „Neerlandia" 1911, Nr. 11).

*) Siehe „Neerlandia" 1910, Nr. 11 und Daumont I, S. 342 ff. (Gesetz Franck Segers).

**) Bezeichnend sind jedoch die Bemerkungen über die Humaniora (Daumont I, 328; Fredericq hat einen Auszug daraus III, 122 ff. niederländisch abgedruckt): „Les humanités — studia humaniora — sont essentiellement les mêmes chez tous les peuples européens. Elles manqueraient leur but, si elles confinaient le Belge dans les limites étroites de son pays; elles sont destinées à donner au jeune homme, quelle que soit sa nationalité, la formation générale qui le rende susceptible d'un enseignement supérieur, lui ouvre l'accès des études universitaires, des sciences, des lettres, de la philosophie. Il importe donc que la langue véhiculaire de l'enseignement des humanités ainsi comprises soit une langue internationale; dans notre pays, ce ne peut être, évidemment, que le français." Der ganze Erlaß steht bei Daumont I, S 324—333.

***) Der Bischof von Brügge Mgr. Waffelaert, betrauerte in einer Synodalkongregation, daß „schon viele Leute in Belgien das Vlämische als einen Dialekt und die sogenannte niederländische Sprache, mit fremden Bestandteilen vermengt und verherrlicht, als ihre Muttersprache ansähen." „Es ist von allerhöchster Bedeutung", heißt es weiter, „daß mit dieser Sprache nicht die niederländische Literatur, wie sie es nennen, oder niederländische Bücher und Schriften Eingang finden, gelesen und verbreitet werden. Denn niemand ist es unbekannt, daß diese Schriften im allgemeinen nach Rationalismus riechen und oft nach Skeptizismus schmecken. . . . Wie wir unsere vlämische Sprache lieben, bewahren und verteidigen müssen gegen den südlichen Teufel der französischen Gottlosigkeit . . ., so müssen wir sie nicht weniger bewahren und verteidigen gegen den nördlichen Teufel der Ketzerei und des Rationalismus (adversus septentrionalem haereseos et rationalismi daemonem)"; der lateinische Text findet sich in der Bischöflichen Zeitschrift „Collationes Brugenses"; Auszug bei Fredericq III, 120.

daß aus den Staatsschulen und auf Grund der letzten politischen Erfolge eine Generation unter den Vlamen heranwächst, die den Klerikalen die Führerschaft entreißt. Deshalb versucht man jetzt den letzten Schritt zur vollständigen Abhängigkeit aller Schulen von der Kirche zu tun; vor wenigen Tagen ist nach fünfwöchiger Beratung die Generaldebatte über einen darauf zielenden Antrag geschlossen worden. Der Ausgang der kommenden Beratungen wird für die vlämische Bewegung wie für den Gesamtstaat Belgien von entscheidender Bedeutung sein.*)

Die Krone der ganzen vlämischen Bewegung ist der Wunsch einer eigenen Universität.**) Einzelne niederländische Kollegs hatte

---

*) Inzwischen ist das Volksschulgesetz in der Kammer angenommen worden (Februar 1914). Es bestimmt zum erstenmal allgemeine Schulpflicht. Den Eltern ist es freigestellt, die ihnen genehmste Schule für ihre Kinder zu wählen, wodurch der Einfluß der klerikalen Partei auf dem Lande sichergestellt ist. Weiter bestimmt das neue Gesetz, daß private und öffentliche Schulen gleichmäßig mit Staats- und Gemeindeunterstützung bedacht werden. Die Kommunen müssen danach also auch die Kongregationsschulen unterstützen, ohne das Recht der Aufsicht über diese zu haben. Damit ist den von klerikaler Aufsicht freien Gemeindeschulen das Todesurteil geschrieben. Es ist der größte Schlag, der die vlämische Bewegung treffen konnte. Seine Wirkung wird noch dadurch verstärkt, daß ein Antrag, in den vlämischen Provinzen die Muttersprache als Unterrichtssprache einzuführen, mit 114 : 56 Stimmen abgelehnt worden ist. Aus Furcht vor einer Kabinettskrisis haben 42 vlämische klerikale Abgeordnete dagegen gestimmt. Unter denen, die dafür gestimmt haben, waren Klerikale, Liberale und Sozialisten, auch 7 Abgeordnete aus den wallonischen Provinzen. Das Gesetz muß noch im Senat beraten werden, der sich aber wohl dem Votum der Kammer anschließen wird.

**) Belgien hat 4 Universitäten; Gent und Lüttich sind Staatsuniversitäten, Brüssel ist eine freie liberale und Löwen eine freie katholische Universität. Eine theologische Fakultät hat nur die letztere. Für die Umbildung der Genter Universität in eine rein niederländische Hochschule wird seit Jahrzehnten in Broschüren, Artikeln, Vereinen usw. Propaganda gemacht; auch sind Studentenverbindungen mit diesem ausgesprochenen Ziele entstanden. Viele Gutachten und Berichte sind in dieser Sache eingegeben worden. Ueber die gegenwärtigen Bestrebungen und Erfolge unterrichtet die Monatsschrift „De Vlaamsche Hoogeschool, Organ van de Vlaamsche Hoogeschool-Commissie.“ Ueber die Ziele der Hochschulkommission siehe: „Verslag van de Commissie gelast met het onderzoeken van de wenschelijkheid van het inrichten eener Nederlandsche Hoogeschool in Vlaamsch-België“ 1896, 2. Druck 1899 (Vorsitzender der Kommission war Dr. Max Rooses, Direktor des Museums Plantin-Moretus in Antwerpen, 2. Vorsitzender der Universitätsprofessor in Gent Dr. iur. Julius Obrie; Sekretäre waren Pol de Mont und Léonce du Catillon, Berichterstatter der Genter Universitätsprofessor Dr. Julius Mac Leod; außerdem noch 8 Mitglieder. Weiter siehe J. Vercoullie, Prof. der niederl. Sprache in Gent: „L'université flamande“, 1901 (Auszug aus dem Universitätsalmanach in Gent) und besonders den umfangreichen Bericht: „Verslag over de Vervlaamsching der Hoogeschool van Gent“ 1909, herausgegeben vom Allg. Niederl. Verband; 1910 von demselben auf Französisch herausgegeben (Vorsitzender war wieder Max Rooses; die Kommission

man ja seit 1836 in Löwen, 1855 in Gent, 1868 in Lüttich und seit 1880 auch in Brüssel eingerichtet. 1884 wurden auch die ersten Zulassungsexamen zur Genter Universität auf Niederländisch*) abgenommen. Die „Vervlaamsching" der Genter Hochschule stößt jedoch auf den allerhartnäckigsten Widerstand bei den Klerikalen und natürlich auch bei den Wallonen.**) Dabei sind die liberalen wissenschaftlichen Kreise selbst nicht einig; die Gemäßigten wollen Gleichmäßigkeit beider Sprachen, volle Doppelsprachigkeit, die Radikalen verlangen ausschließliche niederländische Unterweisung.

Eine niederländische Universität in Gent würde die Hochburg werden für die vlämische Bewegung. Damit würde das Ziel, die Vlamen in den Strom der modernen Kultur zurückzuführen, erfüllt werden; die Herrschaft der französischen Sprache wäre dann vorbei. Seit 1886 gibt es eine Königliche Vlämische Akademie in Gent†††); doch mit ihr kam auch auf dem höchsten Gebiet menschlicher Geistesäußerung, dem der Wissenschaft und Kunst, der Gegensatz von klerikal und liberal zum Ausdruck. Die Akademie wurde fast ausschließlich aus klerikalen Leuten zusammengesetzt. Als dieser Charakter feststand,

---

zählte 57 Mitglieder aus allen Parteien, darunter Universitätsprofessoren, Professoren der Athenäen, Abgeordnete, Künstler, Schriftsteller, Rechtsanwälte, Bürgermeister und Verwaltungsbeamte).

*) In Gent war bis 1830 Latein Unterrichtssprache; nur zwei Kollegs wurden auf Französisch gegeben und zwei, Geschichte und Literatur der Niederlande, auf Niederländisch; zu diesen kamen noch die Kollegs von Thorbecke über Statistik und Staatswissenschaft. 1835 wurde bei der Neueinrichtung alles Französisch nach dem Vorbild des höheren Unterrichts in Frankreich. Erst 1854 wurde in Gent wieder niederländische Literatur gelesen, und zwar auf Niederländisch, aber erst 1876 als Examensfach eingerichtet. Im Laufe der Zeit folgten einige niederländische Kollegs in den anderen Fakultäten. 1883 war die „**Vlaamsche Normale Afdeeling**" in Gent errichtet worden, um die Lehrer für das Sprachengesetz von 1883 heranzubilden (12 Kollegs in den germanischen Sprachen und den historischen Fächern).

) Die Wallonen beschuldigen die Vlamen, die nationale Einheit in Gefahr zu bringen, und suchen durch diesen Vorwurf die „vervlaamsching**" der Genter Hochschule zu vereiteln. — Auch unter den Vlamen finden sich Gegner, die die „**Ligue nationale pour la défense de l'Université de Gand**" und die „**Union pour la défense de la langue française à l'Université de Gand**" unterstützen.

***) Schon 1836 hatten Willems und David eine Akademie gefordert. 1884 hatte der klerikale Minister Beernaert eine Akademie von Nord und Süd zu errichten versucht; doch er fand großen Widerstand bei den Taalpartikularisten; die niederländische Regierung ließ von de Vries, Kern und Verdamm in Leiden ein Gutachten ausarbeiten und das Ministerium Heemskerck gab zwar eine freundliche, aber doch ungünstige Antwort. Dadurch scheiterte der Plan. An ihrer Stelle wurde dann die vlämische Akademie in Gent errichtet.

traten die wenigen liberalen Mitglieder sofort aus.*) Die Leistungen dieser Akademie können also nicht allein als die wissenschaftlichen Leistungen des vlämischen Volkes angesehen werden, da mit die bedeutendsten Köpfe in dieser Akademie fehlen.**)

Die wissenschaftliche Welt der Vlamen arbeitet unverdrossen im stillen weiter.***) Sie pflegt dabei die engste Berührung mit den nördlichen Niederlanden. Dem Vorwurf, die vlämische Sprache sei nicht fähig für wissenschaftliche Arbeit, treten sie entgegen mit dem Hinweis auf die wissenschaftlichen Leistungen der Holländer.†) Im Niederländischen liegt die Kraft der Vlamen. Daß die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit zunimmt, beweisen nicht nur die Studentenkongresse seit 1899††), sondern auch der Umstand, daß von den Vlamen im Jahre 1910 der 14. Kongreß der Naturwissenschaftler und Aerzte, der 6. Kongreß der Rechtsgelehrten und der 1. Kongreß der Historiker abgehalten werden konnten. 1910 vereinigten sich Vlamen aller Parteien, um nachdrücklich eine vlämische Hochschule zu fordern; auch die Akademie in Gent trat dafür ein; einstimmig befürworteten den Vorschlag auch die Provinzialräte von Limburg und Antwerpen, und selbst der Bischof von Lüttich, Mgr. Rutten, erklärte sich jetzt dafür. Der Widerstand scheint allmählich gebrochen zu werden und das Ziel in greifbare Nähe zu rücken.†††)

*) Von den 25 Mitgliedern der Akademie waren 18 ernannt; darunter befanden sich 4, die bisher überhaupt noch nichts auf Niederländisch geschrieben hatten; unter den 7 hinzugewählten Mitgliedern war nur einer von fünf durch die liberalen Mitglieder vorgeschlagenen Kandidaten. Deshalb traten die beiden ernannten Mitglieder Max Rooses und Jan van Beers sowie das neugewählte Mitglied Sleeckx noch im Stiftungsjahre der Akademie wieder aus. (Siehe die Mitgliederliste in jedem Jahrbuch der Akademie; außerdem Fredericq I, S. 184 ff.). Bei der Eröffnung sprach der Minister nur französisch.

**) Die Leistungen der Akademie selbst waren nur schwach. Aber dadurch, daß sie Preisaufgaben stellte, zog sie manches tüchtige Talent an sich. Ihr ist auch die oben (S. 215) erwähnte Bibliographie zu verdanken, ebenso die „Bibliographie der Middelnederlandsche taal- en letterkunde“ von L. Petit. Allmählich hat die Akademie nach Aussterben älterer Mitglieder durch sorgfältige Auswahl unter den jüngeren Kräften ihre wissenschaftliche Bedeutung erhöht.

***) 1892/93 wurde die „University extension“ von Gent aus auf Niederländisch eingerichtet, bald auch von Brüssel und Lüttich aus auf Französisch. 1898 folgte Löwen auf Vlämisch (katholisch). Es sollte der Beweis geliefert werden, daß die Wissenschaft auch auf Vlämisch gelehrt werden könne (Neerlandia 1912, Nr. 4).

†) 1907 wurde zum ersten Male ein belgisches niederländisch geschriebenes Buch mit dem fünfjährigen belgischen Staatspreis bekrönt; es war das Buch von Max Rooses über Rubens.

††) 1910 wurde der erste Großniederländische Studentenkongreß (von Holland und Belgien zusammen) in Löwen abgehalten.

†††) „Neerlandia“ 1910, Nr. 9 und 1911, Nr. 1; außerdem die Nummern der „Vlaamsche Hoogeschool“.

IX.

Ueberblicken wir die Erfolge der Vlamen, so bemerken wir, daß sie die kulturelle Hebung ihres Volkes noch nicht erreicht haben, weil der Unterricht noch nicht in ihre Hände übergegangen ist. Dagegen sehen wir auf dem Gebiete der Verwaltung, des Rechts und Militärwesens die Doppelsprachigkeit schon in sehr hohem Maße Gesetz geworden und in vieler Hinsicht in den letzten Jahren auch durchgeführt. Dadurch aber, daß bis auf wenige Ausnahmen die gesetzliche Doppelsprachigkeit sich nicht auf das ganze Land erstreckt, sondern Niederländisch für die vlämischen Teile, Französisch für die wallonischen vorgeschrieben wurde, scheint die Entwicklung zu einer Zweiteilung Belgiens zu führen, zu einer niederländisch und zu einer französich verwalteten und regierten Hälfte. Der Ruf nach Verwaltungstrennung ist deshalb in Belgien auch nicht neu. Wir hören ihn auf beiden Seiten. Bei den Vlamen allerdings nur vereinzelt, da der Vlame auch heute noch sich immer als Belgier fühlt.*) Der Vorwurf, Pangermanist zu sein, läßt ihn die geringste Annäherung an Deutschland vermeiden; der religiöse Gegensatz gestaltet auch sein Verhältnis zum Holländer kühl.

Die Wallonen dagegen fühlen sich ganz als Franzosen. In ihren Reihen erschallt deshalb nicht nur der Ruf nach Verwaltungstrennung lauter, in ihren Reihen spricht man auch ruhig öffentlich aus, in der Kammer**), in der Presse sowie in Vorträgen in Belgien

---

*) 1861 erscholl bei ihnen zuerst der Ruf: „of België met onze rechten of onze rechten zonder België“, ohne jedoch großen Anklang zu finden.

**) 1910 wurde in der Kammer Verwaltungstrennung gefordert. „La Gazette de Charleroi“ schrieb, daß man, wenn dies nichts helfe, die Einverleibung in Frankreich betreiben müsse (Neerlandia 1911, 2.) Schon 1902 hieß es: La jeune Wallonie. organe des provinces de France“ (Neerlandia 1911, 2) 30 Juni 1911 schrieb Advokat Jennissen aus Lüttich im „Matin“: Frankreich möchte doch noch einmal die Hand auf wallonisch-Belgien legen. In der „Comoedia“ in Paris konnte man lesen: „Nous sommes trois Millions de Wallons. qui aimons la France comme notre vraie patrie (Neerlandia 1911, Nr. 2). 1910 erschien eine Flugschrift von Jennissen: „Pour la Séparation“, an die sich ein längerer Briefwechsel zwischen Jennissen und Pol de Mont, Direktor des Museums der schönen Künste in Antwerpen, anschloß, der den wallonischen und vlämischen Standpunkt deutlich erkennen läßt (abgedruckt in „De Vlaamsche Hoogeschool“ 1912, Nr. 6, S. 3 9; er ist auch als Propagandaschrift erschienen). 1912 erschien von dem Abgeordneten Jules Destrée: „Lettre au roi sur la séparation de la Wallonie et de la Flandre“. worauf sofort H. Meert, Prof. am Athenäum in Gent und Sekretär der Vlämischen Hochschulkommission, eine „Réponse“ erscheinen ließ, die dann auch auf Niederländisch verbreitet wurde (man will sie jetzt in 100000 Exemplaren vertreiben). Die Provinzialräte von Lüttich und Hennegau haben sich für Verwaltungstrennung ausgesprochen, die von Namur und Luxemburg dagegen (De Vlaamsche Hoogeschool 1912 Nr. 7, S. 2). Es gibt auch

und in Paris, daß Frankreich ihr wahres Vaterland sei, und daß sie eine Einverleibung in Frankreich für das Beste halten. Die belgische Abteilung der „Alliance française“*) arbeitet ganz in diesem Sinne. Seit 1886 ist eine starke wallonische Bewegung, die solche Ziele verfolgt, im Gange.

Der Haß der beiden Rassen ist bis zum Siedepunkte gestiegen, so daß die Landesreise des Königs 1913 von einer großen Reihe von Tumulten und Schlägereien begleitet war.

Die destruktiven Elemente des belgischen Staates sind so groß, daß heute nur noch der Klerikalismus als staatserhaltende Macht angesehen werden kann. Sein Einfluß ist jedoch offenbar im Sinken begriffen. Denn in den vlämischen Gegenden, seinem Hauptlager, gewinnt der Liberalismus von Jahr zu Jahr an Boden; dazu kommt, daß die Sozialisten, die in der Provinz Hennegau die Mehrheit besitzen, in einen der stärksten Konflikte mit der Regierung über ihre autonome Provinzialverwaltung geraten sind. Doch dies sind Dinge, die nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes gehören. Immerhin können wir verstehen, daß man in Belgien offen von einer Revolution spricht, und daß zahlreiche Kreise diese für die Zeit der kommenden Wahlen bestimmt erwarten.

X.

Die vlämische Bewegung ist rein geistiger Art; Neubelebung einer vlämischen Kultur ist ihr Ziel; mit rein geistigen Mitteln durch Literatur, Kunst und Musik sollen die Vlamen in den Strom der modernen Kultur zurückgebracht werden. Als Hauptmittel dient die Muttersprache. Die Erfolge auf kulturellem Gebiet sind ansehnlich. Eine neue vlämische Literatur ist entstanden seit Conscience mit Namen wie Guido Gezelle, Stijn Streuvels, Hugo Verriest, Virginie Loveling, Buylsteke, A. Rodenbach, Karel van der Woestyne, Prudens van Duyse, Jan van Beers, Pol de Mont, Max Rooses

auf wallonischer Seite besonnene Stimmen, die gegen eine Verwaltungstrennung sind. um die Staatseinheit nicht zu gefährden (so der Wallonenkongreß in Charleroy am 20. Okt. 1912); doch sind sie seltener als auf vlämischer Seite.

*) 1891 war die Belgische Abteilung der „Alliance française“, die damals unter der Leitung von Paul Déroulède stand, errichtet worden. Artikel 1 lautet: „La section belge de l'alliance française a pour mission de progager la connaissance et l'emploi de la langue française en Belgique et plus spécialement dans la partie flamande du pays.“ — Seit 1911 gibt es eine „Rue des Wallons“ in Paris. (Neerlandia 1911, Nr. 11).

und anderen. In Antwerpen, Brüssel und Gent sind niederländische Theater errichtet worden; ein Kgl. Vlämisches Konservatorium wurde nach langen Kämpfen in Antwerpen 1898 gegründet; nach Peter Benoit führte Jan Blockx die vlämische Musik weiter. Allgemein, bis in die kleinsten Dörfer hinein, ist die Liebe zur Muttersprache und der Stolz auf die väterländische Geschichte erweckt worden; damit erwachte das Lesebedürfnis und die Vlamen wurden empfänglich für moderne Gedanken. In zahlreichen Broschüren zu 10 Centimes suchen klerikale wie liberale Vlamen ihre Ideen zu verbreiten. Der Drang nach Rechtmäßigkeit und das Verlangen nach Gleichheit des Rechts verbreitete sich. Der Nationalstolz äußert sich seitdem in zahlreichen Festen; der Vlame liebt es, Feste zu feiern, und tut dies beim geringsten Anlaß in lauter und anhaltender Weise Kein Nationalitätenkampf kennt wohl soviele Enthüllungen von Denkmälern, Festgelage, Umzüge usw. wie der der Vlamen. Auch wird das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer großen Nation immer stärker; und das gibt der Bewegung neue Lebenskraft. Nur an den Türen der gebildeten höheren Kreise macht die Bewegung noch halt; ihre Kultur ist noch ganz französisch.*)

Die vlämische Presse hat durch die Bewegung an Zahl und Verbreitung zugenommen.**) Materielle Forderungen treten erst in letzter Zeit auf, als der Eintritt der Bewegung in die politische Arena die Vorkämpfer zwang, sich mit dem allgemeinen Wahlrecht und den Forderungen der Sozialdemokraten abzufinden. Der „Allgemeine Niederländische Verband" hat diese Seite neuerdings mit in Angriff genommen.***) Auch in Französisch-Flandern beginnt das

*) In den wissenschaftlichen Kreisen der Nichtvlamen finden sich auch Stimmen, die das Streben der Vlamen nach eigner Kultur mit Hilfe der Muttersprache und einer selbständigen vlämischen Hochschule nicht rundweg abweisen; es sind dies einige der führenden belgischen Historiker; der 1892 verstorbene Emile de Laveleye, Prof. in Lüttich, und heute noch: der Wallone Pirenne, Prof. in Gent, sowie der Deutsch-Belgier Kurth, Direktor des belg. Historischen Instituts in Rom (siehe „De Vlaamsche Hoogeschool" 1911, Nr. 9 u 10).

**) Von 1860 bis 1906 stieg ihre Zahl von 60 auf 240; die drei bedeutendsten Tageszeitungen sind: „Het Nieuws van den Dag" (klerikal) und „Laatste Nieuws" (liberal) sowie die klerikale „Gazet van Antwerpen".

***) Fredericq III, 390 f. u. 410—15. Früher waren z. B. in Westflandern die Zustände noch so schlimm, daß die Bevölkerung sich 1846 um 15844 Seelen verminderte und 1847 in vielen Dörfern die Sterbeziffer dreimal größer als die Geburtsziffer war. Typhus, Hungersnot, Bettelei herrschten vor. Die vlämischen Landesteile wurden in verkehrs-, politischer, hygienischer und wirtschaftlicher Hinsicht von der Regierung vernachlässigt. 1910 aber ist ein vlämischer Handelsverband, 1911 eine vlämische Handels- und Gewerbekammer in Brüssel errichtet worden.

16*

vlämische Volk zu erwachen, worauf hier nur hingewiesen sei.*) So stark auch die Beziehungen zwischen der gelehrten und künstlerischen Welt der Nordniederländer und der Vlamen sind, die große Masse des niederländischen Volkes verhält sich der Bewegung gegenüber noch sehr kühl; es ist dort eine weit verbreitete Ansicht, daß die Vlamen sich allein auf die Höhe der Kultur arbeiten sollen.**) Der niederländische Staat beobachtet die strengste Neutralität. Seit 1907 datieren politische Versuche, Belgien und die Niederlande in ein engeres Verhältnis zu bringen; diese Versuche gingen von Wallonen und französisch gesinnten Vlamen aus und hatten teils wirtschaftliche, materielle Interessen zum Ziel, teils waren es Versuche zur Stärkung der „Entente cordiale" im direktesten Gegensatz zu Deutschland. Solche Bestrebungen konnten aber naturgemäß mit dem Ziel der Vlamen, Anteil an der modernen Kultur zu erlangen, in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Deshalb seien sie hier auch nur angedeutet.***)

Das deutsche Volk kennt die ganze Bewegung überhaupt nicht, oder beurteilt sie unter dem alldeutschen Gesichtspunkte. Daß dies falsch ist, zeigt die Geschichte dieser Bewegung, die aus dem Vlamenvolke selbst erwachsen ist und die in ihrer Zugehörigkeit zum niederländischen Stamm ihre Hauptnahrungsquelle besitzt. Die Vlamen wollen selbst ihr Ziel erfechten. Hilfe von auswärts würden sie

*) Dort wurde allezeit und wird auch heute noch in den Dörfern Vlämisch gesprochen und vlämisch gepredigt (Neerlandia 1910, Nr. 10); der Davidsfonds und der Allgemeine Niederländische Verband haben in den letzten Jahren auch auf diese Angehörigen des niederländischen Volksstammes ihr Augenmerk gerichtet. Auf der Karte von Prof. Kurth in den „Mémoires Couronnées etc. de l'Académie Royales de Belgique" Teil XLVIII 1898 werden zwölf vlämische Gemeinden in Französisch-Flandern angegeben; seitdem sind bis 1911 noch als solche hinzugekommen: Fransch-Komen, Wervicq-Sud, Bocsbeek, Roncq, Halewijk, Neuville. Es leben in diesen Gegenden 270000 Vlamen (Neerlandia 1911, Nr. 9 mit genauer Karte). In Dünkirchen und Grevelingen werden heute noch Notariatsakten auf vlämisch ausgestellt für Bauern, die nicht Französisch kennen, obwohl diese Gebiete seit der Zeit Ludwigs XIV. französisch sind. (Neerlandia 1911, Nr. 7 und 1913, Nr. 1, 2 u. 3).

**) Aus diesem Grunde und aus Geschäftsrücksichten unterstützen die meisten Niederländer, die in Belgien wohnen, die Bewegung nicht, sondern sprechen nur französisch. 1911 erst ist eine niederländische Schule in Antwerpen errichtet worden.

***) Schon 1861 war ein Zollbündnis gefordert worden; nun sollte auch ein militärisches Bündnis geschlossen werden. Die konstituierende Sitzung der Vereinigungskommission fand unter dem früheren belgischen Minister Beernaert statt in Anwesenheit der Gesandten von England und Frankreich; die Niederländer — ihr Vertreter war der spätere Ministerpräsident Heemskerck — verhielten sich jedoch sehr kühl. Die Kommission hat wohl einige Male getagt, aber ohne greifbare Erfolge zu zeitigen. Siehe darüber ausführlich Fredericq III, 274 ff.

sogar zurückweisen; vom Ausland verlangen sie nur Verständnis für ihre Kämpfe und Sympathie.*)

Die vlämische Bewegung, die für Erhaltung der Muttersprache kämpft, ist demokratisch, liberal und klerikal. Die vlämische Bewegung, die für Anteilnahme ihres Volkes an der modernen Kultur kämpft, ist demokratisch und nur liberal. So war auch der Ausgangspunkt. So wird auch das Ende sein, aber nur dann, wenn innerhalb der Vlamen eine starke liberale Partei emporwächst, die in dem Rassengegensatz den liberalen Wallonen das Gleichgewicht halten kann. Das wird aber mehr oder weniger eine Trennung des belgischen Staatswesens bedeuten.

Wir müssen in Deutschland dieser Bewegung die größte Beachtung schenken, da sich dort in der Nordwestecke von Europa Dinge vorbereiten, die für uns in Deutschland nicht gleichgültig sein können, nicht deshalb, weil dort Deutschtum im Kampfe gegen Franzosentum stünde — nichts berechtigt uns zu dieser Meinung —, wohl aber deshalb, weil der Erfolg oder Mißerfolg der vlämischen Bewegung eine Stärkung oder Schwächung der germanischen Kultur gegenüber der romanischen bedeutet.

*) Besonders verstimmt sind die Vlamen darüber, daß an den beiden deutschen Schulen in Brüssel und Antwerpen Niederländisch nur fakultatives Unterrichtsfach ist (Neerlandia 1913, Nr. 6, S. 130 f.).

Die Aufhebung der Schulabteilungen und die sonstigen Schulreformpläne.

Von

Arnold Sachse.

Die Arbeiten der im Jahre 1909 zur Vorbereitung der Verwaltungsreform eingesetzten Immediatkommission sind im wesentlichen abgeschlossen, wie der Minister des Innern in der XI. Kommission des Herrenhauses bei der Beratung der Novelle zum Landesverwaltungsgesetz erklärt hat. In den bei dem Herrenhause eingebrachten beiden Entwürfen zu der eben erwähnten Novelle und zu dem Gesetze über Zuständigkeiten in Schulsachen haben wir also den Plan derjenigen Verwaltungsreform zu erblicken, deren Durchführung die Preußische Staatsregierung für möglich und wünschenswert erachtet. Der Immediatkommission waren große Aufgaben gestellt: sie sollte Vorschläge machen 1. um den Geschäftsgang zu vereinfachen, 2. um eine Vereinfachung des Behördenaufbaues im Sinne einheitlicher Leitung und engeren Zusammenschlusses namentlich in der Bezirks- und Kreisinstanz herbeizuführen, 3. um die Geschäfte zu dezentralisieren, 4. um das Rechtsmittelwesen und die Instanzengänge zu vereinfachen. Von diesen vier Aufgaben ist die erste im neuzeitlichen Sinne und in glücklichster Weise gelöst durch die 1910 ins Leben getretene neue Geschäftsordnung der Regierungen, die eine bedeutende Beschleunigung des Geschäftsganges herbeigeführt hat. Die neuen Entwürfe bringen eine weitere Vereinfachung mit der Ersetzung mündlicher Verhandlungen und von Sitzungen durch schriftliche Abstimmung über Vorlagen. Die vierte Aufgabe scheint in den beiden neuen Gesetzentwürfen in ebenso glücklicher Weise in Angriff genommen zu sein: eine bedeutende Vereinfachung des Rechtsmittelwesens und des Instanzenzuges steht bevor. Bis auf einzelne Angriffspunkte wird sie allseitig freudig begrüßt werden.

Die dritte Aufgabe, die der Dezentralisierung, ist von der Staatsverwaltung bereits mit Erfolg in Angriff genommen durch eine Reihe von einzelnen Verwaltungsmaßnahmen, die segensreich gewirkt haben und, wie in der Begründung der Novelle mit Recht ausgeführt wird, zur Hebung der Selbständigkeit, des Verantwortungsgefühls und der Arbeitsfreude der beteiligten Beamten in allen Ressorts beigetragen hat.

Die neuen Gesetzentwürfe enthalten weitere Dezentralisierungsmaßnahmen. Dabei ist bemerkenswert, daß sie der Lösung der zweiten Aufgabe, der Vereinfachung des Behördenaufbaues, vorgreifen, indem sie an dem gegenwärtigen Aufbau unbedingt festhalten. Die frühere Idee der Abschaffung des Oberpräsidenten gilt als nicht mehr diskutabel. Eine Reihe weiterer Befugnisse soll vom Minister auf den Oberpräsidenten übertragen werden, auch in Schulsachen, obwohl ihm dafür ein sachverständiger Berater nicht zur Seite steht. Es war nicht anders zu erwarten, als daß sich die Staatsregierung gegenüber allen weitgreifenden Plänen der Ausschaltung des Oberpräsidenten oder der Regierungen aus dem Behördenaufbau, ebenso gegenüber der Vereinigung einzelner Dienstzweige etwa innerhalb der Provinz, zu Fachbehörden ablehnend verhalten würde. Die Einrichtung der preußischen Staatsverwaltung ist heute so fest gefügt, daß sich ein solcher grundstürzender Plan ohne Gefährdung des Ganzen schwerlich durchführen ließe. Es ist nur freudig zu begrüßen, daß diese Pläne keine Stütze gefunden haben. Auch hatte die Immediatkommission keinen Auftrag, in dieser Richtung Vorschläge zu machen. Es scheint aber auch weiter, als ob die von verschiedenen Seiten geforderte Ausgestaltung der Kreisverwaltung zu größerer Selbständigkeit und Macht von der Staatsverwaltung aufgegeben sei. Allerdings wird in der Begründung zur Novelle zum Landesverwaltungsgesetz gesagt, in ihr finde sich kein Raum für die Herbeiführung umfassender Dezentralisationen. Das könnte so gedeutet werden, als ob noch weitere Entwürfe zur Dezentralisierung bevorständen. Andererseits scheint es aber, als ob man sich im Schoße der Staatsregierung davon überzeugt habe, daß eine Abgabe der Regierungsgeschäfte in größerem Umfange an die Kreisbehörde nicht angezeigt sei; vielleicht auch nur davon, daß sie unter den heutigen politischen Verhältnissen nicht erreichbar sei. Was ist denn nun das Ergebnis der Beratungen über die zweite Aufgabe der Immediatkommission? Das, was man erwarten konnte: Der Leidtragende ist die Schulverwaltung. Eine Reform wird von der

öffentlichen Meinung verlangt. „Es rast der See und will sein Opfer haben." Die Abteilungen für Kirchen- und Schulwesen sollen aufgehoben werden. Sie haben keine so mächtigen Stützen und Fürsprecher, wie Oberpräsident und Regierungspräsident. Aber die Unterrichtsverwaltung ist nicht blind für die Schädigung, welche sie zu erfahren in Begriff steht. Sie ist sich dessen wohl bewußt, daß nach der neuen Organisation die selbständige Wahrung der Schulinteressen zurücktreten soll. Sie hat sich nur schwer dazu entschlossen, in die Aufhebung der Schulabteilungen zu willigen, und hat es nur unter der Voraussetzung getan, daß Vertreter der Schulbehörden im Kreisausschuß und Bezirksausschuß zum Stimmrecht gelangen. Dort erschien die wirksame Vertretung der Schulinteressen bei den der Beschlußfassung der Kreis- und Bezirksausschüsse unterliegenden Schulangelegenheiten jetzt um so dringender. Die Unterrichtsverwaltung weiß wohl, was sie den viel angefeindeten Schulabteilungen verdankt, und hat es mehr als einmal im Landtage durch ihre Vertreter aussprechen lassen. Jetzt soll diese Einrichtung dem Phantom der Vereinheitlichung der Verwaltung zum Opfer fallen.

Die wenigen Worte zeigen schon, wie tief die beiden Gesetzentwürfe in das Volksschulwesen eingreifen, und doch ist das nicht die Hauptaufgabe dieser Gesetzgebung. Diese liegt gar nicht auf dem Schulgebiet, sondern auf dem der Reform der Verwaltungsgerichtsbarkeit, der Ausdehnung des Beschlußverfahrens, der Neugestaltung der Rechtsmittel und Fristen, und das alles kommt hinaus auf eine Entlastung des Oberverwaltungsgerichts, — ein Gesichtspunkt, der einschneidende Bedeutung gehabt hat. Auch eine Vereinfachung der Tätigkeit in der Ministerialinstanz wird erstrebt. Hier sollen nur die Veränderungen dargestellt werden, welche die Gesetzentwürfe für die Volksschulverwaltung vorsehen.

Es handelt sich um zwei Gesetzentwürfe:

I. Die Novelle zum Landesverwaltungsgesetz enthält drei wichtige Neuerungen: 1. die Ersetzung des Kollegialsystems für Schulsachen durch das sog. Bureausystem, 2. die Ersetzung des Plenums der Regierung bei Disziplinarsachen durch ein Disziplinargericht, 3. die Mitwirkung von Schulaufsichtsbeamten im Kreis- und Bezirksausschuß.

II. Das Zuständigkeitsgesetz bezieht sich auf zwei verschiedene Neuerungen: 1. die gleichartige Behandlung der

Schulbausachen mit den übrigen Anforderungssachen, 2. die Einführung von Rechtskontrollen auf dem Gebiete des Privatschulwesens. Die Entwürfe bringen, so sehr sie sich auch von allen großzügigen Reformen auf dem Gebiete des Volksschulwesens fern halten, die etwa auf dem Gebiete des Disziplinarwesens erwünscht sein könnten, große dankenswerte Fortschritte.

Die Gesetzentwürfe zu I 2 und II 1 und 2 werden keinen grundsätzlichen Widerspruch finden. Die bezüglichen Entwürfe sind auch im Herrenhaus mit unbedeutenden Aenderungen angenommen worden. Anders ist es mit dem Gesetzentwurfe zu I 1 und 3. Der Entwurf zu I 1 schließt schwerwiegende Nachteile in sich, die nicht notwendig mit der Erreichung der guten Absichten, die mit ihm verfolgt werden, verbunden sein müssen. Er erschüttert ohne Not die Selbständigkeit, das Verantwortungsgefühl und die Arbeitsfreude der beteiligten Beamten, die die Staatsregierung nach ihren eigenen Worten bei den Dezentralisierungsmaßnahmen soeben erst hat heben wollen.

Es wird aber notwendig sein, jetzt die einzelnen Bestimmungen der Gesetzentwürfe darzulegen und zu erörtern.

Den Kernpunkt der Novelle zum Landesverwaltungsgesetz hinsichtlich des Schulwesens bildet § 17, welcher lautet:

„An der Spitze der Verwaltung des Regierungsbezirks und der Regierung steht der Regierungspräsident. Ihm werden Oberregierungsräte, Räte und Hilfsarbeiter, darunter nach Bedarf zum Richteramt befähigte (Justitiare), beigegeben, die nach seinen Anweisungen die Geschäfte bearbeiten.

In den durch Gesetz oder Königliche Verordnung bestimmten Fällen bedarf es einer beschließenden Mitwirkung der zu dem Geschäftskreise gehörigen Regierungsmitglieder und der sonst nach jenen Vorschriften berufenen Beamten (vergl. § 158d).

In diesen Fällen (Abs. 2) entscheidet Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Regierungspräsidenten den Ausschlag."

Nach § 158d bedarf der Regierungspräsident der beschließenden Mitwirkung der Regierungsmitglieder.

1. bei der Entschließung in Angelegenheiten der Lehrerschaft, soweit sie die Disziplin, Anstellung, Versetzung oder Pensionierung betreffen;
2. bei der Entschließung über die Bestätigung und Ausschließung von Mitgliedern der Schulverwaltungsorgane;

3. bei der Entschließung über Angelegenheiten der Lehrpläne, der Lehrmittel und der Lehrmethode;
4. bei der Regelung der konfessionellen Verhältnisse.

Nach § 18 werden die Regierungsabteilungen für Kirchen- und Schulwesen aufgehoben; ihre Geschäfte werden von dem Regierungspräsidenten verwaltet. Dieser ist nach § 19 befugt, Beschlüsse (§ 17 Abs. 2, 3), mit denen er nicht einverstanden ist, außer Kraft zu setzen und entweder, sofern er den Aufenthalt in der Sache für nachteilig erachtet, auf seine Verantwortung anzuordnen, daß nach seiner Ansicht verfahren werde, oder höhere Entscheidung einzuholen.

Der Regierungspräsident ist, soweit nicht in besonderen Gesetzen anderes vorgeschrieben ist, auch befugt, in dem in § 17 Abs. 2 gedachten Angelegenheiten allein unter persönlicher Verantwortlichkeit Verfügung zu treffen, wenn er die Sache für eilbedürftig oder, im Fall seiner Anwesenheit an Ort und Stelle, eine sofortige Anordnung für erforderlich erachtet.

Nach § 20 wird ein Oberregierungsrat mit der allgemeinen Stellvertretung des Regierungspräsidenten in Fällen der Behinderung beauftragt. Ist er auch behindert, so geht die Stellvertretung auf einen anderen Oberregierungsrat über.

Das neue System wird als Bureausystem bezeichnet. Es werden ihm wesentliche Vorzüge vor dem bisherigen Kollegialsystem nachgerühmt. Ursprünglich vollzogen sich die Geschäfte der preußischen Regierungen in der Form der kollegialen Beratung aller wichtigen Sachen. Es war die Absicht, damit Gleichförmigkeit des Verfahrens und Unparteilichkeit zu sichern. Aber schon in der Regierungsinstruktion von 1817 wurde der Präsident ermächtigt, „eilige" Sachen mit dem Abteilungsdirigenten und dem Departementsrat allein zu erledigen. Nur mußte von dem Beschlusse das Kollegium am nächsten Vortragstage benachrichtigt werden. Letzteres kam im Laufe der Zeit außer Gebrauch. In der Begründung wird zutreffend ausgeführt, daß die starke Arbeitsvermehrung infolge des Wachsens der Bevölkerung und der außerordentlichen Entwicklung auf allen Gebieten des Staatslebens schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überall dazu zwang, bei den Regierungen die vorgeschriebene kollegialische Behandlung der Geschäfte tatsächlich auf die wichtigsten Gegenstände zu beschränken und bei der großen Masse aller Eingänge zu bureaumäßiger Erledigung überzugehen. In der Tat würde es zu einer ganz unerträglichen Verschleppung der Ge-

schäfte führen und zu einer unerträglichen Inanspruchnahme der Regierungsmitglieder durch Sitzungsdienst, wenn die Bestimmungen über die kollegialische Beschlußfassung streng innegehalten würden. Mehr und mehr ist man dazu übergegangen, die Geschäfte in der Weise zu erledigen, daß der Dezernent die Verfügung entwirft und, wozu die neue Geschäftsordnung die Anregung gegeben hat, in vielen und den zu Zweifeln voraussichtlich keinen Anlaß gebenden Anlässen allein erledigt, oder daß der Abteilungsdirigent mitwirkt, daß bei wichtigeren und verschiedenen besonders vorgesehenen Fällen dem Regierungspräsidenten der Entwurf vorgelegt wird. Nur bei ganz wichtigen Angelegenheiten von grundsätzlicher Bedeutung wird von vornherein kollegiale Beratung vorgesehen. Es kann aber nicht zugegeben werden, daß diese Art der Erledigung die „bureaumäßige" ist, welche die Novelle im § 17 vorsieht. Denn der Dezernent entwirft die Verfügung auf seine eigene Verantwortung; er ist an keine Anweisung des Regierungspräsidenten gebunden und hat das Recht, zu verlangen, daß, wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und einem Kodezernenten oder dem Abteilungsdirigenten oder auch dem Präsidenten auftreten, die kollegiale Beratung eintritt. Es kann nicht geleugnet werden, daß dieses Verfahren zu Mißständen führen **kann**, daß ein arbeitsscheuer Dezernent diese rechtliche Lage benutzt, um es sich bequem zu machen, daß er Meinungsverschiedenheiten vorschützt, um auf bequeme Weise schwierige Fälle zu beseitigen oder hinauszuzögern. Aber diese Möglichkeit, die da oder dort, gewiß nur in seltenen Fällen, sich in Tatsächlichkeiten umsetzen wird, kann doch nicht den Anlaß geben zu einer so tief einschneidenden Maßregel, wie es die ist, zu bestimmen, daß die Mitglieder der Schulabteilung die Geschäfte nach den Anweisungen des Regierungspräsidenten zu bearbeiten haben. Hier ist die Novelle zu nüchtern. Die Regierungsinstruktion von 1817 hat hohe und edle Worte gefunden für die Pflichten der Departementsräte. Patrioten wie Heinrich von Treitschke und der Fürst von Bülow haben die wärmsten Worte der Ankennung gefunden für den Geist, der in dem preußischen höheren Beamtentum herrscht, für den Ernst, mit dem es sich seiner verantwortungsvollen Aufgabe bewußt ist. Der preußische Regierungsrat hat bisher das Recht und auch die Pflicht gehabt, Widerspruch zu üben, wenn ihm dies sein Gewissen gebot, und die preußischen Könige sind es gewesen, die ihm dieses Recht verliehen haben. Viele Hunderte von höheren Beamten, die bisher ihr höchstes Ziel darin erblickt haben, in ihrem Geschäfts-

bereich das Staatswohl zu fördern und die Staatshoheit, wie sie sich in der Person des Herrschers und in den Gesetzen verkörpert, nach allen Richtungen mit Klugheit und Kraft wahrzunehmen, sollen jetzt der persönlichen Verantwortung entkleidet werden.

Im Gegensatz zu diesen zu befürchtenden Folgen glaubt der Minister des Innern, wie er in der Herrenhauskommission erklärt hat, daß die Arbeitsfreudigkeit der Beamten bei dem Bureausystem größer sei, weil der Regierungspräsident nur allgemeine Direktiven gebe und die einzelnen Dezernate selbständiger verwaltet würden, als beim Kollegialsystem. Er wünscht also selbst größere Selbständigkeit der einzelnen Beamten und legt großen Wert auf die Erhöhung ihrer Arbeitsfreudigkeit. Gewiß ist richtig, was in der Kommission des Herrenhauses ein Mitglied ausgesprochen hat, daß das eine System so gut ist, wie das andere, wenn man nur die richtigen Männer an den richtigen Ort stellt. Aber es ist doch klar, daß hier auch Mißgriffe möglich sind, und diese Möglichkeit hat weit schwerere Folgen, als wenn ein Regierungsmitglied es an der erforderlichen Gewissenhaftigkeit fehlen läßt und sich hinter das Kollegialsystem verschanzt. Es ist ein bedenkliches Unternehmen, die Verantwortung für die Wahrnehmung bedeutender Staatsobliegenheiten Hunderten von Personen abzunehmen und sie auf 35 Einzelpersonen zu übertragen. Graf Eberhard von Württemberg fühlte sich sicher in seinem Land, weil er jedem Untertan sein Haupt in den Schoß legen konnte. Und tatsächlich sind es doch gar nicht die Regierungspräsidenten, welche die Anweisung gemäß § 17 erteilen werden. Sie können eben, wie der Minister des Innern sagt, nur allgemeine Direktiven geben. Die Erfahrungen in der sogenannten Präsidialabteilung bestätigen es. Für die Masse der Geschäfte gibt dort der Oberregierungsrat die Anweisungen und ändert die Entwürfe der sogenannten Bearbeiter nach seinem Dafürhalten. Also nicht die besonders ausgesuchten Regierungspräsidenten, sondern die Oberregierungsräte wären es, die in der zweiten Abteilung den technischen Dezernenten die Anweisungen erteilen würden. Es kommt dabei zuweilen vor, daß Männer an diese Stellen gestellt werden, die bis dahin niemals mit Schulsachen zu tun gehabt haben. Es erweckt immer wieder Staunen bei den süddeutschen Verwaltungsbeamten, wie wenig in der preußischen Verwaltung auf Spezialkenntnisse gegeben wird. Und das namentlich im Schulwesen. Es ist noch nicht gar lange her, daß Männer zu Kreisschulinspektoren ernannt wurden, die zum ersten Male als Vorgesetzte eine Volks-

schule betraten. Die meisten von diesen so in ihr höheres Amt gestellten Männer werden sich im Laufe der Zeit darin zurecht gefunden haben. Vielleicht haben sie auch Hervorragendes geleistet. Aber es ist doch ein eigenes Ding, die Untergebenen stets nach den Anweisungen solcher Personen arbeiten zu lassen, auf einem Gebiete, dessen richtige Bearbeitung Amtserfahrung erfordert. Die Tätigkeit der fachmännisch nicht vorgebildeten Abteilungsdirigenten der Kirchen- und Schulabteilung konnte nur dadurch ersprießlich werden, daß sie sich im Rahmen der gegenwärtigen Verfassung der Regierung, im Rahmen des Kollegialsystems abspielte.

Zu Regierungspräsidenten werden nur hervorragende Männer gewählt, die, auch wenn sie, was nur selten vorkommen dürfte, bisher mit dem Schulwesen nicht befaßt waren, eine solche Weite des politischen Blickes besitzen, daß sie nach alter preußischer Tradition unbedenklich die verschiedensten Verwaltungszweige zu beherrschen imstande sind. Und doch unterliegt es schweren Bedenken, wenn man ihnen auf dem Schulgebiete ohne weiteres die Anweisungsbefugnis geben will. Wird auch dann in der Regel der Regierungspräsident die gebotene Vorsicht nicht außer acht lassen, ja vielleicht um so vorsichtiger sein, je weniger ihm die Verantwortung für eine Maßnahme von anderer Seite abgenommen wird — was übrigens wohl gegen die Verleihung dieser Machtbefugnis im Sinne der eine energische Verwaltung erstrebenden Novelle sprechen könnte —, so wird die Möglichkeit einer Lähmung der Schulverwaltung durch politische und wirtschaftliche Gesichtspunkte doch nicht zu verkennen sein. Man stelle sich einmal den Fall praktisch vor, wie er sich gestalten kann, wenn es sich um die Errichtung einer Schulstelle handelt. Eine solche Errichtung wird zuerst in Angriff genommen, wenn die Zahl der Schulkinder dauernd bestimmte, vom Kultusminister bezeichnete Grenzen überschritten hat. Es ist in das gewissenhafte Ermessen des Dezernenten und der Abteilungen gestellt, wann sie die dauernde Ueberschreitung annehmen wollen und danach die Errichtung einer neuen Schulstelle fordern und nötigenfalls erzwingen wollen. Es läge durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß ein Regierungspräsident, dem die Befugnisse des § 17 beigelegt sind, die Anweisung für die Führung der Geschäfte erläßt, daß eine dauernde Ueberfüllung regelmäßig erst dann anzunehmen ist, wenn die Normalzahl um 10 oder 15 oder 20 Kinder überschritten ist. Damit würde gegen kein Gesetz und keinen Ministerialerlaß verstoßen. Die Schule aber würde durch einen

solchen, aus fremden Gesichtspunkten kommenden Eingriff in ihrer Entwickelung gehemmt werden. Handelt es sich aber um nationale Notwendigkeiten, so ist es nach den Erfahrungen eines Jahrhunderts ausgeschlossen, daß die Mitglieder der Abteilung den Wünschen und Forderungen des Regierungspräsidenten keine Folge geben sollten. Und im Notfalle hätte er auch jetzt schon die Machtbefugnis, einen Abteilungsbeschluß nicht zur Ausführung zu bringen. Es ist nicht nötig, für solche Eventualitäten neue Bestimmungen zu erlassen. Es ist nicht nötig, darum die Stellung der Abteilungsmitglieder herabzudrücken, ihr Verantwortungsgefühl zu schwächen. Wenn der Präsident bei Fragen minderer Wichtigkeit weniger in der Lage ist, den augenblicklichen politischen Intentionen Folge zu geben, so ist das kein Schaden für die Schulverwaltung, die der Stetigkeit bedarf.

Die Begründung spricht von der Starrheit der jetzigen Abteilungsabgrenzung, die eine zweckmäßige Verteilung der Arbeitslast, eine gleichmäßige Ausnutzung der Arbeitskraft vielfach hindere. Auch um ihretwillen sei das Kollegialsystem zu beseitigen und durch das Bureausystem zu ersetzen. Was damit gemeint ist, ist nicht ganz verständlich, denn es gibt ja gar keine starren Grenzen zwischen den Abteilungen, indem eine große Anzahl von Beamten mehreren Abteilungen angehört, so in der Regel der Medizinalrat, die Bauräte, aber auch die Schulräte, indem sie sowohl der zweiten Abteilung angehören, wie in den Angelegenheiten der Fortbildungs- und Fachschulen dem Regierungspräsidenten zugeteilt sind. Und an den kleineren Regierungen pflegen die juristisch gebildeten Verwaltungsbeamten mehreren Abteilungen gleichzeitig anzugehören, wenigstens ist nichts hinderlich, sie in dieser Weise schon jetzt zu beschäftigen. Eher könnte man behaupten, daß die Abteilung nicht scharf genug abgegrenzt ist. Es kann zuweilen zweifelhaft sein, ob es berechtigt ist, technische Mitglieder, die nur nebenher der Abteilung angehören, zu Abteilungssitzungen zuzuziehen, und weiter wird das Votum der Schulräte bei manchen Regierungen dadurch abgeschwächt, daß eine größere Anzahl von mindestens ebenso in anderen Abteilungen beschäftigten Verwaltungsdezernenten mit einem kleinen Dezernate in der Schulabteilung beteiligt ist. Die Ungleichmäßigkeit in der Belastung der einzelnen Mitglieder kommt aber allein her von der Verschiedenheit der Befähigung, der Arbeitsfreudigkeit und der Arbeitsrüstigkeit der Beamten, nicht von äußeren Ursachen, und läßt sich auch durch äußere Maßregeln nicht beseitigen; sie soll sogar in

bureaumäßig eingerichteten hohen Behörden ebenso gut vorkommen, wie in den kollegialen hohen Gerichtshöfen. Die Ersparnis von Arbeitskräften liegt hier fast ausschließlich auf dem Gebiete der Personenauswahl, auf dem eben auch Irrtümer vorkommen.

Der Gesetzentwurf beseitigt aber die Kollegialverfassung nicht gänzlich. Er schlägt für diese, ohne daß er sich hierfür irgendwie erwärmt, mit etwas lauer Begründung für gewisse Geschäfte der Schulverwaltung, bei denen es nach ihrer Eigenart und besonderen Bedeutung schon jetzt unzweifelhaft erscheint, daß sie in die Hände eines Einzelbeamten nicht gelegt werden können, eine gesetzliche Sonderregelung vor. Mit Recht sagt er nicht, daß er für diese das Kollegialsystem beibehält, denn die vorgeschlagene Art der Sonderregelung weicht doch erheblich, wie wir weiter unten sehen werden, von dem bisherigen Kollegialsystem ab. Es handelt sich um die meisten persönlichen Angelegenheiten der Lehrerschaft, um die Bestätigung oder Ausschließung der Schulverwaltungsorgane, um Fragen der Lehrpläne, der Lehrmittel und der Lehrmethode und, soweit darüber überhaupt in der Regierungsinstanz befunden wird, auch um Regelung der konfessionellen Verhältnisse. Bei der Erledigung dieser Angelegenheiten soll den Mitarbeitern des Regierungspräsidenten ein volles beschließendes Votum nach wie vor zustehen und der Regierungspräsident gesetzlich an den Mehrheitsbeschluß gebunden sein, allerdings mit dem unten näher zu besprechenden Rechte, jeden Abteilungsbeschluß aufzuheben. Die Abstimmung der Beteiligten soll in diesen Fällen nicht unbedingt in einer Versammlung nach mündlicher Beratung, sondern soll auch schriftlich in der Form geschehen, daß der Referent den Beschluß entwirft und die Mitbeschließenden ihm beitreten.

Es leuchtet ein, wie wesentlich der Unterschied gegen früher ist. Es ist keine Rede mehr von einem bestimmten Kreis von Personen, die zur Beschlußfassung einzuladen sind, sondern der Regierungspräsident kann sich die „Mitarbeiter" selbst aussuchen, er kann zur Versammlung berufen, wen er „mitbeschließen" lassen will. Das heißt, es ist alles der Willkür des Regierungspräsidenten anheimgestellt. Tritt noch hinzu, daß der Regierungspräsident nach § 19 Beschlüsse, mit denen er nicht einverstanden ist, außer Kraft zu setzen und in eiligen Fällen selbst zu entscheiden befugt ist, ohne daß eine höhere Instanz irgendetwas von seinen Maßregeln erfährt, so wird damit die Omnipotenz des Regierungspräsidenten stabiliert. Das „volle" Stimmrecht der Mitwirkenden wird illusorisch.

Bei der Auswahl der der Beschlußfassung zu unterwerfenden Gegenstände, die in § 158d verzeichnet sind, geht der Entwurf zu weit. Die Auswahl ist so getroffen, daß es im wesentlichen die inneren Schulangelegenheiten sind, welche hier zu behandeln sind, also so ziemlich das ganze Dezernat der Regierungs- und Schulräte, während die äußeren Angelegenheiten, darunter die oben behandelte wichtige Frage nach der Errichtung neuer Schulstellen, der Entscheidung des Regierungspräsidenten allein anheimgestellt sein soll. Es kann nicht anerkannt werden, daß diese Scheidung glücklich ist, ganz abgesehen davon, daß die inneren und äußeren Angelegenheiten oft so innig miteinander verquickt sind, wie neue Anforderungen an die Schulverbände auf dem persönlichen mit denen auf dem Baugebiet.

Die große Mehrzahl der Fragen, die heute noch in Abteilungssitzungen behandelt werden, liegt auf dem äußeren Gebiete. Da handelt es sich oft um sehr schwierige Rechtsfragen, um die Auslegung von Gesetzesparagraphen, die auch trotz der Ueberführung der Streitfälle in die Verwaltungsgerichtsbarkeit für die Schulverwaltung noch in genügend großer Zahl übrig bleiben. Da verlohnt es sich wohl, das Für und Wider im Kollegium gründlich zu erwägen, wobei oft genug eine von den Vorschlägen abweichende Erledigung oder auch zuweilen ein Ausweg aus einer schwierigen Lage gefunden wird, der ohne kollegiale Beratung nicht entdeckt worden wäre. Die raschesten Entscheidungen sind nicht immer die besten. Die Folgen wollen sorgfältig erwogen sein. Die vielseitige, in einem Kollegium zur Erscheinung tretende Erfahrung läßt die Folgen zuweilen in deutlicherem Licht erscheinen, als wenn die Sache bloß zwischen Dezernent, Abteilungsdirigent und Regierungspräsident verhandelt wird. Umgekehrt ist aber für eine große Anzahl, ja für die Mehrzahl der auf dem inneren Gebiete liegenden Gegenstände die Verhandlung in einem Kollegium entbehrlich, zumal die juristischen Mitglieder nach ihrer Vorbildung bei den Lehrplan- und Lehrmethodenfragen schwerlich als maßgebend zu erachten sind. Unbedingt kollegial müssen behandelt werden die Fragen der Disziplin. Dagegen können die Fragen der Anstellung der Lehrpersonen durchaus nicht kollegial behandelt werden, wenn nicht alle Vorteile, die die jetzige Art der bureaumäßigen Behandlung gebracht hat, wieder preisgegeben werden sollen. Das Verfahren bei der Anstellung der Lehrer ist durch das Volksschulunterhaltungsgesetz so kompliziert, so weitläufig geworden, daß es schon jetzt der größten Anstrengung und Beschleunigung der

einzelnen notwendigen Akte bedarf, um die Besetzung der Stellen zur rechten Zeit zu sichern, namentlich dann, wenn noch die geistliche Behörde mitbeteiligt ist. Hier ist das Bureausystem zur rechten Zeit eingetreten und hat den Geschäftsgang erleichtert und beschleunigt. Soll es jetzt wieder aufgehoben werden, soll auch nur eine Mitzeichnung anderer Regierungsmitglieder als des Schulrats oder bei verschiedenen in Betracht kommenden Departements der Schulräte und des Abteilungsdirigenten auf schriftlichem Wege behufs Herbeiführung der Zustimmung erfolgen, so entsteht dadurch eine ganz unerträgliche Verschleppung des Geschäftsganges. Tatsächlich sind die Departements der preußischen Schulräte so groß (1200—2000 Lehrer), daß es eine Unmöglichkeit ist, gewöhnliche Anstellungssachen auch nur auf schriftlichem Wege kollegial zu behandeln. Es liegt auch in der Regel gar kein Grund zu Meinungsverschiedenheiten vor, und wenn mehrere Schulrats-Departements beteiligt sind, so müssen sie durch Verständigung der Schulräte untereinander, nötigenfalls unter Mitwirkung des Abteilungsdirigenten, ausgeglichen werden. Eine kollegiale Behandlung der Anstellungssachen würde nur eine Verzögerung der Behandlung herbeiführen, ohne daß irgend eine Gewähr für bessere Bearbeitung gegeben wäre. Auf diesem Gebiete beruht in der Praxis alles auf der Gewissenhaftigkeit und Umsicht des einzelnen Dezernenten. Wenn in der Begründung behauptet wird, daß die der kollegialen Behandlung vorbehaltenen Sachen (§ 158 d) in der Regel weder besonders eilig, noch wesentlich von Zweckmäßigkeitsgründen abhängig sind, so kann man dem jedenfalls für die Anstellungssachen nicht beipflichten. Uebrigens beruhen alle Personalentscheidungen und alle Lehrplanfragen auf Zweckmäßigkeitsgründen. Bei den Fragen des Lehrplans, der Lehrmittel und der Lehrmethode ist allerdings das Kollegium unersetzlich, allerdings nur, soweit es sich aus Sachverständigen zusammensetzt, was oft bei der Mehrheit der Kirchen- und Schulabteilungen für diese Fragen nicht der Fall ist. Also gerade durch die Vorschrift, daß diese Angelegenheit kollegial zu behandeln ist, tritt wieder eine Verschlechterung der Stellung des technischen Beamten ein. An anderer Stelle*) habe ich ausgeführt, wie es mir wünschenswert erscheint, daß auch die allgemeine Bedeutung habenden Entwürfe der technischen Räte auf dem inneren Gebiete einer Nachprüfung durch Beiräte unterzogen werden, die aus Sachverständigen und

*) Sachse, Beiräte und Umfragen auf dem Unterrichtsgebiet. Preußische Jahrbücher 1912, 240–261.

Interessenten gebildet werden. Doch ist hier nicht der Ort, diesen Gedanken weiter auszuführen. Bei den Verhandlungen des Herrenhauses über den Gesetzentwurf über die Zuständigkeit in Schulsachen ist diese Frage gestreift worden von dem Standpunkte aus, daß auch durch Verfügungen auf dem inneren Gebiete Schulverbände und Dritte sich in ihren Rechten verletzt fühlen könnten. Es war der Antrag gestellt worden, in solchen Fällen die Beschwerde an den Oberpräsidenten und gegen dessen Entscheidung die Klage bei dem Oberverwaltungsgericht einzuführen. Der Antrag ist aber abgelehnt worden, nachdem der Vertreter der Staatsregierung zutreffend ausgeführt hatte, daß die Einführung der Rechtskontrollen in bestimmten Fällen schon vorgesehen sei und auch noch weiter vorgesehen werden könne, daß aber durch eine derartige Generalklausel, deren Tragweite sich absolut nicht übersehen lasse, die ganze Unterrichtsverwaltung lahm gelegt werden könne.

Der § 19 des Entwurfes, der die Befugnisse des Regierungspräsidenten gegenüber Beschlüssen, mit denen er nicht einverstanden ist, behandelt, wird in der Begründung außerordentlich stiefmütterlich behandelt. Er bringt eine Verschärfung gegenüber dem bisherigen Rechte zugunsten der Präsidialgewalt. Der § 24 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883 sieht vor, daß der Regierungspräsident Abteilungsbeschlüsse, mit denen er nicht einverstanden ist, außer Kraft setzen und, sofern er den Aufenthalt in der Sache für nachteilig erachtet, auf seine Verantwortung anordnen kann, daß nach seiner Ansicht verfahren werde. Andernfalls ist höhere Entscheidung einzuholen. Diese Befugnis des Regierungspräsidenten erscheint wohlbegründet. Es kann ihm nicht zugemutet werden, Beschlüsse der Abteilung, die er für falsch oder schädlich hält, durchzuführen. Die Novelle will diese Fassung dahin ändern, daß es dem Regierungspräsidenten anheimgestellt sein soll, ob er höhere Entscheidung einholen will. Es ist nicht einzusehen, wodurch diese Verschärfung nötig wird. Vielleicht erstrebt man eine Vereinfachung des Verfahrens, weil in allen Fällen, in denen der Regierungspräsident die höhere Instanz angerufen hat, diese ihm beigetreten ist und man daher unnützes Schreibwerk vermeiden will. Aber dieses Schreibwerk kann nicht als unnütz angesehen werden, denn sicherlich würden sich, wenn die Klausel nicht vorhanden wäre, die Fälle gehäuft haben, in denen der Regierungspräsident auf seine Verantwortung hin die Entscheidung des Kollegiums abgeändert hätte, während er hierbei bedenklicher sein wird, wenn eine Nachprüfung seines Verfahrens

vorgeschrieben ist. Schließlich verlieren die Abstimmungen über technische Fragen des Lehrplans und der Lehrmethode usw. an Wert, wenn die Möglichkeit fehlt, in Zweifelsfällen die Entscheidung des Fachministers herbeizuführen. Und das wird durch die Wortfassung der Novelle abgeschnitten. Gegen den zweiten Absatz, nach dem der Regierungspräsident in eiligen Fällen und an Ort und Stelle allein unter persönlicher Verantwortlichkeit auch in den sonst kollegialer Behandlung vorbehaltenen Fällen Verfügungen treffen darf, ist nichts zu erinnern. Eine solche Befugnis entspricht der Bedeutung und der Stellung des Chefs der Behörde; es liegt in der Natur der Sache, daß er von ihr nur in außerordentlichen Fällen Gebrauch machen wird.

Fassen wir das Ergebnis der vorstehenden Betrachtungen über die Ersetzung des Kollegialsystems durch das Bureausystem zusammen. Der Vorlage ist rückhaltslos darin beizustimmen, daß sich auch in der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen das Bureausystem, wie es sich unter dem Druck der Verhältnisse heute ausgebildet hat, dem Kollegialsystem als überlegen erwiesen hat. Dabei darf allerdings nicht unbeachtet bleiben, daß die unter diesem Druck herbeigeführte, fast regelmäßige Ausschaltung eines Kodezernenten auch ihre Gefahren in sich birgt. Es erscheint auch wünschenswert, die tatsächliche Uebung auf die erforderliche rechtliche Grundlage zu stellen. Der Entwurf der Novelle geht aber weit darüber hinaus. Nicht die tatsächliche Uebung, deren glückliche Gestaltung auf der Möglichkeit der Herbeiführung kollegialer Beratung beruht, soll legalisiert werden, sondern etwas anderes soll geschaffen werden: die persönliche Machtstellung des Regierungspräsidenten, die ohnehin schon sehr groß ist, soll durch die Beseitigung der Kollegialverfassung verstärkt werden, wie es der gescheiterte Zedlitzsche Unterrichts-Gesetzentwurf gewollt hatte. Die bisherigen Dezernenten sollen die Geschäfte nicht mehr auf eigene Verantwortung führen, sondern nach den Anweisungen des Regierungspräsidenten bearbeiten. Damit werden Imponderabilien von unschätzbarem Wert gefährdet. Die allgemeinen Ziele der Novelle lassen sich auch ohne dieses Opfer erreichen. Das Bureausystem, wie es sich tatsächlich gestaltet hat, kann beibehalten werden, wenn nur die Möglichkeit bleibt, daß bei Meinungsverschiedenheiten über die Erledigung einer Sache auf Antrag eines der zur Mitwirkung zugezogenen Regierungsmitglieder ein durch das Gesetz näher zu begrenzendes Kollegium zur Entscheidung berufen wird.

Nach der Novelle soll es nur bei bestimmten, in § 158d ausdrücklich bestimmten Fällen der beschließenden Mitwirkung der zu dem Geschäftskreise gehörigen Regierungsmitglieder bedürfen. Damit wird für viele Fälle ohne Not das heute eingeführte Bureausystem wieder aufgehoben. Und für andere Fälle, namentlich für das ganze äußere Gebiet, auf dem der wichtigste Fall der der Stellenerrichtung ist, wird die Kollegialberatung ausgeschlossen. Das Herrenhaus hat hier einerseits eine Verbesserung herbeigeführt, indem es die Kollegialberatung auf Antrag eines der zur Mitwirkung zugezogenen Regierungsmitglieder verlangt, andererseits aber wieder eine Verschlechterung, indem es die schon genug unbestimmte Begrenzung des Kollegiums, wie sie die Novelle ausspricht, nämlich: die zu dem Geschäftskreis gehörigen Regierungsmitglieder, wieder beseitigt und damit den Begriff des Kollegiums vielleicht auf die zur Mitwirkung zugezogenen Regierungsmitglieder beschränkt.

Das Wohl des Staates verlangt, daß die straffe Organisation der preußischen Verwaltung erhalten, daß sie gestärkt wird, aber ebensosehr, daß die Zurückdrängung der technischen Bedürfnisse durch politische Einflüsse verhütet wird.

Vielleicht könnten hier die Bestimmungen aus der Verfügung des Württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, betr. den evangelischen Oberschulrat, vom 1. März 1910 bis auf die für preußische Regierungen nicht passenden Nrn. 2 und 3 des § 5 zum Vorbild dienen. Sie lauten:

§ 4.

Die Geschäfte bei dem evangelischen Oberschulrat werden teils in kollegialer Beratung und Entschließung, teils von dem Vorstand allein oder unter Zuziehung der Berichterstatter erledigt.

§ 5.

Der kollegialen Beratung und Entschließung unterliegen:

1. Verfügungen von grundsätzlicher Bedeutung;
2. Anträge auf Maßnahmen der Gesetzgebung und die Vorschläge, die den staatlichen Haushaltsplan für die Zwecke des Volksschulwesens und der Lehrerausbildung betreffen;
3. die Anstellung sämtlicher ständigen Lehrkräfte und der Bezirksschulaufseher sowie die Bestellung der Schulvorstände (d. h. der Schulleiter);
4 Strafen wegen Ungehorsams oder Ungebühr auf Grund der Art. 2 bis 5 des Gesetzes vom 12. August 1879 (Reg. Bl. S. 153) sowie Ordnungsstrafen gegen Beamte und Lehrer, soweit hierzu nach den bestehenden Bestimmungen nicht der Vorstand allein oder die gemeinschaftlichen Oberämter und die Bezirksschulaufseher zuständig sind;

5. die Genehmigung privater Unterrichtsanstalten;
6. Angelegenheiten, bei deren Behandlung im Bureauweg sich zwischen dem Vorstand und dem Berichterstatter eine Meinungsverschiedenheit über die Art der Erledigung ergeben hat;
7. andere Gegenstände, die zur kollegialen Beratung durch das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens oder den Vorstand bestimmt werden.

Zur Gültigkeit eines Kollegialbeschlusses ist die Anwesenheit von mindestens drei Mitgliedern einschließlich des Vorstandes oder seines Stellvertreters erforderlich. Der Vorstand oder sein Stellvertreter nimmt als zuletzt Stimmender an den Abstimmungen teil und hat bei Stimmengleichheit die entscheidende Stimme.

Die zweite wichtige Neuerung, welche die Novelle bringt, ist die Ersetzung des Plenums der Regierung im förmlichen Disziplinarverfahren durch ein bei der Regierung zu bildendes Disziplinargericht. Es soll aus sieben Mitgliedern bestehen, nämlich dem Regierungspräsidenten oder seinem Stellvertreter als Vorsitzenden, den beiden dienstältesten Mitgliedern des Bezirksausschusses, dem Oberregierungsrat oder sonstigen Leiter des Geschäftsbereiches, zu dem der Angeschuldigte gehört, und drei weiteren Mitgliedern, die der Regierungspräsident für verschiedene Beamtenklassen, also auch für die Volksschullehrer, besonders aus der Zahl der Regierungsmitglieder bei Beginn jedes Geschäftsjahres für dessen Dauer im voraus bestimmt.

Die Staatsregierung hat aus der Fülle der öffentlich ausgesprochenen Wünsche über die Reform des Disziplinarstrafrechts der Beamten nur diesen einen, die Verfassung betreffenden Punkt herausgegriffen. Damit wird aber auch der schlimmste Mangel des geltenden Rechts beseitigt. Das Plenum der Regierung ist, zumal nachdem durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 21. September 1905 sämtliche technischen Räte und alle Assessoren darin volles Stimmrecht erhalten haben, ein völlig ungeeignetes Organ der Rechtsprechung. Auch das früher als Disziplinargericht eingerichtete Plenum des Oberverwaltungsgerichts ist wenige Jahre darauf durch einen Disziplinarsenat ersetzt worden. Man kann gegen die Zusammensetzung des Disziplinargerichts, wie sie die Novelle vorschlägt, diese und jene Einwendungen erheben, auf alle Fälle wird ein großer Fortschritt gegenüber dem jetzigen Zustande mit der Ersetzung des Plenums durch ein aus wenigen urteilsfähigen Personen bestehendes Disziplinargericht geschaffen. Und der Weg ist angebahnt zur Ersetzung des in zweiter Instanz in Disziplinarsachen zuständigen Staatsministeriums durch einen obersten Disziplinargerichtshof. Die

Wünsche der Volksschullehrerschaft, welche dahin gehen, daß dem Disziplinargericht für sie Beisitzer aus ihrem Stande, womöglich von ihnen selbst gewählt, angehören sollen, werden freilich nicht erfüllt. Es verbleibt dabei, daß die unmittelbaren Vorgesetzten auch in den schwersten Disziplinarfällen mitentscheiden, wie das bisher schon in Preußen, in Bayern und in Sachsen der Fall ist. In Württemberg und Baden sind besonders bestellte Disziplinarhöfe eingerichtet, die in einziger Instanz entscheiden. In Württemberg, das sich eines modernen Anforderungen entsprechenden Beamtengesetzes (vom 1. Oktober 1912) erfreut, werden die neun Mitglieder des Disziplinarhofes vom König für die Dauer des von ihnen bekleideten Hauptamtes ernannt. In Sachsen-Gotha und Coburg hat der Volksschullehrer das Recht, wenn es sich um Dienstentlassung handelt, zu verlangen, daß seine Angelegenheit vor dem ordentlichen Strafgericht entschieden wird. In Oldenburg und Braunschweig tritt nach neuen Gesetzen für den Fall der Verhandlung über die Dienstentlassung eines Volksschullehrers in die entscheidende Disziplinarkammer ein Mitglied des Volksschullehrerstandes ein; in Oldenburg muß es der Konfession des Angeschuldigten angehören. In Sachsen-Weimar wird für Dienststrafsachen gegen Volksschullehrer die Dienststrafkammer um drei Mitglieder aus dem Kreise der Schulaufsichtsbeamten verstärkt, die der Landesherr ernennt. Im Sächsischen Volksschulgesetzentwurf von 1911 war die Verstärkung der Disziplinarbehörden durch Volksschullehrer bei Disziplinarverhandlungen gegen solche vorgesehen.

Etwas völlig Neues ist die **Beteiligung von Schulaufsichtsbeamten an der Tätigkeit der Beschlußbehörden.** Zwar können schon nach dem geltenden Landesverwaltungsgesetz (§ 118) technische Beamte an den Verhandlungen der Behörden unter Zustimmung des Kollegiums mit beratender Stimme teilnehmen. Anscheinend ist aber von dieser Bestimmung hinsichtlich der Schulaufsichtsbeamten kein Gebrauch gemacht worden; wenigstens ist dies nicht bekannt geworden. Jetzt soll die Zustimmung des Kollegiums fortfallen und die Zuziehung in die Hand des Vorsitzenden gelegt werden. Bei der Beschlußfassung in Schulangelegenheiten soll aber nach näherer Bestimmung des zuständigen Ministers dem Kreisausschuß ein Kreisschulinspektor, dem Bezirksausschuß ein Regierungs- und Schulrat mit vollem Stimmrecht hinzutreten. In diesen Fällen müssen neben dem Schulaufsichtsbeamten bei der Beschlußfassung im Kreisausschuß einschließlich des Vorsitzenden wenig-

stens vier Mitglieder anwesend sein, an ihr im Bezirksausschuß einschließlich des Vorsitzenden wenigstens sechs Mitglieder teilnehmen. Die näheren Bestimmungen des Ministers werden allerdings nötig sein, einmal bezüglich der Gegenstände, bei denen der Schulaufsichtsbeamte zuzuziehen ist, sodann bezüglich der Person, die zuzuziehen ist. Denn in der Regel gibt es auf dem Gebiete des Kreisausschusses mehrere Kreisschulinspektoren, auf dem des Bezirksausschusses mehrere Regierungs- und Schulräte. Man darf annehmen, daß in der Regel diejenigen Schulaufsichtsbeamten teilnehmen sollen, in deren Amtsbereich die zu verhandelnde Sache schwebt. Aber es gibt auch Sachen von grundsätzlicher Bedeutung, bei der es angezeigt sein kann, jedesmal einen bestimmten Schulaufsichtsbeamten heranzuziehen. Es ist wohl verständlich, daß die Unterrichtsverwaltung ein großes Gewicht darauf legt, daß die Beamten ihres Dienstbereichs an der Tätigkeit der Beschlußbehörden teilnehmen, einmal damit sie die Anschauung der im praktischen Leben stehenden Kreis- und Bezirks-Eingesessenen näher kennen lernen, sodann damit sie im Schoße der Beschlußbehörden für die Interessen der Schule aufklärend, anregend, erwärmend tätig sind. Sie sind die natürlichen Anwälte der Schule und der Lehrer. Das Urteil über das Bedürfnis der Schule und die Leistungsfähigkeit der Unterhaltungspflichtigen kann je nach dem Standpunkt, von dem aus man die Schulinteressen bewertet, sehr verschieden sein. Das Anforderungsgesetz von 1887 war bestimmt, übermäßige Anforderungen der Schulaufsichtsbehörde abzuwehren. Die Unterrichtsverwaltung hat seine unheilvolle Wirkung in dem Maße verspürt, daß sie wiederholt Versuche zu seiner Abschaffung gemacht hat. Inzwischen sind eine Reihe von Gesetzen geschaffen, namentlich das Lehrerbesoldungsgesetz von 1909, und eine Reihe von Sonderbestimmungen sind in Gesetze aufgenommen, welche die Einwirkung der Beschlußbehörden einschränken, so daß jetzt auch die Unterrichtsverwaltung gegen die an sich segensreiche Mitwirkung der Beschlußbehörden an der Schulverwaltung nicht nur nichts mehr zu erinnern hat, sondern sogar die Ausdehnung des Anforderungsverfahrens auf die Schulbausachen wünscht. Sie verlangt aber die Zuziehung der Schulaufsichtsbeamten mit vollem Stimmrecht. Hier scheinen nun Unstimmigkeiten vorzuliegen, die der Aufklärung bedürfen. Es fragt sich, ob die Schulaufsichtsbeamten in der Ausübung ihres Stimmrechts frei sein sollen oder nach der Anweisung ihrer Vorgesetzten zu stimmen haben. Da die Regierungs- und Schulräte nach § 17 die Geschäfte nach den Anweisungen der

Regierungspräsidenten zu bearbeiten haben, so ist es zweifelhaft, ob sie als Teilnehmer an den Beschlüssen des Bezirksausschusses ihr Stimmrecht auf eigene Verantwortung auszuüben berechtigt sind. Das letztere dürfte beabsichtigt sein, denn sonst hätte ja der Vorsitzende des Bezirksausschusses von vornherein zwei Stimmen; aber es dürfte nicht überflüssig sein, es auszusprechen. Uebrigens tritt derselbe Zweifel auf bezüglich der ernannten Mitglieder des Bezirksausschusses, wenn § 17 und § 31 Gesetz werden.

Dazu kommt noch etwas anderes. Nach der heutigen Geschäftsordnung liegt die Vorbereitung der Beschlußsachen wesentlich in den Händen des Externdezernenten. Wenn der Gesichtspunkt der Beschleunigung der Geschäfte hervorgekehrt wird, so braucht der Regierungs- und Schulrat als Kodezernent bei Externsachen gar nicht zugezogen zu werden. Vielleicht erfährt er von der beabsichtigten Errichtung einer neuen Stelle erst, wenn die Schulunterhaltungspflichtigen der Anforderung widersprechen, und dann soll er gerade berufen sein, diesen Widerspruch im Bezirksausschuß zu bekämpfen.

In der Herrenhauskommission hat die Zuziehung der Schulaufsichtsbeamten grundsätzliche Bedenken erregt, einmal weil sie für die Beschlußsachen vorgesehen sei, während im Verwaltungsstreitverfahren die bisherige Zusammensetzung bestehen bleibe, sodann wegen der dadurch erforderlichen Vergrößerung der zur Beschlußfassung erforderlichen Zahl der Mitwirkenden und der damit größer werdenden Schwerfälligkeit der Behörde. Diese Bedenken sind nicht unerheblich. Die jetzt gewählte Konstruktion ist der verstärkten Kreisschulbehörde aus dem Zedlitzschen Gesetzentwurf nachgebildet. Diese verstärkte Kreisschulbehörde sollte auf dem Schulgebiete im wesentlichen dieselbe Tätigkeit ausüben, die jetzt dem Kreisausschuß zugewiesen ist und zugewiesen werden soll. Damals hatte man sich in der Kommission des Abgeordnetenhauses dahin geeinigt, daß die verstärkte Kreisschulbehörde aus fünf Mitgliedern, dem Landrat, dem Kreisschulinspektor und drei nicht ständigen Mitgliedern bestehen soll. Also die Fünfzahl war auch vorgesehen. Im Bezirksausschuß hätten nach Zuziehung des Regierungs- und Schulrats immer sechs Mitglieder mitzuwirken.

Die Herrenhauskommission und nach ihr das Herrenhaus hat keinerlei Veränderung der bisherigen Beschlußfähigkeitsziffer zugeben wollen, hat dementsprechend, wohl auch aus anderen Gründen, das volle Stimmrecht der Schulaufsichtsbeamten gestrichen und ihr jedesmalige Zuziehung mit beratender Stimme beschlossen. Demgegen-

über hat die Unterrichtsverwaltung mit Recht betont, daß ein beratendes Mitglied gar kein Vollmitglied sei und deshalb kein richtiges Interesse an der Sache habe. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Wird das Kollegialsystem in der Bezirksregierung in der Weise beseitigt, daß die technischen Beamten dort des Stimmrechts beraubt werden, so nützt es für die Vertretung der Schulinteressen sehr wenig, wenn sie mit vollem Stimmrecht in die Beschlußbehörden eintreten, und erst recht kann diese ganze Vertretung in der Beschlußbehörde aufgegeben werden, wenn sie dort nicht das volle Stimmrecht erhalten. Ihre ohnehin schon bei den großen Bezirken stark in Anspruch genommene Kraft kann dann besser verwertet werden.

Die Immediatkommission hatte an vierter Stelle die Aufgabe, Vorschläge zur Vereinfachung des Rechtsmittelwesens und der Instanzenzüge zu machen. Der Lösung dieser Aufgabe dient der Gesetzentwurf über Zuständigkeiten in Schulsachen, der übrigens auf die Provinz Posen keine Anwendung finden soll. Er betrifft zwei weit voneinander abliegende Gebiete, nämlich die streitigen Anforderungen der Schulaufsichtsbehörden an die Volksschulunterhaltspflichtigen und das Privatschulwesen. Auf dem ersteren Gebiete führt er eine Vereinfachung der Rechtskontrollen und des Instanzenzuges ein, auf dem anderen schafft er Rechtskontrollen, die bisher gänzlich gefehlt haben. Es handelt sich dabei sowohl um diejenigen privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalten, welche dem Unterrichtsminister unterstehen, die der allgemeinen wissenschaftlichen oder der allgemeinen künstlerischen Aus- und Fortbildung dienen (z. B. Berlitzschulen, Mal-, Zeichen- und Musikschulen und Militärpressen), wie um die gewerblichen, dem Handelsminister unterstellten Privatschulen, welche die Ausbildung zu einem gewerblichen oder kaufmännischen Berufe zum Zwecke haben.

Auf dem ersteren Gebiet ist der entscheidende Gesichtspunkt wieder die Entlastung des Oberverwaltungsgerichts. Die Feststellung von Anforderungen der Schulaufsichtsbehörde für eine Volksschule erfolgt, sofern es sich um neue oder erhöhte Leistungen handelt, in Ermangelung des Einverständnisses der Verpflichteten, jetzt nach Maßgabe des Anforderungsgesetzes vom 26. Mai 1887. Die Schulaufsichtsbehörde beantragt das Beschlußverfahren für Landschulen beim Kreisausschuß, für Stadtschulen beim Bezirksausschuß. Auf Beschwerden entscheidet in zweiter und letzter Instanz der Provinzialrat. Von diesem Verfahren sind jedoch ausgenommen die Schulbausachen. Für diese ist es bei den Bestimmungen des Zuständig-

keitsgesetzes vom 1. August 1883 verblieben, wonach gegen einen Baubeschluß der Schulaufsichtsbehörde die Klage im Verwaltungsstreitverfahren stattfindet, für Landschulen beim Kreisausschuß, für Stadtschulen beim Bezirksausschuß. Im ersteren Fall sind drei Instanzen gegeben, im anderen zwei; jedenfalls entscheidet in letzter Instanz das Oberverwaltungsgericht. Diese Ausnahmestellung für die Schulbausachen soll jetzt beseitigt werden; auch diese sollen, soweit es sich um öffentlich rechtliche Verpflichtungen zur Aufbringung der Baukosten oder die Verteilung der Baukosten auf die nach öffentlichem Rechte Verpflichteten handelt, einschließlich der Anforderungen bezüglich der Lehrerdienstwohnungen, dem allgemeinen Anforderungsverfahren unterworfen werden. Dieses Verfahren aber wird geändert durch Aufhebung des Anforderungsgesetzes und Einführung des regelmäßigen in § 121 des Entwurfs zur Novelle des Landesverwaltungsgesetzes vorgesehenen Instanzenzuges, nach dem für Landschulen der Kreisausschuß, auf Beschwerde in zweiter und letzter Instanz der Bezirksausschuß, für Stadtschulen der Bezirksausschuß, in zweiter und letzter Instanz der Provinzialrat beschließt, sofern nicht das Gesetz im einzelnen anderes vorschreibt. Die vorbezeichneten Bestimmungen haben in der Herrenhauskommission allseitige Zustimmung gefunden und sind vom Hause selbst debattelos angenommen worden. Sie erscheinen wohlgeeignet, eine Vereinfachung der Verwaltung herbeizuführen.

Die gesetzliche Regelung des Privatschulwesens ist in Preußen aus politischen Gründen untunlich. Die Staatsregierung muß sich weiter mit der Allerhöchsten Kabinettsorder von 1834 und der Staatsministerialinstruktion von 1839, die das Privatschulwesen in höchst unbefriedigender Weise, lediglich vom polizeilichen Standpunkte und in einer für die Privatschulinteressen ganz sicherlich unbilligen Weise regeln, behelfen. In dem neuen Gesetzentwurf zeigt sie aber den guten Willen, den häufig vorgetragenen Klagen der Interessenten wenigstens insoweit entgegenzukommen, als er ihre völlige Rechtlosigkeit gegenüber der Schulaufsichtsbehörde beseitigt. Gegen die Verfügungen der Schulaufsichtsbehörden, nämlich der Regierung oder hinsichtlich der gewerblichen Privatschulen des Regierungspräsidenten, stand bisher nur der Beschwerdeweg an den zuständigen Minister offen. Jetzt soll die Klage im Verwaltungsstreitverfahren beim Oberverwaltungsgericht eingeführt werden, gegen Verfügungen der Schulaufsichtsbehörde, welche a) die Versagung oder Entziehung der Genehmigung zur Errichtung und Unterhaltung einer Privat-

schule oder einer Privaterziehungsanstalt, b) die Versagung oder Zurücknahme eines Unterrichtserlaubnisscheines betreffen, c) die Errichtung einer Privatschule oder einer Privaterziehungsanstalt oder die Erteilung von Privatunterricht verbieten. Der Klage soll aber stets eine Beschwerde an den Oberpräsidenten voraufgehen und gegen dessen Entscheidung soll sich die Klage richten. Die Einschaltung des Oberpräsidenten als Beschwerdeinstanz soll der Entlastung der Ministerialinstanz dienen. Die Klage kann nur auf Revisionsgründe, nur darauf gestützt werden, daß der angefochtene Bescheid auf der Nichtanwendung oder auf der unrichtigen Anwendung des bestehenden Rechts, insbesondere auch der von den Behörden innerhalb ihrer Zuständigkeit erlassenen Verordnungen, beruhen. Bei der Beschränkung auf diese Fälle wird die Klage allerdings für den Interessenten kaum einen praktischen Wert haben, wie in der Herrenhauskommission hervorgehoben worden ist. Es ist aber auch zweifelhaft, ob der Wunsch der Unterrichtsverwaltung, auf diesem Wege zu einer Klärung verschiedener Rechtsfragen auf dem Privatschulgebiete durch höchstrichterliche Entscheidungen, die jetzt in einigen Fällen von seiten der Interessenten auf Umwegen beim Reichsgericht erreicht worden sind, zu gelangen, bei der Aussichtslosigkeit eines praktischen Erfolges in den meisten Klagefällen in Erfüllung gehen wird. Bisher hat kein deutscher Bundesstaat, mit Ausnahme von Oldenburg, Rechtskontrollen gegenüber den Maßnahmen der Schulaufsichtsbehörden zum Schutze der Privatschulinteressenten geschaffen. Das Oldenburgische Schulgesetz vom 4. Februar 1910 hält das Konzessionsprinzip für private Unterrichts- und Erziehungsanstalten aufrecht, schließt aber die Prüfung der Bedürfnisfrage aus. Die Erlaubnis kann nur aus wichtigen Gründen versagt, auch auf Zeit erteilt und aus wichtigen Gründen widerrufen werden. Das Ministerium kann die Schließung einer privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalt verfügen. Eine Verfügung, durch welche die Erlaubnis versagt oder widerrufen oder die Schließung einer Anstalt angeordnet wird, kann durch Klage beim Oberverwaltungsgericht angefochten werden. Das Oberverwaltungsgericht hat also in Oldenburg darüber zu befinden, ob ein Grund zur Versagung, zum Widerruf oder zur Anstaltsschließung wichtig ist oder nicht. Uebrigens ist der Gedanke, das Oberverwaltungsgericht an den Entscheidungen über das Privatschulwesen zu beteiligen, auch für Preußen nicht neu. Er stammt aus dem Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf (§ 83), der die Untersagung privater Unterrichtseinrichtungen von einem

Beschlusse des Bezirksausschusses abhängig machte und gegen dessen Beschluß die Klage beim Oberverwaltungsgericht vorsah. Würde Preußen bei dem Fehlen positiver Gesetzesvorschriften die Klage ebenso unbeschränkt wie in Oldenburg zulassen, so hätte das Preußische Oberverwaltungsgericht auch über die Bedürfnisfrage zu entscheiden und würde damit den Boden der Rechtsprechung in vielen Fällen verlassen müssen. Der Gesetzentwurf über das Privatschulwesen rührt an ein Gebiet, auf dem die politischen Gegensätze am schärfsten sind.

Nachdem das Herrenhaus in der Sitzung vom 27. Februar d. Js. den Entwurf zur Novelle des Landesverwaltungsgesetzes einstimmig und den Gesetzentwurf über die Zuständigkeiten in Schulsachen ohne Debatte angenommen hat, in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses aber am 13. März d. Js. seitens führender Parteien schwere Bedenken gegen den ersteren Entwurf erhoben worden sind, sehen die beteiligten Kreise den nach Ostern im Abgeordnetenhause bevorstehenden Verhandlungen über beide Entwürfe mit Spannung entgegen.

Der Papst in der letzten großen Krisis des Protestantismus.

Von

Gustav Roloff.

Wie die französische Revolution das 18. und 19. Jahrhundert scheidet, so steht zwischen dem 17. und 18. die englische des Jahres 1688. Beide sind überaus wichtige historische Marksteine, wenn auch der Umschwung in England, die fast friedliche Vertreibung des katholischen Stuart und seine Ersetzung durch den evangelischen Oranier, das allgemeine Interesse viel weniger zu fesseln vermag, als das bluterfüllte, wechselreiche Drama in Frankreich. Aber die Bedeutung des Dynastiewechsels in England ist unermeßlich für das Inselreich selbst wie für die ganze Welt.

Für das Inselreich bedeutete es die Sicherung des evangelischen Glaubensbekenntnisses, das durch die katholisierenden Bestrebungen Jakobs II. in große Gefahr geraten war, und die Sicherung der aristokratischen Parlamentsherrschaft, nach deren Umsturz die Stuarts trachteten. Der Sieg des Parlaments über das absolute Königtum ermöglichte die Durchsetzung der beiden großen Parteien, die sich seitdem in die Leitung der englischen Geschicke geteilt haben, und Verschärfung der Wirtschaftspolitik, die seit Heinrich VII. ergriffen worden war. Dadurch, daß die politische Macht dauernd in die Hände der Geburts- und Geldaristokratie überging und diese im allgemeinen merkantile Interessen vertraten, wurde die Gesetzgebung dementsprechend gehandhabt: die Schiffahrtsgesetze gegen die Fremden wurden erneuert, und vor allem die Kolonien wurden den Bedürfnissen und Ansprüchen des Mutterlandes noch schärfer untergeordnet als vorher. Endlich folgte aus der Revolution eine selbständige nationale Politik nach außen, die vorher gefehlt hatte. Um die absolutistische und katholische Reaktionspolitik führen zu können,

hatten sich die beiden Stuarts, Karl II. wie Jakob II., eng an Ludwig XIV. angelehnt, der ja dieselben politischen Tendenzen vertrat und im Interesse seiner auswärtigen Politik den Gegensatz zwischen Königtum und Parlament gern sah. So lange diese beiden Faktoren um die Regierung stritten, war England in der großen Politik ausgeschaltet, der König von Frankreich hatte also zum mindesten bei jedem europäischen Konflikt auf Englands Neutralität zu rechnen. Ferner, je mehr die katholische Politik der Stuarts Erfolg hatte, desto mehr mußte England in Gegensatz zu den kalvinistischen Niederlanden geraten, mit denen es ohnehin wirtschaftlich rivalisierte; Frankreich, der unversöhnliche Feind der niederländischen Republik, die ihm die Eroberung des spanischen Flandern und Brabant verwehrte, konnte also auf aktive Hilfe Englands gegen den gemeinsamen Gegner hoffen. Ludwig hat daher die stuartischen Versuche materiell unterstützt. Er zahlte beiden Königen Subsidien, damit sie sich eine kleine Armee, unabhängig vom Parlament, schaffen könnten, andererseits freilich ermutigte er auch die Parteiführer mit Wort und Geld zur Opposition gegen die Herrscher, wenn diese einmal Miene machten, eine Frankreich ungünstige Haltung einzunehmen.

Hiermit ist schon ausgesprochen, daß der Sturz der Stuarts auch für die außerenglische Welt von gewaltiger Wichtigkeit geworden ist: er führte die Trennung von Frankreich und England, den Uebertritt Englands zu den Gegnern Frankreichs, herbei. Diese gründliche Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse ermöglichte es, zum ersten Male den Sonnenkönig, der die Unabhängigkeit Mitteleuropas bedrohte, etwas zurückzudrängen; in dem großen Kriege, der sich an die englische Thronumwälzung anschloß (1688 bis 1697), mußte Ludwig mehrere Positionen, die er vor dem Kriege eingenommen hatte, wieder räumen und, was nicht weniger wichtig war, die Herrschaft zur See an England übergehen sehen. Seitdem beginnt die britische Macht zu steigen, die französische bis zur Revolution zu sinken. Daß das neue England sofort aus einem Freunde ein heftiger Feind Frankreichs wurde, ist verständlich. Die natürliche Reaktion gegen die bisherige unselbständige, franzosenfreundliche Politik machte sich geltend, und vor allem war die Absicht Ludwigs, Brüssel und Antwerpen zu erobern, unverträglich mit dem englischen Interesse: im Besitze dieser Landschaften und Küsten, fürchtete Volk und Regierung, werde Frankreich England wirtschaftlich weit überflügeln und seine Sicherheit gefährden.

Schutz Belgiens und der Rheinmündungen ist daher der Grundsatz geworden, der seitdem bis tief ins 19. Jahrhundert die britische Politik geleitet und zu manchem Strauß mit dem kontinentalen Nachbar gezwungen hat; koloniale Reibungen treten außerdem hinzu, um die Kluft zwischen den beiden Westmächten zu vertiefen.

So ist also der englische Dynastiewechsel als ein schwerer Schlag gegen Frankreich aufzufassen, und so ist er auch bereits von den Zeitgenossen betrachtet worden; alle Gegner Ludwigs, der Kaiser, Spanien, Holland, Brandenburg und viele andere deutsche Fürsten begrüßten ihn mit Genugtuung und führten Jakobs Sturz auf seine enge Verbindung mit Frankreich zurück.

Aber neben der politischen Seite hat der Dynastiewechsel noch eine religiöse, für Europa so gut wie für England. Der Katholisierungspolitik Jakobs legte man innerhalb wie außerhalb Englands unter den Evangelischen eine große Bedeutung bei; man fürchtete, daß der Rekatholisierung Englands ein großes katholisches Bündnis und eine allgemeine Offensive gegen die Evangelischen folgen werde. Daß solcher Argwohn in der Zeit der Hugenottenaustreibung die Gemüter ergreifen konnte, ist nicht verwunderlich. Und welche ungeheure moralische Schwächung mußte dem Protestantismus der Verlust des Landes, das vor hundert Jahren durch seinen Uebertritt die siegreiche Gegenreformation entscheidend gehemmt hatte, zufügen; wie sehr mußte die Angriffslust des Katholizismus gegen den geschwächten Feind wachsen! In den Kreisen der evangelischen Fürsten und Diplomaten erzählte man sich, daß das erste Opfer der katholischen, von Frankreich geführten Schilderhebung die Republik Holland sein solle, und daß König Ludwig bereits dem Kaiser Leopold große Versprechungen gemacht habe, damit er dies gottgefällige Werk der Ketzervernichtung dulde, wenn er nicht gar selbst mitwirken wolle. So berichtete auf Grund von Mitteilungen des Holländers Bentink der brandenburgische Geh. Rat von Fuchs an Kurfürst Friedrich III. (27. Juli 1688),*) und wir können sogar die Quelle für diese Nachricht feststellen: es ist kein geringerer als Kaiser Leopold selbst. Vertraulich ließ er diese französischen Pläne dem Hessen-Casselschen Gesandten, Johann v. Görtz, der zugleich Bevollmächtigter des Prinzen von Oranien war, mitteilen, und dieser berichtete darüber an seinen Auftraggeber: „Ihro Kay. May. haben mir die Gnade gethan, in höchst secreto die offerte communiciren

*) Veröffentlicht von Ranke, Zeitschr. f. Preuß. Gesch. II, 1865.

zu lassen, so der französische envoye nahmen seines Königs allein auf die condition gethan, daß Ihro Kay. May. nur des Estats von Holland sich nicht ahnnehmen und ganz neutral halten wollten, solche bestehe darinn 1) Einen ewigen Frieden mit dem Haus Östreich zu machen, 2) das ganze Elsaß zu Restituiren, 3) die Pfalz nicht anzufechten und auf selbe praetentiones zu renuntiyren, 4) die künftige succession in Spanien nicht zu inquietiren, auch sich wegen der spanischen Anforderung mit Ihro Kay. May. vorhero güthlich u. raisonabel zu vergleichen. Über dieses hat der Engländische Envoye, welcher fast in gleicher Zeith mit mir hier ankommen, alles zu seiner assistenz, was geistlich heißet." . . . Indessen der Kaiser ist trotz dieser lockenden Vorschläge, die ungefähr alle zwischen dem deutschen Hause Habsburg und Frankreich schwebenden Streitfragen vorteilhaft beendet haben würden, nicht für diesen Anschlag gegen seinen alten Bundesgenossen, die Generalstaaten, zu haben: „wenn die vorgemelte große offerten", schreibt Görtz weiter, „samt dem einrath der eifrig Catholischen bey Ihro Kay. May. gehör gefasset hätten, die Republic von Holland zu abandonniren, wehre wahrhaftig kein Rath oder Mittel zu finden übrig, so uns von geist- und weltlicher Unterdrückung retten mögen."*)

Wir brauchen an dieser Stelle nicht zu untersuchen, wie viel Vertrauen diese Nachrichten aus Wien verdienen; sie beweisen, daß das Mißtrauen der Evangelischen gegen Ludwig außerordentlich rege gewesen sein muß, wenn man mit solchen Schilderungen auf Glauben bei ihnen rechnete. Kurz, es ist gewiß, daß die Häupter der Protestanten, der Kurfürst von Brandenburg und der Prinz von Oranien, sich schweren kirchlichen Befürchtungen hingegeben haben und daß der Führer des antienglischen Unternehmens, Wilhelm III. von Oranien, sich zugleich als Vorkämpfer der politischen Freiheit Europas gegen Frankreichs hegemoniale Politik wie als Verteidiger seines Glaubens gefühlt hat. Und aufs deutlichste hat die Geschichte seitdem gelehrt, wie groß die Bedeutung seines Sieges für den evangelischen Glauben gewesen ist. Nie wieder hat, seitdem der Rekatholisierungsversuch der Stuarts gescheitert ist, dem Protestantismus eine äußere Gefahr gedroht; ja, die Aera der europäischen Glaubenskriege ist endgültig i. J. 1688 geschlossen worden, weil bei der Verteilung der beiden Bekenntnisse über die Erde keines hoffen kann, das andere zu überwältigen.

*) Johann Frhr. v. Schlitz gen. Görtz an den Landgrafen von Hessen-Kassel. Wien, 2. Juli n. St. 1688. Staatsarchiv, Marburg.

Wenn trotz dieser kirchlichen Seite der englischen Revolution so streng katholische Mächte wie die beiden Häuser Habsburg dem oranischen Unternehmen Sympathie entgegenbrachten, so erklärt sich das aus ihren politischen Interessen, die unbedingt eine Schwächung der Machtstellung Frankreichs verlangten; aber größere Schwierigkeiten macht dem Historiker die Haltung eines anderen katholischen Faktors, der Kurie, von der man eine stärkere Betonung der kirchlichen Gesichtspunkte erwarten sollte, als von jenen weltlichen Mächten. Aber obgleich Frankreich damals die Idee der Ausbreitung des katholischen Glaubens vertrat und der Sturz der Stuarts dieser Idee einen schweren Schlag zufügte, stand Papst Innocenz XI. doch auf der Seite der Feinde Frankreichs. Ja, nach Samuel Pufendorf, dem ersten Historiker und politischen Publizisten der Zeit, hat der Papst eine entscheidende Rolle in der Vorbereitung des oranischen Unternehmens, das zum Sturze Jakobs führte, gespielt.

Als Wilhelm von Oranien sich zum Uebergang nach England entschlossen hatte (seit Juni 1688 etwa), suchte er sich gegen Frankreich, das durch einen plötzlichen Angriff auf die Generalstaaten den Prinzen festhalten und dadurch die Stuarts retten konnte, zu sichern; er schloß Bündnisse mit Brandenburg, Kassel und anderen evangelischen deutschen Fürsten, die, in den großen Plan eingeweiht, Truppen am Rhein aufstellten und die Generalstaaten in der Flanke schützten, während in der Front die spanischen Niederlande diesen Dienst übernahmen. Auch den Beistand des Kaisers suchte er für den Fall eines französischen Krieges zu erlangen. Zu dem Zwecke beauftragte er den erwähnten hessen-kasselschen Gesandten Johann v. Görtz, das alte Defensivbündnis zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten zu erneuern. Es waren dabei manche Schwierigkeiten zu überwinden, da der Kaiser aus religiösen und legitimistischen Gründen Jakobs Entthronung nicht wünschen konnte; der Gesandte hatte daher mit Nachdruck zu versichern, daß der Prinz weder einen Dynastiewechsel noch eine Schädigung der katholischen Religion in England plane: er wolle nur dem Parlament zu seinem Rechte verhelfen, damit in England ein gesicherter Rechtszustand hergestellt und die englische Politik mit Hilfe der gesetzlichen parlamentarischen Gewalt aus dem falschen französischen Fahrwasser herausgeleitet werden könne*). An dieser Stelle soll nun der Einfluß des Papstes ein-

*) P. L. Müller, Wilhelm von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck. Haag. 1873. 1880. Bd. II, S. 27.

gesetzt haben: als Leopold noch schwankte, ob er das Unternehmen des ketzerischen Prinzen gegen den rechtgläubigen Stuart unterstützen dürfe, hat ihn nach Pufendorf eine Mitteilung aus Rom umgestimmt und zur Billigung der Landung sowie zur Erneuerung des Defensivbündnisses veranlaßt. Dem Papst also habe Wilhelm diese mächtige Verstärkung seiner internationalen Stellung zu danken.

Auf den ersten Blick scheint diese Erzählung viel für sich zu haben; die Kurie lebte ja damals in heftigem Zwist mit Ludwig XIV., konnte also wohl eine Verringerung seiner Macht durch den Sturz seines Bundesgenossen mit Freude begrüßen. Der Gegensatz zu Frankreich lag auf weltlichem und kirchlichem Gebiete. Als italienischer Territorialfürst hatte der Papst stets zwischen den beiden großen Mächten Habsburg und Frankreich geschwankt und sich in der Regel der schwächeren Partei angeschlossen, in der Reformationszeit den Franzosen, jetzt dagegen den Oesterreichern. Kirchlich fühlte sich der Papst verletzt durch Ludwigs ausgesprochen gallikanische Kirchenpolitik, durch die Schmälerung kirchlicher Pfründen zugunsten der Staatskasse, durch die Forderung unbedingter Asylfreiheit seiner Gesandtschaft in Rom und ähnliches mehr. Dementsprechend nahm der Papst in einem akuten Streitfall zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche Partei wider Frankreich; als Ludwig seinen Schützling, den Bischof von Straßburg, Kaiser und Reich zum Trotz, zum Erzbischof von Köln erheben wollte, brachte Innocenz diese Kandidatur zu Fall, indem er nach einer zwiespältigen Wahl dem Gegenkandidaten, einem wittelsbachischen Prinzen, die Investitur erteilte. (Sommer 1688.) Es war eine schwere Niederlage Ludwigs, denn mit dem faktischen Vasallen in Köln hätte er die Niederlande umklammert und seine Macht am Niederrhein und in Westfalen fest begründet. Es ist kein Wunder, daß die französische Regierung infolge der unbeugsamen Gegnerschaft des Papstes dem Verdacht Raum gab, das Oberhaupt der katholischen Kirche mache mit dem gefährlichsten Feinde des allerchristlichsten Königs, dem Prinzen von Oranien, gemeinsame Sache, ja daß Ludwig dem Papst in einem offiziellen Aktenstück vor aller Welt den Vorwurf machte, seine Politik ermutige den Oranier in seinen verderblichen Plänen gegen die katholische Religion (September 1688), wogegen Innocenz eine öffentliche Verteidigung für geboten erachtete.

Handelte es sich um einen Papst der Renaissance, so würde man seine Haltung in der Kölner, wie in der englisch-oranischen Frage unschwer aus dem politischen Gegensatz zu Frankreich er-

klären können, aber für die Zeit nach den großen religiösen Kämpfen scheint dies Motiv nicht auszureichen. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte das kirchliche Moment doch zu stark an Bedeutung gewonnen, um in einer die kirchlichen Interessen so empfindlich berührenden Angelegenheit, wie dem Sturze Jakobs II., ausgeschaltet werden zu können, und Innocenz XI. insbesondere hat sich durch Wort und Tat oft als einen Mann von ernster religiöser und streng hierarchischer Gesinnung bekannt, dem Ehre und Macht der katholischen Kirche unendlich mehr als weltliche Vorteile des Kirchenstaats galten. Infolgedessen ist die Politik des Papstes in der großen Krisis des Jahres 1688 von den Historikern ganz verschieden erklärt und beurteilt worden. Die meisten französischen Forscher haben sich einfach auf den Standpunkt der Diplomatie Ludwigs gestellt und aus Innocenz' fanatischer Franzosenfeindschaft alle seine Handlungen abgeleitet; andere, wie Gérin in Frankreich und Onno Klopp*) in Deutschland, leugnen jede grundsätzliche Abneigung des Papstes gegen Frankreich und sehen in seiner strengen Kirchlichkeit sowie seinem Gerechtigkeitssinn, der mit der ungerechten Willkürpolitik Ludwigs zusammenstoßen mußte, die Triebfeder aller seiner Handlungen. Irgendwelche Beziehungen des Papstes zu dem oranischen Unternehmen verwerfen sie unbedingt. Dem Urteil dieser katholischen Forscher hat sich ein evangelischer Gelehrter, dem wir die letzte Spezialarbeit über Innocenz verdanken, Max Immich**), rückhaltlos angeschlossen. Indessen, da alle außer Klopp sich nicht mit Pufendorfs Erzählung auseinandergesetzt haben und dieser sie nicht in den richtigen Zusammenhang stellt, so wirken ihre Ausführungen nicht überzeugend. Es lohnt daher, noch einmal eine Erklärung der päpstlichen Politik zu versuchen.

Beginnen wir mit der Prüfung Pufendorfs. Wir sind da in der glücklichen Lage, seine Quelle zu benutzen: einen Bericht des uns schon bekannten Fuchs, der seine Kenntnis von Görtz erhalten hat. Am 4. Oktober 1688 berichtet er dem Kurfürsten Friedrich***):

*) Gérin, Revue des questions historiques XX. — Onno Klopp, Der Fall des Hauses Stuart. Bd. 4. Wien, 1876.

**) Max Immich, Papst Innocenz XI., Berlin 1900. Diese verdienstliche kleine Schrift hat mich zu der vorliegenden Untersuchung angeregt. — Ranke (Päpste III, 168), ist der Meinung, daß in Rom die Fäden der oranischen Unternehmung zusammengelaufen seien. Allerdings habe sie nicht Innocenz persönlich, sondern nur seine Umgebung begünstigt. Aber seine Auffassung beruht, wie Gérin und Klopp nachgewiesen haben, auf unechten Dokumenten, ich brauche daher nicht darauf zurückzukommen.

***) Fuchs an den Kurfürsten. Hannover, 4. Oktober 1688. secret. — Geh. Staats-Archiv, Berlin. R. XI., 140a, Lüneburg. — Droysen, Preußische

Görtz, der unlängst aus Wien zurückgekommen sei, habe ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, er habe über ein neues enges Bündnis mit dem Kaiser verhandelt, habe aber zunächst ziemliche froideur gefunden; in dieser Zeit habe der Plan des Prinzen gegen den König von England begonnen zu éclattiren, und da habe der Kaiser zu verstehen gegeben, er könne nicht mit stillem Mute zusehen, wie die katholische Religion in England sollte über den Haufen geworfen werden. Infolgedessen habe Görtz dem Kaiser Leopold in einer Privataudienz vorgestellt, daß eine Aenderung in der englischen Regierung die Vorbedingung für eine erfolgreiche Bekämpfung Frankreichs sei: der König von England habe alle Zeit mit dem König von Frankreich unter einer Decke gelegen, dessen schädliche dessins favoriret und somit alles Unglück, das das Reich, den Kaiser und Spanien betroffen, mitverschuldet; das Parlament dagegen sei alle Zeit ein Bundesgenosse des Hauses Oestreich und Spaniens gewesen. Der Kaiser sei infolgedessen schwankend geworden, aber die Geistlichkeit habe ihm immer wieder Gewissensskrupel erregt: „Bis endlich der glückliche Ausschlag von dem Orte gekommen, da man es sich zum wenigsten hatte zu vermuthen gehabt, nämlich von dem Pabste selber: welcher geschrieben, daß Er des Königs actiones und dessins gar nicht approbirte, daß selbige aus keinem gerechten Eifer für die katholische Religion herrührten, sondern auf Anstiften von Frankreich, welches ganz Europa und folglich auch England übern Haufen zu werfen trachtete. Hierzu war der spanische Botschafter Borgomainero gekommen, welcher lange in England gewesen und confirmirt hatte, daß man sich zu dem Könige nichts, aber wohl zu dem Parlament alles gutes zu versehen hätte. Wodurch es dann geschehen, daß Ihre Kaiserliche Majestät diesen scrupul abandonniret, von der catholischen Religion nichts mehr gesprochen noch conditioniret, sondern den Grafen Stratmann und Grafen von Oettingen committiret, mit dem Freiherrn von Göritz in secrete conférence zur Schließung eines engen Verbündnisses zwischen dem Kaiser und Holland zu treten, welches überaus wohl succediret, der Kaiser hatte seine Punktation bereits übergeben, welche viel verbindlicher als die vorigen foedera; jetzo erwartet man des stats desideria und damit wäre das Werk gethan. Es bat der Herr

---

Politik IV., 1 S. 47, hat diesen Bericht bereits benutzt, aber ohne, der Anlage seines Werkes entsprechend, der päpstlichen Politik nähere Aufmerksamkeit zu widmen. — Auch Ranke hat den Bericht gekannt, vgl. unten S. 284.

von Göritz, gar inständig, daß doch obiges alles zum höchsten möchte secretiret werden, denn wenn es vor der Zeit éclattirete, möchten contreminen gemacht werden. Er hat gegen keinen Menschen in ganz Deutschland als nur gegen mir davon gedacht. Am hiesigen Hofe weiß man auch nichts davon; es ist aber gewiß ein gutes und herrliches Werk vor das gemeine Beste."

Hier haben wir ein deutliches Bild der Wiener Verhandlungen, das Pufendorfs Bericht durchaus bestätigt: der Papst hat danach in einem kritischen Augenblick die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Oranien vorwärts gebracht und so mittelbar den Angriff auf Jakob gefördert. Denn wenn das kaiserlich-niederländische Bündnis formell auch erst im folgenden Frühjahr abgeschlossen worden ist, so war Wilhelm seiner doch schon im Oktober, also vor seinem Aufbruch nach England (29. Oktober), gewiß.*)

An der Zuverlässigkeit des Berichtes ist nicht zu zweifeln. Die Behauptung zunächst, daß der Kaiser religiöse Skrupel gehabt habe, ist ohne weiteres glaublich, wird aber noch durch den brandenburgischen Gesandten in Wien bestätigt**), und derselbe Gewährsmann schildert die Tätigkeit des spanischen Botschafters in derselben Weise wie Görtz; Leibniz endlich, der damals in Wien weilte, hatte denselben Eindruck. Unbestätigt von allen Nachrichten ist allein die wichtigste, das Eingreifen des Papstes. Aber man wird nicht behaupten wollen, daß sie deshalb unzutreffend sei, daß etwa Görtz ein Märchen erzählt worden sei. Denn es ist schlechterdings kein Grund zu sehen, weshalb der kaiserliche Hof dem Papst eine Rolle hätte zuschreiben sollen, die er nicht gespielt hat. Allerdings ist der Brief des Papstes bisher in Wien nicht gefunden worden, wie Onno Klopp festgestellt hat, aber er selbst hat daraus nicht etwa einen Zweifel an seiner Existenz hergeleitet; er hebt selbst hervor, daß die Wiener Sammlung, wo man ihn zu suchen habe, recht unvollständig sei. Vielleicht ist gar ein offizielles Dokument über diese Episode nicht vorhanden, vielleicht hat man nur mit einer mündlichen Mitteilung des päpstlichen Nuntius zu rechnen, die keine Spur in den österreichischen Archiven zurückgelassen hat. In meinem Glauben an die Zuverlässigkeit der Görtzschen Erzählung bestärkt mich ein Schreiben des brandenburgischen Gesandten im Haag an den Kurfürsten vom 22. Oktober 1688.***) Darin ver-

*) Diese Anschauung wird durch einen Bericht des Freiherrn v. Görtz an den Prinzen, Cassel, 30. September 1688, bestätigt. Gräflichs Archiv in Schlitz.
**) Die Berichte im Geh. St.-Archiv Berlin. R. I. 23, 1688.
***) Geh. Staats-Archiv Berlin. R. 34, 227 f.

breitet sich der Gesandte von Diest, der keine Kenntnis von den Erlebnissen des Herrn von Görtz in Wien hatte, über die Haltung der Mächte angesichts der bevorstehenden Landung in England und sagt zum Schluß: „Es soll der Papst rund ausgesagt haben, daß es dem König von England so wenig als dem von Frankreich um die Religion zu thun wäre, sondern allein um eine absolute Regierung zu erlangen, welches bei den katholischen puissancen gar guten Effect gethan hat." Was hier über die Meinung des Papstes gesagt wird, stimmt mit Görtz überein; es ist sogar etwas ausführlicher, da hier von einem Einfluß bei mehreren katholischen Mächten gesprochen wird. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß Diest seine Kenntnis von Görtz oder von ihm nahestehenden Personen hatte. Denn einmal wollte ja Görtz seine Mitteilung unbedingt geheim halten, und zweitens würde Diest seinem Herrn sicher eine authentische Quelle genannt haben, wenn er eine gehabt hätte. Was er mitteilt, wird also wohl die allgemeine Anschauung der Diplomaten in Holland gewesen sein, die sich nicht auf eine bestimmte Quelle zurückführen ließ. Ich schließe aus dem Zusammentreffen der Diestschen und Görtzschen Nachrichten, daß der Papst sich wiederholt in diesem Sinn geäußert hat, allerdings nicht öffentlich und nur solchen Personen gegenüber, die antifranzösisch gesinnt waren. Denn von einer öffentlichen Aeußerung hätte auch der französische Gesandte in Rom erfahren, aber in dessen Berichten findet sich nichts darüber, obgleich er alles zusammenträgt, was dem Papst in den Augen seines Königs schaden kann.

Wenn wir also als festgestellt annehmen, daß der Papst durch sein abfälliges Urteil über Jakob zur Förderung des oranischen Unternehmens beigetragen hat, so ist damit freilich noch nicht gesagt, ob er eine solche Wirkung beabsichtigt hat. Es wäre ja möglich, daß seine Verurteilung des englischen Königs seiner allgemeinen Unzufriedenheit entsprang und eine Herzensergießung an befreundete Höfe darstellte, die eine unmittelbare Wirkung gar nicht erzielen sollte. In der Tat hat Onno Klopp, der die Mitteilung nach Wien als möglich annimmt, jeden Zusammenhang mit dem Plane des Prinzen von Oranien bestritten. Stellen wir daher fest, was Innocenz von den Absichten des Oraniers gewußt hat, als er jene Aeußerung nach Wien gelangen ließ.

Von vornherein darf man annehmen, daß dem Papst nicht unbekannt war, was seit dem Frühjahr 1688 Tagesgespräch in der Diplomatenwelt war, daß mit irgendeiner Feindseligkeit des Prinzen

Wilhelm gegen den König von England zu rechnen sei. Vollends nahm der Prinz nach der Geburt des englischen Thronfolgers (20. Juni 1688) eine höchst unfreundliche Haltung gegen seinen Schwiegervater in London ein, bezeichnete sich selbst gelegentlich als den einzigen berechtigten Erben des englischen Thrones und gab seinen Worten durch Rüstungen Nachdruck. Obgleich der Feind, dem sie galten, nicht angegeben wurde, so wurde von englischer und französischer Seite doch sogleich der Verdacht geäußert, daß sie gegen England gerichtet seien; der König von Frankreich bot schon dem Könige Jakob seinen Beistand gegen einen holländischen Angriff an (Juni 1688). Und wie der zunächst bedrohte englische König dachte, erfuhr der Papst authentisch durch seinen Nuntius in London. Am 2. Juli teilte dieser mit, daß Jakob in Besorgnissen vor üblen Plänen des Oraniers schwebe, die dieser unter dem Vorwand der Religion auszuführen gedenke; am 30. schrieb er, der König fürchte einen Religionsbund der Ketzerfürsten, weshalb man sich vorsehen und alle Streitigkeiten unter den katholischen Fürsten beenden müsse; insbesondere möge der Papst dem Könige von Frankreich entgegenkommen und sich mit ihm vertragen. Im August (6., 20., 27.) weiß er abermals nach Gesprächen mit Jakob von der feindseligen Gesinnung des Prinzen Wilhelm zu berichten, der den kleinen Prinzen von Wales für untergeschoben erkläre und das Kirchengebet für ihn gestrichen habe und alles tun werde, die katholische Religion in England nicht aufkommen zu lassen.*)

Ohne Zweifel konnte sich hiernach der Papst eine bestimmte Vorstellung von den Besorgnissen des Königs von England bilden: und unmittelbar, nachdem er diese Nachrichten empfangen hatte, ließ er das abfällige Urteil über Jakob nach Wien gelangen. Denn jene Londoner Berichte müssen zu Anfang September sämtlich in seinen Händen gewesen sein; der vom 30. Juli, der die schwersten Besorgnisse enthält, sogar schon Mitte August; um Mitte September muß nach Görtzens Darstellung die hollandfreundliche Schwenkung in Wien erfolgt sein**): in der ersten Hälfte des Monats muß also das Eingreifen des Papstes in Wien stattgefunden haben. Hieraus ergibt sich, daß Innocenz dem bedrängten Stuart bewußt entgegengearbeitet hat. Denn da Jakob seine Besorgnis vor einer evange-

*) Die Berichte des Nuntius d'Adda bei **Mackintosh, history of the revolution in England in 1688.** London 1834.

**) Am 30. September war Görtz wieder in Kassel; spätestens in der zweiten Hälfte des September muß ihm also die Absicht des Kaisers, einen neuen Vertrag mit Holland zu schließen, mitgeteilt sein.

lischen Liga und einer Gefährdung des katholischen Glaubens in England durch Oranien aussprach und als Gegenmittel die Beilegung aller Streitigkeiten unter den katholischen Mächten, voran zwischen dem Heiligen Stuhle und Frankreich, empfahl, so war das als der Wunsch nach einem katholischen Gegenbunde zum Schutze des Katholizismus in England aufzufassen. Und hegte Jakob diesen Wunsch, so war gewiß zu erwarten, daß er sich unter derselben Begründung auch an andere Mächte, in erster Linie an Oesterreich und Spanien, wandte. Wenn nun der Papst in Wien — vielleicht auch in Madrid — erklären ließ, Jakob folge keineswegs kirchlichen, sondern verwerflichen politischen Antrieben, so war damit der Werbung Jakobs der Boden entzogen oder zum mindesten ein großes Hindernis entgegengestellt. Die höchste kirchliche Autorität selbst wollte keine Gefährdung des katholischen Glaubens anerkennen, ja sie wies sogar darauf hin, daß eine Erfüllung der englischen Wünsche nur dem Erbfeinde des Kaisers, dem König von Frankreich, zugute kommen werde. Suchte auf diese Weise der Papst zu verhindern, daß Jakob vom Kaiser und aus dem Reiche Unterstützung erhielt, so muß er sich bewußt gewesen sein, ein etwaiges Unternehmen des Oraniers damit zu fördern. Man darf nicht einwenden, Innocenz habe nicht gewußt, daß der Prinz wirklich eine Landung plane, oder daß er nicht daran geglaubt habe, wie es ja vielen Zeitgenossen bis zum letzten Moment unklar war, ob der Prinz gegen England oder Frankreich gerüstet habe. Denn mag immerhin eine Gewißheit über die Expedition nicht bestanden haben: die Möglichkeit war stets vorhanden, auch vom Papst nicht bestritten, und die Tatsache, daß er trotzdem sich den Versuchen Jakobs, seine internationale Lage zu bessern, widersetzt hat, bleibt bestehen. Man kann dahingestellt sein lassen, welchen Entschluß Leopold ohne die päpstliche Einwirkung oder gar bei einer entgegengesetzten Stellungnahme des Papstes gefaßt hätte, und welche Wirkung ein weiteres Zögern des Kaisers oder gar ein ungünstiger Bescheid an Görtz auf die große Tagesfrage ausgeübt hätte: für die Beurteilung des päpstlichen Entschlusses sind alle diese Wenn und Aber gleichgültig: Innocenz hat durch seine Botschaft nach Wien eine dem Oranier hochwillkommene Beschleunigung der kaiserlichen Entscheidung herbeigeführt und mit Vorsatz das auf protestantischen Antrieben beruhende Unternehmen, wie Ranke es charakterisiert, gefördert.

Es bleibt noch zu erklären, wie diese Erkenntnis sich mit dem oben skizzierten Bilde Innocenz des XI. vereinigt. Er hat doch

offenkundig einem großen katholischen Interesse entgegengehandelt, die Franzosenfeindschaft scheint es über das kirchliche Gewissen davon getragen zu haben. Aber bei näherem Zusehen wird man anders urteilen. Zunächst kann Innocenz sehr wohl überzeugt gewesen sein von dem, was er dem Kaiser sagen ließ, daß Jakob nicht aus kirchlichen Motiven handle; er kann der Meinung gewesen sein, daß Jakobs Tätigkeit für die katholische Kirche nicht zum Segen ausschlagen werde und deshalb keine Unterstützung verdiene. Hat er doch auch die Hugenottenverfolgung, die er anfänglich im Interesse der Ausbreitung des katholischen Glaubens begrüßte, später verurteilt, weil sie Unfrieden unter den europäischen Mächten hervorrief und damit seinem Ideale eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Türken schädlich war. Aus demselben Grunde mag er der rechtswidrigen Rekatholisierungspolitik Jakobs abhold gewesen sein; er mag auch geglaubt haben, daß der Stuart den Widerstand der englischen Nation, die an dem Oranier einen starken Rückhalt hatte, doch nicht überwältigen könne, und daß das katholische Bekenntnis in England durch diesen aussichtslosen Kampf nur geschädigt werde. Aber noch wichtiger wird dem Papst ein anderer Gesichtspunkt gewesen sein, der in das Zentrum der päpstlichen Politik hineinführt.

Wie die Dinge lagen, bedeutete Jakobs Sieg in England ein enges französisch-englisches Einverständnis und damit Besiegelung der französischen Uebermacht in Europa. Die Verstärkung der Macht Ludwigs brachte aber die Befestigung seiner gallikanischen Kirchenpolitik mit sich. Es war nach menschlichem Ermessen höchst unwahrscheinlich, daß die Kurie auf die Dauer einem solchen Könige widerstrebte: einem Herrscher gegenüber, der seine gut katholische Gesinnung durch Verfolgung der Ketzer im eigenen Lande und durch Wiederherstellung des katholischen Glaubens in England bewährt hatte, dessen politische Weisheit stets wachsende Erfolge nach außen erzielte, und der dadurch mit seiner Nation immer mehr innerlich verbunden wurde, mußte schließlich die moralische Widerstandskraft des Heiligen Stuhls versagen. Ueberdies war, wie alles Menschliche, auch die Leitung der päpstlichen Politik dem Wechsel unterworfen. Mochte es Innocenz auch sich selbst zutrauen, daß er in seinem kirchlichen Pflichtbewußtsein unerschütterlich bleiben und trotz aller weltlichen Drangsale nie die kirchlichen Forderungen Frankreichs billigen werde, so gab es doch eine Bürgschaft für die Gesinnung seiner Nachfolger nicht, und da er sich bereits den Achtzig

näherte, lag die Möglichkeit eines Umschwungs nicht einmal in weiter Ferne. Hielten aber die Päpste, ungeachtet aller Schwierigkeiten, an der Bekämpfung des Gallikanismus fest, so war, wenn Ludwig und Jakob siegten, ihre Mühe im günstigsten Fall nutzlos, und vermutlich untergrub diese unfruchtbare päpstliche Politik das Ansehen der Kurie bei den anderen katholischen Nationen. Aber es war sogar die Gefahr eines Schismas, die Begründung einer französischen Nationalkirche, zu befürchten, wozu manchen Zeitgenossen schon in der Erklärung der gallikanischen Freiheiten in den vier Sätzen der französischen Kirchenversammlung (1682) der erste Schritt getan schien. Schon konnte der französische Gesandte am Regensburger Reichstag in den Beratungen über die Kölnische Angelegenheit wagen, die evangelischen Fürsten zur Bekämpfung der kirchlichen Ansprüche des Papstes in Deutschland aufzurufen und zu erklären, sein König sei ihm so gut wie der Papst.*) Und endlich war selbstverständlich zu erwarten, daß der in England mit Ludwigs Hilfe durchgesetzte Katholizismus eine ebenso unbotmäßige Haltung gegen die Kurie einnehmen werde wie der französische. Nur eine Niederlage Frankreichs in der auswärtigen Politik konnte alle diese Gefahren beschwören: diese aber erheischte Sprengung des englisch-französischen Einvernehmens.

Innocenz hatte also zu entscheiden, ob er durch Unterstützung Jakobs und Ludwigs die räumliche Ausdehnung des katholischen Glaubens betreiben, aber zugleich eine Minderung der kurialen Macht in Frankreich und England hervorrufen wollte, oder ob er durch Preisgebung Jakobs und Bekämpfung Ludwigs zwar dem Protestantismus ein weites Feld überlassen, aber dafür die päpstliche Macht auf beschränkterem Gebiete erhöhen wollte; ob er sich der Idee der von Rom aus geleiteten einheitlichen Kirche oder den nationalkirchlichen Tendenzen zuwenden sollte. Für Innocenz, der erfüllt war von dem oberhirtlichen Beruf des Papsttums, konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein: es schien ihm besser, auf die Vermehrung seiner Schäflein zu verzichten, als ein neues krankes Stück zu erwerben und damit die Gefahr, den Krankheitsstoff in seiner Herde zu vergrößern, auf sich zu nehmen.

Mehrere Zeugnisse sprechen dafür, daß der Papst die Frage in dieser Weise angesehen hat. Die französischen Gesandten in Rom berichten seit dem Beginn des französisch-kurialen Streites

*) Pufendorf de rebus gestis Friderici III. I, 16.

wiederholt Aeußerungen des Papstes und seiner Umgebung, daß man sich angesichts der Politik Ludwigs auf ein französisches Schisma gefaßt machen müsse, in den Tagen z. B., da Innocenz sein folgenschweres, ungünstiges Urteil über den englischen König fällte, sagte er, wie dem französischen Gesandten versichert wurde, Frankreich müsse jetzt seinen Entschluß fassen, entweder für die Trennung oder für den Gehorsam wie die anderen Staaten (Bericht des Gesandten vom 29. August 1688). Nach der Vertreibung Jakobs aus England erfahren wir aus derselben Quelle, daß der römische Hof weit entfernt sei, Trauer über die Unterdrückung der katholischen Religion in England und ihre Gefährdung in Deutschland zu empfinden, er glaube nur um so stolzer gegen Frankreich auftreten zu können. „Man sagt ganz laut im Palais: was tut es, daß England ketzerisch bleibt wie seit Heinrich VIII.? Wir haben es seit dieser Zeit entbehrt, wir werden es in Zukunft auch gut entbehren.“*) Natürlich durften die Höflinge nur so sprechen, wenn sie sich in Uebereinstimmung mit dem Haupt der Kirche wußten; man darf daher aus diesen Aeußerungen schließen, daß der Papst den Gewinn Englands nicht als Aequivalent für den Verlust des französischen Gehorsams ansah und den Sturz Jakobs als einen Triumph über Ludwigs kirchliche Bestrebungen, also über die gallikanische und nationalkirchliche Richtung, betrachtete.

Somit hat das Jahr 1688 eine entscheidende Bedeutung für beide abendländische Bekenntnisse; die Führer der evangelischen und katholischen Weltanschauung wirkten zusammen gegen einen gemeinsamen Feind, eine bestimmte Richtung innerhalb des Katholizismus. „Beförderte der Papst“, sagt Ranke, „durch seine Politik den Protestantismus, so mußten hinwieder die Protestanten, indem sie das europäische Gleichgewicht gegen die „exorbitante Macht“ aufrecht erhielten, dazu mitwirken, daß diese sich auch den geistlichen Ansprüchen des Papsttums fügte.“ Auch katholische Forscher, wie Onno Klopp, haben den Einfluß der oranischen Unternehmung gegen England auf die innere Geschichte ihrer Kirche richtig eingeschätzt, aber bei allen Modernen, evangelischen wie katholischen, die den kirchlichen Erwägungen des Papstes gerecht werden und nicht in Franzosenfeindschaft sein Leitmotiv sehen, wird dem Papst Innocenz eine untergeordnete Rolle in der großen Krisis zugeteilt; keiner schreibt ihm den großen Entschluß zu, den Uebergang des Oraniers nach

*) Die französischen Berichte aus Rom bei Michaud. Zur Charakteristik Michauds, Immich a. a. O. S. 7.

England begünstigt zu haben. Daß Rankes Auffassung, wie er sie in den „Päpsten“ niedergelegt hat, irrig ist, haben wir oben bereits angemerkt, aber auch in der „Englischen Geschichte“ bleibt Innocenz über Gebühr im Hintergrunde. Ranke hat da zwar den Bericht des Brandenburgers Fuchs vom 4. Oktober 1688 benutzt*), aber er legt seinem Inhalt für die Abwicklung der oranisch-kaiserlichen Verhandlung keinen Wert bei. Er wie Onno Klopp**) versäumten, die päpstliche Mitteilung nach Wien in Beziehung zu den Berichten des Londoner Nuntius zu setzen und vermochten daher weder die Situation noch die Absicht, in der Innocenz sie machen ließ, zu erkennen. Bei Klopp und noch mehr bei Immich erscheint Innocenz als ein Mann, der die Gefahren, die Jakob von dem Oranier drohen, nicht erkennt oder nicht erkennen will, und dem großen, für die katholische Kirche so bedeutungsvollen Drama untätig zuschaut; wir dagegen glauben, daß er die Weltlage klar überschaute und mit vollem Bewußtsein seines Schrittes, im Gefühl hoher Verantwortlichkeit eine weltgeschichtliche Entscheidung gefällt hat.

*) Englische Geschichte, Band 6, S 208. Ranke nennt den Bericht hier irrtümlich „Schreiben des hessischen Gesandten Görtz aus Wien. 4. Oktober.“
**) Onno Klopp kennt Fuchs' Bericht nicht und stützt sich allein auf Pufendorf.

Die Prinzessin von Preußen
auf Grund ihres literarischen Nachlasses (1840—1850).

Von

Fritz Friedrich.

Durch die i. J. 1912 erfolgte Herausgabe des 1. Bandes des literarischen Nachlasses der Kaiserin Augusta mit seinen fast 400 authentischen Urkunden haben wir zum ersten Male über einen bestimmten Zeitraum im Leben dieser Fürstin völlige Klarheit erhalten. Von den ersten 40 Jahren ihres Lebens, genauer noch von den ersten 21 Jahren seit ihrer Vermählung mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, können wir jetzt sagen: Wir wissen auf Grund unanfechtbaren Quellenmaterials Bescheid und vermögen uns über ihren Charakter, ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung, namentlich zu ihrem Gemahl, ihre politischen Ueberzeugungen, Wesen und Ziele ihres Wirkens in jener Zeit ein Urteil zu bilden, das nur noch in unwesentlichen Einzelheiten wird berichtigt werden können. Denn nicht nur ist die Zuverlässigkeit der Ausgabe ihres Nachlasses durch die Namen der Herausgeber, Bailleu und Schuster, völlig verbürgt; es wird auch ihre ganze Art durch diese Hunderte intimster Briefe (und etwa zehn Denkschriften) an ihre Mutter und ihren Gatten — alle anderen treten daneben zurück — und durch Wilhelms Antworten so vielseitig und ungefärbt beleuchtet, und sie stimmen so gut mit den wenigen schon früher bekannten Briefen von ihr überein, daß eine Nachlese, wie sie ja sicher einmal kommen wird, schwerlich zu wesentlichen Korrekturen an dem Bilde nötigen wird, das wir uns jetzt von der Prinzessin bis zum Ende d. J. 1850 machen können.*)

*) Die Publikation bringt, wie man aus den Fußnoten sieht, nicht alle Briefe, und von den mitgeteilten bisweilen nur Bruchstücke. Die schon früher veröffentlichten Briefe Augustas hat sie leider nicht mit aufgenommen. Das hätte den Ueberblick ungemein erleichtert.



Dieses Bild weicht in wichtigen, ja grundlegenden Zügen von dem landläufigen ab, wie es im großen und ganzen auch Augustas Biograph, Hermann v. Petersdorff, entworfen hat, und das durfte beinahe erwartet werden. Das gewöhnliche Urteil über sie beruht zwar nicht ausschließlich, aber doch in der Hauptsache auf Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen"; mindestens ist vor der Wucht dieser Darstellung alles weit in den Hintergrund getreten, was vorher über, für oder gegen sie vorgebracht worden war. Da jeder das Werk kennt, werden einige Sätze genügen, um das Bild der Königin in Bismarcks Wiedergabe zu vergegenwärtigen. Mat hat den Eindruck, daß hier eine Vergeltung geübt wird „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Wie sie ihn mit ihrer Gegnerschaft verfolgt hat von seinem ersten Auftreten auf der politischen Bühne an bis an die Schwelle des Alters, so verfolgt er sie durch das ganze zweibändige Werk mit unbarmherziger Härte. Immer und ausnahmslos hat sie auf der falschen Seite gestanden. Verständnislos für seine Ziele wie seine Mittel, hat sie sich allem Großen und Richtigen mit verbohrter Feindseligkeit widersetzt, im Verfassungskonflikt, in der schleswig-holsteinischen Frage, in allen drei Einigungskriegen, im Kulturkampf, in allen Personalfragen es stets mit der dem Kanzler feindlichen Partei gehalten und mehr als irgend ein anderer Mensch ihm sein schweres Amt vergällt, ja ihm das Wirken zeitweilig geradezu zur Qual gemacht. In einer ganz unzulässigen, an die Kamarilla Friedrich Wilhelms IV. gemahnenden Weise hat sie sich in alle Regierungsangelegenheiten eingemischt und sie stets nach völlig unsachlichen, subjektiv-persönlichen Gesichtspunkten zu beeinflussen gesucht: eine Gönnerin aller Ausländerei, ohne preußisches Staatsgefühl, ohne Sinn für die harten Notwendigkeiten der Realpolitik, von den unklaren Doktrinen eines verschwommenen Liberalismus und gesamtdeutschen Patriotismus beherrscht und nur zu häufig mit Erfolg bemüht, ihren Gemahl in ihre Bahnen hinüberzuziehen. Immer und immer wieder stößt der Kanzler auf das geheim oder offen gegen ihn gerichtete Wirken dieser verhängnisvollen Frau, und man glaubt, einer Art Hinrichtung beizuwohnen, indem man dieses Sündenregister durchgeht.*) Sicherlich nicht mit ganz ungemischten Eindrücken. Ein Gefühl der Ritterlichkeit gegen die Frau, der Ehrerbietung gegen die Königin und Gemahlin seines

*) Friedrich Nippold hat die wichtigsten Stellen bequem zusammengetragen auf S. 233—256 seines Buches „Aus dem Leben der beiden ersten deutschen Kaiser und ihrer Frauen", Berlin 1906.

Herrn, der menschlichen Rücksicht auf die vielen nächsten Angehörigen der damals kaum erst heimgegangenen Greisin, ihre Tochter zumal und ihre Enkel hätte ihn, so sagt sich der Leser, wohl bestimmen sollen, sich etwas mehr Mäßigung aufzuerlegen. Auch methodische Bedenken bleiben nicht ganz aus. Man sieht, daß für sehr viele Behauptungen jeder Beweis fehlt, daß mit Vermutungen und Schlußfolgerungen sehr stark gearbeitet wird. Man erinnert sich des ganzen Charakters der G. und E. als einer Rechtfertigungs- und Anklageschrift und der verbitterten und verärgerten Stimmung, in der der Gestürzte sie abfaßte, von denen, die ihm dabei halfen, sicherlich nicht im versöhnlichen Sinne beeinflußt. Man bedenkt, daß Bismarck, bei dem nach seinem eignen Geständnis die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, nur mäßig entwickelt war, vielmehr allezeit ein ingrimmiger Hasser gewesen ist, die Berechtigung gegnerischer Kräfte und Anschauungen zuzugeben niemals imstande war und auch über andere Gegner bitterböse, einseitige Verdammungsurteile gefällt hat, die zum Teil durch andere, gleich authentische Aeußerungen von ihm selbst korrigiert werden.*) Aber der Gesamteindruck muß doch notwendigerweise bleiben, daß ein Mann wie Bismarck sich nicht vierzig Jahre lang über die Wirksamkeit der ersten Frau des Landes getäuscht haben kann, und daß sein Urteil, wenn auch vielleicht etwas übertrieben und verzerrt, doch in der Hauptsache durch sichere Tatsachen, über die kein Zweifel möglich war, begründet gewesen sein muß.

Es ist denn auch im wesentlichen dasjenige Hermann v. Petersdorffs geblieben und mit dessen Biographie der Kaiserin Augusta in die „Allgemeine Deutsche Biographie" übergegangen (1901), nur daß v. Petersdorff, gemäß seiner Aufgabe als Historiker, natürlich alle damals zugänglichen Quellen herangezogen und mit ihrer Hilfe das Bild der Fürstin, deren politische Tätigkeit er fast unbedingt verurteilt, besonders nach der menschlichen Seite in sehr sympathischer Weise ergänzt hat, überdies rühmlich bemüht, das relativ Berechtigte ihrer Bestrebungen anzuerkennen, aber ohne an den Quellen, aus denen er schöpft, eine tiefer eindringende Kritik zu üben.

---

*) Ueber den von ihm in den „G. und E." unablässig verfolgten Minister v Schleinitz hat er z. B früher sehr viel günstiger geurteilt. Rudolf v. Auerswald, den er, ohne ihn zu nennen, S. 210f. zu den „Mittelmäßigkeiten und beschränkten Köpfen" des Ministeriums der Neuen Aera zählt, hat er S. 94 einen „feinen Kopf" genannt, während er ihm S. 240 hervorragende politische Begabung nachrühmt.

Den ersten Vorstoß in dieser Richtung machte, bald nachdem die Untersuchungen des Quellenwerts der G. u. E. von Kaemmel, Marcks u. a. erschienen waren, Ernst Berner mit seiner Studie „Der Regierungsantritt des Prinz-Regenten von Preußen und seine Gemahlin“ (1901)*), in der er an zwei Beispielen, der Bildung des Ministeriums Hohenzollern und der preußischen Politik während des italienischen Krieges von 1859, nachzuweisen versuchte, daß der von Bismarck behauptete maßgebende Einfluß der Prinzessin nicht stattgefunden, ja die Politik des Regenten wenigstens während des Krieges sogar ihren Wünschen geradezu widersprochen habe; daß alle darauf bezüglichen Angaben der G. u. E. unhaltbar seien. Gegen Berners Ausführungen hat, soviel mir bekannt, nur Oncken**) Einwendungen erhoben, und in der Tat läßt sowohl die Schärfe der Problemstellung wie die Logik der Beweisführung in Einzelheiten zu wünschen übrig, ohne daß jedoch nach meinem Eindruck die Gesamtdarstellung dadurch an überzeugender Kraft ernstlich einbüßte.

Einige Jahre später (1906) hat der Kirchenhistoriker Friedrich Nippold sich bemüht***), die Kaiserin gegen verschiedene Vorwürfe Bismarcks zu rechtfertigen, namentlich aber diejenigen ihrer Handlungen, aus denen man auf eine Hinneigung zum Katholizismus schloß, zu erklären aus dem patriotischen Bestreben, den katholischen Adel Rheinlands und Westfalens von seiner notorischen Abneigung gegen den preußischen Staat zu bekehren und ihn durch Gunstbezeugungen eng an diesen und den Berliner Hof zu ketten. Allerdings sei sie dadurch, ohne je in ihrem Glauben wankend zu werden, unter einen gewissen katholischen Einfluß geraten und zur Zeit des Kulturkampfs von ihrer Umgebung, ohne deren international-ultramontane Bestrebungen zu durchschauen, vielfach gemißbraucht worden.

Wesentlich weiterkommen konnte man jedoch auf diesem Gebiete nicht ohne die Erschließung neuer Quellen. Diese hat die Publikation von Bailleu und Schuster nun gebracht, und es mag der Versuch gestattet sein, mit ihrer Hilfe ein Bild der Persönlichkeit der Prinzessin von Preußen — wie sie von 1840 bis zur Thronbesteigung ihres Gemahls tituliert wurde — zu skizzieren. Da der

*) Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern, herausgegeben von Ernst Berner. Band III. Dritte Reihe: Einzelschriften I. Berlin 1902.

**) In den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. 15 (1902). S. 299.

***) A. a. O.

erste Band des Literarischen Nachlasses mit dem Ende des Jahres 1850, d. h. mit der Olmützer Punktation, abbricht, so kann das Folgende zunächst nur für die Zeit bis zu diesem Termin Geltung beanspruchen.

Die Briefe des ersten Teiles des Aktenbandes sollen Augustas menschliche Persönlichkeit, die des zweiten ihren politischen Charakter beleuchten. Da jene im allgemeinen wenig umstritten ist, wird es genügen, auf einige wenige Punkte von weiterem Interesse einzugehen. Dazu gehört zunächst ihr Verhältnis zu Wilhelm. Man weiß, daß von seiner Seite die Verbindung keine Liebesheirat war, da sein Herz noch immer Elise Radziwill gehörte, auf die er aus Gründen der Staatsraison hatte verzichten müssen. Er selbst hat es in einem Briefe an den Prinzen Johann von Sachsen ausgesprochen, seine Werbung sei mehr vom Verstand als vom Herzen diktiert gewesen*). Hochachtung und aufrichtiges Vertrauen sind denn auch nach v. Petersdorff die einzigen Gefühle gewesen, die beide Gatten miteinander verbanden; erst im Greisenalter sei ein herzlicheres Verhältnis eingetreten, großenteils dank Augustas rührender Aufopferungsfähigkeit in Zeiten schweren Kummers. Die Briefe bestätigen diese Darstellung nicht unbedingt, soweit die Prinzessin in Betracht kommt. Wilhelm allerdings, dessen ruhiger Art freilich Herzensergüsse überhaupt nicht entsprochen hätten, scheint ihr mehr als eine achtungsvolle Freundschaft nie geschenkt zu haben. Gewöhnlich unterzeichnet er: Dein treuester Freund W., bisweilen läßt er den Freund aus; aber auch Dein Wilhelm findet sich, was schließlich alles nicht viel besagen will. Bis zur Hochzeit reden sich die Brautleute mit Sie an. Aber gleich danach bemerkt man in Augustas Briefen einen ganz anderen Ton, den sie früher nie angeschlagen hat, und man kann sich unmöglich darüber täuschen, was er bedeutet: sie liebt ihren Gatten mit der innigsten Liebe, die ihrem feurigen Temperament gemäß öfter einen leidenschaftlichen Ausdruck findet. „Geliebter Wilhelm" ist nun die regelmäßige Anrede; sie nennt sich „Deine Kleine" — sie war ja bei der Hochzeit noch nicht 18 Jahre alt —; einmal verrät sie ihren Spitznamen „Deine Sunse", einmal unterzeichnet sie etwas pathetisch „auf ewig Deine Augusta". Sie möchte wissen, ob er seiner Kleinen noch gut ist, sie denkt beständig an ihn, sehnt sich nach ihm, freut sich unbeschreiblich auf

*) d. d. Weimar, den 16. März 1829. Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen (1911). S. 46 f.

das Wiedersehen; sie hat seine Zimmer nicht betreten, weil es ihr gar zu weh tut, ihn zu vermissen; ihre Gedanken und Gefühle ziehen sie immer zu ihm, und beim Erwachen ist es ihr immer ein wahrer Genuß, sich dem Wiedersehen näher gebracht zu wissen. Daß sie den (2.) Hochzeitstag nicht mit ihm verleben kann, schmerzt sie sehr. Sie wirbt um ihn mit einer bei dieser so stolzen und in vieler Hinsicht selbstbewußten Frau rührenden Demut: „Dein Wohl und Dein Verdienst liegen mir ebenso sehr am Herzen, als das Bedürfnis Deiner Liebe. O, könnte ich mir doch diese in immer höherem Maße erwerben und in diesem neu beginnenden Zeitraum den Grund zu einem immer innigeren Verhältnis legen, das uns durch frohe und schmerzliche Erfahrungen mit gleichem Segen begleite und unsre Seelen für die Ewigkeit bilde und zusammenfüge“ (10. Juni 1831).

So geht es über ein Jahrzehnt. 1839 spricht sie einmal von den „schönen Zeiten unseres immer näheren Verhältnisses“, was immerhin den Schluß gestattet, daß auch Wilhelm ihr innerlich näher gekommen war. Sie freut sich noch unaussprechlich über einen Brief von ihm, und bekennt, sie habe als Andenken ein Herz nicht wählen dürfen, da er ihres schon in Natur und in effigie besitze. Geradezu in Entzücken aber gerät sie, als der König ihr gestattet, den Gatten nach Beendigung seiner Kur in Baden-Baden abzuholen und mit ihm zusammen eine Reise durch Süddeutschland und die Schweiz zu machen. Einige dieser Briefe sind außerordentlich schön. Sie verraten eine Innigkeit des Gemüts, eine gewissenhafte, unablässige Arbeit am eigenen Charakter, eine Tiefe des seelischen Lebens, wie sie sich bei Alltagsmenschen niemals finden. Aber allerdings fehlt dabei ein Zug, den man bei einer jungen Frau in den zwanziger Jahren mit Befriedigung verzeichnen würde: sie ist nie heiter, geschweige denn neckisch oder ausgelassen, und man fühlt, wie richtig sie Leopold v. Gerlach charakterisiert hat mit den Worten: „Alles ergreift sie mit Gewissen und Energie, aber zugleich mit einer unglaublichen Leidenschaft.“ Eine durch und durch ethisch gerichtete Natur von feurigem Temperament, nimmt sie alles ernst; alles wird ihr zur Gewissenssache; alles bewegt sie bis in den Grund der Seele; sie war geschaffen zur Kämpferin; glücklich zu werden aber konnte ihr bei solcher Anlage schwerlich vergönnt sein.

In ihrem Verhältnis zu Wilhelm begegnen wir zum ersten Male einer kleinen Verstimmung im Sommer 1840: „Möchte es mir gelungen sein, verständlich gesprochen zu haben, was leider nicht immer der Fall ist.“ Noch sehr herzlich, aber doch auch schon recht re-

signiert klingt ein Brief vom 29. 6. 1842, wo sie nur noch Vertrauen und Achtung von ihm erbittet. Etwas später klagt sie wiederholt über seine Reizbarkeit und häufige schlechte Laune. Aus weiteren Briefen scheint hervorzugehen, daß daran zwar die Politik schuld ist, daß aber der häusliche Friede doch darunter leidet. Es klingt bitter, wenn sie (1845) schreibt: „Du wirst mir zürnen oder meine Mitteilung gänzlich unbeachtet lassen, das weiß ich im voraus", und wenn er sie (1847) bittet, Ansichten nicht bloß deshalb für richtig zu halten, weil sie nicht die seinigen oder die der Regierung seien. Jetzt erst, nachdem sie bald 20 Jahre am Berliner Hofe lebt, spricht sie öfter von den Schwierigkeiten ihrer Stellung, die ihre Kräfte aufreiben; klagt sie, daß ihr häusliches Leben ihr keinen Trost gewähre,*) bricht sie einmal in die erschütternden Worte aus: „Ich habe unbeschreiblich gelitten und alle Fähigkeiten meiner Seele sind aufs schmerzlichste verwundet worden."**) Das kann sich doch wohl nur auf ihr eheliches Leben beziehen, und in der Tat findet sich einmal in einem äußerst pathetischen Briefschluß das Wort: „Du wirst Dich einmal — o wäre es nicht zu spät — von der Wahrheit überzeugen und mir dann vergeben, wie ich Dir jetzt schon alles vergebe, was ich gelitten habe" (30. Juni 1847). Wilhelm hatte mit seinem bedächtigen Beharren beim Alten die hochgespannten Hoffnungen der ehrgeizigen Gemahlin enttäuscht. Dennoch hat nichts vermocht, sie ihrem Gatten jemals zu entfremden.

Während seiner Abwesenheit in England 1848 wirkte sie mit einer Tatkraft und einer Hingebung für ihn, die nach Wilhelms eigenem Zeugnis über jedes Lob erhaben waren;***) nach seiner Rückkehr war sie glücklich über seine Waffenerfolge in Süddeutschland und über ihre volle Uebereinstimmung in bezug auf die Unionspolitik. Daß sie ihm als Diplomaten nicht viel zutraute, verriet sie

*) 2. Mai 1849: Je n'ai point de consolation ni de soutien dans ma vie domestique, dans ma vie journalière, dont les complications usent mes forces.

**) 24. Mai 1850: J'ai prodigieusement souffert dans ma vie, toutes les facultés de mon âme ont été froissées durant vingt années durant lesquelles j'ai traversé les phases les plus diverses.

***) Aus London, 9 April: L'amour, l'attachement et le courage qu'Auguste m'a témoignés sont gravés pour toujours dans mon cœur, la séparation d'elle m'est donc doublement pénible. Elle travaille pour ma réhabilitation avec prudence et conséquence et elle veille sur nos enfants. Dieu la récompensera de son dévouement!

Aus Babelsberg, 18. Juni: Auguste a montré pendant toute mon absence un courage et une force d'âme en agissant pour moi qui est au-dessus de tout éloge! Que Dieu l'en récompense, moi, je ne le pourrai jamais.

bei seiner Reise nach Rußland im Mai 1850. Das letzte hierher gehörige Zeugnis ist ein Dank über „die vielen Zeichen Deiner im Erfreuen so erfinderischen Freigebigkeit, die mich tief rührten" (10. 7. 1856).

So dürfte denn das Urteil über Wilhelms und Augustas persönliches Verhältnis richtiger etwa so formuliert werden: Unmittelbar nach der Hochzeit entwickelt sich bei Augusta eine herzliche, ja leidenschaftliche Neigung zu ihrem Gatten, die dieser sich mindestens gefallen läßt. Im zweiten Jahrzehnt der Ehe macht dieses Verhältnis wachsender gegenseitiger Herzlichkeit einer von der Frau schmerzlich empfundenen, aber vielleicht mitverschuldeten Abkühlung Platz. Vertrauen und Achtung bleiben, aber Verstimmungen, besonders infolge politischer Meinungsverschiedenheiten, sind nicht selten, und so mag es geblieben sein, bis das Greisenalter beide Gatten einander innerlich wieder näher kommen ließ.

Daneben ist von allgemein-menschlichem Reiz eigentlich nur noch ihr Verhältnis zu ihrer Mutter, der Großherzogin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar. Es scheint niemals von dem leisesten Mißton getrübt worden zu sein, und man gewinnt den Eindruck, daß auch ernstere Verschiedenheit der Ansichten, wie sie gelegentlich erkennbar wird, nicht imstande gewesen wären, Mutter und Tochter auch nur im geringsten voneinander zu entfernen. Augusta gibt sich der Mutter gegenüber mit rückhaltloser Offenheit. Ehrerbietig erbittet und empfängt sie ihren Rat. Der tief religiöse Zug ihres Wesens enthüllt sich vor ihr am offensten; ihr offenbart sie ihr Ringen um die Veredelung des eigenen Charakters, ihre Sorge um die Entwicklung ihres Sohnes und das Erziehungsideal, das sie an ihm zu verwirklichen bemüht ist (18. 10. 1845). Leider liegen die Antworten der Großherzogin nicht vor. Daß aber Augustas Abneigung gegen Rußland die „Nachwirkung eines Dissensus zwischen der sozial und politisch russischen Mutter und ihren russischen Besuchern und dem lebhaften Temperament einer erwachsenen und zur Uebernahme der Führung in ihrem Kreise geneigten Tochter" gewesen sei, diese Vermutung Bismarcks*) kann jetzt als durch die Briefe Augustas an die Mutter widerlegt gelten. Jene Abneigung, die besonders seit dem Krimkrieg stark hervorgetreten sein soll, ist übrigens in der Korrespondenz bis 1850 noch nicht zu bemerken.

*) Gedanken und Erinnerungen I, S. 122.

Wilhelms Reise nach Rußland bekämpfte sie, weil sie befürchtete, er sei der russischen Diplomatie nicht gewachsen.

Als Uebergang zum politischen Teil der Charakterisierung diene eine kurze Erörterung zweier Punkte, die in Augustas Sündenregister eine sehr große Rolle zu spielen pflegen: ihre Neigung zum Katholizismus und ihre Vorliebe für alles Ausländische.

Daß man über jene angebliche Neigung in den Briefen so gut wie nichts findet, wird nicht wundernehmen, da sie ja erst durch den Aufenthalt im Rheinland hervorgerufen worden sein soll, der erst 1850 begann. Es findet sich eine einzige Briefstelle aus der Brautzeit (8. 5. 1829), offenbar die Antwort auf einen Ausdruck heftiger Abneigung des Bräutigams gegen den Katholizismus. Sie lautet: „Ich danke zwar Gott, daß er mich in unserem aufgeklärten Glauben hat aufwachsen lassen, allein ich verwerfe doch keineswegs das Gute, welches in der seit Jahrhunderten bestehenden und ausgebreiteten Kirche sein muß.“ Noch 1839, als ihr in Marienbad der Patriarch von Venedig und der Fürst-Erzbischof von Wien einen Besuch abstatteten, den sie „aus manchen Gründen nicht evitieren konnte“, kam sie sich dabei ganz eigen vor.

Die zahlreichen Aeußerungen ihrer sehr intensiven Religiosität tragen durchaus christlichen, aber keinerlei konfessionellen Charakter. Aus Nippolds Mitteilungen, die sich auf spätere Zeiten beziehen, scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß Augusta nie an ihrem evangelischen Glauben irre geworden ist, ihre zeitweilige Unterstützung katholischer Bestrebungen sich vielmehr ganz anders erklärt. Wäre es anders, so müßte man ihr doch wohl das Recht der eigenen religiösen Ueberzeugung ebenso zubilligen, wie jedem anderen Menschen.

Ebensowenig findet sich in den Hunderten von Briefen der geringste Beweis einer Vorliebe für das Ausländische, „jener echt deutschen Schwäche, die sie die Engländer, Franzosen und Oesterreicher und die Halbdeutschen so bevorzugen ließ“, wie sich v. Petersdorff einmal ausdrückt. Wenn der Vorwurf berechtigt ist, so muß sie sich diese Schwäche erst später angeeignet haben. Denn daß sie einmal aus einem böhmischen Bade schreibt, die Oesterreicher wären nette Leute, man käme viel leichter mit ihnen zurecht als mit anderen, ist doch wirklich nicht dazu angetan, die Diagnose auf Ausländersucht zu stellen.

Bei ihrem ersten Aufenthalt in Baden (1839), wo sie nach ihres Biographen Ansicht das „noch mehr“ (als in Koblenz!) überwiegende Ausländertum anzog (v. Petersdorff, S. 111), findet sie

„das bunte Gewirr meist fataler Gestalten aus allen Nationen" störend und meint, es lade „keineswegs zum geselligen Umgang ein". v. Petersdorffs Ansicht, daß sie nicht national, sondern kosmopolitisch empfunden habe, hat Schuster, der Mitherausgeber des literarischen Nachlasses, schon an anderer Stelle*) als „zweifellos ganz unhaltbar" bezeichnet. Positive Beweise für die Richtigkeit dieses Urteils werden später vorgelegt werden.

Liegt aber nicht ein bedenklicher Zug schon darin, daß Augustas Briefe an ihre Mutter sämtlich französisch geschrieben sind? Wirklich hat ein Rezensent des Buches diese Tatsache mit dem Menetekel eines inhaltschweren Ausrufungszeichens versehen. Wenn aber für Augusta aus dem Gebrauch des Französischen auf Ausländerei geschlossen werden soll, dann muß es billigerweise auch bei Wilhelm geschehen, denn auch er hat an seine Schwiegermutter französisch geschrieben.**) Tatsächlich ist der Schluß ganz unhaltbar. Offenbar entsprach der Gebrauch einem Wunsche der Großherzogin Maria Paulowna, die ja Russin von Geburt war, was sie übrigens keineswegs hinderte, ihrer Tochter fleißige Lektüre der deutschen Literatur anzuraten. Völlig geläufiger Gebrauch der Diplomatensprache ist altes Herkommen an allen Höfen, auf das, wie es scheint, in Weimar besonders gehalten ward; noch an dem alten Großherzog Karl Alexander, Augustas Bruder, dem wohl kein Mensch je eine Vorliebe fürs Ausländische nachgesagt hat, bewunderte Lily v. Kretschmann, als sie im Goethearchiv arbeitete, das klassisch feine und elegante Französisch. Dies zu erwerben und festzuhalten bedarf's natürlich der Uebung, woraus sich's erklären mag, daß Augusta ausnahmsweise auch an Deutsche einmal französisch geschrieben hat, wie die beiden Briefe an die Gräfin Bernstorff, die Ringhoffer mitgeteilt hat.***) Wir mögen das heute unangezeigt finden, wenn wir wollen. Vor zwei Menschenaltern dachte man darüber jedenfalls sehr viel weniger streng, und damals wie heute hatte die Bevorzugung einer fremden Sprache und Literatur, die doch etwas rein Aesthetisches ist, mit unnationaler Gesinnung nicht das Geringste zu tun. Augustas deutsche Briefe sind übrigens im Gegensatz zu denen ihres Gemahls verhältnismäßig rein von unnützen Fremdwörtern.

---

*) In Gebhardts „Handbuch der Deutschen Geschichte", 5. Aufl., § 191, Anm. 1, S. 650.

**) Vgl die Briefbruchstücke auf S 367 Anm., die oben mitgeteilt sind.

***) Im Kampfe für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen Albrecht v. Bernstorff und seiner Gemahlin Anna, geb. Freiin v. Koenneritz. Hrsg. von Karl Ringhoffer. Berlin 1906. Anhang.

Wenn von einer Vorliebe Augustas für ein fremdes Land gesprochen werden soll, so kann sich's nur um England handeln. Das großartig Freie, zugleich Weitherzige und streng Traditionelle im englischen Leben und Brauch hatte für sie offenbar sehr viel Anziehendes; in mancher Hinsicht mochte es sie, ungeachtet des unvergleichlich größeren Stils, an die bis zuletzt treu geliebte weimarische Heimat erinnern. Dazu kam ihre fast grenzenlose persönliche Verehrung der Königin Viktoria; die Gräfin Bernstorff tadelt einmal, daß sie dadurch ihr Urteil allzusehr bestimmen lasse.*) Doch gilt alles dies im wesentlichen auch erst von einer späteren Zeit, als die Familienverbindungen mit dem britischen Königshause geknüpft wurden. In der Korrespondenz bis 1850 tritt es noch sehr zurück.

Ihr politisches Interesse ist dagegen schon ganz rege, und zwar offenbar seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., wennschon sie noch am 29. Januar 1841 schreibt: „Ich habe noch nicht ein einziges politisches Gespräch gehabt." In ihrem Briefwechsel mit der Mutter und dem Gatten nehmen politische Dinge einen hervorragenden Platz ein; auch mit Staatsmännern hat sie gelegentlich politische Briefe gewechselt und politische Gespräche gehabt. Von Zeit zu Zeit faßte sie ihre Auffassung der Sachlage in politischen Rückblicken und Denkschriften zusammen, die sie ihrem Gemahl unterbreitete; andererseits schrieb sie bisweilen für ihn dergleichen Arbeiten ab. Niemand hat offenbar damals daran irgendwelchen Anstoß genommen, am wenigsten Wilhelm. In jenen aufgeregten Jahren politisierte eben jeder denkende Mensch, wenn er kein völliger Philister war; warum hätte eine Frau, die den Stellen, wo die Entscheidungen fielen, so nahe stand und deren geistiger Bedeutung Goethe und Wilhelm v. Humboldt Worte höchster Anerkennung zollten, verstummen sollen? Daß sie versucht hätte, auf die maßgebenden verantwortlichen Staatsmänner Einfluß zu gewinnen, läßt sich aus der Korrespondenz nicht eigentlich nachweisen, wenn es auch für das Jahr 1848, wo ihr Freund Camphausen Ministerpräsident war, nicht unwahrscheinlich ist. Sehr wertvoll wäre nun, wenn sich irgend ein Anhalt ergäbe, an dem wir Bismarcks Behauptung kontrollieren könnten, Augusta habe nach der Flucht ihres Gemahls im März 1848 nach der Regentschaft für ihren Sohn gestrebt. Das ist nicht der Fall. Keine Silbe in den Briefen deutet auf einen solchen Plan. Dies argumentum ex

*) Ebenda S. 294.

silentio beweist freilich nicht viel. Da andere — Bismarck nennt Georg v. Vincke — den Gedanken gehegt und ausgesprochen haben und die Prinzessin geäußert hat, sie müsse die Rechte ihres Sohnes wahren, so liegt die Annahme wenigstens sehr nahe, daß sie um den Vorschlag gewußt hat und bereit war, darauf einzugehen. Bewiesen ist es nicht. Daß ihre Unterredung mit Bismarck nicht, wie dieser angibt, am 21., sondern erst am 23. März stattgefunden hat, sie ihm also unmöglich Wilhelms Aufenthalt auf der Pfaueninsel verschwiegen haben kann, hat Bailleu gezeigt. Das von ihr skizzierte Gespräch mit Georg v. Vincke vom 12. April klingt nicht so, als ob unmittelbar vorher von einer so schwerwiegenden Sache zwischen ihnen die Rede gewesen wäre. Immerhin wird man Bailleus Frage wiederholen dürfen: „Was sollte geschehen, wenn der König entsagte, ehe sein Bruder und Erbe aus England zurückgekehrt war?" Wäre die Regentschaft der beliebten und den neuen Ideen nicht grundsätzlich abgeneigten Prinzessin dann nicht eine befriedigendere Lösung gewesen als die des nächstberechtigten Agnaten, des stockreaktionären Prinzen Karl? Bismarck rechnet es sich zum Verdienst an, daß er dem Kaiser Wilhelm von dem Gespräch mit der Prinzessin — das doch ganz unverfänglich war — und von den Verhandlungen mit Georg v. Vincke später nie etwas erzählt hat. Ob er ihm jedoch damit, falls Augusta in all dies eingeweiht war, etwas Neues mitgeteilt hätte? Das Verhältnis der Gatten ist vorher und nachher, selbst bei tiefen Meinungsverschiedenheiten, so völlig auf unbedingtes Vertrauen gestellt, daß es psychologisch fast undenkbar erscheint, daß die Prinzessin hinter Wilhelms Rücken irgend etwas zur Beeinträchtigung seiner Rechte geplant oder unternommen habe. Daß sie ihm einen Verzicht auf sein Erbrecht zugemutet haben soll, klingt schlechterdings unglaublich. Und wenn man ihren Worten an ihre Mutter, sie handle unter den größten Schwierigkeiten im Interesse des Abwesenden (28. 4. 1848), kein Gewicht beilegen will, so ist doch Wilhelms schon erwähntes Zeugnis, sie habe mit einer über jedes Lob erhabenen Tatkraft und Seelenstärke für ihn gearbeitet, nicht so leicht zu beseitigen. Das vorläufige Ergebnis scheint mir zu sein: der Gedanke, die Prinzessin, falls der König zurücktrete, vorübergehend zur Regentin zu machen, ist Ende März 1848 in gewissen Kreisen erörtert worden. Wie weit sie selbst eingeweiht war, ist bis jetzt nicht festzustellen. Daß sie dabei eine Verkürzung der Rechte ihres Gatten beabsichtigt habe, ist äußerst unwahrscheinlich.

Mit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. war Augusta von Anfang an wenig zufrieden. Instinktiv, so schrieb sie schon im April 1842, fühle sie, daß es um die Geschicke des Landes nicht gut stehe. Immer wieder tadelt sie das Unstete (le décousu), das Inkonsequente, Willkürliche und Kontrastreiche in der Regierungsweise des Königs. An Stelle sachlicher Gesichtspunkte beurteile er die Lage der Dinge nur nach seinen eigenen individuellen Ansichten und Sympathien. Bitter beklagt sie die unkönigliche Art, seine üble Laune in heftig gereizten Reden zu entladen und treue bewährte Diener durch kleinliche Zurücksetzung zu kränken. Am 19. Juni 1847 wohnte sie einer „schrecklichen Szene“ bei, deren Ursache die Unbotmäßigkeit des Ersten Vereinigten Landtags war, und der Abend nach dem Empfang der Erbkaiserdeputation war so „terrible“, daß sie erklärte, sie werde ihn nie vergessen. Zu Friedrich Wilhelms Unionspolitik konnte sie kein Vertrauen fassen, weil sie sah, daß er sich nicht von der Kamarilla freimachte und dieser unverantwortlichen Nebenregierung, die auch Wilhelm einmal ein Scheusal nannte, immer wieder Gehör gab. Zu Wilhelms Aerger war und blieb sie skeptisch, und der Ausgang rechtfertigte ihre Besorgnis. Sie vermißte an der preußischen Politik die „staatsmännische Auffassung, welche in der Initiative die wahre Macht sieht und ihr Ziel unablässig verfolgt“; sie glaubte an die Macht der Idee, welche zu gewissen Zeiten die Geister beherrscht und tief in das Gemütsleben eindringt, eine Macht, mit der noch nie ein offener Bruch gelungen sei, dergestalt, daß nur solche Charaktere Großes wirken könnten, die sich der Idee zu bemächtigen, sie mit fester Hand und geistigem Schwunge zu leiten, ihr die nötigen Kanäle nach verschiedenen Seiten zu öffnen und dadurch, daß sie die Zeit mit voller Seele erfaßten, ihre eigene Kraft zum Mittelpunkt und jene Idee zur Trägerin erhabener Zwecke zu machen verständen, und sie erkannte mit Schmerz, daß die göttliche Vorsehung der preußischen Dynastie jetzt einen solchen Charakter versagt habe. (Polit. Ueberblick am 10. Mai 1849.)

Also Augusta besitzt das lebhafteste Interesse an politischen Dingen und ein staatsmännisches Urteil, das, rein theoretisch betrachtet, sich immerhin sehen lassen kann. Natürlich ist es nicht ihr originales Eigentum, sondern von den Grundgedanken des Altliberalismus durchaus bestimmt. Sie empfiehlt in der Praxis der inneren Politik ein versöhnliches und schonendes Verfahren gegenüber den politischen Gegnern, aus Klugheit, denn man müsse die Menschen schonen, um auf sie zu wirken, weil man sonst nicht mehr

auf ihre Willfährigkeit rechnen könne, und aus Gerechtigkeit, denn die tapfere Behauptung ehrlicher Ueberzeugung sei dem Vaterlande mehr nütze als erzwungenes oder konventionelles Nachgeben (Juni 1847). Nie in der Geschichte sei Großes ohne Kampf erreicht worden; das sei kein Grund, sich erbittern zu lassen.

Von diesen allgemeinen Sätzen, deren relative Wahrheit am Tage liegt, führen, irre ich nicht, Fäden des Verständnisses in Augustas spätere Zeiten und Kämpfe. Es ist klar, daß einer Fürstin, die so dachte, die Kürassierstiefelpolitik Bismarcks gegenüber der Volksvertretung in der Konfliktszeit, gegenüber der katholischen Kirche im Kulturkampf, gegenüber der Sozialdemokratie zur Zeit des Sozialistengesetzes, in den Tod zuwider gewesen sein muß, daß sie die daraus sich ergebende Verbitterung von Millionen Volksgenossen als schweres Unglück empfand und sich verpflichtet fühlte, wie sie es ja verschiedentlich ausgesprochen hat, mildernd und sänftigend einzugreifen, um die Reibungen zu vermindern; es ist ebenso begreiflich, daß der verantwortliche Staatsmann diese Eingriffe als schwere Hemmungen empfunden hat.

Welches waren nun im einzelnen ihre politischen Ueberzeugungen?

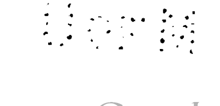
In der inneren Politik galt Augusta als liberal. Der Prinz zitiert selbst (2. Juli 1847) die Anekdote, der französische Gesandte Bresson habe einmal in einer Depesche geschrieben: „Wenn der Prinz Wilhelm je zur Regierung kommt, so wird die Prinzeß schon dafür sorgen, daß Preußen eine Konstitution bekommt“, und fährt mit etwas kühnem Schlusse fort: „Dies beweiset hinreichend, daß Du seit Jahren der progressiven Richtung zugetan bist, während ich der konservativen angehöre“, und er erklärt es daraus, daß sie so oft ihre Absicht, ihn zu ihren Ansichten zu bekehren, nicht erreiche — ein übrigens sehr bemerkenswertes Eingeständnis. Als Wilhelm dies schrieb, war er noch ganz in absolutistischen Anschauungen befangen. Er hielt es für des Königs Aufgabe, „Preußen vor einer Konstitution zu bewahren“; der König hatte nach seiner Ansicht vom Landtag Gehorsam zu verlangen und wenn dieser, wie in der Frage der Ausschußwahlen, von einer Minorität verweigert wurde, das Recht, die betr. Abgeordneten wegen flagranten Ungehorsams zu strafen. Sicherlich teilte Augusta solche Ansichten nicht. Dennoch erscheint ihr Liberalismus sehr gemäßigt. Von einem parlamentarischen Regiment, das damals für so viele auch unter ihren altliberalen Freunden mit Konstitutionalismus identisch war, hat sie offenbar nichts wissen wollen, wenn sie an Wilhelm schrieb: „Befestige die Rechte der Krone

auf der unerschütterlichen Basis nationeller Macht, und befördere, solange es freiwillig geschehen kann, das Wohl des teuren Vaterlandes durch billige Berücksichtigung der allgemeinen Wünsche.“ Diese Aeußerung erinnert überraschend an den programmatischen Satz, den Hansemann im 2. Vereinigten Landtag aussprach: „Das ist der wahre Sinn des Konstitutionalismus, daß die Staatsgewalt, die Macht der Krone, in Uebereinstimmung mit dem Willen des Volkes, gestärkt werde*)“, und wenn wir erst genauer über die Staatsanschauungen der Führer des älteren preußischen Liberalismus unterrichtet sein werden, so wird sich vielleicht ergeben — es liegen genug Anzeichen dafür vor —, daß diese Auffassung vom Wesen des Konstitutionalismus für die meisten von ihnen charakteristisch war. Sie ist nicht demokratisch, wie das ja der ganze Altliberalismus nicht war, und auch in den Briefen der Prinzessin von Preußen findet sich keine einzige Aeußerung, die man so bezeichnen dürfte. In ihrem Rückblick auf den 1. Vereinigten Landtag urteilt sie außerordentlich maßvoll. Das starrsinnige Festhalten der Opposition will sie „keineswegs verteidigen, nur erklären“; in der Geschichte aller politischen Entwicklungskrisen wiederhole sich diese eigentümliche Erscheinung, und man verstehe sie nur, wenn man den unaufhaltsamen Entwicklungsgang gewisser Ideen aus der Weltgeschichte kenne.

Wohl wünschte sie daher eine freisinnige Konstitution für das monarchische Preußen, aber keine Konzessionen an den Aufstand, und in der Zeit der Zersetzung zwischen der Märzrevolution und der Ernennung des Ministeriums Brandenburg ersehnte sie einen „tüchtigen Staatsmann, mit einem festen System, der auf gesetzlichem Wege die Rechte der Krone wahre, die Beratung der Verfassung beschleunige und den ernsten Konflikt mit der demokratischen Partei nicht vermeide, sondern auf alle Fälle vorbereitet in die Schranken trete, um siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen“**). Mit der oktroyierten Dezemberverfassung war sie daher gar nicht einverstanden. Sie bezeichnete sie sofort als archi-libérale und meinte, man werde wohl kaum mit ihr regieren können, denn sie habe dem Volke ein Uebermaß von Freiheiten eingeräumt, das große Gefahren mit sich bringe. Ueber die einzelnen Punkte der Revision dieser Verfassung äußert sich die Prinzessin nicht. Doch ist sie befriedigt, daß die Wahlen des Sommers 1849 größtenteils konservative

*) Mähl, Die Ueberleitung Preußens in das konstitutionelle System (1909). S. 218.

**) Denkschrift vom Oktober 1848.



Elemente in die zweite Kammer gebracht haben. Sie rühmt dem Landtag nach, er habe „Preußen als das erkannt, was es seiner Natur nach ist und nur sein kann, als einen monarchischen (wenn auch konstitutionellen) Militärstaat“, und er habe dennoch „der Macht des Königs soviel zugestanden, als einer aus politischen Stürmen hervorgegangenen Volksvertretung irgend möglich“ sei*). Man wird wohl zugeben müssen, daß dieses Urteil einer Fürstin, die der alte böse Ernst August von Hannover einst mit dem Spitznamen „die kleine Jakobinerin“ geschmückt hatte, eher als gemäßigt konservativ, denn als liberal zu bezeichnen ist.

Dem entspricht nun auch ihre Beurteilung der Frankfurter Reichsverfassung. Dank der Schilderung, welche die Mitglieder der Erbkaiserdeputation von ihrem Auftreten am Abend nach dem Empfang durch den König entworfen haben — Biedermann urteilte bald danach, sie sei wohl der klarste politische Kopf und das wärmste patriotische Herz am Hofe zu Berlin**) —, hat man immer geglaubt, sie sei für das Werk der Paulskirche restlos begeistert gewesen. Dem war nicht so, wie wir jetzt durch ihren literarischen Nachlaß, namentlich aber durch die schon etwas früher veröffentlichten Briefe wissen, die sie vom 28. März bis 30. April 1849 mit dem ganz liberalen Fürsten Karl Leiningen wechselte.***) Sie beweisen, daß v. Petersdorffs Behauptung, die Prinzessin habe in ihrem hochstrebenden Sinne völlig die wirklichen Verhältnisse übersehen, die eine Annahme der Kaiserkrone in der Gestalt, wie Preußen sie hinnehmen sollte, verboten, irrig ist. Für den Kaisertitel war sie überhaupt nicht gewesen, was überraschen muß; sie hätte „Schutz- und Schirmherr“ oder „Erb-Reichsstatthalter“ vorgezogen. Vor allem aber waren ihr die Mängel der Frankfurter Verfassung ebenso klar wie die Schwierigkeit, die Zustimmung der Fürsten zu erlangen. Das Veto und das Wahlgesetz bezeichnet sie als die Steine des Anstoßes, denn dem neuen Oberhaupt müßten notwendigerweise die Mittel gewährt werden, die zur Erfüllung seiner Aufgabe erforderlich seien. Ihrer Mutter gegenüber geht sie soweit, die Verfassungsarbeit geradezu als gescheitert (échoué) zu bezeichnen infolge der Demorali-

*) Politischer Rückblick vom 20. September 1849.

**) Aehnlich Stockmar: sie sei tüchtig, klar, entschieden, ergeben und begreife von allen das Außerordentliche und Eigentümliche der Zeit am besten. Stockmars Denkwürdigkeiten, S. 517, zitiert bei Valentin.

***) Vergl. Veit Valentin, Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem (1910), S. 160—179.



sation des Parlaments, das alle Aenderungen verworfen habe, die der Verfassungsurkunde einen beruhigenden, den Bedürfnissen entsprechenden Wortlaut hätten geben können (28. 3. 1849). Sie mißbilligte auch die Souveränitätsansprüche des Parlaments und erkannte an, daß die Verfassung auf jeden Fall, um rechtsgültig zu werden, durch eine Uebereinkunft zwischen den Regierungen und der Volksvertretung sanktioniert werden müsse, versprach sich allerdings von dem „unheilbaren Partikularismus“ der Fürsten nichts Ersprießliches. So erscheint sie gegenüber dem Fürsten Leiningen, wie sonst nicht selten gegenüber der Mutter, geradezu als Verteidigerin der Regierung Preußens (Valentin, S. 179). Dennoch war sie mit der Antwort des Königs nicht einverstanden, denn sie wünschte aus ganzer Seele, daß etwas Positives zustande komme, während sie aus der Antwort mit Recht nur die Abneigung Friedrich Wilhelms gegen das ganze Frankfurter Werk herauslas. Statt einer verhüllten Ablehnung hätte sie eine teilweise Annahme gewünscht in so verbindlicher Form, daß darin eine Aufforderung zu weiteren Verhandlungen lag. Von einer ganz negativen und verletzenden Antwort fürchtete sie, was dann alsbald eintrat: den Wiederausbruch der Revolution (31. März an die Mutter). Deshalb hatte sie schon im Oktober 1848 einen engeren Bund mit preußischer Spitze, wie er im Zollverein bestand, empfohlen, ohne Nötigung zum Beitritt und unter Wahrung der Rechte der Einzelstaaten als freie Glieder des unteilbaren Ganzen, und sie kam Ende März 1849 darauf zurück: nicht verwerfen, noch unbedingt annehmen, sondern ein Mittelweg. Daß aber Friedrich Wilhelm IV. den rechten Weg nicht fand, klar und bündig die Hauptbedingungen zu formulieren, unter welchen Preußen die Reichsverfassung anerkennen und an die Spitze des engeren Bundes treten würde, und daß er die kaum verhüllte Ablehnung noch durch persönliche Unfreundlichkeit unnötig bitter machte, das machte sie ihm allerdings zum Vorwurf. Die Regierung, sagt sie, „zog ein negatives Verhalten dem Handeln vor; sie täuschte sich über die Macht der öffentlichen Meinung, glaubte sich von den Umständen lenken lassen zu können, statt diese ihrer eigenen Leitung zu unterwerfen, ... sie unterstützte daher nicht ihren Bevollmächtigten durch umfassende Instruktionen, wirkte weder auf die Fürsten noch auf das Parlament und versäumte jeden entscheidenden Moment. Die Regierung entbehrte hierin trotz ihrer höchst ehrenwerten Elemente die staatsmännische Auffassung, welche in der Initiative die wahre Macht sieht und ihr Ziel unablässig

verfolgt.“ *) Augustas Gesamturteil über das Frankfurter Experiment ist wohl im wesentlichen das der rückschauenden Historie geworden: „Die Verfassung war eine Frucht der Theorie und trug als solche keine Lebenskraft in sich. . . . Sie trägt den Stempel politischer Unreife und nationaler Zerrissenheit, aber das Unternehmen selbst war ein großartiges und der moralische Impuls wirkte mächtiger als alle Widerlegungsgründe.“ **) Heute so zu urteilen, ist kein Kunststück; für jene Zeit bekundet es eine ungewöhnliche Unbefangenheit. Auch die Einzelheiten der Denkschriften, denen diese Erwägungen entnommen sind, legen Zeugnis ab von der ruhigen Unparteilichkeit, dem feinen politischen Scharfblick und der edeln Anteilnahme an den Geschicken Deutschlands, die Veit Valentin der Prinzessin nachrühmt.***)

Wie war nun Augustas Auffassung von dem Verhältnis Preußens zu dem zu bildenden deutschen Staat? Berner hat geglaubt, hierin einen Gegensatz zwischen ihr und ihrem Gemahl konstruieren zu sollen. „Immer beherrschte den Prinzen die Vorstellung, daß Preußen . . . an die Spitze Deutschlands kommen müsse, weil es sein historischer Beruf sei. Die Prinzessin dagegen sah umgekehrt im Gedeihen Deutschlands auch das des preußischen Staates, sprach nicht vom historischen Beruf Preußens, sondern von der welthistorischen Aufgabe Deutschlands, und konnte sich die Erfüllung dieser Aufgabe, ja die Rettung Deutschlands, unabhängig von englischer Hilfe damals nicht denken.“†) Vielleicht beziehen sich diese Aeußerungen erst auf eine spätere Zeit; für die, die uns hier beschäftigt, werden sie durch die literarischen Urkunden nicht bestätigt.

Gewiß war Augusta deutsche Patriotin; sie war es, ehe sie Preußin war; dieses hat sie erst werden müssen, und nicht ganz ohne Reibungen und Widerstände hat sich die Tochter Weimars in die preußische Art eingelebt. In einem Brief an Bunsen bezeichnet sie sich einmal als „Patriotin im wahren Sinne des Worts, die als Deutsche für die Zukunft sorgt“ (31. 1. 1847), und die Preisgabe der Schleswig-Holsteiner empfand sie nicht nur als Schmach für Preußen, sondern auch als tiefe Verletzung ihres deutschen Nationalgefühls (24. 10. 1850). Aber nie ist von einer welthistorischen Aufgabe Deutschlands die Rede, und verschwindend

*) Denkschrift vom 10. Mai 1849.
**) Ebenda.
***) a. a. O. S. 178.
†) a. a. O. S. 21.

spärlich sind die Aeußerungen eines spezifisch deutschen Patriotismus gegenüber denen ihres Preußentums. Augusta war zunächst radikal kleindeutsch; keine Behauptung v. Petersdorffs, vielleicht, ist durch die Korrespondenz vollkommener widerlegt als die, ihre Vorliebe für die Oesterreicher habe sie „ins österreichische Lager getrieben“ (S. 101). Sie war vielmehr die schärfste Gegnerin Oesterreichs, die es am Berliner Hofe gab; keine Gelegenheit ließ sie verstreichen, um ihm etwas am Zeuge zu flicken und vor seiner ränkereichen, ganz undeutschen Politik zu warnen. Sie nennt es den eigentlichen Feind deutscher Macht und preußischer Größe, dem gegenüber man mit gebührender Vorsicht und eiserner Konsequenz verfahren müsse. Durch zulange Schonung sei es nur um so anmaßender geworden. Des Königs „unselige Pietät gegen Oesterreich“ sei, vom Standpunkt des großen Friedrich betrachtet, unwürdig (Oktober 1848). Man solle doch von der Erfahrung lernen und sich nicht wieder von Oesterreich düpieren lassen. Am besten wäre es, man könnte diesen Staat als völlig außerdeutsche Macht behandeln; ist das nicht möglich, so will sie höchstens eine „Schutzverbrüderung“ zu Zwecken der äußeren Politik, „ohne allen Einfluß auf die inneren Verhältnisse der Kontrahenten“; also etwa das, was wir heute haben, nur daß sie sich die Vereinigung immerhin nicht als völkerrechtliches, sondern als staatenbündisches Verhältnis mit fester Leitung, Schiedsgericht, Vertretung nach außen usw. dachte. Daß die Oesterreicher durch ihr unablässiges Wühlen das Frankfurter Verfassungswerk verdorben, die Verfassung absichtlich verschlechtert haben, um sie für Preußen unannehmbar zu machen, steht ihr fest (10. 3. 1849), und sie rechnet darauf, daß es auch die Unionspläne durchkreuzen werde, sobald es nur erst freie Hand habe. Deshalb mahnt sie beständig, den Moment zu benutzen, wo der Gegner noch durch die ungarische Revolution beschäftigt ist, denn, schreibt sie im Oktober 1848 mit erstaunlich sicherem Zukunftsblick, Oesterreich zerfällt entweder in Trümmer, oder geht durch einen Bürgerkrieg der monarchischen Wiedergeburt entgegen. Freilich erwartet sie nichts von einem König, der im Stillen wünscht, daß Oesterreich Vorschläge machen möge, die das begonnene Werk stören können, und durch Privatkorrespondenzen die preußenfeindlichen Bestrebungen selbst unterhält. Trotzdem ist sie verzweifelt über seine Reise nach Teplitz zu Franz Josef (8./9. September 1849), die sie als eine moralische Niederlage bezeichnet, von der man sich nicht erholen könne. An der einzigen Stelle, wo in der Korrespondenz Bismarcks Name erscheint, geschieht es, um ihn

und seine Gesinnungsgenossen Gerlach, Stiehl, Kleist-Retzow anzuklagen, daß sie Anschluß an Oesterreich predigen (23. 8. 1849). Wenn sie aber auch in der Hitze des Gefechts oft sehr scharfe Worte braucht, ist sie doch unbefangen genug, um bei ruhiger Ueberlegung anzuerkennen, daß es sich nicht um eine Schuld, sondern um einen notwendigen Zusammenstoß zweier historischer Prinzipien handelt. Preußen sei aus der Opposition gegen Oesterreich hervorgegangen, und die Rivalität beider müsse fortbestehen, solange beide Staaten ihren welthistorischen Beruf erfüllten (Januar 1849): „Es ist nun einmal der Zeitpunkt gekommen, wo die beiden historisch gegenüberstehenden Prinzipien, die Preußen und Oesterreich vertreten, scharf aneinander kommen; das eine, preußische, welches in der nationalen Mitwirkung, d. h. im Schwunge der Volkssympathie (wie im Freiheitskriege) seine Stärke finden sollte, ist durch tausend Rücksichten gelähmt, das andere, welches keine Mittel zur Stärkung gescheut hat, ist im Bunde mit allen Feinden im Innern und Aeußern" (22. Oktober 1850). Leider sagt sie nicht, worin die feindlichen Prinzipien und der welthistorische Beruf beider Staaten bestehen, aber die Sätze scheinen doch die Einsicht zu verraten, daß auch Oesterreich bei seiner Politik einer gewissen inneren Notwendigkeit folgte. Das hinderte sie aber keineswegs, einer kriegerischen Auseinandersetzung mit diesem Staate, wenn sie nötig werden sollte, das Wort zu reden. Wieder ist v. Petersdorffs Urteil unrichtig, der Gedanke, daß die großen Fragen der Zeit durch Blut und Eisen gelöst würden, sei für Augusta schrecklich gewesen (S. 124); in der Unionsfrage, die doch zugleich die Frage der Vorherrschaft in Deutschland war, war sie durchaus für Blut und Eisen. Sie hatte, in Uebereinstimmung mit ihrem Gemahl, mehr Zutrauen zu Preußens Heer, als die Majorität des Ministeriums und diejenigen Historiker, die deren im Olmützer Vertrag gipfelnde Politik verteidigen, weil sie Preußen vor einer unvermeidlichen Niederlage auf dem Schlachtfelde, wenn auch durch eine schwere diplomatische Schlappe bewahrt hätte. Sie faßte allerdings die Sache so realpolitisch nicht auf, sondern mehr als eine Ehrenfrage, die kein Zurückweichen mehr gestatte. Schon Ende 1849 urteilte sie, weitere Nachgiebigkeit Preußens gegen Oesterreich sei mit seiner Ehre, seiner Wohlfahrt und seinen Verpflichtungen gegen Deutschland unvereinbar. Sie beschwört den

---

*) Das war schon bekannt durch ihren Brief vom 6. 11. 1850 an Ludolf Camphausen, mitgeteilt von Anna Caspary, Ludolf Camphausens Leben. 1902.

Gemahl, „all seine Kraft für Vaterland und Ehre“ in die Wagschale zu werfen; alles baue auf seine Konsequenz und sein patriotisches Ehrgefühl (15. 7. 1850). Als dann die demütigende Entscheidung gefallen war, schrieb sie tief gebeugt:*) „Preußen wird fortleben .... aber es ist nicht mehr mein Preußen, das schöne Erbteil unserer großen Vorfahren und das unbefleckte Vermächtnis für unsere Nachkommen“ (5. 11. 1850). Alle die sogen. Konzessionen Oesterreichs, die Wilhelm aufzählte, um sich und ihr das Gefühl der Niederlage etwas abzumildern, machten ihr keinen Eindruck; „soviel weiß ich“, das ist ihre letzte Aeußerung, „daß wir moralisch ein zweites Jena erlitten haben“. Dieses letztere Urteil wenigstens ist das der Geschichte geworden.

Wenn Augusta kleindeutsch war und dem österreichischen Lager weltenfern stand, so ist damit doch noch nicht gesagt, wie sie sich das Verhältnis Preußens zu Deutschland in dem neu zu schaffenden Reiche dachte. Durch Meineckes Forschungen*) wissen wir ja jetzt genauer, wie mannigfaltige Kombinationen da möglich waren und zu welch sonderbaren Vorschlägen die Besorgnis führte, eine selbständige preußische Politik neben der reichsdeutschen, eine gesetzgebende preußische Volksvertretung neben der des Gesamtvolkes würden zu unerträglichen Reibungen führen und das Leben des Gesamtstaates lahmlegen. Die Aufteilung Preußens in seine Provinzen oder in vier halbstaatliche Gebilde mit bloßen Provinzialständen ist allen Ernstes von patriotischen Politikern empfohlen worden; man nannte das: Preußen muß in Deutschland aufgehen Es wäre kein Vorwurf, wenn auch die Prinzessin von Preußen sich mit dergleichen Lösungsversuchen befreundet hätte; doch ist das nicht der Fall gewesen. Wir haben dafür positive Beweise. Schon im April 1848 erklärt sie der Mutter, trotz des Schadens, den Preußen Deutschland gegenüber durch die Märzrevolution erlitten habe, werde man, d. h. würden die Kleinstaaten besser daran tun, sich dem größten Staate, also Preußen, anzuschließen als demjenigen, der zwar durch seine Erinnerungen die Gemüter beherrsche, aber in einer Epoche der Zersetzung wie jetzt nicht imstande sei, eine tatsächliche Autorität zurückzugewinnen. Der Ausdruck ist etwas dunkel; man könnte immerhin zweifeln, ob damit Oesterreich oder das durch die Frankfurter provisorische Reichsregierung repräsentierte Deutschland gemeint ist. Ich glaube letzteres. Deutlicher spricht

*) Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat. 1908. 2. Aufl. 1911.

sich die Prinzessin ein halbes Jahr später (Oktober 1848) gegen den Gatten aus: „Preußen muß die wahren Interessen Deutschlands mit allen Mitteln fördern, sich mit der Zentralgewalt koalisieren, aber sich vor jeder Art Mediatisierung schützen.“ Die letzten Worte verraten, was ja ohnehin anzunehmen war, daß die Prinzessin die vorhin gekennzeichneten Vorschläge, die Einheit Deutschlands auf Kosten der Selbständigkeit Preußens zu erzielen, gekannt hat, sie aber entschieden ablehnt. Die zunehmende Auflösung und der schließliche Zusammensturz der Frankfurter Herrlichkeit konnten sie in dieser Auffassung nur bestärken; sie hat sich noch einmal im Oktober 1850 ausdrücklich dazu bekannt. Damit stimmt die große Verehrung, ja Begeisterung überein, die sie für das preußische Heer hat (18. 1. 1849). Wihelm äußert sich in allen diesen Dingen viel ruhiger und zurückhaltender, kann im Gegensatz zu Augusta zu den Gothaern kein rechtes Zutrauen fassen, will zwar Oesterreich gegenüber, gleich ihr, unbedingte Festigkeit und darum auch Festhalten an der Union, die er aber um ihrer selbst willen nicht eben hochschätzt. Er versteht die schwere Kunst des Abwartens und gibt nicht gleich alles verloren, wenn die augenblicklichen Kombinationen scheitern, während das feurigere Temperament der Prinzessin sich in diesen Gedanken nicht finden kann. Das ist in der deutschen Frage der Hauptgegensatz zwischen den Gatten, die in den eigentlichen Hauptpunkten hier weithin übereinstimmen, gerade in bezug auf den Beruf Preußens für Deutschland, den sie durchaus einhellig beurteilen.

Dies ist in den wichtigsten Zügen das Bild der Prinzessin von Preußen, das sich mir aus dem Studium ihres literarischen Nachlasses ergab. Es ist in mancher Hinsicht eine Rettung, doch war dies nicht eigentlich die Absicht. Ich wollte vielmehr zeigen, daß, wo auf Grund neuer, unanfechtbarer Dokumente sich eine von der älteren, schon fast traditionell gewordenen Auffassung so stark abweichende Darstellung eines bestimmten Zeitabschnitts ergibt, der Forschung die Pflicht eines Wiederaufnahmeverfahrens für das ganze Leben der betreffenden Persönlichkeit obliegt, eine Arbeit, die allerdings mit Aussicht auf Erfolg erst in Angriff genommen werden kann, wenn auch für die spätere Lebenszeit die älteren, zum größten Teil auf Aussagen und Vermutungen erbitterter Feinde beruhenden Zeugnisse durch Quellen von wirklich authentischem Charakter werden kontrolliert werden können. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß diese Quellen die ältere Ansicht stärker bestätigen,

als es Augustas unzweifelhafte Haltung in den Jahren 1840 bis 1850 vermuten läßt; dann wird sich die psychologisch-interessante Frage ergeben, wie aus der „Prinzessin von Preußen“ die Königin geworden ist. Jedenfalls aber wird, je mehr die Probleme, um die Augusta und ihre Zeitgenossen kämpften, aus dem Vordergrunde der politischen Diskussion verschwinden, je deutlicher andererseits die Folgen der damals gefallenen Entscheidungen sich dem rückschauenden Blick des nach Wahrheit suchenden Betrachters enthüllen, um so mehr eine unbefangene, d. h. eine rein historische Auffassung zur Geltung gelangen können.

Die Sprachreinigung, Fürst Bismarck und Heinrich v. Treitschke.

Von

Hans Delbrück.

Noch nie habe ich soviel freundliche Zustimmungen aus Leserkreisen erhalten, wie für meine Feststellung, daß die Erzählung von Treitschkes Sinnesänderung in Sachen der Sprachreinigung eine Fabel sei, und den damit verbundenen Wiederabdruck der „Erklärung" von 1889. Auf der anderen Seite aber hat der Vorsitzende des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins", Geh. Oberbaurat Dr. Sarrazin, in einer längeren Darlegung (Zeitschrift dieses Vereins 1914, Nr. 4) zu beweisen gesucht, daß ich mich im Irrtum befunden (obgleich, wie er hinzufügt, ich es besser wissen mußte) und Treitschke tatsächlich seine Ueberzeugung geändert, aus einem Saulus ein Paulus geworden, und das, was er in jener Erklärung gesagt, zurückgenommen habe. Die Frage ist persönlich wie sachlich nicht ganz unwichtig, denn das Hauptargument, mit dem die Sprachreiniger auf die große Masse zu wirken pflegen, ist, daß das Festhalten an den Fremdwörtern einen Mangel an nationaler Gesinnung bedeute. Als die einfachste und einleuchtendste Widerlegung dieser Anklage bietet sich der Hinweis dar einerseits auf die Kunst und Vorliebe, mit der Fürst Bismarck die Fremdwörter verwandte, andererseits auf die theoretische Stellungnahme Treitschkes gegen den Purismus. Gegen diese beiden Heroen des nationalen Gedankens ist nicht leicht aufzukommen.

Daß Fürst Bismarck Fremdwörter geradezu mit einer gewissen Vorliebe verwandte, ist jedem Kenner seiner Schriften und Briefe geläufig; er gebrauchte sogar sonst kaum übliche, vielleicht erst von ihm so geprägte Ausdrücke, z. B. „das Pudendum".

Am seltensten sind die Fremdwörter natürlich in seinen Familienbriefen, aber auch hier fehlen sie nicht, z. B. 6. Juni 1859 (Schilderung einer Eisenbahnfahrt in Rußland): „Von der Bagage, die man hier im Coupé mitschleppt, hat kein deutscher Conducteur eine Ahnung. . . . Ich wurde aus Höflichkeit in ein Schlafcoupé complimentiert, wo ich schlechter situiert war als in meinem Fauteuil". 4. September 1871: „Enters Mühler. Die Geschäfte steigen in einer kurwidrigen Progression." 16. Juli 1888: „Gott sei mit dir und stärke dich, daß du robust und lustig widerkehrst." Nun aber erst in den politischen Aktenstücken.

Als Probe setze ich einige Sätze aus dem deutsch-österreichischen Bündnisvertrage hierher, gewiß eines der großartigsten Dokumente, das aus des Kanzlers Feder geflossen ist; jeder Satz zeigt die Klaue des Löwen: „Die Regierungen Deutschlands und der österreichisch-ungarischen Monarchie haben sich zu der Veröffentlichung ihres am 7. Oktober 1879 geschlossenen Bündnisses entschlossen, um den Zweifeln ein Ende zu machen, welche an den rein defensiven Intentionen desselben auf verschiedenen Seiten gehegt und zu verschiedenen Zwecken verwertet werden. . . ."

„In Erwägung schließlich, daß ein inniges Zusammengehen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn niemanden bedrohen kann, wohl aber geeignet ist, den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu konsolidieren, haben Ihre Majestäten der Kaiser von Deutschland und der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn, indem Sie Einander feierlich versprechen, daß Sie Ihrem rein defensiven Abkommen eine aggressive Tendenz nach keiner Richtung jemals beilegen wollen, einen Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung zu knüpfen beschlossen." Bis zu einem vollkommenen Rhythmus erhebt sich hier die Sprache einer „paraphierten" völkerrechtlichen Urkunde: „einen Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung zu knüpfen" — aber das hat den Verfasser nicht gehindert, des weiteren eine ganze Reihe von Fremdwörtern anzuwenden, vermutlich weil sie ihm den Sinn, den er ausdrücken wollte, mit ganz besonderer Genauigkeit ergaben.

Eine Stelle aus den „Gedanken und Erinnerungen" (I, 276): „Die Eigenschaft einer Großmacht konnten wir uns vor 1866 nur **cum grano salis** beimessen, und wir hielten nach dem Krimkrieg für nötig, uns um eine rein äußerliche Anerkennung derselben durch Antichambrieren im Pariser Kongresse zu bewerben. Wir be-

kannten, daß wir eines Attestes anderer Mächte bedurften, um uns als Großmacht zu fühlen."

Auch in den noch in den letzten Lebensjahren von dem Fürsten für die „Hamburger Nachrichten" diktierten Artikeln, die jüngst gesammelt herausgegeben sind, kann man dieselbe Probe machen, z. B. 21. Dezember 1894: „Es ist dies eine Stelle, wo die konstitutionellen Theorien an Inkommensurabilität leiden, ebensogut wie die Quadratur des Zirkels. Man muß über diesen Hiatus mit Nachsicht hinweggehen."

Oder am 13. Februar 1897: „Unter den vielen Unwahrheiten, mit denen Herr Bebel in geläufiger Manier und ohne Rücksicht auf alle Widerlegungen seiner Fiktionen debitiert*), befindet sich auch die, daß Fürst Bismarck Herrn Stieber 1866 zum Chef der politischen Polizei gemacht habe...... Die Sache kam 1870 in Mainz zur Kontestation zwischen dem Armeekommando und dem Reichskanzler." .....

Um ein Mißverständnis zu vermeiden, füge ich gleich hinzu, daß ich keineswegs die Verwendung der Fremdwörter in diesen Schriftstücken alle als besonders glücklich oder schön bezeichnen will: ich wollte nur beweisen, daß, wer in häufiger Verwendung von Fremdwörtern einen Mangel an nationaler Gesinnung erblickt, auch den Mut haben muß, dem Gründer des Deutschen Reiches selber die nationale Gesinnung abzusprechen. Wem die Zahl meiner Beispiele nicht genügt, der kann sie sich selber aus jeder Sammlung der Reden, Briefe, Aufzeichnungen durch bloßes Blättern nach Belieben vermehren.

Gegen die Anrufung des Fürsten Bismarck hat sich nun der Allgemeine deutsche Sprachverein mit diplomatischer Geschicklichkeit dadurch zu schützen gesucht, daß er ihn selber zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, und der Fürst hat das in Anbetracht der guten nationalen Gesinnung dieses Vereins freundlichst angenommen, sich aber, wie wir gesehen haben, durch diese Ehrenmitgliedschaft seinen Stil nicht korrigieren lassen. Die Sprachreinigung Stephans hat er zugelassen oder als Vorgesetzter des Generalpostmeisters auf dessen Antrag sogar befohlen. Das ist zwar nur etwas sehr Kleines, aber immerhin, man kann sich darauf berufen, und hat es auch weidlich getan. Herrn Sarrazin aber ist das wohl doch als zu unbedeutend erschienen und er münzt jetzt die Ehrenmitgliedschaft für seine Be-

*) Der Niederschreiber des Artikels hat das Wort im Munde des Fürsten offenbar nicht einmal verstanden, denn er schreibt „debutiert".

strebungen aus. Hätte er bloß gesagt: „wenn Bismarck heute lebte, so würde er“ ꝛc. — so will ich darüber nicht streiten, sondern sage bloß: zu Bismarcks Zeiten hat Bismarck selbst die starke Verwendung von Fremdwörtern als eine Verletzung der nationalen Pflicht nicht empfunden.

Gegen die Anrufung Treitschkes hat man die Behauptung gefunden, daß er seine Erklärung gegen den Sprachverein, die ich unten noch einmal abdrucke, revociert und es „bereut habe, seinen guten Namen einer so schlechten Sache gewidmet zu haben“. In der Tat liegt ein Schriftstück vor, das diesen Anschein erwecken könnte. Herr Sarrazin druckt ein Schreiben des Freiherrn v. Ungern-Sternberg ab (Januar 1900), welches lautet:

„Ich bin in der Lage, die gewünschte Mitteilung zu machen. Die „Erklärung der 41“ hatte mich als Mitglied des Sprachvereins, dessen Vorstand ich damals überdies angehörte, verletzt. Da ich Treitschke seit mehr als 20 Jahren kannte und er mir immer persönliches Wohlwollen gezeigt hatte, so entschloß ich mich, ihm in der Angelegenheit zu schreiben, und legte den Tatbestand dar, wie ich ihn aus erster Quelle kannte. Ein briefliche Antwort kam nicht, wohl aber erschien Treitschke nach längerer Zeit persönlich bei mir, um sich wegen seiner irrtümlichen Unterzeichnung mit einer Wärme und Unumwundenheit zu entschuldigen, die bei einem solchen Manne etwas Rührendes hatte.“

Da Freiherr v. Ungern-Sternberg ein ehrenwerter Mann war, so erklärt Herr Sarrazin, mit diesem seinen Brief wäre die Sache aufgeklärt und erledigt. Er unterläßt aber, den Lesern seines Artikels mitzuteilen, daß es noch andere Zeugnisse gibt. Er unterläßt es zu erwähnen, daß ich ausdrücklich geschrieben habe: Ich habe mich bei den verschiedensten, ihm bis zuletzt nahestehenden Freunden und auch bei den ihm am allernächsten Stehenden erkundigt oder erkundigen lassen und übereinstimmend die Auskunft erhalten, daß von einer Aenderung seiner Gesinnung keine Rede sein könne. Wenn Herr Sarrazin dieser meiner Aussage keinen Glauben schenken wollte und das wirkliche Bestreben hatte, die Wahrheit festzustellen: weshalb hat er sich nicht selber bei den Treitschke am allernächsten Stehenden erkundigt? Aber wir haben nicht nur das Zeugnis von Freunden und Verwandten, wir haben das Zeugnis Treitschkes selbst. Aus seiner Vorlesung über Politik habe ich den ganzen Absatz, der von den Fremdwörtern handelt, zum Abdruck gebracht und wiederhole ihn hier. Er lautet:

„Ich habe das Wort Nationalität gebraucht, weil man ohne Fremdwörter klare Begriffe in der Wissenschaft nicht aufstellen kann. Darin zeigt sich gerade die Kraft der deutschen Sprache, daß sie eine so große Anzahl von Fremdwörtern hat verdauen können. Diesen Stolz unserer Nation, daß sie so stark ist, kosmopolitisch im edlen Sinne, daß sie fähig ist, das Unsterbliche anderer Völker in sich aufzunehmen, das sollen wir uns nicht schmähen lassen. Wer historisch zu denken vermag, der wird erkennen, daß Worte wie „Majestät“ und „gravitätisch“ zur deutschen Sprache gehören. Sie hat das Wort: gravitätisch mit wunderbarem Takte gebildet, daß man schon im Klange das Wesen des siebzehnten Jahrhunderts herauszuhören meint. Unsere Sprache ist, wie der Dichter sagt, nicht nur durch die Eichenwälder Urgermaniens gegangen, sondern auch durch die Fürstenschlösser, und ist noch heute, was sie war. Sie hat einiges in sich aufgenommen, anderes wieder abgestoßen; aber wir sollen ihr nicht alles nehmen, was sie von fremden Schätzen aufgesammelt hat.“

Schon in einer früheren Nummer der Zeitschrift des Allgemeinen Sprachvereins (Nr. 31) ist zugegeben, daß sich in dieser Stelle sogar ein gewisser Zorn über den Uebereifer der Puristen zu erkennen gebe. Sollte er sich etwa gegen die Puristen des 18. Jahrhunderts richten? Es wird doch wohl niemand anders als eben die Eiferer des Sprachvereins gemeint sein. Herr Sarrazin aber hat die ganze Auslassung, die sich ihrem Inhalt nach völlig deckt mit der Erklärung von 1889, seinen Lesern kurzerhand — nicht vorgeführt.

Wie vertragen sich aber nun diese Zeugnisse mit dem Brief Ungern-Sternbergs? Mir selbst, wie all den Herren, mit denen ich vor Veröffentlichung des Artikels gesprochen, war dieser Brief unbekannt geblieben; er muß also, als er im Jahre 1900 veröffentlicht wurde, bei den Freunden Treitschkes keinen Eindruck gemacht haben, und er ist auch in der Tat leicht zu widerlegen.

Von vornherein ist klar, daß der Brief auf einer unsicheren Erinnerung beruht, denn Treitschke soll nach Ungern-Sternberg seine irrtümliche „Unterzeichnung“ der Erklärung bedauert haben. Er hat aber die Erklärung nicht bloß unterzeichnet, sondern er hat sie auch mitverfaßt, was doch ein recht erheblicher Unterschied ist, und mit welchem Eifer er mit bei der Sache gewesen ist, das dürfte aus dem nachfolgenden Brief ersichtlich sein, den er damals an mich richtete:

B., 28. 2. 89.

Lieber Freund!

E. Schmidt und Dilthey haben durch ihre Bummelei viel Unheil angerichtet. Die Jahrbb. können nicht warten, und ein anderes Blatt steht uns nicht zur Verfügung. Also bitte ich (nach Besprechung mit Zeller, Schmoller u. A.):

1. Lassen Sie die Erklärung Nr. I recht sorgfältig in den Jahrbb. abdrucken. Die Aenderungen rühren, bis auf eine, von Freytag her und mildern nur die Form, nicht den Sinn. Auch die Umstellung der beiden letzten Absätze auf der anderen Seite ist notwendig.

2. Setzen Sie die sämtlichen Namen aus Nr. I, II und III in alphabetischer Reihenfolge, darunter (die Berliner Urheber nicht obenan), nur die Namen, keine Titel, aber auch die Vornamen. Hinter dem letzten Namen kommt in Klammern: „Einige noch ausstehende Unterschriften sollen im nächsten Heft veröffentlicht werden."

3. Zeigen Sie den Bürstenabzug an Schmoller oder E. Schmidt, damit etwaige Versehen verbessert werden. Ob Zeller förmlich unterzeichnet hat, weiß ich nicht sicher; einverstanden ist er. Also nachfragen.

4. Lassen Sie nach Ausgabe des Heftes einige Abzüge der Erklärung an große Zeitungen versenden, namentlich an die Kreuzzeitung, die vielleicht auf unserer Seite steht. Die Kölnische ist verrückt, wie gewöhnlich.

In Eile, 3/4 11 Uhr nach der Fakultätssitzung und vor dem Club.

Ihr

Treitschke.

Sollen wir es wirklich glauben, daß Treitschke, nachdem er sich so für eine Sache eingesetzt, seine Auffassung so vollständig geändert, diese Aenderung aber wiederum, wenn sie denn stattgefunden, nicht männlich und öffentlich bekannt, sondern nur einem der Gegner unter vier Augen mitgeteilt, sie sonst aber bis an sein Lebensende verhehlt habe, so daß seine tägliche Umgebung und seine anderen Freunde glaubten, es sei alles beim Alten?

Aber ich bin noch nicht zu Ende. Herr v. Ungern hat ausdrücklich (in d. Kreuz-Zeit. v. 20. Dec. 99) erklärt, daß Treitschke sich beeilt habe mit seinem Widerruf; die Unterhaltung muß also höchstens einige Wochen oder Monate nach der Publikation der „Erklärung" stattgehabt haben. Vier Wochen nach jener Erklärung

aber erschien in den „Preußischen Jahrbüchern“ ein Nachtrag von Unterzeichnern (Döllinger, Mommsen, Gneist) und wieder einen Monat später ein Artikel von Otto Schroeder, der die „Erklärung“ gegen die Angriffe des Sprachvereins verteidigte und die Behauptung, daß sie auf irrtümlichen Voraussetzungen basiere, widerlegte. Diese Veröffentlichungen soll der Mitherausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ geduldet haben, während er gleichzeitig in aller Stille vor einem Gegner bekannte, daß die Erklärung von einer irrtümlichen Voraussetzung ausgegangen, und alles zurücknahm und bereute? Es ist geradezu peinlich, einen Treitschke gegen den Verdacht einer solchen Doppelzüngigkeit verteidigen zu müssen.

Aber wie kam Herr v. Ungern-Sternberg zu seiner Behauptung?

Man weiß, wie verschieden, ja entgegengesetzt die Teilnehmer an einer Unterhaltung hinterher oft den Inhalt angeben, selbst unmittelbar hinterher. Herr v. Ungern-Sternbergs Erklärung ist aber erst zwölf Jahre nach dem Gespräch niedergeschrieben, und wie sehr trügt oft nach solcher Zeit die Erinnerung! Herr v. Ungern-Sternberg war überdies — ich habe ihn auch noch ganz gut gekannt — ein so leidenschaftlicher Mensch, daß er gegen andere Ansichten in eine wahre Raserei geraten konnnte. Er faßte die Fremdwörterfrage (wie auch, wenn ich mich recht erinnere, die Frage der deutschen und lateinischen Schrift) auf als eine Frage der besseren oder schlechteren nationalen Gesinnung und wird es gar nicht verstanden haben, wie ein Mann wie Treitschke hierin anders denken konnte, als er. Treitschke wird zu ihm gekommen sein, um ihm klar zu machen, daß es an der nationalen Gesinnung bei ihm wirklich nicht mangele, daß er sich darin mit dem Sprachverein durchaus eins fühle, deshalb mit alten Freunden nicht auseinanderkommen wolle oder dergl., was dann in Ungerns Erinnerung sich im Laufe der Jahre dahin verschoben hat, als habe er die „Erklärung“ halb gegen seinen Willen unterzeichnet und bedaure, es getan zu haben.

Möge man sich nun den Brief Ungerns so oder anders psychologisch erklären oder zurechtlegen, jedenfalls kann er als Zeugnis gegenüber den anderen Zeugnissen und Tatsachen nicht weiter in Betracht kommen und war deshalb auch bei den Freunden und Angehörigen Treitschkes völlig in Vergessenheit geraten.

Wie Treitschke, so sucht Herr Dr. Sarrazin auch Andere von der „Erklärung“ loszulösen. Von Erich Schmidt weiß er zwar, daß er Zeit seines Lebens sich den Reichtum unserer Sprache an Fremdwörtern nicht hat verkümmern lassen wollen. Nichtsdesto-

weniger schließt er aus der Tatsache, daß Schmidt die Erklärung (deren erster Entwurf ja von ihm herrührte) samt den Unterschriften in die erste Auflage seines Sammelwerks „Charakteristiken" aufgenommen, in der zweiten aber fortgelassen habe, das sehe „einer glatten Verleugnung der Erklärung verzweifelt ähnlich" und ebenso „einem hinreichend deutlichen Abrücken" von mir. Gegen eine solche Logik ist freilich nicht aufzukommen. Sie hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Kunstfertigkeit, mit der der Fürst Bismarck als Gesinnungsgenosse reklamiert wird, nicht weil er irgend etwas in diesem Sinne gesagt, sondern weil der Verein ihn mit der Mitgliedschaft beehrt hat. Für diejenigen, die den logischen Fehler in der Schlußfolgerung Sarrazins nicht zu finden vermögen, sei hinzugefügt, daß Schmidt in der zweiten Auflage seines Werkes nicht nur die „Erklärung", sondern eine ganze Gruppe polemischer Artikel, betitelt „Zur Abwehr", fortgelassen hat, einerseits um Raum zu schaffen für vier neue Aufsätze, die er aufnehmen wollte, dann aber vermutlich, weil er die Empfindung hatte, daß die „Erklärung", die ja nur im Entwurf von ihm selbst stammt, überhaupt nicht in eine Sammlung seiner „Charakteristiken" passe.

Ob es mit den anderen Herren, die ihre Unterschrift nachträglich bereut haben sollen, besser steht, weiß ich nicht. Bei der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher", die die Erklärung veröffentlicht haben und die deshalb die gegebene Adresse für einen Widerruf gewesen wären, ist jedenfalls keine einzige Zurücknahme eingelaufen, und wenn Wildenbruch nachher selbst in den Sprachverein eingetreten ist, so beweist das gegen die Erklärung noch gar nichts, denn der Sprachverein betreibt ja doch nicht bloß Fremdwörterjagd, sondern hat auch noch andere, löblichere Zwecke, und selbst in der Fremdwörterfrage ist sein Programm theoretisch so gemäßigt, daß ich mir wohl denken kann, es möge ihm jemand beitreten, der in der Fremdwörterfrage auf dem Boden der „Erklärung" steht, in der Hoffnung, durch seine Mitgliedschaft praktisch zur Mäßigung auf diesem Gebiet und Förderung in anderem beizutragen.

Herr Sarrazin will nun aber nicht bloß einige der Unterzeichner nachträglich von der „Erklärung" wieder losreißen, sondern er will nachweisen, daß die Erklärung selbst auf falschen Voraussetzungen aufgebaut gewesen sei. Der Sprachverein hatte in einer Petition an den Kultusminister gebeten, er möge in einem Erlasse an die Schulbehörden auf die Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins beistimmend hinweisen, und die Ersetzung der entbehrlichen

Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke empfehlen.*) Hiergegen richtete sich in erster Linie die „Erklärung" und wollte von einer solchen Anrufung der Autorität der Regierung, die eine Bevormundung sei, nichts wissen. Ich setze noch einmal den vollständigen Wortlaut hierher:

„Seit einigen Jahren haben sich in Deutschland Schutz- und Trutzvereine zur Reinigung unserer Muttersprache ausgebreitet und ihren Grundsätzen nicht bloß mannigfache Anerkennung, sondern auch praktischen Erfolg bei einzelnen wie bei maßgebenden Behörden zu verschaffen gewußt.

„Jetzt, wo der Gesamtvorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen, öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung und der Bedürfnisse, der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit und der nationalen Widerstandskraft unserer Sprache, Literatur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung entschieden zurückweisen.

„Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird. Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher zum saubern Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationalliteratur angeleitet werde.

„Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehr steuern kann. Die Regierungen mögen, von sach- und sprachkundigen Männern beraten, umfassender und zugleich behutsamer als bisher auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes Wandel schaffen.

„Die Unterzeichneten, denen es fern liegt, den Ueberschwang der Sprachmengerei zu schützen, verwahren sich aber dagegen, daß

---

*) Wortlaut: „Eure Exzellenz wollen hochgeneigtest in einem Erlasse an die unterstehenden Schulbehörden des preußischen Staates auf die Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins beistimmend hinweisen, die Ersetzung der entbehrlichen Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke empfehlen, sowie" usw.



Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden entschieden werde.

„Sie kennen und wollen keine Reichssprachämter und Reichssprachmeister mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei. Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmählich das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen.

„Den maßvollen Satzungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins laufen zahlreiche Beiträge in den Vereinsorganen und der übergroße Eifer vieler Vertreter zuwider, welche das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort suchen und durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung von Ersatzwörtern Schaden anrichten und Unwillen herausfordern.

„Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Klassiker, standen. Darum verwahren sie sich gegen die Anrufung staatlicher Autorität und gegen die behende Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jacob Grimms Wort in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen."

Man vergleiche zunächst noch einmal diese Erklärung mit dem Zitat aus der Treitschkeschen Vorlesung, um sich zu überzeugen, wie vollständig beide Aeußerungen miteinander harmonieren, und höre nun, was Herr Sarrazin dazu sagt. Er zitiert neben der Petition an den Kultusminister die Satzungen des Sprachvereins und fährt fort: „Nun vergleiche man diese beiderseitigen Urkunden miteinander. Wo in aller Welt findet sich in denen des Deutschen Sprachvereins auch nur die Spur eines Gedankens, sein Gesamtvorstand rufe die „Autorität der Regierung" an, den Sprachgebrauch nach dem Muster der Rechtschreibung von oben zu regeln? Wo auch nur die Andeutung des Wunsches nach einer behördlichen „Bevormundung" von Sprache oder Sprachgebrauch? Wo das Ansinnen, daß „Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit" durch Sprachbehörden entschieden werde? Wo das Verlangen nach „Reichssprachämtern und Reichssprachmeistern" mit der Autorität, zu bestimmen, was Rechtens sei? Das alles sind freie Erfindungen, sind Hirngespinste der „Erklärung" und ihrer Verfasser, sind einfach — Unwahrheiten."

Auf diese erregte Ableugnung ist einfach zu erwidern, daß Tatsachen durch Ableugnungen nicht aus der Welt geschafft werden können. Wenn der Kultusminister gebeten wird, Untergebene bei-

stimmend auf die Bestrebungen des Allg. Deutschen Sprachvereins hinzuweisen und die Ersetzung von Fremdwörtern durch andere Ausdrücke zu empfehlen und das keine Anrufung der Autorität der Regierung sein soll, so kann ich mir das nur so erklären, daß Herr Sarrazin entweder den Unterrichtsminister nicht zur Regierung rechnet, oder eine „Empfehlung" eines Ministers an seine untergebenen Behörden nicht als einen autoritativen Akt ansieht. Wäre denn nach einem derartigen Erlaß des vorgesetzten Meisters ein Lehrer noch frei in der Behandlung der Sprache? Würde es für ihn ratsam sein, sich bei der Frage, ob und welche Fremdwörter entbehrlich sind, von den Anweisungen des Sprachvereins weit zu entfernen? Wird nicht auf diesem Umwege tatsächlich von oben reguliert, welche Fremdwörter entbehrlich sind, und ist das nicht eine Regulierung der Sprache ganz analog der Regulierung der Orthographie? Zum wenigsten wird es nicht unerlaubt sein, diese Analogie zu ziehen. Aber die Petition hat doch keine „Reichssprachämter und Reichssprachmeister" gefordert! Nein, gewiß nicht, aber das behauptet die Erklärung auch gar nicht, sondern sieht in diesen Reichssprachämtern und -meistern nur die natürliche spätere Konsequenz auf der einzuschlagenden Bahn, und daß das kein reines Hirngespinst war, wie Herr Sarrazin schilt, dürfte nicht nur in der Natur der Dinge liegen, sondern ist dadurch begründet, daß der Schöpfer des Sprachvereins, Hermann Riegel, dessen Name noch heute an der Spitze der Zeitschrift prangt, tatsächlich zunächst die „Errichtung einer Reichsanstalt für deutsche Sprache" gefordert hat, und Prof. Behaghel hat in einem Vortrag vor dem Sprachverein selbst (1903) bezeugt, „auch in unserem Verein hat es nicht an Anregungen gefehlt", nämlich zur Begründung eines „Reichsamts für deutsche Sprache". Wenn daher der Verein in seiner Antwort auf die „Erklärung" behauptet hat, „unserem Verein sind derartige unreife Traumgebilde etwas völlig Fremdes", so war das offenbar etwas zuviel behauptet: es war nur richtig, daß der Verein damals eine besondere Sprachanstalt weder beantragt hatte, noch sie beantragen wollte (es lobenswerterweise auch bis heute noch immer abgelehnt hat); „durchaus fremd" aber war ihm der Gedanke keineswegs, und jeden Augenblick konnte man darauf gefaßt sein, daß das „unreife Traumgebilde" reif werde.

Die Erklärung erkennt ausdrücklich an, daß die Satzungen des Sprachvereins maßvoll seien, weist aber darauf hin, daß zahlreiche Beiträge, welche das Heil der Sprache in dem Vernichtungskrieg

gegen das Fremdwort suchten, damit im Widerspruch ständen. Wie recht sie damit hatte, erwies noch in demselben Jahr ein Beitrag von Wolfgang Kirchbach (Sp. 128), der, ohne daß die Redaktion auch nur einen Vorbehalt hinzugefügt hätte, fordert, „daß man den Verteidigern der Fremdwörter gar keine Zugeständnisse mache".

Die Treitschke, Schmidt, Freytag — und man wird dasselbe von den anderen Unterzeichnern annehmen dürfen — waren weder so gewissenlos, die „Erklärung" in die Welt hinauszusenden, ohne genau zu prüfen, was sie bekämpften und was sie behaupteten, noch so wenig einsichtig, um nicht erkennen zu können, um was es sich handle. Schon als die „Erklärung" 1889 erschienen war, hat der Sprachverein sich auf dieselbe Weise, wie es jetzt Herr Sarrazin tut, herauszureden gesucht, ist aber auch schon damals in den „Preußischen Jahrbüchern" von Otto Schroeder widerlegt und zurückgewiesen worden. Herr Sarrazin aber bezeichnet die „Erklärung" als eine „freche Lüge" und behauptet, „man", wie er verhüllend sagt, d. h. Treitschke, der ja die Korrespondenz mit Freytag geführt hatte, habe dessen Namen „gewissenlos und mit Unrecht" unter die Erklärung gesetzt, da dieser seine Zustimmung von der Bedingung abhängig gemacht habe, „wenn die Racker für ihre Erfindungen Staatshilfe fordern", und diese Bedingung nicht erfüllt gewesen sei.

Wenn in dieser Sache von einer „frechen Lüge" überhaupt die Rede sein dürfte, so ist sie jedenfalls nicht auf unserer Seite zu finden, und hätte Freytag auf Grund einer irrtümlichen Voraussetzung unterzeichnet, so wäre er doch wohl Manns genug gewesen, seine Unterschrift öffentlich zurückzunehmen. Denn die Verwahrungen und Ableugnungen, mit denen Herr Sarrazin uns heute aufgewartet hat, standen bereits damals in allen Zeitungen. Freytag hat aber seine Unterschrift um so weniger zurückgenommen, als, wie aus dem oben publizierten Brief Treitschkes zu entnehmen ist, er nicht bloß unterschrieben, sondern sogar an der Fassung der Erklärung einen gewissen Anteil hat. Daß Freytag in den späteren Auflagen seiner Schriften viele Fremdwörter getilgt hat, die sich in den ersten Auflagen fanden, ist richtig, beweist aber ganz und gar nichts in bezug auf seine Haltung zu der Erklärung, denn diese gibt die Behandlung des einzelnen Fremdworts dem einzelnen Schriftsteller durchaus frei und verwahrt sich nur gegen die prinzipielle Feindschaft, die Feindschaft aus Patriotismus, und die Einmischung der Schulen auf Anordnung der vorgesetzten Behörden.

Nach einer etwas anderen Methode als Herr Sarrazin, und auch in Formen, wie sie unter gesitteten Menschen gebräuchlich sind, hat in der voraufgehenden Nummer der „Zeitschrift“ Konrad Rudolph meinen Nachweis, daß Treitschke den Standpunkt der Erklärung von 1889 stets festgehalten habe, zu widerlegen gesucht. Er meint, eine Aenderung der Gesinnung sei ja gar nicht behauptet worden, sondern eben nur Aufklärung über einen tatsächlichen Irrtum; die Stelle aus der Vorlesung über Politik stehe mit den Zielen und Satzungen des Sprachvereins keineswegs im Widerspruch. Nun, wenn dem so wäre, so wäre wohl auch kein Widerspruch zwischen der von mir mitunterzeichneten Erklärung und den Zielen und Satzungen des Sprachvereins. Weshalb dann aber die ungeheure Aufregung? Weshalb jene häßlichen Beschimpfungen, die sich durch das ganze Buch von Engel und den Aufsatz von Sarrazin hindurchziehen? Es ist eben nicht wahr, daß es sich um bloße Irrtümer und Mißverständnisse handelte, sondern es handelt sich um einen sehr tiefgehenden sachlichen Gegensatz, den der Sprachverein durch die vorsichtige Fassung seiner Satzungen mit äußerst geschickter Diplomatie nach Möglichkeit zu verdecken sucht. Daß die Erklärung einen Widerspruch zwischen jenen milden Satzungen und der Praxis ans Licht stellte und auf die weiteren Konsequenzen des Weges hinwies, das ist die eigentliche Ursache des großen Zornes. Hätte wirklich nichts als ein Irrtum vorgelegen, weshalb sollen die Treitschke, Schmidt, Freytag das niemas öffentlich ausgesprochen haben? Was in der Welt wäre einfacher und natürlicher gewesen, als daß sie, wenn ihnen wirklich bewiesen worden wäre, daß die Petition an den Kultusminister durchaus harmlos war, sie das auch anerkannten, statt Anderen nach ihrem Tode die Aufklärung und den Nachweis zu überlassen? Wäre dem so, selbst wenn es sich nicht, wie nach Engel und Sarrazin, um einen Gesinnungswandel, sondern nur, wie nach Rudolph, um Aufklärung eines Irrtums handelte, so würde man doch nicht umhin können, für den Charakter der drei Herren daraus eine ungünstige Folgerung zu ziehen. Aber glücklicherweise haben sowohl Engel und Sarrazin wie Rudolph unrecht. Weder kann von einem Irrtum die Rede sein, noch haben die drei Herren ihre Auffassung geändert, und nun gar die Insinuation Sarrazins, daß sie eigentlich selber gar kein Urteil gehabt, sondern wie die Puppen nach meiner, des „Anregers“ und eigentlichen „Machers“ und deshalb „allein Verantwortlichen“, Pfeife getanzt hätten, kann man überhaupt nicht als eine tatsächliche Behauptung ansehen,

sondern muß sie in die Reihe jener bloßen Beleidigungen einstellen, die bei Herr Sarrazin da einsetzen, wo die Beweisführung aufhört. Oder will man es milde auffassen, so mag man annehmen, daß ein gewisses Schamgefühl Herrn Sarrazin abgehalten hat, jene erlauchten Männer so direkt mit Gift zu bespritzen, und er sich deshalb in meiner Person eine Art Schutzschild konstruiert hat und mich so vor Jene hingestellt. In dieser Eigenschaft will ich es denn auch gern ertragen. Ob ich sachlich in der Fremdwörterfrage auch weiter gehe als einer oder der andere der Mitunterzeichner, wird dahingestellt bleiben können, jedenfalls bin ich als Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", in denen ich den Sprachverein hin und wieder bekämpfen ließ, doch immer so liberal gewesen, auch Gegnern das Wort nicht abzuschneiden, und habe Herrn Sarrazin selber (Band 90) nicht weniger als 12 Druckseiten eingeräumt, sich gegen einen Angriff von Franz Sandvoß zu verteidigen und seinen Standpunkt darzulegen, was er mir jetzt übel genug gedankt hat. Weder Herr Rudolph, noch Herr Sarrazin, noch die Redaktion der „Zeitschrift des Sprachvereins" haben übrigens soviel Selbstüberwindung oder, sagen wir, soviel Vertrauen zu ihrer Sache gehabt, den Passus aus Treitschkes Vorlesung, der für diesen Streit von solcher Bedeutung ist, vollständig mitzuteilen. Herr Rudolph gibt einen einzelnen Satz, der, aus dem Zusammenhang gerissen, deutungsfähig ist, und Herr Sarrazin hat es vorgezogen, um es noch einmal hervorzuheben, diese durchschlagende Widerlegung des Ungernschen Briefes in Stillschweigen zu begraben.

Ich habe die Erklärung noch einmal vollständig abgedruckt, damit man sich von neuem überzeuge, wie sachlich, zutreffend und gemäßigt sie ist. Ich will jetzt auch noch die Unterschriften hersetzen, damit man genau wisse, nicht nur was, sondern auch wer mit den Ausdrücken „berüchtigt", „Pack", „freche Lüge", „Unwahrheiten", „übles Machwerk traurigster Art", „gewissenlos", „wider besseres Wissen" bedacht worden ist. Ueberdies werde ich persönlich auch noch im besonderen des Mangels an Zartheit beschuldigt.

Die Unterzeichner waren:

Carl Bardt, Direktor des Joachimsth. Gymnasiums, Berlin. Michael Bernays. Ernst Curtius. Hans Delbrück. Wilhelm Dilthey. J. v. Döllinger. Ernst Dryander. Th. Fontane. Karl Frenzel. Gustav Freytag. Emil Frommel. Karl Gerok, Stuttgart. Otto Gildemeister. Rudolf v. Gneist.

Klaus Groth, Kiel. Ernst Häckel, Jena. Adolf Harnack. Rudolf Haym, Halle. Victor Hehn. Paul Heyse, München. Hans Hopfen. Oscar Jäger, Gymnasial-Direktor, Köln. Wilhelm Jordan, Frankfurt a. M. Rudolf Kögel. Wilhelm Lübke. Rochus Freiherr v. Liliencron. Theodor Mommsen. Julius Rodenberg. Gustav Rümelin. Erich Schmidt. Gustav Schmoller. Hermann Scholz, Prof., Archidiakonus, Berlin. Otto Schroeder, Berlin. Rudolf Sohm. Friedrich Spielhagen. Anton Springer, Leipzig. Heinrich von Sybel. Heinrich von Treitschke. Gustav Uhlig, Gymnasial-Direktor, Heidelberg. Rudolf Virchow. Robert Vischer, Aachen. Dietrich Volkmann, Rektor der Landesschule Pforta. Karl Weinhold, Breslau. Karl Weizsäcker, Tübingen. Gustav Wendt, Ober-Schulrat und Gymnasial-Direktor, Karlsruhe. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. E. von Wildenbruch. Eduard Zeller.

Als die „Erklärung“ mit diesen Namen erschienen war, schrieb Rudolf Hildebrand, auf den sich der Sprachverein so gern und nicht mit Unrecht beruft: „es ist, als hätte Einer (man wüßte gern den Namen) in Deutschland herum von den Höhen der Geisteswelt einen Congreß nach Berlin berufen“ —; heutzutage darf jemand Vorsitzender eines nationalen Vereins sein, der keine Vorstellung davon hat, daß er in den Höhen der deutschen Geisteswelt das Deutschtum selber schmäht und verächtlich macht, und das Organ dieses Vereins gibt einer solchen Versündigung an unserem Volk die weiteste Verbreitung. Der Parteigeist hat sich einmal wieder stärker gezeigt als der Nationalgeist. Daß Ernst Curtius, Wilhelm Dilthey, Ignaz von Döllinger, Gustav Freytag, Emil Frommel, Karl Gerok, Otto Gildemeister, Rudolf v. Gneist, Klaus Groth, Victor Hehn, Paul Heyse, Rudolf Kögel, Rochus v. Liliencron, Theodor Mommsen, Gustav Rümelin, Erich Schmidt, Friedrich Spielhagen, Heinrich v. Sybel, Heinrich v. Treitschke, Rudolf Virchow, Karl Weizsäcker, Ernst v. Wildenbruch, Eduard Zeller, die seitdem Heimgegangenen, beschuldigt werden, böswillig oder gedankenlos eine „freche Lüge“, „ein übles Machwerk traurigster Art“ mit ihren Namen in die Welt gesandt zu haben, daß sie als ein „Pack“, mit dem man nicht höflich zu sein brauche, bezeichnet werden, dagegen soll und muß jeder bessere Sinn im deutschen Volke sich regen. Man mag zur Sache selber stehen, wie man will, aber hier gilt es zu wehren,

und ob Du hier mit Hand anlegst oder nicht, daran wird man erkennen, ob Dein Deutschtum echt ist.

* * *

Einmal im Zuge, die Erklärung von 1889, meine Mitarbeiter an ihr und die Mitunterzeichner zu verteidigen, sei es gegen den Vorwurf sachlicher Unrichtigkeit oder des unselbständigen Mitlaufens oder des nachträglichen Abfalls, will ich mit einigen Worten rekapitulierend hinzufügen, was in den Preußischen Jahrbüchern sachlich von diesem oder jenem Mitarbeiter zur Sprachenfrage gesagt worden ist und was etwa als unser Standpunkt gelten kann.*)

Die Fremdwörterfrage ist mit Schlagworten nicht abzumachen. Am allerwenigsten gilt der Satz, daß man desto nationaler ist, je weniger Fremdwörter man gebraucht. Dieser Satz würde ebenso falsch sein, wie der etwa umgekehrte, daß der der nationalste ist, der die deutsche Sprache am meisten durch Erwerbung von Ausdrücken aus fremden Sprachen zu bereichern sucht. Keine Sprache ist imstande, das ungeheure Bedürfnis, die Fülle der Erscheinungen und Empfindungen in Worte zu fassen, mit Wörtern aus seinem eigenen, den Urzeiten entstammendem Wortschatz und dessen Ableitungen zu decken. Der Reichtum aller modernen Sprachen, der französischen und der englischen, nicht anders als der deutschen, beruht nicht zum geringsten auf der Aufnahme und Verpflanzung aus fremden Bildungsgärten. In einem niemals aussetzenden Prozeß werden fortwährend fremde Ele-

---

*) Die hauptsächlichsten Beiträge, die die Preuß. Jahrb. zur Sprachenfrage gebracht haben, sind:
Otto Schroeder, Vom papiernen Stil. Bd. 59, Bd. 61.
Robert Hessen. Ein Ausweg aus der Fremdwörternot. Bd. 62.
Robert Hessen. Die neue Garnisondienst-Vorschrift und die Fremdwörter. Bd. 62.
Otto Schroeder. Eine Duplik. Bd. 63.
Otto Schroeder. Der Papierne und die Fremdwörter. Bd. 64.
Robert Hessen, die Herrschaft des deutschen Nominativs. Bd. 66.
L. Logander (Paul Cauer). Zur Pflege der deutschen Sprache. Bd. 69.
F. Sandvoß, D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus. Bd. 90.
O. Sarrazin. Offener Brief an Herrn Franz Sandvoß. Bd. 90.
F. Sandvoß. Zur Verständigung. Bd. 91.
A. Schröer. Die Zukunft unserer Muttersprache. Bd. 91.
G. Kewitsch. Mustergiltiges Deutsch. Bd. 94.
F. Seiler. Der deutsche Wortschatz und die deutsche Kultur. Bd. 100.
F. Rosenberg. Besprechung v. Waag, Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes. Bd. 104.
G. Röthe, Bespr. v. Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Bd. 114.
W. Fischer. Ueber Sprachrichtigkeit. Bd. 143.
M. Jöris. Goethes Stellung zu Fremdwort und Sprachreinigung. Bd. 145.

mente aufgesogen, aus eigener Wurzel Neubildungen geschaffen und weniger brauchbare Formen ausgestoßen.

Wer fremde Wörter als solche verfolgen will, um das Deutsche rein zu erhalten, müßte vor allen erst das Deutschtum von den aus der Fremde stammenden Gedanken und Ideen zu entgiften suchen, die doch viel wichtiger sind als die Wörter. Das hieße dann, von dem Verfasser des Heliand und den Minnesängern an bis zu Luther und von Luther bis zu Kant und Goethe und von Kant und Goethe bis zur Gegenwart unser ganzes geistiges Leben auslöschen, denn dieses Leben, wie alle die Persönlichkeiten, die es getragen haben und tragen, beruhen auf der steten Wechselwirkung mit geistigen Kräften aus der Fremde, mit dem Christentum, mit dem Altertum, mit Shakespeare, mit Rousseau, mit der italienischen Renaissance oder mit den Norwegern und tausend anderen. Die fremden Wörter in der Sprache sind sozusagen nichts als ein letzter Ausläufer, ein äußerer Ausdruck dieser inneren Ideenaufnahme. Von vornherein ist es deshalb falsch, das Fremdwort als solches zu meiden oder auszumerzen. Selbst wenn man einen völlig deckenden deutschen Ausdruck dafür hat, so ist es doch gut, zwei verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache nebeneinander zu haben, schon um nach Bedürfnis einmal abwechseln zu können; dann aber ganz besonders, weil die Deckung niemals eine ganz vollständige ist, und selbst, wenn sie es anfänglich sein sollte, sich feine Schattierungen herausbilden, die die Sprache bereichern, oder aber, selbst wo man eine sachliche Nuance nicht aufweisen kann, doch unter Umständen z. B. bei ironischer und humoristischer Redeweise das Fremdwort einen Vorzug hat. Worte, die dem Inhalte nach kongruent sind, können immer noch nicht nur nach dem Klange, sondern auch nach dem Gewicht wesentlich verschieden sein, und man macht die Sprache künstlich arm, wenn man ihr das eine oder das andere nimmt. Daß wir neben Roß und Mähre noch Pferd aufgenommen haben, war nicht „nötig", aber es hat unsere Sprache bereichert. Wie unnötig erscheint „Pläsier", da wir doch „Vergnügen" und „Lust" haben! Wer sich aber die Ohren nicht ganz mit mißverstandenem Patriotismus verstopft hat, der hört, daß das Volk durch Verwendung des Ausdrucks „Pläsier" eine Unterstimmung bemerklich machen will, die durch die beiden anderen Worte nicht herausgebracht wird.

Psyche heißt Seele und Seele heißt Psyche — ist es nicht bloße Ziererei, wenn ein Deutscher statt „Seele" „Psyche" schreibt? Einer der feinsten Köpfe unter den lebenden Militär-Schriftstellern

ist der Generalleutnant von Freytag-Loringhofen; er hat soeben eine Schrift veröffentlicht „Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges“, worin er „Die Ursachen von Sieg und Niederlage näher ergründen will, so weit sie in der Psyche der betreffenden Heere zu suchen sind“. Aus welchem Grunde hat der Verfasser das griechische Wort vorgezogen? Man muß doch wohl schon ein sehr verhärtetes, langjähriges Mitglied des Sprachvereins sein, um den Unterschied nicht zu empfinden und dem General Unrecht zu geben.

Einer der eifrigsten Sprachreiniger, Herm. Dunger, hat einmal dargelegt*) und mit treffenden Beispielen belegt, daß die Franzosen viele Begriffe und Empfindungen nicht auszudrücken vermöchten, und rühmt sie, daß sie trotzdem die Worte dafür nicht etwa aus der deutschen Sprache übernehmen. Man wird zugestehen, daß das der korrekten Geschlossenheit der französischen Sprache zugute kommt. Ich halte es aber trotzdem mit Treitschke, als er sagte „darin zeigt sich gerade die Kraft der deutschen Sprache, daß sie eine so große Anzahl von Fremdwörtern hat verdauen können“.

Der beste Weg und das letzte Ziel für die Bereicherung auf diesem Wege ist die völlige Eindeutschung der fremden Ausdrücke so wie wir aus Praedicator Prediger gemacht haben, aus Paraveredus (ein Wort keltisch-lateinisch-griechischen Ursprungs) Pferd, aus Caesar Kaiser, aus rig (keltisch) Reich, aus cancellarius Kanzler, aus principe, prince Prinz, aus discus Tisch, aus crucem Kreuz, aus carcer Kerker (und zum zweitenmal Karzer), aus pirum Birne, aus pondus Pfund, aus îsarn (keltisch) Eisen, aus nocturnus nüchtern, aus sobrius sauber, aus tegula Ziegel, aus calcem Kalk, aus murus Mauer, aus porta Pforte, aus cellarium Keller, aus caulis Kohl, aus caseus Käse, aus febris Fieber, aus signare segnen, aus magister Meister, aus tournoyer turnen, aus jaque Jacke, aus fin fein, aus à Dieu ade.

Nicht nur in den letzten Jahrhunderten, sondern schon von den Urzeiten an ist die deutsche Sprache befähigt gewesen, fremdes Sprachgut zu erwerben, denn alle jene Worte und tausend ähnliche sind einmal als Fremdwörter in die deutsche Sprache gekommen. Niemand will sie heute mehr aus der Sprache entfernen; man hat für sie den eigenen, etwas künstlichen, jedenfalls nicht scharf abzugrenzenden Begriff „Lehnwörter“ geschaffen. Hätten aber die Deutschen sich

*) Zeitschr. d. A. d. Sprachvereins 1886, Sp. 9.

von jeher so gegen das Fremdwort verhalten, wie wir es heute tun, so würden wir alle diese vorzüglichen Wörter jetzt entbehren.

Auch Fremdwörter aber, die sich nicht eindeutschen lassen, sind darum keineswegs von vornherein zu verwerfen. Sie können mannigfache Vorzüge haben, die sie trotz ihrer fremden Herkunft und Eigentümlichkeit zu einem sehr wertvollen Bestandteil unserer Sprache machen. Sie sind so wenig ein verächtlicher, naturwidriger, fremder Flitter, wie ein Diamant oder ein seidenes Kleid eine schöne deutsche Frau verunzieren, weil sie aus Afrika oder China stammen, welchen Vergleich man dahin ausdehnen kann, daß auch Seidenstoffe und Edelsteine falsch und geschmacklos angewandt und angebracht sein können.

Es kommt im besonderen in Betracht, daß die zusammengesetzten deutschen Wortbildungen nicht die Fähigkeit zu Ableitungen und Weiterbildungen besitzen. Man hat wohl durch Verfügung des Bundesrats das schon ganz eingedeutschte „Prozent" wieder hinausgeworfen, aber dabei nicht bedacht, daß man „3prozentige" und „4prozentige" Anleihen dabei doch nicht los wird. Man hat „Komponist" durch „Tonkünstler" und „Dogma" durch „Glaubenssatz" ersetzt, aber „komponieren" und „dogmatisch" haben darum doch bleiben müssen und deshalb auch „Komponist" und „Dogma", wobei ich nicht unterlassen will, hinzuzufügen, daß ich „Dogma" für ein sehr gutes, „Komponist" und „komponieren" für recht anfechtbare Wortbildungen halte; „vertonen" aber, auf das man schließlich verfallen ist, für ganz unmöglich.

Die fremden Wörter haben ferner oft den ästhetischen Vorzug, daß sie gewisse Mängel des Deutschen in glücklicher Weise ergänzen und ausgleichen. Das Deutsche leidet an zu vielen Konsonanten und zu vielen e: die Fremdwörter bringen nicht selten durch reichere Vokalisierung einen Wohlklang hervor, der ohne sie nicht zu erreichen wäre. Hätte Goethe etwa dichten können: „Und zwischen uns saß der Liebesgott, der blinde Fahrgast?" In der Zeitschr. d. A. D. Sprachvereins war jüngst mit Bedauern festgestellt, daß man das Wort „Motor" vermutlich nicht wieder loswerden könne. Ganz verständig, insofern die äußerlichen, verschwommenen Uebersetzungen wie „Treiber" u. dergl. abgelehnt wurden; verkehrt aber im Prinzip, daß man nur mit Bedauern ein Wort festhalten will, das sich der deutschen Sprachform so gut anschmiegt und zugleich einen so schönen vollen Klang hat. „Eine Beimischung fremder

Elemente" hat Gustav Roethe einmal sehr schön geschrieben „*), „kann schon dadurch, daß sie fremd sind und klingen, eine Sprache erfrischen und beleben; fremde Worte lösen alsbald ganz andere Assoziationen aus als heimische, und der Kontrast wird die Empfindlichkeit für die eigentümlichen Vorzüge des eigenen Sprachgutes steigern."

Eine andere Eigenschaft der Fremdwörter, führt derselbe Gelehrte aus, ist, daß sie etwas von terminus technicus an sich haben, und darin liegt eine Stärke und eine Schwäche. Unschätzbar für ganz scharfe präzise Begriffsbestimmungen, zumal in der wissenschaftlichen und technischen Sprache, unentbehrlich ferner für die Mehrzahl der Dinge, die uns nach Geschichte und Natur ursprünglich fehlten, haben sie doch an dem inneren Leben der Sprache wenig Anteil, und sie versagen, sowie unsere Rede in die heimlichen Tiefen der Seele dringen, den Adel erhöhtester und zartester Stimmung gestalten will. „Es scheint mir wirklich ein großer Vorzug unserer Sprache", fährt Roethe fort, „daß sie in den gehobensten Momenten zur „Reinheit" strebt. Das ändert aber gar nichts daran, daß die landesübliche Fremdwörterhetze auch in meinen Augen eine blinde und widerwärtige Barbarei ist, um so lächerlicher, als unsere Sprache in Wahrheit an Fremdwörtern hinter dem Französischen oder gar Englischen eher zurücksteht." Fremdwörterreichtum sei von Wernecke nicht mit Unrecht als ein Gradmesser geistiger Kultur dargestellt worden.

Ueber den besonderen technischen Wert der Fremdwörter äußert sich in einer Zuschrift Professor Vaihinger in Halle folgendermaßen: „Die Fremdwörter sind ein internationales Sprachgut, welches die verschiedenen Völker miteinander verbindet und deren geistigen und materiellen Verkehr untereinander erleichtert, ja teilweise überhaupt erst ermöglicht.

„Durch Weglassung der Fremdwörter würde nicht bloß unsere deutsche Sprache in sich verarmen, sondern wir würden auch den anderen Völkern gegenüber direkt geschädigt werden. Nicht bloß das wissenschaftliche Leben der Kulturvölker ist ohne gemeinschaftliche Fremdwörter unmöglich, sondern auch das gesellschaftliche und vor allem auch das kommerzielle.

„Von Anfang an habe ich die Bestrebungen des Sprachvereins verfolgt und habe gefunden, daß die Vertreter des Vereins immer

*) Preußische Jahrb. Bd. 114, S. 156.

anspruchsvoller vorgehen und immer verhängnisvoller wirken und eine Verwirrung in den schwachen Köpfen hervorrufen, die ja nun einmal die Majorität bilden. Die Bestrebungen des Vereins bilden direkt eine nationale Gefahr und führen zu einer Verarmung und Verödung nicht bloß der Sprache, sondern auch des geistigen Lebens."

Man darf den Grund, weshalb der Sprachverein solchen Widerspruch erregt, nicht etwa bloß so formulieren, daß er in seinen Bestrebungen „zu weit gehe", oder daß er „übertreibe". Wenn dem so wäre, so wäre in der Tat, wie schon mancher gemeint hat, zwischen ihm und der Erklärung von 1889 nur ein Gradunterschied, ein Gradunterschied, der noch zurückweicht, wenn man in Betracht zieht, daß ja die Statuten des Vereins viel gemäßigter sind als seine Praxis. Das Wort „entbehrliche" oder „unnötige" Fremdwörter ist ja schließlich überaus dehnbar. Der letzte Fehler des Sprachvereins liegt aber nicht darin, daß er berechtigte Bestrebungen übertreibt, sondern darin, daß er übersieht, wie das Fremdwörterproblem seiner Natur nach doppelseitig ist. Wir haben uns nicht bloß gewisser Fremdwörter zu erwehren, sondern wir haben gleichzeitig auch ein Bedürfnis nach ihnen. Diese Doppelseitigkeit richtig zu erkennen, darauf kommt es an. Wie in der „Erklärung", wie in der Treitschkeschen Vorlesung, so ist sie auch schon von Jacob Grimm und von Goethe mit aller Entschiedenheit betont worden. Jacob Grimm hat immer gewettert gegen die Puristen: „Pedanten und Puristen — schrieb er*) —, was eigentlich eine Brut ist, sind mir oft so vorgekommen wie Maulwürfe, die dem Landmann zu Aerger auf Feld und Wiese ihre Hügel aufwerfen und blind in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen".

**) „Mir scheint, daß keine Reinigung gewaltsam geschehen dürfe, daß man den aus alten und benachbarten neuen Sprachen zu uns dringenden Wörtern gar nicht ihren Eingang wehren könne, wohl aber sich besinnen müsse, alsogleich einem jeden derselben Sitz und Stimme in unserer Wohnung einzuräumen. An eines solchen fremden Wortes Stelle würde mancher schönere unserer Sprache zusagendere Ausdruck aus ihrem eigenen Vorrat geschöpft oder geschaffen werden können, und der glücklichen Eingebung des Dichters ist es verliehen, seiner im rechten Augenblick des Be-

*) Kl. Schriften VII, 215.
**) Kl. Schriften VII, 559.

darfs habhaft zu werden; er läßt sich nicht kalt ausprägen, nüchterne Wortbildungen haben unserer Sprache größeren Schaden gebracht als Nutzen. Sünde ist es, fremde Wörter anzuwenden da, wo deutsche gleich gute und sogar bessere vorhanden sind, aus unverantwortlicher Unkenntnis des gültigsten einheimischen Sprachgebrauchs. Soll ich mich kurz aussprechen: unsere Sprache muß vielmehr rein gehalten und erkannt, als willkürlich gereinigt und unbefugt erweitert werden."

Ganz dasselbe Doppelantlitz zeigen die Aeußerungen Goethes, die jetzt von Jöris in diesen Jahrbüchern (Bd. 145) sorgsam und einsichtig zusammengestellt sind.

Die Anhänger des Sprachvereins pflegen sich nun dagegen zu verwahren, daß sie „Puristen" seien, da sie ja keineswegs alle Fremdwörter austilgen wollten. Das wäre nun freilich auch ganz unmöglich und am allerwenigsten auf einen Schlag zu erreichen. Mit kluger Einsicht hat man deshalb beschlossen, allmählich in dieser Richtung vorzugehen und zu sehen, wie weit man kommt. Dabei geschieht auch manches Schöne und Gute. Man hat verloren gegangene gute Worte wieder herausgesucht und neue brauchbare gebildet; dazu rechne ich z. B. das Wort „Umwelt" für „Milieu". Daneben aber fürchterlich verunglückte, die nun mit einer Art Gewalt in die Sprache hineingetrieben werden, wie etwa „Abteil", „Schriftleiter" oder gar „Schrifttum", was „Literatur" bedeuten soll. Daß der Minister v. Goßler in seiner Antwort auf die Petition des Sprachvereins im Jahre 1889, wohl um sein Entgegenkommen zu beweisen, diesen Ausdruck „Schrifttum" gebrauchte, gab den eigentlichen Anlaß zu unserer „Erklärung".

Aber nicht in den einzelnen Mißgriffen, seien sie auch noch so häufig, ist der eigentliche Fehler der Bewegung zu suchen. Er wurzelt tiefer. Die richtige Einsicht in diese Frage ist erst da, wo auch der Wert und der Gewinn, den wir aus den Fremdwörtern haben, erkannt und verkündigt wird, und das ist es, was der Sprachverein nicht nur unterläßt, sondern auch unterdrückt. Wir sind alle einig darin, daß die getragene, poetische Sprache sich der Fremdwörter enthält, zwar nicht immer und nicht in allen Dichtungsformen (ich habe oben ein Beispiel für das Gegenteil angeführt), aber doch vorwiegend. Umgekehrt die rein praktische Sprache der Technik, auch die Technik des Rechts, und die Wissenschaft überhaupt, verwendet die Fremdwörter um der absoluten Präzision willen oft mit Vorteil. Ebenso die Sprache des Humors,

der Komik, der Ironie, die doch auch ihr Recht hat, das wir ihr nicht beschränken dürfen — um so weniger, als diese verschiedenen Sprachweisen sich sozusagen gegenseitig schützen. Poetische Ausdrücke gar zu viel im täglichen Leben gebraucht, schleifen sich ab, verbrauchen sich und verlieren ihren Wert. Existiert für sie ein fremdes Deckwort, so kann ihnen ihr ursprünglicher Charakter besser erhalten bleiben. So hatte man früher in der Militärsprache für die Erdoberfläche in ihrer Beziehung zu militärischen Bewegungen das Wort „Terrain". Wegen des französischen, unserer Sprache nicht gemäßen Nasallauts war das Wort gewiß nicht lobenswert. Aber indem man es durch das Wort „Gelände" ersetzt hat, hat man einen früher poetischen Ausdruck dieses seines Klangwertes beraubt. Dasselbe dürfte gelten von der Ersetzung der „illoyalen Concurrenz" durch „unlauteren Wettbewerb": was hatte das Wort „unlauter", ehe es in die juristische Technik übergeführt wurde, für einen tiefen getragenen Klang. Das Wort „Satzung" das früher das starre äußerliche Gebot, namentlich in der Sprache der Religion bedeutete, ist durch die Substituierung für „Statut" ebenso in das Alltägliche herabgezogen und entwertet worden. An diese Rückwirkung der Wort-Ersetzung auf das Wesen der Wörter selbst pflegen die Sprachreiniger nicht zu denken. Edle Medaillen als Münzen in den Tagesverkehr gebracht, werden abgegriffen und gehen als Kunstwerke zu Grunde.

Das deutsche Volk ist nicht rein germanischer Abkunft, sondern hat sehr, sehr viel fremdes Blut verschiedenster Art in sich aufgenommen romanisierte Kelten, Slawen, Preußen, Hugenotten, und ist trotzdem und sogar dadurch das große deutsche Volk geworden und geblieben. Nicht der erwirbt sich ein Verdienst um die deutsche Sprache, der Fremdes bloß weil es fremd ist, austreibt, sondern der, der auf ihre Vollständigkeit, ihren Reichtum, ihre Kraft und ihren Wohllaut bedacht ist.*)

Die Grenze zwischen dem richtigen und falschen Gebrauch der Fremdwörter liegt weder in dem Gesetz „möglichst wenig Fremdwörter", noch auch in dem Satz „keine entbehrlichen Fremdwörter", sondern da, wo der Gebrauch des Fremdworts den deutschen Charakter der Sprache schädigt, verdunkelt oder überwuchert. Wann und wo das geschieht, darüber läßt sich schlechterdings keine Regel

---

*) Nach H. Wernecke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. 1902. Eine schneidige, zuweilen überschneidige Verteidigung der Fremdwörter.

aufstellen, das ist auch keine Frage des Patriotismus, sondern ist Sache des Geschmacks und des Sprachgefühls der Schriftsteller. Ein Verein, der sich eine Regulierung der Sprache zur Aufgabe macht, ist immer in Gefahr, durch so äußerliche Regeln, wie Verbot der entbehrlichen Fremdwörter, das Sprachgefühl einseitig zu verbilden, es zu vergröbern, die Sprachfeinheiten abzustumpfen und so die Sprache mehr zu schädigen, als ihr zu nützen. Ich verkenne, um es zu wiederholen, so wenig wie Gustav Freytag, daß der Sprachverein auch gewisse nützliche Wirkungen gehabt hat, aber ich habe den Eindruck, daß der Schaden, den er angerichtet hat, doch noch viel größer ist. Es sind wohl unter seiner Anregung manche gute Neubildungen von Worten erfolgt oder alte, vergessene wieder ausgegraben worden, aberer hat in seinem Haß gegen das Fremde als solches die allerwichtigste Hilfe, die er der Fortbildung unserer Sprache hätte leisten können, versäumt, ja geradezu verhindert, das ist das Eindeutschen der fremden Stämme an Stelle des Ausrottens. Man hat an die Stelle von „Billet“ „Fahr“- oder „Eintrittskarte“ gesetzt, das fremde „Karte“ also als genügend verdeutscht angesehen. Das Richtige aber wäre gewesen, auch das „Billet“ einzudeutschen, indem man statt der französischen die süddeutsche Aussprache dafür einführte. Nun hat man das Wort „Billet“ getötet, und daß man damit tatsächlich die deutsche Sprache um eine sehr brauchbare Bildung geschädigt hat, erkennt man, wenn man etwa „Fahrkarten-Schalter“ mit „Billet-Schalter“ vergleicht, oder sich klar macht, daß die „Billet-Tasche“ im Rock überhaupt nicht mehr auszudrücken ist, denn „Karten-Tasche“ ist etwas ganz anderes.

Ein anderes Beispiel ist „Reglement“, das man nach dem Muster von „Regiment“ hätte eindeutschen sollen, statt es durch „Vorschrift“ oder „Bestimmung“ u. dgl. zu ersetzen, denn man verliert damit die Worte „reglementieren“, „Reglementierwut“, „Reglementiersucht“, „Reglementsnarren“, „Reglementsfex“ usw.

Statt der guten eingebürgerten Fremdwörter, hat man häufig jene seelenlosen, kaum sprechbaren Zusammensetzungen geschaffen, vor denen schon Jacob Grimm immer und immer wieder gewarnt hat. Wenn man Bureau einfach Büro geschrieben hätte, hätte man es sehr gut behalten können, statt die schwerfällige „Schreibstube“ zu schaffen und damit das leider so unentbehrliche „Bureaukrat“ zu entwurzeln und so hübsche humoristische Bildungen wie „Bureau-spinne“ und dergl. den zukünftigen Generationen zu entziehen, und wenn wirklich „Schreibstubenspinnen“ einmal in Deutschland ge-

funden werden sollten — sollten sich die Rechtsanwälte je entschließen „Schreibstubenvorsteher“ anzustellen? Im Geiste des Sprachvereins ist geschaffen die „Fahrpreisanzeigerdroschke“; der Volksmund hat gebildet ein „Auto“, eine „Taxe“ oder ein „Taxi“ — was ist besser?

Indem sich Behörden wie Schriftsteller vielfach durch die Agitation des Sprachvereins haben einschüchtern lassen, sind sie nicht nur zu verfehlten Neubildungen verleitet worden, sondern haben zuweilen, da ihre Phantasie versagte, Dinge namenlos gelassen, die dringend eines Namens bedurften. Eine wichtige neue Rechtsform z. B., die unsere Zeit hervorgebracht hat, sind die Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Statt sie mit einem kurzen aus dem Lateinischen leicht zu gewinnenden Ausdruck zu bezeichnen, hat man sie nicht anders als eben „Genossenschaften mit beschränkter Haftung“ zu nennen gewußt, und da man unmöglich immer diese vier Worte im Munde führen kann, nennt das Volk sie kurzweg Geembeha. Man muß sich eben zu helfen wissen; aber anmutig ist dieses Ergebnis nicht.

Mit besonderer Freude predigt der Sprachverein gegen die Bildungsheuchler und blasierten Vornehmtuer, die ihre Rede in alberner Weise mit Fremdwörtern schmücken. Sehr verdienstlich! Aber sind es die Fremdwörter, die hier die Schuld tragen, oder die Narren, die sie anwenden? Mit demselben Recht könnte man den Gebrauch der Kleider bekämpfen, weil es Modegecken gibt.

Der Sprachverein rühmt sich, daß das Reichsamt des Innern seine Gesetzentwürfe zu sprachlicher Kritik und Verbesserung ihm zu unterbreiten pflege. Die Selbsterkenntnis der Geheimräte, daß sie kein Deutsch schreiben können, hat ja etwas Rührendes, aber die Methode, sich zwecks Stilverbesserung einem Verein zu unterwerfen, ist gleich wieder so bureaukratisch, daß man sieht, sie kommt aus derselben Küche, die uns das Juristendeutsch serviert hat, das man loswerden möchte. Es ist nicht so unnatürlich, daß Behörden keine Sprachkünstler sind, denn alle Kunst hat etwas Persönliches, und Behörden sind unpersönlich und schreiben deshalb auch unpersönlich. Dasselbe gilt aber auch von Vereinen, nicht ausgenommen den Sprachverein. Ein großer Verein, in dem Alles bewußt oder unbewußt auf Massen-Beifall eingestellt ist, kann unmöglich feinere Empfindungen pflegen. War im Reichsamt des Innern das Bedürfnis nach Sprachverbesserung, so hätte man, diesen Gedanken zu Ende denkend, auch wohl finden können und müssen, daß man sich

eine Persönlichkeit suchen und um ihre Hilfe angehen müsse, aber nicht einen Verein.

Der Einfluß auf die Behörden ist überhaupt die eigentlich gefährliche Spitze des Sprachvereins. Eine solche äußerliche Regel wie „kein unnötiges Fremdwort“, hat eine innere Verwandtschaft mit der Bureaukratie, deren Leben selbst so sehr im Arbeiten nach einem Schema verläuft. Wir bekommen auf diese Weise ein neues papiernes Amtsdeutsch, ganz so seelenlos mit Zusammensetzungen arbeitend, wie die Kanzleien früherer Generationen mit lateinischen oder französischen Wendungen. Aber trotz aller Macht der Behörden werden bei uns die Bäume des Sprachvereins doch nicht in den Himmel wachsen. Es gibt Einrichtungen und Kräfte, von denen zu erwarten ist, daß sie einen dauernden Widerstand leisten werden. Da sind vor allem die Universitäten, die die tiefere Bildung hüten und sich dem Sprachverein bisher auch sehr wenig zugänglich erwiesen haben. Da sind ferner die Technik, der Verkehr und der Sport, die aus den nationalen Grenzen fortwährend in das Internationale übergehen und deshalb für einen engherzigen Nationalismus von vornherein nicht zu haben sind.

Diese ganze Darlegung ist veranlaßt worden durch den Zufall, daß ich aufmerksam gemacht wurde auf die Behauptung, Treitschke habe sein Auftreten gegen die Sprachreinigung im Jahre 1889 nachher bereut. Ich denke aber, die Auseinandersetzung wird ganz allgemein von einigem Nutzen sein. Jede große Idee in der Geschichte unterliegt der Gefahr, daß, wenn sie in die Massen kommt, wenn um sie gekämpft wird, sie sich vergröbert, verhärtet, schließlich entseelt wird; der Idealismus schlägt um in den Fanatismus. Die Gefahr ist um so größer, wenn der Zug der Zeit, wie der unserigen, ohnehin demokratisch ist. Wie auf Luther das lutherische Pfaffentum gefolgt ist und schließlich soviel Aergernis erregt hat, daß das Andenken des Reformators selber dadurch in der Erinnernng der Nation verdunkelt wurde, und die Dankbarkeit, die wir ihm schulden, erst später wieder neu geweckt werden mußte, so leben wir heute in dem Zustand, daß der nationale Gedanke anfängt, die feinere und tiefere Bildung einzuschnüren und zu bedrängen. Schon Treitschke hat darüber zuweilen geseufzt*). Es gibt keine wichtigere Aufgabe, als das deutsche Volk immer von neuem auf diese Gefahr aufmerksam zu machen und alle Kraft aufzubieten, daß es auf dieser Bahn nicht immer tiefer

*) Vorlesung über „Politik“, Bd. I, S. 31.

hinabgleite. Schon der Ton, in dem jetzt der Vorsitzende des Sprachvereins diese Polemik geführt hat, ganz abgesehen von dem rüpelhaften Buch des Herrn Ed. Engel, zeigt ja, daß wir es hier mit einer Tendenz zu tun haben, die zum vollen Fanatismus ausgeartet ist, dem Fanatismus, der ebenso den Intellekt verdunkelt, wie das Gemüt verroht.

Ich vertraue, daß auch unter den deutschgesinnten Mitgliedern des Sprachvereins viele sein werden, denen diese Erscheinung widerwärtig und peinlich genug ist, und die mit einem gewissen Schrecken sehen, daß sie, indem sie deutsche Sprache und Deutschtum zu fördern gewillt und bestrebt waren, sie sich zum Vorspann für das Gegenteil haben machen lassen.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Hans Hielscher, Das Denksystem Fichtes. Berlin, Verlag von Karl Curtius. X und 485 Seiten groß 8.

Der Schwerpunkt und das Verdienst dieses Werkes liegt in den Korrekturen, denen das übliche Fichtebild durch eine genaue, fast peinliche Analyse der Quellen unterzogen wird. Der Verfasser hebt diese Korrekturen mit Recht als eine Hauptleistung seiner Arbeit hervor. „Es liegt im Wesen dieses ganzen Werkes über Fichte, berichtigende Beiträge zu der vielfach mißverstandenen Ausführung seines Systems zu liefern“ (S. 241). Ich möchte diese Berichtigungen sogar als die Hauptleistung des Ganzen betrachten und, ohne den Fleiß und die Treue der Einzelarbeit zu verkennen, die Frage aufwerfen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, das ganze Werk von hier aus zu organisieren. Es wäre alsdann eine Zusammendrängung des Stoffes etwa auf die Hälfte des gegenwärtigen Umfanges möglich geworden, und das hätte dem Leser selbst vorteilhaft werden können; denn wer ein so eingehendes Werk wirklich liest, gehört schwerlich mehr zu den Anfängern und empfindet demnach vieles einzelne, was vom Verfasser als Bereicherung gedacht ist, in Wahrheit eher als eine Belastung.

Inzwischen hat jeder Forscher das Recht, sich selbst den Umfang seiner Arbeit zu bestimmen, und da muß im vorliegenden Falle betont werden, daß der Verfasser in allen Stücken äußerst exakt und gründlich ist. Die Stellen, die er reichlich heraushebt, bedeuten, wie ich mich überzeugt habe, wirklich das, was er sie aussagen läßt, und wo er Stücke kombiniert, liegt der Grund dazu in der Sache selbst. Das ist kein geringes Verdienst, wie man weiß, wenn man sich selbst einmal ernsthaft um solche Kombinationen bemüht hat, und wenn man ferner beobachtet hat, wie willkürlich und ungenau ein geistreicher und vielgelesener Darsteller Fichtes hier nicht selten der Nachprüfung erscheint. Die solide Arbeit des alten Erdmann setzt sich in diesem Werke fort und liefert uns manche schöne Frucht.

Das Werk zerfällt in fünf Teile ohne Ueberschrift, von denen jedoch der zweite und vierte mehr überleitende als selbständige Bedeutung haben,

so daß der eigentliche Rhythmus des Gedankens in dreifacher Gliederung vorwärts schreitet: Grundlagen, Substanz und Vermächtnis der Fichteschen Philosophie.

Die Untersuchung der Grundlagen (erster Teil) führt zu einer wertvollen Aufklärung der Stellung Fichtes zum Empirismus. Ich stehe nicht an, die hier gelieferten Korrekturen und Berichtigungen der gewöhnlichen Auffassung zu den verdienstvollsten Leistungen des Werkes zu rechnen. Gewöhnlich wird Fichte als das erste abschreckende Paradigma eines wirklichkeitsblinden und wirklichkeitsfremden, erfahrungsmüden und geistreich-gewalttätigen Idealismus dargestellt. Nicht völlig ohne seine Schuld. „Der Philosoph", sagt er selbst in der ersten Erlanger Vorlesung über das Wesen des Gelehrten 1805 — „der Philosoph entwirft ruhig seine Konstruktion nach den aufgestellten Prinzipien, ohne während dieses Geschäftes den wirklich vorhandenen Zustand der Dinge seiner Beachtung zu würdigen, oder des Andenkens derselben zu bedürfen, um die Betrachtung fortsetzen zu können; ebenso wie der Geometer die seinige entwirft, ohne sich zu bekümmern, ob seine Figuren der reinen Anschauung mit unseren Werkzeugen nachgemacht werden können."

So hat Fichte in der Tat nicht nur einmal, sondern oft und aus innerster Ueberzeugung heraus gesprochen. Aber das ist überall nur sein erstes, ganz und gar nicht sein letztes Wort. Vielmehr soll, wie die zweite Vorlesung ausdrücklich erklärt, durch dieses souveräne Verfahren nur der Grundplan der Menschheitsgeschichte, keineswegs deren Detail gewonnen werden. Das höchst bedeutsame Komplement jenes apriorischen Verfahrens ist vielmehr das ausdrückliche Geständnis, daß auf dem Wege der begrifflichen Konstruktion „das Zeitalter bloß im allgemeinen nach seinem Wesen begriffen werden könne . . ., daß es aber im besonderen, seinem eigentlichen Inhalte nach, unmittelbar gelebt und erlebt werden müsse, und nur in- und zufolge dieses Erlebens in der Vorstellung und dem Bewußtsein nachgebildet werden könne". „Es bleibt durch den ganzen unendlichen Zeitfluß hindurch in jedem einzelnen Teile desselben am menschlichen Leben etwas übrig, das im Begriffe nicht vollkommen aufgeht, und ebendarum auch durch keine Begriffe verfrüht oder ersetzt werden kann, sondern das da unmittelbar gelebt werden muß, wenn es je in das Bewußtsein kommen soll; dies nennt man das Gebiet der bloßen und reinen Empirie oder Erfahrung."

Es ist unendlich zu bedauern, daß Fichte diese beiden Erklärungen, die sachlich so eng zusammengehören, das Programm der Idee und die Aufforderung zum Leben, räumlich auseinandergerückt hat. Aufmerksame Leser haben den Zusammenhang wohl schon für sich selber hergestellt; dennoch ist es ein Verdienst, ihn künftigen Forschern so vorgerückt zu haben, daß er fortan nicht übersehen werden darf.

Und auch das ist verdienstlich, daß der Verfasser, indem er diese Haltung zurückverfolgt, auf eine lehrreiche Stelle in der vierten Stunde

der Jenaer Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten 1794 verweist, wo nicht nur dasselbe ausgesprochen, sondern sogar in dem später vermißten organischen Zusammenhange vorgetragen ist. Dort heißt es wörtlich: Man kann allerdings aus Vernunftgründen, unter Voraussetzung einer Erfahrung überhaupt, vor aller bestimmten Erfahrung, den Gang des Menschengeschlechts berechnen; man kann die einzelnen Stufen ungefähr angeben, über welche es schreiten muß, um bei einem bestimmten Grade der Bildung anzulangen; aber die Stufe angeben, auf welcher es in einem bestimmten Zeitpunkt wirklich stehe, das kann man schlechterdings nicht aus bloßen Vernunftgründen; darüber muß man die Erfahrung befragen; man muß die Begebenheiten der Vorwelt — aber mit einem durch Philosophie geläuterten Blicke — erforschen; man muß seine Augen rund um sich herum richten und seine Zeitgenossen beobachten.

Die aprioriſche Geschichtskonstruktion, die Fichte im Sinne hat und die so vielfach mißverstanden worden ist, soll demnach nichts weniger als ein Ersatz der Geschichte, sondern ein Leitfaden beim Studium derselben sein; sie soll das Studium nicht verdrängen, sondern im Gegenteil beleben und zu einem wahrhaft fruchtbaren Studium machen. Die spekulative Fichtesche Vernunft soll der Organisation der historischen Arbeit und Erfahrung dienen, nicht die Elimination derselben herbeiführen. Sie antizipiert die Gesetzlichkeit der Geschichte überhaupt, ähnlich wie Kants Vernunft die Gesetzlichkeit der Natur; aber sie denkt nicht daran, historische Tatsachen als solche aus sich hervorbringen zu wollen. Das überläßt sie der praktischen Vernunft, die durch den Willen ins Leben greift und hier dann freilich Geschichte macht, indem sie Großes und Größtes schafft. Sie selbst ist nur „Logik der Geschichte“ (so Fichte selbst in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ WW VII 108), wie die Kantische Vernunft die Logik der Natur.

Dieselbe Zurückhaltung, die Fichte hier trotz seines blendenden Anlaufs der Geschichte gegenüber grundsätzlich wahrt, kennzeichnet seine Stellung zum Leben überhaupt. Es ist ein weiteres Verdienst des Verfassers, auf Fichtes Respekt vor dem Leben ernstlich und nachdrücklich hingewiesen zu haben. Auch hier will die Fichtesche Vernunft an sich nur die Formen des Lebens aus sich selbst produzieren. Sie will das Erlebnis so wenig ausschalten, daß sie dasselbe vielmehr voraussetzt und durch konstruktive Erwägung seiner Bedingungen vielmehr zu planmäßigem Erleben erziehen will. Daß die abstrakte Philosophie recht eigentlich Lebensleere ist, hat Fichte mindestens seit den Atheismusschriften, also seit 1799, mit einer jeden Zweifel ausschließenden Bestimmtheit behauptet. Sie will den Hunger nach Leben erwecken, indem sie die Lebenssattheit bekämpft; aber sie will nicht Lebensspeise, sondern gleichsam nur die Karte auf dem reichen Tisch des Lebens und seiner wahren Güter sein. „Das Leben ist die Totalität des objektiven Vernunftwesens; die Spekulation die Totalität des subjektiven.

Beide, Leben und Spekulation, sind nur durcheinander bestimmbar. Leben ist ganz eigentlich Nicht-Philosophieren; Philosophieren ist ganz eigentlich Nicht-Leben. . . . Kein Satz einer Philosophie, die sich selbst kennt, ist in dieser Gestalt ein Satz für das wirkliche Leben, sondern er ist entweder Hilfssatz für das System, um von ihm aus weiter fortzuschreiten, oder, wenn die Spekulation über einen Punkt des Nachdenkens geschlossen ist, ein Satz, zu dem erst die Empfindung und Wahrnehmung hinzukommen muß, als in ihm begriffene, um im Leben brauchbar zu sein. Die Philosophie, selbst vollendet, kann die Empfindung nicht geben noch ersetzen: diese ist das einige wahre, innere Lebensprinzip. . . . So ist Philosophie über die Religion nicht die Religionslehre, noch weniger soll sie an die Stelle des religiösen Sinnes treten; sie ist allein die Theorie desselben*)."

Als Theorie und nicht als Surrogat des Lebens muß also der Fichtesche Idealismus gedeutet werden, wenn er richtig gedeutet wird. Das ist der schöne und lehrreiche Ertrag des ersten Teiles der vorliegenden Arbeit. Die folgenden Untersuchungen bleiben demgegenüber an Gewinn und Bedeutung sehr zurück, wenn sie an sich auch mit derselben formalen Sorgfalt ausgeführt sind. Es handelt sich in den drei folgenden Teilen um das Kernstück der Fichteschen Spekulation, die Theorie des schöpferischen Idealismus. Der Ausgangspunkt dieser Theorie ist bekanntlich das Fichtesche Bewußtsein der Freiheit, das heißt das Prinzip des selbsterzeugten und welterzeugenden Ichbewußtseins. Das Ich, als Quellpunkt des Denkens und Wollens, ist nicht das Produkt des Weltgefüges, sondern das hohe Resultat einer von allen Weltbeeinflussungen unabhängigen Ur- und Selbstschöpfung des Geistes. Ja, es ist selbst diese Schöpfungstat, und lediglich als das Prinzip derselben hat Fichte sein Ich von Anfang an gedacht. Nicht als empirisches Subjekt, sondern als Subjekt der Geistigkeit überhaupt, als das Prinzip des persönlichen Lebens, das, statt sich aus der Welt zu entwickeln, vielmehr die Welt aus sich entwickelt, um einen Widerstand zu gewinnen, in dem es sich abdrücken und verewigen kann. In diesem Sinne ist Fichte freilich sein Leben lang der rücksichtslos entschiedene Gegner des Determinismus gewesen, und es bedurfte für Kundige kaum noch des Nachweises, daß der deterministische Standpunkt, mit dem er sich in seinen ersten Aufzeichnungen abquält, keine schriftstellerische Periode in seinem Leben bedeutet; denn von dem Moment an, wo er vors Publikum tritt, ist er der überzeugte Idealist, der in dem Glauben an die Allmacht des Geistes seinesgleichen nicht hat in aller Welt.

Wichtiger wäre es gewesen, wenn der Verfasser die deterministische Weltansicht, die Fichte unermüdlich bekämpft, gewiß nicht nur mit dem Rüstzeug Kants, sondern mit den gewaltigeren Mitteln seines eigenen, mächtigen Selbst-Bewußtseins — darin hat der Verfasser recht —, auf ihren nächsten Urheber zurückgeführt hätte. Das ist nicht Spinoza, sondern, wie

*) Diese äußerst wichtigen Sätze, die Hielscher auch hätte mitteilen können, stehen in den Rückerinnerungen, Antworten, Fragen, 1799. (WW V 343 ff.).

Hermann Nohl in den Kantstudien 1911 (Miszellen zu Fichtes Entwicklungsgeschichte und Biographie, S. 373 ff.) überzeugend ausgeführt hat, der unter dem Pseudonym Alexander von Joch schreibende Leipziger Jurist Carl Ferdinand Hommel gewesen.

Ferner mußte Fichtes Stellung dadurch weiter charakterisiert werden, daß er dem schöpferischen Denken eine unbedingte Gewalt über den Willen zuschreibt und die Erzeugung eines unfehlbar guten, durch nichts als schöpferische Vernunft bestimmten Willens mindestens seit den Reden an die deutsche Nation als Meisterstück der Erziehung preist. Der nackte Indeterminismus ist so wenig wie der nackte Determinismus je seine Ueberzeugung gewesen, sondern sein Standpunkt ist am besten als idealistischer Determinismus zu bezeichnen, wenn nur festgehalten wird, daß die determinierende Idee nicht selber wieder determiniert ist, sondern aus der absoluten Gewalt des absoluten Geistes stammt.

Endlich darf man nicht übersehen, daß Fichte sich später sehr nachdrücklich zum religiösen Determinismus bekannt hat. Von dem Moment an, wo ihm klar wurde, daß die Idee nicht nur das Prinzip des sittlichen, sondern alles Lebens sei, wo er sie unter der Form des Urlebens mit dem Göttlichen identifizierte, hat er die Erscheinungen des zeitlichen und sinnlichen Lebens als notwendige Manifestationen jenes Urlebens zu deuten begonnen, und in der liebevollen Erfassung des Schlechten, Kärglichen und selbst Gemeinen als einer, wenn auch höchst begrenzten, so doch unausweichlichen Kundgebung des Absoluten geradezu den Kern der religiösen Zuständlichkeit erblickt. „In der religiösen Ansicht werden schlechthin alle Erscheinungen in der Zeit eingesehen als notwendige Entwicklungen des Einen, in sich seligen, göttlichen Grundlebens, mithin jede einzelne als die notwendige Bedingung eines höheren und vollkommeneren Lebens in der Zeit, das aus ihr entsprießen soll.“ (Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, WW VII 242). Die aufopferungsfreudige Hingebung an das anscheinend Gottlose und Geistverlassene erscheint ihm von hier aus als schönste Tat und ergreifendste Probe der Religion, als etwas, dessen so nur der religiöse Mensch ganz fähig ist (vgl. die dritte Rede an die deutsche Nation).

Von hier aus würde auch Fichtes Stellung zum Pantheismus klarer und richtiger getroffen worden sein, als es in der vorliegenden Arbeit geschehen ist. Man darf doch den Pantheismus nicht einfach mit dem Spinozismus gleichsetzen. Der Spinozismus ist unzweifelhaft eine klassische, vielleicht **die** klassische Gestaltung desselben, aber keineswegs die einzig mögliche. Wenn Pantheismus die Gleichstellung von Geist und Natur und die Hineinschauung der also empfundenen Welt in Gott bedeutet, so ist Fichte freilich nicht Pantheist. Er kennt nur Eine Kundgebung des Göttlichen, nämlich die Offenbarung im Geistesleben; aber indem er alles Leben, also vor allem auch die Natur, als die zu sittlichen Zwecken bestimmte Selbstentäußerung dieses Geisteslebens betrachtet, gewinnt er einen Begriff von All-Offenbarung, der durchaus pantheistisch ist. Pantheistisch ist seine

Stellung zur Persönlichkeitsfrage, sowohl in Bezug auf das Göttliche, dem er wegen seiner Unendlichkeit das Attribut der Persönlichkeit ausdrücklich abspricht, wie in Bezug auf das religiöse Subjekt, dem er die Hingabe der empirischen Persönlichkeit und das selbstlose Versinken in das ewige Meer der göttlichen Geistigkeit zumutet. Pantheistisch ist ferner die enge Verknüpfung von Gott und Welt. Fichte kennt zwar einen außerweltlichen Gott, aber keine außergöttliche Welt. Der außerweltliche Gott ist der Gott der Religion, die eine Welt überhaupt nicht kennt und insofern akosmistisch empfindet. Wo es dagegen, wie in der Wissenschaft und im Leben, zu einer Weltvorstellung kommt, da ist diese Welt nur eine Zerfaserung des ursprünglich Einen und ungeteilten göttlichen Lebens durch den Intellekt. Sie ist Gott im Spiegel der Reflexion. Sie ist eine Umformung Gottes durch den Verstand; daher denn auch die Funktion des Verstandes, der Begriff, als der eigentliche Weltenschöpfer bezeichnet wird. Er schafft die Welt durch eine Spiegelung, die das unendliche göttliche Leben in ein Gefüge von Endlichkeiten zerlegt.

Pantheistisch ist endlich die Fichtesche Empfindung des Verhältnisses von Mensch und Gott. Auch dieses Verhältnis erscheint bei Fichte als das Verhältnis einer strengen Zusammengehörigkeit. Die Idee der Gottähnlichkeit beherrscht geradezu seine religiöse Spekulation; jeder Gedanke an eine Vermittelung mit Gott, jedes Bewußtsein der Gottentfremdung wird als irreligiös bekämpft.

Wir stehen mit diesen Betrachtungen schon mitten in Fichtes Religionsphilosophie, die im fünften Teil behandelt wird, und ich übergehe die Exposition der Ideenlehre mit ihren sittlich-pädagogischen Konsequenzen, den Inhalt des dritten und vierten Teils, um so lieber, als ich, bei größter Aufmerksamkeit, Neues hier nicht gefunden habe, wohl aber manche Fragestellungen vermißt, deren Entwicklung hier zu weit führen würde.

An den Ergebnissen des fünften Teiles scheint mir besonders wichtig die grundsätzliche Deutung der Fichteschen Religionsphilosophie als seines philosophischen Vermächtnisses. In der Tat laufen alle Strahlen seines Denkens schließlich in der Religionsphilosophie zusammen. Auch das Referat über die „Anweisung zum seligen Leben" darf als eine nützliche Leistung bezeichnet werden, wenngleich es die immanenten Probleme, die es dem Leser und Forscher aufgibt, kaum berührt, geschweige denn löst.

Dagegen scheint mir der Versuch, die Identität des Fichteschen Denkens gerade an diesem kritischen Punkte als historisches Resultat in Anspruch zu nehmen, grundsätzlich und tatsächlich mißlungen. Wenn irgendwo, so hat Fichte sich hier ganz bedeutend gewandelt. Man denke nur an die Begründung der Religion. Erst wird sie, ganz nach Kantischem Muster, als die in die göttliche Sphäre projizierte Selbsterleuchtung der sittlichen Vernunft über die Absolutheit ihrer Gebote verstanden. Dann, seit dem Atheismusstreit, als Glaube an die mit dem sittlichen Streben zusammenwirkende göttliche Erhaltung der sittlichen Kraft. Endlich, seit 1805, als

ein Haben und Sein ursprünglichster Art, als ein Sich-in-Gott-geborgen-wissen, das nicht erst aus ethischer Reflexion, auch nicht aus ethischer Intuition stammt, sondern eher ist als beide, indem es zum Lebensbrunnen wird, aus dem der Mensch, wie alle übrigen, so auch die sittlichen Kräfte schöpft. —

Soviel in Kürze zur Tatsachenfrage. Man kann die Fichteschen Wandlungen auch an seinem Verhältnis zur Mystik entwickeln. Solange er einseitig ethisch dachte, mußte er die Mystik kritisch betrachten. Er hat es getan. „Der Irrtum der Mystiker beruht darauf, daß sie das Unendliche, in keiner Zeit zu Erreichende, vorstellen als erreichbar in der Zeit. Die gänzliche Vernichtung des Individuums und Verschmelzung desselben in die absolut reine Vernunftform oder in Gott ist allerdings letztes Ziel der endlichen Vernunft; nur ist sie in keiner Zeit möglich" (System der Sittenlehre 1798 WW IV 151). Später hat er das gerade behauptet und das Vollerlebnis des Ewigen in der Zeit als das religiöse Grundphänomen bezeichnet.

Die Frage muß also grundsätzlich so gestellt werden — nicht, ob Fichte sich überhaupt gewandelt habe, denn das ist unbestritten der Fall, sondern wie sich diese Wandlungen zur Einheit seines Denkens verhalten, ob sie dieselbe gesprengt haben, oder ob sie sie nur so erweitert haben, daß die erste Philosophie in der zweiten wie ein kleinerer Kreis in dem größeren enthalten ist. Ich halte die letzte Auffassung für die richtige, bemerke aber ausdrücklich, daß es sich nach dieser Deutung keineswegs nur um bloße Zusätze und Anbauten, sondern um einen Neubau handelt, der nach einem neuen Grundriß entworfen ist. Der neue Grundriß ist theozentrisch, der alte darf anthropozentrisch heißen, wenn man von vornherein das Idealmenschliche als Konstruktionsmittelpunkt betrachtet.

Die Frage nach den Motiven dieses Umschwungs konnte in einer Arbeit, die den Umschwung bestreitet, naturgemäß nicht erörtert werden. Sie führt auf die größere, noch ungelöste Frage nach dem Eindringen der neuplatonischen Stimmung in die deutsche Spekulation.

Auch sonst ist manche erhebliche Frage mit einer Art von Absicht übergangen. Ich denke an die Beziehungen Fichtes zu Kant, Reinhold, Jacobi und Schelling, um nur die wichtigsten zu nennen (aber auch Maimon gehört hierher, wie Kuntzes Monographie gezeigt hat). Sie sind auch durch das vorliegende Werk nichts weniger als vollständig aufgeklärt. Hier bleibt noch große Arbeit zu tun. Der Verfasser hat in dem rühmlichen Bestreben, Fichte aus sich selbst zu erklären, die äußeren Anstöße und Beziehungspunkte doch sehr erheblich unterschätzt. Jeder große Mensch ist mit seinem Geschlecht nicht nur im Kampf, sondern in gemeinsamer Arbeit. Vieles, was Kleinere gesucht und gefunden haben, lebt erst in seiner Größe fort. Vieles, was ihn für den isolierten Beobachter geradezu zum Rätsel macht, wird als Antithese gegen zeitgeschichtliche Richtungen verwandter und doch nicht gleichartiger Natur menschlich und psychologisch verständlich. Ein Beispiel.

Fichtes blinder Naturhaß hat seine innerste Lebenswurzel in dem persönlichen Zerwürfnis mit Schelling. Dieses Zerwürfnis hat eine Empfindung, die aus dem Erlebnis des Geistes quoll, erst ins Fratzenhafte verzerrt und auf eine Höhe getrieben, die nicht die Natur, sondern den Geist bedroht.

Es bleibe also jedem das Recht, Fichte aus sich selbst zu verstehen. Nur glaube er nicht, ihn damit erschöpft zu haben. Ferdinand Jakob Schmidt hat vor kurzem einmal sehr richtig bemerkt, daß man den deutschen Idealismus nur als Ganzes begreifen könne. Wer über Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher wirklich erschöpfend schreiben will, muß jeden dieser großen Menschen aus dem Gesamtwollen und der Gesamtleistung seines Geschlechtes heraus verstehen, wie Dilthey es, methodisch vorbildlich, in Schleiermachers und Hegels Jugendgeschichte versucht hat.

Die vorliegende Arbeit geht, mit Bewußtsein, an dieser Fragestellung vorüber. Darum könnte ich sie, trotz ihres Fleißes und trotz ihres sehr erheblichen Umfanges, auch dann nicht für abschließend halten, wenn das Problem des Systemwechsels befriedigender gelöst wäre, als es meines Erachtens geschehen ist. Aber grundlegend ist sie in vielem, was sich über Fichtes Geist aus seinen Schriften ermitteln läßt. Sie schafft nicht die volle Wahrheit herbei; aber sie räumt mit erheblichen Irrtümern auf, die Fichtes Physiognomie entstellen, und der Forscher erinnert sich gern, daß die Beseitigung erheblicher Irrtümer auch ein Dienst an der Wahrheit ist.

Berlin. Heinrich Scholz.

Politik.

Woodrow Wilson: Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. Mit einer Einleitung von Hans Winand. München, Georg Müller, 1914.

Der tatsächliche und moralische Einflußkreis, der von der Führerstellung des amerikanischen Präsidenten ausgeht, reicht soweit, daß jede Persönlichkeit, die dieses Amt ausfüllt, die politische Literatur auch in anderen Ländern zu einer intensiven Beschäftigung mit ihr zwingt. Es war für Präsident Wilson nicht leicht, nach einer Figur wie der Roosevelts, die soviel persönliche Energie ausstrahlte, als Persönlichkeit auch in der Vorstellung anderer Völker sich durchzusetzen; immerhin sehen wir ihn, seitdem mehrere seiner Bücher auch in deutscher Uebersetzung bekannt geworden sind, schon deutlicher, und das vorliegende Buch, eine Reihe von Abschnitten aus Wahlreden aus dem Präsidentschaftsfeldzug, und zwar prinzipielle Darlegungen (von dritter Seite angeordnet), können dazu dienen, dieses Bild vollends zu umreißen.

Ueber das Problem dieses Wahlkampfs und den Kern dieser Reden braucht hier nichts mehr gesagt zu werden. Man hat sich über Nacht zum Bewußtsein gebracht, daß die Tatsache der kapitalistischen Gesellschafts-

struktur und die individualistischen Ideale der Demokratie, der spezifisch amerikanischen Traditionen in den schärfsten Widerspruch zueinander geraten sind; man hat erkannt, daß die Organisation der politischen Maschine sich als zu zersplittert und zu kompliziert erweist, um der zentralisierten Organisation der kapitalistischen Wirtschaftskörper zu begegnen; man verfolgt mit Schrecken, daß jene „unbegrenzten Möglichkeiten", von denen flüchtige deutsche Beobachter noch vor einem Jahrzehnt sprachen, für das amerikanische Volk im eigentlichen Sinne zu höchst begrenzten Möglichkeiten geworden sind, und daß man den sozialen Problemen Europas in verschärfter Gestalt, aber mit viel schwächerer Rüstung entgegengleitet. Eine ausgedehnte und erregte Aufklärungsliteratur war diesen niederschlagenden Erkenntnissen vorangegangen: sie gipfelt in dem Wahlkampfe von 1912. In der Feststellung der Ursachen, in der Kritik der kapitalistischen Erscheinungen und ihrer Rückwirkungen liegt nichts, was Wilson und die Demokraten prinzipiell von Roosevelt und der dritten Partei unterschiede. Auf das schärfste formuliert auch Wilson die Rückständigkeit der amerikanischen Zustände: „Heute können die Menschen auf der anderen Seite des Ozeans gegen uns den Vorwurf erheben, daß wir nicht in gleichem Maße wie sie unser Leben den Verhältnissen angepaßt haben." Er erkennt offen an, daß das amerikanische Volk im Vergleich mit anderen Völkern im Nachteil sei, „wenn wir abwägen, was andere Regierungen für ihr Volk tun und was die unsrige versäumt". Ja, er stellt einen „tragischen Mißerfolg" fest: „wir sind zu einer der schlechtest geleiteten und äußerem Zwang unterworfenen Regierungen der ganzen zivilisierten Welt gelangt". Man begreift die Stärke dieser Selbstanklagen, wenn man sich klar macht, daß es sich zum Teil um Probleme handelt, die wir uns in Deutschland an den Schuhsohlen abgelaufen haben.

In der Negative bewegt sich Wilson auf derselben Linie wie Roosevelt: dieser scheint als temperamentvoller Aufrüttler seinem Gegner die Wege geradezu bereitet zu haben. Soweit liegen die Dinge einfach: was sie beide von den alten Republikanern unter Taft scheidet, ist in gleicher Weise die Kritik der gegenwärtigen Zustände. Verwickelter ist die Frage: was scheidet den positiven Reformer Wilson von dem Reformer Roosevelt? In diese Frage spielt der herkömmliche Gegensatz zwischen Demokraten und Republikanern nicht hinein. Erinnert doch Wilson mit Vorliebe an Abraham Lincoln als Vertreter seiner eigenen politischen Ideale: so sehr haben die Zeiten sich geändert, daß der Führer der wesentlich südstaatlichen Demokraten den Heros der Nordstaatler im Sezessionskriege für seine politischen Ideale in Anspruch nimmt. Der Gegensatz zwischen Wilson und Roosevelt wurzelt in einer fundamentalen Verschiedenheit ihrer Staatsanschauung.

Roosevelt ist ein Gegner der Trusts, aber er will sie nicht beseitigen, sondern nur der staatlichen Kontrolle und Regelung unterwerfen, er will auch den Schutzzolltarif, unter Beschneidung gröbster Auswüchse, bestehen lassen, er will also keine grundstürzende Neuorientierung des Wirtschafts-

lebens, sondern nur die Einführung staatlicher Aufsicht, damit die Arbeiter einen höheren Anteil am Ertrage erlangen und Raum für soziale, unter Mitwirkung des Staates erlassene Reformen gewonnen wird. Er geht also von der Stärkung der staatlichen Autorität aus, sowohl der Zentralgewalt gegenüber den Einzelstaaten, als der beiden staatlichen Sphären gegenüber dem Wirtschaftsleben, er vertritt auf politischem Boden ein neues Prinzip und ist, bei aller radikalen Geberde, als ein konservativer Reformer zu beurteilen: wenn man nach europäischen Beispielen sucht, möchte man an die Jungtories der vierziger Jahre und den Bismarck seit 1879 denken.

Dagegen will Wilson denselben Gefahren mit den umgekehrten Mitteln begegnen. Er hält Roosevelts Programm, die staatliche Gewalt über den Kapitalismus zu erhöhen, für eine Halbheit, weil dieser sich schon allzu tief in die Regierungsorgane eingefressen habe, als daß er diesen Erzieher fürchten müßte; er will die Trusts vielmehr beseitigen, „das ganze System gesetzlich unmöglich machen"; er will auch den Schutzzolltarif, zwar nicht völlig niederlegen, da schon die Abhängigkeit der Bundesfinanzen von den Zolleinkünften den Uebergang zum Freihandel verbiete, aber doch ganz energisch das Unkraut aus dem Garten des Schutzzolles ausrotten; er will eine weitgehende Tarifreform, um auch von hier aus die erdrückende Machtstellung der Trusts zu brechen. Er ist also wirtschaftspolitisch weit radikaler. Seine politischen Mittel vertreten nicht, wie diejenigen Roosevelts, ein im amerikanischen Leben neues Prinzip, sondern appellieren vielmehr an die traditionellen Ideale der amerikanischen Demokratie. Wilson rückt nicht die Stärkung der staatlichen Kompetenzen in den Vordergrund, sondern die Belebung der unmittelbaren Volksherrschaft; er will sich zwar nicht mehr zu dem Grundsatz des alten Parteihauptes Jefferson, daß die beste Regierung die sei, die am wenigsten regiere, in seiner ganzen Weite bekennen, aber er wirft doch bewußt dem Gedanken der sozialen Reform von oben den der demokratischen Selbsthilfe von unten her entgegen. Er predigt in eindrucksvollen und warmherzigen, manchmal fast poetisch gefärbten Worten die alten demokratischen Ideale. Er hat den Glauben an die unverbrauchte Kraft der Masse und an die aus ihrer Mitte aufsteigenden Führerpersönlichkeiten („jedes Land erneuert sich aus den Reihen der Unbekannten und nicht aus den Reihen der schon Berühmten und Mächtigen"), er hat den Glauben an die Mächte der Oeffentlichkeit und der freien Diskussion, an den freien Wettbewerb und alle eingeborenen Kräfte des amerikanischen Volkslebens; er glaubt im Bunde mit diesen Kräften des Gegners ebenso Herr zu werden, wie er als Gouverneur von New Jersey im Kampfe mit einigen großen Korporationen das öffentliche Leben von den Mißbräuchen gereinigt hatte. Er macht sich wenig Sorgen über die organisatorischen Probleme, über denen die europäische Demokratie sich den Kopf zerbricht, er ist der Gläubige, doktrinär, idealistisch, immerhin auf dem Boden alter amerikanischer, allen verständlicher Ideale, die nicht bloß eine äußerliche Ueberzeugung, sondern eine innere ethische Kraft sind.

Er kann zugleich wirtschaftspolitisch radikaler sein, weil die überwiegend südstaatliche Demokratie nicht so arg mit dem kapitalistischen System und seiner Verquickung mit dem politischen Leben verflochten war, wie die bisher herrschende Partei. Die langjährige Entfernung von den politischen Geschäften hat die Minderheit empfänglicher für die alten amerikanischen Ideale erhalten: „Wir Demokraten würden diese lange Zeit der Verbannung nicht ertragen haben, wenn wir uns nicht an dieser Idee aufgerichtet hätten."

Der Glaube kann nur an seinen Früchten, dieses Programm nur an den Taten des Präsidenten Wilson gemessen werden. Es ist die Frage, ob dieser Idealismus, in der Entfernung von den Geschäften groß geworden, nun auch im Besitz der Macht seine Stärke behauptet. In manchen Schritten hält Wilson die vorgenommene Linie ein; die Tarifrevision und die Aufhebung der Verfügung Tafts über die Rückvergütung der Kanalgebühren an die amerikanischen Schiffe sind Anzeichen; ob in dem großen Kampfe gegen die kapitalistische Erstickung des Staatslebens wirkliche Fortschritte gemacht werden, steht noch dahin. Den ersten Prüfstein aber bildet die in den vorliegenden Wahlreden nicht berührte auswärtige Politik: Wilsons Verhalten gegen Mexiko wandelt gewiß nicht in den Bahnen des spezifischen Imperialismus von Hamilton bis Roosevelt, aber es erinnert mehr und mehr an den pazifizistisch orientierten und nicht minder ausgreifenden Imperialismus Jeffersons.

Hermann Oncken.

Sozialpolitik.

Hausfrauen-Organisation.

In den wichtigsten Frauenverbänden werden gegenwärtig Neugründungen vorbereitet, die sowohl große wirtschaftliche Bedeutung gewinnen können, wie große Bedeutung für die Stellung der Frauen im öffentlichen Leben. Im Laufe des Februar hielt in Frankfurt a. M. auf Veranlassung des „Verbandes Frankfurter Frauenvereine", Frau Helene Granitsch aus Wien einen Vortrag über die „Reichsorganisation der Hausfrauen Oesterreichs". Am 16. April referierte hierüber ausführlich das Organ des „Bundes deutscher Frauenvereine": „Die Frauenfrage", nachdem bereits am 15. März Marie Beßmertny in der „Vossischen Zeitung" Stimmung für die Nachahmung dieser österreichischen Organisation gemacht hatte. Am 23. März war inzwischen auch der erste praktische Schritt des „Bundes deutscher Frauenvereine" geschehen, indem auf einer Konferenz in Berlin, die sich an die Gesamtvorstands-Sitzung anschloß, der Bund den Anfang machte, eine Hausfrauen-Organisation als Konsumenten-Verband ins Werk zu setzen.

Hausfrauen-Organisation als Produzenten-Verband (im Zusammenschluß mit Konsumentinnen) ist etwas in Preußen schon seit mehreren

Jahren Eingeführtes. Diese Organisation, eine Schöpfung der Frau Böhm-Lamgarben (Neukuhren, Ostpreußen), ist in den Provinzen des Ostens bereits zu großer Bedeutung gelangt und arbeitet mit solchem Erfolge, daß die Landwirtschaftskammern und das Preußische Landesökonomiekollegium es sich haben angelegen sein lassen, sich dieselbe einzugliedern. In einer Sitzung des Landesökonomiekollegiums am 14. Februar d. Js. ist dann endgültig die Zusammenfassung der „landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine" zu einem „preußischen Landesverband" erfolgt.

Die Schaffung eines gleich kraftvollen und in gleicher Weise auf weiteste Verbreitung angelegten Konsumenten-Verbandes der Hausfrauen ist in hohem Grade wünschenswert. Vor allem aber ist wünschenswert, daß Produzenten-Verband und Konsumenten-Verband nicht ihr Wirken gegeneinander richten, sondern miteinander arbeiten. Großes für unser Wirtschaftsleben können beide zusammen leisten, wenn sie von vornherein als klares, fest bestimmtes Ziel sich vorsetzen: Die Ueberwindung des Gegensatzes zwischen dem inländischen Konsumenten und dem inländischen Produzenten.

Die ersten Schritte auf diesem Wege ergeben sich für die Frauen fast von selbst, und dort, wo die „landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine" in Blüte stehen, sind diese ersten Schritte bereits getan. Erste Aufgabe einer städtischen Hausfrauen-Vereinigung — so führen auch die vorhin genannten Artikel das aus — müßte naturgemäß sein, geeignete Bezugsquellen zu erschließen, um gute Ware zu erschwinglichem Preise zu beschaffen. Erste Aufgabe der ländlichen Hausfrauenvereine ist, sich Absatzquellen zu eröffnen. Was die wichtigen Lebensmittel: Eier, Geflügel, Obst, Gemüse, Butter, Käse anlangt, haben somit die Hausfrauen in Land und Stadt ohne weiteres jenen Ausgleich in ihrer eigenen Hand. Einzige Voraussetzung hierzu wäre, daß ihre Organisation wirklich eine einheitliche sei, wirklich eine die Frauen aller Stände und Gegenden umfassende. Während gegenwärtig die städtische Hausfrau für alle jene, ihr so unentbehrlichen Waren übermäßig hohe Preise zu zahlen hat, gereicht der Landfrau diese Preishöhe zu keinerlei Vorteil, weil der Verkäufer (der städtische Ladeninhaber) die Ware nicht von ihr bezieht. Er bezieht sie entweder aus dem Ausland, oder, wenn schon vom inländischen Produzenten, dann doch auf dem Umwege über so viele Zwischenhändler, daß für den Produzenten nur ein sehr geringer Gewinnanteil bleibt. Beide, Stadthausfrau und Landhausfrau, haben deshalb ein gemeinsames Interesse daran, die Auswüchse des Zwischenhandels zu beschneiden. Nicht etwa auf „Beseitigung" des Zwischenhandels müßten sie hinarbeiten! nein! nur auf Einschränken seines Ueberwucherns, auf Beschneiden seiner Auswüchse. Dort freilich, wo die Frauen ganz allein sich selber helfen müssen, dort, im Einzelfalle, wird oft das einzig anwendbare Mittel die wirkliche Ausschaltung des Zwischenhandels sein, in der Weise, daß die Produzentin unmittelbarer Lieferant der Käuferin wird. Sobald aber es dahin kommt,

daß die Frauen Einfluß auf die volkswirtschaftlichen Maßnahmen der Behörden — der kommunalen oder der staatlichen — gewinnen, ist der von dem allgemeinen Volksinteresse und von ihrem eigenen praktischen Sinn ihnen vorgezeichnete Weg, die regelnde Einschränkung des Zwischenhandels.

Einfluß auf die wirtschaftlichen Maßnahmen würde einer Organisation, welche die Hausfrauen von Stadt und Land, die Konsumentinnen und Produzentinnen umschlösse, nicht versagt bleiben können. Denn eine solche Organisation wäre an Zahl, wie an Finanzkraft eine imponierende Macht. Und sie böte zugleich in der Zusammenfassung dieser beiden Elemente die Gewähr besonnenen Vorgehens.

Ob aber der Konsumenten-Verband, den der „Bund deutscher Frauenvereine" ins Leben rufen will, zu diesem Zusammenschluß gewillt sein wird? Bedenklich klingen in der Hinsicht die Ausführungen in der Aprilnummer der „Frauenfrage", in welcher von den Bestrebungen der als vorbildlich hingestellten österreichischen Organisation auf Herabsetzung der Lebensmittelzölle die Rede ist! Allerdings heißt es dort, eine unbedingte Uebertragung des österreichischen Musters auf deutsche Verhältnisse sei nicht angängig. Hoffen wir, daß gerade an jenem Punkte die Schranke für die Uebertragungsmöglichkeit als vorhanden anerkannt wird! Es ist ja auch kaum anzunehmen, daß eine aus den hochgebildeten und auch politisch nicht unerfahrenen Führerinnen der Frauenbewegung und Hausfrauen der besitzenden Kreise zusammengesetzte Vereinigung eine geringere Einsicht in die Bedürfnisse des Volksganzen beweisen sollte, als dies seinerzeit diejenigen Industriearbeiter getan haben, die nicht der sozialdemokratischen Partei angehören. Bei Gelegenheit der letzten Handelsverträge gaben die christlichen Gewerkschaften in ihren Versammlungen und in ihrer Presse die Erklärung ab, daß sie, im Hinblick auf die Erfordernisse der wirtschaftlichen Fortentwicklung und den von dieser abhängigen Vorteil der Gesamtheit, darauf verzichteten, sich der Forderung nach Herabsetzung der Zölle (Kornzölle!) anzuschließen. Diesen Verzicht leisteten sie, trotzdem eine Herabsetzung offenbar — zum mindesten in ihrer Anfangswirkung! — dem Sonderinteresse der Arbeiterschaft entsprochen haben würde. Wir wollen vertrauen, daß die im Entstehen begriffenen Konsumenten-Vereinigungen der Hausfrauen sich jenen Arbeiterverbänden ebenbürtig erweisen werden, an gerechter Abwägung der Bedürfnisse aller Stände, und an Verständnis für die wirtschaftliche Gesamtlage! Und wir wollen das gleiche Vertrauen in die bereits bestehenden Vereinigungen der Produzentinnen setzen, erwartend, daß sie fortfahren, sich unabhängig zu halten, gegenüber irgendwelcher auf übertriebene Schutzansprüche hinzielenden Agitation! Falls beide Gruppen den Willen hegen, auf dieser Linie zu arbeiten, ließe sich doch wirklich nicht mehr erkennen, welches Hindernis alsdann noch im Wege stehen sollte, daß sie sich durch ein, sei es denn auch lose und leicht geschlungenes Band, zu einer Gesamtorganisation vereinigen.

Beweisen die Hausfrauen, bei ihrem Heraustreten an die Oeffentlichkeit, neben dem praktischen Sinn für Einzelheiten, der ihnen von den Männern jederzeit zuerkannt worden ist, und neben der Entschlossenheit zur Geltendmachung ihrer Geldkraft, auch diesen Blick für die großen Zusammenhänge im Volksleben, dann ist kein Zweifel, daß bei uns ihr Einfluß in Kommune und Staat dem Einfluß alsbald gleichkommen, oder ihn übertreffen wird, den die Oesterreicherinnen in ihrer Heimat errungen haben. Auf die Mitgliedschaft in denjenigen städtischen Kommissionen, welche die Nahrungsmittelversorgung zu überwachen haben, brauchten die deutschen Hausfrauen voraussichtlich nicht lange zu warten. Mitgliedschaft in städtischen Kommissionen aber — für andere Zweige der hausmütterlichen Tätigkeit kommen Schulkommission, Armenkommission in Betracht! — sollte und müßte meines Erachtens nur die erste Etappe sein auf einem weiterführenden Wege, den ich in zwei früheren Arbeiten in den Preußischen Jahrbüchern (Februar und Dezember 1912) bereits skizziert und seitdem noch („Christliche Frau", Oktober 1913) etwas genauer nachgezeichnet habe. Das Ziel, auf welches er mündet, heißt: Festlegung einer Bestimmung für Preußen und möglichst auch für die anderen Bundesstaaten, wonach in Angelegenheiten der Volksernährung, nicht minder aber in anderen sozialen Angelegenheiten, in solchen der Volksgesundheit, der Erziehung, der Bedürftigen-Fürsorge, praktisch geschulte Frauen von dem Ministerium und den parlamentarischen Kommissionen gutachtlich gehört werden müssen.

Frau Bernarda von Nell.

Kunst.

Wagner der Klassiker.

Es läßt sich wohl nicht mehr bestreiten, daß sich in der allgemeinen Auffassung Wagners langsam, aber sicher ein grundlegender Umschwung vollzieht. Jahrzehntelang war Wagner nicht nur ein musikalisches Genie unter einer Anzahl solcher, sondern überhaupt das musikalische Genie. Er galt nicht nur als der Schöpfer einer neuen Richtung, die insofern, aber eben nur insofern, damit zugleich einen allgemeinen Kunstfortschritt darstellte, sondern als der Mann, der die Kunst in ihrer Allgemeinheit höher geführt hatte, so daß die früheren Erzeugnisse ob der Nichtbenutzung seiner Neuerungen geringwertig erschienen. Diese Auffassung verliert allmählich an Boden. Auch heute wird kein Verständiger die Genialität Wagners bestreiten, wohl aber wird uns Wagner ein einzelner unter den genialen Musikern. Einst war seine Stellung höher. Mit äußerstem Geschick hatte er die — unleugbar vorhandenen — Schwächen seiner Gegner erkannt und bekämpft, wobei ihm der Umstand sehr zu Hilfe kam, daß die damals herrschende Richtung völlig ausgeschöpft und die Welt mit ihren Erzeugnissen übersättigt war, daher das Gute bereits als selbstverständlich empfand und nicht mehr genügend würdigte,

vielmehr bereit war, das Schlechte daran zu tadeln. Und solches Schlechte fand sich durchaus — selbstverständlich. Die Oper ist zweifellos die künstlichste Kunst. Sie bleibt durch das organische Mitwirken der Musik stets reines Theater und kann nie etwas anderes sein. Keine Kunst gibt ein so verzerrtes Bild des wirklichen Lebens. Aus dieser Verzerrung ist auch begrifflich schlechterdings gar nicht herauszukommen. Wenn man will, kann man in jeder Oper Stellen finden, die, rein verstandesmäßtg betrachtet, den Spott geradezu herausfordern. Es kann eigentlich immer nur darauf ankommen, einen erträglichen modus vivendi zu finden, bei dem berechtigte Kritik und berechtigter Tadel aber selbstverständlich stets ein Leichtes sind. Das haben Wagner und seine Richtung im reichsten Maße ausgenutzt. Bei seinen eigenen Werken hat Wagner nun natürlich gegen das begriffliche Wesen der Oper aber auch nicht erfolgreich ankämpfen können und an sich lediglich den begrifflichen Unsinn, abgesehen vielleicht von einer kleinen Verringerung, verschoben. Gewiß hatte er es verstanden, das Stoffliche besser zur Geltung kommen zu lassen, aber doch eben nur durch einen Modus, bei dem, wenigstens regelmäßig, die Musik trotz der — leider unmöglichen — Theorie vom Gesamtkunstwerk zu kurz kommt. Es mag auch bei Stoffen, die der reinen Sagenwelt entlehnt sind und die infolge ihres begrifflichen Mangels einer Beziehung zum Realen die Verzerrung durch die Musik am wenigsten in die Erscheinung treten lassen, der begriffliche Unsinn der Oper am wenigsten belästigend wirken. Die Oper kann sich doch aber deswegen nicht auf solche Stoffe beschränken, wenn es Wagner selbst auch zweifellos vorzüglich gelungen ist, in dieser Beziehung durchzuhalten. Was ferner den Wagnerschen Musikstil betrifft, so wäre doch bei aller Anerkennung die Behauptung, daß man überhaupt nur in dieser Art künstlerisch gleichwertig komponieren kann, kaum diskutabel. So hat Wagner zwar einen neuen Weg gewiesen, aber sicherlich einen — wenigstens prinzipiell — mangelhaften, wie es eben auch gar nicht anders möglich war. Aber dieser Weg war neu und wurde von Wagner selbst aufs genialste durchgeführt. So sah man zunächst nur seine Lichtseiten. Kommt hinzu, daß Wagner es verstanden hat, alles Wohlwollen des Urteils, dessen die Oper bei ihrem geschilderten Wesen nun einmal ganz besonders bedarf, sich zuzueignen und alles Uebelwollen seinen Gegnern aufzuladen, und zwar in einem Maße, daß eine spätere Zeit, die zu den Dingen eine gehörige Entfernung hat, staunen wird. Die Ursache liegt übrigens nicht allein in Strömungen im Musikleben, sondern auch in solchen allgemeiner politischer und geistiger Natur und in dem Nationalen in Wagners Werk (im Text zweifellos reichlich vorhanden, in der Musik dagegen unendlich weniger als meist angenommen). Außerdem machte die gewaltige Folgerichtigkeit der Musik der späteren Werke auf eine Zeit, die dem Kolossalen geneigt war, großen Eindruck. Unter diesen Umständen vergaß man lange, daß, wenn man die Folgerichtigkeit und das Kolossale bewunderte, man damit keinerlei Gesichtspunkt anlegte, die für den künstlerischen Wert eines

Werkes entscheidend, vielmehr nur ein Moment unter vielen sind. Man ließ sich auch einreden, daß echter Kunstgenuß schwer zugänglich sein muß. So konnte Wagner seine Stellung erringen, und zwar eine so feste, daß sie unerschütterlich erschien. Langsam wird die mit Wagner übersättigte Welt sich ihrer Ungerechtigkeit bewußt, übrigens noch zu einer Zeit, zu der jene politischen und nationalen Strömungen noch nicht dem Wandel der Zeiten erlegen sind. In der Musik scheint die Wandlung mit zuerst zu kommen, was wohl in der geschilderten gar zu hohen Stellung Wagners seine Erklärung findet. Vielleicht ist aber auch die Musik Wagners gar nicht so deutsch national und der kritisch gewordene Geist läßt sich dies allmählich trotz der unleugbar nationalen Wagnerschen Stoffe nicht mehr einreden. Man kommt zu der Erkenntnis, daß man, wenn man von demselben Wohlwollen getragen ist, auch bei anderen Komponisten Gleichwertiges finden kann, und dieses Wohlwollen stellt sich nunmehr nach dem Gesetze der natürlichen Reaktion immer häufiger ein. Ja dieses Wohlwollen ist jetzt häufig besonders groß. Viele ältere Komponisten wirken geradezu neu, man hatte sie einfach vergessen und ist erstaunt, was diese Leute auch schon gekonnt haben, daß sie Vieles schon ebenso genial wie Wagner erfaßt haben, ja häufig sogar in einer Weise, die dem Wesen der Musik viel mehr entspricht. So ist man geneigt, zunächst das Gute daran zu sehen, und zwar mindestens nach dessen objektivem Werte. Vielleicht wird sogar wieder eine Ueberschätzung älterer Werke eintreten, wobei die geringe Schwierigkeit des Kunstgenusses eine Rolle spielt. Andererseits beginnt man aber auch an Wagner kritisch zu werden. Man erkennt, daß auch in seinen Werken der Stoff durch die Verquickung mit der Musik, wie es eben nicht anders möglich ist, unheilbaren Schaden genommen hat. Ja es wird sogar, da Wagner bei seinem Pathos und seinen Uebertreibungen häufig Gelegenheit zur Ironie bietet, wohl eine Periode kommen, die in der Kritik Wagners zu weit geht. Die Welt ist eben vielfach mit Wagner übersättigt. Das Gute an seinen Werken ist nur bald zu sehr gekannt, nun kommt die Kritik des Schlechten an die Reihe und man kann, wenn man den Willen hat, diese Kritik zu üben, dies wohl in einer berechtigten Weise tun, die Wagners berechtigter, an seinen künstlerischen Gegnern geübter Kritik nichts nachgibt. Es ist sogar leicht möglich, daß — hoffentlich nur vorübergehend — eine Periode kommt, die Wagner hauptsächlich nach der in seinen Werken enthaltenen rein musikalischen Erfindung beurteilt, wie es auch beim Erscheinen seiner Werke oft geschah, und so zu einem vielfach herben Urteil gelangt.

Die deutsche Opernmusik nach Wagners Tode gleicht mehr oder weniger dem Deutschtum nach der Einigung. Großes war geleistet, Außerordentliches, aber — selbstverständlich — doch nichts, was für alle Zeiten genügt und Weiterarbeit erübrigt hätte. Doch das Außerordentliche des Geleisteten verleitete eine Zeitlang dazu, die Gegenwart und Zukunft lediglich unter dem Gesichtspunkt des Geschehenen zu sehen. Das politische Deutschland

hat zweifellos das erlaubte Maß überschritten und dadurch Schaden erlitten; für das musikalische kann man wohl dasselbe annehmen.

Wagner ist Klassiker geworden. Zweifellos nichts geringes. Er selbst hat wohl noch mehr für sich beansprucht, in noch höherem Maße haben es seine Anhänger für ihn getan. Aber der Mensch kann zwar ein Genie sein, jedoch nicht mehr als eben ein Mensch. Er kann zwar neue, aber nicht für alle Zeiten gültige Formen schaffen. Ponderator.

Literatur.

Siegfried Lipiner: Adam, ein Vorspiel. Hippolytos, Tragödie. (Stuttgart, W. Spemann. 1913.)

Es ist verständlich, daß Dramen von schwerstem Gedankengehalt und tiefer, ganz dichterischer Durcharbeitung, bloß im Buchladen aufliegend, ihre Leser so rasch nicht erreichen, wie etwa Romane. Dennoch wird eine kommende Zeit die Tatsache nicht ohne Verwunderung verzeichnen, daß nach der Veröffentlichung von Siegfried Lipiners nachgelassenen Dramen „Adam" und „Hippolytos" ein volles Jahr vergehen konnte, ohne daß sie überhaupt beachtet wurden. Es muß die Vorstellung entstehen, daß unsere Zeit unfähig war, dichterische Werte höchsten Ranges, wie diese Werke sie in sich schließen, zu erkennen; daß mit der Größe des Schaffens selbst das Gefühl für Größe ihr abhanden gekommen sei. Vielleicht wäre ein solches Urteil dennoch ungerecht. Jedenfalls wollen wir uns nicht mitschuldig machen an solch unbegreiflicher Verkennung; darum soll auf die beiden Dramen an dieser Stelle in aller Kürze hingewiesen werden.

Die ergreifende Sage von Hippolytos, Theseus' Sohn, dem reinen Jüngling, dessen unnahbare Tugend Aphrodite beleidigt, und der nun, ihr zur Rache, durch die frevelhafte Leidenschaft seiner jungen Stiefmutter Phaedra mit ins Verderben gerissen, grausamsten Tod erdulden muß, hat Euripides in einem seiner tiefsten Stücke behandelt, Seneca hat daraus in seiner harten, unkünstlerischen Manier eine nackte, durch Abschreckung wirken wollende Tugendpredigt in Tragödienform gemacht. Eine ähnlich moralische Absicht verfolgt Racine, der sein Stück, gleich dem Römer, nach Phaedra benennt; doch weiß er dem Vorwurf, abgesehen von der ungleich feineren psychologischen Durcharbeitung, eine mildere, sozusagen christliche Wendung zu geben durch die Betonung der schließlichen Sinnesänderung Phaedras. Sein Stück galt dem Voltaire, der gegen seine Schwächen keineswegs blind ist, gleichwohl als „le chef-d'oeuvre de l'esprit humain"; Schiller, der sicherlich so nicht urteilte, hat dennoch, selbst auf der Höhe seines dramatischen Schaffens stehend, Racines Werke der Uebersetzung wert erachtet. Nach solchen Vorgängern durfte ein moderner Dichter zu demselben Stoff nicht greifen, wenn er nicht etwas ganz anderes daraus zu machen verstand. Turmhoch in der Tat steht Lipiners Dichtung, in Idee

und Ausführung, nicht bloß über der Racines, sondern auch über der des Euripides. Zwar entnimmt sie von diesem sein Bestes: den religiösen Hintergrund der Handlung. Aber in wie tiefer, neuer Wendung; und wie ganz ist das Religiöse ins rein Künstlerische umgeschmolzen! Hippolytos steht, wie bei Euripides, unter dem Schirm der Artemis, unerreichbar für die Lockungen Aphrodites. Doch ist der, wenn auch als Feindschaft gezeichnete, Gegensatz der beiden Göttinnen nicht schlechthin der der „himmlischen" gegen die „irdische" Liebe, der allein reinen, heiligen gegen die unreine, unheilige; dann wäre Aphrodite nicht eine Göttin, sondern eine Teufelin. Sondern sie vertreten die zwei Seiten der Liebe, die ganz, in allem göttlich ist: die vergängliche, in schmerzlicher Leidenschaft ringende dieses sinnlichen Lebens, und die ewig friedvolle, die doch nicht Todesstille ist, sondern „des Lebens letzte Tiefe" erst der Seele erschließt. Suchen und Finden, qualvolle Erregung und — dennoch rege — Stille, das allein ist der Gegensatz. Damit entfällt die höchst ungöttliche Rache der Huldgöttin; auch sie ist dem Menschen gnädig gesinnt, aber sie vermag nichts zu geben als irdische Wunscherfüllung, in der doch kein Friede, oder Vergessenheit, ewiges Verstummen des Herzens; nicht die selige Stille im Ewigen, in der nur ein „verborgen inniges", „tief in sich geschlossenes" Sehnen bleibt, wie in des Mädchens Brust. Diese Wendung ist ganz des Dichters Eigentum; sie rettet von dem religiösen Gehalt des euripideischen Werks, was modernem Empfinden zugänglich bleibt, ohne doch (denk ich) mit dem Geiste der Antike sich in Widerspruch zu setzen. Nicht minder eigen die feine Art, wie das Mitspielen der Himmlischen für unser Empfinden ermöglicht wird: im Schatten der Nacht nur spricht Aphrodite zu der bis an die Grenzen des Wahnsinns erregten Phaedra, im Dämmer des Mondlichts Artemis zum sterbenden Hippolytos, beide ungesehen; ihre Chöre ertönen beidemal Träumenden. In allem objektiviert sich nur das eigene, menschlichste Regen der Menschen. — Mit dieser einen, tiefsten Wandlung stehen alle anderen im innersten Konnex; die gewichtigste: in Hippolytos und Phaedra werden jene beiden Momente der Liebe nicht bloß gegeneinandergehalten, um durch den Kontrast sich zu steigern, sondern sie gelangen zu voller wechselseitiger Durchdringung. Bei allen drei Vorgängern begegnen sich Hippolytos und Phaedra nur, um sogleich wie Feuer und Wasser sich zu scheiden; bei Lipiner kommt es zwischen ihnen zur vollen, leidenschaftlichen Auseinandersetzung; das Problem wird in immer schärferer Zuspitzung durchgearbeitet bis zur überzeugenden Bewältigung, nicht einfach in dem Sinne, daß „die Tugend siegt", das Laster Schiffbruch leidet; sondern indem Phaedra sich von der heißesten Leidenschaft zur Seelenstille des Hippolytos durchringt, wird dafür dieser von ihrer nun geläuterten Liebe mitergriffen, er liebt und stirbt ihr nach, dennoch Held bis zuletzt. Das bedingt freilich eine weitere kühne Abweichung von der Ueberlieferung, nach der Hippolytos, ein Märtyrer seiner Tugend, nach dem grausamen Willen der Götter, von den eigenen

Rossen zerstampft wird und nur in einer Art Heiligsprechung, die Artemis ihm zuteil werden läßt, etwas von ideellem Ersatz erlangt. — Alles weitere, die edle Höhe, in der auch die Gestalt des Theseus gezeichnet ist, der wirksame, mehr realistische Gegensatz in der Figur der Berenike, die ganze große Linie des Aufbaus, die symbolische Kraft der Szenerie, die gewaltige Rhythmik, das tiefe Ethos der Sprache — das alles bedarf nicht erst des Hinweises für den, der das Buch vor Augen hat und für Dichterisches überhaupt empfänglich ist. Das Werk hat seine schweren Stellen; ein paar Schönheitsfehler mag man entdecken; als Ganzes aber müßte es auch und besonders von der Bühne, selbst auf den, dem die letzten gedanklichen Tiefen verschlossen bleiben, die mächtigste Wirkung tun. —

Auf den Vorwurf des „Hippolytos" führte wohl den Dichter ein besonderer Anlaß; das Werk war in wenigen Wochen konzipiert und bis aufs letzte ausgearbeitet. Dagegen ist die andere, namenlos ergreifende Tragödie, „Adam", der einzige ganz nach des Dichters letzter Absicht ausgeführte Teil seines Lebenswerks, das „Vorspiel" einer auf drei weitere Dramen geplanten Christus-Dichtung, die als Ganzes nicht zur Vollendung gedieh. Nicht als wären der Größe des Entwurfs die Kräfte des Dichters nicht gewachsen gewesen. Zweimal stand das Werk vollendet, und nur die großartige Gleichgültigkeit Lipiners gegen das äußere Schicksal seiner Werke, bei unerbittlicher Konzentration auf die Sache, läßt es verstehen, daß er, als sein früherer Verleger nicht sofort zugriff, das fertige Werk zunächst in sein Pult verschloß, dann, als er es von neuem vornahm, seine Idee nochmals vertiefte und so endlich, unter den schweren körperlichen Leiden seiner letzten Jahre, nur noch das „Vorspiel" nach der neuen Idee vollenden konnte. In seinem Kopfe stand gewiß längst das Ganze in allen Hauptlinien da.

Die Christusgestalt hatte schon den Jüngling ergriffen und hat ihn dann nicht mehr losgelassen. Mit seiner „Bekehrung" hat das nichts zu tun. Der galizisch-jüdische, früh nach Wien gekommene Gymnasiast, dem als 18jährigen der gewaltige Wurf des „Entfesselten Prometheus" gelang, stand als Dichter der Gestalt des Mannes von Nazareth nicht anders gegenüber als denen der griechischen Sage, mit denen sein Gedicht sie wundersam kühn verwebt. Mit gleicher Freiheit verwendet er sie nochmals, ganz anders, in der Tannhäuser-Dichtung des „Buchs der Freude". Noch in seiner reifsten Zeit aber — nach dem spät erfolgten Uebertritt — vermag er (im „Hippolytos") in den Geist der griechischen Religion, nicht minder in die Mystik des Orients oder in die Gedankenwelt Goethes, sich mit demselben innigen Verständnis zu versenken, wie in die Ideen des Christentums, die er, Gelehrter ebensowohl wie Dichter, in allen bedeutenden Phasen aufs gründlichste kannte. Jedenfalls vermochte er, gerade als Nicht-Christ, die Möglichkeiten der dichte-

rischen Gestaltung der Christusidee wohl ganz anders, als ein historisch-gläubiger Christ, zu erkennen. Wie die dichterische Gestaltung gedacht war, davon läßt das „Vorspiel“ freilich nur von fern (besonders in der Gestalt Abels) etwas ahnen. Rein in sich aber ist es eine Dichtung von packendster Gewalt — die scharfe Vorhaltsdissonanz, die in den folgenden Dramen erst Schritt um Schritt sich auflösen — das „ewige Nein“ (nach Carlyle), von dessen Hintergrund das „ewige Ja“ der Erlösungsdramen sich abheben soll. Vielleicht nie ist „der Menschheit ganzer Jammer“ in einer Tragödie ausgeschöpft worden wie in dieser. Und doch ist ihr letzter Sinn Bejahung des Menschendaseins; der Mensch darf, soll mit Adam sprechen:

Mir ist das Licht, ich bin dem Licht erkoren,
Und in die Sonne will dies Aug sich bohren,
Und füllen sich mit ihrem Tage,
Daß es erblinde oder ihn ertrage!

Wie der Dichter dieses Wunder vollbringt? Man scheut sich in der trockenen Sprache des Begriffs davon zu reden. Man lese doch und verstehe!

Marburg i. Hessen. P. Natorp.

Walter von Molo: Ums Menschentum und im Titanenkampf. Ein Schillerroman. Berlin 1912 und 1913 bei Schuster & Löffler.

Ein Dichterleben ist gewöhnlich ein undankbarer Vorwurf für den Dichter. Es ist meist arm an „Handlung“. Denn der Dichter ist ja im wesentlichen Zuschauer beim Spiel des Lebens, nicht Mitspieler. Er „lebt“ hauptsächlich in jener inneren Welt, die er in seinen Werken darstellt. In ihnen schreibt er selber den wichtigsten und interessantesten Teil seiner Biographie und läßt meist nicht allzu viel zurück, was die nach ihm lebenden Dichter reizen könnte.

Eine der größten Ausnahmen von dieser Regel ist Schillers Leben. Dieser gewaltige Aufstieg durch einen Urwald von Hindernissen zur hellen Höhe des Ruhmes und der Reife ist so packend, daß man sich wundern könnte, daß noch keiner unserer bedeutenderen Erzähler hier den Literarhistorikern Konkurrenz gemacht hat. Allein, so dramatisch Schillers Leben war, zumal in seiner ersten, größeren Hälfte, und so viel Gelegenheit der Erzähler haben mag, die Lücken der Berichterstattung mit den Erfindungen seiner Einbildungskraft zu füllen, es hat etwas Mißliches, eine Gestalt der Geistesgeschichte zum Helden eines Romans zu machen, die so deutlich aus ihren Werken und aus den Mitteilungen ihrer Zeitgenossen zu uns spricht. Der Dichter will begreiflicherweise mehr sein als Biograph, er will nicht nur Lücken ausfüllen, sondern Eigenes geben. Das Interesse an dem wirklichen Schiller ist aber — mindestens bei den literarisch wahrhaft gebildeten

Lesern — so groß, daß ein irgendwie erdichteter Schiller dagegen nicht aufkommt und alle Abweichungen störend empfunden werden.

Dieser Gefahr ist, wie mir scheint, auch W. v. Molo nicht entgangen. Sein Schillerroman, dessen erste beide Bände — ein dritter „Den Sternen zu", steht noch aus — bis zu der Begegnung Schillers mit Goethe bei Frau von Lengefeld führen, ist zwar sicherlich eine ernst zu nehmende Dichtung, die einzelne Szenen — z. B. in Schillers Vaterhause und in der Karlsschule, überhaupt vor allem im ersten Bande — vortrefflich ausmalt und im ganzen redlich bemüht ist, uns den wahren Schiller zu zeigen, d. h. nicht jenen sanften Liebling sentimentaler, schwärmender Jünglinge und höherer Töchter, dessen Unwirklichkeit jetzt jedermann einsieht, sondern einen Menschen von Fleisch und Blut, der reizbare Nerven besaß und nicht bloß mit der Welt, sondern auch mit sich selbst zu kämpfen hatte. Allein Molo geht in seinem Bestreben, Schiller aus dem romantischen Mondschein heraus in das scharfe, nüchterne Tageslicht zu rücken, nach meinem Dafürhalten viel zu weit. Sein Schiller ist — vor allem im zweiten Bande — so hochfahrend, grob und unbeherrscht, er läßt sich seinen Freunden und Bekannten gegenüber fast fortwährend in einem Maße gehen, daß er uns geradezu unsympathisch wird. Es wäre ja nun an sich keineswegs unmöglich, daß Schiller, wie so mancher andere Poet, zwar als Dichter verehrungswürdig, als Mensch aber eigentlich unausstehlich gewesen wäre. Allein die Ueberlieferung spricht doch allzu stark gegen diese Annahme. Wenn auch der junge Theaterdichter, der arme, gehetzte, von hundert Sorgen gequälte Flüchtling in all seinen Nöten gewiß nicht immer geduldig und liebenswürdig geblieben ist, so zeigen uns Schillers Briefe, Andreas Streichers schönes Büchlein und andere Dokumente im ganzen doch zweifellos ein sehr anderes Schillerbild, als Molo uns sehen läßt. Streicher hebt immer wieder hervor, daß Schiller die bittersten Enttäuschungen ohne Zorn und Klagen ertrug. Als er z. B. in Frankfurt in einem Briefe Meyers die niederschmetternde Nachricht empfing, daß Dalberg den Fiesko ablehne, blickte er nach Streicher „gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meyer nichts Erfreuliches gemeldet hatte." „Er ließ", heißt es einige Zeilen weiter, „nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja, nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, so wenig er sich auch vor seinem jüngeren Freunde hätte scheuen dürfen, seinen Unmut auszulassen." Hierneben halte man nun das Geschimpfe, in das Molos Schiller fast bei jeder Gelegenheit ausbricht! Wen diese Darstellung überzeugt, für den muß Hebbels herrliches Wort von dem „heiligen Schiller", der immer segnete, wenn das Schicksal fluchte, zur Phrase werden.

Molos Auffassung Schillers entspricht der Stil seines Romans. Er ist knapp, kraftvoll und farbig, aber von einer unepischen Aufgeregtheit,

sprunghaft und oft gewaltsam. Es fehlt auch nicht an Unvorstellbarkeiten sowie an Banalitäten, die man nicht vermutet. Wie ein Faustschlag ein glattgestrichenes Federbett „zerschellen" kann, ist mir ebenso unbegreiflich wie der Satz: „Sein Blick lag gebrochen vor ihm." Und Wendungen wie „sein Urteil war in keiner Weise durch Sachkenntnis getrübt" oder „man muß es nur richtig deichseln" sollten Schiller und Frau von Wolzogen doch nicht in den Mund gelegt werden. M. Havenstein.

Der Tod in Venedig. Novelle. Von Thomas Mann. 1913. S. Fischer. 145 S.

Ein Schriftsteller, auf den die Nation zu hören gewohnt ist, fühlt sich eines Tages vom Reisedrang erfaßt. Nach einem Fehlgriff geht er nach Venedig; hier fesselt ihn alsbald ein bildschöner junger Pole, ein Knabe, dem Jüngling schon nahe, anfänglich ästhetisch, schließlich aber erotisch, jedoch nur innerhalb seines verschlossenen Ichlebens, dessen stärkster Exzeß ein bacchantischer Traum ist. Der so in Banden Geschlagene bleibt in Venedig, obgleich er den Ausbruch der Cholera, die offiziell vertuscht wird, erfahren hat. Denn auch die Familie des Schönen macht keine Anstalt, abzureisen, und eine vage Vorstellung von der alle Ordnung auflösenden Macht einer Seuche läßt ihn die Cholera sogar als Bundesgenossin seiner geheimen Wünsche erscheinen. Der vor seiner Nation würdig dastehende, schon leicht ergraute Mann läßt sich schließlich das Haar färben und sich schminken, um zunächst vor sich selbst im Spiegel seinem noch nicht angesprochenen, geschweige denn berührten Narziß zugesellbar zu erscheinen. Als er nun wieder, wie täglich, schmachtend im Strandstuhle sitzt, selig, aus ziemlicher Entfernung dem am Strande Watenden zuzusehen und vielleicht doch einen halb verstandenen Blick mit ihm auszutauschen, bricht plötzlich die Wirkung des Choleragiftes bei ihm aus, das er gestern, seinem Schönen durch Venedigs Gassen in gemessener Entfernung nachlaufend, dabei ermattet und verdurstet, mit infizierten Erdbeeren aus unsaubern Händen in sich aufgenommen hat. Man eilte dem seitlich vom Stuhle Hinabgesunkenen zu Hilfe. „Und noch desselben Tages empfing eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode".

Innenleben eines Schriftstellers, der als Stilkünstler und als sittlich Wirkender in allgemeiner Achtung steht, wird hier entschleiert und als Kunstwerk in Satzkristallen dargeboten. Man wird die Novelle wohl allgemein als Selbstschilderung und Selbstbekenntnisse des Schriftstellers auffassen, wobei natürlich das Gerüst der eigentlichen Handlung zu entfernen ist. Das Verhältnis dieses Sprachkünstlers zum Leben und zur Umwelt ist in bewundernswerter Seelenkündung entwickelt. Es gibt sich rein tatsächlich, Regungen überlegener Ironie, sich steigernden oder sonnenden Selbstgefühls sind mit strenger Zucht unterdrückt, nur eine etwas feierliche

Behandlung seiner selbst ist nicht vermieden. Betrachten wir die Novelle nun rein als Dichtung, was der Verfasser von seinen Lesern zu verlangen berechtigt ist, so trägt sein Gebilde allerdings jene blassen Zeichen der Inzucht an sich, die nicht ausbleiben, wenn der Gegenstand des Kunstwerks ausschließlich wieder die Künstlerseele selbst ist. — Der Schriftsteller Aschenbach — so heißt der Held der Novelle — führt seit seinem ersten, sehr früh errungenen und sogleich entscheidenden Erfolge ein würdig-ernsthaftes Leben, teils in München, teils auf seinem Landsitz, ja, er hat in einem hoch anerkannten Werke der sittlichen Selbstzucht das weithin wirkende Wort verliehen. Keineswegs als Tartuffe. Aber seine Lebensführung und sein in dieser Richtung gesprochenes Wort wird von ihm selbst mehr als eine für würdig und vernünftig erkannte Selbstbeherrschung empfunden. Es ist nicht das freie Leben seiner Seele. Sie hat zur Welt überhaupt keine andere Beziehung, als Form zu genießen und Form zu schaffen. Aschenbachs Mutter war eine Ausländerin. Von ihr hat er die künstlerischen Kräfte seiner Seele. Die Folgen dieser seiner Herkunft sind nicht sowohl ausgesprochen als den Tatsachen zu entnehmen: er lebt in Deutschland, die deutsche Sprache ist seine Sprache, sie ist der Stoff, in dem er künstlerisch arbeitet; aber Wurzeln im deutschen Wesen hat er, insofern er Künstler ist, nicht. Gesunde Kraft, Gefühl, Lebensblut, das einem Dichter eben nur aus stammhafter Zugehörigkeit und aus natürlicher Liebe zu seinem Volke zuteil wird, fließt nicht in ihm; seine Seele ist Formenfreude, im Innenleben zum Rausche gesteigert; doch die Schönheit zuleitenden Nervenfasern quälen ihn auch, indem sie seltsame Zerrbilder teils aus der Wirklichkeit, teils aus nicht abzuwehrender Phantasie in peinigende Gegenwart bringen.

Ist der Charakter Aschenbachs weit in die Novelle hinein mit unabweislicher Wahrheit gezeichnet, wie nur ein Selbstbildnis eines Künstlers, so will mir der sittliche Zusammenbruch, der bei dem geduldeten Schminken sich kundgibt, auch im Rahmen der Novelle nicht genügend glaubhaft erscheinen. Die Novelle verlangt freilich Steigerung und Abschluß; an die Zeichnung des wahren Lebens mußte die erdichtete Dichtung herantreten, die nicht dieselbe überzeugende Kraft hat, obgleich der Dichter durch ein ans Mystische streifendes Vorspiel, den Drohblick des fremden Wanderers und die schimmernden Leichensteininschriften, auf das Ende vorbereitet hat.

Lübeck. Richard Zimmermann.

Theater-Korrespondenz.

Kgl. Schauspielhaus. Peer Gynt. Dramatisches Gedicht von **Henrik Ibsen.** In 10 Bildern. In freier Uebertragung für die deutsche Bühne gestaltet von Dietrich Eckardt.

Eine große, seltene, künstlerische Feier bereitet das Königliche Schauspielhaus in seiner „Peer Gynt"-Aufführung. Eine ganze Schar von Schaffenden wirkt zusammen, um dies Gesamtkunstwerk zu erzeugen: Dietrich Eckardt hat den fließenden Ueberreichtum der tiefsinnigen, poesievollen, wundervoll-wunderlich-grotesken Dichtung für die deutsche Bühne gebändigt. Edward Grieg hat seine schöne, tiefe Musik dazu gegeben, die an Stellen, wo die Nerven zu reißen drohen, kommt und kraftvoll unser Inneres wieder zu Harmonie ordnet; gewaltige Gemälde führen die nordische Landschaft vor; die Regie (Reinhard Bruck) erfaßt das Werk tief und vornehm und hat viel Arbeit und Mühe daran gewendet. Das Schauspielerische war im Zusammenspiel bewunderungswürdig, vortrefflich in jeder Einzelleistung, und gipfelte in einer unvergleichlich schönen Darstellung der Haupthelden. Das Ganze war von einer großen, einheitlichen Wirkung.

Wie ein Lustspiel fängt es an, mit einem neckenden Schelten, Keifen und Trotzen zwischen einer Mutter und ihrem widerhaarigen Sohn. Aber die große Natur, die uns dabei mahnend anblickt, verspricht etwas ganz anderes als ein Lustspiel. Man bekommt etwas wie eine Vorstellung, als ob es dort, wo die Natur so aussieht, überhaupt gar keine Lustspielwirkungen geben könne; als ob alles ins Gewaltige und Heroische und ins Phantastische und Außermenschliche sich sogleich verziehen müßte. Die Regie tat sehr recht, auf das Mitwirken der Natur einen so großen Wert zu legen. Denn diese norwegische Landschaft, so charakteristisch und eindrucksvoll dargestellt, machte so ganz begreiflich, wie diese Dichtung nur aus norwegischer Volksart kommen konnte und gerade so aus ihr kommen mußte. Wie die Saga, die in den Falten dieser Berge, in den Schluchten und schattigen Tiefen wohnt, an ihr mitgewoben hat, und wie Norweger-Art so werden mußte, wie dieser Peer Gynt: so verträumt und unbewußt, so kühn und wild und trotzig; so phantastisch, und so weltenweit schweifend, und so unwirklich, und so hilflos, und so geborgen im eigenen Selbst.

Man begreift angesichts dieser Natur, daß es Ibsen, der Norweger, ist, der hier sein Lied vom Leben vor uns singt und schluchzt und klagt und feiert — bis dann der zweite Teil hinzukommt und etwas ganz anderes bringt. Die Dichtung fällt deutlich erkennbar in zwei Hälften. In der zweiten ist es Ibsen, der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, das Genie der ungenialen, schweren, dumpfen Uebergangszeit, der sein Lied vom Leben vor uns — nicht singt, nein schilt, höhnt, in bitterer, anklagender Satire und in spitz gestelltem Problem, das die Lösung nicht findet.

In der ersten Hälfte ist die Handlung groß und schlicht und schreitet in gewaltigen Wirkungen, wie die Linien dieser norwegischen Berge, dieser norwegischen Sage. Unendlich liebenswert steht der Held Peer Gynt vor uns. Kinderhaft gut, ganz voll naivem Lebensbedürfnis und pflanzenhaft unbewußt. Immer nur ein: „ich muß“ ist in ihm. Fast könnte er auch sagen: „es muß“! Denn noch ist kein Ich in ihm. Kein sittlich wacher Wille weiß, überschaut, urteilt und wählt. Alles ist nur Lebenstrieb. Wenn die Umgebung feindselig ist, dann rennt ein trotziges: „ich will aber, ich will“ gänzlich unerschrocken dagegen an. Aber es gibt auch nach, dieses: „ich will“, weil es sich tumb und kinderhaft vom Fremden ganz leicht imponieren läßt. Noch ist nicht geistige Bewußtheit, nicht Zielsicherheit, nicht Wahl des Weges in seinem Tun. Es ist alles nur Lebenstrieb. Wahllos greift er zu, nach dem Bunten, dem Glänzenden, was im Augenblick lockt: Gold lockt, eine Krone lockt, das Weltenweite lockt, das Fremdartige lockt, das Kühne und nie Gewagte lockt, die phantastische, schmeichelnde Liebe lockt. Und wenn im wilden Gebirg in feindlicher Nacht dem Verirrten Spukgestalten kommen und girrend werben — er greift zu. Und wenn die Trollprinzessin kommt, in fremdartiger Schönheit tanzend sich um ihn dreht und ihn lockt, er greift zu. Und wenn ihm die Trolle eine Krone bieten, — dafür bindet er sich wahrhaftig einen Schwanz um und verspricht ein Troll zu sein. Nur das Auge sich operieren lassen, die Welt schief zu sehen, nein, das verletzt ihm zu sehr sein menschliches Lebensgefühl, das greift ihm zu sehr in sein Selbst.

Da klingt sie auf einmal herauf, mysterienhaft tief, die Frage nach dem Selbst, nach dem Ich, — die den eigentlichen Inhalt der Dichtung ausmacht. —

Wenn etwas gefährlich ist und alle anderen es nicht wagen, er greift zu. Wenn etwas ihm drohend in den Weg tritt, er dringt darauf los und will nicht außen herum, sondern geradeaus durch die Mitte. Aber wenn er vor seinem Glück steht, vor dem einen süßen, unbegreiflich zarten, schwebenden, das er so heiß ersehnt hat, das er nicht hat ertrotzen können und das im Ueberschwang der Liebeskraft, der ganz golden-seligen, erlösenden, sich ihm naht, wenn er vor dem Glück seines Lebens steht, und es tritt die Vergangenheit drohend dazwischen und spricht von Schuld und Rache: dann läßt er sich erschrecken; dann findet er nicht die Quelle des sittlichen Widerstandes, nicht die Rettung, den Halt, und geht, anstatt

geradeaus durch die Mitte darauf zu, außen herum — und irrt und irrt ein Leben lang und läßt das liebste Wesen hoffnungslos warten.

Irrt und irrt, und sucht sein Selbst und findet es nicht — und meint sein Selbst durch Egoismus zu fassen und zu bewahren, da verliert er es mehr und mehr.

Schon kommt die Abrechnung und läßt ihn verzweifeln. Da sieht er die Geliebte wieder, die fünfzig Jahre auf ihn gewartet. Da begegnet er einer Liebe, die ein Leben lang in Verlassenheit ihm treu geblieben ist, weil sie sein tiefes Selbst erfaßt hat. Die unbeirrt blieb von dem, was er ihr tat, weil sie sein tiefes Selbst die ganze Zeit unbeirrt in ihrem Herzen gehegt hat. Und das erlöst ihn.

Ganz folgerichtig ist der Charakter des Helden in diesem Teil, und zusammen mit seinem Gegenbilde Solveig getreu germanischer Volksart, und getreu der tiefen, großen, wissenden Saga. Ganz folgerichtig ist die Handlung, die sich mit der wundervollen Schlußszene zu einem Ganzen ründet und sinnvoll zusammenschließt. Das Naturwesen, unbewußt triebhaft lebend, — nach Schicksalen und langer Irre findet es den Weg zu sich selbst, an der eigenen Verzweiflung und an der erlösenden Kraft der Liebe reifend zum sittlichen Wesen.

Ein Gegenstück ist Solveig ganz und gar. Zwar auch sie ist ein naives Wesen und alles in ihr sagt: ich muß. Aber dabei ist sie sittlich wach und gewiß. Was in ihr sagt: „ich muß", ist sittliche Genialität, selbstvolle; die in sich selber durch den Trug angelernter Vorstellungen und durch die Hemmung traditioneller Vorurteile dringt, selbst durch die Hemmungen der teuersten Familienbande, und ihr eignes Selbst und Schicksal in Gewißheit faßt; und die auch, an den Erzählungen seiner Mutter sich zurechttastend, das Wesen des Geliebten im innersten Kerne so fest faßt, daß sie auch durch sein Verhalten nicht mehr geängstigt und beirrt werden kann. Schicksalvoll ist sie von dem Augenblick, wo die Liebe in ihr erwacht: denn sie kann nicht mehr zurück. Schicksallos ist sie: was von außen kommt, kann ihr Geschick nicht mehr beeinflussen. Sie liebt ein Selbst, und das ist es wert — und so braucht sie nicht einmal mehr die Gegenwart des Geliebten, um ihrer Liebe selig zu sein — auch sein Fernbleiben, soviel Schmerzen es bringt, macht ihr Leben zu einem einzigen Gesange. Denn sie ersehnt ihn und liebt ihn und zweifelt nicht. Sie ist die ganz gesammelte, sittlich ganz zusammengeraffte, menschlich ganz und gar produktive Natur, die aus dem sicheren Grunde still und leuchtend blüht und durch Schmerzen nur schöner sich verklärt. Und von hier aus gewinnt Peers Natur eine neue Beleuchtung. Da er die sittliche Zusammenfassung nicht hat, bleibt er trotz des Ueberschwangs seiner Genialität der Halbe; trotz des Reichtums seiner Natur kann er nichts schaffen; sieht er sein Leben auseinanderfließen; bleibt er menschlich unproduktiv. Ja, es gibt eine wunderbar poesievolle Stelle gegen den Schluß, wo ihn klagende Stimmen umtönen. Das sind die Gedanken, die er in vollen, rauschenden Chören

hätte schaffen sollen! Nun sind es nur wirre Knäuel. Es ist das Wort, das er hätte künden sollen, — er aber hat die Zeit verträumt. Es sind die Lieder die er hätte singen sollen, aber sie blieben ungeboren und klagen ihn an.

Und auf einmal ist Peer Gynt etwas wie ein Geistesverwandter von Ulrik Brendel, — der in ungeschriebenen Büchern schwelgte und darüber sein Leben vergeudete: weil er die Kraft der Zusammenfassung nicht hatte.

Und hier ist auch der Punkt, wo in die Dichtung das hineinströmt, was dem zweiten Teil etwas so Fremdartiges gibt. Der Inhalt dieses Teiles gehört ja genau in den Zusammenhang der Handlung; aber dennoch fällt es auseinander. Viel zu breit werden die Irrwege Peer Gynts ausgemalt, und wie er sein Selbst im Aeußerlichen, im Platten und Flachen sucht, materialistisch und heuchlerisch. Für den Lebensorganismus der Handlung war diese Breite nicht nötig, aber sie wird mit Wollust gezeichnet, mit bitterer Wollust des Hasses und der Verachtung. Denn nun dringt hinein die persönliche Not, das Leiden und die Last Ibsens, des Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Eine ganz andere Welt kommt auf. Fern, fern ist die wissende Saga, so fern wie die norwegischen Berge dem Wüstensande, in dem die Dichtung jetzt zum Teil spielt, und in dem die Sphinx so unbegriffen starrt. In dem dürren Sande der Welt, die sich der grübelnde Intellekt schafft, schreiten wir, und etwas Gequältes ist in dem Ton der Dichtung, etwas Verranntes und etwas Verstricktes; so als ob der Dichter nicht mehr schaffend darüber stände, schauend und ruhevoll, sondern sich selber mit einschlösse in sein Klagen und Anklagen.

Dort sprach Ibsen der Dichter, dem die Tiefen des Volksgemüts sich auftaten mit allen ihren Quellen, da stieg ihm die lebendige, herbe, süße, die wilde, die herrliche Sagadichtung auf. Hier spricht Ibsen, der Skeptiker, von seiner Zeit.

In der erschütternden Szene, wo Peer Gynt dem wunderlichen Wesen begegnet, das mit dem Gußlöffel geht, um die Wesen einzuschmelzen und auch ihn dazu fordert: welch ein Bild der Zeit geht da plötzlich auf! Diese Menschen alle sind Halbe! Haben nicht Kraft zur guten Tat, noch zur bösen! Denn auch zum Sündigen gehört Kraft. Darum kommen sie nicht in den Himmel, nicht in die Hölle. Sie haben kein Ich, darum werden sie umgeschmolzen —

Ihnen werden nicht tiefste Schmerzen, ihnen wird nicht Seligkeit. Sie sind nur verärgert —

Das ist Ibsen, der unerbittlich Ehrliche, der mit sich und seiner Zeit abrechnet; da wird es ein bitteres Höhnen, und wehes Anklagen.

Denn es war die Zeit, die sich selbst abgeschnitten hatte (das war ihr Schicksal, sie hatte es zu erfüllen!) von den metaphysischen Quellen. Und der Dichter mußte die Last der Zeit tragen. Aber tief und echt, wie er als Dichter und als Mensch war, glücklich konnte er nicht sein, nicht als Mensch, und nicht als Dichter. Denn nie wird große Dichtung sein ohne metaphysische Quellen. Und er mußte Probleme aufstellen, grüblerisch spitz,

und konnte sie nicht lösen. Denn noch keinem Lebensproblem ist Lösung je gekommen anders als aus metaphysischen Quellen.

Der Dichter mußte die Last der Zeit tragen.

Es werden ganz andere Zeiten kommen. Bald. Die Herrschaft des Materialismus ist schon im Abebben. Es werden wieder metaphysische Quellen fließen, und das Bild der Welt wird sich verwandeln. Aber durch die Jahrhunderte hallen wird erschütternd, mit seinem bitteren, schneidenden Weh der Schmerzensschrei Ibsens von unserer Zeit, den der zweite Teil des Peer Gynt bedeutet.

Und durch die Jahrhunderte strahlen wird die unnennbare Schönheit der tiefen, wissenden Liebespoesie, die diese Dichtung zu singen weiß von Peer Gynt und Solveig. Und hat das herrliche dramatische Gedicht seine Mängel, — Mängel, die die Mutter, die Zeit, ihm mitgab; kann es seinen Reichtum nicht kraftvoll einheitlich zusammenfassen (daß sie auf der Bühne jetzt doch einheitlich wirkt, ist zum großen Teil das Verdienst Dietrich Eckardts, des Bearbeiters), denn eine solche Dichtung einheitlich fest zusammenzuschließen, dazu gab die Zeit die Kraft nicht her: aber die Liebesszenen zwischen Peer Gynt und Solveig erreichen noch das Zarteste, Holdeste, Tiefste und Lichtvollste, was je an Liebespoesie der Menschheit in ihren reichsten Zeiten aufgegangen ist. Ja, diese Szenen sind so schön: wenn man aus fernen Regionen käme und die Erde nicht kennte und schaute sie in all ihrem Leiden, in all ihrer Not und begegnete dann dieser Liebespoesie, man würde ausgesöhnt sein mit dem Lose des Menschlichen, da es solche Schönheit gebären kann. Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Der amerikanisch-mexikanische Krieg — England und Frankreich — Ruedorffers „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart".

Das wichtigste Ereignis des vergangenen Monats ist der Ausbruch des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Es kann kaum ein Zweifel daran sein, daß Präsident Wilson ehrlich bemüht gewesen ist, den Frieden zu erhalten. Sein Ehrgeiz war weniger auf die auswärtige als die innere Politik gerichtet. Er hat in der letzteren schon ansehnliche Erfolge erzielt,*) obwohl er sich erst seit dem März 1913 im Amte befindet. Seine ganze Autorität einsetzend, zwang er den widerstrebenden Kongreß, eine Sommersession abzuhalten und sie dem Gesetz über die Reduktion der Zölle zu widmen, bezüglich dessen die Meinungen in den gesetzgeberischen Körperschaften nach allen Richtungen der Windrose auseinandergingen. Nicht zum mindesten dank dem Eingreifen des Präsidenten hat die Bill, deren Tragweite auch von der europäischen Geschäftswelt ziemlich hoch angeschlagen wird, den Hafen erreicht.

Auch äußerlich war Wilson stets bemüht, zu zeigen, daß er, soweit die Verfassung ihm das gestattete, ein persönliches Regiment führen wollte. Als der erste von den Präsidenten der Union eröffnete er den Kongreß persönlich und verlas seine Botschaft, an der seinen Landsleuten auch ein erhebliches literarisches Verdienst auffiel, wie eine Thronrede. Während er sich in der Zollfrage bis zu einem gewissen Grade freihändlerischen Ansichten zugänglich gezeigt hatte, schlug er in seiner sonstigen inneren Politik eine ganz andere Richtung ein, indem er auf den verschiedensten Gebieten versuchte, das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte durch Staatseinmischung zu regeln. Mit ebenso großer Mühe, wie die Bill über die Zölle, brachte Wilson ein Bank- und Währungsgesetz durch den Kongreß, das eine bundesstaatliche Behörde zur Beaufsichtigung der 30 000 Banken und zur Regelung ihres Umlaufs an Noten einsetzte. Es handelte sich dabei um wirt-

---

*) Revue Politique et Parlamentaire. Nummer vom 10. April 1914, pag. 160. James W. Garner, Professeur à l'université d'Urbana (Illinois) „La vie politique et parlamentaire aux Etats unis."

schaftspolitische Probleme ersten Ranges, da die Union die Versorgung des Verkehrs mit Papiergeld der privaten Initiative überließ. Klare und präzise Berichte darüber, wie jener Zustand, der schon schwere Handelskrisen hervorgerufen hat, nun eigentlich reformiert worden ist, liegen noch nicht vor. Jedenfalls steht aber fest, daß durch das Bank- und Währungsgesetz nach dem Vorbild der alten Welt das voluntaristische Prinzip zugunsten der Staatsintervention zurückgedrängt worden ist und daß die Schaffung eines Beamtentums Fortschritte gemacht hat.

Ganz demselben Geiste entsprang das Gesetz über die Anlegung von Staatsbahnen in Alaska. Hier stieß der Präsident auf den zähen Widerstand nicht nur seiner systematischen Gegner, der Republikaner, sondern auch eines großen Teils der Partei, die ihn gewählt hat, der demokratischen. Diese Opposition trat nicht hervor wegen der 40 Millionen Dollars, die Wilson vorläufig bloß verlangte, sondern weil der Bau von Eisenbahnen durch den Staat den überlieferten Grundsätzen und Vorurteilen des amerikanischen Individualismus widerspricht. Aber auch in jener Frage setzte der Präsident seinen Willen durch und führte so das Gemeinwesen einen Schritt weiter auf dem neuen Wege der positiven Wohlfahrtspolitik, den die Vereinigten Staaten mit der Herstellung des Panamakanals und einer sehr energischen Staatstätigkeit auf den Philippinen betreten hatten.

Dem Geiste dieser Reformtätigkeit entspricht, daß die Verstaatlichung der Telegraphen und Telephons betrieben wird. Vor kurzem ist ein staatlicher Postkolli-Dienst eingerichtet worden, der durch seine Konkurrenz die privaten „Express-Companies“ gezwungen hat, die Tarife herabzusetzen. Vollkommen läuft es auch den wirtschaftspolitischen Traditionen des Landes zuwider, daß der Bund den Einzelstaaten bedeutende Summen für den Bau von Straßen überweisen will, und daß — eine Maßregel, die schon durch den Kongreß gegangen ist und vom Präsidenten gutgeheißen werden wird — die Farmer Staatsunterstützung für ihr Genossenschaftswesen und den landwirtschaftlichen Unterricht erhalten werden.

Zum Zweck des Kampfes, den die Union seit 25 Jahren gegen die Trusts führt, hat Wilson nicht weniger als fünf Gesetzentwürfe im Kongreß einbringen lassen. Auch diese Bills bringen eine Stärkung der Bureaukratie mit sich. Keine Eisenbahn soll ohne Genehmigung der Interstate Commerce Commission mehr Geld aufnehmen dürfen. Neben der Interstate Commerce Commission soll eine Interstate Trade Commission eingesetzt werden, der die Aktiengesellschaften auf Verlangen ihre Bücher, Protokolle und Dokumente vorzulegen verpflichtet sind. Die höchst merkwürdigen Auslegungen, die der extrem individualistisch gesinnte oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten den gesetzlichen Bestimmungen gegen die Trusts gegeben hat, sollen durch ein neues Gesetz abgeschnitten werden. Eine Bill verbietet gewisse Aktiengesellschaften ganz. Eine andere versucht Garantien dafür zu schaffen, daß die Strafen für Uebertretung der Antitrustgesetze in Zukunft auch wirklich die großen Diebe treffen. Das Gesuch

der Eisenbahngesellschaften, die Frachten erhöhen zu dürfen, ist rundweg abgeschlagen worden.

Die Gesetze über die Zollreduktion, die Banknoten, die Staatsbahnen durchgeführt, vielfaches fördersames Eingreifen der Bundesbehörden in das wirtschaftliche Leben teils schon Tatsache, teils wirksam eingeleitet, die Beratung der Antitrust-Bills im besten Zuge, das ist ein durchaus befriedigendes Resultat für die Amtstätigkeit eines Staatsoberhauptes, das erst ein Jahr regiert hat und sovieler mächtiger Sonderinteressen Herr werden muß, wie der Präsident der Vereinigten Staaten. Man kann es Wilson nachfühlen, daß er, von Beruf eigentlich Gelehrter, durch die mexikanische Feuersbrunst sich nur ungern einer friedlichen legislatorischen Tätigkeit entrissen sieht, die so fruchtbar zu werden versprach. Denn es kann kein Zweifel daran sein, daß ein großer mexikanischer Krieg in Washington die Bekämpfung der Trusts und der großkapitalistischen Mißbräuche auf Jahre hinaus ins Stocken bringen würde.

Die Trusts haben also ein außerordentliches Interesse daran, vermittelst der gelben Presse und ihrer sonstigen Machtmittel die imperialistischen Ambitionen anzustacheln, auch abgesehen davon, daß sie in Mexiko enorme Kapitalien angelegt haben. Präsident Wilson, der bei weitem nicht so weltfremd ist, wie er von den Tageszeitungen dargestellt wird, hat von Anfang an erkannt, daß die aus schier unversieglichen goldenen Quellen gespeiste imperialistische Strömung ihn wegspülen würde, wenn er sich vermäße, ihr direkt entgegenzutreten. Mit Recht sagt die englische Publizistik, daß noch jeder Präsident der Vereinigten Staaten der Monroedoktrin eine anspruchsvollere Interpretation gegeben habe.*) Dabei war der Ehrgeiz, den die Präsidenten an den Tag legten, noch maßvoll, verglichen mit den offenherzigen panamerikanischen Bekenntnissen ihrer Minister. So sagte Mr. Olney, der Staatssekretär des Präsidenten Cleveland: „Die Vereinigten Staaten sind praktisch der Souverän unseres Kontinents und ihr Befehl ist Gesetz in Anbetracht jedes Gegenstandes, auf den sie ihre Dazwischenkunft erstreckt haben." **) Das war das internationale Recht der neuen Welt nach der Auffassung eines nordamerikanischen Staatssekretärs, der aus der demokratischen Partei hervorgegangen war. Noch unumwundener als er äußerte sich Mr. Taft, der, als Mitglied des Kabinets des Präsidenten Roosevelt, der republikanischen Partei angehörte. Dieser Herr, der später Präsident geworden ist, sagte als Staatssekretär: „Die Grenzen der Vereinigten Staaten dehnen sich virtuell bis Feuerland aus."

Das ist beileibe nicht bloß yankeemäßige Großsprecherei. Vielmehr sind die Taten der amerikanischen Staatsmänner ihren Worten durchaus konform. Das Kabinett von Washington hat durch den Krieg von 1846

*) Fortnightly Review; Aprilheft S. 675. R. J. Mac Hugh: „The Monroe Doctrine and the latin-american republics".
**) Ibidem Seite 676.

der Republik Mexiko 30000 Quadratmeilen, die Hälfte ihres Gebiets, entrissen, darunter das goldreiche Kalifornien und Texas, das allein so groß wie Frankreich ist. Sie hat Portorico annektiert, ferner Kuba, St. Domingo und Panama unter ihr Protektorat gestellt. Als Herr Wilson im März vorigen Jahres dem Herrn Taft als Bewohner des Weißen Hauses in Washington folgte, entging ihm nicht, daß unter seinen Mitbürgern die expansiven Tendenzen weiter um sich gegriffen hatten als je. Er selber teilte diese Leidenschaften nicht, machte ihnen aber als praktischer Politiker die größten Konzessionen. Mit einem „cant", der alles an politischer Moralisterei von seinen Landsleuten Geleistete übertrifft, stellte Wilson die unerhörte Forderung auf, daß auf die Dauer Regierungen von Romanisch-Amerika nur dann die Anerkennung der Vereinigten Staaten finden sollten, wenn sie ihre Länder von der Herrschaft des europäischen Kapitals frei erhielten. Indirekt proklamierte Wilson mit dieser Prätention die wirtschaftliche Alleinherrschaft der Vereinigten Staaten auf der westlichen Halbkugel, obwohl, wie eine englische Stimme sehr treffend bemerkt: „Europa so gut wie alles kauft, was Südamerika zu verkaufen hat; die europäischen Kapitalisten lieferten das Geld, vermittels dessen der Reichtum und die Prosperität dieser Nationen aufgebaut worden sind, und gaben es außerdem zu einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten selber noch Borger waren und keinen einzigen Dollar hergeben konnten. Sogar die Staaten, die dem Bereich des „dicken Knüppels" am nächsten liegen, werden sich besinnen, ehe sie auf das Verlangen der Vereinigten Staaten die Kunden und Kapitalisten fahren lassen, die sie in den Stand gesetzt haben, ihre gegenwärtige bemerkenswerte Prosperität zu erlangen. . . ."

Die erste romanische Regierung des Kontinents, der Wilson wegen ihrer Abhängigkeit von englischen Petroleumhändlern und anderen europäischen Finanzmännern die Anerkennung versagte, war die mexikanische, die dem „dicken Knüppel" am nächsten wohnte. Er setzte damit nur das Werk seines Vorgängers Taft fort, der, ebenfalls um dort die europäischen kommerziellen Einflüsse auszuschließen, in Mexiko die langjährige relativ gute Regierung des Porfirio Diaz durch diplomatische Machenschaften beseitigt hatte. Es ist bereits hervorgehoben worden, daß Wilson nicht mit dem Herzen bei einer Politik gewesen ist, die ziemlich gewiß zum Kriege führen mußte. Aber ganz genau so hat Taft auch gedacht. Es wurde ihm nachgesagt, es habe ihm, dem Republikaner, ein gewisses Vergnügen bereitet, die mexikanische Frage mit der eminenten Kriegsgefahr, die sie involvierte, ungelöst seinem demokratischen Nachfolger hinterlassen zu können. Jedenfalls hat er sich damit begnügt, im Lande der Azteken die stabile Regierung zu Falle gebracht zu haben; obwohl die eingetretene Anarchie ihm viele Handhaben dazu bot, ist er zu bewaffneter Intervention nicht geschritten.

Nicht die verantwortlichen Staatsmänner, auch nicht die sich recht kühl verhaltenden Massen, sondern wohlorganisierte Minoritäten haben zum

Kriege mit Mexiko gedrängt und ihn in dem Augenblick herbeigeführt, in dem der Präsident mit halb aufrichtiger halb berechneter Humanitätsbegeisterung dem Kongreß mitteilte, daß die Union nunmehr mit einunddreißig Ländern Schiedsgerichtsverträge zustande gebracht habe. Jene imperialistischen Organisationen gehören beiden großen Parteien an. Die Lage ist genau wieder so wie 1846, wo die Pflanzer aus den Südstaaten und die Goldsucher aus den Oststaaten zusammenwirkten, um den Krieg mit Mexiko herbeizuführen. Heute wird die demokratische Partei vorwärts gedrängt durch die eroberungslustigen Leute und Abenteurer in den Grenzstaaten, die in den 1848 Mexiko abgenommenen Landstrichen aufgeblüht sind; hinter den Republikanern stehen hetzend die vorzugsweise im Osten konzentrierten Trusts.

Bei aller Friedlichkeit seiner Neigungen ist sich Wilson von Anfang an darüber ganz klar gewesen, daß er dem Krieg mit Mexiko so leicht nicht entgehen werde. Nach dem französischen Witzwort war er der Führer seiner Partei, mußte ihr also folgen. Wenn das Kabinett von Washington versuchte, durch Drohungen und Einschüchterungen den Präsidenten Huerta zu stürzen und eine der Union genehme Persönlichkeit an seine Stelle zu setzen, konnte geschehen, daß es sich „festbluffte" und nun nicht wieder rückwärts zu gehen vermochte. Offenbar hat Präsident Wilson vor der Expedition nach Verakruz alle solche Möglichkeiten gründlich erwogen und den Krieg, den man ihm nicht gestattete zu vermeiden, diplomatisch aufs Beste vorbereitet. Mit aller Gewalt auf den Kongreß drückend, hat Wilson das Repräsentantenhaus bewogen, die 1912 durchgegangene, besonders der eigenen Partei des Präsidenten teure Gesetzesklausel zu widerrufen, die die amerikanische Küstenschiffahrt von den Panamakanalgebühren eximierte. England betrachtete jenen Artikel als eine flagrante Verletzung vertragsmäßiger Verpflichtungen, es hätte aber wohl noch lange auf die Anerkennung seines guten Rechts von Seiten der Vereinigten Staaten warten können, wenn man nicht in Washington das Bedürfnis empfunden hätte, durch Beilegung aller Differenzen mit den Großmächten Mexiko moralisch zu isolieren. Dieser Staatskunst diente auch das Einschreiten des Präsidenten gegenüber einer Bill, die die Einwanderung durch einen Bildungszensus zu erschweren bezweckte. Der Gesetzentwurf, der, nicht der Initiative des Präsidenten entsprungen, beim Repräsentantenhause eingebracht worden war, verbot in seiner dort angenommenen Fassung die Immigration von Japanern absolut, während ein gleichfalls so stark angefeindetes Einwandererkontingent wie die russischen Juden Zutritt haben sollte, soweit die Leute nur etwas Hebräisch oder „Jiddisch" zu lesen imstande waren. Wilson setzte durch, daß die Repräsentanten die auf das Japanertum bezügliche Vorschrift aus der Bill wieder entfernten, natürlich geleitet durch dieselben Motive der hohen Politik, die ihn überhaupt veranlaßten, zurzeit keiner Macht Grund zur Feindschaft gegen Amerika zu geben.

Was das amerikanische Staatsoberhaupt nicht hat ändern können, ist

die schlechte militärische Verfassung, in der die Union in den Krieg treibt. Das war für Wilson sicher ein Grund mehr, die Vermittelung neutralen Kreolenstaaten obwohl bei Verakruz schon ziemlich viel nisches Blut geflossen ist auch jetzt noch nicht zurückzuweisen. Wie ihr tum, so ist auch das Heerwesen der Vereinigten Staaten erst im begriffen. Nach dem Budget für 1914 sind für Heer und Flotte 246 Millionen Dollars ausgeworfen, dagegen für das Postwesen 307 lionen.*) Trotz der Verstümmelung durch den Frieden von Hidalgo im Jahre 1848 hat Mexiko noch immer ein Areal, größ Frankreich und Deutschland zusammengenommen**) und bewohn 14 Millionen Menschen. Allerdings glauben die Amerikaner auf die einigkeit der Angegriffenen rechnen zu können; nicht bloß wegen der buhlerschaft zwischen den Parteihäuptern, sondern auch, weil alle walthaber sich nur halten können durch die Fesselung und Knebelung katholischen Kirche. Die mexikanischen Klerikalen sollen Sympathien den Vereinigten Staaten haben, wo der katholische Klerus frei Belgien und zufrieden ist.

In England ist noch kein Ausgleich in dem Streit gefunden der sich, die Anglomanen aller Länder verblüffend, zwischen dem Unter und dem Offizierkorps ereignet hat. Die Regierung bietet den in Ulster, daß diejenigen Grafschaften der Provinz, die sich durch Referendum gegen die Unterordnung unter eine irische Legislatur aus noch für sechs Jahre von dem Parlament in London abhängen Nach dem Ablauf dieser Frist jedoch würden sie „automatisch" unter irische Legislatur fallen.***) Premierminister Asquith empfahl den gisten und Konservativen seinen Kompromißgedanken damit, daß binnen Jahren mindestens zweimal zum britischen Unterhause gewählt werden Die unionistische Partei habe also, wenn ihre nordirischen Anhänger absolut keines Besseren besinnen wollten, Zeit genug, um die öffen Meinung Großbritanniens für eine Aenderung des Homerulegesetzes in Sinne zu gewinnen, daß Ulster dauernd von dem irischen Staatswesen geschlossen bleibe.

Die Opposition hält den Vorschlag zur Güte, den das liberale ihr gemacht hat für unannehmbar. Sie will, daß das Parlament gleich aufgelöst werde, damit die Wähler zwischen den Liberalen und einerseits, den Ulstermännern und der Armee andererseits entscheiden. maßgebende Frage ist für die Unionisten nicht Homerule, sondern Pluralwahlbill. Das Gesetz über die Abschaffung der Pluralwahlen,

---

*) Vgl. den oben zitierten Artikel von Prof. Garner i. d. Revue politi et parlamentaire pag. 171.

**) Fortnightly Review, Aprilnummer pag. 687. Davenport Whelp „The injustice of war on Mexico".

***) Hiernach ist die betreffende Notiz Seite 182 meiner vorigen „Pol. Kor zu berichtigen.

die unionistische Partei angeblich um 40 Mandate schwächen wird, kann durch das suspensive Veto des Oberhauses nur bis zum Frühjahr 1915 hintangehalten werden. Es kommt deshalb nach der Ansicht der Konservativen alles darauf an, daß noch einmal Wahlen unter dem alten Wahlgesetz stattfinden. Wenn der Unionismus dabei die Mehrheit erlangt, kann er die Abschaffung des mehrfachen Stimmrechts selber in die Hand nehmen, indem er diese Reform verkoppelt mit einer Neueinteilung der Wahlkreise nach der Kopfzahl, einer Maßregel, die unter englischen Verhältnissen dem Konservatismus zu Gute kommen würde. Die Opposition glaubt deshalb ein Interesse daran zu haben, den gefährlichen Konflikt zwischen Unterhaus und Armee, bei dessen Beilegung zu helfen sie von den Liberalen beschworen wird im Gegenteil noch zu verschärfen.

In Frankreich haben die Wahlen zur Deputiertenkammer stattgefunden und nach den bisher vorliegenden Nachrichten keine wesentliche Veränderung der politischen Machtverhältnisse herbeigeführt. Anscheinend interessiert sich die französische Nation wenig für die inneren Kämpfe, die Furcht vor der Uebermacht des deutschen Nachbarn hält ihren Sinn vollkommen gefangen. Der französische Wähler ist der republikanischen Regierung dankbar dafür, daß sie die Reise des englischen Königspaars nach Paris herbeigeführt hat, denn diese Erneuerung der Entente Kordiale verbürgt nach der Ansicht der Franzosen das europäische Gleichgewicht und den allgemeinen Frieden.

Wahrscheinlich haben König Georg V. und Königin Mary den Ausfall der französischen Wahlen stärker beeinflußt als die Verhandlungen der Rochette-Kommission, von denen die Feinde der Regierung sich goldene Berge versprachen. Die Kommission hat festgestellt, daß der jetzige Minister Caillaux, als er 1911 Minister war, mit Erfolg einen Druck auf das Gericht ausgeübt hat, um eine Vertagung des Betrugsprozesses gegen den Börsenmann Rochette zu erwirken. Nach langer Vertagung ist das Gerichtsverfahren gegen den Finanzier dann wieder aufgenommen und Rochette zu einer empfindlichen Freiheitsstrafe verurteilt worden. Es gelang ihm aber, noch zur rechten Zeit ins Ausland zu entweichen. Eingestandenermaßen hat Herr Caillaux den Prozeß gegen Rochette damals unterbrechen lassen, weil dieses Finanzgenie von den versteckten Beziehungen zwischen Politikern und Börsianern gar zuviel wußte. Er drohte, den Richtern pikante Geschichten zu erzählen, wenn man ihm auf den Leib rückte. So wurde er durch Vermittelung des Ministeriums vor den Griffen der Justiz gerettet, zunächst vorläufig mit Hilfe des Vertagungsantrages, und dann, wie niemand zweifelt, definitiv, indem die Behörde bei seiner Abreise aus dem Machtbereich der französischen Jurisdiktion Konnivenz übte.

Franzosen, deren Urteil nicht durch die Parteistreitigkeiten getrübt wird, erkennen an, daß Minister Caillaux durch die Beeinflussung der Rechtspflege keinen persönlichen Vorteil gehabt, sondern aus politischen Beweggründen gehandelt hat. Aber daß die richterliche Gewalt sich von der ausführenden

zu einer pflichtwidrigen Handlungsweise hat bestimmen lassen, erscheint den denkenden Franzosen neben dem Rückgang der Bevölkerung, der Spaltung im Offizierkorps, der Desorganisation des Beamtentums als ein neues Zeichen des nationalen Verfalls. Es rächt sich noch immer, daß die Republik nach dem Sturze des Marschalls Mac Mahon die Unabsetzbarkeit der Richter suspendiert hat, um die ihr anstößigen Elemente aus der Rechtsprechung zu entfernen. Diese Maßregel ist damals von dem verhältnismäßig vorsichtigen rechten Flügel der Republikaner durchgeführt worden, heute regiert der völlig bedenkenfreie linke, der bei der Anstellung und Beförderung von Richtern kaum jemals andere Gesichtspunkte in Betracht zieht, als die Interessen der Partei. Man erzählt in französischen Juristenkreisen folgendes Histörchen: Einer der zahllosen radikalen Justizminister wollte einmal gewissenhaftere Grundsätze zur Geltung bringen und bei Gelegenheit der Ernennung von elf Friedensrichtern lauter Kandidaten ernennen, die sich durch Fachtüchtigkeit empfahlen. Aber bei jedem Posten sagte ihm sein Personalreferent: „Unmöglich, Herr Minister! Der Deputierte X. wünscht, daß Herr . . . . ernannt werden soll; der Senator Z. hat die Stelle ausdrücklich versprochen; es geht um seine Wiederwahl." Die Liste der Veränderungen wird immer länger; der Minister kann nichts tun, als die von den Parlamentariern verlangten Ernennungen vollziehen. Man kommt zu der letzten Stelle, die zu besetzen ist: „Jetzt, Herr Minister," ruft der Personalreferent triumphierend aus, „können Sie ernennen, wen Sie wollen; die Deputierten und Senatoren des Departements sind reaktionär." *)

Gottes Mühlen mahlen langsam; so zerreiben sie auch langsam, ganz langsam das Kapital von Autorität, das der Bonapartismus der Republik hinterlassen hat. Der französische Wähler merkt davon einstweilen so wenig wie von den öffentlichen Nachteilen des Zweikindersystems. Frankreich bleibt für ihn eines der bestverwalteten Länder der Erde, und wenn ihn nicht die hinter den Vogesen hervorblickenden Pickelhauben beunruhigten, würde er — so muß man die bis jetzt eingelaufenen Berichte über die Wahlbewegung auslegen — trotz weidlichen Schimpfens über die Korruption der Parlamentarier politisch ganz zufrieden sein.

Ich möchte diese Politische Korrespondenz damit schließen, daß ich die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine sehr lesenswerte Neuerscheinung unserer politischen Literatur richte. Es handelt sich um J. J. Ruedorffer: „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart." Der Autor scheint ein Pseudonym zu sein, hinter dem sich als wirklicher Verfasser oder Inspirator ein distinguiertes Mitglied der deutschen Diplomatie verbirgt. Ruedorffer stellt die Ansicht auf, die im ersten Augenblick paradox erscheint, daß der weltpolitische Ehrgeiz unserer Tage den allgemeinen Frieden weniger

*) Revue Politique et Parlamentaire, Nummer vom 10. März, Seite 497, Felix Rangade: „La Magistrature et la Démocratie."

bedrohe als fördere. Er meint das so: Heute findet der expansive Drang der europäischen Mächte in Asien und Afrika Platz genug, damit alle ihre Kräfte betätigen können. Jede Nation ist imstande, ihre eigenen großen Eroberungen zu machen. Früher war das anders. Was die Staaten in vergangenen Jahrhunderten zu erwerben vermochten, war weniger und schwerer teilbar. Infolgedessen fanden damals viele blutige Kriege statt, während es in der Aera der Weltpolitik bei diplomatischen Konflikten sein Bewenden hat. Wenn einmal die halbzivilisierten und unzivilisierten Länder endgültig aufgeteilt sind, werden die Zusammenstöße zwischen den europäischen Regierungen wahrscheinlich viel friedensgefährlicher sein als heute, denn der Trieb zu wachsen ist in aller Geschichte jedem kräftigen Gemeinwesen angeboren.

Auch heute aber hat die Weltpolitik nicht etwa die Kontinentalpolitik zu einem überwundenen Standpunkt zu machen vermocht. Vielmehr gehen Weltpolitik und Kontinentalpolitik nebeneinander her oder, genauer gesagt, greifen ineinander ein. Das weltpolitische Moment jedoch ist immer das, welches pazifistisch wirkt: „Die Gegensätze", sagt unser Autor, „werden nicht gelöst, nicht aus der Welt geschafft, ihre Austragung wird vertagt. Die Expansion nimmt die Richtung des geringsten Widerstandes. Solange ein Nebeneinander auf dem einen Gebiete möglich ist, schlummert das Gegeneinander auf dem anderen Gebiete. Europa als politisches Einheitsgebiet betrachtet, kennt nur ein Gegeneinander. Alles ist verteilt; was der Eine hier gewinnen will, muß der Andere verlieren. Dank der Weltpolitik nun hat jeder der europäischen Staaten die Möglichkeit einer überseeischen, sei es wirtschaftlichen, sei es politischen Expansion. Diese Möglichkeit gibt Europa eine gewisse Ruhe; die europäischen Gegensätze bleiben aufgeschoben. Solange sich Rußland in der Mongolei und Persien mit geringer Mühe ausbreiten kann, wird sein Expansionstrieb sich nicht gegen Oesterreich-Ungarn, den Balkan und Konstantinopel richten. Solange der französische Lebenswille in Afrika ein Kolonialreich begründet, kann die elsaß-lothringische Frage in den Gemütern schlummern oder nur Gegenstand gelegentlicher Reden sein. Solange die Blicke Italiens auf das Mittelmeer gerichtet bleiben, wird Triest, Nizza und Trentino nur Gegenstand von Demonstrationen sein. Das ganze Gewebe von Gegensätzen, aus dem die europäische Frage zusammengesetzt ist, bleibt, wie es ist. Es ist daran, wenn man den Südosten ausnimmt, der eine Frage für sich bildet in den letzten vier Jahrzehnten so gut wie nichts geändert worden. Diese vier Jahrzehnte aber waren die einer ungeheuren kolonialen Expansion; hier liegt nicht nur ein zeitliches Zusammentreffen, sondern ein ursächlicher Zusammenhang vor. . . . ."

Der Optimismus, mit dem Ruedorffer auf den gegenwärtigen Stand der internationalen Rivalitäten blickt, wird durch folgende Erwägung des Verfassers noch gesteigert: Den Kulturvölkern steht heute nicht nur die ganze Erde offen, um sich nebeneinander und gesondert von einander auszubreiten,

sondern sie vermögen sich ganz anders als früher auch gegenseitig mit ihren wirtschaftlichen Kräften aufs innigste und vielfältigste zu durchdringen. Es ist eine Weltwirtschaft entstanden, innerhalb deren die großen Nationen so fest mit einander verwachsen sind, daß jede der einen geschlagene Wunde auch den Körper der anderen zerreißt. Ein Volk, das einen Krieg anfängt, muß befürchten, daß es selbst im Falle eines vollständigen Sieges ökonomisch ebenso schwer leiden werde wie die Besiegten. Die volkswirtschaftlichen Konsequenzen einer großen kriegerischen Katastrophe sind überhaupt so unberechenbar, daß keine Regierung in der Lage ist, sich irgendwie ein Bild davon zu machen, welche Gewinnchancen sie eigentlich hat, wenn sie losschlägt, und auch diese lähmende Ungewißheit trägt viel dazu bei, daß die Schwerter in den Scheiden bleiben.

Der Gedanke, daß die unendliche Kompliziertheit moderner weltwirtschaftlicher Verhältnisse die Kriegslust dämpfe, hat Ruedorffer von dem englischen Journalisten Norman Angell, dessen berühmtes Buch „Die große Täuschung" ich im Dezemberheft des Jahrgangs 1911 der „Preußischen Jahrbücher" besprochen habe. Es ist so ziemlich die einzige Wahrheit, die jene oft aufgelegte und in zahlreiche Sprachen übersetzte Schrift überhaupt enthält. Leider hat Ruedorffer auch von den Irrtümern Angells manches aufgenommen. Er meint, die Kriege vergangener Jahrhunderte hätten viel weniger tief in das gesamte Leben des Volkes eingegriffen, als von dem Zukunftskrieg zu erwarten sei. Man braucht nur an die Schilderung zu erinnern, die von den wirtschaftlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges gewöhnlich gegeben wird, sowie an die Unbilden der Kontinentalsperre, um die Hinfälligkeit jener Behauptung des Verfassers zu erkennen. Falsch ist es auch, wenn Ruedorffer vorauszuwissen glaubt, daß die Lasten eines modernen Krieges die aller früheren ceteris paribus um ein Vielfaches übersteigen würden. Nach fast jedem großen Krieg, den Frankreich im 18. Jahrhundert geführt hat, ist der Staatsbankrott eingetreten. Das reiche England hat nach dem spanischen Erbfolgekrieg die Staatsgläubiger verkürzen müssen, nach den napoleonischen Kriegen ist der Staatsbankrott ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Preußen, Holland, Oesterreich, Rußland gingen durch die große kriegerische Erschütterung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts bankrott.

Niemand vermag mit Bestimmtheit zu behaupten, daß der Zukunftskrieg wiederum den österreichischen, französischen, preußischen Staatsbankerott hervorrufen wird. Ruedorffer begeht den Fehler, daß er nicht zwischen der absoluten und der relativen Höhe der Kriegslasten unterscheidet. Gewiß werden die Lasten eines modernen Krieges, absolut genommen, die aller früheren bedeutend übersteigen, aber, relativ betrachtet, stehen die Dinge doch ganz anders. Als im Jahre 1805 die spanische Silberflotte die französische Küste nicht zu erreichen vermochte, drohte in Frankreich eine jener ruinösen Wirtschaftskrisen auszubrechen, welche heute die Pazifisten an die Wand des Zukunftskrieges zu malen pflegen. Die Kursbewegungen an der Pariser

Börse flößten Napoleon geradezu Schrecken ein. Als er dann Oesterreich bezwang und die österreichische Kriegsentschädigung die gefährliche Lücke ausfüllte, die durch das Fernbleiben des amerikanischen Silbers in der französischen Volkswirtschaft hervorgerufen war, konnte der Kaiser erleichtert ausrufen: „Das ist die Art, wie Napoleon an der Börse spielt!"

Und dieses Zeitalter soll minder drückende und verderbliche Kriegslasten getragen haben, als sie gegenwärtig ein Weltkrieg mit sich bringen würde? Gerade das Gegenteil ist wahr! Wir sind viel besser befähigt, die Lasten eines großen Krieges zu tragen als unsere Vorfahren, denn wir sind so reich an Gold, daß wir das Silber geglaubt haben, demonetisieren zu müssen, um nicht im Gelde zu ersticken. Der Zukunftskrieg wird unerhörte Summen verschlingen, aber diese Geldmassen sind auch da, und immer mehr davon wird aus der Erde gegraben. Diese Schätze stehen nicht bloß zur Verfügung, um die militärischen Operationen zu führen, sondern auch, um die wirtschaftlichen Uebel des Krieges zu lindern. Aus schwerer wirtschaftspolitischer Sorge fühlte der Sieger von Austerlitz sich befreit, als er die Kriegsentschädigung von 40 Millionen Franken Silber erlangte. Wer weiß, ob der französische Finanzminister des Zukunftskrieges jemals so auf dem Trockenen sitzen wird? Ruedorffer hat ganz recht: „Ueber die wirtschaftlichen Folgen eines modernen Krieges zwischen Großmächten besitzt das Zeitalter noch so gut wie keine Erfahrung. Die Meinungen gehen auseinander. Die Komplexität der Faktoren macht jede Kalkulation unmöglich . . ." Sehr richtig auch, daß dadurch in den Kabinetten — nicht, wie Ruedorffer zugibt, bei den nationalistischen Parteien — Beklommenheit erzeugt wird und der Sprung ins Dunkle unterbleibt. Aber was soll man dazu sagen, wenn unser Autor schreibt: „Es läßt sich sehr gut denken — und das ist der Umstand, von dem allein ein relativer Friedenszustand der künftigen Welt sich erhoffen läßt —, daß sich gleichsam die Kämpfenden selbst so in einen Knäuel (des gegenseitigen wirtschaftlichen Interesses) verwickelt haben werden, daß keiner mehr imstande ist, sich aus diesem Knäuel zu lösen, um mit der Faust gegen den Gegner auszuholen. Das aber würde nicht das Aufhören der nationalen Kämpfe, sondern nur die Ausschaltung des Krieges als einer gleichsam veralteten Kampfform bedeuten . . . ."

Ruedorffer bemerkt einmal, die englische Gesellschaft verstehe es ganz vorzüglich, Menschen von fremder Nationalität, die nach Großbritannien kommen, sich zu assimilieren. Der Verfasser weiß selber nicht, in welchem Grade er assimiliert worden ist. Die Denkweise Norman Angells, wie sie die zuletzt zitierten Ruedorfferschen Sätze atmen, ist im England des zwanzigsten Jahrhunderts national; sogar in die Armee ist die Lehre vom ewigen Frieden eingedrungen, wie die sonst ausgezeichnete Broschüre des verstorbenen Obersten Hanna: „Can Germany invade England?"*) beweist.

*) Von mir besprochen: „Preuß. Jahrb." Dezember 1912. Soeben in einer deutschen Uebersetzung erschienen im Verlage von G. E. Lückardt, Osnabrück.



Daß unser Autor solche Irrlehren sich bis zu einem gewissen Grade angeeignet und sie gleich Norman Angell durch schillernde Vergleiche zwischen Politik und Naturwissenschaft glaubhaft zu machen sucht, sind die Schwächen seines Buches. Aehnliche rationalistische Fehlgriffe des Urteils traten manchmal in der sonst ebenfalls ausgezeichneten Flugschrift: „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg"*) hervor, die auch von einem den Einflüssen der englischen Mentalität ausgesetzten Diplomaten Deutschlands herrührt.

Ueber solche Fehler soll man bei Ruedorffer hinweglesen, ohne sich durch sie irre machen zu lassen, und man wird dann seine Freude haben an den feinen und lehrreichen Beobachtungen, die der Verfasser, aus der Fülle einer selten reichen Weltkenntnis schöpfend, in seinem Buche ausgestreut hat. Seine Hinneigung zu geistlosen Doktrinen der naturwissenschaftlichen englischen Weltanschauung ist schließlich doch nur ein Spiel; in Wahrheit bleibt Ruedorffer ein Zögling der deutschen historischen Schule. Im Einklang mit einem Gedanken, den H. v. Treitschke in seinen Vorlesungen über Politik zu äußern pflegte, sagt Ruedorffer: „Von allen Gesellschaften ist die internationale die geistloseste und langweiligste und bedarf zuerst der Karten. Von allen Künsten ist das Variété die einzige, die international hat werden können. Wer je eine der internationalen Städtegründungen, wie die europäischen Vorstädte von Stambul, Pera und Galata, oder das Shangai der weißen Rasse gesehen hat, muß zugeben, daß Europa nirgends so häßlich und verabscheuungswürdig ist, als wenn es gemeinsam auftritt. Von allen Wahrheiten sind die geistlosesten die internationalen — weshalb denn auch die Ueberzeugungen, die als internationale angesehen werden können und die internationale Ausdrucksweise auf einem geistig so niedrigen Niveau stehen. Nirgends hat jene Gemeinsamkeit, die der Verkehr ermöglichte, Großes und Würdiges schaffen können; und alles, was er Großes und Würdiges den Menschen vermittelt hat, konnte die nationale Eigenheit nicht abstreifen . . . ."

Nicht weniger meisterhaft gesagt ist das Folgende, das das Dogma von der völkerverbindenden Kraft des Dampfes und der Elektrizität einer Kritik unterwirft: „Es ist eine ungeheure Naivetät, zu glauben, daß man die Menschen wenn man sie miteinander bekannt macht, auch miteinander befreundet. Der Deutsche, der zu Hause seinen Balzac liest und bewundert, glaubt sich den Franzosen näher als der, der Gelegenheit hat, trotz aller Bewunderung für Balzac in Frankreich zu konstatieren, was alles ihn von den Franzosen scheidet. So hat der Verkehr, indem er Schranken beseitigt hat, Schranken aufgerichtet, deren Bedeutung zumeist verkannt und überall unterschätzt wird. Ein jeder kann diese Wirkung an sich und an anderen konstatieren. Die Tatsache ist unbestreitbar. Sie allein vermag es zu erklären, wieso es möglich ist, daß das Zeitalter des internationalen Verkehrs, des Menschen-, Güter- und Gedankenaustausches auch das Zeitalter wachsender nationaler

*) Vgl. meine „Pol. Korr." vom Dezember 1913.



Tendenzen und einer steigenden inneren Entfremdung der Völker ist. . . ." Inmitten dieser wechselseitigen Antipathie der Nationen hat Frankreich wegen der leichten Anmut seiner Bildung, die Allen gefällt einen sehr großen Vorzug. Die Franzosen gebrauchen, wie Ruedorffer ausführt, nicht nur ihr Kapital für die Zwecke ihrer Diplomatie, sondern auch ihre Kultur. Man findet in Frankreich: „Eine planmäßig organisierte kulturelle Expansion größten Stils, der kein anderer Staat etwas Aehnliches an die Seite stellen kann. Alle Zweige der Kultur sind in den Dienst dieser Expansion gestellt. Führende Gelehrte und Literaten werden von den Organisationen, denen diese Expansion obliegt, zu Vorträgen in diejenigen Länder gesandt, auf deren Bearbeitung besonderes Gewicht gelegt wird. Das sind die kleinen europäischen Länder, Holland, Belgien, die Schweiz, die skandinavischen Staaten und Südamerika. Die Erfolge dieser Propaganda sind bedeutende. Sie wird ständig erweitert. Sie steht durchaus im Dienste der Politik. Ansehen und Geltung Frankreichs sind ihr Ziel. Sie stellt eine moderne Erweiterung der politischen Kampfmittel dar, welche ebenso von der Regsamkeit des französischen Geistes als von seiner Vitatität zeugt. . . ."

Wie brauchbar das hier von Ruedorffer geschilderte Werkzeug der französischen Staatskunst ist, obwohl sehr weite Kreise seine Existenz kaum beachten, hat sich eben erst wieder in Rumänien gezeigt. Französische conférenciers überschwemmen das Land, dessen regierende Klassen ohnehin kulturell nach Paris gravitieren und werben in ihren formvollendeten Vorträgen um Sympathie für ihr Vaterland. Nicht nur Frankreichs Literatur, Kunst und Lebensgewohnheiten empfehlen jene beredten Herren den Rumänen, sondern sie preisen auch die Uneigennützigkeit und Großmut der französischen Politik. Wenn das Kabinett von Bukarest in den Verdacht gekommen ist, nicht mehr unbedingt zum Dreibund zu halten, so wird diese in Wien sehr empfindlich berührende diplomatische Veränderung zum Teil mit dem Eindruck zusammengebracht, den die verführerische Kunst jener patriotischen commis voyageurs auf die öffentliche Meinung Rumäniens ausgeübt hat.

Vortrefflich charakterisiert Ruedorffer den Unterschied unseres Zeitalters von den Jahrhunderten des Merkantilismus, in denen die Staaten ihren Vorteil darin erblickten, fremde, unreife Wirtschaftsgebiete dem eigenen Handel zu reservieren und die Kaufleute anderer Nationen von der dortigen Konkurrenz auszuschließen, nötigenfalls durch Gewalt: „Das ist . . . das Neue, . . . daß die Erfolge zweier Rivalen nicht nur nebeneinander hergehen, sondern ursächlich aufs engste miteinander zusammenhängen, dergestalt, daß die Erfolge des Einen auch dem Anderen zum Vorteil gereichen können. . . . . . . Ein großer Finanzier soll einmal das Wort geprägt haben: „Les affaires c'est l'argent des autres!" Aber nur auf den kleinsten Teil des modernen Geschäfts trifft dieses Wort zu. Gerade das Gegenteil ist das eigentlich Charakteristische. Das Wesentliche ist gerade, daß das, was der eine verdient, nicht einem anderen abgejagt werden muß. Die vorhandene

Wertsumme ist weder begrenzt noch festgelegt; ein neues Unternehmen schafft neue Werte aus dem Nichts, und indirekt fließt der Nutzen aus diesen neuen Werten der ganzen Wirtschaft zu. Aus dem wirtschaftlichen Aufschwung Argentiniens ziehen die Vereinigten Staaten, England, Deutschland, Italien reichen Nutzen, und was der eine verdient, ist nicht des anderen Verlust. Wird irgendwo in einem Teil der Welt eine Bahn gebaut, so kommt der Nutzen aus den nun wirtschaftlich aufblühenden Gebieten mehr oder weniger allen in diesen Gebieten Handel treibenden Nationen zu, ob sie nun am Bahnbau beteiligt sind oder nicht. Die Rivalität dreht sich nur um dem Prozentanteil am Gewinn; es liegt auf der Hand, welch tiefer und wesentlicher Unterschied diese Art der Rivalität von dem strikten Gegeneinander trennt, bei dem der Vorteil des Einen den Nachteil des Anderen bedeutet. . . ."

In diesem Zusammenhang kommt Ruedorffer wieder auf Frankreich zu sprechen, indem er darauf hinweist, wie wenig leistungsfähig die französische Industrie bei dem Wettbewerb auf dem freien Markt der weniger reifen Völkerschaften ist, den die wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung hervorgebracht hat. Im allgemeinen bekommt der französische Gewerbfleiß in exotischen Ländern nur Aufträge, wenn das Kabinett von Paris sie ihm durch diplomatischen Druck verschafft, unter Ausnutzung des französischen Ueberflusses an brachliegendem Kapital. Natürlich stehen auch die auswärtigen Aemter der anderen Länder hinter ihren überseeischen Gewerbetreibenden. Die deutsche, englische, amerikanische Industrie würden zum Unterschied von der französischen auch aus eigener Kraft auf den exotischen Märkten Geschäfte machen können, aber: „Der politische Einfluß ist hier der Weg zum wirtschaftlichen Gewinn, weil durch ihn der Anteil an den Gewinnen der Erschließung über den der reinen wirtschaftlichen Leistung entsprechenden Prozentsatz gesteigert werden kann. Zunächst folgen alle großen Geschäfte, die Staatslieferungen, die Anleihen, die Eisenbahnbauten dem politischen Einfluß. Er ist nötig zur Erlangung von Konzessionen, kann dazu dienen, die Handels- und Zollgesetzgebung und die Art und Weise ihrer Handhabung in den zu erschließenden Ländern so zu beeinflussen, daß sie dem Konkurrenten von Nachteil, dem eigenen Kaufmann von Nutzen ist. Diese Ausnutzung des politischen Einflusses zu wirtschaftlichen Zwecken ist der halbe Inhalt der modernen Weltpolitik. . . . Das Ziel ist natürlich auch hier die politische Beherrschung, die wirtschaftliche Monopolstellung unter Verdrängung der Konkurrenz. . . . Dieses Ziel ist aber bei der allgemeinen Konstellation der Weltmächte zueinander nicht mehr erreichbar. . . . Die Türkei und China verstehen es vortrefflich, die Interessenten gegeneinander auszuspielen und inmitten der allgemeinen Rivalität sich eine relative Unabhängigkeit zu bewahren. Die südamerikanischen Staaten schützen sich vor dem Dollar durch die Investierung europäischer Interessen. . . ."

Der Gedankengang Ruedorffers ist also folgender: Die Weltpolitik

mildert die Schroffheit der kontinentalpolitischen Gegensätze, denn es gibt noch viel Land auf der Erde zu verteilen. Auch die weltwirtschaftliche Verflechtung aller besonderen nationalen Interessenkomplexe erhält den Frieden, weil sie etwas Neues ist und niemand sich vorzustellen imstande ist, welche Konsequenzen alles aus der gewaltsamen Zerreißung jenes Geflechtes hervorgehen können. Auch das Ringen um noch unentwickelte kommerzielle Absatzgebiete führt nicht mehr zu blutigen Konflikten: „weil .... eine parallele Expansion möglich ist. Da man noch vorwärts kommt, wenn man sich bescheidet und auf die Alleinherrschaft verzichtet, bescheidet man sich eben; man begnügt sich damit, die Gefahr der politischen Vorherrschaft der Konkurrenz hintanzuhalten. Das Programm heißt dann: Freiheit des Handels für alle Mächte. Diese Forderung heißt das Prinzip der offenen Türe. . . ."

Wie hoffnungsvoll Ruedorffer auch gestimmt sein mag in bezug auf die Aussichten, die der allgemeine Friede hat, sich zu behaupten, geht der pazifistische Optimismus des Verfassers doch über eine ganz bestimmte Grenze nicht hinaus. Ganz ohne Zweifel ist Ruedorffer einer der gemäßigsten und besonnensten Männer, die jemals in Deutschland zur auswärtigen Politik des Reichs das Wort ergriffen haben. Deshalb mag es sich das Ausland gesagt sein lassen, wenn selbst dieser vorsichtige Diplomat der drohenden Einschnürung unseres Vaterlandes mit den energischen Worten entgegentritt: „Es ist offenkundig, daß ein großer Teil der neu erschlossenen Gebiete ihre politische Unabhängigkeit nicht für alle Zeiten wird wahren können. . . . Mit Marokko und Tripolis ist Afrika verteilt, die zentralamerikanischen Staaten ringen aussichtslos, die südamerikanischen mit Aussicht auf Erfolg mit der Macht des Dollars. . . . . Ob . . . (China) auf die Länge sich durch die Rivalität der Großmächte in leiblicher Unabhängigkeit halten kann, ist eine Frage, deren Beantwortung heute nicht weniger vermessen wäre, als die Beantwortung der Frage, ob die asiatische Türkei sich auf die Länge konsolidieren und halten läßt. Denkt man diese Entwicklung weiter fortgesetzt, so würde die Konstellation des nebeneinander auf dem Wege sein, sich in eine solche des Gegeneinander zu kehren. . . .

Deutschland . . . bedarf keiner Siedlungskolonien, ja kann solche zurzeit und wohl auf lange hinaus gar nicht besiedeln. . . . Natürlich sind Kolonien, das heißt die politische Expansion, immer erstrebenswert. In dem Maße aber, in dem die freien Absatzmärkte und Rohstoffgebiete sich verringern . . ., wird die politische Expansion . . . notwendiger, bis sie schließlich zur Lebensfrage wird. Die deutsche Politik hat bisher jeden Fetzen Landes, das dem freien Handel irgendwo verloren zu gehen schien, mit Hartnäckigkeit verteidigt; es hat die rein wirtschaftliche Expansion in den Mittelpunkt seiner Weltpolitik gestellt und auf diesem Gebiet, wie sein rapide steigender Handel beweist, große und unbestrittene Erfolge errungen. Dagegen hat die Leitung seiner auswärtigen Politik die politische Expansion wohl mit Rücksicht auf die Kontinentalpolitik nur in beschränktem Maße er-

strebt und dessentwillen heftige Angriffe auf sich genommen. Es hat seine Politik im nahen und fernen Orient auf die Erhaltung der Türkei und Chinas eingestellt und nirgends eine politische Teilung betrieben. Es hat sich nur immer, wenn die Gefahr einer Aufteilung auftauchte, gemeldet, hat Kiautschou besetzt, die berühmten Fühlhörner an den Kongo gestreckt, sein Interesse an einem eventuellen Verkauf der portugiesischen Kolonien bekundet. Es ist klar, daß Deutschland keiner weiteren Verkleinerung der freien Gebiete zusehen kann, daß es durch die Einschränkung der wirtschaftlichen Expansion in die politische Expansion getrieben werden muß. . . ."

Was das Buch Ruedorffers gedankenreich und anregend ist, ist das Werk des Grafen **Ernst zu Reventlow**: „**Deutschlands auswärtige Politik 1888 bis 1913**" langweilig und banal; ich erkenne das Streben des Verfassers nach Unparteilichkeit des Urteils gern an, erwähne aber im übrigen die Arbeit nur als Folie zu der erstgenannten Leistung.

Daniels.

Wechsel in der Statthalterschaft in Straßburg und im Ministerium des Innern in Berlin.

Unser Staatswesen beruht auf stetigen, sich immer erneuernden, in immer neuen Gestalten auftretenden Kompromissen. Nicht nur in der Gesetzgebung werden Kompromisse geschlossen zwischen der Regierung und dem Reichstag oder zwischen den Parteien untereinander, sondern auch die praktischen Zusammenstöße zwischen den verschiedenen Gewalten, die sich im Gemeinwesen zur Geltung bringen wollen und ihr Recht verteidigen, werden mit Kompromissen beigelegt und mit Kompromissen überwunden, und an solche Kompromisse schließen sich dann auch oft bedeutsame Fortentwicklungen an. Ein Hauptkennzeichen einer klugen und tüchtigen Regierung wird es bei uns immer sein, ob und wie es ihr gelingt, solche Kompromisse zustande zu bringen. Der gemeine Mann glaubt im Fürsten Bismarck den Titanen zu sehen, der mit seiner Urkraft alles unter seinen Willen zwang: der Kenner weiß, daß auch alle die großen Erfolge Bismarcks schließlich auf Kompromissen beruhten. Alle seine Nachfolger wandeln in Anwendung dieser Methode auf seinen Bahnen, bald mit mehr, bald mit weniger Glück. Ein wahrhaft glänzendes Beispiel aber, man möchte sagen ein Schulfall, wie eine unglückselige und, wie es schien, völlig verfahrene Komplikation schließlich doch noch von einer geschickten, geduldigen Hand nicht nur entwirrt, sondern zu einem positiv guten Ende gebracht werden kann, ist der nunmehr nach fünf Monaten zum Abschluß gekommene Zwischenfall von Zabern.

Der Oberst v. Reuter und der Leutnant v. Forstner sind von den Kriegsgerichten freigesprochen worden — nach der Meinung Vieler und auch ...r meinen zu unrecht. Aber auch nach dieser strengeren Auffassung waren

soviel mildernde Umstände vorhanden, daß man gegen eine Begnadigung nichts eingewandt haben würde. Ist nun durch die völlige Freisprechung auf dieser Seite das Rechtsgefühl verletzt worden und konnte man besorgen, daß nunmehr die Rechtssicherheit des Bürgertums gegen etwaige militärische Uebergriffe in Deutschland nicht genügend verbürgt sei, so sind solche Besorgnisse aus der Welt geschafft, indem die Regierung freiwillig den durch jene beiden Offiziere Geschädigten ein Schmerzensgeld bezahlt hat. Dadurch sind nicht nur die peinlichen Zivilprozesse, die noch ausstanden, vermieden, sondern es liegt darin ja auch das stillschweigende Zugeständnis, daß auf dieser Seite ein gewisses Unrecht geschehen ist, und die Entschädigungen sind so bemessen, daß die Leutchen, die die Nacht im Pandurenkeller gesessen oder eins über den Schädel bekommen haben, zuletzt mit einem gewissen Schmunzeln an das Abenteuer zurückdenken werden. Zugleich sind die militärischen Vorschriften, auf Grund deren der Oberst v. Reuter sich zu seinem Vorgehen berechtigt geglaubt hat, einer Revision unterzogen und die anstößige Bestimmung, deren Rechtsgültigkeit ohnehin zweifelhaft war, ist gefallen. Ich habe es, offen gestanden, nicht für möglich gehalten, daß es gelingen werde, eine juristische Formel zu finden, die beide Parteien, das militärische und das bürgerliche Selbstbewußtsein befriedige. Man hat auch die kleine Irregularität stehen lassen müssen, daß für Bayern und Württemberg etwas andere Bestimmungen geltend geblieben sind als für Preußen und die Reichslande, und scharfsinnige Kasuisten konstruieren Fälle, wo die neuen Vorschriften versagen würden. Praktisch hat das nichts zu bedeuten und der Herr Kriegsminister sowohl wie der Staatssekretär des Reichsjustizamts können stolz darauf sein, den Kunstbau zustande gebracht zu haben. Das Regiment 99 ist ohne den Obersten v. Reuter und den Leutnant v. Forstner in sein altes Quartier in Zabern wieder zurückgekehrt; die Soldaten sind froh, wieder unter Menschen zu wohnen und die Bürger freuen sich auch, daß sie sie wiederhaben.

Bis hierhin ist der wesentlich nachgebende Teil die Armee gewesen, nun aber kommt das große Opfer, das ihr gebracht worden ist. Die ganze bürgerliche Regierung der Reichslande hat weichen müssen. Aber es ist ein bloßer Personen-, kein Systemwechsel. Durch die Art, wie man den Austausch vollzogen hat, ist den Elsaß-Lothringern mit aller wünschenswerten Deutlichkeit gezeigt worden, daß nicht im mindesten die Absicht vorwaltet, sie etwa von jetzt an zu drücken, zu strafen, zu einer Politik der harten Faust überzugehen und die Bahn, die man mit der Verleihung der Verfassung eingeschlagen, wieder zu verlassen. Zunächst wechselten der Staatssekretär und der Unterstaatssekretär, während der Statthalter noch blieb. Zwei durch Feinheit und Besonnenheit bewährte Verwaltungsbeamte, ein Preuße und ein Bayer, wurden hingeschickt, die schon durch ihre Persönlichkeiten Gewähr gaben, daß keine Gewaltspolitik beabsichtigt werde, und in den Erklärungen, mit denen sie sich einführten, noch be-

sonders betonten, daß der maßgebende Staatsmann in dem Statthalter zu suchen sei. Im Geiste dieses Statthalters also wollten sie regieren, d. h. in demselben Geist wie vorher, und der Statthalter selbst hat es noch einmal unterstrichen, indem er, als er nun schließlich seinen Posten auch verließ, in der Abschiedsrede betonte, daß er sich mit seinen früheren Mitarbeitern völlig einig gefühlt habe. Wird nun etwa der neue Statthalter den Kurs ändern? Es ist mir unbekannt, welche Instruktionen ihm mitgegeben sind, aber ich sehe nicht, wo nach allen diesen Vorgängen noch Raum für eine Direktionsänderung sein könnte. Hätten der Kaiser und der Reichskanzler eine solche beabsichtigt, so hätten offenbar die neuen Staatssekretäre und der neue Statthalter gleichzeitig ihre Funktionen übernehmen müssen. Daß man die neuen Staatssekretäre noch unter dem alten Statthalter amtieren ließ, ergibt eine mit Sorgsamkeit erhaltene Kontinuität des Regierungssystems.

Was sollte dann überhaupt der Regierungswechsel? Nun, auch wenn kein Systemwechsel stattfindet, so hat ein bloßer Personenwechsel doch auch schon seine Bedeutung. Wie groß sie ist, worin sie sich zeigen wird, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht ist nicht das Unwichtigste daran der taktische Zug, daß durch das Opfer an der Spitze der bürgerlichen Verwaltung der Armee das Opfer jener fragwürdigen Bestimmungen über den Waffengebrauch erleichtert worden ist. In den Personen hat die eine, in der Sache hat die andere Partei gesiegt.

Der neue Statthalter ist der bisherige Minister des Innern in Preußen, Herr v. Dallwitz. Sollte das doch noch eine schärfere Tonart in den Reichslanden bedeuten? Jedermann würde das für sicher halten, wenn Herr v. Dallwitz gleich nach der Katastrophe in Straßburg erschienen wäre. Unter den jetzigen Umständen ist es nicht mehr anzunehmen. Herr v. Dallwitz ist ein preußischer Konservativer, aber zugleich ein Mann von Klugheit und Charakter, der weiß, was in der Politik die Taktik bedeutet. Nach alldeutschen Hetzrezepten zu regieren, wird er sich schwerlich versucht fühlen, um so weniger, als er sich in Straßburg bald überzeugen wird, wie in der Ablehnung dieser Gewaltpolitik die Altdeutschen in den Reichslanden mit den Eingeborenen völlig eines Sinnes sind. So ist denn das merkwürdige Ergebnis von Zabern, daß der bisherige Statthalter, Graf Wedel, zwar von seinem Posten hat weichen müssen, aber mit dem Bewußtsein des Sieges. Das bedeutet nicht, daß er oder seine Mitarbeiter nicht hier oder da im einzelnen Fehler gemacht, aber solche Einzelfehler sind nicht das Entscheidende, auf die Tendenz im großen kommt es an, und mit dieser Tendenz, die in der Verleihung der Verfassung ihren Ausdruck erhalten hat, war der Statthalter trotz Zabern auf dem rechten Wege. Der Kaiser hat ihn geehrt durch Verleihung des Fürstentitels, und die Bevölkerung hat ihm mit einer großartigen Vertrauenskundgebung das Abschiedsgeleit gegeben. Sein Abschied ist das vollkommene Gegenstück zu dem Scheiden des letzten Oberpräsidenten von Posen, der

seinen Posten verließ ohne Sang und Klang in dem Gefühl, mit aller aufgewandten Arbeit nichts erreicht zu haben. Er hatte einer Politik gedient, die zur Unfruchtbarkeit verdammt war, weil sie falsch war. Fürst Wedel hat die Genugtuung gehabt, daß die neue Dienstvorschrift, die für die Zukunft einem neuen „Zabern" keinen Raum mehr läßt, noch unter seiner Statthalterschaft eingeführt worden ist und nimmt die Ueberzeugung mit, daß trotz aller Anfechtungen, trotz aller Rück- und Zwischenfälle seine Politik sich bewährt hat und ein Elsaß-Lothringertum in der Heranbildung begriffen ist, das den französischen Nationalismus und die französischen Sympathien mehr und mehr abstreift und auf dem Wege über provinzielles Sonderbewußtsein sich zu einem lebensvollen Gliede am Gesamtkörper des deutschen Volkstums entwickelt.

Wenn Herr v. Dallwitz nun diese Politik fortsetzt, so wird es ihr noch von ganz besonderem Nutzen sein, daß er aus dem preußisch-konservativen Lager kommt. Denn eine vernünftige Politik in Straßburg ist immer von zwei Seiten bedroht; hier durch den Trotz und die Widerspenstigkeit der französischen Traditionen und des Franzosentums, dort durch die Kurzsichtigkeit, die Aufgeregtheit und die Brutalität der Ueberdeutschen. Der gute Ruf des Statthalters von Dallwitz als preußischer Junker' deckt ihn nach dieser Seite, und nach der anderen fertig zu werden, ist ohnehin nicht mehr schwer. Die hauptsächlichste Aenderung, die sich vollzieht, wird voraussichtlich nicht sowohl in anderen Maßregeln als in einem etwas veränderten Regierungs-Ton bestehen: eine gewisse kühle, vornehme Zurückhaltung der hohen Beamten gegenüber den Volksvertretern, statt der bisher üblichen, etwas weit getriebenen Cordialität. Will man außerdem einige jüngere elsässische Beamte zu ihrer Ausbildung nach Preußen schicken, so wird das für die jungen Herren eine sehr interessante Episode sein, aber politisch hat es mehr eine symbolische Bedeutung als eine praktische.

Vielleicht noch wichtiger, als daß Herr v. Dallwitz nach Straßburg gegangen ist, ist, daß er das Ministerium des Innern in Berlin verlassen hat. An seine Stelle ist Herr v. Loebell getreten; auch ein preußischer Junker, auch ein Konservativer. Aber es ist ein Unterschied. Gemäß der gewaltigen Position der konservativen Fraktion im Abgeordnetenhause hat Herr v. Dallwitz es für richtig befunden, ihr im Ministerium die Stange zu halten und im besonderen der Wiederaufnahme der Wahlreform zu widerstreben. Von Herrn v. Loebell ist kaum anzunehmen, daß er das tun werde. Er war einst die rechte Hand des Fürsten Bülow, als dieser den Block schmiedete. Die Spitze dieses Blockes war damals gegen das Zentrum gerichtet, aber das Zentrum hat seitdem sein Verhalten so sehr verändert, daß auch Herr v. Löbell keine Feindschaft mehr verspüren wird. Aber die Gedanken, die Fürst Bülow in seinem sogenannten Rechenschaftsbericht so schön ausführt, daß auch ein konservativer Minister in Preußen niemals mehr so regieren dürfe, daß er sich die Liberalen

zu Feinden mache, diesen Gedanken haben wir ein Recht, auch in Herrn v. Loebell noch zu suchen und vorauszusetzen. Als Inhaber von Aufsichtsratsstellen in großen Bank- und industriellen Gesellschaften ist er auch vielfach in persönliche Berührung zu freisinnigen Kreisen getreten. Man wird annehmen dürfen, daß das nicht ohne Frucht bleibt, und bewundert von neuem die feine Hand des leitenden Staatsmannes, die Herrn v. Dallwitz auf den Statthalterposten von Elsaß-Lothringen hinüberführte.

25. 4. 14. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Feldhaus, Fr. M. — Leonardo, der Techniker und Erfinder. Brosch. M. 7,50, gebd. M. 10,00. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Fischer, C. W. Th. — Um Gott und Grund. Leipzig, Xenien-Verlag.
—„—, **P.** — Die kirchliche Gleichgültigkeit unserer Gebildeten. M. 1,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Flitner, W. — August Ludwig Hülsen. Brosch. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Fontane, Th. — Vor dem Sturm, Roman aus dem Winter 1812 auf 13 Schulausgaben mit Einleitung und Anmerkungen von Johannes Hoffmann und Gymnasialdirektor Dr. J. G Wahner. Preis M. 2,—. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchf., Stuttgart und Berlin 1913.
v. Friedrich, R. — Die Befreiungskriege 1813—1815. Bd. IV, Der Feldzug 1815. M. 5,— Leinw. M. 6,50, Halbfrz. M. 7,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Fünf Komödien des Marquardt von Vryndt mit einer Einführung von Dr. Arthur Sakheim. — Die neue Maske eine Dramenfolge. Herausgegeben von A. Sakheim und E. G. Seeliger. Bd. I. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,50. Verlegt bei Carl Reissner, Dresden 1913.
Gaehde, Chr. — Das Theater. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 230. M. 1,25. Leipzig. B. G. Teubner.
Gebiete und Methoden der amtlichen Arbeitsstatistik in den wichtigsten Industriestaaten, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Berlin 1913, Carl Heymann's Verlag.
Gleichen — Russwurm, Alexander v. — Saisonschluss. Roman. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,— Hamburg 1913. Verlag Gebr. Enoch.
Gobert, G — Dans Un Pays Bilingue. Franc 1. Bruxelles, A. Gossé & Co.
Görland, Dr. A. — Die Idee des Schicksals in der Geschichte der Tragödie. M. 3,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Goethe's Briefe. — 6. Bd. 1819—1832. Herausgegeben von E. v. d. Hellen. Stuttgart und Berlin. Cotta'sche Buchhandlung.
Goetz. — Das apostolische Glaubensbekenntnis. Religionsgeschichtliche Volksbücher. IV. Reihe, Heft 17. M. 0 50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Goltz, Feldmarschall Frhr. v. — 1813. Blücher und Bonaparte. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1913.
Grabbés Werke. — I/II. geb. M. 4,—. Berlin-Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Grimm, Hans. — Südafrikanische Novellen. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.
Güldenstubbe, Max v. — Hubert. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. M. 0,50. Leipzig. Max Spohr.
—„— Himmel und Erde. Sieben Gedichte. M. 1,—. Leipzig, Verlag Max Spohr.
Gutzkow, K. — Die Ritter vom Geiste. 3 Bände. M. 6,—. Berlin-Leipzig, Bong & Co.
Haarhaus, Jul. R. — Deutsche Freimaurer zur Zeit der Befreiungskriege. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Halbe, Max. — Freiheit, ein Schauspiel von 1812. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Verlag Albert Langen, München.
Hasse, Lic. Karl Paul. — Nicolaus von Kues. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.
Heigel, Professor Dr. Carl Theodor. — 1813—1913. Rede, gehalten am 26. Juni 1913 bei der Stiftungsfeier der Ludwig Maximilians-Universität, in Verbindung mit der Feier des 25jährigen Regierung-jubiläums Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs und mit der Feier zur Erinnerung an die Befreiungskriege. Zu beziehen durch die Lindau'sche Universitäts-Buchhandlung. München 1913.
Heitmüller, W. — Jesus. M. 2,—, geb. M. 3,—. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Helfferich, Dr. K. — Deutschlands Volkswohlfahrt 1888/1913. M. 1,—, geb. M. 1,70. Berlin, Georg Stilke.
Hermann, W. — Die mit der Theologie verknüpfte Not der evgl. Kirche. M. 0,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Herre, Paul. — Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde, Geh. M. 2,—, geb. M. 2,50. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Hessel, Franz. — Der Kramladen des Glücks. Roman. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.
Hesselbarth, Dr. Herm. — Drei psychologische Fragen zur spanischen Thronkandidatur. M. 3,60. Leipzig, B. G. Teubner.
Hildebrand, Gustav. — Rund um den Kreuzturm, Roman aus den Dresdener Maitagen von 1849. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co., Leipzig 1913.
Hirsch, Privatdozent Dr. Julius. — Die Filialbetriebe im Detailhandel. Kölner Studie zum Staats- und Wirtschaftsleben. Heft I. Bonn 1913. A. Marcus' u. E. Weber's Verlag.
Hoeniger, Rob. — Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Militärwesens. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 5 Bd. 1913. Heft 2. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Horn, Dr. v. — Die Ostmarkenfrage und ihre Lösung. M. 2,—. Berlin, Julius Springer.
Horneffer, Dr. Ernst. — Religion und Deutschtum. M. 0,80. Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig.
Hoyer, Niels. — Axel Mertens Heimat. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4,50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Hue. O. — Die Bergarbeiter. 2. Bd. Brosch. M. 8,—, geb. M. 9,—, Halbfrz. M. 10,—. Stuttgart, J. H. W. Dietz Verlag.
Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, herausgegeben von Julius Goebel. — Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Vol. XII. 1912. Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft in Illinois.
—„— der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 28. 2 Lieferungen. Berlin 1913. Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.
Jakob, Marie. — Lebensweg und selbstverfasste Aufzeichnungen einer Deutschen à la Lenormand. Berlin-Leipzig 1913. Modernes Verlagsbüro Curt Wigand.
Jaurès, Jean. — Die neue Armee. Brosch. M. 7,—, geb. M. 8,50. Jena, Eugen Diederichs.
Jensen, Thit. — Mona Ross. Roman aus dem heutigen Island. Brosch. M. 3,50, geb. M. 4,50. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.
Immermann, Karl. — Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken, herausgegeben von Will Vesper. Mit Zeichnungen von Robert Goeppinger. Pappbd. M. 4,50, Halbleder M. 6,—. Martin Mörikes Verlag.
Insel-Almanach auf das Jahr 1914. Insel-Verlag zu Leipzig.
Johannesson, Fritz. — Was sollen unsere Jungen lesen? M. 3,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
Jordans Sigfridsage. M. 3,80. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.
Judentum, Vom. — Ein Sammelbuch, herausgeg. vom Verein jüdischer Hochschüler. Geh. M. 3,50. geb. M. 4,50. Leipzig 1913. Kurt Wolff, Verlag
Jugendpflege-Arbeit. — Der Kieler Jugendpflege-Kursus 1912. Teil I. M. 2,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Kaiser, Prof. Dr. Hans. — Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1833 1870. — Elsass-Lothringische Kulturfragen, 3. Jahrg., Heft 4/5. Verlag der Elsass Lothringischen Vereinigung, Strassburg.
Immanuel Kant's Werke, Band IV. Schriften von 1783—1788, herausgegeben von Dr. Arthur Buchenau u Dr. Ernst Cassirer. Verlegt bei Bruno Cassirer. Berlin 1913.
Kappstein, Theodor. — Bibel und Sage, Sage, Mythos und Legende in der Bibel. Die Bibel in der Legende und Anekdote. M. 5,—. Berlin 1913, Haude und Spenersche Buchhandlung Max Paschke.
Kern, Fritz. — Dantes Gesellschaftslehre. Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. XI. Band, 3. Heft. Verlag von W. Kohlhammer, Berlin, Stuttgart, Leipzig.
Kerschensteiner, Georg. — Begriff der Arbeitsschule. Brosch. M. 1,50, geb. M. 2,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Klemperer, Dr. V. — Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln. M. 8,— Weimar, Alex. Duncker Verlag.
Kneser, A. — Mathematik und Natur. M. 0 50. Breslau, Trewendt & Grainer Verlag.
Köhler, Walther. Die sozialwissenschaftliche Grundlage und Struktur der Malthusianischen Bevölkerungslehre. Dissertation. Berlin 1913.
Köppe, Prof. Dr. H. — Die Veredelung der Matrikularbeiträge. — Finanzwirtschaftliche Zeitfragen. 3 Heft. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1913.
Kromer, H. E. — Arnold Lohrs Zigeunerfahrt. Roman. Geb. M. 3,50, geb. M. 4,50. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.
Kuhn, Karl A., Leutnant a. D. — „Walhalla", kriegsgeschichtliches Lehr- und Erbauungsbuch Verlag Vaterländische Geschichte zur Verbreitung von Geschichtskenntnissen, Charlottenburg.
Die Kultur der Gegenwart. — Teil I, Abs. III. Die Religion des Orients und die altgermanische Religion. Brosch. M. 8,—, geb. M. 10,—, Halbfz. M. 12,—. Leipzig, B. G. Teubner.
Die Kunst in Industrie und Handel. — Geb. M. 2,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Kunstwart, Dürerbund-Buchhandel. — Denkschrift und Protest gegen die Mittelstelle für Volksschriften. M. 1,—. Leipzig, Börsenverein der deutschen Buchhändler.
Lagarde, Paul de. — Deutscher Glaube — Deutsches Vaterland — Deutsche Bildung. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Lamarck — Die Lehre vom Leben. Brosch. M. 4,50, geb. M. 6,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag
Lambeck, Gustav. — 1815—1861. Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. I/14. jedes Heftes 40 Pf. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.
—„— Der Feldzug in Russland 1812 und die Erhebung des preussischen Volkes. Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. II/71. Jedes Heft 40 Pf. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Lamprecht, Karl. — Der Kaiser. Versuch einer Charakteristik. M. 2,—. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

—„— 1809—18 3—1815, Anfang, Höhezeit und Ausgang der Freiheitskriege. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Langemann, Prof. W. — Auf falschem Wege. Beiträge zur Kritik der radikalen Frauenbewegung. Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,50. Berlin 1913. Verlagsbuchhandlung Fr. Zillessen.

Langen, Martin. — Julius Cäsar und seine Mörder. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Albert Langen Verlag, München 1913.

Lederer, E. — Die wirtschaftlichen Organisationen. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 428. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Lenz Friedrich — Agrarlehre und Agrarpolitik der deutschen Romantik. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Lerchenfeld-Köfering, Graf Hugo. — Ideen zur kommunalen Selbstverwaltung in den Vereinigten Staaten von Amerika. – Blätter für adminastrive Praxis. Bd. LXIII 1913. Verlag der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung. München.

Leubuscher, Charlotte. — Der Arbeitskampf der englischen Eisenbahner im Jahre 1911. Dissertation. Berlin 1913 München und Leipzig, Verlag Duncker & Humblot.

Lewin, Dr. David. — Der Arbeitslohn. M. 4,—. Berlin, Julius Springer.

Lexis, W. — Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Brosch. M. 7,—, geb. M. 9,—, Halbfz. M. 11,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Lienhard, Fr. — Der Spielmann. Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Liliput, Ausgabe Band 3. — Reichsversicherungs-Ordnung. M. 1,50. Berlin, Otto Liebmann.

Loening, E. — Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 34. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Lorenz, R — Weltsprache und Wissenschaft. M. 2,—. Jena, Gustav Fischer.

Ludowici, August. — Das genetische Prinzip. Versuch einer Lebenslehre. Mit zwei farbigen Tafeln. Brosch. M. 6,—, in Halbpergament M. 7,50. F. Bruckmann A.-G. München 1913

Maartens Maarten, Eva. — Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. Geb. M. 5,—. Verlag Albert Ahn Bonn.

Marbe, Dr. Karl. — Die Aktion gegen die Psychologie. M 0,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Martin, Rudolf. — Jahrbuch der Millionäre in Hessen-Nassau mit Frankfurt a. M., Wiesbaden. Ladenpr. M. 10,—. Berlin 1913. Rudolf Martin, Verlag.

—„— Jahrbuch der Millionäre in Westfalen. Ladenpr. M. 10,—. Berlin 1913, Rudolf Martin, Verlag.

Meyer-Steineg, Th. — Ein Tag im Leben des Galen. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,50 Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Michniewitz, Bernhard. — Stahl und Bismarck. Dissertation. Berlin 1913. Emil Ebering, Berlin NW 7.

Migge, B. — Gartenkultur. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Mitteilungen der Handelskammer Graudenz. Jahresbericht 1912. 8. Jahrgang, No. 4. Herausgegeben von der Handelskammer als ihr amtliches Organ. Graudenz, Juni 1913.

v. Molo, W. — Im Titanenkampf. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Moritz, Eugen. — Innere Kolonisation und Familienfideikommiss. M. 0,80. Berlin, Franz Siemenroth.

Mothes, R. — Das Recht an Schrift- und Kunstwerke. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 435. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Müller, Dr. Karl. — Die Frauenarbeit in der Landwirtschaften. M. 0,80. Volksvereins-Verlag G. m. b H., M.Gladbach 1913.

Müller-Lyer, F. — Phasen der Liebe. Geh. M. 3,50, geb. M. 5,—. München 1913. Verlag Albert Langen.

Münch, Dr. Ph. — Die Beichte des Verführers. Brosch. M. 2,—, geb. M. 2,80. Leipzig, Oskar Born.

Die Mutter der Könige von Preussen und England — Memoiren und Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover. Herausgegeben von R. Geerds. M. 1,80. Wilh. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, München, Leipzig.

Berichtigung.

Im vorigen Heft Seite 132 ist ein unangenehmer Druckfehler stehen geblieben: die naturwissenschaftlichen Elementarbücher sind nicht in **Teubner's** sondern in **Trübner's** Verlag erschienen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Offener Brief über das Verhältnis von Rußland und Deutschland.

Von

Paul v. Mitrofanoff, Professor der Geschichte in St. Petersburg.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Ueber unser Verhältnis zu Rußland dürfte die vorwaltende Meinung in Deutschland dahin gehen, daß Gründe, die zu einem schweren Konflikt mit diesem Nachbar treiben könnten, nicht vorhanden sind. Weder begehren wir russisches Gebiet, noch die Russen deutsches, und seit der Teilung Polens haben wir in der Niederhaltung dieses Volkes ein starkes, gemeinsames Interesse. Namentlich Fürst Bismarck selbst huldigte dieser Auffassung, und wenn trotzdem es noch unter ihm zu den stärksten Spannungen mit Rußland, zu russischen Kriegsdrohungen gegen uns und daraufhin zum deutsch-österreichischen Bündnis gekommen ist, so erblickte der Reichskanzler die Ursachen nicht in einem sachlichen Gegensatz, sondern in persönlichen Eitelkeiten und Zettelungen russischer Staatsmänner. Obgleich er selber sich noch zu einem so scharfen Akt der Feindseligkeit, wie dem Verbot der Beleihung russischer Staatspapiere getrieben sah, so hat er doch bis an sein Lebensende an der Meinung festgehalten, daß erst sein Nachfolger das gute Verhältnis zu Rußland völlig zerstört habe, namentlich durch die Nichterneuerung des geheimen Rückversicherungsvertrages. Andere behaupten ganz umgekehrt, daß trotz der Nichterneuerung dieses Vertrages Caprivi durch die Aufhebung jenes Beleihungs-Verbots und Kaiser Wilhelm II. durch seine vermittelnde Tätigkeit bei der Ehe zwischen dem jetzigen Zaren und der hessischen Prinzessin ein besseres Verhältnis hergestellt habe, als es Bismarck gehabt, und daß das russisch-französische Bündnis nicht durch irgendwelche Fehler der deutschen Diplomatie herbeigeführt

worden sei, sondern durch einen natürlichen Zug der Dinge, der sich mit Notwendigkeit durchsetzen mußte.

In den Preußischen Jahrbüchern ist schon seit langem, schon vor Jahrzehnten, als noch Constantin Rößler hier die Korrespondenzen über auswärtige Politik schrieb, die Auffassung vertreten worden, daß zwar nicht die unmittelbaren Nachbarverhältnisse, aber die Großmachtpolitik, die stets die gesamten Weltverhältnisse umfaßt, einen sehr starken natürlichen Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland erzeugten, der seinen letzten Grund in dem unersättlichen moskowitischen Eroberungstrieb habe. So sehr ich selbst von dieser Ueberzeugung durchdrungen bin, so war ich doch mit aller Welt erstaunt über den plötzlichen Ausbruch grimmiger Feindseligkeit, der vor einigen Wochen an einen Korrespondenz-Artikel der „Kölnischen Zeitung" aus St. Petersburg anknüpfte. Was war denn eigentlich los? Was war vorgegangen? Weshalb gab gerade jetzt sich in Rußland eine so bedrohliche Verstimmung gegen Deutschland kund? Ich schrieb deshalb an den russischen Historiker Professor v. Mitrofanoff, der auch Deutschland sehr gut kennt, einen Teil seiner Ausbildung an der Berliner Universität genossen und ein Werk über Kaiser Joseph II. geschrieben hat, das auch in diesen Jahrbüchern (Band 144, S. 515) sehr anerkennend besprochen wurde. Ich bat ihn um Aufklärung und bringe hier seine Antwort zum Abdruck, der ich dann noch einige Bemerkungen hinzufügen werde.

Delbrück.

* * *

Hochverehrter Meister und Kollege!

Ich fühle mich durch Ihre freundschaftliche Anfrage sehr geehrt und geschmeichelt und gerne will ich Ihnen mitteilen, was ich über die von Ihnen gestellte Frage — die jetzige deutsch-russische Spannung — denke. Nur eins muß ich Ihnen im Voraus sagen: meine Meinung ist diesmal nicht die abstrakte wissenschaftliche Meinung eines Professors der Geschichte, der alles objektiv beurteilt und beurteilen mnß, sondern die Meinung eines einfachen Privatmannes, welcher keiner politischen Partei angehört, sich niemals in die praktische Politik einmischt, in keiner Beziehung mit dem Ministerium des Aeußern steht und nur eins für sich hat — nämlich, daß er ein Kernrusse ist (mein Name allein bürgt schon dafür), in Rußland geboren und von Hause aus patriotisch, in einer aus der Provinz

stammenden Familie erzogen und der deswegen, gerade weil er ein schlichter Apolitiker ist, vielleicht am besten als ein Resonator der öffentlichen Meinung gelten kann.

Die von Ihnen, verehrter Meister, erwähnte Spannung läßt sich nicht in Abrede stellen, sie ist eine Tatsache und wird von jedem halbwegs intelligenten Menschen empfunden. Die Anzeichen davon lassen sich nicht allein in Zeitungsartikeln finden — jeder weiß, was ein Zeitungsartikel heißt —, sondern die Mißstimmung gegen die Deutschen ist in jedermanns Seele und Munde, und selten, dünkt es mir, war die öffentliche Meinung einstimmiger. Diese Stimmung ist zwar nur in der letzten Zeit laut geworden, aber sie reifte schon längst heran.

Der Anfang ist noch im 18. Jahrhundert zu finden, als Peter der Große unbarmherzig und gewaltsam das alte Russentum ausrottete und die Russen in Deutsche verwandeln wollte. Die Mißbräuche der blutigen Reform ließen sich während seiner Regierung durch ihre ungeheuren Erfolge rechtfertigen, aber diese Reform, an und für sich notwendig, war doch den Russen in der Seele zuwider. Das russische Volk, weit und breit zerstreut über das ungeheure Reichsareal, hatte sich an eine eigentümliche Freiheit gewöhnt. Die Regierung konnte unvollkommen, roh, oft grausam sein, aber sie stand in einer unabsehbaren Ferne und ließ sich nur stoßweise spüren. Das ganze Privatleben, der gewöhnliche Gang der Dinge hatten ihren eigenen Lauf, und in seiner Seele, in seinen Gewohnheiten, in seinem Gedankengange und in seinem Heime fühlte sich und war er es wirklich, der Altrusse frei und selbständig. Und jetzt kam der berühmte Polizeistaat des 18. Jahrhunderts mit seinem für die Masse unverständlichen Papierregimente, mit seiner unablässigen, steten, irritanten Einmischung in das ganze Leben jedes Menschen. Der Druck der Staatsmaschine nahm quantitativ nicht ab, im Gegenteil, und qualitativ wurde er viel schlimmer. Früher war wenigstens dieser Staat den Russen eigen und heimisch, und es konnte noch so schlimm sein — der Russe sagte sich, „das Gute gehört mir und das Böse gehört mir auch“. Jetzt wurden aber die Regierungsformen fremd, fremd lauteten die Namen der unverständlichen Behörden, in fremdländische Kleider wurden die Beamten eingesteckt, fremd wurde die Kanzleisprache, Fremdlinge saßen in den Kanzleien selbst — und diese Fremdlinge waren in der großen Masse gerade Deutsche.

Die Abneigung wuchs zum Hasse während der Regierung der Kaiserin Anna. Mißtrauisch gemacht gegen die russische Aristokratie,



die die absolute Macht der Krone beschränken wollte, umgab sie sich mit Deutschen, deren Art und Weise sie während ihrer langen Regierung als Herzogin von Kurland liebgewonnen hatte. Alle diese „zufälligen Leute“ wie Biron, Löwenwold, Münich und tutti quanti betrachteten die Russen als eine niedrigere Rasse und Rußland selbst als ihre rechtmäßige Beute, als ein erobertes Land, hausten und walteten in einer furchtbaren, unwürdigen Weise. Die „Bironowtschina“ — stammend vom Namen des Hauptgünstlings der Kaiserin Anna — ist sprichwörtlich geworden und bildet einen dunklen Fleck in der russischen Geschichte. Es ging so weit, daß ein Prinz von Braunschweig zum russischen Kaiser und Biron zum Regenten von Rußland wurde. „Tränen des Zornes stiegen den russischen Leuten in die Augen, wenn sie an ihre Schmach dachten“, schreibt einer der Zeitgenossen.

Die Reaktion war gewaltig. Elisabeth, eine Kernrussin in ihrer ganzen Art und Weise, gemartert und gepeinigt am deutschen Hofe der Kaiserin Anna, verjagte alle Deutschen ohne Unterschied, sogar die tüchtigsten unter ihnen — wie Ostermann und Münich. Und die Welle der allgemeinen Rache und des Volkszornes war so gewaltig, daß sie das ganze Deutschtum niederriß. Der siebenjährige Krieg, wo ein russischer General Gouverneur von Berlin wurde, gab dem beleidigten Nationalgefühle Luft. Wie tief dieses Gefühl wurzelte, beweist das Schicksal Peters III. Niemals hätte seine Gemahlin Katharina ihn vom Throne stürzen können, wenn er sich nicht durch seine maßlose Hingebung an das Deutschtum unwiderruflich kompromittiert hätte. Ein russischer Kaiser, der stolz darauf war, daß er ein General im preußischen Dienste sei, der alle Eroberungen des siebenjährigen Krieges dem großen Friedrich zu Füßen legte, der seiner mikroskopischen holsteinischen Erbschaft wegen das Russische Reich in einen Krieg mit Dänemark stürzen wollte, machte sich unmöglich auf dem russischen Throne. Katharina dagegen, selbst eine geborene Deutsche, warf das Deutschtum von sich ab, verwandelte sich in eine Russin von echtem Schrot und Kerne, wurde zum Abgott der Garde und des ganzen Adels, und indem sie ihre ganze Regierung lang fest am Russentum hing und keine Fremden neben sich duldete, wurde sie zur „Mütterchen-Zarin“, zur „unvergleichlichen Halbgöttin“.

Und von dieser Zeit an kam eine lange Reihe von Jahren, wo dem deutschen Einfluß enge Schranken gezogen und die Deutschen durch die Franzosen ersetzt wurden. Es war für Rußland unmög-

lich in den Anfängen seines kulturellen Lebens ohne Einwirkung irgendeiner fremden Zivilisation zu bleiben, weil der Prozeß der Assimilation an die westeuropäische Welt noch im Werden war; und diese Zivilisation kam jetzt von Frankreich. Man darf nicht vergessen, daß gerade die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Epoche der „Aufklärer" war, die dank der unbezwinglichen Macht der unübertrefflichen französischen Sprache, der feinen französischen Manieren und der Verständlichkeit ihrer Ideen zu Gesetzgebern der ganzen Welt wurden. Die russische Gesellschaft, nämlich die oberen Schichten, wurde auch von der Bewegung ergriffen, und die „Halbgöttin" selbst huldigte Voltaire und Diderot. Der französische Einfluß stieg womöglich noch mehr in den allerletzten Jahren des 18. und in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, als die französischen Emigranten bis ins Herz Rußlands eindrangen. Ihre Zahl war nicht gering, und um nicht Hungers zu sterben, waren sie gezwungen, im Staats- und Privatdienste sich Brot zu verdienen, als Offiziere, Erzieher, Sprachlehrer usw. Der Einfluß dieser Leute, die zu dem besten Stande der französischen Gesellschaft gehörten und eigentlich durch ihre Eleganz, Bildung, Manieren, angeborene Politesse die Blüte der damaligen Menschheit bildeten, war ein sehr starker und von großer Bedeutung. Jede halbwegs begüterte russische Adelsfamilie hatte seinen „Franzosen", der mit vollem Rechte zum **„arbiter elegantiarum"** wurde. Die französische Sprache wurde zur zweiten, sehr oft sogar zur ersten Muttersprache jedes gebildeten Russen, und es ist symptomatisch, daß sogar der größte russische Dichter, Puschkin, seine Privatbriefe meist französisch schrieb. Die Napoeleonischen Kriege, die Invasion von 1812 sogar, hat diesem Einflusse keinen Abbruch gemacht: man schlug sich tapfer mit den französischen Grenadieren, aber gegen ein so liebenswürdiges Völkchen konnte man keinen Haß fühlen. Und so war es ganz natürlich, daß der französische Einfluß den deutschen vollständig in den Hintergrund drängte. Die Deutschen fuhren zwar fort, nach Rußland zu kommen, aber es waren Handwerker, Apotheker, Kaufleute, in besten Fällen Ingenieure und Aerzte, kurzum Leute, welche sehr nützlich, ja notwendig waren, aber in keinem Falle als Kulturträger den feinen Franzosen ebenbürtig sein konnten. So bildete sich allmählich in den höheren Kreisen der Gesellschaft eine gewisse Mißachtung den Deutschen gegenüber: ein deutscher Diplomat, ein Baron aus den Ostseeprovinzen war natürlich salonfähig, aber die deutsche Lebensweise, die deutschen Lebensanschauungen galten

nicht mehr als Muster, während es genug war, ein Franzose zu sein, um einer freundlichen Aufnahme beinahe sicher zu sein. Es ist sehr charakteristisch, daß ein wohlerzogener Mann geradezu verpflichtet war, eine tadellose französische und englische Aussprache zu besitzen, während es beinahe zum guten Ton gehörte, fehlerhaft deutsch zu sprechen. Dazu kam die politische Ohnmacht des zersplitterten Deutschen Reiches, das Gefühl der Superiorität der russischen Waffen und der russischen Diplomatie: man braucht sich nur des Teschener Kongresses im Jahre 1779 und der Befreiungskriege 1813—1814 zu erinnern: Katharina und Alexander I. waren wirklich eine Zeit lang die mächtigsten von allen europäischen Monarchen.

Nur später — von den dreißiger Jahren angefangen — stieg wieder der kulturelle Einfluß des deutschen Volkes. Der ungeheure Aufschwung der deutschen Wissenschaft in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, besonders auf dem Gebiete der Geschichte, der Philologie und der Philosophie wurde auch in Rußland anerkannt. Junge Leute gingen scharenweise nach Deutschland, besonders nach Berlin, um in den dortigen Universitäten zu studieren, und wurden zu gelehrigen Schülern der deutschen Professoren. Turgenieff erzählt mit Begeisterung von seinen Lehrjahren in der Berliner Universität, und in Moskau selbst bildeten sich gelehrte Kreise, wo die Bücher von Hegel das Evangelium ersetzten und wo man im nomen deutscher Philosophen schwur. Und bis jetzt stehen die Universitätskreise in Rußland unbestreitbar unter deutschem Einflusse und ein russischer Professor, der nicht Deutsch kann, ist geradezu undenkbar.

Dieser Kreis blieb aber gering und war niemals maßgebend: die höheren Schichten verblieben in ihrer quasi vornehmen Mißachtung der deutschen Sprache und Sitte, und die niederen — im instinktiven und desto hartnäckigeren Abneigungsgefühl gegen die „Niemzy". Die Abneigung fand eine beständige neue Quelle in der grausamen und verächtlichen Behandlung der russischen Soldaten seitens der zahlreichen Offiziere aus den baltischen Provinzen und in dem harten, pedantischen und groben Benehmen der deutschen Verwalter auf den herrschaftlichen Gütern, wo sie sehr zahlreich waren und sich absolut unfähig zeigten, sich mit den russischen Bauern zu vertragen. Alte Ueberbleibsel der Feindschaft waren noch lebendig; das Feuer glomm unter der Asche und wartete nur auf eine passende Zeit, um heftig aufzulodern.

Der Stoß kam nicht aus Norddeutschland, sondern aus Oesterreich bei Gelegenheit des Krimkrieges. Jedermann weiß, wie die

Habsburgische Monarchie sich damals Rußland gegenüber benommen hat und wie sie „die ganze Welt durch ihre Undankbarkeit in Staunen versetzte". Vom objektiven historischen Standpunkte und in der praktischen Politik gibt es keine Gefühle — gewiß! aber die öffentliche Meinung, das Gefühl der Massen wird sich niemals zu den Geboten des **divi Machiavelli** bekennen. Die damals geschlagene Wunde bleibt noch immer offen und „österreichische Politik" ist zum Synonym der Ränkesucht geworden. Dem Preußischen Staate im Gegenteil gönnte man gerne alles Gute, wenigstens in den Regierungskreisen, und nur die wohlwollende Neutralität Rußlands im Jahre 1870—71, indem sie die preußische Ostgrenze sicherte, machte die niederdonnernden Erfolge auf den französischen Schlachtfeldern möglich. Es ist dabei doch zu bemerken, daß die ganze Sympathie der breiten gebildeten Klassen in St. Petersburg sowie auch in der Provinz sich Frankreich zuwandte, und daß die Wegnahme von Elsaß-Lothringen beinahe wie ein nationales Unglück betrachtet wurde. Die Vorliebe für die Franzosen war noch immer stark genug, um ihr Unglück lebhaft mitzufühlen. Der Krimkrieg hatte nichts an diesen Gefühlen geändert: der Franzose blieb der ritterliche Gegner, mit dem man nach einem blutigen Kampfe fraternisierte; man haßte nur Oesterreich, die deutsche Macht, welche zum Judas gebrandmarkt wurde.

Die Reihe Preußens kam im Jahre 1878 wegen seines Benehmens auf dem Berliner Kongreß. Es ist vielleicht der größte politische Fehler Bismarcks gewesen, daß er nicht mehr russisch sein wollte, als es die russischen Diplomaten waren, welche aus Schwäche und Unverständnis die Interessen ihres Vaterlandes auf dem Kongresse schnöde preisgaben. Die Empörung gegen den „ehrlichen Makler" war allgemein, und mit Recht oder Unrecht stand es fest, daß gerade Bismarck die meiste Schuld an der Verstümmelung des Friedens von San Stefano trage. Der Gedanke an einen Krieg mit Deutschland wurde höchst populär, und der „weiße General" Skobeleff, der Held des türkischen Feldzuges, war ein Hauptvertreter dieser Idee. Aber Bismarck ging weiter auf dem einmal eingeschlagenen Wege: der Dreibund sicherte Deutschland die Hegemonie auf dem Kontinente. Als Reaktion dagegen wurde der Zweibund geschlossen, und Rußland wurde dadurch mit dem rachedurstigen Frankreich verbunden, anstatt dem Dreibunde zuzugehören. Die ererbte Sympathie für Frankreich und die verankerte Antipathie gegen Deutschland traten dadurch noch greller zutage.

Das deutsch-österreichische Bündnis machte jetzt das Deutsche Reich zum prinzipiellen Gegner Rußlands. Für Rußland ist die Balkanfrage keine **guerre de luxe**, kein abenteuerlicher Traum der Slavophilen: ihre Lösung ist eine unzweifelhaft ökonomische und politische Notwendigkeit. Das ganze russische Budget ist auf der Ausfuhr nach dem Auslande basiert; wird die Kommerz-Bilanz passiv, so ist der russische Schatz bankrott, indem er nicht imstande sein wird, die Zinsen seiner enormen auswärtigen Schulden zu bezahlen. Und $^2/_3$ dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stockt der russische Handel, und die ökonomischen Folgen dieser Sperre wären unabsehbar: der letzte türkisch-italienische Krieg hat es hinreichend gezeigt. Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten, weil die Existenz einer Weltmacht wie Rußland von Zufällen und fremder Willkür nicht abhängen darf. Andererseits kann Rußland unmöglich gegenüber dem Schicksal der Südslaven auf der Balkanhalbinsel sich ganz gleichgültig verhalten. Die kleinen Balkanstaaten sind erstens eine Rückendeckung für die Meerengen und zweitens wurde im Laufe der Jahrhunderte zuviel russischen Bluts und zuviel russischen Goldes für die Balkanhelden verwendet, um die ganze Sache jetzt fahren zu lassen: es wäre ein moralischer und politischer Selbstmord für jede russische Regierung. Man darf natürlich nicht die Bedeutung der panslavistischen Idee zu hoch anschlagen, aber sie existiert und lebt zweifellos, und die Slavophilen-Demonstrationen im Jahre 1913 auf den Straßen so vieler russischen Städte, wo sogar die oppositionellen Elemente sich beteiligten, geben einen prägnanten Ausdruck dafür. Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist **eo ipso** ein feindlicher Staat. Inzwischen geht der Dreibund konsequent auf diesem Pfade des Krieges. In Oesterreich hält man auch den Drang nach Süden für eine historische Notwendigkeit, und die Oesterreicher haben von ihrem Standpunkte ebenso recht, wie von dem ihrigen die Russen. Die mächtige Habsburgische Monarchie hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts drei Richtungen, in welchen sie sich ausdehnen konnte: nach Italien, nach Deutschland und nach der Balkanhalbinsel. Nach dem Jahre 1866 ist nur noch der letzte Weg übrig geblieben; Bismarck hat wieder, diesmal vielleicht ohne es zu wollen, Oesterreich und Ruß-

land zum entscheidenden Kampfe gegeneinander gestellt, und indem er den Dreibund schloß, stellte er die Kräfte des Deutschen Reiches Oesterreich zur Verfügung. Oesterreich hat es natürlicherweise ausgenützt: überall und bei jeder Gelegenheit, wenn es sich um die Balkanen handelte, fanden die Russen Oesterreich auf ihrem Wege. Die Annexion von Bosnien und Herzogewina, welche in Rußland einen tiefen Eindruck machte, war eigentlich nur eine Seite in dem dicken Buche der russisch-österreichischen Feindschaft. So groß war die Empörung, so deutlich trat die Gefahr heran, daß sogar die überaus friedliebende russische Regierung, trotz der noch zu dieser Zeit zerrütteten Finanzen, zum Kriege bereit war. Aber „der Nibelunge“ an der Spree hob drohend die gepanzerte Faust, und Rußland, seiner Bundesgenossen nicht sicher, mußte nachgeben. Im Jahre 1913 erschien die Verwirklichung der slavisch-russischen Idee endlich ganz nahe: die Türken wurden aufs Haupt geschlagen, die siegreichen Südslaven drangen bis nach Saloniki und Konstantinopel; noch einen kleinen Ruck und die Sache war fertig. Aber wieder ist Oesterreich dazwischen getreten: es stand drohend im Rücken der Slaven, hetzte Rumänien, entriß Skutari den Montenegrinern und stellte endlich ein Ultimatum über die Existenz eines selbständigen albanischen Staates. Dadurch wurde den Serben der freie Zutritt zum Adriatischen Meere gesperrt und mittelbar war diese Grenzverschiebung die Ursache des brudermörderischen Krieges zwischen den Balkanvölkern, welcher den Türken Adrianopel wiedergab und Bulgarien an den Rand des Verderbens brachte. Es war einer der geschicktesten Schachzüge der Wiener Diplomatie, aber sie hat nicht dabei gerechnet, daß das vergossene Blut einmal auf das österreichische Haupt fallen kann. Bei dieser Gelegenheit blieb Reichsdeutschland wieder der treue Bundesgenosse Oesterreichs und unterstützte es bei der Bildung des imaginären albanischen Staates, dessen Regent natürlicherweise ein deutscher Prinz wurde.

Nicht genug! Deutschland trat nicht nur als Bundesgenosse der Habsburger auf, sondern handelte in der brennenden Levantinischen Frage selbständig auf eigene Faust. Deutsche Kapitalisten übernahmen den Bau der Bagdad-Bahn; deutsche Ingenieure exploitierten verschiedene Konzessionen in Kleinasien, die deutsche Marine lieferte der türkischen Admiralität zwei Panzerschiffe, abgebraucht und veraltet, das ist nicht zu leugnen, aber immerhin noch tauglich. Die Essener Werkstätten schickten der türkischen Artillerie ihre Kanonen, den Geschützen von Creuzot zwar nicht ebenbürtig,

aber doch sehr gut gemacht; und was die Hauptsache ist — deutsche Instruktoren drillten die Feldarmee der Osmanen. Die Schüler haben wenig Ehre ihren vortrefflichen Lehrern gemacht, aber die gute Absicht, aus den Türken eine moderne Armee zu bilden, war doch da, und jedermann konnte verstehen, daß diese Armee nicht gegen Deutschland oder Oesterreich, sondern speziell gegen die Russen und die Balkanvölker zu fechten bestimmt war. Das Unglück macht klug: nach den vielen Niederlagen des Jahres 1912 wurde es den Türken klar, daß die Armee einer dringenden Reorganisation bedürfe, und diese Reorganisation wurde wieder in die Hände der deutschen Instrukteure gelegt, die, mit unerhörten Vollmachten bekleidet, eigentlich zu obersten Kommandeurs der türkischen bewaffneten Macht promoviert wurden. Konstantinopel selbst, durch deutsche Ingenieure befestigt, verwandelte sich in einen deutschen Vorposten am Bosporus. Die Mission des Generals von Liman bewies noch deutlicher, als die Abkommandierung von Goltz-Pascha, daß Deutschland das Bollwerk des Osmanischen Reiches sei. Kurz und bündig: selbständig und als Bundesgenosse Oesterreichs, überall, auf jedem Tritt und Schritt, in der ganzen Levante stößt und stieß Rußland bei der Lösung seiner vitalsten Aufgabe — der Orientfrage — auf den Widerstand der Deutschen. Es ist den Russen jetzt klar geworden: wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin. Wien ist eigentlich eine sekundäre Frage.

Von der Seite Deutschlands wird herzlich wenig getan, um diese Krisis zu mildern und zu ölen. Im Gegenteil: die Wunde wird immer durch kleine Nadelstiche gereizt. Die demonstrative Arretierung des Hauptmanns Kostiewitsch, welchem keine Erniedrigung erspart blieb, die Verhaftung des Marinekapitäns Poliakoff, eines gemeinen Diebstahls beschuldigt, der herausfordernde Ton mancher deutschen Zeitungen, wie z. B. unlängst die „Kölnische Zeitung“ sich es erlaubte, das siegesbewußte Auftreten der meisten deutschen Reisenden und Reichsangehörigen in Rußland, die weder auf Sitten, noch auf das Gesetz des gastfreundlichen Landes acht geben und sich Sachen erlauben, die in Deutschland undenkbar wären — dies alles erregt den tiefsten Widerwillen und reizt zur Vergeltung. Die eingewurzelte Abneigung gegen die deutsche Art und Weise wird wieder wach und läßt sich bei jedem kleinsten Anlasse durchblicken.

Die Deutschen wollen dabei nicht einsehen, daß das jetzige [illegible]nd vom Jahre 1914 nicht mehr das Rußland vom Jahre

1904 sei. Das Land wächst materiell und geistig auf eine geradezu staunende Weise; das Budget beträgt 7 Milliarden Mark, die Bevölkerung muß wenigstens auf 160 Millionen chiffriert werden, die Armee zählt in ihren Reihen anderthalb Millionen streitbarer Leute gut bewaffnet und sorgfältig gedrillt; die Agrarreform von Stolypin fängt an, ihre Früchte zu tragen, und der Bauer ist der früheren drückenden Not entronnen; die Industrie macht solche Fortschritte, daß es an Rohmaterialien fehlt, und diese entwickelte Industrie kann sogar den inneren Verbrauch nicht befriedigen. Auf Milliarden von Mark wird die Einfuhr eingeschätzt und Deutschland hat seinen besten Absatz auf dem russischen Markt. Die Wunden des japanischen Krieges und der Revolution sind geheilt; das heutige Rußland fordert Achtung für seine Ehre und Berücksichtigung seiner Interessen. Der letzte Handelsvertrag mit Deutschland, unter dem Drucke des unglücklichen Krieges und der inneren Verwirrung geschlossen, kam nur dem deutschen Ackerbau und der deutschen Industrie zugute. Zwölf Jahre lang war Rußland ein Tributär Deutschlands, und die öffentliche Meinung erhebt im voraus ihre warnende Sprache, daß die Regierung die früheren Fehler nicht wiederholen dürfe. Man darf nicht vergessen, daß in dem letzten Dezennium die öffentliche Meinung eine ganz andere Rolle spielt, als 10 Jahre zuvor: sie ist zu einem reellen politischen Moment gewachsen. Im Bewußtsein so wichtiger Interessen wird in Rußland von allen Seiten laut gerufen: caveant consules! Es ist kein taktisches Manöver, um die Deutschen einzuschüchtern — wir haben eine zu gute Meinung von der deutschen Tapferkeit, sondern um offen und ehrlich dem Nachbar zu sagen, do ut des. Stoßen wir auf kein verständiges Entgegenkommen und Kompensationen, so ist die Sache schlimm. Wir wünschen in keiner Weise Deutschland anzugreifen, wir hegen eine zu große Bewunderung für die deutsche Zivilisation und für die Verdienste des deutschen Volkes in der Weltgeschichte, um uns einen Attila-Sieg zu wünschen. Wir sind auch vollkommen überzeugt, daß Deutschland fern davon ist, direkte aggressive Tendenzen zu haben, aber wir fühlen uns von allen Seiten, von den Flanken in der Türkei, in Schweden, in Oesterreich durch den deutschen Drang eingeengt und gesperrt, wir finden keine Anerkennung unserer jetzigen Lage, kein Rechnen mit unserer jetzigen Stärke, und wir sind entschlossen, die uns gebührende Stelle uns zu verschaffen. Gott gebe, daß es friedlich auslaufe, es ist der aufrichtigste Wunsch eines jeden ehrlichen russischen Patrioten; der

Krieg mit Deutschland wäre ein Unglück, aber man entzieht sich sogar einer bitteren Notwendigkeit nicht, wenn es wirklich notwendig wird. Es ist die Sache der Deutschen, den einen oder den anderen Weg einzuschlagen; von seinem künftigen Benehmen Rußland gegenüber in allen oben erwähnten Fragen hängt der Krieg oder der Frieden ab. Wenn es nicht mit unseren Feinden Hand in Hand geht, wenn es uns durch Taten beweist, daß es unsere Interessen und unsere Ehre ernst nimmt, da werden wir zu aufrichtigsten Freunden und Nachbaren, und der alte, neu aufgefrischte Groll wird in der Sonne der Brüderschaft schmelzen, denn im Bösen viel mehr als im Guten gilt das Sprichwort: **tout passe, tout casse, tout lasse!**

Das ist meine Antwort auf Ihre Anfrage, verehrter Meister und Kollege, eine Antwort **neque dentata neque cornuta,** wie Luther es so kräftig gesagt hat, und ich kann verbürgen, daß meine Anschauungen von vielen, vielen Hunderttausenden meiner Landsleute geteilt werden. Meine Rolle war nur, dieselben auszudrücken und das bißchen Wissenschaft, das ich besitze, Ihnen zu Gebote zu stellen.

In aufrichtigster Verehrung verbleibe ich, verehrter Meister und Kollege, Ihr dankbarer Schüler

Paul v. Mitrofanoff,

Ordentlicher Professor des Kais. Historisch. Philologischen Institutes zu St. Petersburg.

12. IV. 1914.

* * *

So also denkt ein Russe, der ganz und gar von deutscher Bildung durchdrungen ist und als Gelehrter weiß, was er und die Welt dem Deutschtum verdanken. Wie falsch ist doch die Vorstellung, daß die Völker sich bloß besser kennen zu lernen brauchten, um Haß und Argwohn zwischen ihnen schwinden zu machen! Alles Ableugnen, daß das russische Volk von einer tiefen inneren Feindseligkeit gegen uns erfüllt ist — wie es noch eben wieder der Fürst Meschtscherski in einer deutschen Wochenschrift versucht hat — ist gegenüber diesem Zeugnis des Professors v. Mitrofanoff vergeblich. Auf die

Einzelheiten der Behauptungen oder Anklagen, die in dem Briefe erhoben werden, über das Verhalten deutscher Reisenden in Rußland oder die Behandlung russischer Reisenden in Deutschland, über die Mißgriffe, die sich die deutsche Polizei gegen zwei russische Offiziere hat zu schulden kommen lassen oder über den Wert der Kruppschen Kanonen, ist es nicht nötig, in breitere Auseinandersetzungen einzutreten, jeder deutsche Leser kann sich darüber seinen Vers selber machen. Der Brief ist vor allem ein Stimmungsbild und ein Zeugnis. Die Kraft der Rede, die historische Vertiefung, der geschlossene Aufbau der Gedanken geben diesem Zeugnis objektiv ebenso viel Gewicht, wie subjektiv die Person des Verfassers. Das Ergebnis ist: die Russen hassen uns von vornherein in unserem deutschen Volkstum und sie kündigen uns den Krieg an, wenn wir ihnen nicht gestatten, den Türken die Pforten des Schwarzen Meeres zu entreißen und die südslawischen Volksstämme aus dem Gefüge der habsburgischen Monarchie herauszulösen, das österreichisch-ungarische Reich also zu zertrümmern. In den gebildeteren Kreisen Frankreichs behauptet man wenigstens, das Deutschtum als solches zu lieben und nur den Preußen zu hassen; der echte Russe würde, selbst wenn er sich mit Preußen politisch verständigte, immer noch von tiefster innerer Abneigung gegen das Deutschtum erfüllt sein. Wie die Franzosen bis 1870 nach der Rheingrenze verlangten als nach ihrem natürlichen Recht, und heute nach Elsaß-Lothringen und nach der Revanche, so verlangen die Russen nach Konstantinopel und der Hegemonie über die Südslawen — weil, nun weil ihre Vorfahren auch schon danach verlangt und Gut und Blut dafür geopfert haben, und weil weiter der Seeweg aus dem Schwarzen Meer an Konstantinopel vorbeiführt. Der Seeweg aus der Ostsee führt ebenso an den dänischen Inseln vorbei und der Seeweg aus dem Weißen Meere ist oft durch Eis verschlossen — verlängern wir also die Liste der natürlichen Ansprüche Rußlands auf die Erwerbung Kopenhagens und eines eisfreien Hafens an der Küste von Norwegen! Würde sich das russische Volk dann befriedigt erklären, oder würden wir uns auf die weitere Forderung gefaßt machen müssen, daß der Natur der Dinge nach die Mündungen der russischen Ströme Niemen und Weichsel dem Zarenreiche angehören?

Gestehen wir gleichzeitig den Engländern die ewige, unbedingte Herrschaft über die See zu und überlassen gemäß der Monroe-Doktrin ganz Amerika den Vereinigten Staaten, so haben wir eine deutsche Zukunft, vor der vielleicht sogar den „Friedensfreunden", die nicht

genug über die unerträgliche Last unserer Rüstungen jammern können, angst und bange werden möchte.

Sieht Rußland es als seine Mission an, Europa und Asien zu beherrschen — nun wohl, so sehen wir es als die Mission Deutschlands an, Europa und Asien vor dieser Herrschaft des Moskowitertums zu bewahren. Eine andere Antwort vermag ich meinem verehrten Freunde Professor v. Mitrofanoff nicht zu geben.

Delbrück.

Klagen unseres Volkes über den deutschen Zivilprozeß.

Von

Dr. jur. et phil. Bovensiepen.

Daß lebhafte Klagen der weitesten Schichten unseres deutschen Volkes, namentlich der erwerbstätigen Kreise in Handel und Industrie, über die heutige Gestaltung unseres bürgerlichen Rechtsstreites bestehen, kann füglich nicht in Zweifel gezogen werden. Schon seit Jahren weisen Denkschriften und Eingaben der amtlichen Interessenvertretung des deutschen Handels, der Handelskammern, auf das Unbefriedigende der heutigen Zustände hin. Man kann den Kern der Forderungen nicht besser zusammenfassen, als es die — ohne Datum veröffentlichte — Denkschrift der Kasseler Handelskammer mit den Worten tut: „Schaffung eines raschen, einfachen, von Formalismus befreiten und billigen Verfahrens von Anbeginn bis zur endgültigen Erledigung des Prozesses, eine Reform also, die nicht auf eine Instanz beschränkt bleiben darf." In der Tat, unser heutiger Zivilprozeß ist viel zu langsam, schleppend, kostspielig und ganz unnötig umständlich, für den nicht Rechtserfahrenen birgt er eine wahre Fülle von Fallstricken in sich, es ist, als ob der Gesetzgeber der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Spitzfindigkeiten und Schwerfälligkeiten bei der Verwirklichung des Rechts die höchste Weisheit gefunden hätte. Wie erschreckend lange bei uns im Deutschen Reiche die Zivilprozesse dauern, ergibt am schlagendsten ein Vergleich mit der Dauer, richtiger der verblüffenden Kürze, der österreichischen Zivilprozesse. Dabei nimmt die Verlangsamung unseres Verfahrens mit jedem Jahre in wahrhaft beängstigender Weise zu. Während im Jahre 1888*) noch 57 % aller durch streitige Urteile erledigter

---

*) Vergl. zum folgenden: Reichsgerichtsrat Dr. Neukamp in der Deutschen Juristenzeitung 1913, S. 1007.

Prozesse in weniger als 6 Monaten beendigt wurden, betrug die Zahl 1909 nur noch 47,4 %. Länger als ein volles Jahr bis zu ihrer Erledigung brachten in den nämlichen Jahren 15,4 und 20,9 % aller streitigen Sachen. Besonders in die Augen springt die Verlangsamung der Prozesse bei unseren Oberlandesgerichten. Denn während im Jahre 1888 die Zahl der durch streitiges Urteil in weniger als 6 Monaten erledigten Sachen 54,6 % betrug, sank die Zahl 21 Jahre später auf 42 %. Länger als ein volles Jahr bis zu ihrer Erledigung durch streitiges Urteil brauchten im Jahre 1909 von allen durch streitiges Urteil überhaupt erledigten Sachen nicht weniger als 23,6 %, also fast ein volles Viertel. Für die Dauer der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten am Reichsgericht stehen uns leider keine zuverlässigen amtlichen Statistiken zu Gebote. Und nun zu Oesterreich. Dort wurden im Jahre 1909 von den durch kollegialgerichtliches Urteil oder Vergleich beendigten Klagen erledigt: 42,6 % binnen Monatsfrist, 31,9 % in einem Zeitraume von 1—3 Monaten, 16,5 % dauerten länger als 3—6 Monate, nur 7,4 % über 6 Monate bis 1 Jahr und nur der winzige Satz von 1,6 % länger als ein Jahr. Noch weit günstiger sind die Zahlen für das oberlandesgerichtliche Verfahren; im selben Jahre 1909 wurden von den streitigen Sachen 70,3 % in weniger als 1 Monat erledigt, 27,2 % dauerten 1—3 Monate, nur 1,7 % über 3—6 Monate und schließlich bloß 0,8 % (im Gegensatz zu fast 24 % bei den deutschen Oberlandesgerichten) länger als ein Jahr. **Tu felix Austria!** Den Parteien ist es nicht so sehr um eine gelehrte wissenschaftliche Entscheidung zu tun, als vielmehr um eine den praktischen Lebensverhältnissen und Bedürfnissen gerecht werdende rasche Entscheidung, die deshalb noch keineswegs oberflächlich und juristisch mangelhaft auszufallen braucht. Beides: Richtigkeit und Raschheit des Urteils läßt sich durchaus miteinander vereinigen und sollte das erstrebenswerte Ziel unserer bürgerlichen Rechtspflege bilden. Mit Recht führt die Kasseler Handelskammer in ihrer oben erwähnten Denkschrift aus, daß die Summen, über die prozessiert wird, der Volkswirtschaft entzogen sind und als totes Kapital den Verkehr belasten. „Ein Betrag, von dem noch nicht feststeht, wer darüber zu verfügen berechtigt ist, kann nicht werbend angelegt werden, er muß vielmehr bereitgehalten werden für den, dem der Richterspruch ihn zuerkennen wird. Und da weder der Kläger noch der Beklagte vorauszusehen vermag, zu wessen Gunsten die Entscheiduug fallen wird, so sind beide eine entsprechende Reserve zu halten genötigt, und daraus ergibt sich, daß

während der Dauer eines Prozesses der wirtschaftliche Unternehmungsgeist in dem **doppelten** Betrage der Streitsumme ausgeschaltet wird." Nach der auf Anregung des verdienstvollen Reichsgerichtsrat Dr. Neukamp vom Reichsjustizamt veranstalteten amtlichen Enquete, waren wie der damalige Staatssekretär Dr. Nieberding am 5. November 1908 im Deutschen Reichstage mitteilte, nicht weniger als 200 (i. W. Zweihundert) Millionen Mark im Deutschen Reich in Prozessen jährlich investiert. Demnach waren nach der, meines Erachtens durchaus zutreffenden, Berechnungsweise der Kasseler Handelskammer genau das Doppelte, also 400 Millionen, der Volkswirtschaft als werbendes und anzulegendes Kapital entzogen. Wie erklärt sich denn nun aber der verblüffende Gegensatz zu Oesterreich? Gewiß nicht durch eine geistige Ueberlegenheit des dortigen Richterstandes, denn seine Ausbildung und sein ganzer Werdegang ist so ziemlich derselbe wie bei uns, die Trefflichkeit der Rechtsprechung unserer Kollegialgerichte und namentlich der Obergerichte in Zivilsachen ist ziemlich allgemein anerkannt (ganz in auffälligen Gegensatz zur Strafrechtspflege).

Das ganze österreichische Zivilprozeßverfahren ist nach der prächtigen und für uns geradezu vorbildlichen österreichischen Zivilprozeßordnung vom 1. August 1895, dem ureigensten Werke des genialen österreichischen Juristen und früheren Justizministers Franz Klein, auf Raschheit förmlich zugeschnitten. Dort in Oesterreich erfolgen alle Ladungen und Zustellungen von Klagen, Schriftsätzen und Urteilen von Amts- und Gerichts wegen; ein sogenannter „Vortermin" dient der Sonderung der streitigen von den unstreitigen Sachen, das ganze Verfahren ist möglichst auf einen einzigen Termin zur Verhandlung und nötigenfalls zur Beweisaufnahme eingestellt, an Stelle des Schiedseides und richterlichen Eides können die Parteien selbst eidlich vernommen werden, in der Berufungsinstanz können nicht, wie bei uns, beliebig neue Behauptungen aufgestellt werden. Während bei uns nach § 278 der Zivilprozeßordnung jede der Parteien, Kläger wie Beklagter, Angriffs- und Verteidigungsmittel (Einreden, Widerklagen und Repliken), bis zu dem Schluß der mündlichen Verhandlung, auf welche das Urteil ergeht, geltend machen kann, herrscht in unserem glücklichen Nachbarstaate im Grunde genommen nur tatsächlich die „Eventualmaxime". Das will folgendes besagen: Geht in Oesterreich eine Klage vor einem Landesgericht — dessen Zuständigkeit bei einem Vermögenswert der Klage von mindestens 850 Mk. deutscher Währung gegeben ist, ungefähr also mit der unserer Landgerichte,

die über Prozesse von mehr als 600 Mk. entscheiden, zusammenfällt — ein, so findet zunächst ein Vortermin vor einem beauftragten Mitglied des betreffenden Senates statt. Hier muß nun der Beklagte bei Meidung des Ausschlusses alle formellen Einreden, die eine Verhandlung über das materielle Recht selber verhindern sollen, vorbringen, also namentlich die Einrede der Unzulässigkeit des Rechtswegs (d. h. daß nicht die ordentlichen Gerichte, sondern die Verwaltungsbehörden oder besonderen Verwaltungsgerichte über die Frage zu sprechen hätten), der Unzuständigkeit des Gerichts, der Rechtshängigkeit der Sache. Vor allem aber kann — und darin erblicken wir einen ganz außerordentlichen Segen dieser österreichischen Einrichtung —, der Beklagte — ohne mit schweren und gänzlich unnötigen Kosten einen Rechtsanwalt bestellen zu müssen, wie dies leider bei uns erforderlich — formlos den klägerischen Anspruch anerkennen. Auch kann beim Ausbleiben des Beklagten auf Antrag des erschienenen Klägers durch den beauftragten Richter sofort Versäumnisurteil ergehen. Endlich hat im „Vortermin“ der beauftragte Richter von Amts wegen einen Vergleichsversuch zwischen den erschienenen Parteien vorzunehmen. So werden — woran es bei uns zurzeit noch gänzlich fehlt — die unstreitigen von den streitigen Sachen streng ausgeschieden, an das eigentliche Gericht kommen nur die streitig gewordenen Sachen. Bleibt nun die Sache streitig, so hat der beauftragte Richter sofort dem Beklagten die Beantwortung der Klagschrift durch Beschluß aufzutragen und für die Beantwortung eine den Umständen des Falles angemessene, vier Wochen nicht überschreitende Frist zu bestimmen. Die Klagebeantwortung muß durch eine rechtzeitig vor dem ersten gerichtlichen Termin einzureichende und dem Kläger zuzustellende Schrift geschehen. Nach Eingang der Klagbeantwortung hat dann der Vorsitzende nicht nur den Termin zur streitigen Verhandlung vor dem Gericht anzuberaumen, sondern gleichzeitig die von den Parteien in ihren Schriftsätzen benannten Zeugen und Sachverständigen zu laden und etwaige amtliche Urkunden (Akten u. dgl. m.), die zur Aufklärung der Sache nötig sind, herbeizuschaffen. So kann sofort nach der streitigen Verhandlung der Sache die Beweisaufnahme sich anschließen. Nur ganz selten werden — auch im scharfen Gegensatz zu unserem Verfahren — die Zeugen auswärts und außerhalb des erkennenden Gerichts an ihrem Wohnsitz vernommen. So ist es denkbar und kommt auch sehr häufig vor, daß vor dem Landesgericht der Prozeß im ersten Termin nach der Beweisaufnahme sofort erledigt wird. Eine Ueberrumpelung des

Prozeßgegners durch völliges neues Vorbringen — wie es bei uns so ungemein beliebt ist — kann in Oesterreich als so gut wie ganz ausgeschlossen bezeichnet werden. Beliebt es dort eine Partei, durch ihren Anwalt dem Gegner einen bogenstarken Schriftsatz mit ganz neuen Behauptungen in letzter Stunde vor Gericht zu überreichen, so braucht das Gericht sich auf eine Verlegung des Termins nicht einzulassen. Alle Tagsatzungen (Termine) können nur mit richterlicher Genehmigung verlegt werden.

Bei uns dagegen steht es ganz im Belieben der Parteien oder auch — unter Umständen über deren Köpfe hinweg — ihrer prozeßbevollmächtigen Rechtsanwälte gerichtliche Termine ausfallen zu lassen. Sie vereinbaren einfach eine „Terminsverlegung", das Gericht ist bei uns hiergegen völlig machtlos. Sehr oft haben die Rechtsanwälte, gerade die tüchtigen und zufolgedessen viel beschäftigten, eine ganze Reihe von Prozessen, in Zivil- wie Strafsachen, zu gleicher Stunde vor den verschiedensten Kammern und Abteilungen der Gerichte. Selbst bei großer Pünktlichkeit ist es ihnen unmöglich, alle Sachen wahrzunehmen, da werden denn mit Zustimmung des Gegners, die fast regelmäßig erteilt wird — denn ihre Verweigerung wäre „unkollegial", auch kommt man dem gegnerischen Anwalt gegenüber leicht in eine gleiche Lage, in der man Nachsicht bedarf —, die dem Anwalt weniger wichtigen, aber dem Klienten vielleicht sehr wichtigen Sachen auf Wochen hinaus vertagt. Das wiederholt sich in derselben Sache oft 3 bis 4, ja noch mehrere Male. Und dann wundert sich das rechtsuchende Publikum über die „unerhörte Langsamkeit", mit der die Gerichte arbeiten, schilt über Geschäftsverschleppung und Bureaukratismus, ohne den wahren Grund zu ahnen. Nur schwer will es verstehen, daß heute das Gericht diesen beklagenswerten Zuständen gegenüber völlig machtlos ist. Es ist — um es derb, aber durchaus zutreffend zu bezeichnen — die Marionette und Spieluhr in der Hand der Anwälte, es hängt ganz von deren Belieben ab, die Uhr aufzuziehen und spielen zu lassen; stundenlang können die versammelten Gerichtshöfe warten, bis schließlich „eine Sache vollständig ist", wie der technische Ausdruck lautet, d. h. bis die zwei beteiligten Anwälte sich gefunden haben und verhandeln wollen. Namentlich in den Berufungssachen an den Landgerichten und Oberlandesgerichten dauert es mitunter monatelang, bis die erste streitige Verhandlung glücklich zustande kommt. Krasse Fälle wie folgender, den ich kürzlich als Beisitzer der Berufungszivilkammer erlebte, gehören nicht zu den Seltenheiten der Praxis des Berufungsrichters.

Am 2. April 1913 geht in einer allerdings rechtlich und tatsächlich nicht einfach, aber auch keineswegs besonders verwickelten Sache die Berufung mit bald darauf folgender umfangreicher und gewissenhafter Begründung ein. Es finden vier Termine statt, in denen aber nicht verhandelt wird, denn der gegnerische Anwalt reicht erst nach drei vollen Monaten eine Erwiderung auf die Berufungsschrift ein, es kommen die Gerichtsferien dazwischen, im Juli geht endlich der lange erwartete Schriftsatz des Gegners ein. Nach den Gerichtsferien, Ende September, beantwortet ihn der Berufungskläger, was dem Gegner Veranlassung gibt, seinerseits wieder einen neuen Schriftsatz einreichen zu wollen und dem Berufungskläger in eine neue Vertagung auf Anfang November einzuwilligen. Ergebnis: 7 (in Buchstaben: sieben!!) Monate nach der Befassung des Berufungsgerichts mit der Sache, findet — vorausgesetzt, daß dann nicht wieder eine neue Vertagung durch die Anwälte vorgenommen wird — die erste streitige Verhandlung statt. Kein einziges Mal wurde das Gericht von der beabsichtigten Verlegung der sehr umfangreichen Sache vorher in Kenntnis gesetzt, siebenmal mußte der Berichterstatter wie der Vorsitzende völlig unnötig sich mit dem Aktenstudium befassen.*) Daß ähnliche Fälle, vielleicht nicht ganz so kraß wie dieser, täglich und abertäglich zu hunderten vorkommen vor deutschen Gerichten, wird jeder Zivilrichter bestätigen können.

Solche Vorkommnisse sind in Oesterreich völlig unmöglich. Denn dort darf noch § 134 f. der Zivilprozeßordnung das Gericht stets nur dann eine Terminsverlegung bewilligen — auch wenn beide Parteien oder Anwälte darum bitten —, „wenn sich der Aufnahme oder der Fortsetzung der Verhandlung zwischen den Parteien ein für sie unübersteigliches oder doch ein sehr erhebliches Hindernis entgegenstellt". Der Antrag auf Terminsverlegung muß stets durch genaue Angabe der Gründe gerechtfertigt werden, diese selbst sind glaubhaft zu machen. Beim Fehlen der Begründung oder genügender Glaubhaftmachung, muß das Gericht den Antrag verwerfen. Es hat dann nach Lage der Sache zu entscheiden. Da, wie schon gesagt, in der Berufungsinstanz die Parteien neue Behauptungen überhaupt nicht vorbringen können, so besteht die denkbar beste Gewähr für eine gewissenhafte und sorgfältige Prozeßführung durch die Parteien selbst und ihre berufsmäßigen Vertreter. Ferner kann das

*) Mittlerweile d. h. nach Niederschrift dieser Zeilen wurde am Berufungsgericht in dem ersten Verhandlungstermin das erstinstanzliche Urteil bestätigt und die Berufung kostenpflichtig zurückgewiesen.

Gericht in Oesterreich — auch dieses Befugnis besitzt es bei uns nur, wenn es der Gegner der saumseligen Partei beantragt — von Amts wegen neues Vorbringen für unstatthaft erklären, „wenn die neuen Angaben und Beweise, offenbar in der Absicht den Prozeß zu verschleppen, nicht früher vorgebracht wurden und deren Zulassung die Erledigung des Prozesses erheblich verzögern würde.“ Ja, gegen die Advokaten der Partei kann sogar in diesem Fall, wenn ihn ein grobes Verschulden trifft, eine Ordnungsstrafe vom Gericht verhängt werden. Bei uns in Deutschland gehört es zu den äußersten Seltenheiten, daß ein Rechtsanwalt beantragt, seinen Gegner mit neuem Vorbringen, als in Verschleppungsabsicht vorgebracht, auszuschließen. Man erachtet sich durch die Kollegialität für gebunden, Rücksichten in weitestem Umfang aufeinander zu nehmen, leicht kommt man in die gleiche Lage, kurz und schlecht: „hanc veniam damus petimusque vizissim.“ Ein ganz ungenügender Schutzbehelf gegen die böswillige Verschleppung der Prozesse bildet bei uns — darüber ist man sich in richterlichen Kreisen völlig einig — die Vorschrift des deutschen Gerichtskostengesetzes*), daß den böswilligen säumigen Teil, selbst im Fall seines Obsieges, besondere Kostennachteile (Kostenstrafen) treffen können. Denn selbst wenn unsere Gerichte in einem weiteren Umfang als es leider heute zu geschehen pflegt, von dieser Befugnis Gebrauch machen würden, einer Partei, die durch verspätetes Vorbringen von Behauptungen einen für sie günstigen Ausgang eines Rechtsstreites erwartet, kommt es auf einen Kostennachteil weiter gar nicht an. Sie rechnet — und wohl auch in der großen Mehrzehl der Fälle ganz richtig — damit, daß der Vorteil in der Sache selbst den Kostenaufwand bei weitem aufwiegt. Ferner versagt das Mittel vollständig gegenüber einer armen Partei, die durch Bewilligung des Armenrechts von jeder Kostentragung — wenigstens vorläufig — vollständig befreit ist. Endlich, wenn kein anderes Mittel mehr verfangen will, der Gegner ausnahmsweise mal keine Verlegung bewilligt und auf Erledigung drängt, entfernt man sich und läßt sich „kontumazieren“, d. h. ein Versäumnisurteil gegen sich ergehen. Hierauf legt man — wenn möglich ganz kurz vor Ablauf der recht geräumigen zwei volle Wochen nach Zustellung des Urteils betragenden „Einspruchsfrist“ — Einspruch gegen das „Versäumnisurteil“ ein und setzt so den Rechtsstreit in den früheren Zustand zurück. Mit einem Atemzug oder richtiger einem Feder-

*) § 278 Abs. 2 und § 283 Abs. 2 ZPO., sowie § 48 Ger.-K.-Ges.

strich beseitigt die säumige Partei das gerichtliche Urteil, einen wichtigen staatlichen Hoheitsakt. Dabei macht man auch finanziell ein gutes Geschäft, denn die Prozeßstrafe aus § 48 des Deutschen Gerichtskostengesetzes, die man auf diesem sinnigen Umwege erspart, ist bedeutend höher, als die gerichtliche Gebühr für das ganze Versäumnisverfahren. Irgendeinen sachlichen Grund für ihre Säumnis braucht die betreffende Partei in keiner Weise anzugeben, aus ganz frivolen Gründen kann so ein böswilliger Schuldner, nur um Zeit zu gewinnen, den Prozeß recht erheblich verschleppen. Er ist völlig souverän seiner Gegenpartei und dem Gericht gegenüber, mit Ludwig XIV. kann er stolz sagen: „car tel est notre plaisir.“ Ein gründliche Umgestaltung dieses zur Verschleppung der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sehr beitragenden sogen. „Versäumnisverfahrens“ ist zu einer Gesundung unserer heutigen Zustände unbedingt geboten. Das österreichische Recht kennt ein Versäumnisverfahren in unserem Sinne überhaupt nicht. Ergeht dort ein Versäumnisurteil, so muß dort die säumige Partei um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bitten, und diese wird ihr nur dann vom Gerichte bewilligt, wenn sie „durch ein unvorhergesehenes oder unabwendbares Ereignis am rechtzeitigen Erscheinen bei einer Tagsatzung . . . verhindert wurde.“ (§ 146 Z.O.P.O.) Auch müssen die den Antrag rechtfertigenden Gründe glaubhaft gemacht werden.

Ungemein mißlich ist es auch und trägt gleichfalls zur Verschleppung der Prozesse bei, daß die Parteien ihren Anwälten und infolgedessen diese wiederum dem Gerichte recht oft nur unvollständige, den Sachverhalt nicht genügend erschöpfende oder gar wissentlich unwahre und irreführende Angaben machen. Auch pflegt es leider — wie uns Justizrat Wildhagen, Rechtsanwalt am deutschen Reichsgericht in Leipzig, eine Zierde der Rechtswissenschaft und der Anwaltschaft, in seiner ungemein lesenswerten Schrift: „Der bürgerliche Rechtsstreit“ (1912) berichtet — mitunter der Anwalt in seinem Vortrag vor Gericht diesem seinem Klienten ungünstige Umstände zu verschweigen oder doch den Sachverhalt zu „frisieren“. Man nennt das wohl in Anwaltskreisen „erlaubte Prozeßtaktik“. Ein solches Verhalten ist — von wenigen ganz seltenen Ausnahmefällen abgesehen, die freilich wohl denkbar sind — eine häßliche und verwerfliche Kampfesweise. Die Parteien und ihre Vertreter müssen den Sachverhalt soweit der Wahrheit gemäß aufklären, als es das Gericht braucht, um zu einer zutreffenden Entscheidung zu gelangen. Diese baut sich ja sonst auf Flugsand auf. Zu dem Zweck müßte

das Gericht in der Lage sein, unter Androhung von Ordnungsstrafen das Erscheinen der Parteien an Gerichtsstelle zu erzwingen, um mit ihnen selbst zu verhandeln. Es ist immer besser, man schöpft unmittelbar aus der Quelle selbst, als aus der Hand eines Dritten. Allenthalben im bürgerlichen Leben gilt es mit Recht als moralische Pflicht, die Wahrheit zu sagen, Treu und Glauben verlangt dieses Verhalten von uns im Rechtsverkehr; es ist nicht einzusehen, warum nun gerade im Zivilprozeß bei Durchsetzung des Rechtsanspruchs unlautere Mittel — und dazu gehört doch wohl die Unwahrheit, ja auch die bloße Verschweigung wesentlicher Umstände — erlaubt sein soll. Mit Recht fordern wir daher heute, in Anlehnung an den leider unlängst viel zu früh verstorbenen genialen Berliner Rechtslehrer Konrad Hellwig, eine Wahrheitspflicht der Parteien und ihrer Anwälte im Zivilprozeß. Sehr schön sagt Wildhagen a. a. O. S. 33/34: „Nimmermehr ist ein Recht der Streitenden anzuerkennen durch Verschiebung oder Verschleierung des der Wirklichkeit entsprechenden Sachverhaltes, die Entscheidung zu ihren Gunsten zu beeinflussen. . . . . Es hieße die Einrichtungen des Staates geradezu mißbrauchen, wenn man sie dazu benutzt, um durch List in der Weise Vorteile zu erringen, daß der Beurteilung ein anderer als der wahre Sachverhalt unterzuschieben versucht wird." Dem Gewicht dieser Gründe hat sich auch die Standesvertretung der deutschen Anwälte, der Mitte September 1913 in Breslau stattgefundene 21. Deutsche Anwaltstag nicht entziehen können, als er bei seinen Beratungen ausdrücklich, und zwar mit überwältigender Mehrheit, den Beschluß faßte, daß keinesfalls ein Recht der Partei zur „Prozeßlüge" anerkannt werden könne. Aber leider geht der Beschluß längst nicht weit genug; gegen Statuierung einer „Wahrheitspflicht" der Parteien und ihrer Vertreter wendet er sich gleichzeitig mit aller Entschiedenheit. Die deutschen Anwälte in ihrer großen Mehrheit halten es also nach wie vor für angebracht, daß unter Umständen der Prozeßstoff dem Gericht bewußt nur unvollkommen und lückenhaft, vielleicht sogar ganz subjektiv gefärbt vorgetragen werde. Mit den Pflichten eines „Organs der Rechtspflege", der Findung des wahren Rechts zu dienen, läßt sich freilich u. E. diese grundsätzliche Berufsauffassung nicht recht vereinbaren! U. E. kann es der Stellung des Anwalts als „Rechtspflegeorgan" nur entsprechen, wenn er, sowie es die auch hier vorbildliche österreichische Zivilprozeßordnung in ihrem § 178 vorschreibt, in seinem Vertrag „alle im einzelnen Falle zur Begründung seiner Anträge

erforderlichen Umstände der Wahrheit gemäß **vollständig** und bestimmt angibt". Dagegen können wir uns mit der Einführung der von Hellwig (in seiner grundlegenden Schrift „Justizreform", S. 23 u. 36/37) warm empfohlenen Einführung von Prozeßlügenstrafen nicht recht befreunden. Denn „einmal handelt es sich doch, wie nicht verkannt werden kann, vorzugsweise um Erfüllung einer ethischen und nicht Rechtspflicht, und dann würde die Androhung von Geldstrafen zu sehr Denunziationen Tür und Tor öffnen. Die Befolgung der Wahrheitspflicht muß in das Gewissen der Parteien geschoben werden. Auch das österreichische Recht kennt übrigens eine Strafe für Prozeßlügen nicht." *) Wir meinen also, es dürfte den Parteien nicht mehr wie bisher die Herrschaft über die Gestaltung und den Verlauf des Prozesses schrankenlos im vollsten Umfange verbleiben. Man kann nicht daraus, daß die Parteien beliebig über das materielle Recht selbst verfügen dürfen, folgern, daß sie dementsprechend auch über den Gang des Verfahrens beliebig verfügen dürften. Es ist eine Lebensaufgabe des Staates, für eine möglichst die Interessen der Allgemeinheit wahrende Erledigung der Prozesse einzutreten; der Wohlfahrtszweck des Staates verlangt es, daß bürgerliche Rechtsstreitigkeiten möglichst rasch und richtig erledigt werden. „Die Organe, die im Streitfalle berufen sind, über die Ansprüche der einzelnen zu entscheiden, die Gliederung und Zuständigkeit der Gerichte bestimmt der Staat nach den Bedürfnissen der Allgemeinheit, von dessen Eintreten für ihn der Bürger im Rechtsstaate allein den Schutz seiner Privatrechte erwarten darf. Aber ebenso darf nur der Staat die Formen und den Gang des Streitverfahrens regeln, und zwar auch nur nach Maßgabe der Abforderungen, die das „gemeine Wesen" an die Gestaltung des Rechtsschutzes des Einzelnen stellt." **)

Nur die Uebernahme der eben kurz geschilderten österreichischen Einrichtungen kann u. E. eine wesentliche Beschleunigung der Prozesse herbeiführen. Die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der heutigen Zustände bricht sich übrigens auch in Anwaltskreisen immer mehr Bahn. So schreibt einer der angesehensten Berliner Anwälte, Justizrat Springer, in seiner beachtenswerten kleinen Schrift „Die Reform des Zivilprozesses": „Die grundsätzliche Zuweisung des

*) Bovensiepen: Einige Bemerkungen zur Reform unseres Zivilprozesses in der „Deutschen Richterzeitung" 1912, S. 190.

**) Reichsgerichtsrat Peters in der trefflichen, im Liebmannschen Verlag, Berlin, erscheinenden „Deutschen Juristenzeitung" 1913, S. 999.

Prozeßbetriebes an die Parteien drängt das Gericht vielfach in die Rolle eines hilflosen Zuschauers zurück. . . . . Die Höhe der dem Gericht zugewiesenen Aufgabe steht in einem gewissen Widerspruche zu seiner derzeitigen Stellung in bezug auf die Prozeßleitung (S. 15). Und weiter, „es ist keine Härte für die Partei, welche den Richter anruft oder welche vor den Richter gefordert wird, wenn man von ihr verlangt, daß sie sich das auf den Rechtsstreit beziehende Material zu Behauptungen, Beweismitteln, Angriffsmitteln und Verteidigungsmitteln rechtzeitig und vollständig beschafft".

Begründet sind auch — zum guten Teil wenigstens — die Klagen unseres Volkes über die hohen Prozeßkosten.*) Ganz utopisch ist freilich die Forderung des sozialdemokratischen Parteiprogramms: die Rechtspflege muß völlig kostenlos sein! Dann wäre eine gewaltige Erhöhung der Steuern einfach die unausbleibliche Folge und die Allgemeinheit müßte allein und ausschließlich die Lasten tragen für eine staatliche Einrichtung, die doch nicht nur dem gemeinen Wesen dient, sondern auch zweifellos die Interessen des einzelnen Staatsbürgers, die Durchsetzung privater Rechtsansprüche zu fördern bestimmt ist. Es erscheint daher — worüber man sich auch in der nationalökonomischen Wissenschaft durchaus einig ist — nicht mehr als recht und billig, daß auch das rechtsuchende Publikum selbst zum Teil wenigstens zur Erhaltung der Gerichte durch Entrichtung von Gebühren beiträgt. Für die wirklich arme Bevölkerung gewährt das heute in weitestem Umfang vom Gesetz statuierte „Armenrecht" vollkommen Anhilfe. Die Kosten eines bürgerlichen Rechtsstreits zerfallen in die eigentlichen Gerichtskosten und die etwaigen Anwaltsgebühren. Das deutsche, am 1. Oktober 1879 in Kraft getretene Gerichtskostengesetz bescherte nun dem deutschen Volke — wie am a. a. O. von mir eingehend bewiesen ist — gerade bei den geringfügigen Prozessen eine ganz bedeutende Erhöhung der Kosten. Diese stehen heute in gar keinem Verhältnis zum Wert des Rechtsstreits, oft übersteigen sie ihn um das Mehrfache. Auf die Einzelheiten kann ich hier — um den mir zur Verfügung stehenden Raum nicht zu überschreiten — nicht eingehen, nur das sei betont, eine erhebliche Herabsetzung in den unteren Wertstufen wäre unbedingt geboten. Dafür könnten die Gerichtskosten bei den höheren Wertstufen, den Prozessen von etwa 2 bis

*) Vergleiche zum folgenden: Bovensiepen: „Eine sozialpolitische Betrachtung über die Bedeutung des gerichtlichen Kostenwesens in der „Deutschen Richterzeitung" 1913, S. 189/205.

3000 Mark aufwärts, erheblich erhöht werden. Das gleiche gilt für die Gebühren der Rechtsanwälte. Unter allen Umständen aber bedürfte u. E. der gänzlichen Beseitigung die Vorschrift des die Prozeßführung ganz wesentlich verteuernden Abs. 2 des § 91 der Zivilprozeßordnung. Während nämlich im allgemeinen die Kosten der Rechtsverfolgung oder der Rechtsverteidigung vom Unterliegenden dem Sieger nur dann erstattet zu werden brauchen, wenn sie nach pflichtgemäßem Ermessen des Gerichts zweckmäßig waren und sonst nicht, so gilt dieses richterliche Nachprüfungsrecht nicht gegenüber den Kosten eines Rechtsanwalts, den sich die obsiegende Partei genommen hatte. Diese müssen ihm also nach geltendem Rechte, auch wenn die Sache noch so kindlich einfach lag und ebensogut von ihm selbst vor Gericht hätte wahrgenommen werden können, von dem vielleicht schwer bedrängten und um seine Existenz mühsam ringenden Schuldner ersetzt werden. Das ist eine ganz außerordentliche und u. E. durch nichts zu rechtfertigende Härte gegenüber dem Schuldner. Sehr oft — ja in den weitaus überwiegenden Fällen — bestreitet dieser gar nicht die Existenz der Forderung und seine rechtliche Verpflichtung, er kann nur einfach nicht zahlen aus Mangel an Mitteln. Nach durchaus zuverlässigen amtlichen Statistiken werden rund 80 % aller beim Gericht eingehenden Klagen durch Versäumnis oder Anerkenntnis des beklagten Schuldners erledigt. Die Hinzuziehung eines Anwalts durch den Gläubiger ist hier nur in den seltensten Fällen — etwa bei einer weit entfernt wohnenden auswärtigen Firma — gerechtfertigt. Aber geradezu skrupellos pflegen hier sehr oft — zum Glück nicht immer — die Gläubiger Rechtsanwälte zuzuziehen und ihren Schuldnern unnötige, sehr hohe Kosten zu verursachen. Wahrhaft ergreifende Bilder von dieser bis vor kurzem viel zu wenig beachteten „Schuldnernot" entwirft Martin Bürgel in seiner Schrift „Der vogelfreie Schuldner". Die unbedingte Kostenerstattungspflicht (§ 91 Abs. 2 ZPO.) muß daher fallen. Es ist unbillig und widerspricht schroff dem ökonomischen Prinzip, ein wirtschaftliches Ziel mit dem geringsten Aufwand von Kraft und Kosten zu erreichen. Die heutige Gesetzgebung begünstigt zu sehr in einseitiger Weise die Interessen der Gläubiger. Es muß als Rechtsgebot anerkannt werden, daß auch die Ausübung und Geltendmachung der Rechte im Prozeß nach Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte zu erfolgen habe und daß der Gläubiger nicht ganz unnötig seinem Schuldner leicht zu vermeidende Kosten zufüge.

Das Gericht muß in Zukunft in jedem einzelnen Falle nachprüfen dürfen und müssen, ob nach der ganzen Sachlage die Zuziehung eines Rechtsanwalts durch die Partei geboten war oder nicht. Verneint es die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der Zuziehung, so sind die Kosten des Anwalts nicht erstattungsfähig und die betreffende Partei hat sie aus ihrer eigenen Tasche zu bezahlen. Auch im Auslande bei so gut wie allen Kulturvölkern braucht der Unterliegende die Anwaltskosten seinem gewinnenden Gegner nur zum kleinsten Teile zu ersetzen, dies gilt namentlich in dem uns so oft mit Recht als Muster hingestellten England.*) In allen Bagatellprozessen bis zu 40 Mark werden dort nämlich Anwaltskosten niemals erstattet.

Sehr zur Beschleunigung und Verbilligung des Verfahrens dürfte es auch**) beitragen, wenn man das Mahnverfahren obligatorisch für alle Fälle der Beitreibung von Geldforderungen machte, d. h. es dürfte also nicht mehr ganz in das freie Belieben der Gläubiger gestellt werden, ob sie ihre Gelder durch die sehr billigen Zahlungs- und Vollstreckungsbefehle von ihren Schuldnern beitreiben oder durch die viel kostspieligeren Klagen bei Gericht. Noch erfreulicherweise macht sich in den letzten Jahren seit dem Erlaß der letzten großen Novelle zu unserer Zivilprozeßordnung vom Jahre 1909 zufolge einiger Verbesserungen des Verfahrens eine recht bedeutende Zunahme der Zahlungsbefehle bemerkbar. Das Jahr 1912 allein wies in Preußen eine Zunahme von rund 287 000 Zahlungsbefehlen auf; auf 100 amtsgerichtliche Prozesse kommen jetzt bereits 102 Mahnsachen gegen bloß 78 im Jahre 1909. Sehr zur Verbreitung dieses für den Schuldner so billigen Verfahrens haben auch zweifellos die verdienstvollen Schriften des unermüdlich tätigen Bensberger Gerichtsvollziehers Finheld, der aus seiner eigenen langjährigen Tätigkeit die Nöte unseres Volkes auf das Beste kennt, so namentlich „Augen auf, Beutel auf" und des Berliner Schriftstellers Martin Bürgel beigetragen. Aber noch immer läßt die Anwendung des Mahnverfahrens noch sehr viel zu wünschen übrig. Freilich kann man seine Anwendung den Gläubigern nur vorschreiben, wenn man es mit wirksamen Reizen für sie ausstattet. Daran fehlt

*) Vergl. hierüber die ganz treffliche Abhandlung des Altonaers Rechtsanwalts Bartsch v. Sigsfeld, „Die britische Kleinjustiz in Zivilsachen und ihre Lehren für Deutschland in Schmollers Jahrbüchern für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft", 1913, S. 1271—1328.

**) Wie ich in meinem Aufsatz „Ausbau des Mahnverfahrens" in der Deutschen Richterzeitung 1913, S. 336 ff. vorgeschlagen habe.

es leider heute aber noch sehr, der Gläubiger hat nicht einmal die Gewißheit, daß er in besonders eiligen Sachen ebenso rasch zum Ziele gelange, als wie bei Beschreitung der Wechselklage oder auch im gewöhnlichen Verfahren bei Abkürzung der Einlassungsfrist. Binnen einer vollen Woche kann heute der böswillige Schuldner nach Zustellung des Zahlungsbefehles noch Widerspruch gegen ihn erheben; irgendwie begründen braucht er ihn gar nicht. Dann muß der den Schuldner zur mündlichen Verhandlung vorladende Gläubiger noch die dreitägige Ladungsfrist einhalten, während er im Wechselprozeß klagend oder auch im gewöhnlichen Verfahren bei stets leicht — wenigstens vor den Amtsgerichten — zu erreichender Abkürzung der Einlassungsfrist bedeutend früher einen Termin erlangt hätte. Die Widerspruchsfrist für den Schuldner müßte also in allen Wechsel- und sonstigen eiligen Fällen bedeutend abgekürzt werden. Ferner müßte der Schuldner seinen Widerspruch zu begründen haben. Und ferner müßte der Zahlungsbefehl mit Versäumung der Widerspruchsfrist ohne weiteres einem Urteile gleich vollstreckbar werden. Heute dagegen muß der Gläubiger erst noch sich einen besonderen Vollstreckungsbefehl zum Zahlungsbefehl hiezu vom Gerichtsschreiber erteilen lassen und kann dann erst gegen den Schuldner mit Pfändung vorgehen. Aber selbst gegen diesen Vollstreckungsbefehl kann dann nochmals der säumige — und meistens wohl hier böswillige — Schuldner Einspruch einlegen. Auch der amtsrichterliche Strafbefehl, der doch weit tiefer in die Rechtssphäre des von ihm Betroffenen einschneidet, als der Zahlungsbefehl des Zivilrichters, wird nach Versäumung der Widerspruchsfrist sofort vollstreckbar; eines besonderen Vollstreckungsbefehles bedarf es nicht. Es ist gar nicht einzusehen, warum man also in reinen Geldangelegenheiten dem Schuldner mehr Sicherheiten gewähren will, wie im Strafverfahren, es ist ungereimt, reine Vermögensangelegenheiten vorsichtiger zu behandeln als Strafsachen. Räumt man aber dem Gläubiger diese großen Vorteile ein, so erfordert es die ausgleichende Gerechtigkeit, daß er dann, wenn er anstatt dieses viel billigeren Wegs die gerichtliche Klage einreicht, stets dann alle Mehrkosten (über den Betrag der Kosten des Mahnverfahrens hinaus) selber tragen muß, wenn der Schuldner den Klageanspruch sogleich anerkennt oder Versäumnisurteil gegen sich ergehen läßt. Auch nach österreichischem Rechte erlangt der Zahlungsbefehl, der übrigens dort nur über Werte bis zu 400 Kronen erlassen werden kann, nach Ablauf der Widerspruchsfrist ohne weiteres die Vollstreckbarkeit und Rechtskraft.

Durch diese Maßregeln würde der „Schuldnernot" wie der „Gläubigernot" (die beide zweifellos vorhanden sind) zum guten Teil abgeholfen werden. Am besten würden die Geschäftswelt-Handwerker, Kaufleute und Industrielle, kurz der gewerbliche Mittelstand — ihre Schulden durch Einziehungsämter auf genossenschaftlicher Grundlage eintreiben*). —

Ein gutes Stück „Schuldnernot" würde aber weiter beseitigt werden, wenn die zukünftige Zivilprozeßordnung dem Gericht die Befugnis einräumen würde, dem willigen, aber z. Zt. in Zahlungsschwierigkeiten befindlichen Schuldner angemessene Zahlungsfristen zu gewähren. Das Volk versteht es einfach nicht, daß heute der Richter dieses nicht vermag. Einem hartherzigen Gläubiger ist es so möglich, den Zusammenbruch seines redlichen und nur augenblicklich unvermögenden Schuldners herbeizuführen. Viele an sich durchaus schutzwürdige Existenzen werden so durch Pfändungen zum äußersten getrieben und ruiniert. Ganz anders in England. Dort kann der Richter dem unverschuldet in Zahlungsschwierigkeiten geratenen Schuldner angemessene und geräumige Fristen auch gegen den ausdrücklichen Willen des Gläubigers bewilligen; viel Not, Elend und Zusammenbruch wird so vermieden, Verzweiflung wird ferngehalten, die Armenpflege entlastet und viel Erbitterung gegen die Rechtsordnung und den Staat erspart. Mißbraucht der Schuldner, dem der englische Richter Zahlungsfristen bewilligt hat, das ihm geschenkte Vertrauen und hält er die Termine nicht ein, so kann der Gläubiger ihn vor den Richter laden. Dieser untersucht genau die Vermögensverhältnisse des Schuldners und prüft, ob die Nichteinhaltung der Fristen entschuldigt ist oder nicht. In diesem Fall wird mit aller gebotenen Schärfe gegen den Säumigen vorgegangen, mitunter nicht unerhebliche Gefängnisstrafen sind die Folge. Erst dann kann der Gläubiger sich an die Habe des Schuldners halten und diese zur Pfändung bringen. „Ehe man es aber zum Aeußersten — Gefängnis oder Versteigerung — kommen läßt, zahlen die pfändbares Eigentum besitzenden Schuldner fast alle ihre Raten**). Pfändungen, wie sie bei uns in Deutschland leider an der Tagesordnung sind, gehören daher in England zu den größten Seltenheiten. „Staunend steht man vor diesem strahlenden Ehrenschild der englischen ... Justiz. .... 3625 Schuldner mußten mit oder

*) Vgl. über diese heute schon weit verbreiteten Einziehungsämter Dr. Mangler in der Deutschen Richterzeitung 1913, S. 651 ff.

**) Bartsch v. Sigsfeld a. a. O., S. 1301.

ohne ihre Schuld in England nützliche Habe unter dem Werte dem Ideal des Rechts zu Ehren hergeben; Deutschland dürfte ebenso viele Gerichtsvollzieher besolden, die in der Hauptsache durch Mobiliarzwangsversteigerung demselben Ideale dienen."

Ganz unleidlich scheint es uns auch, in ausgesprochenen Bagatellsachen ohne jede Einschränkung die Berufung zuzulassen. Unwirtschaftlich und ungesund ist es, wenn die Kosten eines Rechtsstreites zum Objekte selbst außer allem Verhältnisse stehen. Der Ertrag des Rechtsstreites müßte unter allen Umständen die Kosten der Rechtsverfolgung tragen können. Man müßte in allen Sachen unter 20 Mark, vielleicht sogar bis zu 30 Mark, die Berufungsmöglichkeit grundsätzlich ausschließen und nur bei zweifelhaften Rechtsfragen unter Zustimmung des erstinstanzlichen Richters — wie in England bei allen Prozessen unter 400 Mk. Wert — gestatten. Auch Frankreich erlaubt, nebenbei bemerkt, die Berufung nur bei einer Wertgrenze von über 100 Francs und Oesterreich nur bei 100 Kronen, gleich 85 Mark Wert. Aber über 30 Mk. hinaus sollte man keinesfalls die Berufung ausschließen. Der Standpunkt des Gewerbegerichtsgesetzes, der die Berufung nur bei Prozessen über 100 Mark und gar des Kaufmannsgerichtsgesetzes, der die Berufung nur bei Objekten über 300 Mark zuläßt, erscheint als ganz und gar plutokratisch. Der Gesetzgeber betrachtete die Sachlage damals viel zu sehr vom Gesichtspunkte der **beati possidentes.** Für den Arbeiter, Handwerker, Unterbeamten, kleinen Landwirt, kurz „den kleinen Mann", sind 30 Mark ein ganz erheblicher Betrag, der für die ungeschmälerte Fortführung seiner Existenz auch heute noch bei unserer gewaltig gestiegenen Wohlhabenheit eine große Rolle spielt. —

Viel, sehr viel ließe sich noch über die Reformbedürftigkeit unserer Zivilprozeßordnung ausführen. Aber das Wesentlichste glauben wir wenigstens gesagt zu haben. Eingehend mit den von uns behandelten wichtigen Fragen befaßte sich der unlängst in Berlin am 12. und 13. September 1913 stattgefundene, von Richtern und Staatsanwälten aus allen deutschen Gauen zahlreich besuchte deutsche Richtertag. Nach einem glänzenden zweistündigen Vortrag des bekannten Reichsgerichtsrats Dr. Lobe erkannte er durchaus an, daß das Volk berechtigte Klagen über den heutigen Zivilprozeß habe. Mit Recht forderte er in seiner Resolution eine strenge Scheidung zwischen streitigen und unstreitigen Sachen, ein einfaches, schnelles und billiges Mahnverfahren, sowie einen Ausbau der vorbeugenden

Mittel zur Verhütung von Zivilprozessen. Es ist ein hocherfreuliches Zeichen für das Erwachen sozialpolitischen, volkstümlichen Geistes in der deutschen Richterschaft, daß diese wachen Augen und Ohrs dem Pulsschlag der Zeit folgt und den Klagen des Volkes über die Gebrechen unserer Rechtspflege in ihrem Verbandsorgan, der „Deutschen Richterzeitung", ein offenes Gehör schenkt. Sie sucht ihre Hauptaufgabe darin, mit den Kreisen unseres Erwerbslebens in stete Fühlung zu treten und von ihnen Vorschläge über die Umgestaltung unseres Rechts zu erhalten und zu veröffentlichen. Alle ihre Hefte behandeln vorzugsweise rechts- und wirtschaftspolitische Maßnahmen. So sei denn unsere kurze Betrachtung mit der Hoffnung geschlossen, daß im Laufe einer absehbaren Zeit die Brücke zwischen Recht und Volk geschlagen werde, der Jurist mit Aufmerksamkeit das wirtschaftliche Leben seiner Zeit verfolge und das rechtsuchende Publikum Verständnis gewinne für die nicht einfache und oft entsagungsreiche Arbeit des Juristen.

Grundzüge einer Einheitsschule auf naturwissenschaftlicher Basis.

Von

Dr. Heinrich Schacht.

I. Die gegenwärtige Grundlage der höheren Lehranstalten.

Daß die Schule nicht um ihrer selbst willen da sei, sondern daß sie bestimmt sei, die jungen Menschen für das Leben vorzubereiten, ist ein wohl allgemein anerkannter Grundsatz. Die Schule soll die Schmiede sein, in der Jung-Siegfried sein gutes Schwert schmiedet, daß er dermaleinst die Riesen und Drachen schlage in Wald und Feld. Das gilt natürlich von den sogenannten „höheren" Lehranstalten im gleichen Maße wie von den Volksschulen. Während nun diese ihre Aufgabe — in dem engen Rahmen freilich, der für sie in Betracht kommt — im allgemeinen wohl erfüllen, so kann dasselbe von jenen leider nicht gesagt werden. Der Grundsatz: „**Non scholae, sed vitae**", der so stolz über dem Portal gar mancher höheren Schule prangt, ist fast überall in der Theorie stecken geblieben. In der Praxis des höheren Schulbetriebes sieht es heute trotz aller „Reformen" im Grunde genommen nicht viel anders aus, als bevor man an diese Reformen ging. Noch stehen alle höheren Lehranstalten, ob sie sich nun Gymnasien nennen oder diesen Namen mit Beiwörtern schmücken, die auf „reale" Wissenschaften oder auf „Reformen" in Lehrplan und Methode hinweisen sollen, noch stehen sie alle mehr oder weniger auf der grammatisch-philologischen Basis der alten Gelehrtenschulen, deren ehrwürdige Mutter die mittelalterliche Klosterschule war, und ihrer aller Wiege ist die weltabgeschiedene Zelle des Mönches. Der Schlachtruf: Hie alte Sprachen! Hie lebende Sprachen! der heute im Kampf der streitenden Parteien widerhallt, ist nur ein Beweis dafür, daß man

noch immer an den philologischen Zielen festhält, daß man noch immer nicht von der sprachlichen Grundlage des höheren Schulwesens loskommen kann. Und wenn nun gar ein ganz „Moderner“ von einer neuen Einheitsschule träumt, deren Hauptlehrgegenstand die deutsche Sprache in ihrer historischen Entwicklung vom Gotischen (sic!) übers Alt- und Mittelhochdeutsche zum Neuhochdeutschen sein soll, so scheint er mir deutlich die Züge seines geistigen Ahnen, des weltfremden Klosterbruders, zu tragen. Wir sind bisher wahrlich genug im Kreise der philologischen Schultradition herumgelaufen. Es ist an der Zeit, daß wir das Problem des höheren Schulwesens bei seiner Wurzel erfassen und entschlossen die Frage aufwerfen: Hat denn die vorwiegend sprachliche Grundlage unserer Bildung eine Berechtigung? Wenn nicht, was wäre an ihre Stelle zu setzen? Nur aus der Beantwortung dieser Frage gewinnen wir den festen Punkt, von dem aus eine wirkliche Schulreform in Angriff genommen werden kann.

II. Die notwendige Grundlage der Schule.

Es ist einleuchtend, daß die Schule, wenn sie für das Leben lehren soll, zunächst vom Leben lernen muß. Wenn sie es unternimmt, Menschen fürs Leben zu bilden, muß sie wissen, was für Menschen das Leben erfordert. Nun, es braucht offenbar Menschen, die durch ihr Wissen und Wollen befähigt sind, an den großen Aufgaben der Menschheit mitzuarbeiten. Welches aber sind diese Aufgaben? Um diese Frage zu beantworten, ist es weder erforderlich noch angebracht, nach den letzten Zielen des Menschengeschlechts spähend in die Zukunft zu schauen und philosophische Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen anzustellen. Es genügt, wenn wir in die Vergangenheit und Gegenwart blicken und aus der historischen Entwicklung der Menschheit die Aufgaben zu erkennen versuchen, an deren Bewältigung sie bisher gearbeitet hat und noch arbeitet. So betrachtet, stellt sich die Geschichte des Menschengeschlechtes dar als ein steter Kampf des menschlichen Geistes mit den Mächten der Natur, und sein Ziel erscheint als eine möglichst weitgehende Beherrschung der Natur, deren Unterwerfung des Menschen Aufgabe war und ist. Die Herrschaft über die Natur reicht aber nur so weit, als man sie erkennt: Die Natur erkennen, heißt sie beherrschen. Mithin ist Naturerkenntnis die eigentliche Aufgabe des menschlichen Geistes.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich die Nutzanwendung für die Schule von selbst: die philologische Basis ist durch die naturwissenschaftliche zu ersetzen, d. h. der Hauptlehrgegenstand der Schule müssen die Naturwissenschaften sein. Um sie als Kern und Mittelpunkt gruppieren sich alle anderen Wissenschaften, durch sie erhalten sie Bedeutung und Leben. Auf dieser Grundlage gelangen wir nicht nur zu einer Bildung, in der alle Wissenschaften organisch miteinander verbunden sind, statt daß sie wie bisher dem Schüler neben- oder übereinander angeklebt wurden; wir gelangen gleichzeitig auch zu der ebenso als notwendig erkannten wie bislang vergeblich angestrebten „Einheitsschule", die eine wirklich einheitliche Bildung vermittelt, indem sie, von den ersten Elementen des Wissens von der Natur ausgehend, zu einer umfassenden Kenntnis der Dinge und Vorgänge in der Natur fortschreitet und schließlich zur höchsten Betätigung des menschlichen Geistes führt, zur Philosophie, dem Nachdenken über die Natur, das die Resultate der Naturwissenschaften zu einem einheitlichen Weltbilde zusammenzufassen sucht. Indem wir so wahrhaft gebildete Menschen schaffen, lösen wir gleichzeitig das Problem einer rechten „Volksschule"; denn dann gibt es nur noch eine Art von Bildung, und jedes Kind, das in die Schule tritt, steht auf der untersten Sprosse der Leiter, die zum höchsten Ziele führt. Dann bilden die sogenannten „höheren Lehranstalten" die natürliche Fortsetzung der Elementarschulen, und es wird die trennende Kluft ausgefüllt, die zwischen beiden Schulgattungen besteht, indem sie zu einem eng verbundenen Ganzen zusammengefaßt werden.

III. Die Ausgestaltung der Einheitsschule.

1. Bildung des Wissens.

Der Grundstock des Wissens sind die Naturwissenschaften. Um sie erfolgreich zu betreiben, muß man zunächst gelernt haben, die Erscheinungen der Natur zu beachten: Man muß sehen gelernt haben. Damit kann kaum früh genug begonnen werden. Der schulmäßige Unterricht sollte schon mit dem vierten Lebensjahre einsetzen. Vielleicht wäre es möglich, einen solchen vorbereitenden Unterricht mit ganz wenigen Vormittagsstunden nach Art der bestehenden Fröbelschen Kleinkinderschulen und Kindergärten dem Schulbetriebe anzugliedern. Hier sollen die Kindern lernen, die Dinge ihrer Umgebung zu bezeichnen und zu beschreiben, um sie dann nach gewissen Gesichts-

punkten (z. B. Farbe, Form, Stoff, Gattung) zu gruppieren. Daneben sollen ihnen in spielmäßig betriebenem Handfertigkeitsunterricht die wichtigsten Körperformen (Kegel, Kugel, Würfel usw.) zu lebendiger Anschauung gebracht werden. Dann beginnt, ungefähr mit dem sechsten bis siebenten Lebensjahr, der eigentliche Unterricht, dessen Kern, wie oben ausgeführt, die Naturwissenschaften sein müssen, und der auf der Unterstufe vornehmlich den gedächtnismäßig erlernbaren Lehrstoff zu vermitteln hat, auf der Oberstufe hingegen philosophisch orientiert sein muß. So ergeben sich als Lehrfächer für die Unterstufe (6.—14. Lebensjahr): Geographie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, Biologie, Ethnographie und Anatomie; für die Oberstufe (14.—18. Lebensjahr) Astronomie, Physik, Chemie, Meteorologie, Technologie, Psychologie und Logik. Alle diese Lehrgegenstände sind miteinander zu verbinden, greifen sie ja doch von selbst in der natürlichsten Weise ineinander über. Ihre Beherrschung führt auf dem Boden praktischer Naturerkenntnis zu einem in sich gefestigten, wohl abgerundeten Wissen, das sich zu einem fruchtbringenden Bildungskeim gestaltet, wenn im Nachdenken über die Natur und ihre Erscheinungen die Ergebnisse der Einzelwissenschaften unter einen einheitlichen, beherrschenden Gesichtspunkt gebracht werden und so aus der praktischen Naturerkenntnis eine philosophische wird.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Wissen nicht nur ein theoretisches Buchwissen sein darf. Vielmehr soll es aus der Berührung mit der lebendigen Natur gewonnen werden. Man befreie den naturwissenschaftlichen Unterricht von den Fesseln der Schulstube. Wie seltsam muß es doch anmuten, wenn ein Lehrer seine Schüler durch vier kahle Wände vom Leben und von der Natur abschließt, von denen er lehren will! Wie krankt doch ein solcher Schulstubenunterricht am Innersten, wie schleppt er sich mühsam daher an den Krücken von toten Zeichnungen und Bildern, von verwelkten Pflanzen und ausgestopften Tieren, von Spielzeug-Modellen und -Apparaten, an denen der Lehrer sich meistens vergeblich quält, den Schülern Verständnis und Interesse für das Wirken der Natur und für das Schaffen des Menschengeistes zu erwecken. Und draußen wirkt und webt in unendlicher Fülle und unerschöpflichem Reichtum die lebendige Natur, draußen schafft und arbeitet unermüdlich und erfindungsreich der rastlose Menschengeist! — Dorthin, an die Stätten der wirklichen Natur und der Arbeit führe man die Jugend, dort sei die Quelle ihres Wissens. Die Schulstube aber sei nur der Ort,

wo das draußen Gesehene, Gelernte und Erfahrene geordnet und zusammengefaßt wird.

Schließlich muß den Schülern auch zur praktischen Betätigung und Verwertung des im Unterricht Gelernten Gelegenheit geboten werden. Wohl fast jede höhere Lehranstalt hat heute ihr chemisches und physikalisches Laboratorium, und manche bietet ihren Schülern die Möglichkeit, selbständig astronomische Beobachtungen zu machen. Aber wirklich ausreichend ist das alles noch nicht. Vor allen Dingen müßte jede Schule einen ausreichenden Bodenbesitz haben, damit die Schüler mit den Elementen des Garten- und Ackerbaus vertraut werden, und damit sie das, was sie aus den Naturwissenschaften gelernt haben, in selbständiger praktischer Arbeit für die Bearbeitung des Bodens und die Kultur der Pflanzen nutzbar zu machen lernen. Die für die Arbeit im Garten, für Exkursionen usw. erforderlichen Gegenstände können sich die Schüler in eigenen Werkstätten selbst anfertigen. — Samariterübungen geben ihnen mannigfache Gelegenheit zur Verwertung ihrer im naturwissenschaftlichen Unterricht erworbenen Kenntnisse.

Stellen wir die Zukunftsschule auf den Boden der Naturwissenschaften, so sinkt die Mathematik, die jetzt an den Oberrealschulen und vielen Realgymnasien eine Hauptrolle spielt und an fast allen höheren Lehranstalten ein selbstherrliches Dasein führt, auf die Stufe einer Hilfswissenschaft zurück. Sie ist nicht Selbstzweck, sondern kommt nur soweit in Betracht, als die Naturwissenschaft, insbesondere die Physik, ihrer bedarf, ist sie doch im Grunde genommen nichts als die Abstraktion natürlicher Vorgänge. Es ist nicht ratsam und auch nicht notwendig, mit dem Unterricht in der eigentlichen Mathematik, die ein nicht unbedeutendes Anschauungs- und Abstraktionsvermögen voraussetzt, vor dem 12. Lebensjahr zu beginnen. Bis dahin treibe man, um den mathematischen Unterricht vorzubereiten, möglichst gründlich das Rechnen in allen seinen Arten, vornehmlich solchen, die fürs praktische Leben Bedeutung haben.

Um das Wissen für die Menschheit fruchtbar zu machen, ist es zunächst erforderlich, das Organ des menschlichen Geistes, die Sprache zu beherrschen; denn alles Wissen ist für die Gesamtheit wertlos, wenn man ihm nicht Ausdruck verleihen kann. Für deutsche Schulen kommt selbstverständlich vor allen anderen die deutsche Sprache in Betracht. Neben das Ziel der Beherrschung der Naturwissenschaften stellt sich somit als ihm gleichberechtigt das Ziel des Beherrschens

der Muttersprache. Und zwar ist hier die Rede von einer wirklichen Beherrschung der lebendigen Sprache in Wort und Schrift. Es ist gewiß sehr hübsch und auch interessant, wenn uns jemand die Herkunft und Geschichte eines Wortes vom Gotischen bis auf das Deutsche unserer Tage demonstrieren kann, viel schöner, wertvoller und wichtiger aber ist es, wenn er in der Lage ist, seine Gedanken in gewandter und fließender Rede auszusprechen. Und wie traurig ist es damit bei den meisten sogenannten „Gebildeten" bestellt, sofern ihr Beruf als Geistlicher oder Rechtsanwalt sie nicht gezwungen hat, in harter Arbeit das in der Schule Vernachlässigte nachzuholen. Hier muß Wandel geschaffen werden! Zur Beherrschung einer Sprache hilft ihre historische Ergründung nichts, gar nichts — so lehrreich sie für den Sprachforscher auch sein mag. Nur eine gründliche grammatische Durchbildung einerseits und ein stetiges, planmäßig fortschreitendes Ueben der lebenden Sprache andererseits kann hier zum Ziele führen.

Neben der Muttersprache stehen in zweiter Linie die lebenden Fremdsprachen. Da sie ja nicht alle gelehrt werden können und gelehrt zu werden brauchen, sind die verbreitetsten unter ihnen für den Schulunterricht auszuwählen. Da stellt sich denn das weltbeherrschende Englisch gebieterisch in den Vordergrund. Der Unterricht in dieser Sprache müßte schon recht früh (im 8. bis 10. Lebensjahr ungefähr) einsetzen, denn die kindlichen Sprachorgane sind sehr bildungsfähig, und Gedächtnis und Nachahmungstrieb, die für die Erlernung einer Sprache von ausschlaggebender Bedeutung sind, erweisen sich am stärksten im jugendlichen Alter. Zwei Jahre später wäre vielleicht mit der nächstwichtigen Sprache, dem Französischen, zu beginnen. Das kann sich natürlich in der Zukunft ändern. Sollten das Englische und Französische im Laufe der Zeiten die Bedeutung verlieren, die sie gegenwärtig unter den Weltsprachen einnehmen, so müßten dann statt ihrer diejenigen Sprachen gelehrt werden, die an ihre Stelle getreten sind. Auch bei den Fremdsprachen ist die Beherrschung der lebenden Sprache das Ziel des Schulunterrichts. Dabei kann natürlich von einer vollständigen Beherrschung nicht die Rede sein. Zu einer solchen wird und kann der Schulunterricht niemals führen. Aber er kann wohl eine gediegene Grundlage dazu geben, auf der später mit Erfolg weiter gearbeitet werden kann. Die grammatische Unterweisung ist auf das Allernotwendigste zu beschränken und das Hauptgewicht auf das Sprechen zu legen. Für solche Schüler, die ein besonderes Interesse

an der Sprachwissenschaft haben, oder die sich auf ihren künftigen Beruf als Theologe oder Mediziner vorbereiten wollen, könnte außerdem in den oberen Klassen wahlfreier Unterricht im Griechischen, Lateinischen und Hebräischen erteilt werden.

Für den Unterricht im Lateinischen und Griechischen findet sich im Rahmen einer auf naturwissenschaftlicher Basis stehenden Schule nur noch ein sehr beschränkter Raum. Die toten Sprachen müssen im verbindlichen Unterricht entbehrt werden — und sie können es auch, denn dem bildenden Wert, der ihnen innewohnt, kann, so hoch er auch sein mag, durchaus Gleiches an die Seite gestellt werden. Die grammatische Durchbildung kann ebenso gründlich im Unterricht der lebenden Sprachen, besonders in dem der Muttersprache, erzielt werden. Der historische und ethische Gehalt der Schriften antiker Historiker, Philosophen und Dichter aber wird den Schülern durch gute Uebersetzungen, die beispielsweise im Deutschen Unterricht gelesen werden können, auf ungleich wirkungsvollere und angenehmere Art vermittelt. Den ungeheuren Apparat des altsprachlichen Unterrichts aber in Bewegung zu setzen wegen einiger ästhetischer Feinheiten, die sich allerdings nur bei der Lektüre des Urtextes erschließen, die aber ein umfassendes grammatisches Wissen und ein tiefgehendes Verständnis für das Wesen und den Geist der alten Sprachen voraussetzen, das hieße doch wahrlich mit Kanonen nach Spatzen schießen.

Ich bin mit Absicht nicht auf die Behauptung einseitiger Verteidiger des altsprachlichen Unterrichts eingegangen, die da meinen, man könne nur oder wenigstens besonders gut in der Beschäftigung mit dem Lateinischen oder Griechischen „denken lernen". Denken lernen kann man überhaupt nicht. Man kann das logische Denken nur üben und dadurch schärfen. Daß dazu der Unterricht in der Naturwissenschaft, der Mathematik und in der Deutschen Grammatik ebensogut geeignet ist, wie das Studium der alten Sprachen, muß jedem Einsichtigen, der nicht in irgendeinem Vorurteil befangen ist, ohne weiteres einleuchten.

Unsere bisherigen Betrachtungen kommen demnach zu diesem Ergebnis: Für die Bildung des Wissens kommen die Naturwissenschaften und die deutsche Sprache als Hauptlehrfächer in Betracht. Ihnen untergeordnet ist der Unterricht in der Mathematik und den lebenden Fremdsprachen. Der Unterricht in den toten Sprachen ist nicht verbindlich. —

2. Bildung des Charakters und Gemüts.

Zum rechten Wissen geselle sich das rechte Wollen. Daß der Charakter des Menschen unveränderlich und unbildsam sei, ist eine irrige Annahme, zeigt doch tausendfältige praktische Erfahrung, daß eine gute Erziehung in gleichem Maße imstande ist, die Seele zu formen und zu bilden, wie ein guter Unterricht Verstand und Wissen zu entwickeln vermag. Es muß die Schule danach streben, die ihr anvertraute Jugend nicht nur geistig, sondern auch moralisch zu befähigen, an den großen Aufgaben der Menschheit, wie sie eingangs gekennzeichnet wurden, mitzuarbeiten. Gut ist, was die Menschheit in der Erreichung ihrer Ziele fördert, schlecht, was sie daran hindert. In diesem Sinne das Gute zu lieben und zu wollen, das Schlechte zu hassen und zu verschmähen, ist das ethische Ideal der Erziehung. Der Jüngling muß empfinden lernen, daß des Einzelnen Leben nur Wert hat, wenn und insoweit es dem Wohle der Gesamtheit dient, sein Herz muß erfüllt sein von dem Wunsche, alle seine Kräfte selbstlos in den Dienst der Menschheit zu stellen; denn die Menschen bedürfen, um ihre großen Ziele zu erreichen, der Gemeinschaft, des Zusammenlebens und Zusammenwirkens. Nur auf dem Boden gemeinsamen Schaffens kann die Menschheit gefördert werden. So haben sich die für das Bestehen und das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft notwendigen allgemeinen Moralanschauungen zur Geltung gebracht, wie sie beispielsweise im Dekalog zum Ausdruck kommen, so ist der Rechtsstaat entstanden mit seinem mannigfach ineinandergreifenden Räderwerk von Gesetzen und Ordnungen. Nur auf dem Boden allgemein menschlicher Moral und im Rahmen staatlicher Ordnung ist daher ein erfolgreiches Mitarbeiten an den Aufgaben der Menschheit möglich. Die praktischen Folgerungen aus diesen Betrachtungen für die Erziehung sind nun diese: Sie muß vor allem die jungen Herzen mit religiösen Empfindungen erfüllen; nur so kann die Jugend zur Achtung vor den ewigen Werten der Moral erzogen werden, deren Wurzel die Religiosität ist. Sodann muß in die jugendlichen Seelen eine wahre und echte Vaterlandsliebe gepflanzt werden, die sich gleich fern hält von blindem Chauvinismus wie von sentimentalem Weltbürgertum, denn in der Vaterlandsliebe wurzelt die Achtung vor den Ordnungen und Gesetzen des Staates.

Der ganze Geist einer Lehranstalt muß von diesen allgemeinen Erziehungsprinzipien durchdrungen, jeder Unterricht muß nach ihnen

orientiert sein. Jedoch bieten gewisse Unterrichtsgegenstände, wie Religion, Geschichte, Kunst (insbesondere Literatur), einen besonders günstigen Boden für die moralische Erziehung, denn in ihnen fließen die reichsten Quellen für die Bildung des Charakters und Gemüts.

Hier nimmt die Religion den hervorragendsten Platz ein. Ihr gebührt unter den übrigen Lehrgegenständen eine Ausnahmestellung. Denn wenn dieser Unterricht seiner ganz besonderen Aufgabe gerecht werden soll, wenn von ihm im höchsten Maße eine Einwirkung auf das Seelenleben der Jugend erwartet wird, so muß er sich schon in seiner Behandlung von den anderen Unterrichtsgegenständen unterscheiden, die doch alle mehr oder minder zunächst an das logische Denken oder an das Gedächtnis appellieren. Es ist ganz unbegreiflich, wie gerade Theologen von dieser Ausnahmestellung des Religionsunterrichts nichts wissen wollen und durchaus verlangen, daß er mit dem Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern gleichgestellt werde. Der Religionsunterricht soll nicht, wie der wissenschaftliche, den Geist hart und scharf, er soll das Herz weich und milde machen, er soll auch nicht, wie dieser, das Gedächtnis mit Schätzen des Wissens, er soll die Seele erfüllen mit dem Golde edlen Wollens. Wer dem Religionsunterricht diese Sonderstellung abspricht, der spricht ihm auch seine Berechtigung in der Schule ab. Denn wenn die Religion wie irgend ein wissenschaftliches Fach gelehrt wird, so vernichtet man ihre besondere Wirkung, und was ein solcher Religionsunterricht leisten könnte, das könnte beispielsweise auch im Unterricht in der Geschichte oder in der Philosophie erreicht werden. Will man also den Religionsunterricht in seiner Bedeutung für die Bildung des Charakters erhalten, — eine Bedeutung, die von einsichtigen Pädagogen zu allen Zeiten anerkannt worden ist —, so bewahre man ihm seine Ausnahmestellung. Vor allem müssen logisches Zergliedern und gedächtnismäßiges Erlernen in den Hintergrund treten, damit die religiöse Empfindung nicht, wie es so oft geschieht, von ihnen überwuchert werde. Natürlich muß auch der Religionsunterricht in Inhalt und Form nach dem Alter der Schüler abgestuft werden.

Ist es die ideale Aufgabe des Religionsunterrichtes, den Menschen zu einer reinen Lebensführung zu erziehen, ihn zu lehren, daß er in der Verehrung Gottes und der Liebe zu den Menschen die uns alle bindenden Forderungen der allgemein menschlichen Moral hochachte, und ihn zum Kampf gegen den Feind in der eigenen Brust zu stärken und zu ermutigen, so liegt es dagegen dem Geschichts-

unterricht ob, die Jugend zur Mitarbeit an den praktischen Aufgaben der Menschheit zu erziehen, sie die Achtung vor staatlichen Gesetzen und Ordnungen zu lehren und sie mit Begeisterung zu erfüllen für den Kampf gegen äußere und innere Feinde des Vaterlandes.

Von einem guten Geschichtsunterricht muß vor allem gefordert werden, daß er die gesamte Geschichte der Menschheit unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachte. Welches ist ein solcher? Nun, wenn es, wie oben ausgeführt wurde, das Ziel und die Aufgabe der Menschheit ist, Herr zu werden über die Natur und ihre Kräfte, so sind die Bestrebungen auf diesem Gebiet der wesentliche Inhalt der Menschheitsgeschichte. Mit jedem bedeutenden Fortschritt in der Beherrschung der Natur bricht ein neues Zeitalter der menschlichen Geschichte an, und so gelangen wir zum Prinzip der Einteilung in Kulturepochen, deren jede eine besondere Phase im Kampf des Menschen mit der Natur darstellt.

Damit werden diejenigen historischen Ereignisse, die für die menschliche Gesamtheit ohne Unterschied der Nation und des Bekenntnisses von allgemeinster und daher größter Bedeutung waren, in den Mittelpunkt der Geschichtsbetrachtung gestellt, während sie bisher meist nur gelegentlich und nebenher, oft genug auch überhaupt nicht, erwähnt wurden. Wie gedankenlos werden oft Geschichtsbücher und Schülerköpfe vollgestopft mit allem möglichen wertlosen historischen Ballast, wie es z. B. die Namen vieler mittelalterlicher Fürsten und Regenten sind, während auf das für die gesamte Menschheit so bedeutungsvolle Wirken von Männern wie Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton nicht eingegangen, ja ihr Name oft genug kaum genannt wird! Müssen denn unsere Schüler durchaus in alle Kriege und auf alle Schlachtfelder geführt werden? Hätten sie nicht einen viel größeren Gewinn, wenn man ihnen auch die stillen Werkstätten wissenschaftlichen Wirkens zeigte, sie lehrte, mit welch übermenschlicher Anstrengung des Geistes und Willens große Forscher an der Bezwingung der Naturkräfte gearbeitet haben, wie ihr Werk schließlich vom Erfolg gekrönt wurde, der dann allen Menschen zu gute kam und sie wieder ein Stück vorwärts brachte im ewigen Ringen mit der Natur? Wie will man es rechtfertigen, daß unsere Schüler z. B. in die Wirren eines verwickelten Erbfolgestreites eingeführt werden und darüber versäumt wird, ihnen ein Bild von den gewaltigen Umwälzungen zu geben, zu denen die Erfindung der Dampfmaschine oder die Entdeckung der Elektrizität geführt haben?

Ziehen wir die Konsequenz dieser Betrachtungen, so ergibt sich, daß der bisher übliche Geschichtsunterricht umkehren, daß er seine überlieferten Geleise verlassen muß. Alles, was im historischen Unterricht gelehrt wird, muß charakterbildenden Wert haben, und in den Mittelpunkt müssen diejenigen Ereignisse gestellt werden, die uns dem Ziel aller Menschenarbeit näher gebracht haben. So tritt der Geschichtsunterricht in engste Berührung mit dem Kern alles Wissens, dem Naturwissen, und damit wachsen Geistesbildung und Charakterbildung zu einem einheitlichen Ganzen zusammen.

Auch die rein geistigen und wirtschaftlichen Bewegungen in der Weltgeschichte erhalten bei dieser historischen Betrachtungsweise den ihnen gebührenden hervorragenden Platz. Geistige Unabhängigkeit, Freiheit der Forschung und das Freisein von unberechtigtem wirtschaftlichen Druck sind die notwendigen Voraussetzungen zu einer erfolgreichen Arbeit an der Menschheitsaufgabe, der Erkenntnis und Beherrschung der Natur. So sind Befreier von geistigem Zwang, wie Luther, und Erretter aus unnatürlichem wirtschaftlichen Druck, wie Rousseau, Begründer großer Kulturepochen geworden.

Der Menschheitsgeschichte ist die Staatengeschichte unterzuordnen. Dabei muß die Geschichte der neueren Zeit und innerhalb dieser die des eigenen Volkes in den Vordergrund treten. Statt sich bei der Geschichte der alten Zeit in Einzelheiten zu vertiefen, so interessant und lehrreich sie auch für den Geschichtsforscher sein mögen, sollte man die Zeit lieber nützen, um die Schüler in die Organisation und Verwaltung des Gegenwartsstaates einzuführen, denn die Schüler sollen zu tüchtigen Bürgern des Vaterlandes erzogen werden. Sorge also die Schule an ihrem Teile dafür, daß ihnen das Zeug dazu gegeben werde! Die Jünglinge, die unsere Lehranstalten verlassen, sollen nicht nur von dem Wunsche beseelt sein, ihre Kräfte in den Dienst des Staates zu stellen, sie sollen auch wissen, wie sie diesen Wunsch in die Tat umzusetzen haben, sie müssen die politische und rechtliche Gestaltung ihres Vaterlandes kennen und wissen, welche Rechte und Pflichten sie als Staatsbürger haben, damit sie nicht, wie es leider so oft der Fall ist, mit völliger Unkenntnis dieser Dinge ins Leben treten. Von großer Wichtigkeit ist die praktische Betätigung der Jugend auf diesem Gebiete. Dazu bietet die Schule, die ja ein Staat im kleinen ist, die günstigste Gelegenheit. Die selbständige Handhabung von Zucht und Ordnung innerhalb der Schule muß den Schülern in möglichst weitem Umfange anvertraut werden. So lernen sie Ordnungen und Gesetze,

die ihnen sonst leicht als willkürlicher und unangenehmer Zwang erscheinen, als die notwendigen Bedingungen jedes Gemeinwesens erkennen.

Welcher Raum gebührt nun der Kunst in der Schule? Wir wollen eine Schule für das Leben, wenn also die Kunst für das Leben von Bedeutung ist, so muß sie es auch für die Schule sein. Und wer hätte in seinem Leben noch nicht die erhabene Wirkung wahrer Kunst gespürt, wen hätten ihre Offenbarungen des Schönen und Reinen, des Edlen und Großen noch nie in ihren weihevollen Bann gezwungen? Sie führt das Herz aus dem quälenden, zerrüttenden Lebenskampf in ein irdisches Paradies, richtet die ermüdete und verzweifelte Seele wieder auf und gibt ihr Kraft und Mut zu neuem Kampf. Eine Quelle des reinsten Glückes wirkt sie veredelnd auf den menschlichen Willen, dessen edelsten Antrieben sie entsprungen ist. Zeigt sich in der Philosophie die höchste Anspannung des menschlichen Geistes, so offenbaren sich in der Kunst die höchsten Kräfte menschlichen Gemüts. Beide führen uns an die Grenzen menschlichen Wesens und an die Tore der göttlichen Offenbarung.

Deshalb darf auch die Kunst im Lehrgebäude der Schule nicht fehlen. Gewiß, die Schule kann und soll nicht bestimmt sein, Künstler zu bilden, aber sie kann und soll doch Verständnis und Liebe für die Kunst in Geist und Herz erwecken. Daß Musik, insbesondere Singen, einerseits, Zeichnen, Malen und Modellieren andererseits eifrig gepflegt werden müssen, versteht sich von selbst; denn nichts ist wohl geeigneter, Interesse und Sinn für die Kunst zu erwecken und zu beleben, als die eigene ausübende Beschäftigung mit ihr.

Der Sprachunterricht, der die Literatur des eigenen Volkes und die fremder Nationen erschließt, und der Geschichtsunterricht, der die Schüler in die Blüteperioden der bildenden Künste einführt, bietet ein reiches Feld für die Beschäftigung mit der Kunst. Soll dieser Unterricht aber wirkliche Früchte tragen, so muß er bestrebt sein, das Kunstwerk, sei es nun ein solches der redenden oder bildenden Kunst, als ein lebendiges Ganzes wirken zu lassen. Der Künstler schafft sein Werk mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande, es übt daher seine Wirkung auch vornehmlich auf das Gemüt aus. Man muß sich deshalb davor hüten, ein Kunstwerk rein von der verstandesgemäßen Seite zu betrachten und das empfängliche Gemüt der Jugend durch theoretische Erörterungen zu ermüden. Wer ein Kunstwerk in alle seine Teile zergliedert, handelt wie ein Anatom,

der einen lebendigen Organismus seziert. Und wie oft wird die Wirkung dieses Unterrichts, dessen vornehmster Zweck es ist, in den Schülern die Empfindung für das Schöne zu erwecken, durch philologischen Kleinkram und schulmeisterlichen Ton vernichtet! Wenn wahre Kunst und echte Religiösität verwandten Trieben des Menschenherzens entspringen, indem jene uns in ein irdisches, diese uns in ein himmlisches Paradies führt, wenn beide, aus den Tiefen des Gemüts erwachsen, sich wiederum auch wenden an Herz und Gefühl, sollte da nicht auch der Unterricht in Religion und Kunst ähnlichen Charakter haben? Bedienen wir uns daher in künstlerischen Dingen so wenig wie möglich der logischen Brille, denn sie trübt leicht die helle Freude am Kunstwerk.

Was nun die bildende Kunst anlangt, so ist hierbei die eigene Anschauung von so großem Wert und ihre Bedeutung so allgemein anerkannt, daß es nicht nötig ist, darauf noch besonders hinzuweisen. Es kommt nur darauf an, daß auch wirklich alle Gelegenheiten, die sich dazu in jeder Schule und in jeder Stadt mehr oder weniger reichlich bieten, ausgenutzt werden.

3. Bildung des Körpers.

Geist und Willen können sich nur dann voll entwickeln und betätigen, wenn sie in einem gesunden und starken Leibe wohnen. Das Leben erfordert Männer, die neben reichem Wissen und edlem Wollen über gesunde Organe, kräftige Muskeln und feste Nerven verfügen. Die Pflege des Körpers, der man jetzt allerorten in den Schulen die größte Aufmerksamkeit zuwendet, ist daher eine wichtige Grundlage jedes Erziehungswerkes. Schon das klassische Altertum hatte das Bildungsideal in der harmonischen Ausbildung der seelischen und körperlichen Kräfte erkannt, und es ist merkwürdig, daß gerade im deutschen Volk, das sich jahrhundertelang eingehend mit dem Studium der Antike befaßt hat, der Typus des einseitigen Stubengelehrten am reinsten ausgeprägt worden ist. Die Schule, wie wir sie im Auge haben, bietet mit ihren Exkursionen in die Natur, ihrer Arbeit in den Gärten und in den Werkstätten usw. an sich schon manche Gelegenheit zu körperlicher Betätigung. Daneben sollen Turnen und Sport ausgiebig getrieben werden. Unter sachkundiger Leitung, die sich vor Einseitigkeit und Uebertreibung hütet, können sich daraus Schäden für die Jugend niemals ergeben.

Besonders reiche Gelegenheit zu körperlicher Betätigung muß der heranwachsenden Jugend in der Zeit der beginnenden Geschlechts-

reife geboten werden. In diesen kritischen Jahren ist das Stubenhocken die größte Gefahr für die Jugend. Der Lehrplan muß deshalb so gestaltet sein, daß die Schüler im Alter von 14—16 Jahren möglichst wenig an den Schreibtisch und in die Schulstube gezwungen werden. Es genügt vollauf, wenn in diesen Jahren das, was bisher gelernt wurde, erhalten, wiederholt und befestigt wird. Neuen Wissensstoff bringe man in dieser Zeit nicht an sie heran. Statt dessen muß die Jugend so oft wie irgend möglich auf den Turn- und Spielplatz geführt werden; der sich reckende und dehnende Körper des werdenden Mannes sehnt sich nach Beschäftigung in Kampf und Spiel, wo er seine Kraft, deren er sich mit stolzer Freude bewußt wird, erproben kann. Wird diesem natürlichen Drang nach kraftvoller körperlicher Tätigkeit ein ausreichendes Spielfeld gewährt, so schafft man der sich in diesem Alter leicht verirrenden jugendlichen Phantasie ein kräftiges Gegengewicht. Nur so kann die gefahrvolle Zeit der Pubertät überwunden werden, ohne daß der Jüngling Schaden an Leib und Seele nimmt, nur so kann man es erreichen, daß die Schüler mit frischer Kraft und frohem Mut an die Bewältigung der geistigen Aufgaben treten, die ihrer in den oberen Klassen harren.

* * *

Nicht alles, was im Vorstehenden gesagt worden ist, konnte oder sollte neu sein. Was bei den bestehenden Bildungsanstalten als wertvoll, was in den vielen Anregungen zu ihrer Verbesserung als gut befunden wurde, ist gern übernommen worden, wenn es sich in die oben dargelegten Grundzüge einer auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einheitsschule einfügen ließ. Und dennoch klingt oft genug und, wie ich hoffe, auch deutlich genug ein streitbarer Ton aus meinen Ausführungen. Denn ich will zum Kampf aufrufen gegen die schier unausrottbare Scholastik in unserem Schulwesen, zum Kampf für ein neues, zeitgemäßes Bildungsideal, das niemals neu und zu allen Zeiten hätte zeitgemäß sein sollen. Mit jener falschen Tradition, die im philologischen Wissen und Können den wesentlichen Bildungsinhalt sieht, muß gründlich und endgültig aufgeräumt werden. Aus den Stätten, die bestimmt sind, unsere Jugend zu bilden, muß alles hinaus, was an den Typus des trockenen und bücherfrohen Pedanten erinnert, jenes Wagner, der dem faustischen Drang in die Tiefen der Erkenntnis so verständnislos gegenübersteht, dem die Natur nur Wald und Felder

sind, an denen „man so bald sich satt sieht“, jenes Wagner, „der stets am schalen Zeuge klebt“, und dessen engem Geist ein „würdig Pergamen“ die liebste Nahrung dünkt. Halten wir es lieber, wie Göthe, mit Faust, den ein heißes Sehnen hinaustreibt aus der dumpfen Gelehrtenstube, daß er die Geheimnisse der Natur erlausche und ergründe, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, und der am Ende eines reichen Lebens sein reinstes Glück in der edlen Tat findet, wenn er im Kampf mit den widerstrebenden Gewalten der Natur rastlos wirkt für das Wohl der Menschheit. Das ist der Geist, von dem eine rechte „Schule fürs Leben“ erfüllt sein muß. Bilden wir die Jugend nach diesem Ideal, so erziehen wir Männer, die voll froher Zuversicht des Sieges, wohlausgerüstet mit den Waffen des Leibes und der Seele, hinabsteigen in die Arena, den Lebenskampf zu wagen.

Wesen und Grundlage der Einheitsschule.

Eine Entgegnung.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Wenn ich mich durch die Abhandlung „Grundzüge einer Einheitsschule auf naturwissenschaftlicher Basis“ zu einer Entgegnung gedrungen fühle, so geschieht es nicht um der Argumente willen, mit denen der Herr Verfasser seinen Vorschlag zu begründen versucht hat. Ich lasse sie im Interesse der Sache beiseite. Aber es geschieht ja oft, daß die Verteidigung einer Sache der Ueberzeugungskraft entbehrt, und daß die Sache selber dennoch richtig ist. Verhält es sich auch im vorliegenden Fall so? Ist eine Einheitsschule auf naturwissenschaftlicher Basis das, was uns not tut? Das ist die prinzipielle Frage.

Der Begriff der Einheitsschule will und kann nicht so gemeint sein, daß es insbesondere für die höheren Schulen, die den Zugang zu den wissenschaftlichen Studien erschließen, nur eine einzige Art gäbe. Er kann nur besagen, daß das gesamte öffentliche Schulwesen von der Elementarschule an bis zu jenen wissenschaftlichen Vorbildungsanstalten hinauf bei aller sonstigen Verschiedenartigkeit dennoch von einem einheitlichen, für alle diese Anstalten gleichen Bildungsprinzip beherrscht werde. In diesem Sinn genommen, ist die Forderung der Einheitsschule erst neueren Datums. Das Mittelalter und das ständische Zeitalter kennt sie noch nicht, da jenes überhaupt noch kein selbstständiges Schulwesen erzeugte, dieses aber die scharfe ständische Trennung auch im Bildungswesen gewahrt sehen wollte. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird immer dringender das Verlangen gestellt, das Erziehungs- und Unterrichtswesen des ganzen Volkes, abgesehen von den besonderen Zwecken, welche die unteren, mittleren und höheren Schulen zu erfüllen haben, von einer ge-

meinsamen Bildungsgrundlage aus einheitlich zu organisieren. Daß es aber dahin kam, war nichts weniger als eine Errungenschaft der Naturwissenschaft, sondern es hatte seinen Ursprung vielmehr in der sittlichen Kraft des erwachenden Nationalbewußtseins. Es war der Kampf um die nationale Einheit und Gemeinschaft, der auch die Forderung einer einheitlichen Organisation des Bildungswesens erzeugte.

Ihren ersten charakteristischen Ausdruck fand diese Bewegung für das preußische Staatswesen in dem Süvernschen Unterrichtsgesetz-Entwurf von 1819. Dieser Entwurf erhielt freilich nicht Gesetzeskraft, aber er muß als das großzügige Programm angesehen werden, das sich erst allmählich zu verwirklichen vermochte und noch heute zielweisend ist. Hier ist der Gedanke der Einheitsschule, wenn auch nicht auf naturwissenschaftlicher Basis, aufs klarste ausgesprochen und darum verdienen diese Sätze der Allgemeinen Grundbestimmungen auch hier angeführt zu werden. Sie lauten: „Diejenigen Schulen — sind öffentliche und allgemeine, welche die allgemeine Bildung des Menschen an sich bezwecken, aus öffentlichen Mitteln vom Staate unmittelbar oder mittelbar erhalten, resp. beaufsichtigt werden und jedem unter bestimmten Bedingungen offen stehen. Die öffentliche Schule soll Stamm- und Mittelpunkt der Jugenderziehung und so die Grundlage der Nationalerziehung bilden. Ihre Aufgabe ist, die Erziehung der Jugend für ihre bürgerliche Bestimmung auf ihre möglichste allgemeinmenschliche Ausbildung zu gründen. Die Schule gliedert sich bis dahin, wo die Tätigkeit der Universität beginnt, in drei Stufen: Allgemeine Elementarschule, Allgemeine Stadtschule und Gymnasium. Diese drei sind als eine einzige Anstalt zur Nationalerziehung zu betrachten und demgemäß in inneren organischen Zusammenhang zu bringen, indem, unbeschadet des speziellen Zwecks, den jede einzelne Stufe verfolgt, die eine auf die andere vorbereiten kann." So war denn durch Süvern zum erstenmal in einem Gesetzentwurf der preußischen Staatsverwaltung der Begriff der Einheitsschule aus der Notwendigkeit der Nationalerziehung klar herausgebildet und dahin bestimmt worden, daß alle allgemeinen Bildungsanstalten als ein einziger, von gleichem Geiste erfüllter Schulorganismus zu gestalten seien.

Seitdem ist der Gedanke der Einheitsschule erst eine wirklich faßbare Größe geworden, und dadurch bekommt das Bildungswesen die Bedeutung eines auf einheitlicher Grundlage verschiedenartig

gegliederten Ganzen. Es ist dabei aber notwendig, sich immer gegenwärtig zu halten, daß diese Idee der Einheitsschule aus der Idee des nationalen Staates und der durch ihn geforderten Nationalerziehung geboren ist. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß der Entstehungsgrund dieser auf die Vereinheitlichung des Bildungswesens gerichteten Bewegung auch darauf bestimmend einwirken muß, was denn nun die einheitliche Grundlage aller jener allgemeinen Bildungsanstalten abzugeben hat. Demnach muß jetzt die entscheidende Frage so gestellt werden: kann die Naturwissenschaft zur Basis der Einheitsschule gemacht werden, deren Begriff nicht der Idee der Natur, sondern derjenigen des Staates seine Entstehung verdankt und also nicht natürlicher, sondern sittlicher Herkunft ist?

Darauf muß nun folgendes geantwortet werden: die Naturwissenschaft, so groß und bedeutsam ihr Wert ist, kann dennoch niemals eine allgemeine Bildung erzeugen. Was sie in dieser Hinsicht vermag, ist nur dies, daß sie die Einzelnen zu verschiedenen Wissensgraden einer einförmigen Bildungsart erhebt. Daraus aber entsteht noch keine allgemeine Bildung, und ohne diese gibt es auch keine Einheitsschule. Es ist ein schwerer, fundamentaler Fehler, zu glauben, daß irgendein empirischer Inhalt der Wissenschaft allgemeine Bildung hervorzubringen imstande sei, und dieser Fehler wird dadurch nicht geringer, daß man den freilich sehr nützlichen Bestand der empirischen Naturerkenntnis dazu ausersieht. Worauf beruht dieser Fehler? Das wird sich am anschaulichsten darstellen lassen, wenn man sich einmal auf den Standpunkt jener Empiristen stellt. Das Prinzip ihrer Erwägungen gibt sich dann etwa in folgenden Sätzen zu erkennen: nur die empirischen Wissensarten sind von greifbarem Nutzen; unter diesen ist aber wiederum die Naturwissenschaft die nützlichste, weil sie dem Menschen die Herrschaft über die Natur ermöglicht; demnach muß ein jeder vor allen Dingen naturwissenschaftlich gebildet werden, und nach dem Maßstab dieser Unterweisung müssen alle übrigen Bildungszweige bestimmt werden. Würden nun alle tatsächlich nach diesem Grundsatz gebildet, so würde das Ergebnis gerade das Gegenteil von dem sein, was alle wahre Bildung erzielen soll. Die Menschen würden dadurch nicht vereint, sondern entzweit werden, nämlich je nach dem verschiedenen Grade, wie sie sich die Natur dienstbar zu machen verstehen. Ferner würde auch der Mensch den Menschen nur noch als Naturobjekt und demgemäß als Gegenstand der Naturbeherrschung behandeln, wenn doch einmal die

Unterwerfung der Natur als oberster Zweck der menschlichen Arbeit hingestellt wird. Was würde demgegenüber noch alle Erziehung zur Religion, zur Moral, zur Vaterlandsliebe verfangen! Sie sind dann ja gar keine höheren Wirklichkeiten mehr, sondern nur noch schlaue Vorspiegelungen eines „Als-Ob“, mit dem die weniger naturwissenschaftlich Gebildeten von den Gewiegteren bequemer ausgenutzt werden. Im Hintergrunde dieser Entwicklung täte sich aber das schöne Bild von dem Kriege aller gegen alle auf, und das wäre nichts anderes als der Rückfall in die roheste Barbarei.

Damit sind nun erst die notwendigen Folgen jenes Fehlers gekennzeichnet, und es bleibt noch die Fehlerquelle selbst aufzudecken. Zuvor sei aber noch bemerkt, daß jene Verwirrung ihre Ursache nicht etwa in der Naturwissenschaft als solcher hat, sondern allein in derjenigen Pädagogik, welche glaubt, daß jene Wissenschaft um ihres Nutzens willen das Fundament aller menschlichen Bildung sei. Jener Fehler ist im letzten Grunde auf die mangelnde Einsicht zurückzuführen, daß der Gegenstand aller Menschheitsbildung — nicht die möglichst nützliche Einrichtung des natürlichen Daseins für unser Geschlecht ist, sondern vielmehr die *Verwirklichung eines ganz neuen Reiches an, außer und über der Natur*, nämlich *des Reiches der sittlichen Lebensgemeinschaft*. Das ist das Reich, in dem sich das geistige Wesen des Menschen geschichtlich vergegenständlicht und so über der Objektivität der Natur die zweite höhere Objektivität der Geschichte herausstellt. In der schöpferischen Hervorbringung dieser sittlichen Welt vergegenwärtigt sich das wahre Wesen der menschlichen Persönlichkeit, und da diese Welt geistigen und nicht natürlichen Ursprunges ist, so hat sie insofern ein selbständiges Dasein *außer und über* der Natur. Zugleich aber hat sie den Gegenstand, vermittelst dessen sie sich verwirklicht, *an* der Natur, so daß ihr daraus die Aufgabe entsteht, dieser natürlichen Welt ebenfalls ein den persönlichen Zwecken entsprechendes Gepräge zu geben und sie so zur Unterlage der sittlichen Welt zu machen. Daraus erwächst für den Menschen erst die Notwendigkeit der Erforschung der Natur und der sich auf diese stützenden Naturbeherrschung. Beide entstammen also ebenfalls dem Reich der sittlichen Lebensbetätigung. Daher ist denn auch die *Naturwissenschaft* wie alle übrigen Wissenschaften *eine Geisteswissenschaft*,*) nur

*) Es ist daher auch irreführend, in der heute üblichen Weise Natur- und Geisteswissenschaft einander gegenüber zu stellen. Daß sie Geisteswissen-

daß sie zum Gegenstand ihrer Forschung nicht die geschichtliche, sondern die natürliche Objektivität hat. Daraus ergibt sich aber, daß die Naturbeherrschung nur eine notwendige Voraussetzung für den Aufbau der sittlichen Welt ist, daß diese dagegen ihren selbständigen Zweck in der Hervorbringung der geistigen Güter und der geistigen Lebensgemeinschaft hat. Wie sollte also die Naturbeherrschung das Ziel der wahren Menschheitsbildung sein, wenn jene doch nur die unerläßliche Vorbedingung (conditio sine qua non) nicht aber ihre wesenhafte Bestimmung ist! Auf dieser Verkennung des wahren Charakters unseres menschlichen Lebensreiches beruht stets und ständig der Fehlgriff, die Naturwissenschaft zur Basis unseres allgemeinen Bildungswesens machen zu wollen.

Ist also die Naturerkenntnis auch ein notwendiger Bestandteil der menschlichen Lebensaufgabe, so ist sie doch nur ein einzelner Zweig der menschlichen Bildung und nicht ihre allgemeine Grundlage. Wenn demnach das Schulwesen grundsätzlich nach naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten organisiert wird, so kann gar keine allgemeine Bildung zustande kommen. Denn dadurch würde eben nur eine einförmige Bildung erzeugt werden, die durch andere Einzelfächer äußerlich vervollständigt und ergänzt werden müßte. Demgemäß würde dem Gesamtunterricht gerade die Hauptsache fehlen, nämlich die das Ganze durchdringende und organisch belebende Bildungseinheit. Denn wie sollte die naturwissenschaftliche Belehrung solche Unterrichtsgegenstände wie die Religion, die Geschichte, die grammatische Geistesbildung usw. von sich aus organisch beherrschen und gestalten können! Man braucht sich das nur einmal gründlich zu überlegen, um sofort zu erkennen, daß die Naturwissenschaft das nicht zu leisten vermag. Denn sie ist ja keine Wissenschaft von dem Ganzen als solchen, sondern nur von dem, was sich in Raum und Zeit ausbreitet; die ganze sittliche Welt liegt außerhalb ihrer Erkenntnissphäre, und sie ist selbst nur ein inhärierender Bestandteil dieses sittlichen Lebensganzen. Im Gegensatz zu jeder bloß einförmigen Bildung haben wir daher unter allgemeiner Bildung die Unterweisung in derjenigen Lebensbestimmtheit zu verstehen, die das Ganze aller Bildungsfächer einheitlich und zielweisend durchdringt. So genommen, ist dann die allgemeine Bildung keineswegs bloß,

schaften sind, ist das allen Wissenschaften Gemeinsame. Will man aber die Einzelwissenschaften nach ihrem Objekt unterscheiden, so muß man sie in Natur- und Geschichtswissenschaften einteilen.

wie von kurzsichtigen Gegnern immer wieder behauptet wird, ein abstrakter, blutleerer Formalismus, sondern sie ist gerade diejenige Bildungsmacht, aus der jedes besondere Unterrichtsfach erst seine geistesbildende Kraft empfängt. Ein organisches Bildungswesen ohne allgemeine Bildung ist daher ein Unding.

Nunmehr entsteht aber ganz prinzipiell die Frage: welches ist denn die tatsächliche Grundlage für eine allgemeine Bildung von der festgestellten Bedeutung? — Geht man bei der Erörterung dieses Problems zunächst von dem Befunde der Wissenschaft aus, so ist auch hier klar, daß es nicht die Naturwissenschaft ist, die jener ihre allgemeine Erkenntnisgrundlage darzureichen vermögend ist, sondern die Philosophie. Genauer ausgedrückt, ist es die Logik; aber nicht etwa bloß die abstrakte, formale Verstandeslogik, sondern die geistige Logik, welche die Grundbestimmungen aller allgemeingültigen und notwendigen Erkenntnisse, wie diejenigen des sittlichen Handelns aus dem Sein des Denkens selbständig zu entwickeln hat. Es braucht aber nicht erst gesagt zu werden, daß diese allgemeine Grundlage aller wissenschaftlichen Erkenntnis nicht sogleich auch diejenige der vorbereitenden Bildung sein könne. Denn im Gegensatz zu der rein begriffsmäßigen Wissenschaft hat die Pädagogik überall von der anschaulichen Unmittelbarkeit auszugehen, um sie ihrerseits erst zu klären und zu bilden. Demnach muß auf diesem Gebiete jetzt die oben aufgeworfene Frage bestimmter so gestellt werden: welches ist die allgemeine Grundform, in der sich die verschiedenen Bewußtseinszustände und Vorgänge des Menschen auf einheitliche Weise veranschaulichen? — Was ihm bloß durch die Tätigkeit der äußeren Sinne zuströmt, veranschaulicht sich ihm in der besonderen Form des räumlichen Naturzusammenhanges. Was ihn bloß innerlich bewegt, veranschaulicht sich ihm in dem zeitlichen Fluß der Gefühle, Vorstellungen und Triebe. Was aber ist das für eine anschauliche Grundform, in der sich uns Menschen nicht bloß jene verschiedenen Anschauungsinhalte, sondern auch ihre verschiedenen Anschauungsformen (Raum und Zeit) auf einheitliche Weise darstellen? Diese Frage braucht nur so zugespitzt zu werden, und es wird ein jeder sofort antworten: das ist die Sprache.

In der Sprache schafft sich der Geist seinen Leib und bringt darin die der verschiedenartigen Erscheinungswelt zugrunde liegende Gestaltungseinheit in einer für alle Wirklichkeitsarten gemeinsamen Form selbständig zum Ausdruck. Sie gibt nicht bloß den Wahrnehmungsinhalten und Gemütsvorgängen, sondern ebenso auch den

Größen-, Grad-, Verhältnis- und Wertbestimmungen ein gemeinsames, ureigenes Gepräge. Somit enthält sie auch das Besondere; aber sie enthält alles dies in der allgemeinsten Anschauungsform. Deshalb ist sie aber ebensowenig wie der Begriff nur eine leere, hinterher zustande gekommene Abstraktion, sondern sie ist in bezug auf die Anschauung das Konkreteste von allem. Ihr gegenüber ist die physische und psychische Anschauung, weil eine jede von ihnen, um sich zu erfassen, von der anderen abstrahieren muß, das viel weniger Konkrete. Die Sprache ist ihrerseits die lebensvolle Veranschaulichung der Einheit des Ganzen. Was wir in der räumlichen und zeitlichen Erscheinungswelt mit ihrer endlosen Endlichkeit vergeblich suchen, in der Sprache spiegelt sich uns dieser Inbegriff des Ganzen mit seiner Einheit wieder, und sie vergegenwärtigt uns so das wahre, geistige Wesen der Dinge. Darum ist der Mensch erst Mensch, wenn er zu sprechen beginnt. Denn damit kündigt er an, daß er sich als geistiges Wesen erfaßt hat. Als bloßes Naturwesen spricht er nicht.

Das ist letzten Endes der Grund, warum die Sprache und ihre Erzeugnisse von jeher als die Grundlage aller übrigen Bildung gepflegt worden ist. Die Sprache ist der anschauliche, durch nichts anderes zu ersetzende Urbestand der allgemeinen Bildung. Sie ist es, in der sich die organische Einheit aller Unterrichtsfächer darstellt; sie ist es, in deren Gestaltungen sich das Schicksal und die Geschichte, das Singen und Sagen, das Denken und Wollen des ganzen Volkes versinnlicht, und sie ist es auch, durch die der Einzelne erst den geistigen Lebensstrom seiner Nationalgemeinschaft empfängt und durch die er seinerseits wieder darauf zurückwirkt. So oft daher auch der Versuch gemacht worden ist, einen anderen Gegenstand zum Fundament der allgemeinen Bildung zu machen, ist er noch immer kläglich gescheitert. Das ist eine weltgeschichtliche Erfahrung. Und wie sollte das auch anders sein, wenn sich doch in der Sprache und allein in ihr die Gottesanschauung und die Weltanschauung, die Naturanschauung und die Lebensanschauung, die Wirtschaftsanschauung und die Rechtsanschauung auf einheitliche Weise ausprägen. Bildungsarten gibt es viele, aber alle Allgemeinbildung wurzelt in der Sprachbildung. Es kann daher Schulen geben, in denen nur Fachbildung getrieben wird, wie etwa die Technik auf naturwissenschaftlicher Basis. Die einheitliche Erziehung des Volkes aber ist ohne Allgemeinbildung unmöglich, und diese hat nicht in der naturwissenschaftlichen, sondern in der sprachlichen Bildung ihr

Zentralorgan. Daher kann auch der sprachliche Unterricht nicht einfach als notwendige Ergänzung bloß neben den naturwissenschaftlichen als den Hauptunterricht gestellt werden, sondern jener muß den beherrschenden Mittelpunkt des Ganzen einnehmen. Der Sprachunterricht ist die aus dem Wesen der Dinge erzeugte Basis der Einheitsschule.

Auf welche Sprache kommt es aber hierbei an? Selbstverständlich auf die Nationalsprache! Denn es ist ja in dem Sprachunterricht, der die Grundlage der Einheitsschule abgibt, keineswegs nur darum zu tun, das Wesen der Sprachbildung als solches kennen zu lernen. Das könnte auch, und vielfach sogar besser, an einer Fremdsprache geschehen. Nicht also dieser sprachpsychologische Gesichtspunkt ist die Hauptsache, sondern der andere, daß und wie ein Volk in seiner Sprache sein eigenstes Denken, Fühlen und Wollen, seine Ideen und seine Geschichte veranschaulicht. Das aber kann an keiner fremden Sprache, weder an einer lebenden noch an einer toten, erlernt werden, sondern einzig und allein an der Nationalsprache. Demnach kann, abgesehen von der äußeren Tatsache, daß in der Elementarschule überhaupt keine fremde Sprache gelehrt wird, aus jenem prinzipiellen Grunde nur die Nationalsprache zur Basis der Einheitsschule gemacht werden.

Bestünde nur jener äußere Grund, dann könnte der Zustand eintreten, wie es tatsächlich geschehen ist, daß in den niederen Schulen die Muttersprache, in den höheren dagegen die lateinische Sprache zum Hauptgegenstand gemacht würde. Eben dahin drängte der Neuhumanismus, indem er der Forderung der Nationalerziehung auch so genügen zu können glaubte. Denn er gab sich der Meinung hin, daß erstens die Muttersprache nicht nur aus sich selbst, sondern auch an einer so durchgebildeten Sprache wie der lateinischen miterlernt werden könne, und daß zweitens die nationale Gesinnung gerade an dem Geist der antiken Völker am nachhaltigsten zu entfachen sei. Hier aber liegt ein großes Mißverständnis vor, das sich später schwer gerächt hat. Gerade dadurch ist das Ansehen und die Stellung der humanistischen Studien am tiefsten erschüttert worden.

Zunächst nämlich ist in bezug auf jenen zweiten Punkt zu bemerken, daß der Durchführung der Nationalerziehung damit durchaus nicht Genüge getan werden konnte, daß man die humanistischen Anstalten wesentlich darauf einstellte, jene Erziehung in der Hauptsache aus dem Geist der antiken Völker zu entwickeln. Denn nicht das konnte der Sinn jener Erziehungsbestrebungen sein, der deutschen Jugend

irgendeine, wenn auch in ihrer Weise bewunderungswürdige Nationalgesinnung fremder Völker einzupflanzen, sondern es konnte schlechterdings nur diejenige sein, die sich aus dem Wesen und der Gesittung des eigenen Volkstums herausgearbeitet hatte. Es war jedenfalls ein bedenkliches Mißverständnis, zu meinen, daß der nationale Geist der Griechen und Römer derselbe gewesen wäre, wie derjenige unseres deutschen Volkes. In Wirklichkeit ist vielmehr ein fundamentaler Unterschied zwischen dem nationalen Ethos jener alten Welt und demjenigen unseres deutschen Volkes. Es sind wesentlich andere Ziele, um die es sich hier handelt bei der Aufrichtung und Ausgestaltung unseres nationalen Staates. Das kann in diesem Zusammenhange nicht näher auseinandergesetzt werden, aber wenigstens darauf soll hingewiesen werden, daß unsere nationale Bewegung hervorgewachsen ist aus der Idee der Freiheit der Persönlichkeit. Das aber ist eine Lebensmacht, die das antike Staatswesen überhaupt noch nicht kennt, sondern die im Christentum ihren Ursprung und in den christlich-germanischen Völkern ihre Träger hat. Wenn daher auch immerhin aus den antiken Studien die Vorstellung von einer gewissen Art nationaler Begeisterung gewonnen wurde, so wurde doch damit nicht das zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht, worauf es unbedingt ankam, nämlich die Erziehung zur nationalen Gesittung des eigenen Volkes. Denn sowohl da, wo dem naturwissenschaftlichen Unterricht, wie da, wo irgendwelchen Fremdsprachen die beherrschende Stelle im Lehrplan eingeräumt wird, kann jener Hauptzweck der Erziehung immer nur als eine Art Nebenwirkung und daher nur unvollkommen verfolgt werden. Den antiken Sprachen muß jedenfalls im Gymnasium ihre hervorragende Stelle gesichert bleiben, wenn der Zugang zu den Quellen nicht wieder verschüttet werden soll, aus denen die geistige Bildung unseres Volkes das Wasser des Lebens geschöpft hat. Aber der das Ganze organisch bestimmende Hauptgegenstand muß auf allen allgemeinen Bildungsanstalten der Unterricht im Deutschen sein. Die Nationalerziehung muß notwendigerweise die Nationalsprache und ihre Hervorbringungen zur Basis der Einheitsschule machen.

Damit erledigt sich zugleich jener andere Punkt, wonach das Gefüge der Muttersprache in ihren feineren Beziehungen auch an einer fremden Sprache miterlernt werden könne. Käme es nur darauf an, aus der Bildung unserer eigenen Sprache erkennen zu lernen, wie sich in ihr die gesetzliche Organisation des Sprachbaues im besonderen verwirklicht hat, so könnten diese rein sprachlichen

Elemente weiterhin auch an dem Gegensatz zu den anderen Sprachen zur Einsicht gebracht werden, und es brauchte deswegen das Deutsche noch nicht die alles bestimmende Hauptstelle im Unterrichte einzunehmen. Denn dieser rein formale Sprachunterricht gibt einerseits noch nicht allein den Grund für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichtes ab, und andererseits könnte um jenes Zweckes willen das Lateinische sehr wohl der Hauptgegenstand des höheren Schulunterrichtes bleiben. Die wahre Entscheidung dafür, daß der Unterricht in der Nationalsprache die Grundlage der allgemeinen Bildung enthält, ist vielmehr erst in dem anderen Umstand enthalten, daß sich in ihr der sittliche Geist des Volkes einheitlich veranschaulicht. Wird also in den niederen Schulen zwar die Muttersprache, in den höheren dagegen eine oder mehrere Fremdsprachen zum Herzstück des Gesamtunterrichtes gemacht, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als daß damit in beiden Kategorien von Anstalten ein verschiedenartiges Ethos zum wesentlichen Gegenstand der Belehrung gemacht wird. Dadurch würde dann gerade das vereitelt, was erreicht werden soll, nämlich die Einheitsschule der Nationalerziehung. Soll diese sich aber verwirklichen, so ist das auf keine andere Weise möglich, als dadurch, daß die Nationalsprache in allen Schulgattungen zur Grundlage ihrer Gesamtorganisation erhoben wird. Und zwar muß ihr, um dies noch einmal deutlich hervorzuheben, der ausschließliche Vorrang sowohl vor den Naturwissenschaften wie vor allen Fremdsprachen notwendig deshalb eingeräumt werden, weil sich weder in jenen noch in diesen, sondern allein in ihr als Nationalsprache mit ihren Erzeugnissen das nationale Ethos sinnvoll verleiblicht. Wohl aber gilt dies, daß sich der volle geistige Gehalt der Muttersprache in seiner ganzen Tiefe nur erschöpfen läßt durch das Verständnis der Einflüsse, die sie von den fremden Sprachen und in erster Linie von den alten Sprachen empfangen hat. Es handelt sich dabei nicht bloß um die äußere Entlehnung von Wörtern, sondern vor allen Dingen um die große geistige Wirkung, die von der antiken Denkweise auf die Durchbildung unserer eigenen Sprache ausgeübt worden ist. Darum kann die höhere Art der Allgemeinbildung auf der Grundlage der Nationalsprache immer nur in Verbindung mit dem fremdsprachlichen Unterricht erreicht werden. So ist es zu verstehen, wenn gesagt wird: nur der nationalsprachliche Unterricht kann das einheitliche Bildungsprinzip abgeben für die organische Verbindung der Elementar-, Mittel- und höheren Schulen zur Nationalerziehung.

Somit ist es denn weder der Wert der Naturwissenschaft, noch derjenige der Sprachwissenschaft als solcher, der einer von ihnen in bezug auf das allgemeine Bildungswesen das Uebergewicht verleiht, sondern den Ausschlag gibt allein die Tatsache, daß sich in der Nationalsprache der sittliche Lebensgeist eines Volkes mit all seinen Hervorbringungen anschaulich darstellt. Erwächst aber daraus die einzig naturgemäße Forderung, den Unterricht im Deutschen zum Bestimmungsmaß des Gesamtunterrichtes zu machen, so findet sich dies auch durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung unseres Bildungswesens bewährt. Denn nicht nur in den niederen und mittleren, sondern auch in den höheren Schulen hat sich der deutsche Unterricht eine immer bedeutsamere Stellung errungen, so daß er durch die behördlichen Bestimmungen des öffentlichen Unterrichtswesens schon seit mehreren Jahrzehnten als der Hauptgegenstand zur Anerkennung gebracht worden ist. Freilich bleibt hier noch vieles zu tun, um diese so begonnene Organisation der Nationalerziehung in ihrer ganzen sittlichen Kraft durchzuführen; aber auch Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.

Alles in allem hat sich uns also gezeigt, daß die Idee der Einheitsschule, wie sie selbst erst aus der Idee des nationalen Staates hervorgegangen ist, schlechterdings auch nur in der Nationalsprache und ihrer Literatur die einheitliche Basis ihres erziehenden Unterrichtes hat. Daher ist es zuletzt die sittliche Idee des Staates, aus der sich auch für das öffentliche Bildungswesen die Grundbestimmung des Maßes und Zieles ergibt. „Der Staat“, so sagte schon Süvern in seinen Vorarbeiten zu dem Unterrichtsgesetze, „ist eine Erziehungsanstalt im großen, indem er, wie die geschichtlichen Beispiele lehren, durch alles, was von ihm ausgeht, seinen Bürgern eine bestimmte Richtung und ein eigentümliches Gepräge des Geistes wie der Gesinnung gibt. Dies haben die Gesetzgeber erkannt und feste Ziele aufgestellt, wohin durch die gesamte Staatsorganisation die Bürger geführt werden sollen. Eine notwendige Vorbereitung einer solchen Nationalerziehung ist die National-Jugenderziehung.“ Nicht die natürliche, sondern die sittliche Welt hat die Schule erzeugt, und darum muß ihr Bestimmungsprinzip auch aus dem Reich des Ethos und nicht aus dem der Natur abgeleitet werden.

Anfängerstil und Jugendstil Shaksperes

Von

Hermann Conrad.

Im 122. Bande dieser Jahrbücher veröffentlichte ich einen Aufsatz mit dem Titel: „Kennen wir Shaksperes Entwicklungsgang?", in welchem ich nachwies, daß wir, abgesehen von den Hauptrichtungen seines Schaffens, welche zur Feststellung von vier Perioden geführt haben, im einzelnen seinen Entwicklungsgang nicht kennen. Das kommt daher, daß uns über die Reihenfolge der Dichtungen — das ist der Entwicklungsgang — fast gar keine literarhistorischen Daten überliefert sind; der Dichter selbst hat bekanntlich nie daran gedacht, seine Dramen dem Druck zu übergeben. Wir wissen, daß Venus und Adonis 1593 und Die Schändung der Lucretia 1594 von Shakspere veröffentlicht worden ist — veröffentlicht; wann sie gedichtet worden sind, wissen wir nicht, und wenn es sich um seinen Entwicklungsgang handelt, so ist es doch gerade das Wesentliche, zu erfahren, wann die wollüstige Schwüle, welche in jenem glühenden Liebesgedicht nach Abkühlung ringt, seine Seele beherrscht hat. Francis Meres erzählt uns in seiner Schatzkammer des Geistes, daß in dem Jahr der Veröffentlichung seines Buches, 1598, außer jenen beiden Epen auch Sonette und zwölf mit ihren Titeln genannte Dramen existiert haben. Die nicht chronologisch, sondern den Gattungen nach zusammengereihten Dramentitel können uns aber zur Erkenntnis von Shaksperes Entwicklungsgang nichts helfen. Von 16 seiner unbezweifelten Dramen wurden Raub-Ausgaben veröffentlicht, denen Verlagsanzeigen in den Buchhändlerregistern vorangingen. Zu sagen, wie es ganz gewöhnlich geschehen ist, daß die Dramen kurz vor ihrem piratischen Druck entstanden sein müssen, ist wissenschaftlich

nicht aufrecht zu erhalten. Die Räuber geistigen Eigentums stahlen natürlich nicht unbesehen jedes beliebige Stück, sondern nur solche, die ihnen Einnahmen versprachen, d. h. also solche, die zur Zeit ihres Druckes Zugstücke waren: ein Drama kann aber erst lange nach seiner ersten Aufführung zum Zugstück werden; und ehe es zum erstenmal aufgeführt wird, kann es lange fertig im Pult des Dichters gelegen haben. Endlich gibt es in zeitgenössischen Schriftstellern Erwähnungen der Shakspereschen Dichtungen und der Aufführungen seiner Dramen, die in vereinzelten Fällen mit anderen Umständen zusammen zur Datierung einer Dichtung beitragen können, meist jedoch nicht mehr sagen, als daß die betreffende Dichtung zur Zeit ihrer Erwähnung eben vorhanden war, für ihre Entstehung aber einen größeren oder geringeren Zeitraum freilassen. Und es gibt Anspielungen Shakspere's auf zeitgenössische Ereignisse und Personen, von denen es leider nicht festgestellt werden kann, wann der Dichter sie in sein Bühnenmanuskript einzeichnete; denn ein Vergleich der räuberischen Quartausgaben mit der ersten authentischen Folio-Gesamtausgabe beweist, daß Shakspere, wie das ja bei ungedruckten Erzeugnissen ziemlich selbstverständlich ist, in seinen Manuskripten vielfache Aenderungen vornahm.

Auf solcher literarhistorischen Grundlage, die in Wirklichkeit keine ist, mit Sicherheit die Abfassungszeit der einzelnen Dichtungen bestimmen zu wollen, ist aussichtslos. Und wenn der Versuch, wie es ja natürlich, unter diesen ungünstigen Umständen dennoch gemacht worden ist, so ist sein Ergebnis gewesen, wie es sein mußte: die bedeutendsten Shakspere-Forscher, englische und deutsche, sind zu den allerverschiedensten Ansichten über die Abfassungszeit der einzelnen Dichtungen gekommen. Zum wenigsten differieren ihre Ansichten um mehrere Jahre, vielfach gehen sie viel weiter auseinander. Unter der Reihe von Beispielen, die ich in jenem Aufsatz für die Richtigkeit dieser Behauptung gegeben habe, ist das auffallendste das von Ende gut, alles gut. Nach Knight und Ulrici*) ist das Jahr der Abfassung 1589, nach dem Amerikaner Rolfe 1592. Das ist die erste Periode des Shakspereschen Schaffens. Nach Malone und Drake ist es 1598; nach Delius 1597. Das ist die zweite Periode. Nach Dowden 1601/2, nach Hertzberg 1603. Das ist die dritte Periode. Malone änderte seine Ansicht und verlegte das Drama ins Jahr 1606; ihm folgten Collier und

*) Ich nenne nur eine beschränkte Zahl der mir vorliegenden Autoritäten.

Gervinus. Das ist die vierte Periode. Herford, der Herausgeber des Eversley Shakspere, nach seinen ausgezeichneten Einleitungen einer unserer bedeutendsten Shakspere-Gelehrten und, wie unser Gregor Sarrazin, ein vorzüglicher Stilkenner, erkannte zwei sehr verschiedene Partien in dem Drama, eine sehr jugendliche und eine wesentlich spätere, aus dem siebzehnten Jahrhundert. Er allein hat recht.

Den bedeutenden Männern, die hier geirrt haben, einen Vorwurf zu machen, wäre ungerecht; denn sie haben ihre falschen Behauptungen nach bestem — und nicht geringem — Wissen und Gewissen aufgestellt Wenn sie aber zu Ansichten gekommen sind, nach denen Shakspere in jeder seiner vier Schaffensperioden „Ende gut, alles gut" geschrieben haben müßte, so ergibt sich eins als sicher, daß das Kriterium, das für ihre Urteile maßgebend gewesen ist, unbrauchbar war. Dieses Kriterium heißt Stilempfinden. Die Empfindung aber ist weder objektiv ein wissenschaftlicher Wert, der auf allgemeine Anerkennung Anspruch machen kann, noch subjektiv ein Material, mit dem der Gelehrte arbeiten kann. Das Stilempfinden ist so verschieden wie die sprachliche Begabung seines Trägers: ein Mann von genialer Sprachbegabung kann nach verhältnismäßig kurzem Studium eines Dichters eine Sicherheit des Urteils hierin zeigen, welche der nicht so hoch begabte Philologe vielleicht nach lebenslangem Forschen nicht erreicht. Und wer soll nun entscheiden, welches von diesen verschiedenen Gefühlsurteilen das richtige ist? Nach diesen 125 Jahre währenden Untersuchungen derselben Frage sind wir genau so klug wie vor ihnen: wir wissen nichts. Denn auch Herfords richtiges Urteil schwebt in der Luft als Glaubenssache, solange es nicht erwiesen ist. Erst nachdem gezeigt ist, daß das dichterische Material der Formalien und Schmuckmittel, der Gedanken und Empfindungen der einen Partie in jugendlichen, der andern in viel späteren Dichtungen sich wiederfindet; daß der Versbau der einen Partie regelmäßiger ist, der der andern die freie Rhythmik der späteren Dichtungen zeigt. dann erlangt Herfords Urteil wissenschaftliche Geltung.

Was nun bei „Ende gut, alles gut" entschuldbar scheint, weil das Drama tatsächlich zu zwei weit auseinanderliegenden Zeiten verfaßt wurde, wird nahezu unerklärlich bei der Bezähmten Widerspenstigen. Hier ist weder im Gehalt noch in der Form irgend etwas, das an die zweite, dritte oder gar vierte Periode erinnerte; diese Posse ist offenkundig ein minderwertiges, jugendliches

Machwerk. Trotzdem verweist nur eine kleine Minderzahl der 18 Forscher, die ich befragt habe, sie in die Jugendperiode.

Daß eine solche allgemeine Unsicherheit in der Datierung der Shakspereschen Dichtungen existiert, ist natürlich ein großer wissenschaftlicher Mißstand. Es bleibt daher gar nichts anderes übrig, als das stilistische und rhythmische Empfinden, das immer subjektiv und unverläßlich ist, als Kriterium auszuschalten und positive stilistische und metrische Tatsachen an seine Stelle zu setzen. Die Methode, nach der hierbei verfahren werden muß, habe ich, nachdem ich sie jahrelang an einer Reihe von Shakspereschen Dichtungen*) in Fachzeitschriften und in kritischen Ausgaben geübt hatte, im einzelnen auseinandergesetzt in der Abhandlung der Germanisch-Romanischen Monatsschrift (Bd. 1) „Eine neue Methode der chronologischen Shakspere-Forschung". Sie ergab z. B. vermittelst mehr als dreihundert Form- und Gedanken-Parallelismen für die auch chronologisch vielumstrittenen Sonette, daß alle Liebes- und die meisten Freundschafts-Sonette das dichterische Material der jugendlichen Dramen und Epen (1588—1593) verwenden, an welche sie sich je nach der Zahl der Wiederholungen gruppenweise anlehnen, während über hundert andere Parallelismen den Rest in die Mitte der Neunziger und ans Ende des Jahrhunderts verwiesen.

Anerkennung hat diese Methode gefunden bei dem schwedischen Professor Ekwall (Lund) in einem Aufsatz der Germanisch-Romanischen Monatsschrift von 1911; lange vor ihm bei einem der hervorragendsten deutschen Shakspere-Forscher, Gregor Sarrazin, der sie in Verbindung mit der Zeitliteratur und -geschichte zur Datierung der Shakspereschen Dichtungen verwendet in seinen beiden Werken: W. Shakespeares Lehrjahre (1897) und Aus Shakespeares Meisterwerkstatt (1906). Derselbe Gelehrte braucht sie auch neuerdings in einem kürzlich erschienenen Buche zur Chronologie der angelsächsischen Literatur. Ebenso ist auf sie in den letzten Jahren die Chronologie der Dramen Kyds und gewisser Chaucerscher Dichtungen gegründet worden. Vielleicht gibt es noch andere mir unbekannte Fälle dieser Art.

Meine Studien über den Entwicklungsgang Shakspeares sind jetzt nahezu abgeschlossen und sollen in einem Werk „Die Chrono-

*) Die bisher veröffentlichten Untersuchungen beziehen sich auf die Sonette, Hamlet, Macbeth, Cäsar, Timon, Heinrich VI., (2. und 3. Teil), Viel Lärm um nichts, Wie es euch gefällt, den Kaufmann von Venedig, Was ihr wollt und Troiles und Cressida.

logie der Shakspereschen Dichtungen" erscheinen*). Da ich sie aber natürlich auch für das größere literarisch gebildete Publikum fruchtbar machen möchte, so soll in diesem Aufsatz eine Probe gegeben werden von dem neuen kritischen Verfahren und dessen Ergebnissen. Ich habe mir zu diesem Zweck den ersten Teil von Heinrich VI. gewählt, ein schwieriges Drama, dessen Authentizität ganz oder teilweise von einer Reihe von Forschern bestritten wird, das ich aber dazu geeignet finde, an ihm die früheste Entwicklung des Dichters auseinanderzusetzen.

* * *

Der erste Teil dieser Trilogie wird von fast allen Forschern von den beiden folgenden Teilen abgesondert behandelt, weil er nicht den gleichen dichterischen Charakter und für viele auch eine andere Entstehungsart hat. Was den ersteren Grund betrifft, so wird er allgemein als eine minderwertige Leistung angesehen gegenüber den beiden folgenden Teilen, so wenig auch diese für Musterdramen gelten und etwa mit Richard III. oder Richard II. verglichen werden können. Er ist sicher eine der unvollkommensten Dichtungen, die unter dem Namen Shakspere gehen; er enthält Teile, so jämmerlich, daß, wenn Shakspere sie geschaffen hätte, wir vor etwas Unbegreiflichem ständen, da dieser große Dichter doch in anderen Anfängerwerken seine große Kraft, wenn auch in jugendlicher Beschränkung, gezeigt hat und zeigen mußte. Auch ist die Komposition in diesem Drama so mangelhaft, wie in kaum einem anderen. Zur Ehre des Dichters, weil es ihnen unwürdig schien, Shakspere derartige Leistungen zuzutrauen, haben die meisten englischen Kritiker, von Malone und Drake abwärts bis zu Ward, in diesem Teil die Arbeit eines anderen Verfassers sehen wollen.

Man kann diese Behauptung verstehen; aber bewiesen ist sie nicht. Ein Gefühlsgrund, wie er hier vorliegt, kann für die Wissenschaft als Beweis nicht gelten. Wie unsicher eine solche Gefühlsgrundlage ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß andere nach ihrer poetischen Empfindung trotz jener Erscheinungen, die ich als unbegreiflich bezeichnet habe, in dem ganzen Drama eine Schöpfung Shaksperes sehen. Auch ich bin überzeugt, daß Shaksperes Hand in dem Drama vielfach erkennbar ist.

---

*) Falls ich einen Verleger finde.

1. Der Jugendstil.

Vergegenwärtigen wir uns z. B. die Szene zwischen Suffolk und Margareta (V 3). Suffolk erscheint mit einem sehr schönen Mädchen auf der Bühne, das er in der Umgegend von Angers getroffen hat und zu seiner Gefangenen machen will, nachdem sie — ihn zu dem ihrigen gemacht hat. Denn er ist ihr Gefangener, nicht sie die seinige; das beweisen seine ersten Worte (Suffolk tritt auf, mit Margareta an der Hand)*):

Suffolk: Sei, wer du willst, Gefangene bist du mir.
(Er betrachtet sie staunend.)
O schönste Schönheit! fürchte und fliehe nicht!
Mit ehrerbietiger Hand nur fass' ich dich;
Zu ewigem Frieden küss' ich diese Finger,
Lege sie sanft dir an die zarte Seite.
Wer bist du? sag', daß ich dich ehren kann.

Also er führt sie an der linken Hand herein, wagt sie aber kaum zu berühren, während er die berückende Schönheit des jungen Weibes anstaunt. Dann küßt er die Finger seiner rechten Hand — eine in jener Zeit häufig genannte Geste der Ergebenheit, besonders Frauen gegenüber — und legt sie leise an ihre „zarte Seite", die zart empfindende, wo das Herz schlägt. Wer konnte die feine und allumfassende Symbolik der körperlichen Bewegung, mit der Suffolk die Finger, die er eben in tiefster Verehrung geküßt, ihr aufs Herz legt, einer Bewegung, die daneben ihre Besitzergreifung und eine schüchterne Zärtlichkeit ausspricht, in jener Zeit erfinden? — Wer sonst, weiß ich nicht. Aber sicher der überzart empfindende Jüngling, der um das Jahr 1590 herum die Liebesglut der Venus in jeder körperlichen Phase darstellte, der die sehnsuchtsschwangeren Sonette aus der Ferne an die Geliebte richtete, der die Gartenszene im Romeo und was ihr vorausging, dichtete: die schicksalsvolle erste Begegnung der Liebenden. An sie erinnert diese Szene in jedem Punkt: wie der Blitz schlägt die Liebe in Suffolks und Romeos Herz, ein Schicksalschlag, gegen den es keine Rettung gibt. Dieselbe Glut der Empfindung und scheue Zurückhaltung zugleich. Denn der Jüngling steht vor der herrlichsten Schöpfung der Natur, vor der Schönheit des eben erblühten Weibes, wie vor etwas Ueberirdischem; er fühlt dieser wunderbaren Harmonie der Formen gegen-

*) Die Bühnenweisungen stehen in der Folio, rühren also aus Sh.s Manuskript her.

über mit tiefster Unterlegenheit seine derbe Ungestalt; und die Spiegelung eines zarten, vielgestaltigen Seelenlebens in den belebten Augen und dem Spiel der feinen Züge bringt ihm seine simple innere Plumpheit zu verzweifelndem Bewußtsein. Er sieht in ihr eben „ein Wunder der Natur“ oder, wie Schiller es ausdrückt, „ein Gebild' aus Himmelshöhn“, mit einer jugendlichen Uebertreibung, die einen wahren Kern in sich hat: denn das typische, nicht mißgeborene Weib überragt den Mann, der nicht geborener Künstler ist, immer in der Feinheit und Zartheit des Empfindens. Suffolk nennt Margareta nicht ein Gnadenbild, wie Romeo Julia, aber er behandelt sie als solches. Die Leiden der Gefangenschaft dürfen ihr nicht nahen; er will sie schützen wie

Der Schwan die flaumbedeckten Schwänlein,
Mit seinen Flügeln sie gefangen haltend.

(Dieses wundervolle, der Natur abgelauschte Bild sollte nicht von Shakspere sein?) Aber warum will er sie überhaupt gefangen halten? —

So geh und sei als Suffolks Freundin frei.

Doch als sie gehen will —

O bleib! (Beiseite) Mir fehlt die Kraft, sie gehn zu lassen.

Und nun folgt in einer Reihe von Beiseite alles, was er fühlt und was er ihr nicht aussprechen darf; nun webt er den Zauber ihrer äußeren Persönlichkeit zusammen zu einem Idealbilde, das er anbetend besitzen möchte, und der sinnliche Sporn, der in der gesunden Renaissance auch der idealen Liebe, die ja nach der herrschenden platonischen Anschauung Schönheitsgenuß in jedem Sinne ist, niemals fehlt, treibt ihn dazu — da er sie als bereits Vermählter nicht selbst erwerben kann —, um sie für den jungen König Heinrich zu werben, dessen Schwächlichkeit seinem Besitz kein Hindernis in den Weg legen wird. In dem Ausdenken dieses ihn entzückenden Gedankens verrät er sich einmal beinahe:

Ich mache dich zu Heinrichs Ehgemahl, . . .
Wenn du geruhst, zu sein mein —
Margareta: Was?
Suffolk: Sein Liebchen.

Und was tut Margareta während dieses dauernden Beiseiteredens? Sie macht — auch beiseite — ihre Bemerkungen über den sich so sonderbar gebärdenden Mann, die schon hier, bei ihrem ersten

Auftreten, eine vortreffliche Charakteristik von ihr geben. Sie hat nichts von dem Ueberirdischen, das Suffolk in ihr sieht, an sich, steht vielmehr mit beiden Füßen auf der platten Erde. Ihr Empfinden ist derb realistisch: ihre Hauptgemütseigenschaft ist die Freude am Besitz, und die Folge davon ist das Verlangen danach. Dementsprechend ist denn auch, wie wir im zweiten Teil der Trilogie sehen werden, was sie Liebe nennt, materieller Sinnengenuß. Sie ist kein typisches Weib von zartem, feinem Empfinden, sondern ein mißgeborenes; das wird uns dieser zweite Teil zeigen. Bewundernswert ist in diesen abwechselnden Beiseitereden der Gegensatz herausgearbeitet zwischen dem verhimmelnden Liebhaber und der Erdenschwere dieses Weibes.

Wie echt shaksperesch alles, und zugleich wie jugendlich! Zunächst in der Form. Die Unnatur, daß eine Bühnenfigur zur Aufklärung des Zuschauers eine einzelne Rede von sich gibt, welche von den nahestehenden Mitspielern niemand vernehmen darf, werden wir der werdenden Dramatik zugute halten müssen. (Die reife sollte sie verschmähen.) Daß aber Suffolk ein Dutzend Beiseite hintereinander spricht und so tut, als ob die andere Person, die sein tiefstes Interesse erregt, gar nicht auf der Bühne wäre; und daß Margareta ebenfalls ein Dutzend Beiseite dazwischenwirft: ein derartiger Beiseite-Dialog dürfte in der dramatischen Literatur — abgesehen von Opern — vereinzelt dastehen. Und welche Unbesonnenheit in der Führung der Handlung! Daß die Tochter des Königs Reignier außerhalb einer von den Engländern belagerten Festung allein umherschweift und so von Suffolk gefangen genommen werden kann; daß dieser ohne Auftrag sofort daran geht, für den englischen König um sie zu werben; daß ihr Vater, auf die Stadtmauer gerufen, dem untenstehenden Suffolk, ohne nach dessen Ermächtigung zu fragen, wie ein rechter alter Esel seine Zustimmung zu der Heirat gibt, aber nur unter der Bedingung gibt, der freche Bettlerkönig, daß ihm Maine und Anjou abgetreten werden: das macht den Eindruck, als ob eine kindliche Märchenphantasie hier ihr Spiel triebe. Allerdings verfuhr der historische Suffolk sehr eigenmächtig, indem er diese Heiratsverhandlungen zum Nachteil des englischen Königs anknüpfte, selbstverständlich ohne sich, wie der poetische, festzulegen, unter Vorbehalt der Genehmigung seiner Regierung. Und der Chronist weiß keinen Grund für sein seltsames Verfahren anzugeben; vielleicht also hat darin der Dichter recht, daß er eine Leidenschaft für die schöne Frau annimmt.

Daß auch die letzte Szene des Dramas (V 5) als die Fortsetzung dieser Szene von Shakspere sein muß, ergibt sich nicht allein aus dem Inhalt, sondern auch aus dem Ton. Suffolks „wundervolle Schilderung der schönen Margareta“ hat den jungen König, der sonst nur ein mattes Phantasie- und Gefühlsleben in sich trägt, ganz außer sich gebracht; er zeigt im Widerspruch mit seiner Natur einen Ueberschwang des Empfindungsausdrucks, als ob er, und nicht Suffolk, sie gesehen hätte. Sehr jugendlich, aber unbeherrscht heißempfindender Shakspere.

Ganz von Shakspere ist der Schlachtentod des alten und des jungen Talbot, IV 5 bis IV 7, 50. Wir haben hier eine von jenen dichterischen Großtaten vor uns, wie sie Shakspere so oft verrichtet hat. Ein Teil von Shaksperes dichterischer Größe, die immer zugleich sittliche Größe sein muß, besteht darin, daß er die mannigfachen Verhältnisse der Menschen untereinander auf die rechte, natürliche Empfindung begründet und in dem Gewissen verankert, und daß seine Darstellung des Gefühlsgehalts dieser einzelnen Beziehungen von so erschöpfender Tiefe, von so überwältigender Kraft ist, daß dieser, unüberbietbar wie er ist, sich unaufhaltsam in die Seele des Aufnehmenden ergießt, sie ausfüllt und als ein unzerstörbarer Schatz in ihr für alle Zeit lagert. Es kann zwischen zwei Menschen kein von Natur engeres Verhältnis vorgestellt werden als das zwischen einem Vater und seinem echtgeborenen, durch Atavismus unverfälschten Sohn: jener lebt in seinem selbstgeschaffenen Abbilde eine zweite, hoffnungsvolle Jugend durch, und dieser sieht in dem gleichgearteten Erzeuger das geliebte Vorbild, das er erreichen kann und will. Es gehört nicht viel dazu, um zu fühlen, daß das natürliche Verhältnis zwischen ihnen eine unzerreißbare Anhänglichkeit sein muß, wie sie der junge Talbot in den Worten ausdrückt:

> Nicht mehr kann ich von Eurer Seite eilen,
> Wie Ihr vermögt, Euch selbst in zwei zu teilen.

Und es gehört auch dichterisch nicht viel dazu, um das Verhältnis unter der Herrschaft dieser Empfindung darzustellen. Nun aber legt Shakspere dieser natürlichen Liebe die furchtbarste Probe auf. Der vierzehnjährige John kommt zu seinem Vater, um unter ihm eine Heldenschule durchzumachen, und er trifft ihn umstellt von überlegenen Feinden, unmittelbar vor seinem unentrinnbaren Ende. Des Sohnes Entschluß ist sogleich gefaßt und bleibt fest: er will mit dem Vater sterben, und nur fliehen, wenn

der alte Talbot auch flieht, was natürlich für den Heerführer unmöglich ist. Des Vaters Los ist furchtbarer: er soll sein jugendliches Ich, seine Liebe, seine Sorge, seine einzige Hoffnung vor seinen Augen verbluten sehen. Er muß ihn retten, aber der stolze Sohn seines Vaters will nicht gerettet sein. Und nun beginnt ein Seelenkampf zwischen ihnen mit Schwerthieben gegenständlicher Empfindung, wie er sich für Soldaten schickt und wie ihn doch wohl nur Shakspere darzustellen vermag:

John. [Hier] knieend schwör' ich: lieber möcht' ich sterben,
Als, weiter lebend, Schande mir erwerben.
Talbot. Im Grab soll deiner Mutter Hoffen enden?
John. Ja, besser als den Schoß der Mutter schänden.
Talbot. Bei meinem Segen heiß' ich fort dich ziehn.
John. Ich will's — zum Kampfe; nicht den Feind zu fliehn.
Talbot. Ein Stück vom Vater rettest du in dir.
John. Kein Stück, das nicht geschändet wär' in mir.
(Welch ein unparierbarer Streich!)
Talbot. Verlieren kannst du Ruhm nicht, der nicht dein.
John. Doch deinen Ruhm muß meine Flucht entweihn.
Talbot. Dich wäscht ganz rein mein väterlich Gebot.
John. Wie kannst du für mich zeugen, bist du tot!
Ist Untergang gewiß, fliehn beide wir!
Talbot. Und lassen unser Volk zum Sterben hier?
Mein Alter ward von Schmach nie angesteckt.
John. Soll meine Jugend sein mit Schmach befleckt?

Der Sohn ist siegreich in diesem Kampfe, weniger in dem leiblichen: in der nächsten Szene sehen wir ihn umringt von Feinden; er wäre verloren, wenn der Alte nicht heranstürmte und ihn befreite. Jetzt bricht der Stolz des Alten auf solchen Sohn in begeisterten Worten hervor und jetzt, nachdem sein Heldentum durch die Tat besiegelt ist, mahnt er ihn nochmals zur Flucht mit Worten heißer väterlicher Zärtlichkeit, die jeden rühren müssen und nur auf den Sohn nichts vermögen. Nun — dann

Laß stolz uns sterben in dem edlen Streite.

In der nächsten Szene wird Talbot schwer verwundet hineingeführt und ruft nach John, den das Schlachtgetümmel von ihm fortgerissen hat. Frohlockend erzählt er uns noch mit seinem letzten Atemzuge von den tapferen Taten seines Jungen, da tragen sie diesen bewußtlos hinein. Noch einmal, ehe er stirbt, soll er zum Vater sprechen: das kann er nicht mehr, aber er lächelt, und Talbot deutet das Lächeln mit dem Humor des Kriegers:

Mein armer Junge, lächelnd, willst du sagen:
Wärst du ein Frank, Tod, hätt' ich dich erschlagen.
Kommt, kommt, und bettet ihn in Vaters Arm,
Die Seel' erträgt nicht länger diesen Harm.
Krieger, lebt wohl! Hier — legt ihn sanft hinab —
Nun ist mein alter Arm jung Talbots Grab.

Im Jahre 1592 hatte der Pamphletist Nashe die tapfere Absicht, den Puritanern zu beweisen, daß die Bühne nicht ein Wohnort des Teufels, „sondern eine wahre Schule der Tugend" ist. Und dazu dienten ihm auch die Talbot-Szenen der Heinrich-Trilogie, die — ein gewaltiger Erfolg bei den damaligen Bühnenverhältnissen — vom 3. März 1592 bis zum 31. Januar 1593 15 Aufführungen erlebte.*) „Die tapferen Taten unserer Vorfahren", heißt es in seinem Pierce Pennilesse, „werden durch die Bühne ins Leben zurückgerufen, und sie selbst aus dem Grabe der Vergessenheit erweckt . . . und welchen schärferen Stachel könnte es wohl geben für unser entartetes, verweichlichtes Geschlecht! Wie müßte den tapferen Talbot, den Schrecken der Franzosen, der Gedanke gelabt haben, daß er nach zweihundertjähriger Grabesruhe auf der Bühne neue Triumphe feiern und seine Gebeine wieder und wieder durch die Tränen von wenigstens zehntausend Zuschauern, welche ihn mit frischblutenden Wunden vor sich zu sehen glauben, neu balsamiert werden sollten?" Also das rohe Publikum jener Zeit, das an den Anblick der gräßlichsten Vorgänge auf der Bühne gewöhnt, das die viehische Grausamkeit eines Tamburlaine (Tamerlan) als Heldenhaftigkeit anzusehen gelehrt war, zerschmolz in Tränen bei dem einfachen Schlachtentode der beiden Talbots. Und es müßte allerdings ein selten starres Gefühlsinstrument sein, das bei der Lektüre dieser Szenen nicht immer von neuem in die leidenschaftlichste Schwingung versetzt würde. Der Dichter malt uns die furchtbare Situation, in der Talbot

seinen lieben Knaben
(IV 3, 40) Willkommen heißt, nur um ihn zu begraben,

bis in die kleinste Einzelheit aus, bis in die feinste Empfindung, die sie auf beiden Seiten erregt. Grausam zerreißt er unser Herz; doch auf die blutende Wunde legt er den Balsam der rechten, der edlen Gesinnung, hier der Seelengröße des echten Soldaten, der den

*) Nach Henslowes Tagebuch. Dieser Theater-Spekulant hatte am 19. Februar 1592 „Die Rose" nach einer größeren Reparatur wieder eröffnet (s. Greg: Henslowe's Diary. II 45 ff.) und hier fanden also die Aufführungen statt.

Tod wirklich verachtet. So ist das Residuum unserer Schmerzen eine innere Gehobenheit; denn nichts erhebt den Menschen so sehr als die Größe des Menschen.

So macht Shakspere es immer. Der Jammer Konstanzens um ihren schönen Arthur (John III 4) legt alle zartesten Fibern bloß, mit denen das Mutterherz das geliebte Kind umfaßt, und ist eben in dieser Gegenständlichkeit so furchtbar, daß er das Herz jeder Mutter immer von neuem zerfleischen muß. Aber Gott sei Dank! ihre Kinder sind ja noch am Leben; und nachdem sie die tiefsten Schmerzen des Verlustes im dichterischen Bilde durchgelebt hat, ist das Resultat ihres Leidens der feste Willen, die in Liebe Empfangenen und Geborenen nie mit Gleichgültigkeit zu betrachten, sie immer fester an ihr Herz zu ketten, immer unverbrüchlicher zu besitzen: denn was wäre die Welt ohne sie! Oder man vergegenwärtige sich die Darstellung der Kindesliebe im Coriolan, in der gewaltigen Szene zwischen Volumnia und ihrem großen Sohn, der der Bitte seiner geliebten Mutter, die Belagerung seiner Vaterstadt aufzuheben, nicht widerstehen kann und das Rechte tun muß, das Rechte, das sein Untergang ist. Oder die Darstellung der ehelichen Seeleneinsheit in der so kurzen und so mächtigen Szene zwischen Brutus und Portia, die einen Stein auf das Gewissen des Ehebrechers wälzt in dem Bewußtsein, welch unschätzbares Gut er leichtsinnig verschleudert hat, und den Wunsch erweckt, das Verlorene wiederzugewinnen. Man denke daran, wie hell die Vasallentreue emporstrahlt aus den inneren Qualen Macbeths, der jene niederringen will und doch niemals ersticken kann; oder welche Hölle der geplante und der ausgeführte Mord in der Seele des Täters entfesselt. Und wo finden wir das Band der Liebe, das den Fürsten mit seinem Volke verknüpfen soll, begeisternder geschildert als in Heinrich V., und das Fehlen dieses Bandes erschütternder als in Richard II.

So ringt der Dichter grausam unser Herz; aber, wie Hamlet so wundervoll zu seiner Mutter spricht:

Zur Grausamkeit zwingt bloße Liebe ihn.

Mit lauen Empfindungen war nicht einzuwirken auf eine Zeit, die zwar eine ähnliche Richtung wie die unsere hatte, aber doch viel schlimmer war. Die von Zweifeln, zynischem Denken und persönlicher Großmannssucht erzeugte Glaubenslosigkeit, die brennende Genußbegierde, die in den paar Tagen auf dieser Erde befriedigt werden mußte, und — das Mittel zu diesem Zweck — das Streben

nach Geld und Macht hatten die Bande der sittlichen Solidarität unter den Menschen, ohne welche keine des Namens würdige menschliche Gesellschaft bestehen kann, gelockert und zerrissen: die materielle Ausbeutung der Schwächeren durch Gewalt, Betrug und Rechtsbeugung, Verrat der Freunde, Verwandten und des Vaterlandes um persönlicher Vorteile willen, Kindesundank, Beraubung der Eltern und dementsprechend Verstoßung der Söhne, Verkauf der Töchter in lieblose Ehen, Brutalität dem schwachen Weibe gegenüber waren an der Tagesordnung; Mord, auch Verwandtenmord, war ein alltägliches Vorkommnis, Ehebruch, wie heute, Mode. Die Geschichte erzählt uns mancherlei von der Sittenverderbnis der höheren Kreise der Renaissance, viel mehr aber und von allen Gesellschaftskreisen erzählen die Sittenschilderungen der zahlreichen Pamphlete, die Briefe und die Dramen.

In diese furchtbare Welt des gesetz- und sitteverachtenden Uebermenschentums trat der in inniger Verschwisterung mit der reinen Natur aufgewachsene, von vortrefflichen Eltern erzogene Jüngling. Alles in ihm, der leidenschaftliche Rechtssinn, das energische Temperament seines Vaters, das überzarte Empfinden, die Güte seiner Mutter, empört sich gegen ein Leben, das in Wahrheit Lebensvernichtung ist. Glücklicherweise war er nicht geschaffen zu weichlichem Dulden und — Verkümmern. Gott hatte ihm eine himmlische Kraft mitgegeben, die Heilandskraft, sein machtvolles Empfinden den Seelen der Menschen heimzuzahlen mit allgewaltigem Wort, vor dessen Flammenstrahl die freche Vermessenheit in die Knie sank, wie Moses vor dem Feuer des Herrn. Diese Kraft galt es hier zu verwenden zum Aufbau der zerstörten schönen Welt; es galt, zu zeigen, daß die natürlichen und darum heiligen Herdengefühle, die den Menschen dem Menschen verpflichten, die Säulen des Lebenstempels sind, der in den Abgrund stürzen muß, wo die wilden Tiere hausen, wenn diese Säulen zertrümmert werden. Shakspere hat dieser ihm verliehenen göttlichen Kraft sein ganzes Leben hindurch in demütiger Treue gewaltet: das ist neben so vielen dichterischen Vorzügen seine eigentliche menschliche Größe, das ist sein Triumph über das Leiden der Menschenbrust, das ist sein alle Zeit überdauernder Ruhm. Und dies ist seine erste Heldentat von vielen: den vielen ungetreuen Söhnen, die dem Vater seine Sorgen mit Schmerzen bezahlen, die vom Lande nach London kommen, um sein Gut zu verprassen, und ihn in Schande und Not bringen, zeigt er hier das unzerreißbare Band, mit dem die Natur den Erzeugten an

den Erzeuger geknüpft hat, in dem Handeln des jungen Talbot, der für den geliebten Alten sein junges, ungenossenes Leben von sich wirft. — Und bei dem Anblick dieser Liebe bis zum Tode, die ihnen der Dichter mit nie gehörten Worten heimzahlte, weinten die ungetreuen Söhne.

Also für mein Empfinden gibt es keinen Zweifel, daß diese Talbot-Szenen von Shakspere sind, und zwar von dem noch sehr jugendlichen Dichter. Das zeigt sich in der Dramaturgik. In dem ihnen gegebenen Handlungsrahmen sind die Szenen ganz unmöglich. Man denke, daß der rauhe Talbot und sein kampflustiger Sohn mitten im Schlachtgetümmel in weichen Reimversen ihren Empfindungen den vollständigsten Ausdruck geben; daß der Alte in dem Drange des Kampfes die Zeit findet, auf die Bühne zu kommen und uns von den Taten seines Jungen zu berichten, und daß er sie ein zweites Mal seinem Sohne selbst erzählt. Dramatisch groß ist es dann wieder, daß der Dichter die französischen Führer und deren Dirne über den beiden Leichen ihre zum Teil würdelosen Reden führen läßt; auf dieser Folie leuchtet das Heldentum der Talbots um so heller auf.

So ist auch die von keiner Chronik erwähnte Szene (II 4) im Tempelgarten mit ihrem Rosenstreit, welche die Einleitung zu den Rosenkriegen bildet und ihren Namen erklärt, nach meiner Empfindung von Shakspere. Sie ist fein erfunden und hübsch gearbeitet. Der Dialog ist von derselben Lebhaftigkeit wie in den genannten Szenen; der Empfindungsausdruck durchweg schlagkräftig und zum Teil leidenschaftlich. Wenn Vernon z. B., der eine weiße Rose gepflückt hat, von Somerset gewarnt wird, daß er sich an dem Dorn der weißen Rose stechen und sie mit seinem Blute rot färben könnte, so gibt er die treffende Antwort:

> Mylord, wenn ich für meine Meinung blute,
> So wird die Meinung (der Menschen) auch die Wunde heilen.

Oder man nehme die folgende kraftvolle Antithese:

> Plantagenet. Die Wahrheit (hinsichtlich meines Thronrechts) steht so nackt auf meiner Seite,
> Daß sie ein blödes Auge finden kann.
> Somerset. So wohl gekleidet ist sie auf der meinen,
> So klar, so strahlend und so offenbar,
> Daß sie durch eines Blinden Auge schimmert.

Solche Feinheiten, die den dramatischen Zauber der Shakesperesschen Diktion bilden, finden sich bei anderen Zeitgenossen recht

selten. Die Reden der uns bisher unbekannten Teilnehmer dieser Szene enthalten, wie jene Rede Vernons, zugleich eine greifbare Charakteristik. So kennzeichnet sich der verbrecherische Streber Suffolk gleich im Beginn des Rechtsstreites vortrefflich:

Ich hab' mich wenig mit dem Recht befaßt:
Ich konnte nie davor den Willen beugen,
Und beuge nun das Recht vor meinem Willen.

Und nun der kriegerische Draufgänger Warwick, der mit juristischen Haarspaltereien nichts zu tun haben will:

Somerset. So richtet Ihr, Lord Warwick, zwischen uns
Warwick. Von zweien Falken, welcher höher steigt,
Von zweien Hunden, welcher lauter bellt,
Von zweien Klingen, welche bess'rer Stahl,
Von zweien Pferden, welches Gang der beste,
Von zweien Mädchen, welche munt'rer blickt,
Das mag mein flaches Urteil wohl entscheiden;
Doch wie man Recht sich holt mit feinen Kniffen,
Das hat manch Gimpel besser schon begriffen.

Wes Geistes Kind ein Mann ist, der so spricht, welchem Lebenskreise er angehört, kann nicht zweifelhaft sein. Und bald darauf:

Ich lieb' den Schein nicht; ohne falschen Schein
Von niedrer, schmeichlerischer Heuchelei
Pflück' ich die weiße (Rose) mit Plantagenet.

Aber dann — wie jugendlich klingen die folgenden Verse:

Plantagenet. Nun, Somerset, wo bleibt nun Euer Beweis?
Somerset. Hier in der Scheide, das erwägend, was
Die weiße Rose blutig rot soll färben.
Plantagenet. Indes äfft Eure Wange unsere Rosen nach,
Denn sie erblaßt vor Furcht, bezeugend, daß
Die Wahrheit hier ist.
Somerset. Nein, Plantagenet.
Zwar Furcht nicht, aber Zorn läßt deine Wangen
Verschämt erröten, daß sie unsre Rosen malen,
Und deine Zung' den Irrtum nicht gesteht.
Plantagenet. Ist nicht ein Wurm in deiner Rose,
Somerset?
Somerset. Hat deine keinen Dorn, Plantagenet? usw.

Was in aller Welt soll diese zierliche Blumentüftelei im Munde dieser rauhen Kriegsmänner? die symbolische Verwendung der Rosenfarben, des Wurms und des Dornes? Aber gerade die Zierlichkeit weist auf Shakspere.

Meine Empfindung läßt mir keinen Zweifel, daß alle diese Szenen von Shakspere sind. Stilempfindungen aber sind keine wissenschaftlichen Argumente: andere empfinden eben anders. Und wo sind die Beweise für die Richtigkeit der meinigen? — Glücklicherweise gibt es welche. Nach den Eigenheiten des Stils und der Verskunst kann man nachweisen, was von Shakspere ist, was nicht. Und speziell der Jugendstil, welcher sämtliche Schöpfungen von etwa 1589 bis 1593 durchdringt, ist, obwohl nicht selbständig geschaffen, sondern aus verschiedenen Quellen hergeleitet, in seiner Zusammensetzung so eigenartig, so ausschließlich Shakspere und keinem anderen Zeitgenossen gehörig, daß man nur wenige Zeilen zu lesen braucht, um zu erkennen, ob sie von Shakspere sind oder nicht. Als mächtige Unterstützung der Stilstudien kommt noch eine besondere Eigenheit der dichterischen Mache hinzu, die wir auch bei anderen Zeitgenossen finden, aber bei keinem so ausgeprägt wie bei Shakspere. —

Wir Heutigen schätzen die Bedeutung eines Dichters nach seiner Eigenkraft, seiner Selbständigkeit ein; ein Dichter, der sich nach Form und Gehalt an bestimmte Muster anlehnt, gilt uns für minderwertig; jeder Dichter wird daher Reminiszenzen an andere sorgfältig vermeiden und nach der Originalität streben, die man von einem vollwichtigen Dichter verlangt. Die Forderung der Originalität kannte die Renaissance nicht; und darum ist auch bei den Dichtern kein Streben nach Originalität, kein Bedenken vor Nachahmung und Entlehnung, vor dem, was wir mit dem entehrenden Ausdruck Plagiat bezeichnen, erkennbar. Wenn wir eine Reihe von Dichtern aus jener Zeit lesen, so erhalten wir den Eindruck, als ob damals gegenüber dem geistigen Eigentum kommunistische Ansichten geherrscht hätten: jeder entlehnt von dem andern, was ihm gefällt, mitunter ohne auch nur die Form zu ändern. Eine gelinde Verzweiflung faßt den Literarhistoriker, wenn er die zahlreichen Sonett-Zyklen jener Zeit liest: zwar können die großen Dichter ihre Größe nicht verbergen; aber das dichterische Ausdrucksmaterial an Metaphern, Bildern, Gedanken, Gefühlen ist ihnen mit den kleinen zum großen Teil gemein; es herrscht hier eine poetische Konvention, der sich jeder unterwirft. Indessen auch in den Dramen des Größten von allen findet man, wenn man seinen Text einigermaßen beherrscht, viele Entlehnungen von Lyly, Kyd, Marlowe, Greene, Nashe u. a. Ich habe mir z. B. in den Dichtungen bis zur Mitte der Neunziger ca. 230 Entlehnungen bloß aus Lylys Dramen und seinem Roman

Euphues notiert; demnächst folgen Kyd und Marlowe in der Zahl der Entlehnungen, bei den anderen sind sie weniger zahlreich. Wenn man sich nun nicht scheute, fremdes Eigentum für das seinige auszugeben, so bedachte man sich um so weniger, Eigenes wiederholt zu verwenden. Und so finden sich in allen Dichtern Wiederholungen von dichterischen Formalien und Gedanken; bei keinem jedoch so massenhaft wie bei Shakspere. Wer ihm darum Mangel an Originalität vorwerfen wollte, würde sich lächerlich machen; denn die Fülle des Neuen, nur ihm Gehörigen, nur ihm Möglichen ist überall so gewaltig, daß die zahlreichen Wiederholungen in dieser Fülle unbemerkt versinken.

Zur Erklärung dieser merkwürdigen, für heutige Verhältnisse unverständlichen Erscheinung diene folgendes. Zu den reichen Anregungen, welche aus der Beschäftigung mit den Alten hervorgingen, gehörte auch die stilistische: man fühlte das Bedürfnis, den Alten auch in der prägnanten, plastischen, abgerundeten Form des Gedankenausdrucks nahezukommen. Der erste, der die Gesetze der Rhetorik nach Quintilians **Institutiones oratoriae** formulierte, war Thomas Wilson in seiner „Kunst der Rhetorik" (1553); und nach ihm erschienen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bücher über prosaischen und poetischen Stil recht häufig; bedeutende und unbedeutende Männer, Dichter und Gelehrte schreiben darüber: Gascoigne, Sidney, Lodge, Harington, Daniel und Heywood, Puttenham, Harvey und Webbe. Von Gelehrten, Gebildeten und Halbgebildeten wird die Bedeutung des Wortes anerkannt, und jeder strebt, sich nicht bloß korrekt, sondern geschmückt, figürlich und neu auszudrücken. Dieses letztere Streben wurde besonders gefördert durch den sprachschöpferischen Zug, der durch die ganze Literaturepoche geht: aus dem Lateinischen und Griechischen nahm man zunächst eine Masse von Wörtern in das Englische unmittelbar hinüber; aber auch die modernen Sprachen, die es für den Gebildeten und den Hofmann jener Zeit ein Ehrenpunkt war zu kennen, das Italienische, das Französische, das Spanische, lieferten einen bedeutenden Zuwachs, und schließlich wurde auch den englischen Wörtern durch übertragenen und bildlichen Gebrauch eine Fülle von neuen Bedeutungen zugeführt. So war eigentlich jeder Schriftsteller und Dichter ein bewußter Sprachschöpfer, Shakspere der größte von allen. Sprachkritiker waren alle, die auf Bildung Anspruch machten: man verfolgte die geschriebene und gesprochene Rede genau, um einen seltenen Ausdruck, eine ungewöhnliche Wendung,

ein hübsches Bild, einen geistreichen oder witzigen Gedanken zu ergattern, der dann die eigene Rede oder Schrift verschönern sollte. Zu diesem Zweck trug man ein Notizbuch aus Elfenbeinblättchen bei sich, um das, was beherzigenswert erschien, sofort darin niederzuschreiben und öfters zu Hause in eine größere Sammlung einzutragen. Der Hamlet gibt mehrere Beispiele für diese Zeitsitte. Der flache Höfling Polonius ist dennoch Sprachkritiker: „liebreizende Ophelia" empfindet er als „eine gemeine Redensart", und „entadelte Königin" in der Rede des Schauspielers „ist gut". Hamlet aber zieht bekanntlich seine Schreibtafeln hervor, um sich zu notieren, daß „man kann lächeln und lächeln, und ein Schurke sein". Und solche Sammlungen sind auch auf uns gekommen; die bekannteste ist von dem nächst Shakspere größten Geist jener Zeit, Bacon's Promus of Formularies and Elegancies (1594), in dem ein Kritiker dennoch mit Recht „eine elende Hilfe für ein gedankenarmes Hirn" zu sehen geneigt ist; eine andere ist Ben Jonsons Timber („Bauholz" für Reden), herausgegeben 1641. Die Dichter folgten also einer allgemeinen Sitte, wenn sie in fremden Dichtungen nach wirkungsvollen Worten, Wendungen, schönen Bildern, Vergleichen, nach Antithesen, Wortspielen und Konzepten forschten zu eigener Verwendung; und daß sie dann ein selbstgefundenes poetisches Schmuckmittel mehrfach verwandten, das war die natürliche Folge der herrschenden Verehrung des Wortes.

Vielleicht würde Shakspere die Tausende von Wiederholungen doch vermieden haben, wenn er nicht in seiner Bescheidenheit in seinen Dramen bloß ephemere Bühnenware gesehen hätte, wenn er sich bewußt gewesen wäre, daß er Ewigkeitsliteratur erzeugte. So aber gab es für ihn kein inneres Hindernis, neben den dichterischen Neuprägungen, die sein Sprachgenie zu jeder Zeit in unermeßlicher Fülle schuf, auch früher gebrauchte Wendungen zu gebrauchen; neben den neuen Metaphern und Bildern, die ihm immerfort unaufhaltsam zuströmten — er dachte, wie Goethe und Kleist, in Bildern —, auch ältere zu verwenden, zumal da diese durch die fortgesetzte Aufführung seiner Dramen in seinem Gedächtnis immer wieder aufgefrischt wurden. Natürlich wiederholte er nicht zu jeder beliebigen späteren Zeit, was er zu irgendeiner früheren Zeit gesagt hatte, sondern nur das, was seinem derzeitigen Stilempfinden genehm, was der Stufe seiner Geistesentwicklung angemessen war. Und so lassen sich aus der Qualität seiner Wiederholungen sichere Schlüsse auf die Herrschaft eines bestimmten Stiles ziehen; aus der

Masse der Parallelismen zwischen zwei Dichtungen aber ergibt sich ihre zeitliche Zusammengehörigkeit: so gehört der Othello zum zweiten Hamlet, der Timon zum Lear, und — erstaunlich! — die Schlächtertragödie Titus Andronicus fällt mit dem glühenden Liebesgemälde Venus und Adonis in eine Zeit.

Knüpfen wir an das zuletzt über die vierte Szene des zweiten Aktes von 1 Heinrich VI. Gesagte an, so begreift man gar nicht, wie Shakspere auf die Blumenspielerei kommen konnte, welche für den ernsten politischen Streit von Männern ganz unpassend ist. Lesen wir nun das jugendliche Liebessonett 99, das etwa um 1590 verfaßt sein muß, so finden wir darin dieselbe Spielerei. Er vergleicht darin die Reize seiner Geliebten mit Blumen, ihren Teint mit weißen und roten Rosen:

Vor — deiner samtnen Wange Pracht . . .
Standen die Rosen furchtsam wie auf Dornen,
Die vor Verzweiflung weiß, die rot vor Scham,
Und eine, rot und weiß, stahl beides dir . . . .
Doch für den Raub, im Stolze ihrer Zier,
Nagt' ein rachsücht'ger Wurm zu Tode sie.

Und was veranlaßte ihn, diese Spielerei an so unpassender Stelle zu wiederholen?*) — Seine derzeitige große Vorliebe für diesen zierlichen, gesuchten Stil: er war damals ein begeisterter Jünger Petrarcas, dem er diese Blumenvergleiche entlehnt hat. Der Kenner Petrarcas weiß, daß der Vergleich von Lauras Teint mit roten und weißen Rosen bei ihm nicht ungewöhnlich ist:

Wenn etwa weiße Rosen neben roten
In goldner Schale meine Blicke schauen, . . .
Seh' ich das Antlitz nur der holden Frauen.
(Marsand I, Kanzone 12, Str. 6)

(Bei Shakspere liegen die Rosen allerdings nicht auf einer goldnen Schale, welche geschmacklos das blonde Haar darstellen soll; sondern sie stehen, lebensvoll personifiziert, furchtsam, wie auf Dornen, vor der Geliebten.)

Nun weiß ich, wie zurücke tritt im Nu
Das heiße Blut, dann purpurn färbt die Wange,
Wenn Furcht und Scham es treiben ab und zu.
(Triumph der Liebe, 3. Gesang, V. 154.)

---

*) Sie ist ferner wiederholt in „Verlorner Liebesmühe“ und in „Lukretia“.

Shakspere hat diese beiden Stellen verschmolzen und dem Ganzen eine im Drama und im Sonett verschiedene Einkleidung gegeben.

Bei Shakspere „stirbt der Tod" außer in der letzten Talbot-Szene noch zweimal; aber auch Petrarca läßt „den Tod im Tod vergehen" (Triumph der Ewigkeit, V. 125). Schon das hier zitierte Stück des Dialogs zwischen dem alten und dem jungen Talbot (IV, 5) enthält mehrfach antithetischen Ausdruck; sonst aber ist diese ganze fünfte Szene voll von Antithesen, die sich von diesem geliebten poetischen Mittel Petrarcas nur dadurch unterscheiden, daß sie Sachkraft in sich schließen und nicht so leere Wortspielereien sind, wie z. B. in dem berüchtigten Sonett (I, 90):

Mich floh der Friede, floh die Kraft zum Kriege;
Ich lodre, bin ein Eis; frohlock' und bange —

in dessen erste 12 Verse 16 Antithesen gepackt sind. — Wenn Suffolk (V 3, 54) Margarete mit „Wunder der Natur" anredet und ihr Reize zuschreibt, die keine Kunst erreichen kann (192), so sind das aus Petrarca bekannte Töne. — Petrarca vergleicht seine Liebe wiederholt mit einem Schiff, das, umhergeworfen auf wildem Meer, in Gefahr des Schiffbruchs schwebt und nicht den Hafen erreichen wird (besonders im Sonett I, 137); und wir müssen lächeln, wenn wir den sonst nur für religiöse Empfindungen empfänglichen Heinrich auf den petrarkischen Wegen irdischen Liebesbegehrens einherfahren sehen (V 5, 1):

Die wunderbare Schilderung der schönen
Margreta, edler Suffolk, macht mich staunen:
Die Tugenden, geschmückt mit äußern Gaben,
Wecken mir heißen Liebesdrang im Herzen,
Und wie die Stärke tobender Orkane
Den stärksten Kiel der Flut entgegendrängt,
So treibt auch mich der Windhauch ihres Rufes (schon),
Schiffbruch zu leiden oder anzulanden,
Wo ich genießen ihre Liebe kann —

oder hören, daß auch in seinem friedlichen Busen der bekannte petrarkische „Liebeskrieg" tobt (86):

So heft'gen Zwiespalt fühl' ich in der Brust,
Von Furcht und Hoffnung ein so wild Getümmel,
Daß der Gedanken Gären krank mich macht.

Daß also in diesen Szenen petrarkische Einflüsse sich geltend machen, ist offenbar.

Die oben zitierten Verse, in denen Warwick seine Abneigung vor scharfem Denken schildert:

> Von zweien Falken, welcher höher steigt,
> Von zweien Hunden, welcher lauter bellt usw.

weisen mit dem fünfmal durchgeführten Parallelismus der Sätze auf ein anderes Vorbild hin. Satzparallelismus ist eins der wesentlichen Kennzeichen des von Lyly eingeführten euphuistischen Stiles. Wenn wir seinen Roman Euphues oder nach ihm modellierte Novellen lesen, werden wir in unerträglicher Weise angeödet durch die ewige Gleichförmigkeit der Sätze, der meist ein gleichartiger und darum entbehrlicher Inhalt entspricht. Wir können die Gleichförmigkeit der Teile eines Satzgefüges nur dann ertragen, wenn der Inhalt des ersten Satzes durch die folgenden wesentlich erweitert wird und wenn ihre Gesamtheit doch einen einheitlichen Zweck verfolgt und diesen gerade durch den wechselnden Inhalt der Sätze intensiv zur Geltung bringt. Gewöhnlich haben wir bei Lyly zwei, drei und mehr gleichförmige Nebensätze, denen dieselbe Zahl von gleichförmigen Hauptsätzen entspricht. Da nun der Inhalt des ersten gewöhnlich nicht erweitert, sondern bloß variiert wird, so verwünschen wir die folgenden als müßiges Geschwätz, müssen sie aber dennoch lesen. Eine gewisse geistige Gewandtheit und Findigkeit verlangt dieses Variationsvermögen allerdings; da aber die Parallelsätze uns fast niemals neue Vorstellungen mitteilen, so stößt uns dieses Suchen nach einer leeren Form in hohem Grade ab. Shakspere hat hier diese euphuistische Stilform, was er leider keineswegs immer getan hat, mit feinstem Takt geübt. Jeder von den fünf Parallelsätzen bringt bei ihm etwas Neues; nacheinander zeigt er uns in diesem Satzgefüge den Sportsmann, den Kriegsmann und den Lebemann, und diese drei Attribute geben uns die Gesamtpersönlichkeit des von der Natur sehr einfach angelegten Warwick. Um sich nun die künstlerische Zweckmäßigkeit dieser Form, die in den meisten Fällen zwecklos und darum schon unkünstlerisch ist, an dieser Stelle klarzumachen, suche man nach einer anderen, die uns in fünf Versen das Bild einer Gesamtpersönlichkeit so eindrucksvoll geben könnte; so wird man die Schwierigkeit erkennen, einen solchen genialen Geistesblitz zu überbieten. Eine Besonderheit dieser Stilform, die Professor Morsbach*) neuerdings entdeckt hat, ist die gleiche

*) „Shakespere und der Euphuismus". (Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1908.)

Rhythmik der parallelen Sätze. Auch bei Shakspere sind die fünf Verse rhythmisch kongruent (mit Ausnahme eines einzelnen weiblichen Versschlusses). Aber Shakspere schreibt Verse, zu deren Wesenheit der Rhythmus gehört, was man von der Prosa nicht sagen kann, wenn man auch von der edlen Prosa eine gewisse Rhythmik verlangt. Wenn aber in der Prosa versucht wird, einen bestimmten Rhythmus fortgesetzt zur Geltung zu bringen — ich denke hier an eine neuere, edel stilisierte Uebersetzung von Gobineaus Renaissance*), die seitenlang in Jamben geschrieben ist —, so wirkt dieser Versuch künstlerisch abstoßend, weil er zwecklos ist; denn die praktischen Zwecke der Prosa werden in der Hauptsache durch andere Mittel erreicht und können durch den Rhythmus nur nebensächlich gefördert werden. — Eine andere Seite des Lylyschen Stiles ist die fortwährende Anspielung auf das klassische Altertum. Man kann nicht sagen, daß er der Erfinder dieser Besonderheit ist. Es ist nur natürlich, daß die Alten in der Renaissance-Literatur, unmittelbar nach ihrer Entdeckung, eine andere Rolle spielten als in späteren Jahrhunderten. Daß man aber für noch so unbedeutende Geschehnisse nach Analogien in der klassischen Mythologie, Dichtung und Geschichte suchte, indem man glaubte, so jenen gleichgültigen Vorgängen eine erhöhte, typische Bedeutung zu geben; daß man in der bloßen klassischen Reminiszenz einen dichterischen Schmuck sah, wie im Bilde, im Vergleich usw.: der Verbreiter dieser Unsitte ist doch vor allem Lyly durch seinen vielgelesenen, immer wieder aufgelegten Euphues gewesen. Selbstverständlich dachte der gesunde Shakspere nicht daran, den Schulmeister von St. Paul's School in seiner Gelehrteneitelkeit — das war es ja im Grunde — nachzuahmen; das hätte ihm auch schlecht angestanden, da die literarische Welt wußte, daß er seine klassische Bildung nicht auf der Universität vollendet hatte. Andererseits aber konnte er in seinen Dichtungen seinen mit ihrer höheren Bildung protzenden Genossen zeigen, daß er seine Kenntnis des Altertums durch private Studien immerfort erweiterte. Und so sind denn auch bei ihm, zumal in den Jugenddichtungen, eine Reihe von klassischen Anspielungen zu finden, die wir gern missen würden, weil sie dichterisch nichts sagen. So wird der Schluß einer der Talbot-Szenen (IV 6) verunschönt durch eine wenig passende Reminiszenz an Dädalus:

So folg mir, wie dem Vater, den verzweifelt Streben
Aus Kreta trieb, mein Icarus, mein Leben.

*) Von B. Jolles. Insel-Verlag. Leipzig 1912.

Dagegen begrüßen wir als glücklich eine Anspielung Suffolks in dem kurzen Schluß-Monolog der letzten Szene, wo er im Begriff ist, nach Frankreich zu reisen und Margareta nach England zu holen:

Suffolk, der Sieg ist dein; so gehst du hin,
Wie einst nach Griechenland der junge Paris,
In Hoffnung, gleiches Liebesglück zu finden
Mit bess'rem Ausgang, als dem Troer ward.

Besser als mit dem Wörtchen Paris kann Suffolk seine geheimsten Absichten und die Menelaus-Rolle, die er König Heinrich zugedacht hat, nicht bezeichnen. — Noch geringeren Gebrauch als von den klassischen Anspielungen hat Shakspere von den naturwissenschaftlichen Vergleichen Lylys gemacht. Dieser hat des Aelteren Plinius **Historia naturalis** gründlich studiert und glaubt seinem Roman einen besonderen Reiz zu geben, indem er dessen z. T. legendäre und auch damals schon längst überholte Naturkunde in massenhaften Vergleichen mit Tieren, Pflanzen, Mineralien usw. hineinzieht — wieder eine Gelehrteneitelkeit. Shakspere bezieht sich nur äußerst selten auf Plinius;*) er hatte etwas Besseres an die Stelle dieser altersgrauen Gelehrsamkeit zu setzen: den grünenden, blühenden Baum seiner lebenslangen liebevollen Beobachtung der ihn umgebenden Natur, die es ihm ermöglichte, seine Dichtungen von der ersten bis zur letzten mit immer wieder erfrischenden Beziehungen und Bildern aus der wirklichen, nicht bloß gelehrt vorgestellten Natur zu schmücken.

Sehen wir uns schließlich den Gehalt dieser Szenen näher an, so stoßen uns Gedanken auf, die wir auch in einigen anderen englischen Dichtern, wie Spenser, Drayton, Barnfield, wiederfinden: platonische Gedanken. Es handelt sich indessen hier im wesentlichen nur um Beziehungen auf das Symposion und den Phädrus, in späterer Zeit auch auf den Staat. An den oben zitierten Dialog zwischen Talbot und seinem Sohn schließen sich des letzteren schon zitierte Worte:

Nicht mehr kann ich von Eurer Seite eilen,
Als Ihr vermögt, Euch selbst in zwei zu teilen.

Der Sohn ist in seiner Liebe eben eins mit seinem Vater, wie nach Plato die Freundschaft, die höchste Art der Liebe, aus zwei Wesen eins macht, ein Gedanke, der auch in einem Freundschafts-Sonett

die paar Stellen in Anders' **Sh.s Books**, S. 367, 229.

sich findet (109, 3). — Nach Plato ist die erste Wirkung der Liebe „ein Erschauern beim Anblick der gottähnlichen Schönheit".*) Die Liebe trifft Mann und Weib wie ein Blitz: so Suffolk (V 3), den der erste Anblick der schönen Margareta vollständig außer sich gebracht hat. Die Empfindung ist so überwältigend, daß er ihr keine Worte geben kann, mit Stummheit geschlagen ist:

(70) Ach ja, der Schönheit fürstlich hohe Pracht
Verwirrt die Zunge, lähmt des Geistes Macht.

Shakspere hat den Gedanken gerade noch viermal ausgesprochen und mit entzückender Zartheit ausgeführt im 23. Sonett.

(85) Er spricht ins Blaue; sicher ist er toll. (Vergl. Sonett 147.)

Nach Plato ist die Liebe ein Wahnsinn und — eine ansteckende Krankheit, wie die Pest (wie Shakspere sie wiederholt nennt): Margarete schreibt sich „ein unbeflecktes Herz" zu,

(183) Nie angesteckt von Liebe.

Der Kultus der platonischen Liebesphilosophie, die ganz speziell gefeiert und ausgebaut worden war in Italien und von dort sich allerdings nur den auserlesensten Geistern des Abendlandes mitgeteilt hatte, zieht durch Shaksperes gesamte Jugenddichtung bis zum Kaufmann von Venedig, dem Hohenliede der Freundschaft.

Aus diesen drei Quellen — Petrarca, Lyly, Plato — fließt nun der Jugendstil Shaksperes. Dieser nachgeahmte Stil ist in der merkwürdigen Art seiner Zusammensetzung doch Shaksperes Eigentum. Kein anderer Dichter seiner Zeit gebraucht diesen Stil und könnte ihn gebrauchen, weil ihm die dazu erforderliche feine und komplizierte Individualität fehlt. Als Shakspere nach London kam, bedurfte die unbeschriebene Tafel seiner Künstlerseele, die von sich selbst noch nichts wußte, der fremden Vorschriften, nach denen sie gefüllt werden konnte. Und was schrieb er darauf? Nicht die derben Scherze der Interludien und der wenigen possenhaften Komödien, die vorhanden waren, sondern neben die Aeußerungen seines natürlichen Witzes die Wort- und Gedankenspielereien des Hofdichters Lyly, welche die höchstgebildete Gesellschaft, Elisabeth und ihre Umgebung, für geistreich hielt. Nicht den auf Stelzen über diese niedere Welt hinwegschreitenden Stil der klassischen Dramatik, nicht die Radomontaden des Marloweschen Größenwahns, sondern

*) Frei zitiert nach Phaedrus 31.

die wirklich große, dichterisch erfüllte und doch irdische, bodenständige Sprache, die derselbe Dichter für das ernste Drama geschaffen hatte. Nicht Empfindungen, wie sie sichtbar auf der Oberfläche der normalen Seele liegen, sondern wie sie der jugendliche Dichter Jacobs IV., Greene, in den verschlungenen Gängen ihrer Tiefe entdeckt und Petrarca bis ins Uebermaß der Zartheit sublimiert. Nicht den rohen Materialismus des Uebermenschentums, das damals durch Marlowe Schule machte, sondern den Idealismus Platos, der in seiner Liebesphilosophie dem Christentum so nahe steht, das freilich nicht bloß die um ihrer Schönheit geliebten, sondern alle Menschen mit dem Bande der Solidarität umschließt.

Aus diesen seinen natürlichen Neigungen und der Abwehr derjenigen herrschenden Richtungen, welche ihn nicht zur Nachahmung reizten, können wir seine Natur erkennen. Sie entspricht dem Eindruck nicht, den das 1892 aufgefundene und nach meiner Ansicht einzige authentische Oelporträt hervorbringt. Das weit über die Augen hervortretende Stirnbein, die hohe Stirn, die kräftigen, wenn auch das Gesichtsoval nicht störenden Backenknochen, der Mund mit den zwar schön geformten, aber fast zu vollen sinnlichen Lippen, das energische Kinn und vor allem die große, fleischige gebogene Nase mit dem breiten Rücken machen einen Eindruck mehr der Kraft des Geistes und Willens als der Feinheit; man würde aus diesem Antlitz viel eher Derbheit als besondere Zartheit des Empfindens herauslesen. Allerdings ist es nach der Ansicht der Experten unzweifelhaft im Beginn des 17. Jahrhunderts gemalt; es trägt die Jahreszahl 1609 am oberen Rande, stellt also den Mann von 45 Jahren dar, der am Ende seiner Londoner Laufbahn stand. Den Jüngling, mag sein Aussehen gewesen sein, wie es will, werden wir uns nach der Auswahl seiner Muster als einen zu feinster Geistesbetätigung neigenden Menschen von zartester Gemütsanlage zu denken haben, und eher etwas unmännlich als derbmännlich. In dem Doppelwesen, welches jeder große Künstler darstellt, war bei Shakspere die weibliche Seite die stärkere; das zeigt schon die Tatsache, daß er von vornherein Frauen mit Leichtigkeit zeichnete, während das Ungeschick seiner männlichen Bilder in seinen ersten Dichtungen stark hervortritt, z. B. auch in unserm Suffolk, dem rücksichtslosen Machtstreber und Mörder, dessen Liebe zu Margareta sich als abgöttische Verehrung und zarte Scheu äußert, als ob er Romeo oder — der Verfasser der Shakspereschen Liebes-Sonette wäre.

Wie kam Shakspere zu Petrarca und zu Plato?

Die erste Frage ist leichthin damit beantwortet worden, daß Petrarca seit Wyatt (nicht seit dem jüngeren Surrey, wie es gewöhnlich heißt) allgemein das Muster der englischen Lyriker war, daß die Form seiner Lyrik zur Konvention wurde, und daß somit Shakspere nur mittelbar von ihm beeinflußt war. Das scheint mit bezug auf ihn so plausibel, wie es für viele andere aus der Sonettistenschar ist, welche Petrarca auch nicht im Urtext gelesen hatten. Daß Shakspere einmal im Romeo (II 4, 40) den Dichter und Laura nennt, beweist natürlich nichts. Was aber eine bloß indirekte Beeinflussung bei Shakspere positiv ausschließt, ist die Masse von auffallenden Anklängen, die sich durch seine Jugenddichtungen ziehen, am meisten durch die epischen und lyrischen Dichtungen, aber auch durch die Dramen. Aus dem Vorhandensein von Uebersetzungen einzelner Sonette durch Wyatt, Surrey, Sidney und Spenser, der schon als Cambridger Student (1569) eine kleine Zahl veröffentlichte, oder der Uebersetzung der Triumphe von Lord Morley (c. 1554), können wir diese Erscheinung nicht erklären. In meinen ersten Beitrag zur Shakspere-Forschung, „Zu den Sonetten Shaksperes" (Herrigs Archiv Bd. 59—62), der sich nur auf einige vierzig Liebes-Sonette erstreckte, habe ich eine große Reihe von Entlehnungen aus Petrarca angeführt; sie hätten gewaltig vermehrt werden können, wenn die gesamte Jugenddichtung in Frage gekommen wäre. Daß aber ein derartig maßgebender Einfluß auf die Bildung des Jugendstils auf einem bloßen Abglanz Petrarcas aus anderen Dichtern beruhen sollte, kann man nicht annehmen. Shakspere muß sich vielmehr aus einem Drange seiner Natur in diesen zartsinnigen Dichter und feinsten Formkünstler mit Begeisterung vertieft haben: er, der selbst der sensibelste aller Dichter war und der größte Sprachkünstler und Sprachschöpfer der Weltliteratur wurde. Und warum sollte er in einer Zeit, wo die Kenntnis des Italienischen für den Gebildeten ebenso erforderlich war wie für den Literaten die Kenntnis der italienischen Literatur, es verschmäht haben, unter Anleitung irgendeines italienischen Sprachmeisters, vielleicht seines Freundes Florio selbst, ein paar Monate auf die Erlernung dieser Sprache zu verwenden? und es vorgezogen haben, im Kreise seiner geistesregen und gelehrten Genossen dauernd durch literarische Unbildung zu glänzen? Weil im Anfangsstadium der Shakspere-Forschung ein sich wissenschaftlich gebärdender, aber höchst beschränkter Mann — Farmer in seiner Schrift Ueber das Wissen Shaksperes (1767) — ihm nur eine sehr

geringe Bildung zugesprochen hat? — Im Gegensatz zu dieser Ansicht, die durch das ganze vorige Jahrhundert immer wieder aufgetaucht, aber jetzt wohl endgültig abgetan ist, hat auf Grund der vertieften Kenntnis der Literatur jener Zeit die heutige Shakspere-Forschung eine staunenswerten Umfang der Bildung dieses geistesgewaltigen Mannes nachgewiesen. Selbstverständlich konnte er auch Italienisch, das beweist neben sonstigen zahlreichen Beziehungen auf die italienische Literatur*) seine intime Kenntnis Petrarcas.

Viel schwieriger ist es, den Einfluß der Platonischen Liebesphilosophie auf den Gehalt der jugendlichen Dichtungen, besonders der Sonette, zu erklären, da Shaksperes Bekanntschaft mit der griechischen Literatur ebenso wenig ausgedehnt war, wie die der meisten englischen Gelehrten seiner Zeit. (S. Anders, S. 40 ff.) Anzunehmen, daß Shakspere Plato aus der Aldinischen (1513) oder den Baseler Ausgaben, die sicher auch in England zu haben waren, kennen gelernt habe, wäre zu kühn. Eher wäre an eine lateinische Uebersetzung zu denken, vielleicht an die älteste und berühmteste von Marsilio Ficino (Florenz, 1483/4), oder die von Stephanus nach dem Aldinischen Text gefertigte (Paris 1578); vielleicht hatte er von Ficinos Platonischen Kommentaren den auch ins Italienische übersetzten zum Symposion gelesen, welchen der Verfasser „Das Buch der Liebe" nannte. Vielleicht hatte er die berühmte Kanzone L'Amor divino gelesen, zu welcher eben dieses Buch Benivieni angeregt hatte, oder den umfangreichen italienischen Kommentar dazu von Pico von Mirandola, vielleicht die Asolani, die Gespräche über die Liebe von Bembo (1505). Am nächsten mochte Shakspere Castigliones, auch in Uebersetzungen über das ganze Abendland verbreiteter „Hofmann" (1528) mit seinem berühmten Schlußkapitel über die Liebe gelegen haben, den er als literarisch Gebildeter in jener Zeit kennen mußte und, wie merkwürdige Parallelismen beweisen, in der Tat gelesen hat. Vielleicht hatte er spätere italienische Schriften über die Liebe, wahrscheinlich

*) Eine reiche Auskunft über diese Beziehungen finden wir neuerdings im 12. Bande des Vollmöllerschen Jahresberichts über die Fortschritte der romanischen Philologie: in den von L. Fränkel bearbeiteten „Wechsel-Beziehungen zwischen romanischen und anderen Literaturen" finden wir (S. 456—475) eine Reihe von Zusammenhängen zwischen Shakspere und der italienischen Literatur aufgedeckt; so soll er Dante, Tasso, Boccaccio und andere Novellisten gekannt haben. Ich selbst habe vor Jahren mehrere Jugend-Sonette als Nachbildungen Tassoscher nachgewiesen, und im vorigen Jahre eine Novelle von Bandello und das anonyme Lustspiel „Gl'Ingannati" als Quellen zu Was ihr wollt.

mehrere, kennen gelernt während eines italienischen Aufenthalts, ohne welchen seine genaue Kenntnis norditalischer Verhältnisse und Personalien ganz unerklärlich wäre. Ein längerer Aufenthalt in einer mit Platonismus geschwängerten Atmosphäre wäre allerdings die beste Erklärung für sein Erfülltsein von platonischen Vorstellungen. Für die Erklärung dieser Bekanntschaft mit Plato ist noch manches zu tun. Ein grundlegendes Werk über den italienischen Ausbau der platonischen Liebesphilosophie, welche fast ausschließlich in Frage kommt, gibt es meines Wissens nicht; und die wertvollen Auseinandersetzungen darüber in von Steins Geschichte des Platonismus, in Gasparys Geschichte der italienischen Literatur und in Simpsons Philosophie der Shakspereschen Sonette genügen nicht, um festzustellen, aus welchen Schriften Shakspere seine Kenntnis Platos geschöpft haben konnte. Gewiß ist die Tatsache, daß Shakspere sich im Besitz dieses höchsten Geistesgehalts der Renaissance befand. Und es wäre viel wissenschaftlicher gewesen, nachzuweisen, wie er in diesen Besitz gelangt war, als immerfort die, freilich recht bequeme, törichte Ansicht Farmers von der Unbildung Shakspeares aufzuwärmen, welche nur dazu gut gewesen ist, dem Baconismus, einem wahren Labyrinth von Unwissenheit und Denkunfähigkeit, den einzigen Scheingrund für seine Existenz zu verabreichen. Es ist in der Tat merkwürdig, wie wenig in der wissenschaftlichen Shakspere-Literatur der Platonismus Shaksperes erwähnt wird. Der sonst so sorgfältige Anders macht in „Shaksperes Büchern“ nur ein paar oberflächliche Bemerkungen darüber, u. a. daß ich vor Jahren den Platonismus der Sonette nachgewiesen hätte*), scheint aber selbst nicht recht daran zu glauben. Jusserand in „Eine literarische Geschichte des englischen Volkes“ (II, 237) erkennt den Platonismus der Sonette an; aber er nennt ihn „unbewußt und unwillkürlich“; es sei „nicht der Platonismus der Erläuterer Platos, sondern der wirkliche, der, obgleich er sich in die Wolken erhob, seine Wurzeln unter der schlammigen Erde hatte“. Danach ist ihm der „wirkliche“ Platonismus, d. h. der persönliche Freundschaftskultus Platos, der nichts mit Erdenschmutz zu tun hat, nicht klar geworden; und wenn er in dem Platonismus Shaksperes auch nur eine perverse Geschlechtlichkeit sieht, so konnte einen solchen Schmutz nur der aus den Freundschafts-Sonetten herauslesen, der

*) Es ist geschehen in meiner oben genannten ersten Shakspere Studie in Herrigs Archiv, besonders in dem Exkurs „Shakspere und Plato“ (Bd. 61, 193) und an verschiedenen andern Stellen (z. B. Bd. 61, 421; 62, 16).

ihn vorher durch eine perverse Auffassung hineingelegt hatte: das Perverse ist also ganz auf seiten Jusserands. Wohin die Verranntheit einer vorgefaßten Meinung führen kann, das sei hier festgenagelt; ehe man zugibt, daß Shakspere durch Lektüre sich mit dem geistigen Gehalt seiner Zeit erfüllt habe, dichtet man ihm lieber eine ekelhafte Neigung an. Jusserand meint natürlich die tief gehaltvollen Freundschafts-Sonette, in denen nebenbei nach dem platonischen Brauch der Zeit auch die Schönheit des jungen Freundes gepriesen wird. Wenn er die Sonette aber kennt, muß er auch wissen, daß der Dichter in den 17 ersten Sonetten den Jüngling bestürmt zu heiraten: das sollte ein Homosexueller tun? In diesen herrlichen Gedichten ist also nichts von der verirrten Brunst zu finden, die Jusserand in Abwesenheit jeder gesunden Ueberlegung ihnen andichtet; sondern im Gegenteil das, was Plato gegenüber der Kinder erzeugenden Geschlechtsliebe als die Aufgabe der höchsten Liebe, der Freundschaft, hinstellt: sie soll in dem Freunde Weisheit und jede Art von Tugend erzeugen. Das aber tut Shakspere, indem er den jungen Freund, der wahrscheinlich einer von den vielen adligen Durchgängern des Elisabethanischen Hofes war, auf das solide Fundament des Lebens in der Ehe und der eignen Familie hinweist. Das also ist die immerfort betonte Wissenschaftlichkeit dieser Ueberkritiker! Daß ein so geistesgewaltiger Mensch mit seinem von der Natur beschwingten Schritt die höchste Höhe der Kultur seiner Zeit erstiegen hat, ist die nächstliegende Annahme; daß er dagegen den Trieb seiner ungeheuren Kraft nach Betätigung niedergerungen und seine allseitigen Gaben hätte verkümmern lassen, das gerade ist das Unglaubliche. Und was bedeutet denn gegenüber der Summe der vor unseren Augen von ihm entfalteten geistigen Errungenschaften das Studium einiger platonischen Schriften oder die Erlernung des Italienischen und des Französischen bis zu der Sicherheit, welche zum Verständnis der italienischen und französischen Literatur erforderlich ist? — Eine mehrmonatliche Arbeit. Und die hätte er ablehnen und sein Leben lang unwissend bleiben sollen? Das anzunehmen, ist sinnlos.

Die letzte Szene von 1 Heinrich VI. wird fortgesetzt in der ersten Szene von 2 Heinrich VI.: dort wird Suffolk nach Frankreich geschickt, um Margareta nach England zu holen; hier erscheint er mit ihr am Hofe Heinrichs. Also der Abschluß von 1 Heinrich VI. muß dem Beginn von 2 Heinrich VI. zeitlich ganz nahe liegen. Nach dem für Parallelismen natürlichen Gesetz müssen sich daher in

den beiden letzten Teilen von Heinrich VI. bedeutsame Wiederholungen aus den hier namhaft gemachten Szenen von 1 Heinrich VI. finden, aber auch in den anderen um diese Zeit geschaffenen Dichtungen. Das zeigt die betreffende Tabelle in meiner „Chronologie" zur Evidenz; hier seien von den mehr als hundert Wiederholungen nur ein paar Beispiele angeführt:

Ich trag' Euch ein in der Erinnerung Buch
II 4, 101 und 2 H. VI. I 1, 100.

Nach der Physiologie jener Zeit, soll der Haß und der Seelenschmerz das Blut aufzehren: „Dem blutverzehrenden Haß" (II 4, 108) entsprechen „die blutverzehrenden Seufzer" (2 H. VI. III 2, 61). — Die Sage vom Daedalus und Icarus wird auch berührt in 3 Heinrich VI. V 6, 21. Zum Teil sehr auffallende Wiederholungen finden sich aus den kurz vorausgehenden oder gleichzeitigen Dichtungen in den genannten Teilen von 1 Heinrich VI. Die Worte (V 3, 77):

Ja, sie ist schön: drum muß man um sie werben;
Sie ist ein Weib: drum kann man sie gewinnen —

finden sich fast gleichlautend im Titus (II 1, 82):

Sie ist ein Weib: drum kann man um sie werben;
Sie ist ein Weib: drum kann man sie gewinnen.

Diese Art der weiblichen Charakteristik wird dann noch in sehr ähnlichen Worten in Richard III., in der Szene mit Anna (I 2, 228), und in einem Eifersuchtssonett (41, 5) gegeben. „Mein Blümchen" nennt Aaron seinen Sohn (Tit. IV 2, 72) und Talbot den seinigen (IV 7, 16). Daß man „trotz des Todes der Sterblichkeit entgehen", daß „der Tod sterben" kann, stand schon in zwei sehr frühen Sonetten*) 18, 11 und 146, 14; der letztere Ausspruch kehrt wieder in Richard II. (III 2, 185). „Meine Liebe liegt in seinem Grabe" lesen wir auch in den Veronesern (IV 2, 114) und wird später wiederholt in 2 Heinrich IV. (V 2, 124). Das schwerfällige Alter wird mit Blei verglichen im Romeo (II 5, 17), dessen Anfänge wegen einer langen, direkt aus Petrarca entnommenen Stelle sehr früh zu setzen sind und hier (IV 6, 12). Daß die Liebe einen ergreift wie eine ansteckende Krankheit, ja wie die Pest, lesen wir hier (V 3, 183) und danach dreimal in Verlorner Liebesmühe (II 1, 230; III 1, 203; V 2, 420), in zwei Eifersuchts-Sonetten (137,

*) Wahrscheinlich aus dem Jahre 1588.

14; 141, 13), im jugendlichen Teil von Troilus (V 2, 35), in Richard III. (I 2, 150) und in Was ihr wollt (I 5, 314).

Nun steht es nach dem im Beginn zitierten Ausspruch von Nashe fest, daß die Talbot-Szenen im Jahre 1592 einen tiefen Eindruck auf das Publikum machten. Natürlich konnte der erste Teil nicht als Fragment, ohne den unauflöslich mit ihm verknüpften zweiten aufgeführt werden; eher hätte der dritte von jenen abgelöst werden können. Daß aber auch dieser mit ihnen gleichzeitig auf der Bühne erschien, dafür haben wir ein Zeugnis in dem im September 1592 verfaßten Sündenbekenntnis Greenes, „Für einen Groschen Verstand erkauft mit einer Million von Gewissensbissen“. In der bekannten Stelle, in der er das Gift seines Neides auf einen jungen, erfolgreichen, „Shake-scene“ genannten Dichter verspritzt, „eine streberische Krähe, die sich mit fremden Federn“ freilich weniger „schmückt“ als verunziert, bezeichnet er diesen als „ein Tigerherz, in eine Schauspielerhaut gehüllt“, und das ist die Travestie eines auffallenden Verses in 3 Heinrich VI. (I 4, 137); der auf Margareta geht:

O Tigerherz, gehüllt in Weibes Haut!

Wenn nun im März 1592 die drei Teile von Heinrich VI. nach Henslowes Tagebuch „neu“ waren, so werden wir für die Abfassung des 2. und 3. Teiles unter allen Umständen das Jahr 1591 reservieren müssen, und die hier besprochenen spätesten Szenen von 1 Heinrich VI. dürften dem Jahre 1590 angehören. Damit stimmen auch die Hinweise der hier gegebenen Parallelstellen.

2. Der Anfängerstil.

Neben diesen Teilen, in denen der Jugendstil mit seinen drei Ingredienzien, Lyly, Petrarca und Plato, unverkennbar hervortritt, gibt es nun eine größere Reihe von Szenen, in denen das — abgesehen von einigen Lyly-Anklängen — nicht der Fall ist; in denen sich aber eine dichterische und dramatische Kraft entfaltet, die trotz ihrer Unsicherheit und Naivität weit über das hinausgeht, was der Kunsthandwerker und rohe Mensch geschaffen, dessen Schmarren Shakspere in Heinrich VI. bearbeitet hat.

In diesen Teilen, zu denen der ganze zweite Akt gehört, erkennen wir den Anfängerstil Shaksperes. Die erste Szene dieses Aktes dient zur Darstellung der Jämmerlichkeit der Franzosen,

vor deren Scheinwesen und seelischer Untiefe Shakspere als echter Germane immer dieselbe Abneigung gehabt hat wie Heinrich von Kleist. Talbot ersteigt nächtlicherweile mit den Seinen die Mauern von Orleans. Gleich darauf springen die aus dem Schlaf gestörten Franzosen im Hemd über die Mauer (d. h. von den Bühnenlogen auf die Bühne) — für ein jugendliches Publikum ein hübscher jugendlicher Effekt. Auch die Anführer kommen (wohl durch ein Stadttor, d. h. die eine Tür des Bühnenhauses) auf die Bühne; einer schiebt auf den andern die Schuld der mangelhaften Wachsamkeit, und jeder sucht sich auf seine eigene Art plausibel zu entschuldigen. Die geistige Gewandtheit, die hierzu gehört, geht dem X — so wollen wir den Macher des Ur-Heinrich bezeichnen — vollkommen ab. Selbst der Jungfrau Johanna Darc, die mit ihrer himmlischen Kraft diese Ueberrumpelung hätte abwenden sollen, wird vom Dauphin der Kopf zurechtgesetzt. Sie hilft sich aus der Verlegenheit, indem sie neue Siege verspricht. Da erscheint ein englischer Soldat und stößt den Schlachtruf „Talbot!" aus; dieser bloße Name jagt die tapferen Feldherren in die Flucht; um besser rennen zu können, werfen sie die Kleider weg, die sie bei dem Sprung aus dem Bett zufällig erfaßt und noch nicht angezogen haben. Der Engländer aber höhnt hinter ihnen her: der Name Talbot sei so gut wie ein Schwert, er habe ihm schon viel Beute eingebracht. Die ganze Szene ist jugendlich, um nicht zu sagen kindlich, angeschaut und dargestellt, aber in ihrer Knappheit durch und durch dramatisch; sie hat sicher Effekt gehabt. Dazu kommt ein spezifisch Shaksperescher Zug. Im Beginn sehen wir einen einsamen französischen Posten; er klagt, daß so ein armer Kerl wie er im Dunkel, bei Regen und Wind wachen müsse, während andere „in ihren ruhigen Betten" schlafen. Für das ewig vibrierende Gefühlsinstrument Shaksperes gibt es keine Sinneseindrücke, wie hier das vorgestellte Bild eines Nachtpostens, die nicht Gefühle auslösten, und die besondere Kraft unseres Dichters, den Gefühlsgehalt einer äußeren oder inneren Situation in sich durchzukosten und darstellend auszuschöpfen, wird hier zur Unzeit angewandt. Für die Handlung sind die Empfindungen der Schildwache ganz gleichgültig, und es würde so leicht kein Dichter darauf verfallen sein, durch die im Kriege so gewöhnliche Erscheinung eines Nachtpostens eine Gefühlswirkung erzielen zu wollen. Das ist kindlich, aber Shaksperesch.

Die zweite Szene enthält würdige Worte über den im ersten Akte gefallenen Salisbury, dessen Tod durch die Eroberung Orleans'

— bei dem Chronisten Holinshed spielte die erste Szene vor Le Mans — gerächt erscheint, und über die dem toten Helden zugedachten Ehrungen. Dann erscheint ein Bote von der Gräfin von Auvergne, um Talbot zu ihr einzuladen, was zu scherzhaften Bemerkungen der englischen Feldherren Anlaß gibt. Der schlaue Talbot merkt, daß die Gräfin ein verliebtes Stelldichein wahrscheinlich nicht im Sinne hat, und nimmt die Einladung mit munteren Worten an. Und nun kommt jene hübsche dritte Szene, die man bei aller Kindlichkeit ohne Freude nicht lesen kann. Der Besuch Talbots kommt in keiner Quelle vor, weder in Halls noch in Holinsheds Chronik, muß also auf legendenhafter Ueberlieferung beruhen. Daß den derben X ihre feine Pointe angezogen hätte, kann ich nicht glauben.

Wir erfahren im Beginn, daß die Gräfin den gefürchteten Feldherrn in ihr Schloß lockt, um ihn gefangen zu nehmen. Als er erscheint, macht sie spöttische Bemerkungen über den „Zwerg", welcher der furchtbare Talbot sein soll, mit dessen Namen die Mütter ihre schreienden Kinder still machen. Währenddessen steht Talbot unbeachtet da und will wieder gehen, da er wohl zu unpassender Zeit gekommen sei. — „O nein",

Wenn du der alte Talbot bist, bist du gefangen . . .
Dein Schatten*) war schon längst in meinen Banden,
Denn in der Galerie dein Bildnis hängt;
Nun soll dein Körper auch das Gleiche dulden.

Da lacht Talbot laut auf über die Täuschung der Gräfin, welche in der Kleinigkeit vor ihr seinen Körper zu haben glaube; der sei so gewaltig groß, daß ihr Dach ihn nicht zu fassen vermöge. Er stößt in ein Hifthorn, da rasseln draußen die Trommeln, Kanonen donnern, und Soldaten dringen ein:

Das ist mein Körper: Arme, Sehnen, Kraft.

Und nun die ängstliche Gräfin, schnell gewandelt:

Siegreicher Talbot, verzeih mir mein Vergehen . . .

Aber so ein alter Soldat verlernt die Galanterie gegen Damen nie; er faßt die Heimtücke der Gräfin als guten Scherz auf und verlangt keine weitere Genugtuung

*) Das Porträt bezeichnet Shakspere nach Lyly als „Schatten" dreimal in den Veronesern, zweimal in den frühesten Sonetten und noch sonst dreimal. Die Antithese von shadow und substance, die er auch Lyly entlehnte, kehrt sechsmal wieder, u. a. in den Veronesern, Titus und 2 Heinrich VI. Die ganze Stelle ist sehr ähnlich einer in Lylys Campaspe (V 4, 91).

Als daß, wenn Ihr's erlaubt, wir kosten dürfen
Von Eurem Wein und sehn, wie man hier kocht;
Denn immer Raum ist im Soldatenmagen.

Diesen köstlichen Schluß hätte Shakspere in späteren Jahren wahrscheinlich anders gestaltet. Wie dieser, macht die ganze Szene den Eindruck der Naivität mit ihren geraden, unverblümten Reden und mit dem plötzlichen Sinneswechsel der Gräfin, den auch nicht der geringste Versuch eines Ueberganges, z. B. durch ein Beiseite, vermittelt. Verfolgen wir aber den Verlauf der Szene, so ist er psychologisch tadellos; während der erste Akt des X statt des dramatischen Dialogs vielfach nur Gerede gibt, das so und anders sein könnte, ist hier jede Gegenrede mit der sie veranlassenden Rede logisch fest verankert; jene wird von dieser gefordert und hätte ohne sie nicht gesprochen werden können. Der Dialog dieser Szene enthält, wie der von II 1, nichts Zufälliges und ist in seiner Zweckmäßigkeit echt dramatisch; echt dramatisch ist auch die kraftvolle Empfindung, mit der die Pointen des Dialogs, die unbesonnene Geringschätzung der Gräfin auf den trügerischen äußeren Eindruck hin und der lächelnde Triumph Talbots über sie, herausgetrieben werden. Der Stil ist ziemlich kahl, der Bilderzufluß bei weitem nicht so üppig wie in den früher behandelten Szenen, besonders den drei Talbot-Szenen des vierten Akts. Aber der Aufbau der Szene zeigt in dem Anfänger den geborenen Dramatiker.

Das zeigt nun freilich die fünfte Szene, die nach der Simplizität des Stiles ebenfalls hierher gehört, nicht. Sie hat aber auch nur den Zweck, vermittelst der langen Rede Mortimers den Zuschauer historisch darüber aufzuklären, worauf das Thronfolgerecht seines Neffen Richard Plantagenet, des späteren Herzogs von York, sich gründet. Selbstverständlich sollten auch solche aufklärenden Szenen durch die Kraft des Dialogs dramatisch belebt und mit der Handlung fest verkettet sein, wie I 3 in Heinrich IV. und I 1 in Heinrich VIII. Leider aber finden sich solche aufklärenden Szenen wie diese, die ganz außerhalb der Handlung stehen, also undramatisch sind, noch öfters, nicht bloß in dieser Trilogie, sondern noch in der ersten und dem ersten Teil der zweiten Szene von Heinrich V. Dramatisch ist nur im Beginn der Szene die Erregung unseres Mitgefühls mit dem lebenslangen unverschuldeten Leiden des alten Mortimer, wo denn auch das Bildwerk etwas häufiger ist als in dem Rest der Szene, deren Sprache sonst zwar getragen und edel, aber schmucklos ist. Sie erinnert unmittel-

bar an die einleitende Szene der Irrungen, auch ein Stück simpler, aber anständiger Anfängerarbeit. Mortimer kündigt bei seinem Auftreten seine baldige Auflösung an; er befürchtet, daß der Tod seinen historischen Bericht abschneiden möchte, und stirbt nach dessen Beendigung und einigen Abschiedsworten an den Neffen, sozusagen vorschriftsmäßig.

Hierher gehört auch die Wiedergewinnung des auf der Seite der Engländer kämpfenden Herzogs von Burgund (III 3, 44—91). Der Beginn der Bekehrung ist sichtbarlich von X; das erkennen wir schon äußerlich daran, daß dieser in „der Pucelle" der Quelle einen Vornamen sieht und daß er den Herzog von Burgund „Burgonie" nennt (Sh. sagt „Burgundy"):

> Dauphin: Sprich, Pucelle, und bezaubre ihn mit Worten (!),
> Die Jungfrau: Tapfrer Burgund, unzweifelhafte (!) Hoffnung Frankreichs,
> Steh! (Er marschiert nämlich gerade an den Franzosen vorbei.)
> Deine niedre Magd laß mit dir sprechen.
> Burgund: Sprich, doch ermüde mich nicht gar zu sehr.

Die von X komponierte Bekehrungsrede wird nun derartig gewesen sein, daß der Bearbeiter hier eingreifen mußte, und was der Dichter an die Stelle setzt, ist in der Tat eindrucksvoll und rührend; das folgende ist echter jugendlicher Shakspere:

> Wie auf ihr lieblich Kind die Mutter blickt,
> Wenn Tod die Augen, im Flehen sterbend, schließt,
> So sieh du Frankreichs schmachtend Siechtum an.

Aber sehr jugendlich ist es, wenn er Burgund nach eine Rede von 14 Versen sagen läßt:

> Ich bin besiegt; die großen Worte haben
> Zerschmettert mich wie brüllendes Geschütz.

Der jugendliche Shakspere hatte die richtige Empfindung, daß die Reue über Vaterlandsverrat nicht tief genug sein kann; er hatte aber noch nicht die Kraft, diesen Seelenvorgang überzeugend darzustellen.

Die ersten vier Szenen des vierten Aktes sowie der erste Teil der vierten Szene des fünften Aktes (1—93), wo die Jungfrau als Betrügerin und Lügnerin in höchst naiver Weise entlarvt wird, indem sie immer ein Geständnis durch das folgende umstößt, gehören hierher. Es würde zu weit führen, das im einzelnen nachzuweisen; ein paar Zitate genügen, um Shaksperes Kunst zu erkennen. So

ruft der Kommandant von Bordeaux dem Belagerer Talbot zu (IV 2, 31):

> Dort stehst du noch, ein atmender, gewalt'ger Mann . . .
> [Doch] eh' das Glas, das jetzt beginnt zu rinnen,
> Den Ablauf seiner sand'gen Stunde schließt,
> Wird dieses Auge, das frisch gefärbt dich sieht,
> Dich welk erblicken, blutig, bleich und tot.

Diese anschauliche Darstellung von Talbots Glückswechsel in zwei Kontrastbildern — man denke an Hamlets Beschreibung der beiden Bilder im Gemach der Königin Gertrud —, die wir leiblich vor unsern Augen sehen, kann nur von Shakspere sein. Wie sollte der kleine X, den wir demnächst kennen lernen werden, auf solche großartigen dramatischen Mittel verfallen! Wie sollte es dem möglich sein, eine ganze Tragödie in einen Vers zu pressen, wie der, in dem York auf die Nachricht von der Ankunft des jungen Talbot den alten bejammert:

> (IV 3, 40) Die Freude, ach! wenn Talbot seinen Knaben
> Willkommen heißt, nur um ihn zu begraben!

In diesen Teilen haben wir eine einfachere Poesie vor uns als in den zuerst betrachteten. Die Ausdrucksmittel sind anspruchslos und wenig vielseitig, der poetische Schmuck der Rede ist spärlich — also eine Erscheinung, die der dichterischen Ueppigkeit des gesamten späteren Schaffens Shaksperes entgegensteht; die Sprache ist klar und würdig, niemals trivial, und von dem dummen Schwulst des X ist nichts darin. Es ist eine ganz anständige Poesie, die nirgendwo durch Unkraft oder mangelnden künstlerischen Takt Anstoß erregt; aber es ist, als ob ein Druck auf dieser Kraft liegt, unter dem sie sich nicht hervorwagt, der Druck der Vorsicht, der Aengstlichkeit, des geringen Selbstvertrauens. Diesem knospenhaft gebundenen Anfängerschaffen steht in den zuerst betrachteten Teilen eine freigewordene Kraft gegenüber, entfesselt vielleicht durch aufregende äußere oder tiefgehende seelische Erlebnisse. Der Schöpfer der großen Talbot-Szenen weiß, daß er ein Dichter ist, und zwar nicht erst einer; er kennt seine Gaben und will sie gebrauchen. Und wenn der jugendliche Shakspere in der formalen Nachahmung derzeit anerkannter Muster auch auf Bahnen sich einläßt, die er später als dichterische Holzwege erkennen wird; wenn er der Wirklichkeit auch mehr als einmal ins Gesicht schlägt und die dramatische Wirkung schädigt durch ein Zuviel der Mittel in Ansehung des

dramatischen Zweckes, nie durch ein Zuwenig: an der Fülle seiner Gaben kann nie ein Zweifel aufkommen. Der Schöpfer der ebenso reizenden wie unter allen Gesichtspunkten unmöglichen Suffolk-Margareta-Szene kann nur, wie der der Liebesszene zwischen Ottokar und Agnes in den „Schroffensteinern", ein bedeutender Dichter sein. Meine Ueberzeugung ist also, daß jene Anfängerszenen wesentlich früher geschaffen sein müssen.

Aber diese Ueberzeugung beruht auf Stilempfindung. Wo ist der Beweis? — In dem nachweisbaren Gehalt der Poesie: in all diesen zuletzt genannten Szenen ist nicht eine Stelle, die einen platonischen Gedanken enthält. Lyly ist dem Verfasser dieser Szenen nicht mehr ganz unbekannt, aber von Petrarca und Plato ist in ihnen nichts zu finden. Die Bekanntschaft mit beiden fällt also zwischen diese Anfänger- und die dichterisch blühenden Talbot- und Suffolk-Szenen. Aber noch mehr: auch die aus massenhaften Indizien zu folgernde italienische Reise, auf die hier nicht eingegangen werden kann, muß in dieser Zwischenzeit stattgefunden haben und die Liebe zu der brünetten Dame der Sonette entflammt worden sein. Abgesehen davon, daß die späteren Szenen im Gegensatz zu den früheren eine stattliche Zahl von Wiederholungen in den Sonetten haben, gibt es dafür einen schlagenden Beweis in der Tempelgarten-Szene, in der Teile des 99. Liebessonetts so unpassend wiederholt werden. Daß das Sonett vor dieser Szene verfaßt wurde, ist wohl selbstverständlich. Damit ist uns die Hauptanregung, welche die verschlossene Knospe der dichterischen Begabung zur Blüte öffnete, gegeben: die Liebe.

Ein weiterer Grund für eine frühere Abfassungszeit ist, daß die Wiederholungen aus diesen Anfängerszenen sehr viel weniger zahlreich sind als die aus den späteren (in diesen kommen ca. 100 Parallelismen auf ca. 600 Zeilen, dort die gleiche Zahl auf ca. 900), auch sehr viel weniger bedeutsam: in der überwiegenden Mehrzahl handelt es sich um Wiederholungen von eigenartigen Ausdrücken und Metaphern. In dieser Anfängerpoesie findet eben der Dichter nicht viel, das er später, bei seinen viel höheren Ansprüchen an sich selbst, noch der Wiederholung für wert hält.

Ein dritter Beweis liegt in der größeren Freiheit des Versbaus der Talbot- und Suffolkszenen. Ein hervorragendes Kriterium für die Chronologie der Dramen Shaksperes ist die Tatsache, daß sein Blankvers (ungereimter fünffüßiger Jambus) von schematischer Regelmäßigkeit allmählich auf der höchsten Höhe seines

Schaffens — im Lear, Macbeth, Antonius, Coriolan — zu einer Freiheit emporsteigt, die mir vor Jahren auf den ersten Blick als willkürliche Regellosigkeit erschien, bei näherer Betrachtung aber sich als eine die Schranken des Versschemas verschmähende, großartige Rhythmik enthüllte, wie sie seit Shakspere nie wieder über die germanische Bühne geschritten ist; eine Rhythmik, welche die feinsten Schwingungen dieser überzarten Dichterseele wiedergibt und, wenn sie auch ewig als Muster gelten muß, doch nur erreicht werden konnte von dem musikalischen Genie und der grenzenlosen Sprachgewalt dieses größten aller Dichter. Es gehört nicht viel mehr rhythmisches Gefühl dazu, um den ungeheuren Abstand eines Macbeth-Monologes etwa von dem Monologe Mortimers (II 5) zu empfinden, als nötig ist, um brandende Meereswogen vom sanften Rauschen eines Baches zu unterscheiden. Aber die Empfindung ist kein wissenschaftlicher Wert, und wir brauchen sie hier nicht. Denn dieser Fortschritt der Rhythmik beruht auf greifbaren metrischen Einzelerscheinungen, deren Zahl im Laufe einer mehr als zwanzigjährigen Entwicklung je nachdem steigt oder abnimmt: die ganz regulären Jambenverse z. B., am zahlreichsten in den Jugenddramen, werden immer weniger, und die irregulären immer häufiger.

Wie aber soll es möglich sein, aus der Vermehrung oder Verminderung gewisser metrischer Erscheinungen auf das Alter einer Dichtung zu schließen, da diese Vermehrung und Verminderung doch nicht auf einer vorgefaßten Absicht beruht, sondern unbewußt und unwillkürlich eintritt? — Machen wir uns den Verlauf dieser Entwicklung an dem Beispiel der gebrochenen Verse klar. Als Shakspere Dramen zu dichten begann, legte er ein Hauptgewicht auf glatten Fluß der Verse. Darum widerstand es ihm, den Vers zu zerbrechen und jedem von zwei Redenden ein Stück davon zu geben. Er schloß prinzipiell die einzelnen Reden mit ganzen Versen. Nun aber war es — z. B. bei Ausrufen oder lebhaften Hin- und Widerreden — nicht möglich, immer jedem Redenden einen ganzen Vers zu geben. Und so mußte er schon in den beiden jugendlichsten Dichtungen, dem frühesten Teil von 1 Heinrich VI. und der Komödie der Irrungen, von tausend Reden ca. 30 — es stimmt ziemlich genau — mit gebrochenen Versen schließen. Je mehr der eminent lyrische Charakter seiner frühesten Dramen einem männlicheren Tone und einer vertieften Charakteristik wich, desto weniger gelang es ihm, dieses immer noch als richtig anerkannte Prinzip durchzuführen: in 1 Heinrich IV. (ca. 1595) sind die gebrochenen Verse schon auf

131 gestiegen. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte er eingesehen, daß glatte Rhythmik ganz unfähig ist, das dramatisch kraftvolle Gefühl zu malen und dem Zuschauer die für die Bühnenvorgänge notwendige Stimmung zu geben. Nun beginnt die bewußte Befreiung von dem Joch des Jambenschemas; die anfangs gewollten, dann unbewußt mechanisch geübten Unregelmäßigkeiten wachsen, und mit ihnen die Zahl der gebrochenen Verse. Er erkennt, daß diese zur realistischen Belebung des Dialoges unbedingt nötig sind und schließt im letzten Drama, dem Wintermärchen, prinzipiell die Reden (d. h. zwei Drittel) mit halben oder Viertelversen. Die Grundlage für diese Entwicklung ist die veränderte Neigung des Dichters: die Abneigung vor metrischer Unregelmäßigkeit wandelt sich in eine Vorliebe dafür. Die Betätigung dieser Neigung ist nicht immer, aber fast immer unwillkürlich. Wie aber die Statistik mit ihren Zahlen auch in unwillkürlichen Handlungen und zufälligen Verhältnissen das Gesetz nachweist, so zeigt diese metrische Statistik die jeweilige Phase der metrischen Entwicklung auf.

Die Unregelmäßigkeiten steigen also auch vom dem frühesten bis zum später gedichteten Teil von 1 Heinrich VI: die unvollständigen (1—9silbigen) Verse von 6 auf 19 (im Lear 85) auf 1000 Blankverse; die weiblich schließenden von 86 auf 107 (im Sturm 341); die Trochäen nach der Zäsur von 17 auf 21 (im Lear 100); die Anapäste von 37 auf 48; die Doppeljamben (⏑ ⏑ — —́) von 52 auf 67 (im Sturm 170); die gebrochenen Verse von 28 auf 48 (im Wintermärchen 679). Die Metrik der späteren Teile zeigt einen solchen Abstand von der der früheren Teile, daß wir einen Zwischenraum von mehreren Jahren annehmen müssen. Wenn wir die Szenen mit dem Jugendstil dem Jahre 1590 zuweisen, so dürfte dieser erste dramatische Versuch mit seinem Anfängerstil um die Jahreswende von 1587/8 unternommen worden sein. Jedenfalls haben wir darin allerfrüheste Arbeit Shakesperes vor uns.

3. Die fremde Hand.

Den einfachen, aber niemals unfähigen, den würdigen, niemals trivialen Charakter dieser Anfänger-Poesie müssen wir fest im Auge behalten, indem wir uns nun den unechten Teilen zuwenden, welche die kleinere Hälfte des Dramas, ca. 1160 Zeilen, einnehmen. Dann ist es undenkbar, daß uns der weite Unterschied zwischen dem Anfänger Shakspere, der ein wirklicher Dichter ist, und einem Poetaster nicht in die Augen fallen sollte.

Den Stil des X können wir aus dem ersten Akt, der, mit Ausnahme von ein paar längeren Stellen in der ersten und dritten Szene, ganz von ihm ist, deutlich erkennen. Er ist nicht so nüchtern und öde wie der des X von Titus, der mit anständig klingenden, aber nichtssagenden großen Worten arbeitet; er ist frischer und lebendiger, aber auch viel roher. Der X des Titus hat eigentlich nur die Gabe, die er mit Tausenden von Nichtdichtern teilt, jambische Quinare aufs Papier zu sprudeln; er hat sehr geringe dichterische Kraft, der X von 1 Heinrich VI. etwas mehr. Er strebt offenkundig nach Marloweschem Schwulst, den man also zu Unrecht Shakspere aufs Konto setzt; aber wenn Marlowes Schwulst vielfach wenigstens auf dichterisch großartigen Vorstellungen beruht, erreicht X doch meist nur die lächerliche und dichterisch wirkungslose Uebertreibung. So gleich am Anfange (I 1, 2):

> Kometen, Zeit- und Staatenwechsel kündend,
> Schwingt ihr am Himmel die kristallnen Zöpfe
> Und geißelt die empörten bösen Sterne,
> Die zugestimmt dem Tode König Heinrichs.

Also die Sterne, die das Schicksal der Menschen bestimmen, sollen von den Kometen mit ihren Schwänzen, trotzdem diese von Kristall sind, durchgeprügelt werden. Oder (I 1, 48):

> Nachwelt erwarte schlimme Zeit, wo Kinder
> An ihrer Mutter feuchten Augen saugen,
> England zur Amme [nicht mit Milch, sondern] mit Salztränen wird.

Die Mütter legen die Kinder nicht an die Brust, sondern an die Augen und nähren sie mit Tränen; und wenn sie dann wider alles Erwarten soweit gediehen sind, daß sie nach anderer Nahrung verlangen, so bietet ihnen der Boden Englands, wahrscheinlich infolge seiner Düngung mit Muttertränen, keine anderen Früchte als Salzlake. Diesem Pathos, mit dem es dem Verfasser gewiß bittrer Ernst ist, fehlt der Regulator des gesunden Menschenverstandes; und im Ernst zu behaupten, daß solch Zeug von Shakspere herkommen könne, hieße ihm gesunden Menschenverstand und Geschmack absprechen.

Ganz Marlowesch sind auch die folgenden Wendungen:

> (I 2, 39) eh'r werden sie (die Belagerer) mit den Zähnen
> Die Mauern niederreißen, als die Stadt aufgeben.

Der gefangene Talbot weiß sich bei den Franzosen in solchen Respekt zu setzen:

(I 4, 50) Daß sie geglaubt, ich bräche Stangen von Stahl
Und sprengte mit dem Fuß diamantne Pfosten.
(I 4, 108) Eure Herzen stampf' ich aus mit Pferdeshufen,
Mach einen Sumpf mit eurem Hirngemisch.

Um die Jungfrau Johanna Darc nach ihrem Siege würdig zu ehren, sollen nach dem Willen des Dauphins

(I 6, 19) alle Mönch' und Priester meines Reichs
In Prozession sie endlos (!) preisen . . .
Ich bau' ihr eine stolzre Pyramide,
Als die der Rhodope oder Memphis (!) war;

und ihre Asche soll bei hohen Festen herumgetragen werden,

in einer köstlicheren Urne
Als das Kleinodienkästchen des Darius.

Diese nichtssagende Protzerei mit Pracht, sowie der Gebrauch klassischer Anspielungen ohne jede tiefere Bedeutung, bloß weil sie klassisch sind, ist beides echt nach Marlowe.

Dieser Geistesverfassung entsprechend, fehlen denn auch nicht Ungereimtheiten der Handlungen und Reden. So macht der namenlose erste Bote (I 1) aus Frankreich den höchsten englischen Würdenträgern den Standpunkt klar wegen ihrer Schlaffheit. So antwortet (I 1) Bedford, als Gloster ihm den ganz unbegründeten Vorwurf der Mutlosigkeit macht:

(I 1, 100) Gloster, was zweifelst du an meinem Eifer?
Ich hab' ein Heer gemustert in Gedanken,
Das schon das ganze Frankreich überschwemmt.

Auf solche Art kann man allerdings leicht und kostenlos Krieg führen, aber schwerlich erfolgreich. — Auch tatsächlichen Unsinn ist X imstande auszusprechen:

(I 2, 27) Die andern Lords, wie fraßbegehrende Löwen,
Stürzen auf uns als ihre hungrige Beute.

Künstliche Erklärungen im Sinne von their hunger's prey können nichts helfen; their hungry prey steht eben da, daran ist nichts zu ändern.

X führt eine kräftige Sprache, ist aber weder logisch noch poetisch wählerisch in seinen Ausdrücken, die vielfach roh sind. Besonders zeigt sich das in den Reden der vornehmsten Adligen. Der Herzog Gloster, des Reichs Protektor, und der Bischof von Win-

chester — die andern mit — verletzen sich sinnlos und schimpfen sich herunter wie die Gassenjungen, ohne Rücksicht auf ihre eigene und des Gegners Würde. Es ist in der Tat ein starkes Stück, Shakspere zuzutrauen, daß er Gloster, der später eine tief tragische Rolle zu spielen hat (man denke an den Abschied von seiner verbannten Frau, an seine Absetzung und Verhaftung), sich anfänglich wie einen ungezogenen Bengel benehmen ließe. Als auf Veranlassung des Bischofs von Winchester dem Reichsverweser Gloster der Eintritt in den Tower verwehrt wird, schreit dieser vor den beidenseitigen Dienern:

(I 3, 30) Glatzköpfiger Pfaff, verwehrst du mir den Eintritt?
Zurück, du offenkundiger Staatsverschwörer,
Der unsern toten Herrn zu morden sann;
Der Huren Indulgenzen gibt zur Sünde . . . .
Hüte, Pfaff, den Bart,
Ich will ihn zausen und dich tüchtig knuffen,
Mit Füßen tret' ich dir den Kardinalshut;
Zum Trotz dem Papste und der Kirche Würden
Schleif' ich am Barte dich hier auf und ab.

Diese rohen Schimpfereien werden auch in Gegenwart des Königs (III 1) fortgesetzt, und die beiderseitigen Diener stürmen raufend in den Thronsaal:

Und eh' wir dulden, daß ein solcher Prinz (Gloster)
Von einem Tintenkleckser wird beschimpft,
Eh' wollen wir mit Weib und Kindern (!) fechten
Und uns von deinen Feinden morden lassen —

ruft ein Diener Glosters; und ein andrer:

Ja, und die Abfäll' unsrer Nägel ziehn
Nach unserm Tod noch gegen sie ins Feld.

Die Nägelabfälle als Soldaten erinnern an die Kometenschwänze als himmlisches Züchtigungsmittel. Wenn wir über das Geschwätz, das X uns als Dialog vorführt, hinlesen, so mag es als Ganzes nicht gar so schlimm erscheinen; wenn wir aber auf Stellen, wie die angeführten, stoßen, die einerseits sinnlose Roheit, andererseits reinen Blödsinn enthalten, so werden wir wohl nicht anders können, als diese Shakspere absprechen. Mit ihnen aber fällt der betreffende Auftritt. Man vergleiche doch mit dieser Szene, in der es keine Ständesonderung zu geben scheint und niedere Lakaien vor dem Königsthron ihren Unsinn schwatzen, mit III 4 und IV 1, die eben-

falls in Gegenwart des Königs spielen. Hier ist Heinrich nicht reine Null oder „ein Kind“, wie ihn dort Warwick taktlos in seiner Gegenwart nennt, sondern ein bescheidener, freundlicher, aber seiner Würde bewußter Jüngling. Der Ton dieser Szenen ist vornehm; erst nach der Entfernung des Königs entspinnt sich ein lebhafter Streit zwischen den Vasallen. Die Reden haben Sinn und Schlagkraft. Das ist Shakspere. Dann kommt der Brief Burgunds mit der Bündnisabsage, fein vorbereitet durch die unhöfliche Aufschrift „An den König“, welche Gloster kommentiert. Das ist Shakspere. X denkt an solche Feinheiten nicht, die aber doch die dramatische Wirkung bringen.

Nach dem Tode der beiden Talbots (IV, 7) verrät sich X gleich wieder durch die intelligente Frage, die er Sir Thomas Lucy an den Dauphin richten läßt:

Wer dieses Tages Preis davongetragen.

Man denke: das Kesseltreiben ist zu Ende, die Engländer sind von der französischen Uebermacht zum Teil zur Strecke gebracht, zum Teil gefangen oder durch die Lappen gegangen, und nun kommt einer von ihnen mit dieser Frage! Die Gedankenlosigkeit des X ist unglaublich. Dann fragt er, wo Talbot ist, was er als Engländer doch mindestens ebenso gut wissen müßte, wie der Feldherr der Franzosen, und dabei nennt er in neun Zeilen sämtliche Titel, die Talbot gehabt hat. Und als er hört, daß dieser hochbetitelte Mann erschlagen ist, bricht sein Jammer in die Worte aus:

Wären meine Augen doch Kanonenkugeln,
Daß ich sie wütend euch ins Antlitz schösse!

Das ist X.

In V 3 ruft die Jungfrau, deren Ansehen mit dem Ausbleiben der Erfolge tief gesunken ist, die höllischen Geister zu Hilfe, mit denen sie nach dem Glauben der Engländer im Bunde ist. Sie erscheinen und „gehen umher und sprechen nicht“. Nun sucht sie die Geister durch weitgehende Versprechungen zur Gnade zu stimmen. Sie will ihnen ein Blutopfer bringen und sich ein Glied abhauen. (Offenbar wieder X: wie will sie ohne Beine oder Arme kämpfen?) „Sie lassen den Kopf hängen.“ Sie will ihnen ihren jungfräulichen Körper hingeben. „Sie schütteln mit dem Kopf“, und nach einem letzten Appell „gehen sie fort“. Das Bühnenbild dieser stummen Teufel, die mit gleichmäßigen albernen Gebärden auf dem Podium

umherlaufen, kann nur aus der Phantasie des X stammen. — Man hat hier eine Nachahmung des Marloweschen Faustus (1588) erblicken wollen; dafür kann ich keinen Grund einsehen. Ein böser Geist und verschiedene Teufel kommen darin vor; eine ähnliche Szene nicht. Der Verkehr der Jungfrau mit bösen Geistern war dem Verfasser durch die englische Quelle gegeben; und ein Muster für ihre Verwendung auf der Bühne brauchte er nicht; denn der Teufel und seine Diener waren auf der englischen Moralitäten- und Mysterienbühne Stammgäste. Hätte Shakspere eine Teufelsszene komponieren wollen, dann wäre sie sicher wirkungsvoller ausgefallen.

Also ich bin überzeugt, daß die hier angeführten und mehrere andere Szenen nicht von Shakspere sind. Aber meine auf Stilempfinden beruhende Ueberzeugung könnte als solche keine wissenschaftliche Bedeutung haben, wenn sie sich nicht philologisch begründen ließe. — Von vornherein muß man als Axiom aufstellen, daß die Wiederholungen aus unechten Teilen in den Shaksperesschen Dichtungen sehr selten sein müssen; denn wie sollte der große Dichter dazu kommen, vielerlei Minderwertiges von einem Dichterling in die eigenen Dichtungen aufzunehmen? So ist es im Titus, und so finden wir es hier: die unechten Teile (1161 Zeilen) bilden im Verhältnis zu den echten (1516 Zeilen) die kleinere Hälfte; aber die Parallelstellen zu den letzteren (c. 210) verhalten sich zu den andern (c. 40) wie 5:1. Eine andere natürliche Forderung ist, daß die Wiederholungen aus den minderwertigen fremden Teilen nicht durch Bedeutsamkeit hervorragen; denn dadurch würde ja die Autorschaft eines X zweifelhaft und die Shaksperes nahegelegt. So ist es hier, wie im Titus: es handelt sich der Mehrzahl nach um Wiederholungen von eigenartigen Ausdrucksprägungen und Wendungen sowie Metaphern. Und warum sollte Shakspere nicht eine gute Wendung wiederholen, zumal ihm auch die unechten Teile durch fortgesetzte Aufführung immer wieder ins Gedächtnis gerufen wurden: wir wissen, daß die Heinrich-Trilogie nach dem long run von 1592/3 auch in der Mitte der neunziger und im Beginn des neuen Jahrhunderts viel aufgeführt wurde, denn zu beiden Zeiten wurden Raubausgaben (Quartos) davon veröffentlicht. Dazu brauchte Shakspere die meisten Wiederholungen eigenartiger Ausdrücke gar nicht aus X zu entnehmen; der Ausdruck „Hasenhirn" (wiederholt in 1 Heinrich IV.) kam schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts vor, desgleichen „die Eingeweide (das Innere) des Staates" (zweimal wiederholt in Coriolan), „vom

Hunger ausgehungerte Menschen" (hunger-starved*), auch in 3 Heinrich VI.) sogar schon um 1400; familiar (spiritus familiaris, dienstbarer Geist, dreimal wiederholt) konnte er Marlowes Faustus entnehmen oder Scots „Entlarvung der Hexerei", es war überhaupt eine Vorstellung der damaligen christlichen Mythologie; „Winchester-Gänse" (wiederholt im Troilus), die Dirnen im Südvorort Southwark, der unter der Gerichtsbarkeit des dort residierenden Bischofs von Winchester stand, welcher sich seine Konzession reichlich bezahlen ließ, mochte ein allgemein gebrauchtes Schimpfwort sein (der viel jüngere Webster braucht es auch); ähnlich wie „der Wolf im Schafskleide" (wiederholt in 2 Heinrich VI.), für das X als Quelle sehr zweifelhaft ist. Die Anspielung auf die Sage von der Circe (die auch in den Irrungen vorkommt), und von dem Vogel Phönix, die noch zweimal, in 3 Heinrich VI. und Heinrich VIII. erwähnt wird, sind schwerlich als Entlehnungen zu betrachten, da Shakspere selbst die antike Mythologie sehr gut kannte. Und schließlich darf man nicht erwarten, daß Shakspere die Szenen des Ur-Verfassers, die er aufnimmt, ganz unverändert läßt; es finden sich in diesen eine Reihe von nachweisbaren größeren Einschiebseln und kleinen Retuschen. So z. B. findet sich das Wortspiel mit rascal (junger magerer Hirsch und Schurke) in einer unechten Szene (I 2, 35) und in einer echten (IV 2, 49), außerdem aber noch in „Wie es euch gefällt" und zweimal in 2 Heinrich IV. Damit ist wohl Shakspere als Eigentümer gekennzeichnet, zumal X sonst kein Wortspiel braucht. X ist nichts weniger als zartfühlend, eine Rücksichtnahme der Vasallen auf den König in dem Ton ihrer Reden gibt es z. B. nicht; so fallen uns die folgenden weichen Worte Heinrichs in der unechten Szene (III 1, 107) geradezu auf:

> Könnt Ihr, Mylord von Winchester, mich seufzen
> Und weinen sehn und laßt Euch nicht erweichen?

Sie sind von Shakspere; denn genau dasselbe Erweichungsargument findet sich in Titus (II 3, 140), Venus (200), 3 Heinrich VI. (III 1, 38), Maß für Maß (III 1, 239). In dieser selben Szene fällt die Stelle auf, wo Gloster zu Winchester sagt:

(III, 1 26) Dein Herr, der König, fürcht' ich, ist nicht sicher
Vor deines schwellenden Herzens Hassestücke.

---

* Nach heutigem Sprachgebrauch würde starved genügen; aber auch in der ...en Zeit, wo starve auch die Bedeutung „umkommen" hat, ist dieser ...wöhnliche Ausdruck und der oben gebrauchte auffallend.

Solche kraftvolle, sinnesschwangere Ausdrucksweise kennt X sonst nicht. Es sind Shaksperes Worte; denn im Titus finden sich trotz ihrer Eigenart fast buchstäblich die gleichen:

(V 3, 13) Des schwellenden Herzens gifterfüllte Tücke.

Und daß sie von Shakspere sind, beweist der ihm eigentümliche Gebrauch des Verbums „schwellen“: nicht bloß das Herz schwillt bei ihm, sondern die Wut, der Zorn schwillt, der Stolz, der Ehrgeiz, der Neid schwillt (s. das Shakspere-Lexikon). — Danach bleibt denn von den Wiederholungen aus den unechten Teilen sehr wenig übrig. —

Die echten Dichtungen Shaksperes lehnen sich durch die Menge ihrer Wiederholungen an die ihnen zeitlich nahestehenden Erzeugnisse sichtbar an; so hier die echten Teile an die jugendliche Sonette, Romeo, Venus, Sommernachtstraum, demnächst an die etwas späteren Dichtungen 2 und 3 Heinrich VI., Verlorene Liebesmüh und Lukretia, Richard III. und Richard II. Die wenigen Wiederholungen der X-Teile weisen auf keins der Shakspereschen Dramen als ihnen zeitlich nahestehend hin, und sie können es nicht; denn X wußte nichts von Shakspere. Auch das ist ein Beweis der Unechtheit dieser Teile.

Am beweisendsten jedoch ist ist die Metrik. Der Versbau des X hat mit dem Shaksperes in der frühesten oder irgendeiner späteren Entwicklungsphase gar keine Aehnlichkeit. Der Anfänger Shakspere macht einen sparsamen Gebrauch von den Abweichungen vom Versschema; die Musik des Schemas klingt immer in seiner Seele, während er seine Verse niederschreibt. X kennt eine solche Zurückhaltung nicht, bei den meisten metrischen Unregelmäßigkeiten geht er weit über Shakspere hinaus, bei einigen bleibt er auffallend zurück: er schließt die einzelnen Reden fast immer mit einem vollständigen Verse und zeigt keine besondere Vorliebe für weiblichen Versausgang. Er ist überhaupt kein Rhythmiker, seine Verse — das beweist eine vergleichende laute Lektüre einer X- und einer Shakspereschen Szene für jedes Ohr — sind sehr holprig, weil er die Wörter nicht wählt und ordnet nach einem von ihm gewollten Rhythmus, sondern den Rhythmus nach den Wörtern einrichtet, die ihm gerade einfallen, also z. B. Trochäen in die Jamben wirft, wenn ihm gerade ein trochäisches Wort passend erscheint. Shakspere von 1587/8 hat unter 1000 Blankversen 33 irreguläre, Shakspere von 1590 48 —

X 94; eine solche Masse von irregulären Versen finden sich bei Shakspere erst um 1600*).

* * *

4. Gesamtresultat.

Wenn wir das Ergebnis dieser Untersuchung uns jetzt vergegenwärtigen, so besteht also der Text von 1 Heinrich VI. aus drei unterscheidbaren Teilen. Die Grundlage, der Ur-Heinrich, der in der kleineren Hälfte des Dramas vorliegt, ist das Erzeugnis eines minderwertigen Dichters, das von der nicht festzustellenden Schauspielergesellschaft, bei der Shakspere in den letzten Achtzigern tätig war, erworben und damit ihr beliebig zu verwendendes Eigentum wurde. Wer dieser Dichter war, ist eine quaestio posterior, die möglicherweise gar nicht zu beantworten ist, weil er jedenfalls von geringem Talent und wahrscheinlich niemals zur Geltung gekommen ist. Daß es Marlowe selbst sein sollte, wie von einigen angenommen wird, muß entschieden in Abrede gestellt werden. Was den offenkundigen Nachahmer Marlowes von diesem unterscheidet, ist sehr viel: die Roheit Marlowes besteht in seiner Gesinnung, in seiner Feindseligkeit gegen die christliche Kultur und in seiner Verherrlichung verbrecherischer Uebermenschen, niemals in seiner Sprache; er ist vielmehr der Schöpfer der gehobenen, ernsten, würdigen, kraftvollen Bühnensprache, deren sich das englische Volksdrama nach ihm bedient. Unser X zeichnet sich durch die Niedrigkeit der Sprache und eine sinnlose Roheit der von ihm auf die Bühne gestellten Handlungen aus. Das Bildwerk Marlowes zeugt von einer Phantasie, die zwar nicht übermäßig vielseitiger, aber großartiger Vorstellungen fähig ist, wenn ihn seine Großmannssucht auch vielfach, besonders im Tamburlaine, zu unkünstlerischen Uebertreibungen und widerwärtigem Schwulst verführt. Nur in dem letzten ahmt X ihm nach; von Größe der Vorstellungen ist bei ihm nicht die Rede. Wie wenig seine Phantasie vermag, zeigt die ganz nüchterne matter-of fact-Erzählung der Jungfrau von ihrer himmlischen Berufung (I 2);

*) Zur Veranschaulichung der großen Verschiedenheit der Metrik mögen noch ein paar Zahlen aus der betreffenden metrischen Tabelle folgen, von denen die beiden ersten die Anfänger- und die Jugendarbeit Shaksperes, die letzte die Arbeit des X kennzeichnen. Alexandriner auf 1000 Blankverse: 4, 11 19; Trochäen nach der Zäsur: 17, 21—31; Doppeljamben: 52, 67—81; epische Zäsuren (überzählige Senkungen vor der Zäsur), die bei Shakspere auch später relativ sehr selten sind: 2, 3—9; dagegen gebrochene Verse: 28, 48—20; weibliche Versschlüsse: 86, 107—69.

was hätte Marlowe aus diesem romantischen Stoffe gemacht! Marlowe kann nur Menschen nach seinem Bilde zeichnen, Uebermenschen von gewaltigem Machtstreben; der Tamburlaine ist ihm geraten und vielleicht der Faustus, der in Wirklichkeit größer gewesen sein mag, als ihn die beiden mangelhaften Ueberlieferungen darstellen. Wie wenig er sonst als Charakteristiker leistet, zeigt ein Vergleich seines Juden von Malta mit Shakspeares Shylock, Richard III, oder auch nur mit Aaron im Titus und seines Eduard II. mit Shaksperes Richard II. X ist gar kein Charakteristiker; er läßt die Personen reden und tun, was ihm für die betreffende Situation zu passen scheint und was ihm — vielfach recht unpassend — einfällt; auf Naturwahrheit seiner Menschenbilder und Konsequenz des Geschehens kommt es ihm nicht an. Mit Greene, nicht dem Nachahmer Marlowes, sondern dem Dichter Jakobs IV., unsern X zu vergleichen, ist ganz unmöglich; er steht ihm fast so fern wie dem jungen Shakspere. Von der jugendlich lebhaften Empfindung Kyds, die öfters zu erheiternd naivem Ausdruck kommt, ist in dem Ur-Heinrich nichts zu finden. Ebensowenig kann ich mit Hart*) in Peele den Verfasser sehen, weil der Wort- und Versstil des Ur-Heinrich, wie ich ihn gekennzeichnet habe, sehr verschieden ist von dem des Ur-Titus, dessen Verfasser Peele nachweisbar ist. Also der Verfasser ist ein obskurer Mann, wir wissen nur soviel von ihm, daß er bei seiner offenkundigen Nachahmung des Marloweschen Tamburlaine, der 1587 oder wahrscheinlich schon 1586 auf die Bühne kam (denn in jenem Jahre wurde Greenes Alphonsus of Arragon, eine Nachahmung des Tamburlaine, ebenfalls schon aufgeführt nach Fleay, Chronicle History of Sh., 96), wohl noch im Jahre 1587 seinen Ur-Heinrich vollendet hat. Wir dürfen also Shaksperes ersten Versuch der Bearbeitung dieses Dramas in den Beginn des Jahres 1588 setzen. Er wurde vielleicht unterbrochen durch die italienische Reise, die ich geneigt bin, in die Jahre 1588—89 (Sommer bis Frühjahr) zu setzen, weil die italienischen Einflüsse sich schon in sehr jugendlichen Dramen und Sonetten zeigen. Die Fortsetzung und Beendigung des 1 Heinrich VI., in welcher der neuerdings erworbene Jugendstil auftritt, würde dann, wie oben entwickelt, dem Jahr 1590 zuzuweisen sein.

* * *

*) S. die Einleitung seiner ausgezeichneten Ausgabe des Drama im Arden Shakespeare. (London, Methuen. 1909.)

Wenn wir bedenken, daß die kleinere Hälfte des Dramas von einem unfähigen Dramatiker geschaffen ist, daß etwa ein Drittel die ersten dramatischen Versuche des Anfängers Shakspere zeigt, und daß selbst die wenigen Szenen, die dem Jugendstil angehören, von dramaturgischer Reife noch ziemlich weit entfernt sind, so bedarf es keiner Erklärung für die allgemeine Ansicht, daß der erste Teil von Heinrich VI. ein sehr minderwertiges Drama ist.

Es kommt noch hinzu, daß die Gesamtbearbeitung eine sehr flüchtige war, so daß von eigentlicher Komposition nicht die Rede sein kann. Wenn die Szene immerfort wechselt, von London nach Paris und in Frankreich von einer Stadt nach der andern, so kann das dem Dichter weniger zum Vorwurf gemacht werden, weil es zum Charakter der sogenannten „Historien" gehört, die eben ein vielgestaltiges, ausgedehntes historisches Gemälde in Einzelbildern auf die Bühne bringen. Aber auch hier läßt sich ein einheitliches Interesse zur Geltung bringen, wie das Heinrich IV. und Heinrich V. und hervorragend Richard III. und Richard II. zeigen in der Personalunion der verschiedenen Vorgänge unter einem Helden; und selbst in einem Dramen-Komplex, wie dem vorliegenden, der keinen persönlichen Mittelpunkt hat (Heinrich VI. ist es keineswegs), sollte wenigstens auf größere Strecken ein einheitliches Interesse zur Geltung gebracht werden, wie es im zweiten Teile mit der Gloster-Suffolk-Tragödie bis IV 2 und von da ab mit der Cade-Tragikomödie geschieht. Im dritten Teil hingegen gibt es ein solches in den vorwiegend kriegerischen Aktionen ebensowenig wie im ersten, die eher, wie Perikles, uns als abschreckende Beispiele des dramatischen Historienstiles entgegentreten. Als etwas Fremdes treten die einzelnen politischen und kriegerischen Bilder vor die Zuschauer hin, die erst allmählich — manchmal gar nicht — deren Bedeutung für die Gesamthandlung erkennen. Ein auffallendes Beispiel hierfür ist die so lebendige Tempelgarten-Szene (II 4). Nicht einmal das wird hier von vornherein klar, daß es sich in dem Streite um das Thronfolgerecht Plantagenets und Somersets handelt; wer von beiden das bessere Recht hat, bleibt uns auch am Schlusse der Szene verschlossen. Wir erfahren es erst in der folgenden Szene II 5, wo Mortimer seinem Neffen Plantagenet dessen Erbfolgerecht auseinandersetzt. Diese war früher (1588) geschaffen als durchaus notwendig zur historischen Aufklärung über die Stellung, welche Plantagenet, der spätere Herzog von York, im Rosenkriege einnimmt. Man begreift nicht, warum Shakspere die spätere Tempel-

garten=Szene, seine eigene schöne Erfindung, von der die Chroniken von Hall und Holinshed nichts wissen, nicht nach ihr einfügte; dann wäre wenigstens Plantagenets Interesse hier klar gewesen, wenn wir auch von Somersets Zusammenhang mit Heinrich VI. und der Lancaster=Familie nichts ahnen konnten. Möglicherweise ist diese Umstellung die Schuld der Herausgeber der Folio (1623); denn früher erscheint der erste Teil nicht gedruckt. Ebenso rätselhaft ist das plötzliche Auftreten Suffolks mit Margareta in der ebenfalls frei erfundenen Szene V 3; erst allmählich wird uns klar, daß sie nicht vom Himmel gefallen ist, sondern ihren irdischen Wohnsitz und ihren Vater in Angers hat. Ein einheitliches Interesse haben in diesem Teile nur die Shakspere gehörigen Szenen IV 2—7, welche von dem Untergange Talbots handeln.

Flüchtig ist auch die historische Grundlage behandelt, obgleich man dem Dichter daraus keinen schweren Vorwurf machen kann, wenn er die geschichtlichen Ereignisse nach seinem Handlungsplane arrangiert. So läßt Shakspere die Handlung mit einem Siege der Engländer und der Gefangennahme der Jungfrau schließen, nachdem Talbot gefallen ist. Das geschah jedoch erst 1453, und nach Talbots Tode ging es mit der Macht der Engländer immer bergab. Die Jungfrau war schon 1431 verbrannt worden, konnte also weder den 1435 zustande gekommenen Frieden zwischen dem Herzog von Burgund und Karl VII. schließen noch an der Leiche Talbots eine Rede halten. Das Richtige wäre gewesen, den ersten Teil mit Talbots Tod abzuschließen, als natürlichste Motivierung der englischen Niederlagen, welche uns im zweiten berichtet werden. Solche Widersprüche stören allerdings nur den Geschichtskenner, aber für die Flüchtigkeit der Ueberarbeitung sind sie kennzeichnend.

Ueber die Urverwandtschaft von Religion und Kunst.

Von

Adolf Thimme.

Es herrscht wohl allgemeine Uebereinstimmung darüber, daß das Leben der Kunst dem Entwicklungsgesetze folgt, welches zur Voraussetzung hat, daß alles Lebende ein Werdendes, sich Entwickelndes ist und seine späteren und höheren Formen nicht ohne vorausgegangene frühere und niedrigere zu denken sind. Auch die Kunst stellt man sich ganz „wachstummäßig wie eine Pflanze“ vor. Wie eine Pflanze, hat sie aber auch die Merkmale des Welkens und Absterbens, doch nicht ohne zuvor den fruchtbaren Keim in den Schoß der Zukunft gesenkt zu haben. Und so gibt doch diese Vorstellung einem kraftvollen und tröstlichen Optimismus Raum, einem Glauben an ein Fortschreiten der Menschheit einem immer höheren Ziele entgegen.

Aber außerhalb dieser historisch-genetischen Entwicklung der Kunst sind ihr doch auch gewisse Elemente eigen, die man wohl als ewige, unveränderliche bezeichnen könnte. Elemente philosophischer Art, die den konstanten Ausdruck gewisser Vorstellungsformen darstellen, an die der menschliche Geist bei allen seinen künstlerischen Aeußerungen gebunden erscheint. Denn alle Kunstgedanken, die jemals Gestalt gewonnen haben, lassen sich zu jenen Grundelementen in Beziehung setzen. Wenn ein solches Element der Kunst im Verlauf ihrer historischen Entwicklung in das Bewußtsein der Künstler tritt, so pflegen sie ihm den Namen „Stil“ zu geben. Solcher Urstile scheinen mir drei unterschieden werden zu können: der symbolisierende, der charakterisierende und der idealisierende Stil.

Der symbolisierende Stil ist wohl das eigentliche Urelement dnerischen Darstellung. Wenn ein Kind die Sonne darstellt,

indem es eine Scheibe zeichnet, so sagt es: das ist die Sonne. Dabei ist es sich bewußt, daß dies nicht die Sonne selbst ist, wohl aber verfährt es in seinem Spiel mit der gezeichneten Scheibe, als sei sie die Sonne selbst. Es hat also in seiner Phantasie durch das Zeichen der Scheibe die Sonne selbst in seinen Machtbereich herabgezogen, sich untertan gemacht, wie durch eine Art Beschwörung, einen Zauber. Die Tätigkeit des Kindes ist hierbei also weit eher eine phantastische oder poetische, als eine bildnerische. Nicht seine Hand, sondern die Phantasie ist der schaffende Künstler. Die Hand schafft nur den bildlichen Ausdruck, das Symbol für das, was die Phantasie sich denkt. Ebenso der primitive Mensch.

Wenn nun aber die späte, technisch entwickelte Kunst zu dieser Art des Bildens zurückgreift, so entsteht der symbolisierende Stil. Sie greift aber zu dieser Art zurück, wenn sie eigentlich in derselben Lage sich befindet, in der das Kind war, daß sie nämlich etwas bezeichnen will, das über ihr Darstellungsvermögen hinausgeht: bei der Wiedergabe von Gedanken und Ideen, d. h. also von etwas Unsichtbarem und Undarstellbarem. So symbolisiert ein Kreuz die Idee von der Erlösung der Menschheit, eine Waage die Gerechtigkeit, ein Rad die Schnelligkeit des Verkehrs, eine Rose die Liebe, eine Lilie die Unschuld, ein junges Mädchen die Jugend, ein Greis das Alter.

Ein solches Symbol bleibt für Nichteingeweihte unverständlich, für die Wissenden genügt aber umgekehrt auch die unvollkommenste Darstellung schon dem Verständnis. Es wird daher eine technische Vollendung des Symbols oft geradezu vermieden, vielmehr eine möglichst vereinfachte Form desselben angestrebt. Falls man dem symbolischen Bilde es anmerkt, daß die Hand des Künstlers es sehr wohl eingehender, vollendeter hätte darstellen können, es mit Absicht aber nicht getan hat, so spricht man in speziellem Sinne von Stilismus. Eine solche stilisierte Darstellung wird nicht nur dann eintreten, wenn man einem Kreise von Wissenden etwas mitteilen will, sondern auch dann, wenn man ein Einzelbild in ein größeres Ganze, dem es sich unterordnen soll, einfügt. Denn auch hier hat es nichts Eigenes darzustellen, sondern nur gewisse Beziehungen, in denen es zum Ganzen steht, zu symbolisieren. Somit haben der Symbolismus und der Stilismus in der Kunst als gemeinsame Quelle einen allgemeinen Menschheitsgedanken, der von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart wirksam und lebendig ist. Wir werden ihn als einen religiösen erkennen.

Die zweite Grundstilart darf man die charakterisierende nennen; man könnte sie auch als die bewegte bezeichnen, weil sie im Gegensatz zu der unbewegten, starren oder erstarrten Art des symbolisierenden Stils das besondere Kennzeichen der lebhaften Bewegung, der körperlichen und geistigen, hat. Infolgedessen stellt sie vorzugsweise lebende Wesen dar, ja das Leben selbst ist ihr Hauptgegenstand. Von dem Leben sucht sie einmal durch die Bewegung zu überzeugen, die sie darzustellen liebt, und sodann auch durch die genaue Wiedergabe des Einzelnen, durch das scharfe Sehen, durch das Detail. Hierdurch sind schon die Richtungen angedeutet, die diese Stilart umfaßt: insofern sie die genaue Wiedergabe des Einzelnen betont, wird sie realistisch, insofern sie starke körperliche Bewegung oder den starken seelischen Affekt wiedergibt, wird sie naturalistisch. Immer aber richtet sich diese ganze Stilart nicht, wie die symbolisierende, auf ein Bild, das einen Gegenstand sachlich ersetzen soll, sondern auf ein solches, das den Gegenstand in seiner Erscheinung nachahmt. Somit ist der charakterisierende Stil formal der eigentliche Träger des Handwerklich-Technischen in der Kunst, wenn auch sein geistiger Gehalt davon unabhängig ist. Den geistigen Gehalt schöpft er, wie wir sehen werden, wiederum aus einem allgemeinen Menschheitsgedanken des religiösen Gebiets.

Der dritte Stil ist der idealisierende. Er hat mit dem charakterisierenden das gemeinsam, daß er den Gegenstand wirklich abbilden oder darstellen, nicht nur durch Symbole ersetzen oder andeuten will. Er ist aber dadurch von ihm verschieden, daß er weder nach genauer Wiedergabe des Einzelnen, noch nach Affekt durch Bewegung oder Ausdruck strebt. Ferner hat er mit dem symbolisierenden Stil das gemeinsam, daß er den darzustellenden Gegenstand verändert. Er hat nämlich das Bestreben, ihn zu veredeln, zu erheben, ihn schön darzustellen. Darin liegt ein symbolisierendes Element, daß er Liebe, Bewunderung, Sittlichkeit, Andacht in Schönheit umsetzt. Das Moment der Schönheit der Form tritt also erst mit diesem Stil in das Gebiet der Kunst ein. Auch er beruht auf einem allgemeinen Menschheitsgedanken religiöser Art.

Es versteht sich von selbst, daß in der historischen Entwicklung der Kunst diese drei Stilarten sich auf das mannigfaltigste durchkreuzen und vermengen, im Großen gesehen aber zeigt die Kunst einer Periode im Gegensatz zu der einer anderen, und oft auch die Kunst eines Volkes gegenüber der eines andern deutlich den Charakter von einer der drei großen Stilarten.

Ich will nun versuchen, dieselben Menschheitsgedanken, die zu der dreifachen Art, bildliche Darstellungen zu schaffen, geführt haben, auch auf dem religiösen Gebiete als schöpferisch und ursprünglich nachzuweisen, um daraus dann auf eine Urverwandtschaft beider Gebiete zu schließen.

Während man also auf die Geschichte der Kunst, und ebenso der Wissenschaft und Philosophie, der Staaten und der Gesellschaft des Menschen unter allgemeiner Zustimmung evolutionistische Gedanken anwenden und hier und da sogar von der Evidenz und der Ausnahmslosigkeit eines naturwissenschaftlichen Gesetzes reden darf, ist es merkwürdig, zu sehen, wie weite Kreise sich sträuben, diese Theorie auch auf das Gebiet der Religion anzuwenden. Vielmehr wird hier gern, im Gegensatz zu der Entwicklungstheorie, eine Theorie der Entartung aufgestellt, nach der die Menschheit in ihrem Urzustand durch direkte göttliche Offenbarung im Besitz der absoluten religiösen Wahrheit gewesen sei und sich einer holden Kinderunschuld und ungetrübten Daseinswonne erfreut habe. Die Entartung sei später eingetreten, entweder durch einen jähen Abfall von Gott oder dadurch, daß die in den ursprünglich direkt gegebenen göttlichen Symbolen liegende Weisheit sich den Menschen allmählich verdunkelte.

Demgegenüber hat nun besonders Usener und seine Schule geltend gemacht, daß die Religion ein allgemein menschliches Kulturelement sei, in gleichem Sinne wie die Kunst oder die Philosophie, und somit auch den gleichen Gesetzen unterstehe. Die bezeichneten Gelehrten betrachten daher alle Religionen der Welt als einen großen, in sich zusammenhängenden und verwandten menschheitlichen Gedankenkomplex, innerhalb dessen eben die Entwicklungstheorie Geltung habe. Damit geben sie vor allem die Sonderstellung des Christentums gegenüber den sogenannten „heidnischen" Religionen auf. Auch wissenschaftliche Theologen haben diesen Standpunkt akzeptiert. Sie sehen in den gesamten religiösen Anschauungen der Menschheit eine gottgewollte Entwicklung, die im Christentum eine höchste Stufe erreicht.

Wenn von diesem Standpunkte aus sowohl die Religion als auch die Kunst sich anknüpfen ließen an gewisse allgemein psychische Vorstellungsformen des Menschen, so müßte es doch möglich sein, da sich doch beide, Religion und Kunst, zurückverfolgen lassen bis in die primitiven Zeiten der Menschheit, beide auch als urverwandt und abhängig voneinander nachzuweisen. Man müßte allerdings die Entwicklungsgeschichte beider Gebiete auf die Erkennt-

nis jener psychischen Eigenschaften oder Kräfte der primitiven Menschheit aufbauen und mehr als bisher sich bewußt bleiben, daß diese Eigenschaften und Kräfte auch in dem weiteren Verlauf menschheitlicher Entwicklung wirksam sind, also auch für die Erklärung der späteren Geschichte beider Gebiete, ja vielleicht sogar der neuesten, anscheinend so seltsamen Sprünge gewisser künstlerischer und religiöser Richtungen der Gegenwart in Frage kommen.

Die Voraussetzung dafür ist natürlich der Nachweis, daß Religion und Kunst in ihren Grundgedanken in einem gewissen Zusammenhange stehen.

Indem man also die religiöse Gedankenwelt der Menschheit als eine Entwicklungseinheit auffaßt, die mit dem Entstehen der ersten religiösen Regungen im primitiven Menschen anhebt, versteht man unter Religion im allgemeinen Sinne nur die Vorstellungen des Menschen von übernatürlichen, d. h. außerhalb der von ihm erkannten Naturgesetze wirksamen und für ihn selbst und sein Schicksal wichtigen Mächten oder Kräften.

Eben diese Vorstellung von, oder — wie man auf religiösem Gebiet gern sagt — dieser Glaube an übernatürliche, aber für das Einzelschicksal bedeutsamen Kräfte, oder mit einem andern Ausdruck: dieser Glaube an Zauber ist nun wohl die Urform, zu der religiöse Gedanken sich verdichten, der Glaube an eine geheimnisvolle Kraft, aus deren Wirkungen man sonst unerklärliche Vorgänge sich erklärt. Diese Zauberkraft schreibt man beliebigen Gegenständen zu. Wenn z. B. jemand über ein Holz oder einen Stein fällt, so wird wohl von primitiven Menschen dieses Holz oder dieser Stein als mit jener Zauberkraft ausgerüstet betrachtet oder als die körperliche Behausung jener Kraft angesehen, die den Fall verursachte. Erscheint nun diese Kraft als eine verhängnisvolle, unheimliche, so wird der Stein oder das Holz leicht der Gegenstand einer Scheu oder Verehrung, die man schon als eine religiöse ansprechen darf. So wird dieser zufällig aufgegriffene Gegenstand zu einem Fetisch. Es fehlt hierbei zunächst noch die Vorstellung, daß der Fetisch eine Person sei. Er ist nur das Vehikel, das den Zauber trägt, und wird so nur zum Symbol für die Zauberkraft. Erst auf einer höheren Stufe erscheinen die Fetische auch als puppenartige, primitive Abbilder von Menschen oder Tieren, als Idole, meist von kleiner Gestalt. Will man sie schon als Götter bezeichnen, so sind es jedenfalls die Infusorien unter den Göttern. Doch findet man

auch größere Gebilde vor den Dörfern mancher wilden Stämme, die schon eine gemeinschaftliche Verehrung ihres Fetisch üben.

Man würde nun sehr irren, wollte man, auf den Fetischismus verächtlich herabblickend, meinen, der Mensch habe wohl diese Vorstufe der Religion bald völlig überwunden. Vielmehr ist der Zauber- und Wunderglaube, die Quelle des Fetischismus, als ein Menschheitsgedanke unsterblich. Er taucht an den verschiedensten Stellen der Erde, bei den entlegensten Völkern, in ganz ähnlicher Weise auf und stirbt auch bei den Kulturvölkern nie völlig ab. Denn wie ja in gewissem Sinne das Kind, das, unter uns geboren, zu einem Kulturmenschen heranwächst, den Gang der menschlichen Kultur von Uranfang bis heute im kleinen durchläuft, so bleibt auch in jedem Menschen etwas vom Primitiven und seinem Denken lebendig. So gibt es denn auch heute keine noch so hoch entwickelte Religion, die nicht von dem Gedanken des Fetischismus berührt wäre, und zwar um so mehr, je mehr sie den volkstümlichen Untergrund des religiösen Empfindens benutzt, um die große Masse der Gläubigen an sich zu fesseln.

Nachkommen der Fetische sind auch das Amulett, das von seinem Träger das Böse zauberkräftig abwehrt und nicht nur im Altertum — von dem Kraut Moly bei Homer an —, sondern auch in neuer Zeit eine Rolle spielt (fast jeder Soldat des 30jährigen Krieges trug ein solches auf dem Leibe), und der Talisman, der positiv-wundertätig wirkende, von dem die orientalische Kultur erfüllt ist, von dessen Leben und Verehrung aber auch jeder sich überzeugen kann, der ein Märchen von dem Gürtel der Aphrodite, einem Zauberring, einem Tischlein-deck-dich, oder von dem Oelkrug der Witwe, oder eine Legende von einer wundertätigen Reliquie kennt.

Auch die in antiken wie modernen Religionen verbreitete Sitte der Weihgeschenke scheint aus fetischistischen Ideen hervorgegangen zu sein: aus dem Wunsche der zauberhaften Abwehr des Bösen. Allerdings ist das Weihgeschenk nicht in dem Sinne wie das Amulett oder der Talisman der Träger des Zaubers selbst, aber wie das Kind die Sonne durch ein symbolisches Abbild in seinen Machtbereich bringt, so wird etwa ein krankes Glied durch Abbilden in die Gewalt dessen gebracht, der nun dieses Bild als Weihgeschenk einem Schutzgeist oder Gott weihen oder opfern will. Man ersieht hieraus schon, was eine Kunst der Weihgeschenke mit der Kunst des Fetischismus (also der Darstellung der Fetische, Amulette, Talismane) gemeinsam haben muß. Der die Kunst befruchtende Gedanke

dieser sämtlichen religiösen Vorstellungen liegt darin, daß die hergestellten Bilder stets den Charakter eines Symbols tragen, d. h. des bildmäßigen Ersatzes für eine nicht direkt darstellbare Vorstellung. Es handelt sich also z. B. bei den Weihgeschenken nicht etwa um ein naturgetreues Abbild des kranken Gliedes, sondern um ein Hineinbannen der unsichtbaren Wesenheit desselben in das Bild. Es kann daher der Bildner eines Fetisch gar nicht nach Naturwahrheit oder Aehnlichkeit streben, da er ja nur einen in einer gleichgültigen Form steckenden unsichtbaren Zauber symbolisch erfassen will. Es handelt sich für ihn also in der Regel um einen Kontrast zwischen der unscheinbaren, ruhigen, ja starren äußeren Form des Fetisch zu dem in ihm oder durch ihn wirkenden unsichtbaren und darum unbegreiflichen und unheimlichen Kraft des Zaubers. Eben deswegen zeigen die fetischistischen Bilder eine ganz eigentümliche Art von bildender Kunst, die stets merkwürdig primitiv und starr bleibt, auch dann noch, wenn man sonst schon technisch vollkommene Kunstwerke schafft. Das Primitive und Starre gehört eben zu dem Charakter des Symbolischen, das diese Kunst auszudrücken hat.

Auch später, als die Macht der Schönheit sich auch der fetischistischen Bildnerei bemächtigt, schwindet das Altertümliche, Starre und Typenhafte nicht, sondern verbindet sich mit dem Formschönen zu einer besonderen Art von stilistischem Reiz, der sich mit bewußter Absicht von allem Streben nach Illusion und Täuschung durch Aehnlichkeit oder Nachahmung der Wirklichkeit fernhält. So wird der Fetischismus der Ausgangspunkt des Symbolismus und Stilismus in der Kunst, einer Richtung, die von der Religion überall da bevorzugt wird, wo das Geheimnis, das Wunder, der Glaube in Frage kommt, die aber auch, unabhängig von der Religion, in der Geschichte der Kunst von Zeit zu Zeit auftritt, nämlich dann, wenn entweder mehr das Gedankliche als das Gegenständliche der Ausgangspunkt des künstlerischen Schaffens ist, oder wenigstens das Gegenständliche nicht selbständig, sondern zu einem größeren Ganzen in Beziehung gesetzt erscheint.

Was also der Fetisch in der Religion ist, das ist das Symbol in der Kunst: ein erstarrter formaler Träger eines lebendigen Gedankens.

Als die zweite Quelle religiöser Vorstellungen ist der Glaube an Dämonen anzusehen, bei dem der an den Fetisch gebundene, unpersönliche Zauber sozusagen frei und zu einer Person geworden ist.

Die geistige Kraft, die hierbei vor allem in Tätigkeit tritt, ist die Phantasie, also die Kraft, die auch in der Kunst als das schöpferische Element angesehen zu werden pflegt. Im Gegensatz zu der gebundenen Starrheit der Fetische läßt sich zunächst von den Dämonen das hervorragende Merkmal der lebhaften Bewegung feststellen, im übrigen aber sind sie von recht verschiedener Art.

Als die ursprünglichsten dürfen wohl diejenigen Dämonen angesehen werden, bei denen es am deutlichsten ist, daß die Kraft der Phantasie von physischen, körperlichen Zuständen in Bewegung gesetzt ist. Es gibt gewisse mehr oder weniger abnorme Zustände des Leibes, die auch heute noch für das naive Gemüt etwas Unerklärliches, ja Unheimliches haben, z. B. manche Krankheitserscheinungen, wie Fieberphantasien, Epilepsie und Wahnsinn, auch Vergiftungen durch Alkohol, Opium, Haschisch, Belladonna und andere Gifte. Dazu kommt ferner ein zweites Gebiet, auf dem die Phantasie, auch hier ohne Zweifel großenteils durch körperliche Zustände in Bewegung gesetzt, wahre Orgien feiert: das ist das Gebiet der Träume. In seinen Traumbildern, die dem Urmenschen als wirkliche Erlebnisse seiner Seele erscheinen, sieht er solche wildbewegte Gestalten, wie sie der Dämonenglaube enthält. Die Bilder und Töne, die seine Traum- oder Fieberphantasie ihm vorgaukelt, klingen in der wachen Seele nach, und so ergibt sich geradezu mit Notwendigkeit der Glaube an Geister, Dämonen und Spukgestalten. Gewiß haben auch Wonneträume zu den Gestalten von Schutzgeistern und Genien, Huldinnen, Feen und Elfen Anlaß gegeben, aber zahlreicher und nachhaltiger waren doch die Träume des Schreckens, das Alpdrücken, die Fratzenträume, die auch heute noch besonders die Kinder befallen. Daher wird in überwiegendem Maße die Phantasie durch das Furchtbare und Entsetzliche befruchtet, und die Dämonen verkörpern sich meist in dieser Weise als Quälgeister, Werwölfe, Vampyre, Drachen, Kobolde.

Die künstlerische Bedeutung dieser religiösen Vorstellungen besteht ohne Zweifel zunächst darin, daß sie auf die Erfindungs- und Gestaltungskraft der Seele, die Phantasie, einen mächtigen Reiz ausüben. Für den primitiven Menschen lag die Schwierigkeit bei der Darstellung von Dämonen besonders darin, daß er hier zum Unterschied vom Fetisch persönliche Wesen, und zwar in lebhafter Bewegung darzustellen hatte. Er half sich so, daß er diese Dämonen durch seine eigne Person in Bewegung darstellte, d. h. er erfand eins der Urelemente aller primitiven Kunst: den Tanz. Dazu

bemalte er seinen Leib mit grellen Farben und nahm eine nach Form und Farbe grausige Hülle vor das Gesicht: die Maske. Die schreckliche Phantastik, die wilde Angriffslust eines beweglichen Traumgespenstes kommt in diesen Tanzmasken der primitiven Völker zu packender Wirkung. Durch Nachahmung der Gestalt und Bewegung der Phantasieerscheinung wird der Dämon dargestellt: neben der starren Puppe des Fetisch erscheint er als ein freier, wilder Schmetterling.

Das Grausige, Dämonische, ja auch das Häßliche hat von hier aus sein Heimatsrecht in der Kunst gewonnen. Wir sehen also hier aus ihren Elementen die zweite Grundstilart der Kunst entstehen: die charakterisierende. Sie will vor allem von ihrer Wahrheit überzeugen, daher tritt die Bewegung, die körperliche und geistige, in den Vordergrund, daneben aber auch die Form und Farbe, und zwar oft in überzeugende Nähe vor Augen gerückt: im Detail. So ist also der Menschheitsgedanke, der auf religiösem Gebiet zum Dämonismus führte, auf künstlerischem der Ursprung des Naturalismus und Realismus geworden.

Auch der Dämonismus bleibt für alle Zeit lebendig, wie wir es beim Fetischismus sahen. Der Religion und Kunst des asiatischen Ostens gibt er das Gepräge. Aber auch bei uns spielen diese Vorstellungen, besonders im Mittelalter, eine große Rolle, wie man schon aus zwei Hauptfiguren dämonischen Ursprungs, dem Tod und dem Teufel, erkennt. Manche Bilder altitalienischer, holländischer und deutscher Meister mit ihren Höllen- und Versuchungsschilderungen sehen ganz wie dämonische Traumphantasien aus. Mit welcher Kraft der Dämonismus in unserer großen Poesie, bei Dante, Shakespeare, Goethe auftritt, ist bekannt. Und wie die dämonistische Phantasie besonders von den wilden und düsteren Affekten des Schreckens und Entsetzens in Aktion gesetzt wird, so mußte sich hieraus eine Kunst entwickeln, die darauf ausgeht, die Seele zu packen und zu erschüttern, wie sie durch einen angstvollen Traum geschüttelt, aber dann auch erlöst und gereinigt wird. Hier ist aber nicht nur der Ursprung des Naturalismus in der bildenden Kunst, sondern es findet auch das Problem der Tragödie und der tragischen Affekte von diesem Gesichtspunkte aus seine Lösung. Die Tragödie ist ja zweifelsohne aus dämonischen Tänzen mimischer Art hervorgegangen, wobei dann der unter dem Dämonenspuk leidende Mensch als die tragische Person dem Chor der Dämonen gegenübertritt. Sein Leiden entspricht dem Inhalt eines dämonischen

Traumbildes oder dem ekstatischen Rausch eines dämonischen Taumels, das Ende der Handlung, oft also sein Tod, entspricht der Erlösung aus diesem Traum oder Rausch zu einem vor den Dämonen gesicherten Erwachen, zu einer süßen Ermattung. Bei der Entwicklung zur wirklichen Tragödie ist dann die Weiterentwicklung des Dämonenglaubens von entscheidender Bedeutung, der auf eine höhere Stufe trat mit dem Eindringen des Animismus, d. h. der Vorstellung, daß die gesamte Umwelt des Menschen, die Natur, von Geistern beseelt sei. Es mögen gewisse Bewegungen oder Laute in der Natur zuerst die Vorstellung von diesen „Naturdämonen" erweckt haben, z. B. der Blitz und der Donner, der Regen und der Sturm, der Nebel, das fließende Wasser, das Meer, die Quelle. Sodann greift der Glaube auf die übrigen belebten Gegenstände, die Tiere und Pflanzen über. Vor allem werden nun die Tiere, zu denen der Mensch die ältesten Beziehungen der Feindschaft und Freundschaft hat, als Wesen höherer und älterer Herkunft angesehen. In dieser Beziehung ist der primitive Mensch Darwinianer: er glaubt, daß die Menschen von den Tieren abstammen. „Zu den Zeiten, als die Menschen noch Tiere waren", so beginnt manches indianische Urmärchen. Dieser Glaube an tierische Ahnen (Totemismus) ist weithin über die Erde verbreitet gewesen. Es wurden daher dann auch diese Tiergeister, Naturdämonen, gern von den Menschen in Tiermasken bildlich im Tanze dargestellt. Auf dieser Stufe treffen wir den Chor des griechischen Dramas noch in historischer Zeit an. Die Naturdämonen unterscheiden sich auch dadurch von den Spukdämonen, daß sie weniger Quälgeister als Schutzgeister des Menschen sind: daher auch der griechische Chor meist aus Freunden des tragischen Helden besteht. Und wie sich dann später die dämonistische Welt zu einer göttlichen steigert, so tritt auch im Drama allmählich eine Versittlichung der Anschauung von Charakter und Schicksal bei Göttern und Menschen ein.

Als die dritte Quelle religiöser Urvorstellungen ist der Seelenglaube anzusehen. Jeder Mensch hat das Bewußtsein von seinem eigenen lebendigen Ich. Dieses „Selbstbewußtsein" knüpft der Urmensch an die Vorstellung von einer geistigen Person, der Seele, mit der er das Leben identifiziert. Als Substanz dieser Seele wird meist der Atem angesehen. Und das Entweichen des Atems im Tode ist dem Primitiven der Beweis für die Weiterexistenz der Seele. Auch die Träume fördern den Seelenglauben. Denn im Traum sieht man verstorbene Menschen, als lebten sie noch. Man sieht aber stets

auch das eigene Ich und man hat eigene Erlebnisse. Und doch weiß das wachende Ich nichts davon: also ist es ein zweites, vom Körper freies Ich, eben die Seele, die das erlebt.

Der Seelenglaube hat zunächst etwas dem Dämonenglauben Verwandtes, insofern ein angstvolles, beklemmendes Gefühl der Seele gegenüber eintreten kann, wegen ihres flüchtigen, unfaßbaren Charakters und wegen ihres Erscheinens in dem unheimlichen Augenblick des Todes. Es mag daher die Seele oft genug einem Dämon gleichen in der Vorstellung der Primitiven, vor deren Wiederkehr sie sich durch Vergraben oder Verbrennen des von ihr verlassenen Leichnams zu schützen suchten.

Aber den Seelen der eigenen Angehörigen gegenüber mußte doch auch eine andere Anschauung möglich sein. Hier mußte doch über das anfängliche Grauen allmählich die Liebe und Dankbarkeit den Sieg davontragen. Sie waren es, die der Seele, die unstät umherfliegend gedacht wurde, eine Heimat schufen, indem sie ihr die Möglichkeit gaben, in den verlassenen Leichnam zurückzukehren, allerdings ohne wieder in die Gemeinschaft der Lebenden zu kommen. Daher wurde dem Toten eine dauernde Stätte bereitet, ein festes Grab, eine Weih- und Kultstätte. An dies Grab des Toten tritt nun auch die Kunst, sie schafft ihm ein behagliches Heim, Erinnerungsbilder an das schöne verlassene Erdenleben, eine feste Burg gegen die Feinde. Hier, bei der Ausstattung des Grabes kommt die lichte und die düstere Seite des Seelenglaubens in merkwürdiger Weise zum Ausdruck durch die Masken oder Bilder, die der Leiche bei der Bestattung mitgegeben werden. Weil der Totenkult nach der düsteren Seite mit dem Dämonenglauben zusammenhängt, und indem die Seele als Dämon angesehen wird, bedecken manche Urvölker das Antlitz des Toten mit einer grausig-dämonischen Maske, die die Feinde abschrecken und davon abhalten soll, den Frieden des Grabes zu stören. Aber infolge der lichten Seite des Seelenglaubens verlangte man nach einem Bilde des Toten, das den Gefühlen der Anhänglichkeit und Liebe entsprach, das die Erinnerung an den Toten wachrief, das also vor allem ähnlich war. Und wie es auch bei den heutigen Naturvölkern Totenmasken gibt, die diese Tendenz haben, so waren auch schon in den Königsgräbern von Mykene goldene Totenmasken, die offenbar Porträtähnlichkeit anstrebten, und in Egypten wurde lange Zeit das Porträt des Toten auf die Umhüllung der Mumie aufgemalt. Doch diese Porträts, die dem Toten ins Grab mitgegeben wurden, genügten nicht, wenn die Hinterbliebenen das Bild der Ahnen dauernd vor Augen haben

wollten. So hat man denn schon in frühster Zeit Porträts in ganzer Figur in Holz oder Stein gebildet. Die altegyptische Holzfigur des sogenannten „Dorfschulzen“ zeigt bereits bei vollkommener Technik der Arbeit die höchste Lebendigkeit porträtmäßiger Charakteristik.

Aber auch die Aehnlichkeit konnte das letzte Ziel dieser Kunst nicht sein, wenigstens bei denjenigen Toten nicht, deren Ruhm die Jahrhunderte überdauerte. Denn von den späteren Nachkommen konnte doch niemand mehr die Aehnlichkeit feststellen. Wohl aber dauerten Liebe und Bewunderung fort, zumal wenn es sich um einen Stammeshelden handelte, dessen Grab wohl auch schon kultische Verehrung genoß. Es liegt auf der Hand, daß der Bildner, wenn er auch von der formalen Aehnlichkeit ausging, hier vor allem nach Steigerung des Ausdrucks und des Wesens, nach Veredlung, Würde, Hoheit und Schönheit trachten mußte, mit einem Worte: nach einem Idealbild. So entwickelt sich also aus dem Toten- und Ahnenkult jene dritte Stilart, die wir als die idealisierende bezeichneten.

In diesem System primitiver religiöser Regungen, das den Fetisch-, Dämonen- und Seelenglauben umfaßt, scheint das Hauptelement aller Religion zu fehlen: der Gott. In der Tat ist die Vorstellung eines Gottes, das heißt eines außerweltlichen, allgewaltigen, schöpferischen, höchsten guten Wesens keine primitive mehr. Vielmehr hat sie bis zu der Vollendung, wie wir sie in den vornehmsten Religionen finden, eine lange Entwicklung durchgemacht. Ihre Quellen liegen ebenfalls in den primitiven Religionsvorstellungen. Die Sonne, der Mond sind ursprünglich Fetische; das Gewitter, der Sturm sind ursprünglich Dämonen, die sich durch ihre besonders wichtigen Beziehungen zu den Menschen zuerst göttliche Eigenschaften in höherem Sinne erringen. Ebenso steigen aber auch aus dem Seelen- und Ahnenkult einzelne große Stammeshelden hinauf in den Olymp. Sowohl die Eigenschaften der menschlichen Gestalt und Schönheit, der Anthropomorphismus, dem, bewußt oder unbewußt, die meisten Religionen huldigen, als auch besonders die geistigen und ethischen Eigenschaften, die wir einem Gotte beilegen, stammen aus dieser Quelle. Ebenso wie jene drei primitiven Regungen somit den Menschen zu den höchsten Empfindungen auf religiösem Gebiet befähigen, so sind sie auch die psychologische Grundlage der Kunst; denn aus dem Symbol fließt die Ehrfurcht, aus der Charakteristik die Erschütterung, aus dem Ideal die Erhebung in das Menschenherz.

Bedenken gegen das Grundteilungsgesetz.

Von

Dr. Georg Wilhelm Schiele.

In diesem Gesetz fehlt zunächst die Hauptsache, nämlich Maßnahmen gegen das Zusammenlegen. Das ist ja die eigentliche Kulturgefahr einer geldwirtschaftlichen Zeit, wie die unsrige, daß agrarische und industrielle Magnaten den mittleren und kleinen Grundeigentümer auskaufen, wie jetzt in der Umgebung meiner Heimatstadt, eine kleine Ackerbürgerstadt, zur Hälfte ausgekauft worden ist. Das heißt, dem Volke die Wurzeln abschneiden. Nun aber kann man dem einzelnen Magnaten daraus keinen Vorwurf machen. Denn ihm wird ein Ackerhof nach dem andern aufgedrängt. Es kann nicht das Gewissen des einzelnen, sondern das Gesetz muß dagegen stehen, daß die Herdfeuer vermindert werden. Wie es das dänische Gesetz verlangt, so muß auch bei uns für jede verschwindende Hofwirtschaft wo anders eine neugegründete nachgewiesen werden.

Wir brauchen aber mehr als Erhaltung, nämlich Vermehrung der Herdstätten. Darum brauchen wir ein Gesetz für Parzellierung, ein Recht, welches das Teilen und Abtrennen erleichtert, welches dem abtrennenden Grundeigentümer dies Geschäft so bequem und vorteilhaft wie nur möglich macht.

Dies vorliegende Grundteilungsgesetz aber scheint mir nur ein Gesetz gegen das Parzellieren zu sein, ein Gesetz, welches nicht erleichtert und erlaubt, sondern nur verbietet. Was bringt es denn? Ein Genehmigungsrecht und ein Vorkaufsrecht. Aber ist das ein Recht für den Grundeigentümer, der verkauft oder für den Ansiedler, der kauft? Als die Ostlandfahrer, unsere Vorfahren, das große Werk der ostelbischen Kolonisation vollbrachten, da brachten sie mit ihr Schwert, ihren Pflug und ihr Recht, ihr

magdeburgisches Recht, was sie wahrscheinlich auswendig kannten. Auch für die moderne Kolonisation wäre ein klar verständliches gemeines Recht, das der einfache Ansiedler kennt und beherrscht, von allergrößtem Werte. Von solchem Rahmen gemeinen Rechtes, in welchem sich der Ansiedlungsvorgang von dem Unternehmungsgeist des Einzelnen getrieben, hundert- und tausendfach wiederholen könnte, ist hier keine Rede, sondern von einem Recht für die Behörde, fast alle Vorgänge auf dem Gebiete des Grundstücksverkehrs zu verbieten, die ihrem behördlichen Ermessen widersprechen. Dies Recht ist eigentlich nur eine allgemeine Vollmacht für die Behörde, ein Minderrecht für alle anderen. Es ist eine speziell preußische und deutsche Verwaltungskrankheit, daß wir zu viel Konzessionswesen haben, woraus ein Unwesen wird, das die Unternehmungsfreiheit allzu sehr erschwert. Auch im städtischen Siedlungswesen regiert der gleiche Fehler. Obwohl er dort nicht so verwüstend wirkt, wie im ländlichen, wird doch die Erkenntnis allgemeiner, daß wir zur Förderung des Kleineigentums an Stelle des Konzessionswesens ein klares Baurecht für den Grundeigentümer brauchen. Desgleichen brauchen wir für eine machtvolle Selbstbesiedelung des Landes durch das Volk eine klare Form ländlichen Ansiedlungsrechtes.

Zweck und Rechtfertigung zu so weitgehenden Eingriffen, wie das Genehmigungsrecht ist, liegen darin, daß die Zerschlagung verhindert werden soll, „wenn sie mit einer den gemeinwirtschaftlichen Interessen entsprechenden Grundbesitzverteilung, insbesondere auch mit den Zielen der staatlich geforderten inneren Kolonisation nicht vereinbar ist“.

Aber was ist denn innere Kolonisation? Unter innerer Kolonisation darf man doch nicht verstehen ausschließlich die Arbeit der Behörden und allenfalls der gemeinnützigen Gesellschaften. Vielmehr ist die rechte Kolonisation die, welche in einer Form gemeinen Rechtes von der Privatunternehmung, und zwar nicht nur der großen Privatunternehmung, geleistet wird. Ein Parzellierungsgesetz, welches die private Unternehmung nicht erleichtert, sondern erschwert, um der sogenannten inneren Kolonisation, d. h. der Kolonisation der Behörden und gemeinnützigen Gesellschaften allein das Land freizuhalten oder zuzutreiben, ist das Gegenteil einer inneren Kolonisation wie sie sein soll. Die private Unternehmung, wenn sie ihre Kraft regen soll, darf nicht unter ein ganz und gar willkürliches Genehmigungsrecht gestellt werden. Zwar muß es auf

dem Lande eine Ansiedlungsgenehmigung, vielleicht auch eine Teilungsgenehmigung geben, genau wie es in den Städten eine Baugenehmigung gibt. Aber diese Genehmigung muß unter klar und einfach formulierte Bedingungen gestellt sein, nach deren Erfüllung sie nicht verweigert werden darf.

In dem Gedankengang der Begründung nun, die diesem Gesetz beigegeben ist, scheint innere Kolonisation immer nur als eine Leistung des Staates gedacht zu sein, oder der vom Staate kontrollierten gemeinnützigen Gesellschaften. Daß sie am wirksamsten sein würde, wenn sie nicht als Staatsarbeit, sondern als Volksarbeit gegründet würde, dieser Gedanke klingt nirgends durch. Gemeinwirtschaftlich soll gearbeitet werden, darum soll das privatwirtschaftliche zurückweichen. Die Staatsinteressen sollen vorangehen, darum werden die Privatinteressen als feindlich angesehen. Zu guter Letzt steckt dahinter der verbreitete Irrwahn, daß nur die Gemeinnützigkeit allein etwas gutes leisten könne, der Erwerbsgeist aber mit Mißtrauen behandelt werden müsse. Es ist das der Irrtum mancher halbsozialistisch denkenden Beamten und Professoren, im Erwerbsgeiste etwas radikal Böses zu sehen. Sie sollten vielmehr täglich den Hut vor ihm ziehen. Schließlich fließt auch ihr Gehalt aus der Steuerkraft des Volkes. Die Steuerleistung im Ganzen aber wird geschaffen vom Erwerbsgeist. Ein Volk im Ganzen lebt nicht vom Gehalt, sondern vom Erwerbsgeist, auch nicht von Gemeinnützigkeit, sondern vom Unternehmungsgeist des Einzelnen, der für sich und die Seinen arbeitet. Darum wird das erwerbsmäßige Wirtschaften niemals aufhören, vielmehr ist es die Normalform menschlichen Wirtschaftens überhaupt. Wer den Erwerbsgeist nur mit Mißtrauen betrachtet, der hat das Wirtschaften des Volkes, die Volkswirtschaft, wie sie sein soll und muß, noch nicht von Grund aus verstanden.

Beispiel der Schädlichkeit eines Staatsmonopols oder auch nur der Bevorzugung gemeinnütziger Gesellschaften soll uns wiederum das städtische Siedlungswesen geben. Sollte man im städtischen Bauwesen das kommunale Bauen und das Bauen durch gemeinnützige Gesellschaften zur Regel machen, so würde man die Wohnungsproduktion in unerträglich enge Fesseln einschnüren. Gegenwärtig werden noch nicht 10 % des ungeheuren Wohnungsbedarfes des wachsenden deutschen Volkes durch diese Kräfte kommunalen und staatlichen und gemeinnützigen Bauens befriedigt und niemals kann auch nur die Hälfte dieses ganzen Bedarfes, so groß wie er ist,

dadurch gedeckt werden. Das wachsende deutsche Volk würde ohne Dach über seinem Kopfe bleiben, wenn es auf die Leistung des kommunalen und gemeinnützigen Bauens warten müßte. Nur die tausendfachen Unternehmungskräfte im freien Wettbewerb können diese große Volksarbeit leisten. Desgleichen muß die große Volksarbeit der Besiedlung des Landes kümmerlich und dürftig bleiben, wenn sie in die Form der Staatsarbeit und der Arbeit gemeinnütziger Gesellschaften gedrängt wird, der freie Wettbewerb der privatwirtschaftlichen Kräfte ebendadurch aber erstickt oder doch entmutigt wird.

Das Gesetz wendet sich hauptsächlich gegen zwei Schädlinge, nämlich erstens gegen die gewerbsmäßigen Güterschlächter und zweitens gegen die polnischen Parzellierungsbanken. Man treibt ja heute immer eine sozusagen desinfizierende Politik. Man entdeckt ein schädliches Bakterium und versucht es ferro et igni zu vernichten. Nur schade, man fängt es oft so an, daß die lebende Körperzelle, die beschützt werden soll, mit zugrunde geht. Das ist um so schlimmer, wenn das Bakterium überhaupt nur eingebildet war oder gar nicht ein solcher Schädling ist.

Da ist zunächst der gewerbsmäßige Güterschlächter. Gewerbsmäßig ist schon schlimm, Güterschlächter ist noch schlimmer. Wenn er nur ein privatwirtschaftlicher Bodenverteiler wäre, so könnte er gewiß gerade in unserem Zeitlaufe ein sehr nützliches Glied unserer Volkswirtschaft sein. „Aber er ist ein „Bodenspekulant“, ein „Zwischenhändler“. Als solcher treibt er die Preise (nach meiner Meinung senkt er sie ebenso sehr) und die Preise sind jetzt zu hoch, wie hoch darf man sie denn noch steigen lassen? (Vor 20 Jahren in den Caprivizeiten bestand das Unglück gerade darin, daß sie zu tief standen, daß sie sanken; nach meiner Erinnerung war das entschieden schlimmer.) „Die hohen Preise“, heißt es in einem Grenzbotenaufsatz, „sind keineswegs allein durch die Zollpolitik und durch den Landhunger städtischer Amateure für Rittergüter herbeigeführt, sondern besonders durch das Zwischenhandelsgeschäft der gewerbsmäßigen Güterzerteiler, in deren Interesse es liegt“ (möglichst billig zu kaufen, sollte ich meinen), „möglichst viel und oft umzusetzen und dafür zu sorgen, daß Angebot und Nachfrage auf dem Gütermarkt auch über das natürliche Maß hinaus rege sei und der lebhafteste Besitzwechsel herrsche.“ (Ist denn Besitzwechsel nicht eine Notwendigkeit, wenn man innere Kolonisation haben will?)

In der Begründung des Gesetzes heißt es:

„Ebenso unheilvoll, wie auf den Eigentümer, den der Händler zum Verkauf seines Besitzes bestimmt, ist der Einfluß des Händlers auf den landhungrigen Parzellenerwerber, der unter dem Eindruck von Anpreisungen und künstlich gesteigerter Nachfrage das begehrte Landstück überschätzt und sich verleiten läßt, zu hohe Preise zu zahlen. Dazu kommt gewöhnlich, daß er mangels genügender Barmittel genötigt ist, seinen Besitz dem Händler für das unter harten Bedingungen gestundete Kaufgeld zu verpfänden. Die Folge ist nicht selten Ueberschuldung und Zwangsverkauf." Dabei aber hat das polnische Parzellierungsgeschäft gerade auf diese Weise die riesigen Anstrengungen des preußischen Staates wettgemacht. Das Verfahren geschäftsmäßiger Parzellierung scheint demnach doch nicht so mörderisch für innere Kolonisation überhaupt zu sein. Selbst wenn subhastiert wird, bleibt ja die Besitzeinheit, die neu geschaffen ist, erhalten. Wo aber nicht subhastiert wird, da setzen Verkehrswert und Ertragswert einander schon nach und nach ins Einvernehmen; der langjährige Fleiß gleicht die Unstimmigkeit aus. Auch ist darüber zu streiten, wer für sein Volk wertvoller ist, der Ansiedler, der nur durch jahrzehntelange Mühen, aber aus eigener Kraft und Fleiß auf seiner Scholle sich hält, oder der Ansiedler, der sorgfältig vom Staate angesetzt, von der ersten Stunde an den Staat für sein Gedeihen verantwortlich hält.

„Namentlich in den letzten Jahren hat die polnische Innenkolonisation (welche auf solcher wirtschaftlich bedenklichen Güterschlächterei aufgebaut ist) die deutsche bei weitem geschlagen, und das war keineswegs der Sinn jener preußisch-deutschen Aktion, für die jetzt rund eine Milliarde Mark ausgegeben sind" (**Hinc illae lacrimae**). „Unter den ungesunden Güterpreisen leidet die vom Staat betriebene oder unterstützte Ansiedlungstätigkeit. Die Schwierigkeit, geeignetes Siedlungsland preiswert zu erwerben, beeinträchtigt die Förderung der inneren Kolonisation."

Innere Kolonisation ist in diesem Sinne eben nur die monopolisierte Staatstätigkeit, nicht das freie Besiedlungsgeschäft. Ist das nicht zu kurzsichtig vom Konkurrentenstandpunkt aus gesehen? Eure Arbeit ist mir im Wege, also soll sie erschwert werden! Würde das Volk, wenn es denken könnte, auch so denken? Dürfen wir überhaupt die hohen Preise beklagen? Hohe Grundstückspreise sind ein Zeichen blühender Volkswirtschaft, sinkende Grundstückspreise sind ein Zeichen leidender, siechender Volkswirtschaft. Die

Preise haben schließlich immer Recht und behalten immer Recht; weder vermag der Zwischenhändler sie zu treiben — selbst wenn er wollte (er ist aber gar nicht so dumm, das zu wollen) —, noch vermag eine weise Behörde sie zu senken, — der reine Baumfrevel, wenn sie es vermöchte —. Beide müssen die Preise nehmen, wie sie sind und zeigen, was sie damit leisten können. Schließlich liegt allen diesen Gedankengängen und Einfällen die falsche Idee von dem Charakter dessen, was man Spekulation nennt, zugrunde, daß sie nämlich so eine Art Teufelei sei, die Preise zu treiben. Die Spekulation will immer beides: Kaufen und Verkaufen, also hat sie ein ebenso lebhaftes Interesse an niedrigen Preisen wie an hohen. Wenn irgendeiner, der Preistreiber ist, so ist es der Staat. Ein reicher und zugleich ungeschickter Käufer, der auf dem Markt hinzukommt, treibt immer die Preise, und wenn er zu dem anderen sagt: Geh' nach Hause, ich will selber kaufen (Vorkaufsrecht), so treibt er erst recht die Preise. Weil nun der Staat einsieht, daß er selber es ist, der die Preise treibt, so kommt ihm der rettende Gedanke, einen großen Teil des konkurrierenden Geschäftes für gemeinwirtschaftlich schädlich und eingegeben vom Privatinteresse zu erklären und sich diesem und allem privatwirtschaftlichen Geschäft gegenüber ein allmächtiges Genehmigungs- und Verbotsrecht zu schaffen. Aber bald genug wird er wiederum einsehen, daß es tatsächlich nicht so einfach ist, der Schulmeister und Stockmeister des wirtschaftlichen Lebens sein zu wollen und zu Gericht zu sitzen über dasjenige, was gemeinwirtschaftlich schädlich ist und was nicht. Der einfache Maßstab, daß etwas der staatlich betriebenen inneren Kolonisation schädlich sein könnte, kann doch nicht immer genügen.

Wer ist denn ein gewerbsmäßiger Güterschlächter? In der Begründung heißt es darüber: „Wann eine Tätigkeit als „gewerbsmäßig" anzusehen ist, ist durch zahlreiche gerichtliche Urteile entschieden." (O weh, klarer nicht; bei zahlreichen gerichtlichen Urteilen denkt der Laie gleich an einen Rattenkönig von Prozessen.) „Danach muß die Tätigkeit auf Gewinn gerichtet sein (man könnte hier boshafterweise einschalten, es sei doch eigentlich zu bedauern, daß die staatliche Arbeit durchschnittlich mehr auf Verlust gerichtet ist) und entweder fortgesetzt entfaltet werden oder es muß doch der Wille vorhanden sein, sie fortgesetzt zu entfalten." Das scheint also eine Personalfrage zu sein; denn einen fortgesetzten Willen kann doch nur eine Person haben. Es wird also in Zukunft eine Reihe von Personen geben, welche gewerbsmäßige Gütervermittler

heißen und welche unter Kontrolle stehen. Aber das genügt doch nicht, man muß auch sachliche Kriterien haben und fragen, wann ist denn eine Zerteilung gewerbsmäßig? Etwa dann, wenn sie Gewinn bringt? Auch kann es ja sein, daß der gewerbsmäßige Güterschlächter sich nur von ferne beteiligt, wie es in der Begründung heißt, „indem er die Eigentümer der Grundstücke, die nach außen hin selbst als Unternehmer auftreten, berät und mit Geld und Kredit unterstützt und besonders auch Kauflustige durch Darlehen in den Stand setzt, Landstücke zu erwerben". Ja, jeder ehrliche Grundeigentümer, der eine Zerteilung oder Abtrennung seines Grundstückes unternimmt, wird unter die Lupe genommen werden müssen, ob er nicht etwa einen fortgesetzten Willen auf Gewinn im Busen hegt. Ja, dieser „fortgesetzte Wille auf Gewinn" ist so sehr das Natürliche, das Wirtschaftliche an sich, daß er überhaupt nicht auszurotten ist und überall wuchert, wo man es auch nicht denkt und nicht haben will. **Naturam expellas furca tamen usque recurret.** Wenn man das privatwirtschaftliche Gewinninteresse aus ehrlichem Tageslicht verbannt, so wird es heimlich unter unzähligen Masken einherschleichen und mit der Genehmigungsbehörde Blindekuh spielen. Es wird sich sogar in die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften einschleichen und mit der heiligen Gemeinnützigkeit seinen Spott treiben. Vernichtet wird es nicht, solange ein Volk noch nicht ganz verlernt hat, selbständig, vernünftig zu wirtschaften. Denn wirtschaften heißt gewinnen und nicht verlieren wollen.

Wenn man der wucherischen Güterschlächterei wirksam begegnen will, so sorge man für reichlichen Wettbewerb auf dem Gebiete des privatwirtschaftlichen Verkehrs. Wucher gibt es nur, wo der Nachfrage kein genügendes Angebot gegenübersteht, dem Landhunger zu wenig Landangebot. Die wucherische Bodenspekulation in der Stadt sowohl wie auf dem Lande besiegt man aufs leichteste damit, daß man *die Spekulation aller ehrlichen Leute befreit*; damit verhundertfacht man das Angebot und das wirft alle wucherischen Preise. Man schaffe ein bequemes, billiges Abtrennungsverfahren, das jedem Grundeigentümer es leicht macht, mit Landangebot zu antworten, wo Landfrage auftritt. Abtrennung, sage ich, nicht Zerteilung; denn Zerteilung ist immer schon das schwierigere und umständlichere Geschäft. Der freie privatwirtschaftliche Verkehr allein ist imstande, der gefährlichen Gewinnsucht, dem Wucher wirksam zu begegnen.

Aber die gewerbsmäßige Güterschlächterei ist ja nur der mindere

Schädling, der bekämpft werden soll. Der Haupteifer gilt dem polnischen Kolonisierungsgeschäft überhaupt; und hier liegt doch gewiß eine Staatsnotwendigkeit ersten Ranges. Ist das so? Nach meinem Denken und Fühlen ist es geradezu ein Frevel am deutschen Volke, wenn man ihm Gesetze aufhängt, die eigentlich nur oder hauptsächlich gegen die Polen erdacht sind. Die Polen haben eine völkische, nicht staatliche Kolonisationsarbeit, so fruchtbar, wie wir sie uns wünschen, so erfolgreich, daß sie im nationalen Kampf um den Boden der preußischen Staatsarbeit nicht nur standgehalten, sondern sie übertroffen hat. Um diese Arbeit des polnischen Volkes aufzuhalten, macht man ein Gesetz gegen die Arbeit des Volkes überhaupt, auch des deutschen, um des Scheines der Gerechtigkeit willen, obwohl dem deutschen Volke leider, leider gerade diese völkische Arbeit fehlt und man sie mit allen Mitteln hervorlocken müßte. Das ist ja gerade die Stärke der Polen und die Schwäche der Deutschen, daß jene eine völkische Kolonisationsarbeit haben und wir nur eine staatliche.

Warum dringen die Polen vor? Ist es Bosheit, nationale Feindschaft, die sie vorwärts treibt? Ach nein, so Großes leistet der nationale Gedanke allein auch bei den Polen nicht, sondern es sind allmächtige, übermenschliche wirtschaftliche Gründe, die sie vorwärts treiben, und diese liegen gerade in der deutschen Volkswirtschaft. Weil dem deutschen Volke in seiner riesenhaft wachsenden, städtischen, industriellen Kultur so ungeheure Arbeitsmöglichkeiten, Arbeitspflichten zugeworfen werden, die es erfüllen soll und muß, darum reicht zurzeit seine Volkskraft nicht aus, auch die landwirtschaftliche Arbeit wie bisher zu bewältigen, darum zieht sich das deutsche Volk zurück vom Lande, der Eigentümer von der Scholle und der Lohnarbeiter von der Arbeit. Aus horror vacui rückt der Pole nach. Er muß nachdringen, ob er will oder nicht. Das deutsche Volkstum ist wie ein Meeresteil, der plötzlich tiefer geworden ist; er zieht seine Wassermassen zusammen und die benachbarten Wassermassen rücken nach. Will man das ändern, so muß man die deutschen Volkskräfte stärken, die deutsche Wachstumskraft vermehren, damit das deutsche Volk Nachwuchs genug habe, um die industrielle und die landwirtschaftliche Arbeit zugleich zu leisten. Nur vom deutschen Nachwuchs hängt es ab, ob das Polentum vordringt oder zurückbleibt. Schikanöse Gesetze gegen den Volksnachbar helfen dagegen so wenig wie Drahtzäune gegen Wasserfluten.

Darin allein liegt die wahre Polenpolitik, daß wir dem deutschen Volke etwas Besseres geben als die bisherige staatliche und gemeinnützige Ansiedlungspolitik. Diese hat sich als unzureichend erwiesen. Sie arbeitet zu langsam und zu teuer. Bis jetzt waren Wind und Sonne für die Polen. Sie fochten als Volk, wir nur als Staat. Versuchen wir doch im deutschen Volke, alle Wachstumskräfte zu befreien, den tausendfachen Unternehmungsgeist des Einzelnen, das Erwerbsinteresse des kleinen Mannes, welcher das Land sucht, und den Geschäftsgeist des Grundeigentümers, welcher Land abgibt, geben wir ihnen eine innere Kolonisation, worin auch die stärkste wirtschaftliche Kraft, der privatwirtschaftliche Unternehmungsgeist sich betätigen kann, geben wir ihm eine völkische Kolonisationsarbeit an Stelle der staatlichen, monopolisierten, die wir bisher haben, — dann allein werden wir das Vordringen der Polen aufhalten können.

Man lehrt das eine Kind nicht dadurch spielen, daß man dem anderen sein Spielzeug zerschlägt. Darin liegt die eigentliche und schlimmste Polengefahr, daß wir uns unsere gesamte innere Politik vergiften und verderben, um der Polenfrage willen. Es ist das mit allen großen Problemen unseres innerpolitischen Lebens so. So wie wir hier in der inneren Kolonisation den Weg zum befreienden Gesetz nicht finden, sondern auf dem falschen Gleis einer nicht befreienden, sondern bevormundenden und verbietenden Verwaltungsarbeit stecken bleiben — um der Polen willen, so geht es uns mit jedem Versuch, wahre Volksfreiheit zu mehren und zu bessern, z. B. größere geistige Freiheit und provinzielle Selbständigkeit im Schulwesen. Nein, das geht nicht: die Polen! Selbstverwaltung in den Krankenkassen? Nein, die Polen! Ein freieres kommunales Wahlrecht? Nein, die Polen! Das deutsche Volk wird noch an allen Rechten der Freiheit, die es hat und haben möchte, und an der Freiheit überhaupt irre werden, um der Polen willen. Ist es denn wirklich vernünftig, daß das hundertmal größere deutsche Volk um dieser Polen willen leide! Ist die Politik wirklich nur eine blinde nationale Prügelei, wobei man nicht einmal hinfühlen darf, ob man sich oder den andern schlägt? Ist es nicht erlaubt, sein bischen menschliches Vernunftlicht zu Hilfe zu nehmen? Es gibt für das deutsche Volk wahrhaftig noch etwas Wichtigeres als Polenpolitik. Wenn das deutsche Volk sich seine richtige und notwendige Agrarpolitik ausdenken will, so lasse es einmal das Polenproblem ganz und gar unter den Tisch fallen und

sinne nur auf das, was ihm frommt, nicht aber, was jenen schadet. Es kann uns gar nichts Schlimmeres passieren, als wenn der Ostmarkenverein sich anmaßt, unsere Agrargesetze machen zu wollen. Hier steht Größeres auf dem Spiele als nur Polenpolitik: das Wohlbefinden der deutschen Nation.

Neben dem Genehmigungsrecht soll die Hauptwaffe im Völkerkampf das staatliche Vorkaufsrecht werden. Das wird nun folgende schlimme Folgen haben. Bisher galt der Verkauf deutschen Bodens an die Polen als ein Vergehen gegen das Gemeininteresse des deutschen Volkes. Nunmehr wird es einen staatlich approbierten Verkauf deutschen Bodens an die Polen geben, wenn nicht der Staat alles deutsche Land, was zu Markte kommt, aufzukaufen bereit ist. Immer wird es heißen: Staat, kaufe mich, du hast ja das Vorkaufsrecht, oder ich gehe an den Polen. Welch ungeheure Gefahr der Korruption für das Deutschtum. Und letzten Endes helfen alle diese Gesetze nichts. In dem Maße, als man das polnische Parzellierungsgeschäft erschwert oder erdrückt, wird man sehen, daß der freihändige Verkauf deutschen Landes an Polen zunimmt, unter immer wechselnden Masken und Verschleierungen. Außerdem ist gefährlich, daß, weil im Gesetz der Begriff Pole nicht vorkommt, — sehr mit Recht, denn wer ist denn schließlich ein Pole — sehr leicht einmal der eigentliche Zweck des Gesetzes, die Polenbekämpfung, aus dem Gesetz herausgedrückt werden könnte, weil eine andere Landtagsmajorität oder ein anderer Minister das Gesetz anders verstehen wollen. Gemeinnützig oder gemeinwirtschaftlich können die Polen ebenso gut sein wie wir. Kein Gesetz, nur rücksichtslose Verwaltungswillkür weiß, wer ein Pole ist und wer nicht. Und was bliebe dann von dem ganzen Gesetz für das deutsche Volk übrig?

Aber wir dürfen den Hauptzweck des Vorkaufsrechtes nicht vergessen. Nicht nur zur Abwehr der Polen, sondern hauptsächlich zur Landbeschaffung für die innere Kolonisation ist es erdacht. Und das ist allerdings ein sehr wichtiges und ernstes Ziel. Denn ohne reichliches und billiges Landangebot gibt es keine innere Kolonisation. Daher ist es nur begreiflich, daß dieses Vorkaufsrecht große Verführungskraft hat für jeden wahren Freund der inneren Kolonisation. Trotzdem ist es Pflicht, sich die Bedenken dagegen nicht zu verhehlen. Ist es nicht doch ein zu gewalttätiges Mittel für einen Zweck, der auf eine andere Weise leichter und sicherer er-

reicht werden könnte? Heißt es nicht mit Kanonen auf die Hasenjagd gehen, wobei die Kanonen die Hasen verjagen?

Man unterscheidet Bauernansiedlung und Arbeiteransiedlung (letztere besteht nur zur Hälfte in Ausstattung mit Eigenland, zur anderen Hälfte in Ausstattung mit Pachtland und in Sicherung der Arbeitsgelegenheit). Von diesen beiden ist die Bauernvermehrung sozusagen eine säkulare Aufgabe, welche langsam und sicher geleistet werden muß, nicht stille stehen soll, aber auch nicht übereilt werden kann. Die Arbeitervermehrung dagegen ist eine höchst eilige Angelegenheit. Nun mag für die Bauernsiedlung vielleicht der Ankauf und die Verteilung eines ganzen Gutes die Normalform sein, obwohl doch eigentlich nur aus dem Grunde, weil man meint, nur immer neue ganze Gemeinden schaffen zu müssen; und diese Umständlichkeit wiederum findet ihre Rechtfertigung nur darin, daß die Ordnung der öffentlich rechtlichen Verhältnisse noch keine befriedigende Form bei uns gefunden hat. Was aber die Arbeiteransiedlung anbetrifft, so ist Ankauf und Zerteilung eines ganzen Gutes für diesen Zweck allemal des Guten zu viel. Gerade der Großbesitz soll und darf nicht zertrümmert werden, wenn man eine Vermehrung des untersten Standes, des Standes der Besitzlosen betreiben will. Zu jedem Lohnarbeiter gehört notwendigerweise ein Arbeitgeber und zu einer Vielzahl von Arbeitern ein großer Arbeitgeber. Um dem deutschen Volke seinen untersten Stand auf dem Lande, den der besitzlosen Lohnarbeiter, wiederzugeben, müssen wir gerade den Hauptteil des Gutes erhalten und dürfen nur den 50. oder vielleicht den 20. Teil davon nehmen. Wohlverstanden, diese Vermehrung der besitzlosen Arbeiter verlangen wir nicht, um die Großagrarier mit Arbeitern zu versorgen, ich zum wenigsten nicht, denn ich verlange, daß ihnen Opfer für diesen Zweck auferlegt werden, nämlich ein Kopfzoll auf ausländische Arbeiter; sondern diese Vermehrung des Standes der Besitzlosen ist eine Notwendigkeit um des Volkes willen, weil ein Volk im nationalen Kampfe, der ja nicht mit Reden und Artikeln, sondern mit dem Fleiß der Hände ausgefochten wird, nicht bestehen kann, wenn ihm dieser Stand der Besitzlosen auf dem Lande, das eigentliche Landvolk, fehlt, welches die Rekruten für die Heere des Krieges und der Arbeit zu liefern hat. Das Naumannsche Programm, Bauerndorf an Bauerndorf bis zur russischen Grenze, ist ein Programm für den St. Nimmerleinstag, und nicht einmal das richtige; denn auch die Bauern brauchen neben und unter sich einen Arbeiterstand, damit

auch der besitzlose Nachwuchs sein täglich Brot finde. Wollen wir den Kampf zwischen Polentum und Deutschtum, den wirtschaftlichen Kampf um den Boden, in welchem jetzt die Polen vordringen, zum Stehen bringen, so müssen wir den Landarbeiterstand vermehren, und wollen wir den Landarbeiterstand vermehren, so ist die Aufteilung des Großbesitzes zuviel, so brauchen wir vielmehr überall nur eine Abtrennung eines winzig kleinen Landteiles. Uebrigens nicht nur um des völkischen Kampfes willen, sondern um der eigenen Volksgesundheit und Volksbeständigkeit willen brauchen wir solche Vermehrung des kleinen Grundeigentums; und die für das Volk fruchtbarste Verteilung des Grundbesitzes ist nicht die konsequente Vernichtung der Großen, sondern die Mischung von großem, kleinem und kleinstem Grundeigentum. Es handelt sich hier um eine Entscheidung, wo jeder klar bekennen muß, was ihm nun eigentlich an der inneren Kolonisation die Hauptsache ist. die Vermehrung des Landvolkes oder die Zerteilung des Großbesitzes, die Liebe oder der Haß.

Was wir an Stelle solches gigantischen Vorkaufsrechtes für den Staat brauchen, ist ein einfaches Abtrennungsverfahren. Nicht Zerteilung, sondern Abtrennung ist das richtige. Ein Abtrennungsverfahren, welches dem Verkäufer so wenig Geld und Umstände wie möglich kostet, welches ihm bei der Abtrennung einen Vorteil läßt, einen Gewinn, einen Wertzuwachs. Dann wird es überall da Landangebot geben, wo auf der anderen Seite ein annehmbarer Preis geboten wird. Der Käufer hat auch das lebhafteste Interesse daran, daß ein Verfahren geschaffen werde, welches reichliches Angebot und dadurch reichliche Auswahl schafft. Das erstickt den Wucher, schafft reelle und konstante Preise, auf die sich das wirtschaftliche Leben einrichten kann. Ein solches Abtrennungsverfahren sollte einen Rahmen gemeinen Rechtes für jedermann bieten und wäre das Gegenteil jenes Staatsmonopols, das durch das Vorkaufsrecht geschaffen wird. Mensch und Erde brauchen einander wie Mann und Weib zur Ehe. Der Boden soll unterwegs sein, den besten Wirt zu suchen und der Wirt sucht die Scholle, die für ihn paßt. Das Suchen und Wählen hat auch sein Recht, sowie nachher die eheliche Treue. Damit sie sich finden, muß es zugehen wie beim Pfingsttanz im Dorf unter der großen Linde. Die Mädels locken und die Burschen fordern auf. Angebot und Nachfrage müssen sein; das eine muß das andere hervorrufen. Je mehr Mädels und Burschen, um so lustiger ist die Sache. Wie

kommt nun wohl das Höchstmaß von Tänzen, Verlobungen, Ehen und Käufen zustande? Etwa indem der Dorfschulze auftritt und nach einer Liste ausruft: du Bursch nimmst dieses Mädchen? Nein, sondern in möglichster Freiheit, heimlich und offen muß der Bursch seinem Mädel nachgehen können. Lustig und nicht zu pedantisch muß es zugehen. Der Staat hat keine höhere Aufgabe, als die Gelegenheit zu machen, die Wiese zum Tanz herzugeben, den freien Markt, die Rechtssicherheit und keine zu hohen Steuern auf das Tanzen zu legen.

Man meint, das Vorkaufsrecht würde die Preise verbilligen. Ich verstehe nicht, wie man das erwarten kann. Es soll beitragen, eine zahlreiche Masse von Käufern vom Gütermarkt zu verdrängen und damit der ungesunden Preissteigerung und Lockerung des Grundbesitzes entgegen zu wirken. Aber indem diese Klasse verscheucht wird, tritt doch ein anderer sehr reicher und nicht sehr gewandter Käufer auf den Markt. Auch das Genehmigungsrecht wird die Preise nicht drücken, indem es einen gewissen Zwischenhandel ausschließt, sondern im Gegenteil gerade dadurch erhöhen. Die Beteiligung der Gemeinde und des Staates am Grundstückshandel hat noch nirgends verbilligend gewirkt.

Nehmen wir einmal an, die Polen haben jährlich 10 Millionen in der Hand, um Land damit zu kaufen, und nun kommt der Staat mit seinem Vorkaufsrecht und kauft auch für 10 Millionen, so ist das eine Verdoppelung der Nachfrage, die notwendig die Preise treiben muß.

Die Bodenreformer und Wohnungsreformer haben einst den Städten geraten, sich mit aller Kraft des städtischen Grundstückshandels zu bemächtigen, weil sie meinten, die Preise würden dadurch verbilligt werden. Aber nirgends sind die Preise höher, als wo die Städte diesem Rate gefolgt sind und der größte Teil des Landes in der Hand der Gemeinde ist. Es ist eben ein Irrtum, zu meinen, Zwischenhandel verteure die Preise.*) So auch hier wird man nur eine Verteuerung erleben.

Diese Verteuerung würde noch mehr in die Augen springen, wenn man die wirklichen Unkosten, welche das Volk bezahlen muß, auch alle darauf rechnete. Das Genehmigungsrecht und das Vorkaufsrecht betreffen fast alle Verkäufe auf dem gesamten Grundstücksmarkt des größeren Teiles von Preußen. Sollen beide Rechte

*) Siehe hierüber G. W. Schiele: Spekulation und Preisbildung. Spandau. Verlagsbuchhandlung Deutscher Hausbesitzer.

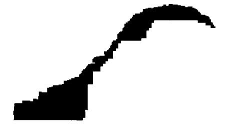
gewissenhaft überall erwogen werden, so brauchen wir einen ganz gewaltigen Beamtenstab. Eigentlich brauchen wir eine Art agrarischen Generalstab, der im Voraus für jeden Verkauf gerüstet und immer mobil ist. Denn jedes preußische Gut kann ja durch Tod oder andere Gründe jederzeit auf den Markt gebracht werden. Hat man auch schon einmal ausgerechnet, wieviel Geschäfte das sind? Ob es denkbar ist, daß der Regierungspräsident das bewältigt, oder ob eine kollegial arbeitende Grundteilungskommission das leisten kann, ohne für den privaten Verkehr unerträgliche Verschleppungen herbeizuführen? Ich sollte meinen, nur eine Behörde wie die Generalkommissionen könnte dieser Arbeit gewachsen sein. Alle diese Beamtenarbeit muß natürlich vom Volke bezahlt werden und verteuert das Werk der inneren Kolonisation. Das richtige ist vielmehr, daß der Staat eine Behörde einrichtet, unter deren Aufsicht die privatwirtschaftliche Unternehmungskraft nach den unabschaffbaren Gesetzen der Erwerbswirtschaft sich betätigt. Präsident Metz hat auf der Tagung der Gesellschaft für innere Kolonisation ein solches Programm, wenn ich recht verstanden habe, entworfen.

Außerdem werden natürlich, damit das Vorkaufsrecht angewendet werden kann, enorme Kaufgelder als Staatsanleihen gefordert werden müssen, um so mehr, je mehr man kolonisiert. Da ist es von höchster Wichtigkeit, einmal die Frage aufzuwerfen, ob es überhaupt richtig ist, ein derartiges Werk aus Staatsmitteln zu finanzieren. Ob Staatskredit oder Volkskredit, so könnte man kurz die Frage formulieren. Auch in der städtischen Wohnungsfrage ist die Kreditfrage das wichtigste. Daß bei uns der Kleinhausbau nur Ausnahme ist, als kleine Einzelunternehmung so gut wie unmöglich ist und in der Form gemeinnütziger Gesellschaften nur ein kränkliches Dasein hat, das liegt zum größten Teil daran, daß alle unsere Realkreditquellen für die kleine Unternehmung so gut wie nicht vorhanden sind, sondern ihre gewaltigen Reichtümer Jahr um Jahr nur der großen Unternehmung zuwenden. Hierauf nachdrücklichst hingewiesen zu haben, ist das Verdienst des Generallandschaftsdirektors Kapp.

Sowohl die Hypothekenbanken, wie die große private Lebensversicherungsgesellschaft geben mit Vorliebe nur 100000 Mark Hypotheken. Obwohl das Volk, der kleine Mann durch seine Sparkraft einer der größten Kreditgeber ist, kommt doch seine Ersparnis nicht ihm selbst, seiner Unternehmungskraft, seinem eigenen kleinen

Haus zu Gute, sondern wird durch unsere Einrichtungen verschleppt an die großen Unternehmungen, die notgedrungen daraus Mietskasernen bauen. Soll das anders werden, so müssen wir Kreditquellen für den Kleinhausbau schaffen, am besten einen bequemen, direkten Weg, auf welchem das Sparkapital des kleinen Mannes im Volk der kleinen Unternehmung im Volk als Realkredit zufließen kann. Da sind nun zwei Wege denkbar. Der eine ist der Umweg über den Staatskredit. Dieser wird vom Reichsamt des Innern erwogen. Bewilligung von einigen hundert Millionen für Unterstützung von Kleinhaus- und Kleinwohnungsbauten. Aber dies scheint uns nicht das richtige. Das ist ein Umweg gleich gefährlich für den Staatskredit, wie für den Volksbedarf. Solche riesigen volkswirtschaftlichen Bedarfe können und sollen nicht durch den Staatskredit befriedigt werden. Der Bedarf wird dadurch eingeschränkt und der Staatskredit dadurch gesprengt. Was würde man zu einem Wasserbauingenieur sagen, der ein kostspieliges und empfindliches Pumpwerk anlegt, wo das natürliche Gefälle zu Gebote steht? Hier ist allein der privatwirtschaftliche Weg der Kreditvermittlung der richtige. Der Staat möge nur vernünftige Einrichtungen zur Ueberleitung des Kredites schaffen. Diese Einrichtungen heißen Pfandbriefinstitute, von der Provinz eingerichtet und garantiert, damit sie öffentliches Vertrauen haben. Solche Forderungen werden in dem Referat, das Justizrat Baumert dem Reichsamt des Innern vorgelegt hat, vertreten.

Das gleiche Problem liegt hier auch bei der ländlichen Siedlung vor. Auch innere Kolonisation, wenn sie so wächst, wie sie wachsen soll, braucht Realkreditquellen. Und zwar wäre es am besten, diese speisten nicht gemeinnützige Gesellschaften, sondern könnten direkt der einzelnen kleinen Unternehmung zugewandt werden. Wie aber? Dafür sind wiederum zwei Wege denkbar; der eine führt über den Staatskredit, läßt alle gewaltigen Summen, die aufgewendet werden, über das Schuldbuch des Staates fließen. Der andere ist der privatwirtschaftliche und führt durch eine öffentlich-rechtliche Einrichtung (Rentenbank) von dem Privatkapital zur Privatunternehmung. Der letztere scheint mir für beide Teile der bessere zu sein. Wenn auch der einzelne Ansiedler beim Staatskredit sich besser stehen mag, die Gesamtheit aller möglichen Ansiedler und das Volk im ganzen, als Steuerzahler, als Haushalter, mit seiner wirtschaftlichen Kraft, steht sich besser bei der privatwirtschaftlichen Abmessung des Kredites. Will man eine große Volksarbeit in Gang bringen, so muß man



auch den wirtschaftlichsten Weg dazu suchen. Die Steuerleistung an den Staat ist wahrhaftig nicht der billigste Weg. Die Steuer muß vom Volke erst auf eine saure Weise verdient werden; danach wird sie erhoben, wobei Werte verloren gehen, darauf wird sie verwaltet, wobei nochmals Werte verloren gehen; nunmehr wird sie für den beabsichtigten Zweck aufgewendet. Wenn nun der gewünschte Zweck nicht erreicht wird, so kann man von der Kraft des Volkes sagen: verdient, erhoben, verwaltet, vergeudet. Das Enteignungsrecht war schon eine kostspielige Finanzierung der inneren Kolonisation, das Vorkaufsrecht wird genau besehen noch teurer werden. Am billigsten ist und bleibt der privatwirtschaftliche Verkehr.

Wie kommt es eigentlich, daß gegenüber all den großen wirtschaftlichen Aufgaben, die uns die Zeit stellt, städtische Wohnungsfragen, innere Kolonisation weder die Regierung noch die Volksvertretung den richtigen Weg findet, keine helfende und befreiende Gesetzgebung fertig bringt, sondern immer nur verfällt auf bodenreformerische Phantastereien, verwaltungstechnische Kunststückchen, chikanöse Unterdrückungsgesetze? Nach meiner Meinung liegt es daran, daß eine verkehrte Ansicht der wirtschaftlichen Vorgänge, eine unternehmungsfeindliche Wertung des Wirtschaftslebens sich der meisten Köpfe bemächtigt hat, welche eine Art Sozialismus der Unbewußten ist und keinen anderen Urquell hat, als die Lebensfremdheit unserer Gelehrten und Beamten. Man kann solche Köpfe zu jedem Unsinn und jeder Untat verführen, wenn man ihnen was von der Spekulation vorredet und dabei ist doch das menschliche Wirtschaften, ja das menschliche Leben überhaupt von Natur aus nichts anderes als Spekulation, nämlich ein Arbeiten auf Zukunft. Wer die große Kolonisationsarbeit eines großen Volkes ohne den wirtschaftlichen Unternehmungsgeist des Einzelnen betreiben lassen will, wer den Menschen das Spekulieren, d. h. das Arbeiten für die Zukunft und auf den Lohn der Zukunft, den Gewinn, verbieten will, der muß ein Herrgottswerk betreiben können, der muß selber ein Herrgott sein. Das preußische Beamtentum aber, so tüchtig es ist, ist kein Herrgott und seine Herrgottspielerei wird schließlich kläglich zu Schanden werden.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Dietrich Heinrich Kerler: **Jenseits von Optimismus und Pessimismus.** Versuch einer Deutung des Lebens aus den Tatsachen einer impersonalistischen Ethik. Ulm. Heinrich Kerlers Verlag.

Wie der Untertitel des Buches andeutet, wird in ihm der Versuch gemacht, die Frage nach dem Sinn des Lebens „unter prinzipiellem Verzicht auf Untersuchungen über das Wesen der Wirklichkeit, also im Gegensatze zu aller offenen oder versteckten Metaphysik, genau so gut aber auch zu allem Positivismus rein aus den Tatsachen der Ethik heraus zu beantworten". Die Lebensanschauung, die sich dabei herausbildet, nennt der Verfasser „Impersonalismus".

Nach Ablehnung des ethischen Subjektivismus (Die Sophisten, Stirner), der jede Unterwerfung des Subjekts unter ein wie immer geartetes positives Lebensprinzip zurückweist, des Hedonismus, der nur nach sinnlicher Augenblickslust strebt, des sog. ästhetischen Lebensideals, für das sich das Ethische mit dem Aesthetischen deckt, sowie der Pseudopersönlichkeitskultur und seiner Forderung, das eigene Ich unter allen Umständen durchzusetzen, beginnt der Verfasser seine Darlegungen mit einer Kritik des Individualeudämonismus. Auch diesem ist es eingestandenermaßen nicht um Sittlichkeit, sondern nur um die eigene Glückseligkeit zu tun, wennschon er immerhin insofern wenigstens im Vorhof der Sittlichkeit steht, als er jene auf sittlichem Wege zu erreichen strebt. Dabei wird die Kongruenz von Glück und Sittlichkeit vorausgesetzt; diese ist jedoch etwas rein individuell Bedingtes, und damit bleibt auch der Individualeudämonist letzten Endes im Subjektivismus stecken. Im Gegensatze hierzu verlangen der Altruismus und Sozialeudämonismus unter Verzichtleistung auf das eigene Glück das Glück des Andern und der Allgemeinheit zu befördern, verwickeln sich aber damit in den Widerspruch, daß nicht einzusehen ist. warum mein Glück weniger wesentlich sein sollte als dasjenige eines Mitmenschen bezw. der Allgemeinheit, die sich doch als solche nur aus den Einzelnen zusammensetzt, ganz abgesehen davon, daß auf diesem Standpunkte die Gesinnung neben dem Erfolge keinen Raum findet.

Zu den eudämonistischen Moralprinzipien rechnet Kerler auch das Hartmannsche Prinzip der Eudämonie des Absoluten, übersieht bei dessen Kritik jedoch, daß das Anstößige des Eudämonismus nicht darin liegt, daß er überhaupt irgendwelches Glück als letztes Ziel des Handelns hinstellt, sondern das Glück eines einzelnen menschlichen Individuums oder einer Gesamtheit solcher und jenes noch dazu in positivem Sinne bestimmt. Der Eudämonismus des Absoluten im Sinne Hartmanns ist logisch und sittlich unanstößig, weil das Absolute ja kein Individuum ist, dessen Eudämonie mit derjenigen anderer Individuen in Konflikt geraten könnte, der Eudämonismus in Beziehung auf das Absolute auch nicht dazu führen kann, höhere Zwecke hinter den eudämonistischen Gesichtspunkt zurückzustellen, da er ja nach Hartmann selbst der denkbar höchste Zweck, und schon durch seinen privativen Charakter davor geschützt ist, von den Individuen aus egoistischen Gründen erstrebt zu werden. Der Vorwurf Kerlers gegen Hartmann, daß er die sittlichen und geistigen Werte zu bloßen Mitteln für die Eudämonie des Absoluten „herabwürdige", kann nur von einem Standpunkte aus erhoben werden, der das Sittliche für einen Selbstzweck hält, wohingegen es nach Hartmann an einem Zwecke hängt, der selbst nicht mehr sittlich, sondern übersittlich ist, ein solcher aber vernünftigerweise nur die Eudämonie des Absoluten sein kann. Das schließt jedoch in keiner Weise aus, daß nicht auch für Hartmann die Sittlichkeit als solche durchaus impersonalistischer Art im Sinne Kerlers sein müßte und nur ein solches Handeln sittlich heißen könnte, das unter Absehung von allem persönlichen Glück oder aller subjektiven Befriedigung einzig und allein in der Erfüllung seiner Pflicht bestände. Ist doch die Selbstlosigkeit des sittlichen Handelns von wenigen entschiedener als gerade von Hartmann betont und die Ausschließung aller eudämonistischen Gesichtspunkte von ihm so rücksichtslos gefordert worden, daß es seiner Ethik geradezu den Vorwurf eines überspannten Rigorismus eingetragen hat. Einem Satze, wie den: „Der Sinn des Lebens besteht ausschließlich im Dienst des Göttlichen, nicht und in gar keiner Hinsicht in den egoistischen Gefühls-Begleiterscheinungen dieses Dienstes", hätte Hartmann ohne weiteres zugestimmt. Und wenn Kerler schreibt: „Wir sind nicht dazu ins Leben gestellt, um unseren Frieden zu finden, sondern um Aufgaben zu lösen", so sind zahlreiche Parallelen hierzu in Hartmanns ethischen und religionsphilosophischen Schriften aufzufinden, nur daß eben Hartmann nicht die Eudämonie schlechthin, sondern nur die phänomenale Eudämonie, die sich auf die Erscheinungsindividuen bezieht, als den höchsten sittlichen Gesichtspunkt abweist, wohingegen die Eudämonie des Absoluten wegen ihrer übersittlichen Beschaffenheit von den Einwänden gegen die phänomenale Eudämonie völlig unberührt bleibt. Unsittlich ist auch nach Kerler eine Handlung nur dann, wenn deren Endzweck subjektive Befriedigung ist. Da jedoch die Eudämonie des Absoluten nicht subjektiv von irgendwelchen Individuen empfunden wird, so vermag sie auch die Reinheit der individuellen sitt-

lichen Betätigung nicht zu trüben. Sie ist kein personalistischer, sondern ein impersonalistischer Zweck im Sinne Kerlers. Aber auch die phänomenale Eudämonie ist nicht, wie Kerler behauptet, überhaupt nicht sittlich, sondern nur nicht in ihrer Verbindung mit dem Egoismus, in ihrer individuellen Beschaffenheit. Als Sozialeudämonismus ist der Eudämonismus zwar allerdings nicht der höchste und maßgebende ethische Gesichtspunkt, allein daß er überhaupt kein ethischer Gesichtspunkt sei, der „echte" Impersonalismus folglich nicht bloß in der Abstraktion von allem persönlichen Glück, sondern vom Gedanken des Glücks, auch des fremden, überhaupt bestehe, erscheint als eine arge Uebertreibung. Es gibt höhere sittliche Gesichtspunkte als das Wohl der Allgemeinheit. Auch die Förderung des Wohls der Andern kann letzten Endes nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zu höheren Zwecken sittlichen Wert beanspruchen.

So recht daher Kerler hat, den landläufigen Eudämonismus, der in jedem Augenblick und an jeder Stelle des Weltprozesses ein Maximum von Lust fordert, zu bekämpfen, so unrecht hat er, wenn er jede Art von Eudämonismus überhaupt bekämpft und ebenso wie den positiven und direkten Eudämonismus auch den privativen indirekten Eudämonismus, denjenigen des Absoluten, abweist, der alles innerhalb des Weltprozesses bloß nach seiner teleologischen Beziehung auf den überweltlichen Endzweck beurteilt und jede Einmischung positiv eudämonistischer Reflexionen in diese Wertbemessung verwirft (vgl. Hartmann: Ethische Studien 185 ff.) Denn dasjenige, was den Eudämonismus sittlich anstößig und ethisch unzulänglich erscheinen läßt, die ausschließliche Rücksicht auf irgend welches persönliche Wohl endlicher Individuen oder Individuengruppen wird auch von der Eudämonie des Absoluten abgewiesen, und damit bleibt der Impersonalismus innerhalb der Sphäre der Erscheinungswelt bestehen, unbekümmert darum, daß alle sittliche, d. h. impersonalistische, Betätigung der Individuen letzten Endes auf die Eudämonie des Absoluten abzielt.

Da für Kerler der Standpunkt des Impersonalismus jede Rücksichtnahme auf irgendwelchen Eudämonismus, sei es der Individuen, sei es des Absoluten, ausschließt, so folgert er, daß weder die Nächstenliebe, die sich auf das Wohl des Nächsten als solches richtet, noch die Vergeltungsidee, die im „Namen der sittlichen Weltordnung" einen Lohn für die sittliche Tat verlangt, weder die Sühnungstheorie, die auf eine Kompensation für die versäumte Sittlichkeit drängt, noch die Idee der Sündenvergebung eine unmittelbare sittliche Bedeutung haben könne. Aber auch die Gerechtigkeit kann nur darin bestehen, daß jeder darnach behandelt wird, wie er seiner sittlichen Lebensaufgabe am besten gerecht werde, nicht aber darin, daß jede gute Tat ihren Lohn, jede schlechte ihre Strafe finde. Wohl aber muß gefordert werden, daß das selbstlose Handeln vom Bewußtsein seines Wertes und der Bedeutung des verfolgten Zwecks begleitet, daß es freiwillig, rein von eigennützigen Hinter- und Nebengedanken, in Liebe,

Bescheidenheit und Demut vollzogen sei. Ein solches Handeln verleiht dem Individuum einen „Subjektwert", der jeden „Objektwert", d. h. jede Bedeutung eines Individuums für eventuelle kulturelle Werte, überragen kann, wie denn Kerler auch mit Recht hervorhebt, daß guter Wille, Reinheit der Gesinnung auch dann ihren sittlichen Wert besitzen, wenn sie nicht mit irgendwelcher Förderung des Kulturprozesses verbunden sind. Sein Irrtum ist auch hier nur wieder, meinen, daß er sich mit jener Ansicht in einem Gegensatze zur Anschauung eines Hartmann befinde und er dem letzteren zum Vorwurfe macht, daß seine „Erfolgsethik" (?) nur Objektswerte kenne, deren höchster die Kultur darstelle. In Wahrheit erschöpft sich der Begriff der Kultur nach Hartmanns Ansicht keineswegs in dem bloßen Dasein von Objektwerten und Wertobjekten, von kulturell sich betätigenden Individuen und deren Erzeugnissen, sondern er schließt zugleich die Entfaltung von Gemüts- und Willenstugenden in sich ein, ohne welche auch die ersteren keinen eigentlich sittlichen Wert besitzen. Kulturentwicklung bedeutet nach Hartmann gleichmäßige Entwicklung von Geist, Gefühl und Geschmack. Die Veredlung des Charakters, die fortschreitende Uebung in der Selbstbeherrschung, die Stärkung des innersten Kernes der sittlichen Gesinnung, die Ausbildung des Gemüts- und Willenslebens usw. erscheint ihm schon deshalb unumgänglich, weil ohne diese den objektiven Werten der Kultur die Mittel zu ihrer Verwirklichung mangeln würden; und wenn er schon den intellektuell oder künstlerisch Begabteren und Gebildeteren für objektiv wertvoller als den Unbegabten erklärt, wofern er zugleich den Interessen der Menschheit dient, so ist er doch weit davon entfernt, der sittlichen Gesinnung, die sich nicht in der Erzeugung von kulturellen Wertobjekten betätigt, für sittlich minderwertig anzusehen. Darüber hat Hartmann sich besonders auch in seiner Widerlegung der Einwendungen des Theologen Stange gegen seine Ethik in den „Ethischen Studien" ausgelassen, die Kerler, wie es scheint, leider unbekannt geblieben sind.

Alles kommt für den impersonalistischen Standpunkt darauf an, sich objektiven Zwecken zu widmen, ganz gleich, ob diese im individualistischen Sinne in der idealgemäßen Lebensgestaltung, d. h. in der Persönlichkeit des Einzelnen, oder in universalistischer Weise in derjenigen der Gesellschaft oder der Förderung ihrer impersonalistischen Kulturzwecke gefunden werden. Eine allgemeingültige Entscheidung für den Individualismus oder für den Universalismus kann praktisch nicht getroffen werden, doch läßt Kerler selbst keinen Zweifel darüber, daß nicht etwa blühende Gemeinwesen, sondern „die innerhalb ihrer ins Dasein tretenden, alle Fülle des Objekt- und Subjektwertes in sich zusammenfassenden Individualitäten" den letzten Sinn des Lebens bilden. Denn nicht darnach, was er Andern sei, bestimmt sich der Wert eines Menschen, sondern darnach, was er dem Ideale leistet. Ja, dieses geht so weit, daß auch ein Robinson, trotz seiner Herausgelöstheit aus allen gesellschaftlichen Beziehungen, verpflichtet ist, den gesamten

ihm vom Leben in Form von Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen dargebotenen Stoff idealgemäß zu verarbeiten. Da sonach alles in Beziehung zum Ideale steht, so kann es höchstens nur ein relativ, aber kein absolut Außersittliches geben. Und da die Sittlichkeit eben in nichts anderem als in der selbstlosen Verfolgung vernunftgemäßer impersonalistischer Endzwecke besteht, so ist es für das sittliche Verhalten nicht wesentlich, ob es sich im Kampf mit selbstischen Neigungen oder ohne einen solchen erzeugt. Wohl aber ist es ihm wesentlich, autonom und nicht heteronom zu sein, da die Befolgung eines etwa auf Ausführung einer ganz sinnlosen Arbeit lautenden Befehls kein vernunftgemäßer, die Befriedigung, die die befehlende Person durch die Befolgung ihres Befehls genießt, kein impersonalistischer, sondern ein personalistischer Endzweck ist.

Auf die Frage, wie wir überhaupt zur Erfassung des impersonalistischen Ideals kommen, antwortet Kerler, daß es lediglich das menschliche Wollen sei, wodurch das Ideal erzeugt werde, wohingegen der Verstand nur zur Hervorbringung von Ideen, nicht aber von Idealen tüchtig sei. Erst durch die Neigung entsteht ein Wert. So hängt auch die Gültigkeit des sittlichen Ideales ab vom Vorhandensein rein impersonalistischer Neigungen, die nicht auf die Befriedigung des Subjekts, sondern des Ideals, d. h. auf die Erfüllung idealer Forderungen, gerichtet sind. Aber hat nicht Kerler selbst seinen Impersonalismus auf logischem Wege, durch Nachweis der Unhaltbarkeit aller übrigen sittlichen Standpunkte gewonnen? Und wird nicht mit der Zurückführung des Ideals auf das bloße Gefallen des Einzelnen die ganze Ethik doch am Ende der subjektiven Willkür ausgeliefert und dem Eudämonismus preisgegeben? Gewiß können impersonalistische Vernunftzwecke, wie sie auch von Kerler in völliger Uebereinstimmung mit Hartmann letzten Endes in der geistigen Kultur persönlicher, ästhetischer und intellektueller Art gefunden werden, nur unter der Voraussetzung des Vorhandenseins von impersonalistischen Neigungen zu Zwecken des Subjekts und demnach zu ethischen Werten erhoben werden. „Ohne Neigung kein Wert.“ Aber wenn es, wie nach Kerler, bloß der subjektive Wille des Individuums sein soll, der auf Grund seiner zufälligen Neigung die impersonalistischen Vernunftzwecke zu objektiven Werten erhebt, so scheint damit der Unterschied zwischen solchen objektiven und bloßen subjektiven Werten dahinzufallen, und die Allgemeingültigkeit der ethischen Forderung ist vernichtet, da hiernach alle Werte im letzten Grunde doch bloß subjektiv sind.

In Wahrheit hängt der Begriff eines objektiven, vom Individuum unabhängigen Wertes an demjenigen eines objektiven Zweckes. Nur wenn die Wertschätzung an jedem Punkte durch teleologische Gesichtspunkte objektiver Art und insofern intellektualistisch bestimmt ist, kann mit Recht von objektiven Werten gesprochen werden. Und nur wenn es objektive, von den subjektiven Interessen der Individuen unabhängige und über sie übergreifende Zwecke gibt, kann die subjektive Neigung der Individuen zu solchen Zwecken als

impersonalistisch im wahren Sinne angesehen werden. Gibt es aber derartige universelle Zwecke, die vom Individuum auf Grund seiner subjektiven Neigung bloß angeeignet und zum Ziele seines Handelns, zu Idealen seiner sittlichen Betätigung erhoben werden, dann muß es auch ein zwecksetzendes Subjekt außerhalb der menschlichen Individualbewußtseine geben, das jene objektiven Zwecke setzt und die Individuen so bestimmt, daß sie Neigung zur Verwirklichung jener Zwecke spüren, und dies ist ohne Preisgabe der sittlichen Autonomie wiederum nur denkbar, wenn das absolute, zwecksetzende Subjekt im Grunde das eigene Wesen der Individuen ist. Nur so kann auch die Verbindlichkeit des Einzelnen zur Verwirklichung jener Zwecke begründet werden, wohingegen ein objektiver Zweck, der im letzten Grunde nicht mein eigener, der Ausdruck meines tiefsten Wesens ist, mir fremd bleibt und aller Verbindlichkeit ermangelt. M. a. W., entweder ist alle Moral eudämonistischer und personalistischer Art, oder es gibt von aller menschlichen Eudämonie und allen persönlichen Interessen unabhängige objektive Zwecke, denen der Einzelne sich hingeben muß, um so erst seinem wahren Selbst gemäß zu handeln. Der ethische Impersonalismus setzt impersonelle objektive Zwecke und folglich auch einen impersonellen Grund der menschlichen Persönlichkeit voraus, um die Allgemeingültigkeit und subjektive Verbindlichkeit seines ethischen Standpunktes zu bewähren. Er stützt sich auf die Anerkennung objektiver Werte, aber diese sind dies eben nur als Verwirklichung objektiver Zwecke, die insofern zugleich meine Zwecke sind, als sie die Zwecke meines eigenen impersonellen, über die Individualität als solche übergreifenden Wesens darstellen.

So weist die Ethik von sich aus auf eine bestimmte metaphysische Weltanschauung hin und findet erst in dieser ihre letzte Rechtfertigung und Begründung.

Eben dies wird nun aber von Kerler mit aller Entschiedenheit bestritten. Es gehört nach ihm zu den wesentlichsten Eigentümlichkeiten des Impersonalismus, daß er eine von jeglicher Weltanschauung unabhängige Lebensanschauung ist. Nicht einmal die Annahme der Realität des Ich und anderer Geister, die Existenz einer sog. Außenwelt usw. soll für die Ethik erforderlich sein. Ob einer Solipsist oder Illusionist, ob er Realist oder was immer ist, alles dies ist nach Kerler für das ethische Handeln schlechthin gleichgültig. Die einzige Voraussetzung der Ethik bilden nach ihm die sittlichen Neigungen sowie die Willens-, Vorstellungs- und Gefühlsakte, die durch Sittlichkeit ihre idealgemäße Gestaltung empfangen sollen. Die Frage ist nur, ob diese Neigungen auf dem Standpunkte eines Solipsisten etwa nicht vom Verstande als absurd durchschaut und demnach als ungerechtfertigt abgewiesen werden müssen. Wenn die Wirklichkeit, auf deren idealgemäße Ausgestaltung sich mein Handeln richtet, von mir als gar nicht außerhalb meines Bewußtseins vorhanden anerkannt wird, wenn infolge hiervon die Zwecke, auf deren Verwirklichung mich meine Neigungen hinweisen, mir als bloße unbegründete, mit meinem eigentlichen Wesen in

Widerspruch befindliche Marotten erscheinen, soll ich auch dann meine persönliche Glückseligkeit den zufälligen Neigungen meines Willens opfern? Oder werde ich nicht vielmehr konsequenterweise mich von solchen unlogischen Neigungen zu befreien und sie zu unterdrücken suchen, um, statt mich für die Verwirklichung sittlicher Ideale einzusetzen, mich ganz und gar der Pflege meines unmittelbaren persönlichen Selbst zu widmen? Eine bloße Traumwirklichkeit, das läßt auch Kerler durchblicken, ist kein Gegenstand eines sittlichen Wollens; und daß der bloße sittliche Wille, wie Fichte meint, schon als solcher auch die Wirklichkeit der sittlichen Objekte begründen könne, wird Kerler schwerlich zugestehen. Die Forderung idealer Gestaltung unserer Lebensäußerungen hat doch eben nur unter der Voraussetzung einer bestimmten Beschaffenheit des Daseins einen Sinn; und wenn Kerler sich dabei beruhigt, daß die Liebe zu den geistigen Werten, etwa der Mannhaftigkeit, der Selbstlosigkeit, der intellektuellen und der ästhetischen Kultur, dem menschlichen Wesen nun einmal „aufs tiefste eingewurzelt" sei und einen Teil jenes Wesens bilde, so ist damit schon ausgesprochen, daß das Wesen des Menschen geistiger und impersoneller Art ist, da wir andernfalls nicht einzusehen vermöchten, wie wir zur Bildung solcher Ideale und zum Gefallen an ihnen sollten gelangen können. Das Idealwertgefühl ist in mir lebendig, gewiß; aber das ist unmittelbar nur eine psychologische Erfahrungstatsache, und diese kann nur dann zu allgemeingültigen, auf sie gestützten Forderungen führen, wenn sie sich vor der Vernunft gerechtfertigt und sich im Einklang mit unserm sonstigen Wesen und demjenigen der Dinge erwiesen hat. Zu fordern, daß wir impersonalistische Ziele verfolgen, daß wir sittlich sein sollen, weil wir alle mehr oder weniger deutlich das Wertgefühl für das sittliche Ideal besitzen, ist ganz unberechtigt, da wir neben jenem doch auch das unabweisliche Gefühl für die Förderung unserer unmittelbaren persönlichen Interessen haben. Das bloße Gefühl als solches aber kann unmöglich die Entscheidung darüber fällen, ob wir lieber dieser oder jener Neigung nachgeben sollen.

Ich kann es daher Kerler nicht zugeben, daß die Sittlichkeit ihren Grund unmittelbar in sich selber habe, von jeder Weltanschauung unabhängig und in diesem Sinne „jenseits von Optimismus und Pessimismus" sei. So wenig eine rein optimistische Beschaffenheit des Daseins impersonalistische Neigungen und somit ein sittliches Handeln auszulösen vermöchte, so wenig auch eine rein pessimistisch eingerichtete Wirklichkeit, da uns alles Streben nach Verwirklichung unserer Ideale sinnlos erscheinen müßte, falls die Wirklichkeit uns hierbei nicht irgendwie entgegenkäme. Nur wenn die Wirklichkeit nicht zwecklos, sondern auf die Verwirklichung von Zwecken angelegt, wenn sie an sich selbst vernünftig ist, kann der „Sinn des Lebens" in der selbstlosen Verfolgung vernunftgemäßer impersonalistischer Endzwecke, in der Sittlichkeit, d. h. in der Verwirklichung von Zwecken gefunden werden, die als solche nicht meine eigenen sind. Und nur wenn alle endlichen Zwecke bloße Mittel für die Verwirklichung eines höchsten absoluten

Zweckes darstellen, der sich durch die Individuen verwirklicht, kann überhaupt mit Recht von einem „Sinn des Lebens“ gesprochen werden, der in der Sittlichkeit hervortritt.*)

Zur Verwirklichung jenes höchsten Zweckes kann auch die Kultur, als das System aller subjektiven und objektiven sittlichen Zwecksetzungen, nur ein Mittel, keineswegs aber kann sie Selbstzweck sein, als welchen sie von Kerler aufgefaßt wird. Nach ihm besteht der Zweck der Sittlichkeit in der Kultur, der Zweck der Kultur dagegen in der Sittlichkeit. Die Menschheit arbeitet durch ihre Sittlichkeit am Fortschreiten der Kultur, damit durch sie die Sittlichkeit der Menschheit fortschreitet. Das ist jener von Hartmann gerügte, von Kerler nicht widerlegte Zirkelschluß, der am Ende auf die Behauptung hinausläuft, daß die Sittlichkeit in der Steigerung der Sittlichkeit bestehe, und zu welchem sich Kerler nur gedrängt sieht, weil es ihm Herzenssache ist, jede Beziehung der Ethik auf irgendwelche Weltanschauung zu vermeiden. Man kann darüber streiten, ob die Eudämonie des Absoluten im Sinne Hartmanns als der Endzweck der Kulturentwicklung angesehen werden darf. Aber worüber man nicht streiten kann, ist, daß die Kultur, als die fortschreitende Verwirklichung der Vernunft, und insofern als ein objektiver Zweckprozeß, überhaupt einen Endzweck haben muß und damit über sich selbst hinausweist. Uebrigens bildet auch nach Hartmann die Eudämonie des Absoluten nur den subjektiven gefühlsmäßigen Widerschein,. worin sich für unser menschliches Bewußtsein die endgültige Ueberwindung der Unvernunft durch die Vernunft im Wesen des Absoluten darstellt. Der höchste Gesichtspunkt, unter welchem er den Kulturprozeß als sittlichen Prozeß betrachtet, ist demnach auch für ihn ein logischer und nur mittelbar ein eudämonistischer. Damit könnte sich am Ende auch der ethische Impersonalismus zufrieden geben, wofern er sich nicht darauf versteifte, sich alle Fragen der Weltanschauung vom Leibe zu halten. (Vgl. Hartmanns „Grundriß der ethischen Prinzipienlehre“, S. 216 f.)

Es gibt keine echte Ethik, die ohne die Anerkennung einer objektiven Weltzweckllichkeit auszukommen vermöchte. Insofern hängt alle Sittlichkeit, die sich nur selbst versteht, an einer teleologischen Weltanschauung. Der ethische Impersonalismus, wie Kerler ihn vertritt, ist nur durchführbar, wenn die subjektive Neigung für das Ideal zugleich objektiv in einem impersonalistischen, gemeinsamen Wesensgrunde der ethischen Subjekte verankert ist. Die Vernünftigkeit der sittlichen Forderung, wie auch Kerler sie betont, und deren Unbedingtheit, Allgemeingiltigkeit und objektive Ver-

*) Mit Unrecht spricht Kerler es Wundt, Stöning und andern nach, daß es, da nach Hegel alles Wirkliche vernünftig ist, eben deshalb auch zugleich sittlich sei. Dabei ist übersehen, daß die Hegelsche Vernunft, kraft ihrer dialektischen Beschaffenheit, die Unvernunft nicht aus-, sondern einschließt und damit auch dem Unsittlichen als einem relativ Unvernünftigen seine Stelle einräumt, wennschon auch dieses wegen seiner relativ vernünftigen Beschaffenheit dazu bestimmt ist, aufgehoben und in ein positiv Vernünftiges und Sittliches umgewandelt zu werden.



bindlichkeit für alle Individuen setzt die Gleichheit der Vernunftbetätigung in allen Individuen voraus, und diese indessen ist ohne die Behauptung der Identität ihrer metaphysischen Wurzel unverständlich. Um die Annahme der sich selbst bestimmenden Vernunft vermag keine Ethik, auch die Kerlersche nicht heranzukommen. Diese Annahme aber ist eine durch und durch metaphysische, denn sie schließt nicht bloß die Voraussetzung der Absolutheit der Vernunft, unbeschadet ihrer Besonderung in den Individuen, sondern auch der wesentlichen Einerleiheit der subjektiven (individuellen) mit dem objektiven (absoluten) Selbst in sich ein. Daß Kerler hiergegen gewaltsam die Augen verschließt und infolgedessen, trotz aller entgegengesetzten Bemühungen nicht über den Subjektivismus hinauskommt oder in ihn zurückfällt, der nur da eine Verpflichtung zu ethischen Handlungen anzuerkennen vermag, wo sich zufällig bei einem Individuum impersonalistische Neigungen vorfinden, erscheint mir als der wesentlichste Mangel seiner Untersuchung. Das kann mich jedoch nicht hindern, im übrigen den Scharfsinn, die dialektische Gewandheit, originelle Eigenart und vor allem den hohen sittlichen Ernst der Gedankengänge des Verfassers rühmend hervorzuheben. Ich gestehe, daß ich viele Seiten seines Buches mit hohem Genuß und vollster Zustimmung gelesen habe. Seine geistvolle Behandlung des Problems des Inhalts in der Ethik, seine nur allzu berechtigte Ablehnung der einseitigen Persönlichkeitskultur eines Joh. Müller, der modernen Mystik Rittelmeyers, des naiven naturalistischen Monismus und vieles andere kann ich nur von ganzem Herzen unterschreiben. Seine Schrift gehört trotz aller Einwände, die ich gegen sie glaubte vorbringen zu müssen, und aller Bedenken, die ich gegen einzelne Behauptungen habe, zu den erfreulichsten Bereicherungen der modernen ethischen Literatur. Ich kann nur wünschen, daß sie recht viele Leser finden möge, denen sie zur Klärung und zu erneutem Durchdenken ihrer ethischen Begriffe die trefflichsten Dienste wird leisten können.

Karlsruhe. Prof. Dr. Arthur Drews.

E. Meumann, Intelligenz und Wille. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1913. VIII. und 362 Seiten. Preis: Mk. 4,60, geb. Mk. 5,20.

Einen Beitrag zu liefern zu einer synthetischen Psychologie der Persönlichkeit, bezw. zu einer zukünftigen Wissenschaft vom persönlichen Leben, bezeichnet der Verfasser als die systematische Hauptaufgabe seiner Schrift. Zu diesem Zweck untersucht er darin sowohl das Wesen von Intelligenz und Wille, wie auch deren Verhältnis zueinander, indem er beide für die „Grundmächte der Persönlichkeit" ansieht, auf deren Entfaltung alle mensch-
Größe und aller Fortschritt des Einzelnen und der menschlichen Ge-

samtheit beruht. Das Gemütsleben oder die Gefühle des Menschen erscheinen ihm dagegen nur als Diener von Intelligenz und Wille, auf die er deshalb erst in zweiter Linie zurückgreift. So besteht sein Werk aus zwei Abschnitten, von denen der die Intelligenz behandelnde erste zunächst einen vorläufigen Begriff der Intelligenz und des Willens zu geben sucht und darauf als formale Voraussetzungen und Vorbedingungen der Intelligenz die Aufmerksamkeit und Uebung, ferner die Anlage, Gewöhnung und Erholung von Ermüdung, sowie als ihre materiale Vorbedingungen die Beobachtung, das Gedächtnis, die Phantasie und das Denken erörtert. Der zweite, dem Willen gewidmete Abschnitt betrachtet denselben erst „rein" psychologisch, dann das Wünschen und Handeln, danach die individuellen Willens- und Charakterformen und zuletzt das Verhältnis von Intelligenz und Wille zueinander.

Sämtliche Kapitel beider Abschnitte sind reich an interessanten Beobachtungen und Erwägungen, die allgemeinverständlich und doch wissenschaftlich ausgezeichnet klar den Leser vom Anfang bis ans Ende des Buches fesseln, und dies um so mehr, als sie nicht bloß theoretischen, sondern auch praktischen Wert haben, so insbesondere was die Vorbedingungen der Intelligenz anbetrifft. Auch die Betrachtungen des Willens sind anerkennenswert, obschon sie denselben nur empirisch ins Auge fassen; denn der Autor gelangt dabei zu manchen Erfahrungen, die vor denjenigen anderer Psychologen entschieden den Vorzug verdienen, z. B. seine erfahrungsmäßige Bestimmung des „phänomenologischen" Wesens des Willens als „Zustimmung" vor der Ebbinghausschen Auffassung des Willens als „apperzipierter Bewegungsvorstellung", oder derjenigen Ziehens, der im Willen ebenfalls eine „mit Aufmerksamkeit erfaßte Bewegungsvorstellung" erblickt. So legt er ferner sehr einleuchtend die Irrtümlichkeit der Ansicht vieler Psychologen dar, zum Zustandekommen von Willenshandlungen seine Gefühle ganz unerläßlich, indem er darauf hinweist, daß weder die aus Gewohnheit, noch die befohlenen oder zwangsweise erfolgenden Handlungen, noch die aus Einsicht in den Wert, die Bedeutung und Zweckmäßigkeit eines Zieles hervorgehenden Handlungen mit sie verursachenden Gefühlen verknüpft sein müssen. Pathologische Erfahrungen lehrten dasselbe. Er will damit jedoch nicht bestreiten, daß die Zustimmung zum Handeln auch aus einem die Zielvorstellung oder die Absicht begleitenden Lustgefühl hervorgehen könne; dann sei das aber nur einer von den möglichen Fällen und es wäre völlige Willkür, diesen als den einzig möglichen anzusehen und nun die Gefühle als die eigentlichen und einzigen Ursachen des Wollens zu betrachten. Bei seiner Darstellung der individuellen Willens- und Charakterformen, wobei er trefflich die Veränderlichkeit des Charakters nachweist, steht er dann auch nicht an, neben reinen Willens- und Intelligenzformen noch Gefühlsformen des Willens zu unterscheiden und hinsichtlich letzterer an Stelle der alten eine beachtenswerte neue, genauere Temperamentenlehre zu bieten. Schließlich

gelangt er auch bei der Beleuchtung des Abhängigkeitsverhältnisses von Intelligenz und Wille psychologisch ganz richtig zu dem Ergebnis, daß der Intelligenz der Vorrang und die Herrschaft über den Willen einzuräumen ist. Nur seine daran angeknüpfte kurze metaphysische Betrachtung dieses Verhältnisses ist nicht ganz korrekt.

Er sucht hier u. a. die Frage zu beantworten, welche Bedeutung unsere psychologische Ansicht über das Verhältnis von Intelligenz und Wille für unsere Weltanschauung hat, und zwar sowohl in dem Sinne, ob der Mensch zur Bildung seiner Weltanschauung mehr getrieben wird durch die Intelligenz oder durch seine eigentümliche Willensform und die in ihm vorherrschende Willensrichtung, als auch in dem Sinne, ob für den Inhalt unserer Weltanschauung, für unsere Auffassung vom menschlichen Geistesleben im allgemeinen, von der Stellung des Menschen zur Welt und für die Art und Weise, wie wir die letzten Gründe alles Seins und Geschehens auffassen, sich ebenfalls Folgerungen aus unserer Grundanschauung ergeben. Hierzu bemerkt er, letztgenannte Frage sei keineswegs einfach, denn wir würden bei ihr sowohl die intellektuellen wie die Willensmächte nicht mehr, wie zuvor, unter dem rein psychologischen, auch nicht mehr unter dem individualpsychologischen Gesichtspunkte betrachten, sondern sie nähmen metaphysische, d. h. eine die Grenzen unserer Erfahrung überschreitende Bedeutung an, und es frage sich, ob diese Begriffe dann überhaupt noch einen bestimmten Sinn behielten, oder ob sie nicht in vage Analogien mit dem Erfahrbaren zerflössen.

Nachdem er bezüglich der erstgenannten Frage zu der Antwort gelangt, wir müßten auch in ihrer Hinsicht der Intelligenz den Vorrang über den Willen zusprechen, stellt er bezüglich der zweiten zunächst fest, was überhaupt metaphysischer Intellektualismus und Voluntarismus zu bedeuten haben und weist einerseits auf Descartes, Spinoza, Leibniz und Herbart als auf Vertreter des Intellektualismus, andererseits auf Kant, Schopenhauer, Eduard v. Hartmann, Paulsen und Wundt als auf Vertreter des Voluntarismus hin. Dann betont er, daß diese Unterscheidung nur bei einer spiritualistischen Ansicht angebracht ist, die das Wesen der Welt für etwas Geistiges hält, und zeigt, daß die historischen Versuche der Philosophen, eine solche spiritualistische Ansicht vom Wesen des Wirklichen zu begründen, drei Möglichkeiten erkennen lassen, diesen Gedanken näher auszuführen. Erstens könne man annehmen, daß alles Wirkliche durch eine unendliche Vielheit selbständiger „geistiger Einheiten" zustande komme (Monaden nach Leibniz, Reolen nach Herbart, Willenseinheiten nach Wundt), dann entstehe der metaphysische Pluralismus. Zweitens wäre es möglich, einen einzigen einheitlichen geistigen Weltgrund zu denken (Schopenhauers Weltwille, Hegels Absolutes, Hartmanns Unbewußtes), oder diese beiden Gedanken zu vereinigen, indem man ein Stufenreich oder System von geistigen Einheiten annehme, an dessen Spitze ein einheitlicher geistiger Weltgrund stehe (so: das Stufenreich der Monaden und Gott als die Urmonade bei Leibniz,

das System der Willenseinheiten und Gott als die höchste Aktualität und die Einheit dieses Systems bei Wundt). Solche Ansichten würden im allgemeinen metaphysischer Monismus genannt. Dann erhebe sich die bestimmtere Frage, ob diese geistigen Einheiten intellektuelle oder Willenskräfte seien und ob an ihrer Spitze eine Weltintelligenz oder ein Weltwille stehe.

Da es nun aber nicht seine Aufgabe ist, in dem vorliegenden Buche eine ganze Metaphysik zu geben, wie sie zur näheren Ausführung dieser Möglichkeiten erforderlich, beschränkt sich der Verfasser nur auf die Andeutung einer Folgerung, die sich ihm notwendig aus seinen bisherigen empirisch-psychologischen Untersuchungen und den empirisch gewonnenen Begriffen von Intelligenz und Wille ergibt, falls diese noch Bedeutung für eine pluralistische oder monistische Metaphysik behalten, d. h. wenn das Ueberempirisch-Geistige nach Analogie des erfahrungsmäßig geistigen Lebens gedacht werden darf. Dann müsse nämlich auch für das Weltgeschehen eine Ueberordnung des Intellektuellen über das Willensartige gefordert werden, und das ergäbe eine Metaphysik, die weder Voluntarismus noch Intellektualismus sei, sondern eine Vereinigung dieser beiden Gedanken in dem Sinne, daß auch das transzendente Geistige ein von intellektuellen Mächten beherrschter Wille sei. Wenn also überhaupt eine spiritualistische Metaphysik wissenschaftliche Bedeutung habe, so werde eine solche Vereinigung intellektualistischer und voluntaristischer Gedanken allein der Erklärung der Tatsachen gerecht werden und es vermeiden, in Einseitigkeiten zu verfallen.

Dieser Folgerung des Verfassers kann man ohne Bedenken zustimmen, nicht aber seiner Behauptung, solche Einseitigkeiten seien der Pessimismus und der Optimismus, die beide den Tatsachen nicht gerecht würden. Und zwar verfalle die pessimistische Philosophie mit Vorliebe in den Voluntarismus, indem sie ihre metaphysischen Stützen darin suche, daß sie eine reine Willensmacht als den Urheber alles Seins und Geschehens denke, während der entschiedenste optimistische Philosoph, den wir kennen, Leibniz, einem ausgesprochenen metaphysischen Intellektualismus huldige. Hier ist vielmehr die Stelle, die, wie oben bemerkt, als unkorrekt bezeichnet werden muß. Was der Autor nämlich da über den Zusammenhang von Pessimismus und Voluntarismus schreibt, stimmt doch höchstens nur bezüglich Schopenhauers und nicht auch bezüglich des Pessimisten E. v. Hartmann. Denn Hartmann ist erstens nicht bloß infolge seiner Axiologie oder seines Werturteils über die Welt nach Maßgabe eines Lust- oder Unlustüberschusses in ihr zu der Annahme des Willens als metaphysischen Prinzips gekommen, sondern vor allem durch naturphilosophische und psychologische Untersuchungen; und zweitens ist Hartmann durchaus kein einseitiger Voluntarist, vielmehr vertritt er gerade das, was Meumann in metaphysischer Hinsicht postuliert: eine Vereinigung des Voluntarismus und Intellektualismus in dem Sinne, daß auch das transzendent Geistige eine, wenn auch nicht von mehreren intellektuellen Mächten, so doch von dem zur Welterklärung zureichenden einen

intellektuellen Prinzip des „unbewußt Logischen" beherrschter Wille ist. Daß Hartmann diese Vereinigung vollbracht hat, davon meldet der Verfasser nichts, sondern nur, er habe Schopenhauers Willenslehre zur Annahme eines unbewußten Trägers alles Weltgeschehens umgebildet, den er ebenfalls als Wille gedacht habe. Der unbewußte Wille schaffe sich erst das psychische Leben bei den tierischen und menschlichen Organismen und damit trete zu ihm eine Ergänzung hinzu, welche erst ein bewußtes Wollen erzeuge. Aber noch im tierischen Leben walte nach seiner Ansicht das Unbewußte vor, und selbst im menschlichen Geiste spiele es neben der klaren und zielbewußten Erkenntnis noch eine große Rolle. Wie man sieht, ist hier der Begriff des den Willen determinierenden unbewußt Logischen oder der unbewußt logischen Intellektualfunktionen durchaus nicht seinem vollen und wichtigen Anteil am Begriff des „Unbewußten" entsprechend gewürdigt worden. Wie sich der Autor die von ihm noch gesuchte metaphysische Vereinigung von Intellektualismus und Voluntarismus etwa anders denkt, als die von Hartmann zustande gebrachte, darüber ist in vorliegendem Werk nichts zu erfahren, und Vermutungen hierüber anstellen möchte ich nicht. Statt dessen will ich zum Schluß lieber das Buch als eine in „rein psychologischer und individualpsychologischer" Beziehung sehr lehrreiche, angenehm lesbare Schrift nochmals ausdrücklich empfehlen.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Theologie.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben von Friedrich Michael Schiele und Leopold Zscharnack. 4. u. 5. Bd. Tübingen 1913. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Mit dem 4. und 5. Bande ist das Siebecksche Religionslexikon, wie das Werk gewöhnlich kurz genannt wird, in der bemerkenswert kurzen Zeit von 5 Jahren — 1909 bis 1913 — zur Vollendung gelangt. Ich habe die ersten Bände in den Preuß. Jahrbüchern besprochen und möchte es mir nicht versagen, nun auch die beiden letzten und den Abschluß anzuzeigen.

Der deutsche Protestantismus freiheitlich gemäßigter Richtung, unsere zeitgenössische theologische Wissenschaft und der Verlag, dessen Inhaber nicht umsonst mit akademischen Würden geehrt worden ist, haben sich mit diesem Werke gemeinsam ein schönes Denkmal gesetzt. Indem ich die fünf mächtigen Bände vor mir sehe, tritt mir Harnacks Wort vor Augen, das vor zwanzig Jahren im Kolleg gleich einem erleuchtenden und zündenden Strahl bei mir einschlug: Die eigentliche Großmacht in den kirchlichen

denen, die sich auf bequeme Weise hierüber einen Ueberblick verschaffen wollen, empfohlen werden. Insbesondere sei auf den 6. und den 7. Abschnitt hingewiesen; auch das Literaturverzeichnis im Anhang ist brauchbar, enthält aber manches Unwichtige und läßt Wichtiges weg. Wenn Pädagogisches angeführt werden sollte, durften Kerschensteiners Schriften nicht fehlen; des Verfassers „Beiträge zum wissenschaftlichen Unterricht in der höheren Mädchenschulbildung" sind zweifellos weniger einschlägig. Claßens „Großstadtheimat" fehlt ganz, obgleich es an die erste Stelle gehörte. Daß das vorliegende Buch dem in der praktischen Arbeit Stehenden über die geistigen Werte der Jugendpflege etwas sagen kann, glaube ich nicht. Dazu fehlt vor allem eine tiefere Würdigung der in ihr wirksamen Kräfte und Richtungen; der Verfasser kommt über den Jungdeutschlandstandpunkt nicht hinaus, auch wo er die religiös-soziale Bewegung, aus der die moderne Jugendbewegung eigentlich erwachsen ist, streift. — Das Kapitel „Religion in der Jugendpflege" bringt eine weitschweifige Religionsunterrichtsmethodik, der jede lebendige Beziehung zum Verkehr mit 18 jährigen jungen Arbeitern fehlt. Claßen wird gelegentlich zitiert, von einem Hauch seines Geistes aber, der in den Hamburger Volksheim-Gründungen eine so großartige Verwirklichung sozialen Christentums geschaffen hat, verspürt man nichts; auch wird der Bund deutscher Jugendvereine, diejenige Vereinigung, die am meisten in seinem Sinne arbeitet, in dem ganzen Buche nicht erwähnt. Ich will dem fleißigen Büchlein wünschen, daß es ihm gelingt, recht viel innerlich Fernstehende zu interessieren. An der Jugendpflege ist aber bisher das Beste das gewesen, was nicht erlesen werden kann. Für die Sache verspreche ich mir daher von solchen Schriften wenig oder gar nichts, und als — wie mir scheint, erstem — Versuch, Jugendpflege auf Grund einiger literarischer Kenntnis schulmäßig zu dozieren, wünsche ich dem Buch von B. möglichst wenig Nachfolger. Not tun uns statt dessen, hier mehr als anderswo, Männer wie der jüngst verstorbene Clemens Schultz, der wie kein anderer berufen gewesen wäre, uns über die praktischen Anfänge und die geistigen Werte in der Jugendpflege zu belehren; er hat sich darauf beschränkt, durch die Macht seiner Persönlichkeit und 16 jährige unermüdliche Kleinarbeit für sie zu wirken und damit ein Vorbild edelster und zugleich wirksamster Propaganda hinterlassen. Dr. Baetke.

Sozialpolitik.

Hausfrauen-Organisation.

Ein Briefwechsel im Anschluß an meine Ausführungen vom vorigen Heft.

An Frau v. Nell, Haus St. Matthias, Trier.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Besten Dank für Ihren Artikel! Der Vorschlag ist nicht übel, nur fürchte ich, es trifft hier zu, was der Dichter sagt:

Bewegungen in Nordamerika, vom Wunder, von der Toleranz, von der Ehe, vom Buddhismus und von unzähligen anderen Dingen wird in einer Weise geredet, die Klarheit des Ausdrucks und wissenschaftliche Sicherheit fast durchweg in einem Maße verbindet, das uns zeigt, wie ungeheuer der Einfluß der Rankeschen Methode unter uns emporwächst.

Paul Rohrbach.

Pädagogik.

H. Bohnstedt, Jugendpflegearbeit. Ihre praktischen Anfänge und geistigen Werte. Teubner, Leipzig und Berlin. 1914.

Das Buch will „den großen Kreis der Jugendpfleger, die es sein sollten und könnten, aber noch nicht sind", gewinnen, indem es sie aufklären hilft. Nun scheint es freilich, als ob das öffentliche Interesse an der Jugendpflege eher ab- als zunimmt, und es gäbe nichts Traurigeres, wenn dies mit einem Abflauen der Bewegung selbst gleichbedeutend wäre. Was wir brauchen: ein an Körper und Geist gesundes, gegen alle Kulturgifte gefeites Geschlecht; einen vierten Stand, der Anteil hat am Kulturleben seines Volkes; ein alle Schichten und Klassen durchdringendes Gefühl gemeinsamer nationaler und sozialer Verantwortlichkeit: das alles ist heute so eng mit dem Begriff der Jugendbewegung verknüpft, daß wir es ohne sie nicht mehr denken können. Darin liegt aber auch die Gewähr für ihre Unabhängigkeit von Strömungen des öffentlichen Interesses. Sie ist in den starken und tiefen Kräften unseres Volkslebens verwurzelt, an denen zu zweifeln wir heute gottlob keinen Anlaß mehr haben. Die äußerliche Art, wie der Verfasser des vorliegenden Buches sich eine Propaganda für sie denkt, ist darum in mehr als einer Hinsicht verfehlt. Es entspricht nicht dem Geist, in dem wir wünschen, daß Jugendpflege getrieben wird, sich aus Zeitungsnotizen und Gesellschaftsgesprächen Anregung und Neigung für sie zu holen (S. 52). Unserem Volke Jugendpfleger zu gewinnen dadurch, daß man „Jugendpflegebüchlein" zum Gegenstand der Familienlektüre oder „der Familienplauderei an langen Winterabenden" macht, ist mindestens ein praktisch nicht ernst zu nehmender Gedanke. Auch sonst verraten die Ausführungen allenthalben den „theoretischen Fachmann". Was an eigenen Vorschlägen gebracht wird (S. 60, 61 u. 69), ist Erdachtes und Unausgeprobtes; es ist z. B. ein völlig schiefer, das Wesen echter Jugendpflege verkennender Vorschlag, daß „heute einmal der Herr Pastor ein halbes Dutzend Jungburschen nimmt und das andere mal der Herr Lehrer"! Was der Verfasser an anderen Werken über Jugendpflege mit Recht rühmt, Beziehung auf konkrete Verhältnisse und persönliche Erfahrung, vermißt man durch das ganze Buch. Es muß anerkannt werden, daß aus der reichen Literatur, die wir bereits über den Gegenstand haben, eine Menge des Wissens- und Beherzigenswerten zusammengestellt ist, und das Buch kann

denen, die sich auf bequeme Weise hierüber einen Ueberblick verschaffen wollen, empfohlen werden. Insbesondere sei auf den 6. und den 7. Abschnitt hingewiesen; auch das Literaturverzeichnis im Anhang ist brauchbar, enthält aber manches Unwichtige und läßt Wichtiges weg. Wenn Pädagogisches angeführt werden sollte, durften Kerschensteiners Schriften nicht fehlen; des Verfassers „Beiträge zum wissenschaftlichen Unterricht in der höheren Mädchenschulbildung“ sind zweifellos weniger einschlägig. Claßens „Großstadtheimat“ fehlt ganz, obgleich es an die erste Stelle gehörte. Daß das vorliegende Buch dem in der praktischen Arbeit Stehenden über die geistigen Werte der Jugendpflege etwas sagen kann, glaube ich nicht. Dazu fehlt vor allem eine tiefere Würdigung der in ihr wirksamen Kräfte und Richtungen; der Verfasser kommt über den Jungdeutschlandstandpunkt nicht hinaus, auch wo er die religiös-soziale Bewegung, aus der die moderne Jugendbewegung eigentlich erwachsen ist, streift. — Das Kapitel „Religion in der Jugendpflege“ bringt eine weitschweifige Religionsunterrichtsmethodik, der jede lebendige Beziehung zum Verkehr mit 18jährigen jungen Arbeitern fehlt. Claßen wird gelegentlich zitiert, von einem Hauch seines Geistes aber, der in den Hamburger Volksheim-Gründungen eine so großartige Verwirklichung sozialen Christentums geschaffen hat, verspürt man nichts; auch wird der Bund deutscher Jugendvereine, diejenige Vereinigung, die am meisten in seinem Sinne arbeitet, in dem ganzen Buche nicht erwähnt. Ich will dem fleißigen Büchlein wünschen, daß es ihm gelingt, recht viel innerlich Fernstehende zu interessieren. An der Jugendpflege ist aber bisher das Beste das gewesen, was nicht erlesen werden kann. Für die Sache verspreche ich mir daher von solchen Schriften wenig oder gar nichts, und als — wie mir scheint, erstem — Versuch, Jugendpflege auf Grund einiger literarischer Kenntnis schulmäßig zu dozieren, wünsche ich dem Buch von B. möglichst wenig Nachfolger. Not tun uns statt dessen, hier mehr als anderswo, Männer wie der jüngst verstorbene Clemens Schultz, der wie kein anderer berufen gewesen wäre, uns über die praktischen Anfänge und die geistigen Werte in der Jugendpflege zu belehren; er hat sich darauf beschränkt, durch die Macht seiner Persönlichkeit und 16jährige unermüdliche Kleinarbeit für sie zu wirken und damit ein Vorbild edelster und zugleich wirksamster Propaganda hinterlassen. Dr. Baetke.

Sozialpolitik.

Hausfrauen-Organisation.

Ein Briefwechsel im Anschluß an meine Ausführungen vom vorigen Heft.

An Frau v. Nell, Haus St. Matthias, Trier.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Besten Dank für Ihren Artikel! Der Vorschlag ist nicht übel, nur fürchte ich, es trifft hier zu, was der Dichter sagt:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Wie wollen Sie produzierende und konsumierende Hausfrauen, die doch diametral entgegengesetzte Interessen verfolgen — die einen möglichst teuer verkaufen, die anderen möglichst billig einkaufen —, in eine Organisation zusammenschweißen? Doch ebenso wenig wie Detaillisten und Käufer.

Hochachtungsvoll

Dr. X.

Antwort:

Hochgeehrter Herr Doktor!

Für Ihr Interesse an meinen Ausführungen meinen besten Dank! Freilich: mein Vorschlag würde dennoch „übel", sogar im höchsten Grade übel sein, wenn er tatsächlich so aussichtslos wäre, wie er Ihnen, hochgeehrter Herr, aus der Theorie heraus erscheint! Zum Glück aber nehmen die Dinge, wenn man sie mal praktisch im Leben anfaßt, oft ein ganz anderes Gesicht an! Praktisch macht Frau Böhm-Lamgarben die Sache seit mehreren Jahren mit größtem Erfolg. In Ostpreußen, Westpreußen und Pommern blühen ihre Vereine, welche Produzentinnen und Konsumentinnen umschließen, und bei denen beide Teile so großen Nutzen finden, daß von Konsumentinnenseite ihre Weiterverbreitung ebenso angestrebt wird, wie von Produzentinnenseite. Sogar meine Sorge in bezug auf den „Bund deutscher Frauenvereine", welche letzthin durch die Besprechung der österreichischen „Reichsorganisation der Hausfrauen" in der „Frauenfrage" vom 16. März entstanden war, ist inzwischen etwas herabgemindert. Nicht am 16. April (wie irrtümlich bei mir zu lesen stand; an dem Tage lag ja mein Artikel bereits in der Druckerei!), aber am 16. März war jener Fühler, der mich beunruhigte, ausgestreckt worden. Seitdem, in der Nummer vom 16. April, hat der „Bund" die Leitsätze publiziert, welche seine „Konferenz zur Beratung über die Frage der Hausfrauenorganisation" aufgestellt hat. Darin werden, bei Aufzählung der „Organisationen, welche für Einzelgebiete der Hausfraueninteressen heute in Deutschland in Betracht kommen", unter a „die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine" genannt, mit der durchaus zutreffenden Erläuterung: „die jedoch nur eine bestimmte Form der Konsumentenorganisation darstellen, sofern sie die landwirtschaftlichen Produzenten mit Konsumenten der Provinzstädte zusammenschließen. Sie sehen, diese Vereine werden, wenn auch unter der berechtigten Einschränkung, „nur eine bestimmte Form", ausdrücklich als eine Form der Konsumenten-Organisation anerkannt. Zusammenschluß, nicht wahr, schon an dieser Stelle einmal in einer Organisation!

Tatsächlich ist es ja auch gar kein schweres Rechenexempel, sich zu sagen, daß Produzentin und Konsumentin gleich großen Nutzen davon haben können, wenn z. B. ein Korb Wirsing, ein Korb Aepfel nicht, bevor er auch nur im Laden anlangt, erst durch die Hände von mehreren Zwischen-

händlern geht! Und nicht nur Geldvorteil für beide gibt es dabei! Auch gesundheitlichen und Geschmacksvorteil für den Verbraucher. Die Ware — nehmen wir einmal an, es sind junge Erbsen, es sind Erdbeeren oder Aprikosen, oder es sind Eier — langt frischer in der Küche und auf dem Eßtisch an.

Ich erwähnte aber schon, daß nur auf ganz bestimmten Gebieten, „im Einzelfall, dort, wo die Frauen ganz allein sich selber helfen müssen“, „wirkliche Ausschaltung“ des Zwischenhandels empfehlenswert sein könne. Und vom „Zwischenhandel“ sprach ich. Allerdings, ich möchte auch nicht unterlassen, noch ausdrücklich zu sagen: So unentbehrlich das Handelsgewerbe für unsere Volkswirtschaft ist, so notwendig Groß-Handel wie Detail-Handel, ein jeder an seiner Stelle, sind, Anrecht auf eine Monopol-Stellung haben auch sie nicht! Sie haben nur Anrecht darauf, daß ihnen nicht — etwa dadurch, daß andere in eine Monopol-Stellung hineingelangen, — die Betätigungs-Möglichkeit abgeschnitten werde. Es liegen indes keine Anzeichen vor, daß die Hausfrauen-Vereine der Frau Böhm auf eine Monopolisierung des Vertriebes ihrer Produkte hinarbeiteten! Dafür aber, daß die Zahl der Zwischenhändler an vielen Orten zu groß ist, gibt es, leider, Anzeichen, mehr wie genug! Selbst ursprünglich recht billige Waren entwickeln sich oft, dadurch, daß sie von Hand zu Hand, wie an fortlaufender Kette, weitergegeben werden, zu ganz kostspieligen Dingen! Der Zuschlag, den hierbei der Einzelne für sich nimmt, ist dennoch manchmal nur gering. Und es darf auch nicht vergessen werden, daß ein Teil derjenigen Zwischenhändler, die gerade bei dieser Gattung ländlicher Produkte in Frage kommen, „kleine Leute“ sind, denen eine Erwerbsgelegenheit Lebensnotwendigkeit ist. Es würde deshalb eine wichtige soziale Aufgabe der Land-Hausfrauen sein, Männern, und namentlich Frauen, die durch die notwendige Vereinfachung des Warenvertriebs in ihrem Lebensunterhalt betroffen werden, andere, annehmbare Erwerbsquellen zu verschaffen. Verkehrt aber wäre es, sie als fünftes Rad am Wagen weiterschleppen zu wollen.

Das Gleiche nun, was betreffs der vorhin besprochenen Lebensbedürfnisse, Eier, Geflügel, Gemüse, Obst, Butter, Käse, in den letzten Jahren eine Frau ins Werk gesetzt hat, waren zu eben derselben Zeit, aber in noch größerem Maßstabe, und betreffs eines Nahrungsmittels, in welchem noch bedeutendere Werte umgesetzt werden, Männer zu leisten bestrebt. Ich bin überzeugt, es würde Sie lebhaft interessieren, hochgeehrter Herr Doktor, wenn Sie einmal, aus den spekulativen Höhen zu unseren Lebensniederungen herabsteigend, einen Blick darein tun könnten, wie die Viehverkaufsstelle am Schlachtviehmarkt zu Essen arbeitet, die von den Landwirtschaftskammern Bonn, Münster und Hannover, der Zentrale für Viehverwertung in Berlin, dem Westfälischen Bauernverein und der Westfälischen Zentralgenossenschaft ins Leben gerufen ist. Oder diejenige in Cöln, die eingerichtet ist von den Landwirtschaftskammern Bonn und Hannover, der Viehzentrale Berlin und der Viehzentrale des Rheinischen Bauernvereins. Dort galt es, ein vor-

handenes Monopol von großer Macht zu brechen: dasjenige der Viehhändler. Und der Schritt geschah zum Nutzen dreier Faktoren: der Viehzüchter, der Metzger, und der Hausfrauen. Das ist gewiß nicht mittelstandsfeindliche, das ist in hervorragendem Maße mittelstandsfreundliche Politik! Sogar die Viehhändler selbst vermögen sich noch immer in einer reichlich günstigen Position zu behaupten. Denn einmal beherrschen diese Verkaufsstellen nicht den ganzen Schlachtviehmarkt; zum anderen vertreibt der Viehhändler nicht nur Schlacht-, sondern auch Abmelk- und Zuchtvieh.

Bedeutenderes noch war freilich zwischen der rheinischen Landwirtschaftskammer und der Stadverwaltung von Köln geplant. Ich entnehme es dem „Jahresbericht der Landwirtschaftskammer, April 1912—13“, der als handliches Bändchen gedruckt vorliegt, während im übrigen die Sitzungsberichte der Kölner Stadtverwaltung wohl gleichguten Aufschluß geben könnten. Es handelte sich um „langfristige Lieferungsverträge“ zwischen diesen beiden Kontrahenten. Lieferungsverträge auf Schweine in bestimmter Zahl und zu bestimmtem Preis auf 3—5 Jahre. Leider hört man nichts mehr darüber, daß der Vertrag, der bei Herausgabe des Berichts noch in der Schwebe war, zum Abschluß komme! Der Haken wird vermutlich an der Stelle liegen, auf die Sie in Ihrem Briefe hinwiesen: Es werden wohl der Wunsch des Produzenten, teuer zu verkaufen, und der Wunsch des Konsumenten, billig einzukaufen, aufeinander gestoßen sein! Aber es sind hier doch, außer diesem einen Interesse, noch derart wichtige andere im Spiel, daß es möglich sein sollte, einen Ausgleich zu finden. Insbesondere, das Interesse des Viehzüchters an zuverlässiger Abnahme, durch welche er zur Stetigkeit der Produktion den Mut gewinnt, und das Interesse einer Großstadt an sicherer Versorgung der Bevölkerung mit Fleisch. Manchmal muß ich denken: Hätten die Frauen ein Wort bei der Kammer und bei der Stadtverwaltung mitreden können, wäre der Abschluß vielleicht schon erreicht! Nahe genug liegt ihnen ja gewiß die Angelegenheit! Schweinezucht ist ganz vorwiegend Frauenarbeit; einzig den Großbetrieb ausgenommen. Im kleinen Betrieb wird sie von der Bäuerin (rheinisch gesprochen!) besorgt; auch von der Taglöhnerfrau; desgleichen von der Handwerkersfrau auf dem Lande, der Frau des kleinen Eisenbahnbeamten, Postbeamten usw.; im etwas größeren Betrieb liegt sie der Viehmagd ob, unter Aufsicht der Bäuerin. Und der Einkauf beim Metzger ist ausschließlich Hausfrauensache. Sollte nicht der Augenblick recht nahe sein, wo die großen Stadtverwaltungen sich entschließen werden, den Hausfrauen eine Vertreterin bei den Kommissionen zuzugestehen, denen die Beratung solcher „Hausfrauen-Angelegenheiten“ obliegt?

Ein andermal, hochgeehrter Herr Doktor, müssen wir uns, falls Sie meines Themas nicht überdrüssig sind, unterhalten über Bahnbauten, Tarife, vollwertige Waren, Ordnung im Bezahlen, Scheckverkehr, alles miteinander Dinge, an denen Produzenten und Konsumenten und Händler sehr wohl ein übereinstimmendes Interesse haben können!

Wenn Sie mir aber sagen: „Was Sie bisher mir vorgetragen haben, bedeutete ja auch im Grunde alles nur ‚Kompromisse‘!“ Dann antworte ich: Ueberwindung von Gegensätzen (wie ich es nannte!), kann kaum anders als auf dem Wege des Kompromisses erfolgen! So verwerflich Kompromisse zwischen einander widerstreitenden Grundsätzen sind, so wertvoll, so anerkennenswert sind Kompromisse zwischen einander entgegenstehenden Interessen, Wünschen, Neigungen. Gerade uns Frauen sollte Rücksichtnahme, Entgegenkommen, sollte dasjenige, was die Bereitschaft zu freundwilligem Kompromisse bewirkt, weit natürlicher sein, als den Männern. Aber Rücksichtnahme nicht etwa aus bloßer Weichherzigkeit, sondern aus Einsicht! Wenn Sie — ich meine natürlich die Männer so ganz im allgemeinen!! — uns in den meisten Dingen überlegen sind, wir sollten uns doch auszeichnen, durch den feineren, unbefangeneren Blick für die Gründe und für die Rechte Anderer.

Wirklich, ich bin durchaus nicht ohne Vertrauen! Wie auch immer die Organisationsform sich gestalten möge, — ich glaube der Wille zum Zusammenarbeiten ist bei der großen Mehrzahl der deutschen Hausfrauen vorhanden. Wir werden hoffen dürfen, daß dieser Wille sich gegenüber den Schwierigkeiten der Aufgabe und auch gegenüber den Mißgriffen, die in unseren eigenen Reihen vorkommen, endgültig bewähren wird!

Nun hatte ich, sowohl letzthin in meinem Artikel, wie heute in der Beantwortung Ihrer gütigen Zeilen, nur Anlaß, die Organisation der Hausfrauen nach ihrer volkswirtschaftlichen Seite zu besprechen. In einem einzigen, aber nachdrücklichen Wort möchte ich deshalb noch sagen: Das Erste für uns, das Grundlegende, bleibt unter allen Verhältnissen die hauswirtschaftliche Seite.

Ich bleibe, hochgeehrter Herr Doktor, in besonderer Hochschätzung und mit den verbindlichsten Grüßen

Ihre sehr ergebene

B. v. Nell.

Geschichte.

Ueber die Kulturgeschichtschreibung Karl Lamprechts

handelt Arley Barthlow Show, der — wie ich den Angaben seines Uebersetzers entnehme — 1900, 1901 und 1909 in Leipzig studierte und gegenwärtig als Professor an der Leland Stanford Junior University bei Paolo Alto in Kalifornien wirkt. Der Aufsatz ist zuerst unter dem Titel „The New Culture-History in Germany“ in „The History Teacher's Magazine“ IV, Nr. 8, Oktober 1913 erschienen und hierauf in deutscher Uebersetzung, mit einigen Anmerkungen von Fritz Friedrich bereichert, in „Vergangenheit und Gegenwart“ 1914 Heft 2, S. 65—87 veröffentlicht worden.

Shaw skizziert zuerst mit starker Sympathie das Leben, die Persönlichkeit und das wissenschaftliche und akademische Wirken Lamprechts. Er findet, daß Lamprecht „den Geist des Apostels hat, der die Wahrheit zu gelegener und zu ungelegener Zeit verkündet", der „von Anfang bis zu Ende keinen Wechsel der Ueberzeugung" kennt, er gedenkt der älteren Werke Lamprechts, er bespricht dessen Deutsche Geschichte und ihre wissenschaftliche Wirkung, er hebt auch die Gründung des „Kulturhistorischen Instituts" hervor. Dabei werden manche Worte warmer Anerkennung gesprochen: „bisweilen erhebt sich sein Tiefblick, seine Intuition fast bis zur wirklichen Genialität". Aber Shaw steht gleichwohl nicht auf der Seite der „neuen Richtung". Er analysiert in vornehmer, obschon bestimmter Weise, was in den Grundforderungen des Reformators neu und was alt und längst bekannt, er erörtert sodann, inwieweit das wirklich Neue brauchbar sei. In erster Hinsicht kommt er zum Schluß, daß vieles von dem, was als neu geboten wird, so beispielsweise über den Entwicklungsgedanken, nur Altbekanntes wiederholt. „Lamprecht sagt die Wahrheit mit der Miene eines Mannes, der ein gewaltiges Geheimnis verrät; wenn es heraus ist, erweist es sich als eine große Wahrheit, aber eine längst bekannte." In zweiter Hinsicht erörtert Shaw eingehend die theoretischen Grundlagen der „neuen Richtung" und lehnt sie in ihrer Einseitigkeit ab, die Ansichten Lamprechts über die Beziehungen zwischen Individuum und Masse, über die Gesetzlichkeit des geschichtlichen Verlaufs, über das Verhältnis des Historikers zur Psychologie. Was Shaw hier an positiven Bemerkungen bietet, klug und fein, entspricht wohl den im allgemeinen unter den Fachhistorikern vorherrschenden Meinungen. „Reiner Individualismus geht soweit fehl wie reiner Kollektivismus; die Wahrheit liegt in der Mitte", „Wenn Geschichte bloße Biologie und Psychologie und Soziologie ist, sind alle wissenschaftlichen Grenzbestimmungen abgeschafft."

Shaw wendet sich auch der „Deutschen Geschichte" Lamprechts zu, in der die Probe auf die Theorien gemacht wurde. Er bespricht die 6 Kulturzeitalter, die nach Lamprechts Meinung nicht allein der deutschen, sondern jeder geschichtlichen Entwicklung charakteristisch sind. „Wenn diese Auffassung von geschichtlicher Entwicklung richtig ist", bemerkt Shaw, „dann ist sie die größte Entdeckung, die unserer Wissenschaft jemals gelungen ist. Sie ist einer unendlichen Anwendung fähig, ein wahrhaftes Novum Organum. Aber mit Trauer muß man anerkennen, daß sie nicht richtig ist; ja sie ist nicht weit davon entfernt, absurd zu sein."

Auch der „Methode der neuen Geschichtschreibung" widmet Shaw eingehende Betrachtungen. „Mehr als die meisten anderen wissenschaftlichen Arbeiter hat es der Historiker nötig, ein Gefühl der Zuverlässigkeit, der Glaubwürdigkeit, der strengen, gewissenhaften Selbstzucht einzuflößen. In dieser Hinsicht versagt Lamprecht. Man könnte denken, die Kritik habe ihn ungerecht beurteilt; doch das kann schwerlich der Fall sein." Shaw führt des weiteren aus, daß Lamprechts Doktrinen nicht aus den Tatsachen der

Geschichte abgeleitet, sondern den Tatsachen auferlegt seien. „Dogmatische Voraussetzungen, Konstruktionen dem System zuliebe, gezwungene Interpretationen treten uns allenthalben entgegen." Und schließlich wirft er einen Blick auf das neue Kulturhistorische Institut, das eine hochorganisierte Propaganda für die neue Kulturgeschichte sei, und das alle möglichen Wissenschaften in ihren Bereich zu ziehen begonnen habe. „Warum nicht noch ein paar Wissenschaften hinzunehmen und das ganze eine Universität nennen", so fragt nicht ohne Ironie der Verfasser und läßt Lamprecht seinen Universitätskollegen, den Vertretern der einzelnen Wissenschaften, zurufen: Ihr wollt nicht die Psychologie, die Soziologie, die Volkswirtschaft lehren, die ich brauche; daher muß ich sie selbst lehren." „Wenn die Geschichtswissenschaft ihrer eignen Ueberlieferung getreu sein soll, so kann sie dem von der neuen Kulturgeschichte vorgezeichneten Gang nicht folgen." Das ist die eigentliche Schlußfolgerung, zu der Show gelangt. Ihm gilt Lamprecht als der erste und zugleich als der letzte Apostel des neuen Evangeliums der historischen Wissenschaft.

Diese Stimme aus dem Ausland und aus der neuen Welt, wo die „neue Richtung" den vollen Erfolg gewonnen zu haben schien, verdient eine ganz besondere Beachtung. Sie wird gehört werden müssen sowohl von denjenigen, die Shows Charakterisierung zustimmen, als auch von denen, die ihr widersprechen. Jedenfalls ist Shows Aeußerung bemerkenswert: „Wenn neuerdings der Widerspruch gegen Lamprechts Ansichten nachgelassen zu haben scheint, so liegt der Grund darin, daß seine Kritiker ihn bereits als abgetan betrachten oder ihn als hoffnungslos aufgegeben haben." Shows Aeußerung weist aber auch zugleich auf einen Fehler hin, den die Vertreter deutscher Geschichtswissenschaft — und Show sieht fast alle als Gegner der „neuen Richtung" schlechthin an — begangen haben. Es war ein großes Unrecht, sich während der letzten anderthalb Jahrzehnte in ein vornehmes Schweigen zu hüllen. Es wäre Pflicht gewesen, die Stimme zu erheben und Kritik zu üben. Pflicht gegenüber der „neuen Richtung", die vielleicht unter solcher Einwirkung gemäßigtere Bahnen eingeschlagen hätte, Pflicht besonders gegenüber der historischen Wissenschaft und ihrer Wirkung unter den „Gebildeten". Nicht daß ein Kampf in der Tagespresse erwünscht gewesen wäre. Die Wissenschaft in ihrer entsagungsvollen Strenge soll auf flüchtige Tageserfolge und auf Reklamewirkung verzichten. Aber es muß ausdrücklich gesagt werden: die Tagespresse war kaum in der Lage, hier den wahren wissenschaftlichen Stand zu erkennen; sie wurde nur von der einen Seite instruiert, sie hörte von der anderen kaum ein Wort, ja sie konnte nicht einmal in den rein fachwissenschaftlichen Zeitschriften die nötige Aufklärung finden. So kam es, daß die „neue Richtung", die in Fachkreisen kaum Anklang gefunden hatte, zu einem scheinbar mächtigen Erfolg emporgehoben wurde, so geschah es, daß ein merkwürdiges Auseinandergehen in der Wertschätzung des „Neuen" stattfand: einer stillschweigenden Ablehnung im fachwissenschaftlichen Bereich stand eine überaus hohe Wertung im Kreis

der „Gebildeten" gegenüber. Die persönlichen Momente dürfen dabei als gleichgültig gelten. Die Wissenschaft selbst wird nicht beunruhigt, wenn diesem oder jenem vorzeitig der Lorbeer gereicht wird Aber da die fachwissenschaftliche Belehrung versagte, so mußte die einseitig orientierte Tagespresse steigenden Einfluß auch auf jene Kreise gewinnen, die zwar mit der Geschichtswissenschaft in Verbindung stehen, aber nicht selbst inmitten der geschichtswissenschaftlichen Forschung leben, die zugleich berufen sind, die Fortschritte der Wissenschaft zu verbreiten und zu lehren. Ihnen fehlte beim Schweigen der Fachleute die sichere Orientierung. Möchte die vornehme, leidenschaftslose und rein sachliche Ausführung des Amerikaners Show eine für das Gedeihen der Wissenschoft nötige sachliche Aussprache einleiten. Nicht so sehr die Betonung dessen, was an der „neuen Richtung" alt ist, soll vor allem gefordert werden, als vielmehr die scharfe Beleuchtung dessen, was wirklich neu ist, aber zu Bedenken Anlaß bietet. Schon Show deutet an, daß der „neuen Richtung" ein weites Hinausgreifen über die wahren Aufgaben der Geschichtswissenschaft, eine Hinübergleiten auf fremde Wissensgebiete eigentümlich sei. Diese Wissenschaften werden sich selbst zu schützen wissen, die Geschichtswissenschaft aber muß ihr eigenes Gebiet hüten und muß dafür sorgen, daß ihre Aufgaben durch eine Ausdehnung ins Ungemessene nicht ins Schwanken geraten und daß bei dieser Gelegenheit ihre fest ausgebildeten Methoden nicht erschültert werden.

Leipzig. Gerhard Seeliger.

* * *

Zusatz des Herausgebers.

Ich habe Herrn Seeliger, der ebenso wie Herr Lamprecht ord. Professor der Geschichte an der Universität Leipzig ist, gebeten, diesen Artikel, den er zunächst in der von ihm herausgegebenen „Historischen Vierteljahrsschrift" publiziert hatte, in den „Preußischen Jahrbüchern" von neuem zum Abdruck zu bringen, teils um ihm zuzustimmen und ihn auch unseren Lesern bekannt zu machen, teils aber auch, um in einem Punkt einen Widerspruch hinzuzufügen. Von dem Persönlichen sehe ich dabei, ganz wie Professor Seeliger, ab. Prof. Seeliger wünscht, daß der Aufsatz von Show eine weitere Aussprache über die Lamprechtsche Geschichtsschreibung einleite. Ich bin der Ansicht, daß eine solche Aussprache zwecklos ist. Als Lamprecht zuerst mit seinen eigentümlichen Ansichten hervortrat, wurde er sofort von den Fachmännern, Meinecke, Lenz, Rachfahl, Hintze, Herm. Oncken, v. Below, scharf zurückgewiesen. Ich bin wohl einer der Letzten gewesen, der ihm in Kollegenkreisen, was man nennt, die Stange gehalten hat; nicht, weil ich seine Schwächen anfänglich nicht genügend durchschaut hätte, sondern weil ich eine natürliche Sympathie für jede originelle Individualität habe und, solange man hoffen kann, daß schließlich doch noch eine gesunde Entwicklung einsetzt und positive Arbeit geleistet wird, auch bizarre Verirrungen in Kauf

nehme. Mit der Zeit mußte freilich auch ich zugestehen, daß bei Lamprecht solche Hoffnungen nicht mehr vorhanden seien. Trotzdem haben die „Preußischen Jahrbücher“, nachdem Hermann Oncken hier einmal die völlige Nichtigkeit der Lamprechtschen Forschung dargetan, keine weitere Notiz von ihm genommen, so wenig wie es so ziemlich die ganze historische Wissenschaft getan hat. Wohl ziemlich alle Historiker außerhalb des Kreises seiner gläubigen Anhänger haben es aufgegeben, sich mit Lamprechts Theorien zu beschäftigen oder seine Bücher widerlegen oder sie auch nur lesen zu wollen. Das aber macht Professor Seeliger uns nun zum Vorwurf, denn die Folge sei gewesen, daß die direktionslose öffentliche Meinung Lamprecht zu mächtigem Erfolge emporgetragen habe.

Ich glaube nicht, daß dieser Erfolg durch irgendwelchen Widerspruch aufzuhalten gewesen wäre. Es gibt keine Wissenschaft, die nicht an irgendeiner Stelle mit der Scharlatanerie zu kämpfen hätte, sei es die Theologie oder die Philosophie, die Medizin oder die Geschichte, und die öffentliche Meinung wird stets zu einem sehr großen Teil auf der Seite der Scharlatanerie stehen. Die Wissenschaft ist eben schwer und es ist nicht jedermanns Sache, ihren Beweisführungen und Schlüssen zu folgen. Gläubige aber findet man für alles. Seit Jahrzehnten pilgern Millionen und aber Millionen an die Wunderquelle von Lourdes, und die Behauptungen, daß die Dramen Shakespeares von Baco verfaßt worden, oder der Uhrmacher Naundorff der Dauphin (Ludwig XVII.) oder Kaspar Hauser ein badischer Prinz gewesen sei, werden auch so bald nicht sterben*).

Lamprecht ist ein Phantast, ohne Selbstkritik, ohne Methode und ohne Logik, aber von Belesenheit, Fleiß, einem gewissen Esprit und großer Tat- und Organisationskraft. Ein solcher Mann kann zwar innerhalb der Wissenschaft selbst durch die Kritik überwunden und abgelehnt werden, aber nicht in der öffentlichen Meinung. Gerade seine Unklarheit, gerade daß man ihn eigentlich nicht ganz versteht, kommt ihm hier zu Hilfe, denn man vermutet, da er doch einmal ein großer Mann sein soll, Tieferes dahinter, als man selber zu fassen vermag. So ist es Lamprecht gelungen, von den Regierungen wie von Gönnern unerhörte Summen für die Wissenschaft flüssig zu machen. Kein ernsthafter Gelehrter hätte das fertig gebracht. Wohl hört man in Fachkreisen öfter das Bedauern, daß das Leipziger Institut mit seinen riesigen Mitteln nun der wirklichen Wissenschaft nicht dienen könne (es sei denn, daß Assistenten nicht nach der Methode des Meisters arbeiten, sondern sich von gesundem eigenen wissenschaftlichen Instinkt leiten lassen), aber sieht man auf den ganzen Zusammenhang, so ist die Klage grundlos. Denn die spezifisch Lamprechtsche Wissenschaft zeigt ja eben darin

*) Die Bacofrage ist wirklich in der jüngsten Nummer des Kunstwart, No. 16, wieder als ein ernsthaftes Problem behandelt worden. Die Geschichte des Uhrmachers, Falschmünzers und Zuchthäuslers Naundorff ist höchst ergötzlich aktenmäßig von Tschirch dargestellt in Bd. 106 der Historischen Zeitschrift.



schon jetzt ihre wahre Natur, daß sie keine Nachfolger zeugt, daß sie unfruchtbar bleibt. Das ganze Werk, wie es unbestreitbar von Lamprecht geschaffen worden ist, ist ausschließlich auf seine Person gestellt und wird der wissenschaftlichen Forschung einmal als Erbe zufallen. Wenn dann der Unfug, den Lamprecht in der Wissenschaft selbst angestiftet hat, vergessen sein wird, wird man seiner agitatorisch organisatorischen Tätigkeit und Tatkraft doch ein freundlich-dankbares Andenken bewahren. Delbrück.

Literatur.

Hermann Burte: Herzog Utz. Ein Schauspiel. Verlag von G. K. Sarasin in Leipzig, 1913.

Das Werk hat mir eine schwere Enttäuschung gebracht. Ich habe im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift Burtes „Wiltfeber" als eine bedeutende Dichtung, die Großes verspreche, hingestellt, und auch andere haben so geurteilt, und Burte ist dann bekanntlich durch die Verleihung des Kleist-Preises ausgezeichnet worden. Und nun schreibt er ein Drama, das man sicherlich mit tiefem Stillschweigen bedecken würde, wenn es nicht diesen hoffnungsvollen Verfasser hätte. Wie ist das möglich? Hat er etwa, durch den Erfolg angestachelt, seinen rastbedürftigen Pegasus zu neuem Fluge aufgepeitscht, ohne gewahr zu werden, daß das ermattete Tier nicht imstande war, sich in die Lüfte zu erheben, sondern, wie man es an den Hühnern oder Enten sehen kann, flügelschlagend mit häßlichen Sprüngen über den Erdboden hinlief? Oder habe ich mit vielen Anderen Burtes „Wiltfeber" zu hoch eingeschätzt? Nur Burte selbst kann diese Frage entscheiden, indem er sich Zeit gönnt zum Ruhen und Reisen und dann durch neue Werke zeigt, was wirklich in ihm steckt und was er kann.

Was dieses Schauspiel Burtes so unerquicklich, ja unmöglich macht, das ist vor allem die — ich kann es nicht anders bezeichnen — Roheit, die darin waltet. Schon im „Wiltfeber" konnte man an dem sittlichen Zartgefühl des Verfassers zweifeln, und zwar an der Stelle, wo der Held seines frühen, allzu frühen Verkehrs mit der „Sälme-Gotte" gedenkt. Mir erschienen diese Gewagtheiten als der Ausdruck einer gewissen großartigen künstlerischen Naivität, wie sie etwa die Judith-Episode in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" erkennen läßt. Aber ich gebe zu, daß diese Geschichte auch anders empfunden und aufgefaßt werden kann, und, nach dem „Herzog Utz" zu schließen, muß diese andere Auffassung wohl für die wahrscheinlichere gelten. Denn die „Naivität", die sich im „Herzog Utz" breit macht, steht zweifellos nicht jenseits der gewöhnlichen Schamhaftigkeit in erotischen Dingen, sondern diesseits, sie ist nicht die sublime Unschuld des Künstlers, sondern eben Roheit. Herzog Utz ist jener im Reformationszeitalter lebende Ulrich von Württemberg, der seinen Stallmeister Hutten meuchlings ermordete, weil es ihn nach dessen schöner Frau gelüstete. Burte idealisiert

den gewalttätigen Herzog insofern, als er ihn Hutten nicht ermorden läßt, um die begehrte Ursula zu gewinnen, sondern um einen Vertrauensbruch des Freundes zu bestrafen. Sein Herzog Utz ist eine sehr gerade Natur. Auf den üblichen Schleichwegen sich den verbotenen Liebesgenuß zu verschaffen, kommt ihm nicht in den Sinn. Da er aber seiner Gier nicht Herr werden kann, so begeht er die unglaubliche Geschmacklosigkeit, den Stallmeister und Freund kniefällig zu bitten, er möge ihm „die Urschel“ auf „eine süße Nacht“ abtreten. Mit dieser erstaunlichen Zumutung begreiflicherweise abgewiesen, sucht er sein Ziel auf eine andere, nicht minder ungewöhnliche Weise zu erreichen. Er beschwört seinen Marschall Thumb von Neuburg, Ursulas Vater, der Tochter sein „Heischewort“ zu melden und bei dem ersehnten ehebrecherischen Liebesbündnis den Vermittler zu spielen. Noch unverständlicher als dieses Ansinnen selbst ist die Tatsache, daß der alte Thumb die Bitte erfüllt und seine Tochter zum Ehebruch zu überreden sucht. Ursula freilich, wiewohl sie Utz liebt, ist nicht willig, den schändlichen Bund zu schließen. Sie begibt sich zum Herzog und weiß ihn durch eine längere Moralpredigt und die Drohung, ihre Tugend nötigenfalls durch Selbstmord zu schützen, von seinem Liebeswahnsinn zu heilen. Wenn uns diese ebenso schnelle wie dauernde Bekehrung des Rohlings auch wenig überzeugend erscheinen will, so wäre nun wenigstens alles wieder in Ordnung, hätte nicht Hutten seinen Eid, den unwürdigen Kniefall, den Ulrich vor ihm getan hat, zu verschweigen, in begreiflicher Erregung über die Zumutung des Herzogs gebrochen. Er hat geplaudert und so den Herzog dem Spott seiner Untertanen preisgegeben. Dafür, nicht um seines Weibes willen, stirbt er im Walde von Ulrichs Rächerhand. Und nun geschieht das Unbegreiflichste und Widerwärtigste, daß Ursula, die uns nach ihrem früheren Verhalten doch einigermaßen achtungswürdig erscheinen muß, dem Herzog in den Wald nachgeritten kommt, und an der blutigen Leiche ihres Gatten dem Mörder, dessen Frau inzwischen mit einem Liebhaber durchgegangen ist, leidenschaftliche Liebes- und Heiratsanträge macht. Daß Ulrich sie von sich weist, ist begreiflich. Wir rufen mit ihm „pfui, pfui!“ über dieses Weib, zugleich aber auch über das ganze Stück, das uns derartige ethische wie psychologische Ungeheuerlichkeiten zu glauben zumutet.

Die Sprache, in der diese Vorgänge dargestellt sind, ist nicht besser als der Inhalt des Stücks. Von der edlen Lyrik des „Wiltfeber“ ist hier kaum eine Spur. Dagegen sind die sprachlichen Absonderlichkeiten, die schon dort begegneten, hier sehr zahlreich, und neben ihnen stehen Plattheiten und Geschmacklosigkeiten, wie ich sie von dem Dichter des Wiltfeber nicht für möglich gehalten hätte. Statt „alles umsonst“ sagt z. B. Herzog Ulrich „alles für die Katze“, und auf Ursulas Frage: „Was ist los?“ erwidert er, eine unbeabsichtigte Kritik an Burtes Sprache übend,

„In deiner Gassensprache: Was ist los?
Das Volk sagt: Was nicht angebunden ist.“

Bisweilen sind Burtes sprachliche Entgleisungen einfach lächerlich. Ich wenigstens vermag nicht ernst zu bleiben bei dem Verse:

Siegfried entblustete (!) die Königin,

oder wenn Ursula den Herzog zuletzt mit den Worten anfleht:

„Mein Utz, mein Hirsch (!), mein Abgott, liebe mich!

Die Verssprache ist, scheint es, doch ein gefährlich glatter Boden, auf dem manch einer jämmerlich stolpert und zu Falle kommt, der auf den Feldern der Prosa ganz wacker einherschreitet.

Bruno Frank: Requiem. — München, 1913. Verlag von Albert Langen.

Dies jüngste Werk Bruno Franks ist die dichterische Frucht tief schmerzlicher Erlebnisse. „Emma Ley zum Gedächtnis", steht auf dem Widmungsblatte. Die Geliebte des Dichters, eine feine, kluge, seelenstarke Amerikanerin, ist an einer Krankheit gestorben, und den allein Gelassenen, der schon von Natur zur Melancholie neigt, umschattet nun die finsterste Schwermut. Seiner grüblerischen Anlage gemäß spricht sich der Schmerz, als er sich löst, in Reflexionen aus. Ihm wachsen auf dem Grabe der Liebe die Nachtblumen der Erkenntnis, und er pflückt sie und windet sie kunstvoll zusammen zum Kranze schmerzlich duftender, dunkel prächtiger Stanzen.

Wie begreiflich, haben Br. Franks Verse hier eine besonders edle, feierliche Schönheit. Nichts adelt ja die Seele mehr als tiefes Leid, dem sie nicht erliegt. Das tiefe Leid schweigt entweder, oder es spricht die gewählteste Sprache, die hoch über den Alltag erhebt. Mir klingen diese eigentümlich schweren, müden, feierlichen Strophen, als hörte ich unter nächtlichem Himmel in regelmäßigen Abständen lange, schwarze Meereswellen schlagen und am Strande verrauschen.

Als Probe diene folgende Strophe, die allein schon durch das „Juliblau" den Empfänglichen entzücken kann:

Ich meine nicht, daß nun der Jahrlauf säume,
Weil Deines Herzens Schlag ihn nicht mehr mißt:
Schon wärmt ein Frühling diese hohen Räume,
Aus denen Du hinweggetreten bist.
Bald strahlt ein Juliblau durch dunkle Bäume,
Bald prunkt der Herbststrauß wie zu Deiner Frist.
Sie leuchten und sie wissen, was sie taugen,
Und keines ruft nach Deinen lieben Augen.

Von ganz besonderer Schönheit ist auch ein Gedicht, das die alte Erfahrung ausspricht, daß erst ein ganz starkes Erlebnis, ein ganz großer Schmerz uns voll empfinden läßt, was Wirklichkeit bedeutet, uns gleichsam erst ganz auf die Erde stellt, über der wir in einer billigen, eingebildeten

Weisheit zu schweben meinten, ohne sie noch eigentlich zu kennen. Der Schmerz gibt uns andere Augen für alle Dinge; von ihm belehrt, dringen wir erst wirklich durch die Scheinwelt der Worte hindurch zu den Sachen.

Daß hier und da einmal ein Vers gesucht und gezwungen erscheint, kann niemand wundernehmen, der weiß, wie schwer im Deutschen eine Stanze aus echten Gefühlen und Gedanken zu bauen ist. Und von Banalitäten und leeren Reimereien hält sich Bruno Frank völlig fern.

Der einzige Fehler der schönen Dichtung ist nach meiner Ansicht der, daß sie nur in einer Luxusausgabe für fünfzig Mark zu haben ist. Ich meine, daß zum Verständnis und Genuß dieser Verse doch nicht nur Millionäre befähigt sind.

Maarten Maartens: Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. Bonn, Verlag von Albert Ahn.

Es ist eine Geschichte mehr vom verlorenen als vom wiedergewonnenen Paradiese, die hier erzählt wird. Ueber dem Anfang des Romans liegt ein heiterer, milder Sonnenglanz, der aber immer mehr verblaßt und entschwindet, bis am Ende ein kaltes, trübes, trauriges Grau den Himmel bedeckt und uns frösteln und schaudern macht. Diese Eva gehört zu den in Dichtung und Leben so zahlreichen Frauen, die als halbe Kinder heiraten, ohne ihr eigenes Herz noch zu kennen, und die dann in der Ehe unglücklich werden. Sie heiratet einen reifen, ernsten Mann, dessen ganzes Leben und Sein bewußtes Streben und Pflichterfüllung ist, während sie selbst in einem Hause aufgewachsen ist, in dem das Leben in heiterem Genuß des Augenblicks, in holder Ungezwungenheit und Zwecklosigkeit sanft dahinfloß. Herr Melissant, ihr Vater — eine vortrefflich gezeichnete Figur —, ist nämlich ein praktischer Eudämonist, der es meisterlich versteht, dem Dasein soviel Glück und Freude abzugewinnen, als es sterblichen Menschen nur irgend zu gewähren vermag. Er verbreitet um sich eine Atmosphäre des Wohlseins und Wohlwollens, des Gleichmuts und Frohsinns, in der Schmerz und Verdruß, Zorn und Bitterkeit sich auflösen wie leichtes Gewölk in heller, warmer Luft. Zu dieser paradiesisch anmutenden Lebensatmosphäre steht das innere und äußere Sein im Hause Mynheers Rütger Knoppe in einem allzu starken Gegensatz. Eva gleicht da einem zarten Blütengewächs, das man in ein zu strenges Klima verpflanzt hat. Sie bemüht sich nach Kräften, sich anzupassen und in das ihr fremdartige Leben ihres Gatten hineinzuwachsen. Sie sehnt sich danach, etwas zu leisten und nützlich zu werden gleich ihm. Aber er versteht das Verlangen ihrer Seele nicht und merkt in seinem immer tätigen Dasein auch nicht, daß sie an seiner Seite mehr und mehr innerlich verkümmert. Ihr unbefriedigter Sinn macht sie empfänglich für das leidenschaftliche Werben eines anderen, sie wird ihrem Gatten in einer schwachen Stunde untreu und geht dann an den inneren und äußeren Konsequenzen ihres Fehltritts zugrunde. Sie beichtet schließlich ihrem Gatten die Schuld, und, längst von dem sinnlichen

und mystischen Zauber des katholischen Kultus gelockt und gefesselt, geht sie zu den „Frauen von Rexlo“, um im Kloster den Frieden wiederzugewinnen, den sie im Leben verloren hat.

Die Geschichte ist mit einer reifen und feinen Kunst erzählt, die fast völlig ohne direkte Charakteristik auskommt und uns doch die Gestalten vollkommen deutlich macht; die alles Grelle und Grobe in der Farbengebung verschmäht und die Tragik allein aus dem verschiedenartigen Sein der Personen mit innerer Notwendigkeit sich entwickeln läßt.

Sophus Bauditz: Der alte Hauptmann. Uebersetzt von Mathilde Mann. Verlag von Richard Hermes, Hamburg. 1913.

Der hübsche Roman ist ein kleines Meisterstück der Plauderei. Der Verfasser plaudert von dem alten Hauptmann Riis im Hjortholmer Walde in Jütland und läßt ihn selbst plaudern, und man weiß nicht, wer von den beiden es besser versteht. Ganz überwiegend hat freilich der alte Hauptmann das Wort, und wir hören ihm mit Vergnügen zu, wenn er nach beutereicher Entenjagd oder gutem Lachsforellenfang bei einem kräftigen Trunk und einer Pfeife Tabak in seinem Waldhäuschen seinem Gaste erzählt. Er steckt voller Geschichten, selbsterlebter natürlich, denn er gehört zu den Menschen, die viel erleben, weil sie selbst voller Leben sind und, wie er einmal sagt, „nicht immer nur der Landstraße folgen, sondern auch Nebenwege einschlagen“. Er schildert seine Kriegserlebnisse bei Fredericia und eine Fülle mannigfacher Abenteuer in Wald und Heide, in Schlössern und Wirtshäusern, und immer hören wir mit Spannung und Teilnahme zu und glauben ihm, was er erzählt, denn er erzählt ohne jede Spur von Renommisterei, in einem so schlichten und natürlichen, humor- und gemütvollen Ton, daß er ganz unausbleiblich nicht nur unser Ohr, sondern auch unser Herz gewinnt. Dieser alte Hauptmann und Jäger hat eine so reiche, kindlich fromme, heitere Seele, er strömt ein so tiefes Wohlsein und Wohlwollen aus, daß er alles, was in den Kreis seines Erlebens eintritt, wie mit einem Goldschimmer des Glückes und der Güte überzieht. Auch die Natur seiner geliebten jütischen Heimat weiß er mit dem warmen Glanze seiner Empfindung zu vergolden. Er wird zum Dichter, wenn er einen Sommermorgen oder die Individualität der dänischen Laubbäume in einer Weise schildert, daß man sich dadurch an Liliencron erinnert fühlt, der ja auch einer Landschaft von demselben Charakter entsprossen ist.

M. Havenstein.

Politische Korrespondenz.

Die Rumänenfrage in Ungarn. — Das Verhältnis der Siebenbürger Sachsen zu den südungarischen Deutschen.

Die Achillesferse für die ungarische Nationalitätenfrage ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Rumänenfrage gewesen; das außerungarische Europa hat von ihr bisher nur deshalb gar nicht oder sehr wenig Kenntnis genommen, weil man sie für eine innerungarische Frage von lokaler Bedeutung hielt, mit der intensiver sich zu beschäftigen für das Ausland kein zureichender Grund vorlag. Zwar haben sich rumänische Politiker aus Bukarest und auch solche aus Ungarn in den letzten zwanzig Jahren wiederholt bemüht, in Paris und in Rom Stimmung zu machen für ihre unterdrückten Brüder in Ungarn, und auch im Deutschen Reich hat es nicht an Versuchen gefehlt, das größere Publikum über die Lage der ungarländischen Rumänen genauer zu unterrichten, aber der geschickt arbeitende und mit großen Mitteln ausgestattete Nachrichtendienst der ungarischen Regierung hat es bis in die jüngste Gegenwart immer verstanden, die Sache so darzustellen, als ob die ganze ungarländisch-rumänische Frage nur die Erfindung einiger gewerbsmäßiger Agitatoren im Reiche der Stefanskrone sei, eine Erfindung, von der dann zeitweilig im Königreich Rumänien eine dortige parlamentarische Partei taktisch Gebrauch mache, — wenn es not tut, auch auf der Straße. Auch heute noch gibt man sich in Ofenpest redliche Mühe, die Vorgänge dies- und jenseits der transsilvanischen Alpen nach außen in der gekennzeichneten Harmlosigkeit darzustellen, aber schon die Tatsache, daß der österreichische Delegationsausschuß für äußere Angelegenheiten es in seiner letzten Tagung für notwendig befand, sich eingehend mit der Sache zu befassen, ist ein objektiver Beweis dafür, daß wir es hier nicht nur mit einer innerpolitischen Frage Ungarns, sondern mit einer Frage der äußeren Politik der ganzen Monarchie zu tun haben. In diesem Sinne äußerte sich der bekannte Vertreter des verfassungstreuen Großgrundbesitzes Baernreither, indem er darauf hinwies, daß man mit dem großen nationalen Zug und mit der Kulturentwicklung im Königreich Rumänien rechnen müsse und daß die Magyaren den Weg zur Beruhigung

des rumänischen Elements in Siebenbürgen und im übrigen Ungarn ernstlich suchen müssen; die Frage habe geschlummert, jetzt sei sie erwacht und beherrsche die Gemüter. Dasselbe Forum rief der sozialdemokratische Abgeordnete Ellenbogen an, indem er betonte, es könne nicht geduldet werden, daß gemeinsame Interessen des Gesamtstaates durch eine einseitige, auf dieselben nicht Rücksicht nehmende ungarische Politik gefährdet werden, und der Jungtscheche Kramarsch schloß sich den Anklagen gegen die magyarische Unduldsamkeit ebenso entschieden an.

Das größte Gewicht ist aber wohl einer Aeußerung des rumänischen Königs Karl beizumessen, der einem Ausfrager des Pariser „Matin" den Umschwung der öffentlichen Meinung Rumäniens gegen Oesterreich-Ungarn mit dem Hinweis darauf bestätigte, „daß es Volksströmungen gebe, gegen die die Herrscher ohnmächtig seien". In Wirklichkeit handelt es sich aber hier nicht um einen Umschwung in der öffentlichen Meinung Rumäniens, sondern um einen seit Jahrzehnten vorbereiteten Durchbruch der rumänischen Volksstimmung gegen das Magyarentum. Die weiteren Wirkungen ergeben sich von selbst auf die internationale Beziehung Rumäniens zur österreichisch-ungarischen Monarchie, als deren politische Geschäftsführer in der transeithanischen Hälfte ohne Einschränkung die Magyaren angesehen werden, und auf den Dreibund, der nach landläufiger Auffassung als Garant der magyarischen Politik in ihren Grundzügen gilt.

Die Gefährlichkeit der rumänischen Bewegung zeigt sich am anschaulichsten in den Bevölkerungsverhältnissen Siebenbürgens. Nach der Volkszählung von 1910, die ja bekanntlich in Ungarn überhaupt nicht gerade zu Ungunsten des Magyarentums durchgeführt worden ist, haben sich 66 % dieser Bevölkerung nicht zur magyarischen Muttersprache bekannt. Von 2678367 Seelen sind nur 918217 als Magyaren gezählt worden, denen 1472021 Rumänen gegenüberstehen. In Siebenbürgen verfügen also die Rumänen über die absolute Mehrheit (55 % der Gesamtbevölkerung); in vier von den fünfzehn Gespanschaften beträgt ihre Volkszahl sogar 75 bis 89 %, in weiteren vier Gespanschaften 60 % und in keiner weniger als 30 %. Von der ländlichen Bevölkerung Siebenbürgens sind 73 % Rumänen; sie übertrifft an Zahl die magyarische Landbevölkerung Siebenbürgens nahezu um das Fünffache. Zur deutschen Muttersprache haben sich im Jahre 1910 in Siebenbürgen 234085 Bewohner bekannt.

Diese Bevölkerungsverhältnisse in Siebenbürgen waren natürlich den ungarischen Regierungen auch in früherer Zeit bekannt genug, und alle Drangsalierungen der letzten Jahrzehnte, unter denen die Rumänen Ungarns und Siebenbürgens zu leiden hatten, waren nur Einschüchterungsversuche, durch die man für den Fall einer äußeren Verwicklung Gefahren im Innern vorbeugen wollte. Die Methode hat sich nicht bewährt. Der erbitterte Kampf der ungarländischen Rumänen gegen die magyarische Entnationalisierungspolitik hat diese Rumänen zur politischen Mündigkeit förmlich er-...en, und die Rumänen des Königreichs wurden erst durch den zeitweiligen

Lärm dieses Kampfes sich dessen bewußt, welche großen unverbrauchten Massen ihres Volkstums jenseits des Karpathenwalles, vor den Toren des rumänischen Königreiches, die Grenzbezirke besetzt halten. Die gegenseitigen Sympathien der Rumänen in den beiden Königreichen gaben sich im vorigen wie in diesem Jahre deutlich genug zu erkennen; die unerwarteten Erfolge der rasch zugreifenden rumänischen Politik in den Balkanwirren haben auf beiden Seiten das rumänische Nationalgefühl mächtig gesteigert, und wenn der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza emphatisch erklärt, die Ereignisse der äußeren Politik haben ihn nicht veranlaßt zu den Friedensverhandlungen mit den Rumänen Ungarns, so ist das nur eine sehr dürftige Verschleierung offenkundiger Tatsachen. Das hinderte ihn doch nicht, sich im ungarischen Abgeordnetenhaus zu dem Standpunkt zu bekennen, „daß man in einem freien Staate den anderssprachigen Bürgern nicht das Recht versagen könne, eine politische Nationalitätenpartei zu gründen"; Tisza gab ohne weiteres zu, „wenn es konfessionelle Parteien gebe, wenn es Parteien gebe, die auf Grund des Klassenhasses konstituiert würden, dann müsse man auch zulassen, daß Nationalitätenparteien existieren", ja er verstieg sich sogar zur Feststellung, daß „die ungarische Vogelstrauß-Politik bisher von der Existenz der Nationalitätenparteien keine Kenntnis genommen habe, daß aber diese Nationalitätenparteien gearbeitet und agitiert haben". Dadurch ist, vorläufig wenigstens theoretisch, die ungarische Nationalitätenpolitik seitens der Regierung auf eine völlig neue Grundlage gestellt, da Tiszas Vorgänger seit Anfang der neunziger Jahre in Theorie und Praxis die Auffassung vertraten, daß in Ungarn eine politische Parteibildung nach Nationalitäten nicht geduldet werden dürfe Tisza ist aber in seinen Zugeständnissen auch im einzelnen noch weiter gegangen: er hat als Basis der Verhandlungen den Rumänen vorgeschlagen, es sollen in den überwiegend von Rumänen bewohnten Gespanschaften solche Beamte eingesetzt werden, die der rumänischen Sprache genügend mächtig sind, es sollen ferner die Gerichte angewiesen werden, rumänische Eingaben anzunehmen und Zeugenaussagen in rumänischer Sprache zu gestatten, ja es sollen auch die rumänischen Interessen auf dem Gebiete der Forstwirtschaft, der Viehzucht und der Kolonisation ähnlich wie die der magyarischen Landwirte gefördert werden, und endlich hat Graf Tisza namens der Regierung das Recht der kirchlichen Behörden und Stiftungen anerkannt, „fremdsprachige" Mittelschulen zu errichten.

Zu einem förmlichen Uebereinkommen zwischen der ungarischen Regierung und den Rumänen des Landes haben sich zwar diese Verhandlungen nicht entwickelt, hauptsächlich deshalb nicht, weil Tisza es ausdrücklich abgelehnt hat, „die für das Magyarentum verhängnisvollen, jedoch bereits überwundenen Bestimmungen des Nationalitätengesetzes (vom Jahr 1868) durchzuführen", und weil er in einem Atem mit seinen Versprechungen in Aussicht gestellt hat, daß die Regierung das allerschlimmste Magyarisierungsgesetz, die lex Apponyi über die Volksschulen, „loyal durchführen werde".

Immerhin wird Graf Tisza der Verpflichtung nicht ledig, die vorgeschlagenen Zugeständnisse, wenn sie auch nur hypothetisch gemacht wurden, in irgendeiner Form zu verwirklichen, zumal er im Reichstag ausdrücklich betont hat, „daß die Grundprinzipien, die ihn in dieser Frage leiten, sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Beziehung für alle anderssprachigen Bürger des ungarischen Staates gelten“. In diesen Tagen hat der ungarische Kultusminister v. Jankovich schon eine Verordnung über den Religionsunterricht in der Muttersprache herausgegeben, worin dieser Unterricht als „statthaft“ erklärt wird, „wo sich der Religionsunterricht in magyarischer Sprache bisher nicht bewährt hat“. Diese Einschränkung ist allerdings für ungarische Verhältnisse recht bedenklich, weil es dadurch dem Belieben der Verwaltungsorgane anheimgestellt bleibt, zu konstatieren, ob sich der magyarische Religionsunterricht bei den Nichtmagyaren „bewährt“. Graf Tisza hat es auch als wünschenswert bezeichnet, daß in den von Nichtmagyaren bewohnten Gegenden der Lehrer die Sprache der Kinder verstehe, und hat zugegeben, daß die Unkenntnis der Volkssprache seitens der Lehrer „bei den patriotischen Deutschen Unzufriedenheit hervorgerufen und zu Agitationen geführt hat“; er meint, „diese Agitation könne nur so hintangehalten werden, wenn man den Agitatoren diese einzige Waffe entwinde“. Die Deutschen würden sich diese Waffe gewiß von Herzen gern ganz und gar entwinden lassen, aber was soll man dazu sagen, wenn der Ministerpräsident in bezug auf die Mittelschulen proklamiert: „Auf eine Rückentwicklung der Unterrichtssprache können wir uns an keinem Punkt einlassen, und die Regierung hält es nicht für richtig, wenn die Mittelschulen mit nichtmagyarischer Unterrichtssprache in diesem Land vermehrt würden“.

Die Widersprüche in den zahlreichen Kundgebungen Tiszas zur Nationalitätenfrage sind überhaupt sehr groß. Das zeigt sich besonders auch in seinem Verhalten den ungarländischen Deutschen gegenüber; er hat im Abgeordnetenhaus selbst gesagt, daß bei den Deutschen „bisher der einzige Angriffspunkt die Schule war, nämlich der Umstand, daß die deutsche Sprache in den Schulen mit magyarischer Unterrichtssprache absolut nicht zur Geltung kommen kann, und daß offenbar dies die Achillesferse ist, wo die patriotische Denkungsart des ungarischen Deutschtums verwundbar sei, daß also hier die leichte und einfache Art der Sanierung einzusetzen habe, wenn man verhüten wolle, daß eine der stärksten und zuverlässigsten Säulen der ungarischen Nationalpolitik erschüttert werde“. Für das Recht auf die Muttersprache in der Schule hat sich nun der Kronstädter Abgeordnete Kopony, ein gebürtiger Siebenbürger Sachse, im Reichstag eingesetzt und dabei ein ruhiges objektives Wort für die **Banater Schwaben** gesprochen, das sogar in der Regierungspartei, der Kopony angehörte, beifällig aufgenommen wurde. Tisza hat hierauf den Abgeordneten Kopony in einer Weise abgekanzelt, daß diesem ein weiteres Verbleiben in der Regierungspartei unmöglich wurde; der Hermannstädter Abgeordnete **Brandsch** hat

nach diesem Zwischenfall ebenfalls seinen Austritt aus der Regierungspartei angemeldet. Ueberaus peinlich berührte es, daß der Abgeordnete Melzer, der Vorsitzende des Sächsischen Klubs, sich im Namen und Auftrag seiner sächsischen Gesinnungsgenossen vor versammeltem Reichstag von seinem Kollegen Kopony und damit auch von Brandsch lossagte, mit der Begründung, „daß es nicht die Aufgabe der Sachsen sein könne, hier schwäbische politische Interessen und Bestrebungen zu vertreten und zur Geltung zu bringen", und daß er und seine Gesinnungsgenossen „die näheren Umstände, Ziele, Werkzeuge und das ganze Vorgehen jener oppositionellen politischen Bewegung nicht kennen und zufolge ihrer politischen Grundsätze mit jener politschen Bewegung in keinem Zusammenhang stehen." Nachträglich wurde bekannt, daß Graf Tisza sich in letzter Zeit auch im Privatgespräch mit großer Entschiedenheit dagegen ausgesprochen habe, daß sich sächsische Politiker an der südungarisch-deutschen Bewegung aktiv beteiligen. Es ist also einwandfrei erwiesen, daß die Abschüttelung der Schwaben durch den Sächsischen Klub auf die Ordre Tiszas erfolgte. Es kam nachher zu häßlichen Auseinandersetzungen in einer Hermannstädter Wählerversammlung, wobei die Abgeordneten Brandsch und Kopony von ihren Kollegen beschuldigt wurden, sie haben in Südungarn eine lebhafte Agitationstätigkeit unter den Deutschen entfaltet und sich an der Organisation der Ungarländischen deutschen Volkspartei aktiv beteiligt. Diese üble Denunziation an das Magyarentum entfachte aber in der Bürgerschaft einen solchen Sturm der Entrüstung, daß der Antrag, der Hermannstädter Abgeordnete Brandsch möge zur Niederlegung seines Mandates aufgefordert werden, mit erdrückender Mehrheit abgelehnt wurde. Leider haben die Urheber dieser wenig erbaulichen Hetze daraus nicht die Konsequenz gezogen, nun ihrerseits vom politischen Schauplatz abzutreten. Die unmittelbare Folge der an sich sehr bedauerlichen Vorgänge ist immerhin die, daß das gesamte, zu nationalem Bewußtsein erwachte Deutschtum Ungarns jetzt im Reichstag zwei Vertreter hat, die frei sind von den Fesseln einer im Grunde unnatürlichen Parteizugehörigkeit. Die allgemeinen Reichstagswahlen des nächsten Jahres werden zeigen, ob die Deutschen in Ungarn ihren neuen Aufgaben gewachsen und dem Ministerpräsidenten Tisza zu helfen entschlossen sind, wenigstens einen Teil seiner Versprechungen zu verwirklichen, zu denen er sich durch die Aufrollung der rumänischen Frage genötigt sah.

21. 5. Lutz Korodi.

Offiziere und liberale Partei in England. — Die neue Kammer in Frankreich. — Die Flugschrift des Herrn Lalance. — Literatur zur orientalischen Frage und Ereignisse im Orient.

Die heftige innere Krisis, die England durchgemacht, ist noch unentschieden. Während um die irische Homerulebill noch mit der größten Leiden-

schaft gekämpft wird, haben die Schotten, als Wiederholung eines in der vorigen Session gemachten Vorstoßes, einen gleichartigen Gesetzentwurf für die eigene engere Heimat im Unterhause eingebracht. Er wurde am 15. Mai zur Diskussion gestellt, es kam aber zu keiner Abstimmung; wie es heißt, aus technischen Gründen; in Wahrheit wohl, weil die Antragsteller in dieser Session ebenso wie in der vergangenen, erst nur langsam das Terrain für ihre Pläne ebnen wollten. Die Stimmung des Hauses gegenüber der Bill, scheint innerhalb beider großen Parteien recht geteilt gewesen zu sein. Da die Reichstreue des schottischen Volks nicht zu bezweifeln ist, so konnte der von einem Ausschuß der schottisch-liberalen Parlamentsmitglieder ausgearbeitete Homerule-Entwurf unmöglich auf so starke Antipathien treffen wie der irische, und selbst die Unionisten lehnen ein besonderes schottisches Parlament und ein diesem verantwortliches Landesministerium nicht unbedingt ab. Immerhin wirkt der Gedanke, nördlich des Tweed partikulare politische Gewalten zu restaurieren (Schottland war früher ein nur durch Personalunion mit England verbundenes Königreich), auf die Reichsversammlung in Westminster vor der Hand befremdend und kann nur langsam eine wachsende Zahl von Freunden gewinnen.

Neben den Iren und Schotten haben auch die Walliser den Anspruch auf ein besonderes Parlament und Ministerium angemeldet. Wie weit liegt doch die Zeit hinter uns, wo Gneists Schriften über die englische Verwaltung verschlungen wurden, weil die dortigen administrativen Grundsätze uns mustergiltig erschienen! Heute fordert die öffentliche Meinung Großbritanniens Dezentralisation oder, wie man dort sagt, Devolution, nach deutschem System. Das Parlament und die Regierung des Vereinigten Königreichs sind belastet mit Gesetzentwürfen von rein örtlicher Tragweite. Sie beziehen sich etwa auf den Bau einer Brücke, überhaupt auf Geschäfte, die in Preußen — von der Autonomie der deutschen Mittel- und Kleinstaaten sei hier ganz abgesehen — auf die Provinzen, Regierungsbezirke und Kreise abgewälzt werden. Da die Zeit der britischen Zentralinstanzen durch die hohe Politik vollkommen in Anspruch genommen wird, so erfahren die lokalen Bills im Parlament eine dermaßen langsame und schlechte Behandlung, daß alle Parteien schon längst einig darüber sind, in der übertriebenen gesetzgeberischen Zentralisation geradezu eine öffentliche Kalamität zu sehen. Die Engländer müssen die Heilung jenes Schadens durch andere Mittel erstreben, als bei uns die Verwaltungsreform war. Wie schon bemerkt, betrachten sie die Vorteile, die das föderative Wesen in Deutschland mit sich bringt sehr aufmerksam, aber die preußische Selbstverwaltung interessiert sie weniger, weil sie aus verschiedenen Ursachen unseren aus bureaukratischen und Selbstverwaltungsbehörden überaus künstlich zusammengesetzten Verwaltungsapparat schlechterdings nicht nachzuahmen vermögen.

Ob England, wenn Irland, Schottland und Wales selbständig werden, seinerseits einen einzigen Landtag und ein einziges Ministerium erhalten oder in mehrere Gemeinwesen geteilt werden soll — darüber gehen die

Ansichten noch weit auseinander. Jedenfalls aber herrscht für die Frage der Dezentralisation bei Liberalen wie Unionisten ein sehr lebhaftes Interesse, und auf beiden Seiten des Reichsparlaments wünschen schon viele Abgeordnete, eine Anzahl von regionalen Legislaturen und Ministerien unterhalb der Reichsversammlung und ihres regierenden Ausschusses entstehen zu sehen. Vielleicht wird man in der nächsten Zeit von diesen Dingen viel hören. Es heißt nämlich, daß Premierminister Asquith die Devolutionsbewegung in den loyalen Ländern Schottland und Wales taktisch dazu benutzen will, um die irische Homerulebill nur als Teilstück einer für das gesamte Vereinigte Königreich geplanten Verwaltungsreform erscheinen zu lassen. Wie er sich aber nun auch schließlich aus den Schwierigkeiten der Lage herauswinden mag, für den Augenblick ist die Krisis ungeheuer.

„Quarterly Review“ gibt in ihrer Aprilnummer eine Darstellung des Konflikts zwischen Regierung und Armee, die die verfassungsgeschichtliche Bedeutung der Krisis noch größer erscheinen läßt, als ohnehin evident ist. Die genannte Monatsschrift begründet ihre Erzählung der sensationellen Vorgänge und ihre Auffassung des inneren Zusammenhangs derselben mit bereits veröffentlichten offiziellen Dokumenten sowie mit den Tatsachen, deren Kenntnis durch geschickte Anfragen im Parlament den Ministern entlockt worden ist. Trotz ihrer konservativen Tendenz kann man von „Quarterly Review“ nicht behaupten, daß sie durch die Leidenschaft des Parteikampfes zu sehr erhitzt sei, um die Fähigkeit zu einer ehrlichen Geschichtserzählung zu besitzen. Vielmehr tritt das einflußreiche Organ der Aristokratie entschieden dafür ein, daß die irische Frage und die anderen Gegenstände, um die heute zwischen Unionisten und Liberalen gekämpft wird, speziell Oberhaus- und Wahlreform, von beiden Parteien nicht unter faktiösen, sondern unter nationalen Gesichtspunkten behandelt und durch friedliche Verständigung erledigt werden sollen.

„Quarterly Review“ berichtet also, daß das Kabinett Asquith Mitte März den Plan gefaßt habe, durch eine militärisch maritime Kraftentfaltung die orangistische Insurrektion im Keim zu ersticken. Am 11. März wurde im Ministerrat beschlossen, daß ein Geschwader von Schlachtschiffen in der schottischen Lamlash-Bucht stationiert werden solle, gegenüber von Ulster: „wo es sich im Falle des Entstehens schwerer Unordnungen in einer geeigneten Position befinden würde“. Am 19. März erhielt die dritte Schlachtschiffdivision, die auf der Rückfahrt von Spanien begriffen war, Order, den Kurs nach dem bezeichneten west-schottischen Standort zu nehmen. Ebendorthin wurde aus Southampton die vierte Flotille der Torpedo-Zerstörer dirigiert.

Zu Lande hatten sich die Vorsichtsmaßregeln der Regierung bisher auf die Dislokation ganz kleiner militärischer Detachements beschränkt, die bestimmt waren, das in der Provinz Ulster verstreute Kriegsmaterial zu bewachen. Der Höchstkommandierende in Irland, General Sir Arthur Paget, hielt jene kleinen Truppenverschiebungen für durchaus genügend. Er ur-

teilte, da die Orangisten auf dem Loyalitätsprinzip fußten, so würden sie schwerlich Regierungseigentum antasten; auch dann nicht wenn die Zahl der Wächter zur Verteidigung nicht hinreiche. Die Minister teilten diesen Optimismus Sir Arthurs nicht, sondern befahlen ihm, ungefähr gleichzeitig mit den Schiffsbewegungen, starke Abteilungen seiner Truppenmacht nach Armagh, Omagh, Enniskillen und Carrickfergus zu entsenden, um hier die Waffen, Munition und andere Regierungsvorräte zu schützen. Um das Magazin in Carrickfergus mit einer genügenden Schutzwache zu versehen, wurde wiederum die Marine in Anspruch genommen, in der Gestalt zweier Kreuzer, die die betreffende Infanterie in Dublin an Bord nahmen.

Zugleich aber ergriff das britische Kriegsministerium Maßregeln, die viel weiter zielten, als bloß auf die Sicherung der Depots. Ein Bataillon wurde von dem Standlager Curragh bei Kildare nach Dundalk und Newry vorgeschoben, wo keine Magazine waren, wohl aber ein wichtiges Defilee sich erstreckte Die dritte Kavalleriebrigade unter Generalmajor Gough erhielt Befehl, vom Standlager aus an die Boynebrücken zu marschieren.

Fernere Ordres des Kriegsministers verfügten, daß die Garnison von Belfast die Stadt räumen und sich, alle Vorräte mitnehmend, mit der Besatzung von Holywood am südlichen Ufer des Belfast-Lough vereinigen solle. Da Carrickfergus am Nordufer des Meerbusens, wie wir gesehen haben, vermittelst zweier Kreuzer eilig mit Streitkräften versehen worden war, so hatte das Ministerium, das jeden Augenblick die Schiffe von Lamlash herüberrufen konnte, alle Dispositionen getroffen, um Belfast von der Land- und Seeseite her zu blockieren. Ueberhaupt aber war alles vorbereitet, um die ganzen 20—25 000 Mann, die in Irland standen, in Ulster zu konzentrieren und nötigenfalls auch noch eine Division aus England hinüberzuwerfen. „Quarterly Review“ wagt die zunächst paradox klingende, aber bei genauerem Nachdenken sich vollkommen bewährende Behauptung, daß die ganze militärisch-maritime Operation, wie sie die Asquithsche Regierung gegen die Orangisten vorhatte, eine der formidabelsten der englischen Kriegsgeschichte gewesen sei.

Alle jene Bewegungen: Okkupation der Depotplätze, Räumung Belfasts, Vormarsch nach Dundalk und Newry, wurden von den Truppenteilen, denen sie aufgetragen worden waren, pünktlich vollzogen, aber zur Besetzung der Boynebrücken durch die Reiter des Generalmajors Gough kam es nicht mehr, sondern die Auflehnung der Armee, die das Ministerium vorausgesehen hatte, wurde zur Wirklichkeit. Die dritte Kavalleriebrigade war der erste Truppenteil, dessen Offiziere, soweit sie nicht aus Ulster stammten, von dem Staatssekretär des Krieges vor die Alternative gestellt wurden, entweder ihre Bereitwilligkeit zum Dienstun zu erklären oder ohne Pension zu gehen. In Ulster ansässigen Offizieren wurde gestattet, für die Dauer der Krisis zu verschwinden, ohne ihrer Chargen verlustig zu gehen. Die Brigade Gough hatte 72 Offiziere; davon stammten fünf aus

Ulster, die sämtlich von dem ihnen eingeräumten Vorrecht Gebrauch machten. Von den übrigen 67 Offizieren erklärten, den Kommandeur an der Spitze, 59, „wenn man sie nordwärts beordere, würden sie mit allem Respekt und unter Protest vorziehen, entlassen zu werden“.

Dieser Vorgang spielte sich am 20. März im Uebungslager von Curragh ab. Zugleich beauftragte Sir Arthur Paget die anderen Divisions- und Brigadegenerale, ihren Offizierkorps die Bedingungen des Kriegsministeriums vorzulegen, indem er hinzufügte, „daß aktive Operationen gegen Ulster begonnen werden sollten, daß er erwarte, am Sonnabend (dem 28. März) werde das Land in Flammen stehen“. Bisher ist nichts darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie jene Mitteilung des irischen Höchstkommandierendem von den Offizieren der verschiedenen Truppenkörper aufgenommen wurde. Jedenfalls genügte die Renitenz General Goughs und seiner Untergebenen, um den Willen der Regierung zu brechen. Nachdem in der Mitternachtsstunde des 20. auf den 21. März der Bericht über die Demission der Reiteroffiziere auf dem Londoner Kriegsministerium eingegangen war, wurden sofort alle ferneren militärischen Manöver auf irischem Boden suspendiert; die nach Lamlash dampfenden Kriegsfahrzeuge erhielten Kontreordre durch drahtlose Telegraphie.

Es ist psychologisch erklärlich, daß die Unterwerfung des Kabinetts unter die Armee, obwohl unvermeidlich, nicht gleich eine definitive war. Der Staatssekretär des Krieges, Oberst Seeley, lehnte die Massendemissionen in der 3. Brigade ab, indem er andererseits einen Anlauf nahm, an dem Kommandeur des ungehorsamen Truppenteils und den „Rädelsführern“ ein Exempel zu statuieren: „Aber“, so schildert „Quarterly Review“ klar und präzis die Situation, „vor dem Wochenende gelangten .... die Minister zu der Einsicht, daß beim Beharren auf jenem Kurse nur noch bis zum nächsten Tage dann kein Kriegsministerium und nur noch sehr wenig britische Armee übrig sein würden.

„Die britische Armee ist eine Institution mit einem reizbaren Korpsgeist und selbständigen Anschauungen. Gegen Politik im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist sie immer im höchsten Grade gleichgültig gewesen, und nichts konnte weiter von der Wahrheit entfernt sein, als die Legende .... einer Armee mit Tory-Neigungen, die durch .... Tory-Intriguen zu aktiver Illoyalität verführt worden sei. Aber die Tatsache bleibt, daß ein Ansinnen, wie das in der Homerulebill enthaltene, das die Nation spaltet und schwächt, in Irland einer Körperschaft von Leuten zur Macht verhilft, die sich in der Vergangenheit beständig zum Hasse gegen Großbritannien und das britische Reich bekannt haben, unvermeidlich allen nationalen Instinkten einer Nationalarmee zuwiderlaufen mußte. In dieser Hinsicht hat es niemals eine abweichende Ansicht zwischen Offizieren und Mannschaften gegeben und wird auch schwerlich eine zutage treten, auch nicht zwischen dem gegenwärtigen Offizierkorps und einer mehr „demokratischen“ Korporation, die etwa an seine Stelle tritt. Keine Armee, sie bestehe denn aus fremden

Söldnern, würde in solch einer Frage neutral bleiben können. Von der Armee zu verlangen, sie solle Ulster zwingen, zwingen im Verfolg eines reinen Parteimanövers im Hause der Gemeinen, das war, wie Lord Wolseley es schon im Jahre 1893 präzisierte*), von dem Heer etwas verlangen, was es für eine Generation zu einem Wrack machen würde. . . . . . Die Frage individueller Entlassungsgesuche im Falle von Operationen gegen Ulster ist ohne Zweifel bereits während des letzten Winters in Kasinos und militärischen Klubs erörtert worden . . . . Die Botschaft von den Ereignissen im Curraghlager stellte die Armee plötzlich der Wirklichkeit gegenüber. . . . . Da war keine Diskussion mehr nötig; es war unmittelbar deutlich, daß die Armee als Ganzes mit General Gough und seinen Offizieren war, und daß jedem Versuch, sie zu bestrafen und mit der Zwangspolitik fortzufahren, der unmittelbare und vollständige Austritt von fast dem ganzen regulären Offizierkorps auf dem Fuße folgen würde und wahrscheinlich auch derjenige der Hauptmasse der Territorialoffiziere. . . . Die Regierung tat das Einzige, was sie unter den obwaltenden Umständen tun konnte sie kapitulierte. . . ."

Die Engländer können also in ihrem Staat ebenso gut krasse Disharmonien zwischen der bürgerlichen und der Militärgewalt erleben, wie solche bei uns vorgekommen sind. Ob es ihnen gelingen wird, in ihrer Eigenart angepaßten Formen die Vorzüge deutscher Dezentralisation bei sich einzubürgern, ist noch sehr die Frage. Sieht man doch, wie schwer es den Franzosen wird, die deutsche Einrichtung der Einkommens- und Vermögenssteuer nachzuahmen. Es ist noch keineswegs sicher, daß die neugewählte französische Kammer eine geschlossene Mehrheit für den Ausbau der direkten Steuern aufweisen wird, obwohl das Bedürfnis nach einer ungeheuren Vermehrung der Staatseinnahmen in der französischen Republik heute ebenso dringlich ist, wie während der jüngsten Periode der deutschen Reichsgeschichte die Verhältnisse gebieterisch drei starke Anstrengungen des geldbewilligenden Faktors erfordert haben. Die Steuerreform wird ungemein erschwert durch den Schrecken, mit dem die besitzenden Klassen Frankreichs ihr entgegensehen, ein Gefühl, das wir nur schwer verstehen können, da der Deutsche an Abgaben von Einkommen und Besitz mit Kontrolle der Selbsteinschätzung durch den Staat sich längst gewöhnt hat. Das Widerstreben ist jedoch so zäh, die Flucht des Kapitals nach dem Ausland, besonders in die Schweizer Banken, so umfassend, daß selbst der radikalsozialistische „Courrier Européen", der mit hitzigem Eifer für die Einkommensteuer eintritt, die Vermögenssteuer zurzeit nicht zu fordern wagt; dermaßen erschreckt ihn: „Die ungerechtfertigte Angst der Kapitalisten, die die gegenwärtige Wirtschaftskrisis noch zu verschärfen droht . . . . ., die Panik, die die Notare, die Bankiers, die Geschäftsleute mit verblendeter Dummheit unterhalten, obwohl sie sich dadurch unbewußt zu Agenten ihres

*) Zur Zeit, wo Gladstone seine zweite Humerulebill betrieb.

eigenen Ruins machen.“ Die moderne Form der Emigration schüchtert Monsieur Paix-Séailles, den Verfasser des eben zitierten Artikels, bis zu dem Grade ein, daß er nicht nur die Belastung des erworbenen Kapitals vorläufig unter den Tisch fallen läßt, sondern auch die von ihm fast fanatisch geliebte Einkommensteuer erst in drei bis vier Etappen einführen will.

So strengt sich Westeuropa auf den verschiedensten Gebieten an, das nach der Behauptung unserer Malkontenten so weit zurückgebliebene Deutschland einzuholen. Gerade aber eine Institution, die wir überwunden und zu allgemeiner Erleichterung aus unserer Gesetzgebung ausgemerzt haben, die dreijährige Dienstzeit, ist von den französischen Republikanern frisch eingeführt worden. Die Wahlen zur Deputiertenkammer haben keine Mehrheit gegen das reaktionäre Gesetz ergeben. Zwar sind durch die Agitation gegen die drei Jahre die Sozialisten in der Volksvertretung um etwa zwei Dutzend Stimmen gewachsen, ebenso wie die Einkommensteuerprojekte den Konservativen ungefähr ein halbes Dutzend Mandate eingebracht haben, aber im wesentlichen ist durch die Anrufung des allgemeinen Stimmrechts die Physiognomie des Palais Bourbon nicht verändert worden. Der Druck der verfehlten Heeresreform wird nämlich von den Wählern noch nicht gefühlt und wird für sie noch längere Zeit unfühlbar bleiben. Bevor im Oktober vorigen Jahres das Militärgesetz in Kraft trat, meuterten in vielen Garnisonen die Soldaten und zwangen die Regierung zu der Konzession daß die Verlängerung der Dienstzeit auf die beiden Jahrgänge unter den Fahnen noch keine Anwendung finden sollte. Erst die Oktober 1913 eingetretenen Rekruten sollten drei Jahre dienen müssen. Trotz dieser Zugeständnisse blieb die sofortige Durchführung der Heeresverstärkung dadurch sichergestellt, daß eine Vordatierung der Dienstpflicht vom 21. auf das 20. Lebensjahr stattfand und die beiden genannten Jahrgänge Rekruten zugleich eingestellt wurden.

Eine teils auf die körperliche Schwäche der 19jährigen Jünglinge, teils auf zu langsame Vollendung der erforderlichen neuen Kasernenbauten zurückzuführende weitere Verschlechterung des ohnehin mißlichen militärischen Gesundheitszustandes ist der einzige Nachteil der Armeereorganisation, den das französische Volk bisher am eigenen Leibe gefühlt hat. Tritt doch erst Oktober 1915 der Fall ein, daß Soldaten länger als zwei Jahre unter den Fahnen behalten werden. Wenn dieser Termin heranrückt, so rechnen die Bekämpfer des exorbitanten Wehrgesetzes, wird die Regierung zur Vermeidung eines abermaligen Soldatenaufruhrs und anderer gefährlichen Widerstände die 1913 konskribierten Mannschaften, anstatt sie ihr drittes Jahr abdienen zu lassen, „beurlauben“. Und die Opposition hofft in jeder Session der Kammern stark genug zu sein, um eine derartige „Beurlaubung“ der Zweijährigen zu jedem ersten Oktober aufs neue erzwingen zu können. Die französische Infanterie würde dann zwei Dienstzeiten neben einander haben, die dreijährige auf dem Papier, die zweijährige in der Praxis.

Ohne Prophetengabe läßt sich voraussehen, daß die neue französische Deputiertenkammer gesetzgeberisch eben so unfruchtbar sein wird wie ihre Vorgängerinnen; Intriguen und Skandale werden die Zeit und die Kraft der zahllosen Gruppen und Grüppchen verschlingen, in die das eben aus den Urnen hervorgegangene Parlament der Republik abermals zerfällt. Verdient das heutige Frankreich in seinem beginnenden Niedergang wirklich noch die ganze Sympathie, die andere Völkerschaften, seiner großen Vergangenheit treu eingedenk, ihm entgegenbringen? Diese Frage hat für uns besonders im Hinblick auf Elsaß-Lothringen erhebliche Wichtigkeit. Ein nicht uninteressanter Beitrag zur politischen Tagesliteratur ist deshalb Auguste Lalance „Meine Erinnerungen 1830—1913." Mit Vorwort von Ernest Lavisse, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen übertragen. Verlag von Berger-Levrault. Paris-Nancy. 1914. Lalance, einer der ersten unter den „Notabeln" Mülhausens, wurde bei den Septennatswahlen von 1887 mit 17000 gegen 3000 Stimmen in den Deutschen Reichstag gewählt. Er gehörte, wie alle damals nach Berlin geschickten Vertreter des Reichslandes, der protestlerischen Richtung an. Am Abend nach dem Wahlsiege Lalances ertönte in den Straßen Mülhausens vielfach der Ruf: „Vive la France!" Wenn die Polizisten einschritten, beteuerten die Verbrecher, sie hätten „Vive Lalance!" gerufen.

Das ist ein ganz niedlicher Scherz; ein Scherz, wenn auch ein unbewußter, ist die folgende von Herrn Lalance erzählte Mordsgeschichte, die zeitlich gleichfalls der Wahlperiode Januar—Februar 1887 angehört Bismarck, dieser unruhige Kopf, wollte Frankreich, das damals von friedlich gesinnten Ministern wie Goblet und Boulanger regiert wurde, angreifen. Das erzählte Windthorst dem Reichstagsabgeordneten Winterer, dem bekannten elsässischen Pfarrer. Der ehrwürdige Herr entsetzte sich und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Mülhausen zu Lalance, um diesen zu bewegen, daß er nach Paris reise und die dortigen Machthaber zur Vorsicht mahne. Lalance übernahm den Auftrag. Er teilte die Windthorstschen Informationen und Warnehmungen drei Deputierten von großem Einfluß mit. Diese bearbeiteten mit Hilfe jener ominösen Nachrichten das Parlament, brachten dann eine Interpellation ein und stürzten das Kabinett Goblet-Boulanger, das den Krieg nicht gewollt hatte, dessen Fall aber dennoch, wie Lalance behauptet, Bismarck den Vorwand benahm, seinerseits den Franzosen den Krieg zu machen: „Bismarck verzieh Lalance sein Eingreifen in diese Sache nicht", sagt Lavisse, einer der ausgezeichnetsten Historiker des gegenwärtigen Frankreich, in dem Einführungswort, das den Lalanceschen Memoiren vorgedruckt ist. Wie heiß müssen in Frankreich die Köpfe der Patrioten sein, wenn ein so geübter Geschichtsforscher wie Lavisse nicht zu durchschauen vermag, daß Bismarck in der Aera der Septennatswahlen die Führer des Zentrums und der elsaß-lothringischen Partei dazu benutzt hat, um eine Abmahnung von ihrem hochgefährlichen Spielen mit dem Feuer zu den Franzosen gelangen

zu lassen! Große Staatsmänner erreichen eben gelegentlich ihre Zwecke, indem sie sich auf ihre Feinde stützen.

Lalance, heut fast 84 Jahre alt, bildete sich als Jüngling zu Mülhausen, in der Fabrik André Köchlin & Co. zum Maschinenbauer aus. Damals beherrschte die französische Industrie neben der englischen den Weltmarkt, auf dem die Fabrikate Deutschlands noch weit zurücktraten. Die große Industriestadt Mülhausen hatte an dem Flor des französischen Gewerbefleißes ihren reichlich bemessenen Anteil. Das sind die Jugendeindrücke, die in dem Greise, obwohl er heute in einem deutsch gewordenen Mülhausen leben muß, noch immer haften. Als Zwanziger reiste er im Auftrage der Firma seines Onkels Köchlin nach Augsburg und Düsseldorf, um die ersten Kammgarnspinnereien, die Deutschland in Betrieb nahm, zu montieren. Und sein französisches Vaterland erfreute sich noch 1850 nicht nur eines bedeutenden industriellen Vorsprungs vor Deutschland, sondern Lalance fand auf seinen Reisen jenseits des Rheines auch, daß seine Nation über alle Stände des deutschen Volks eine Art von geistiger und moralischer Suprematie auszuüben schien. In Düsseldorf nahm man alle Franzosen mit offenen Armen auf, weil man sich unter dem Ministerium Manteuffel mit einer gewissen Wehmut der vergangenen Zeiten erinnerte, in denen das Großherzogtum Berg von den Murats und Bonapartes demokratisch regiert worden war. In Augsburg empfing der Mülhausener Handlungsreisende den Besuch eines bairischen Rittmeisters der Chevaulegers, der sich als Adjutant des Prinzen Ludwig vorstellte und den commis voyageur zu dessen größter Ueberraschung auf nächsten Sonntag zur Jagd einlud. Seine Königliche Hoheit habe erfahren, daß ein Franzose angekommen sei und hege den Wunsch, ihn kennen zu lernen, um sich in der französischen Sprache zu üben, die er sehr liebe.

Prinz Ludwig war der Schwager des Kaisers Franz Josef von Oesterreich: „Die Zeiten haben sich sehr geändert", so beschließt Lalance mit einem stillen Seufzer diese Erzählung von der Aureole, die einst das Haupt jedes im Auslande reisenden Franzosen umschwebte.

Auf der Weltausstellung von Paris im Jahre 1855 führte Lalance im Auftrage seines Hauses Stoff-Druckmaschinen und Lokomotiven vor. Er kam hier mit Vertretern der englischen Industrie in Verbindung und übernahm für ein Haus, das sowohl in Manchester als auch in Paris domiziliert war, den Vertrieb von Maschinen auf dem Kontinent. In Oesterreich erlangte er u. a., daß ihm aufgetragen wurde, die Reparaturwerkstätte für die Eisenbahnen an der türkischen Grenze zu liefern und in Betrieb zu setzen. Welche Stütze fand aber auch damals ein Franzose, der im Auslande als industrieller Großunternehmer Beschäftigung suchte an dem internationalen Prestige französischer Fabrikanten und Techniker! Für die Haupteisenbahnlinien, die nach Wien führten, hatte eine französische Gesellschaft die Baukonzession. In Verona fand Lalance eine andere französische Ge-

sellschaft, die die lombardisch-venezianischen Eisenbahnen baute und die bei Lalance Schienen und, für den Gebrauch im Hafen von Venedig, eine Dampffähre bestellte.

Noch größer als in der Habsburgischen Monarchie war damals die wirtschaftlich-technische Tatkraft der Franzosen in Rußland. Die Eisenbahngesellschaft, die die Linien Petersburg—Wilna—Warschau und von Wilna nach der preußischen Grenze baute, arbeitete mit französischen Kapitalien und Ingenieuren. Lalance bekam Ende 1857 einen Auftrag auf 40 Lokomotiven und beschloß, seinen Wohnsitz nach St. Petersburg zu verlegen. Volle sieben Jahre fand er in Rußland lohnende Beschäftigung. Dann kehrte Lalance im Jahre 1868 aus dem Zarenreiche zurück; er etablierte sich in Mülhausen und trat in die Reihe der dortigen Großindustriellen ein. Bei seinen Antezedentien ist es fast selbstverständlich, daß er seine französische Gesinnung bis zum heutigen Tage behalten hat, obwohl er von Deutschland hoch denkt. Wir dürfen aber hoffen, daß die Mülhauser engere Heimat des Herrn Lalance durch dieselben Gründe, die im 19. Jahrhundert ihre moralische Absorption durch Frankreich gefördert haben, im 20. mit wachsender Anhänglichkeit an Deutschland erfüllt werden wird. Mülhausen gehörte bis 1798 zur Schweiz und entwickelte schon als Mitglied der Schweizerischen Eidgenossenschaft die bedeutende Industrie, die allerdings erst unter der französischen Herrschaft zur rechten Blüte gelangte. In unserem Zeitalter aber haben sich die Verhältnisse von Grund aus gewandelt; ebenso wie das alte eidgenössische Vaterland der Mülhäuser ist auch Frankreich im Vergleich zum Deutschen Reich wirtschaftlich in den Hintergrund getreten. Ganz gewiß sind die materiellen Faktoren in der Geschichte nicht alles. Trotzdem dürfen wir hoffen, daß die Natur der Dinge für Deutschland arbeitet, und daß die kommenden Generationen des Mülhäuser Bürgertums auf das ökonomisch stagnierende und auch sonst einigermaßen verfallende Frankreich als auf ein fremdes Land blicken werden, während sie das eigene Gedeihen von der industriellen Größe Deutschlands nicht mehr gesondert zu denken imstande sein dürften. Allerdings würde ein solcher Gang der Dinge den Grundgedanken der Lalanceschen Schrift, den sich auch Lavisse vollkommen zu eigen gemacht hat, widerlegen. Lalance erklärt es für undenkbar, daß Elsaß-Lothringen jemals mit Deutschland verwachsen sollte und fordert die Rückgabe der Reichslande an Frankreich im wahren Interesse auch der deutschen Nation. In fünfzig Jahren werden die Nachkommen der heutigen Protestler jene Tendenz der Lalanceschen Erinnerungen kaum noch verstehen. Die Erinnerungen selber aber werden hoffentlich trotzdem in den Bibliotheken Mülhausens noch öfter verlangt werden, denn sie sind die interessante Niederschrift eines vorbildlichen Bürgers der alten deutschen Reichsstadt, die unwiderruflich zu uns zurückgekehrt ist.

Die politische Literatur hat im letzten Monat einen zweiten interessanten Zuwachs erhalten durch Sidney Whitmans: „Turkish memories“,

London, Verlag William Heinemann. Diesen Autor muß man zu lesen wissen. Er steht immer auf der Gegenseite. Jede Tendenz, die in seinem Vaterlande gerade mächtig ist, findet in Sidney Whitman ihren Bekämpfer. Zu einer derartigen Handlungsweise gehört moralischer Mut, aber sie rächt sich durch den Stempel der Einseitigkeit, den sie dem Schriftsteller aufprägt. In dem vorliegenden Buch sagt Whitman selber, daß er keinen Anspruch auf Objektivität mache; er wolle nur dem ungerechten Türkenhaß der Engländer entgegentreten und erzähle zu diesem Zweck alles Gute, was er auf seinen Reisen in der europäischen und asiatischen Türkei gesehen und erfahren habe; eine allseitige, auch die Schattenseiten des Osmanentums hervorhebende Kritik zu geben, sei nicht die journalistische Aufgabe, die er sich gestellt habe.

Dieser avis au lecteur wird nicht verhindern, daß die meisten, die das Buch durchblättern, einer literarischen Suggestion verfallen und, gleichsam in der Narkose, von einer turkophilen Stimmung ergriffen werden. Whitman ist ein ausgezeichneter Journalist, aber er ist noch etwas mehr. Die Skizzen, die er in dem hier besprochenen Bande gesammelt hat, beziehen sich meist auf längst der Vergangenheit angehörende Ereignisse und Zustände. Unser Autor erzählt von dem türkisch-griechischen Krieg des Jahres 1897, von den Armenierverfolgungen, die ungefähr in die gleiche Zeit fallen, von dem Regime Abdul Hamids. Obwohl Whitman jene journalistischen Produktionen nur ganz leicht überarbeitet hat, lesen sie sich so frisch, als ob die geschilderten Begebenheiten gestern vorgefallen wären. Die Gabe, nach Jahren noch so interessant zu sein, ist nicht die des richtigen Tagesschriftstellers. Auch tüchtige Kräfte dieses Berufs schreiben oft nur für den Tag; nach Jahren machen die Erzeugnisse ihrer Feder, wenn die Autoren den Mut haben, sie gesammelt erscheinen zu lassen, einen Eindruck wie tote Schmetterlinge. Zu dieser Gattung von ganz kurzlebigen Schriftstellern gehört Sidney Whitman nicht.

Whitman bemüht sich, das europäische Urteil über den entthronten Sultan Abdul Hamid zu berichtigen, den er persönlich gekannt hat. Unser Autor verwirft die Auffassung, daß Abdul Hamid politisch eigentlich nichts gewollt habe, als sich Thron und Leben zu erhalten. Den Thron habe er mit ehrlichem Widerstreben bestiegen. Er würde seinem älteren Bruder Murad die Herrschaft gegönnt haben, wenn dieser regierungsfähig gewesen wäre. Nachdem Abdul Hamid aber einmal Khalif geworden war, hatte er eine erhabene Auffassung von seinem Beruf. An den Islam glaubte er. So äußerte er einmal zu Whitman, Mohammedanismus und Judentum würden noch bestehen, wenn die christliche Welt längst in Trümmern läge.

Whitman lobt des Sultans Energie, Selbstbeherrschung und phänomenale Arbeitskraft, die ruhige Würde seines Auftretens und die Anmut seiner Umgangsformen. Er war dankbar und entzog Leuten die er für uverlässig hielt, schwer sein Vertrauen. Der Idealismus, mit dem er die

Zügel der Regierung ergriff, mag im Laufe seiner 32 jährigen Despotenherrschaft einer mehr oder weniger zynischen Weltanschauung Platz gemacht haben, aber man muß zur Erklärung seiner Fehler auch seine vernachlässigte Erziehung in Betracht ziehen, und daß auf keinen Potentaten mehr als auf ihn das Dichterwort zutrifft: „Uneasy lies the head, that wears a crown.“

Jedenfalls hat der Sultan manches geleistet: „Er begründete in Haidar Pascha . . . die türkische Universität, mit einem Aufwand von beinahe einer Million Pfund. Die Wasserversorgung Konstantinopels, die beste der Welt, ist sein Werk. . . . . . . Als Abdul Hamid auf den Thron kam, lebte Konstantinopel von russischem Rindfleisch; jetzt wird eine ausgezeichnete Qualität in Anatolien produziert und per Bahn nach Konstantinopel geschickt. . . .

Der Sultan gründete technische Schulen und Hospitäler und legte Straßen und Eisenbahnen an. Aber noch bemerkenswerter waren vom türkischen Standpunkt aus seine mannigfaltigen Bemühungen, das Niveau der türkischen Frau zu heben. . . .“ Trotz aller von ihm hervorgehobenen Leistungen aber schätzt der Verfasser Abdul Hamids politische Fähigkeiten geringer als gewöhnlich geschieht. Immerhin meint er, der Sultan würde, wenn er am Ruder geblieben wäre, die Katastrophe noch hinauszuschieben verstanden haben. Mit trockenem Humor sagt Sidney Whitmann, auf jeden Fall hätte man um der erreichten Resultate willen Abdul Hamid nicht abzusetzen brauchen. Seine Auffassung des kaiserlichen Charakterbildes ist ohne Zweifel einseitig und dazu sehr skizzenhaft. Aber das ist Whitmans journalistische Eigenart. Ein gelehrter, die ganze Wahrheit mühsam abwägender Historiker will er gar nicht sein. Es ist aber wohl möglich, daß dieser Tagesschriftsteller in seinen Kapiteln über Abdul Hamid der objektiv sondernden Historie einen nützlichen Dienst geleistet hat, indem er sich wider die Flut von gerechten und ungerechten Anklagen stemmte, mit denen die jungtürkische Partei ihren Staatsgefangenen überhäufte.

Weniger überraschend als die freundliche Kritik des ehemaligen Bewohners von Jildiz Kiosk ist die erwähntermaßen sehr günstige Ansicht, die Whitman von den Türken überhaupt hat. Obwohl die Abneigung gegen das Osmanentum in England immer sehr stark gewesen ist, sogar schon in der Aera des Krimkrieges, als man in London noch für die Integrität der Türkei mit den Waffen eintrat, haben doch andererseits Denkweise und Sitte der Mohammedaner in Großbritannien auch immer Bewunderer gefunden. Sidney Whitman hat etwas von einem modernen Urqhart. Aufs Anschaulichste stellt er seiner Nation die Gefahren vor Augen, die der Türkei und indirekt England von der russischen Eroberungssucht drohen, indem er zugleich bei seinen Landsleuten die Empfindung hervorruft, daß die Türken regenerationsfähig seien. Wie gesagt, steht Sidney Whitman immer auf der Gegenseite. Solange in Großbritannien die Germanophobie obwaltete, wurde er nicht müde, den Briten unsere

guten Eigenschaften vorzuführen; seitdem sich aber eine Annäherung zwischen den beiden großen Nordseevölkern vollzogen hat, urteilt der Kritiker, der für sein Leben gern stets wider den Strom schwimmen möchte, ungünstiger über Deutschland. So erfüllt ihn jetzt auch die deutsche Orientpolitik mit einem völlig unbegründeten Mißtrauen, und er macht ihr in dem Schlußkapitel von „Turkish Memories" Vorwürfe, von denen seine Liebe zur Gerechtigkeit ihn hätte zurückhalten sollen. Schließlich zwingt ihn seine politische Intelligenz aber doch, aus der gleichsam triebhaft eingenommenen Oppositionsstellung wieder herauszugehen und einer gegen den russischen „Geier" gerichteten englisch-deutschen Verständigung das Wort zu reden.

Es liegt jetzt eine genaue Uebersicht der Eisenbahnen vor, die die Franzosen demnächst in der asiatischen Türkei bauen werden, um eine Kompensation für die Bagdadbahn zu haben. In Kleinasien sind von Seiten der Pforte französischen Unternehmern 2000 Kilometer Schienenwege konzessioniert worden. Sie sollen am Schwarzen Meer Samsun und Eregli miteinander verbinden, indem sie über Kastamuni mitten durch Paphlagonien gehen. Ferner ist geplant, daß von dem Hafen Samsun nach Cappadozien hinein gebaut werden soll, bis Siwas. Andere projektierte Eisenstraßen gehen von Siwas in südöstlicher Richtung nach Mesopotamien und setzen die Stadt nach Osten zu mit Ersingian in Armenien in Verbindung. Dagegen bleibt noch unbestimmt, ob die Strecken Ersingian—Erzerum und Erzerum—Trapezunt ausgeführt werden Wie schon längst bekannt ist, widerstrebt das Zarenreich den beiden zuletzt genannten Linien aus strategischen Gründen. Aus dem Whitmanschen Buche lernen wir, daß die Russen neben den militärischen auch kommerzielle Motive haben, um dem Ausbau des türkisch-armenischen Bahnnetzes ihr Veto entgegenzustellen. Ende 1897 reiste Whitman von Trapezunt nach Erzerum. Die Route ist eine der wichtigsten Handelsstraßen Asiens, aber unser Autor fand sie in dem denkbar schlechtesten Zustand, der sich seitdem kaum wesentlich geändert haben wird. Einer der gefährlichsten Punkte, an die Whitman kam, war der 6000 Fuß hohe Ziganapuß. Nachdem der englische Reisende über vier Stunden steil aufgestiegen war, auf einem schlüpfrigen Wege, der, sonst auch bloß ein Saumpfad, durch Schnee bis zur Schmalheit einer Planke eingeengt war, immer zwischen gähnenden Abgründen hindurch, wurde die Paßhöhe erreicht. Hier stieß Whitman auf eine Karawane von Kamelen, Mauleseln und Schafen, die aus der entgegengesetzten Richtung kam, indem sie von Erzerum nach der Küste herunterwollte. Die Karambolage von Karawanen kann sehr gefährlich werden, darum tragen die Tiere große Glocken, die auf weite Entfernung hörbar sind.

Das ist die traurige Verfassung der alten berühmten Karawanenstraße, die die einzige Kommunikation Persiens, ja Mittelasiens, mit den westlichen Ländern bildete, bis die transkaukasische Bahn Rußlands und der Hafen von Batum damit in Wettbewerb traten. Der ungarische Reisende Vambéry schrieb Ende des vorigen Jahrhunderts noch, im

Sommer eines jeden Jahres beschritten Hunderttausende von Lasttieren den Saumpfad, dessen halsbrechende Beschaffenheit geschildert wurde, beladen mit den Produkten Asiens und den Fabrikaten Europas. Eine Reihe von Jahren nach der Vambéryschen Publikation konstatierte Whitman im Hafen von Trapezunt, wie jener Handel mehr und mehr verfiel, aber er würde sofort einen neuen Aufschwung nehmen, wenn die Russen vermocht werden könnten, die französischen Eisenbahnunternehmer ihr zivilisatorisches Werk auf Vorderarmenien erstrecken zu lassen. Dazu gehören, von allem anderen abgesehen, auf jeden Fall Jahre und Jahre orientalischen Friedens. Man kann aber nicht wissen, in welche inneren und äußeren Wirren die jungtürkischen Machthaber das osmanische Reich verstricken werden, wenn sie uneingeschränkt das Feld behaupten. Bei der Eröffnung des Parlaments hat der Sultan eine Thron-Rede gehalten, die in bezug auf die inneren Verhältnisse von einseitigem jungtürkischen Parteigeist diktiert war, während sie zugleich den Verzicht der Türkei auf Chios und Mitylene für unmöglich erklärte. Der Ankunft der in England gekauften Dreadnoughts, die unter britischer Flagge die Fahrt nach den türkischen Gewässern ausführen werden, wird besonders von Enver Pascha mit lebhafter Ungeduld entgegengesehen. Er ist die Haupttriebfeder der Aktionspolitik. Neben den faktiösen hat er auch noch persönliche Gründe eine Ablenkung der gärenden Kräfte nach außen hin ins Werk zu setzen, denn durch die massenhafte Absetzung von Offizieren, die sich angeblich alle bei den Operationen gegen die Heere des Balkanbundes nicht bewährt haben, ist der Kriegsminister zur Zielscheibe wilder Leidenschaften geworden.

Der Ehrgeiz des aufs neue ermutigten Stambul faßt neben der Wiedereroberung der asiatischen Inseln auch Albanien ins Auge. Bei den jüngsten Erschütterungen in diesem Staat, der trotz seiner Kleinheit der Ruhe Europas so gefährlich werden kann,*) haben geheime Agenten der Pforte gegen den Fürsten Wilhelm als hergelaufenen Giaur gewühlt. Der Straßenkampf von Durazzo war schon die zweite diplomatische Bombe, die in diesem Jahr jungtürkischerseits in Albanien zur Explosion gebracht worden ist. Die erste noch unmittelbar vor dem Platzen unschädlich gemachte bestand in der Expedition des Majors Bekir, der, mit einer bewaffneten Schar aus Konstantinopel entsendet, in Valona die Fahne des mohammedanischen Gegenfürsten Izzet wider Wilhelm entrollen sollte.

Daniels.

*) In diesem Frühjahr hat das interessante, für Europa so sehr schwer verständliche Land bereist Rudolf Rotheit und hat seine Beobachtungen in einer Reihe von Skizzen zusammengefaßt, die unter dem Titel: „Aus Albaniens Werdetagen“ in Buchform erschienen sind. 1914. Balkanverlag Berlin.

3017

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Die Aktiengesellschaften in der deutschen Porzellan- und Steingutindustrie. Herausgegeben vom Vorstand des Verbandes der Porzellan- und verwandten Arbeiter und Arbeiterinnen. Charlottenburg 1914. Kommissionsverlag J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H. in Stuttgart.

Alscher, Otto — Zigeuner. Novellen. Verlag Albert Langen, München.

Archiv für Kulturgeschichte. Herausgegeben von G. Steinhausen. Jährlich 4 Hefte. Preis für den Jahrgang M. 12. Verlag von B. G. Teubner, Berlin-Leipzig.

—,— für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Herausgegeben von Edgar Jaffé. Bezugspreis für das Jahr (4 Hefte) M. 8. Einzelheft M. 2,50. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Asch, Schalom. — Kleine Geschichten aus der Bibel. 1914, Jüdischer Verlag, Berlin und Leipzig

Augustin, Dr. Max. — Die Entwicklung der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihr Einfluss auf die Preisbildung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Mit einer Karte. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 141 Bd. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig. 1914.

Barthel, Dr. Ernst. — Vertikaldimension und Weltraum. M. 0,75. O. Hillmann, Leipzig 1914.

Baumert, Dr. — Leitfaden des Preussischen Wasserrechts. M. 6,80. Halle a. S., Wilhelm Knapp.

Behr, Hedwig v. — Lose Blätter, Gedichte. Brosch. M. 1, geb. M. 1,75. Leipzig, Verlag W. Härtel & Co. Nachf.

Bischoff, Diedrich. — Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. M. 2. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Bolzanos, Dr. B. — Wissenschaftslehre. M. 12, geb. M. 14. Leipzig, Felix Meiner.

Bredt, Prof., Dr. jur et phil., Joh Viktor. — Die Mecklenburgische Stände-Verfassung und das Reichsrecht. M. 1,80. Leipzig 1914. Duncker & Humblot.

Caspar, Erich Dr. — Pippin und die römischen Kriege. M. 10. Berlin, Julius Springer.

Christliche Welt. — Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände. Wöchentlich eine Nummer, vierteljährlich M. 2,50. Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen. Marburg i. H.

Deetzsen, Erich. — Freikonservativ! Die nationale Mittelpartei. Sonderausgabe der Schlesischen freikonservativen Parteikorrespondenz. Ratibor 1913.

Dettweiler-Fries. — Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts. M. 5, geb. M. 6. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Dose, Johannes. — Düppel. Ein Kriegsroman aus dem Jahre 1864. M. 4, geb. M. 5. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung.

Eisler, Dr. Rudolf. — Handwörterbuch der Philosophie. M. 15, geb. M. 17,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

van Eiden, Frederik. — Sirius und Siderius. 2. Teil: Das Kind. M. 3, geb. M. 4. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ernst, Otto. — Nietzsche der falsche Prophet. Brosch. M. 1,50, in Pappband M. 2 Leipzig 1914, Verlag von L. Staackmann.

Franz, Dr. Albert. — Der soziale Katholizismus in Deutschland bis zum Tode Kettelers. M. 3. M Gladbach, Volksvereinsverlag.

—,— Professor W. — Britische Kulturkraft im Dienste national-deutscher Arbeit. M. 1. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Frobenius, H, Oberstleutnant a. D. — Des Deutschen Reiches Schicksalstunde. M. 1,20. Berlin, Karl Curtius

Fries, Jac. Friedr. — Philosophische Rechtslehre und Kritik aller positiven Gesetzgebung. M. 2,50, geb. M. 3. Leipzig, Felix Meiner.

Garbe, Richard. — Indien und das Christentum. M. 6, geb. Mk. 7,25. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Gerok, Otto. — Bismarck Dramatische Dichtung. M. 1,80. Leipzig, Paul Eger Verlag.

Görke, F. — Atlantis, Gedichte. Brosch M. 2, geb. M. 3. Verlag der Hofbuchhandlung Josef Singer, Strassburg i. E. und Leipzig.

Gysae, Otto. — Die Leidenden. Roman Verlag Albert Langen, München.

Hagedorn, Bernhard. — Die Entwicklung der wichtigsten Schiffstypen bis in das 19. Jahrhundert. M. 8, geb. M. 9,50. Berlin, Carl Curtius.

Hanna, Oberst H. B. — Ein deutscher Angriff auf England? Verlag G. E. Lückerdt, Osnabrück 1914.

Hegaur, Engelbert. — Ulrich Schmidel von Straubing. Reise in der neuen Welt. Verlag Albert Langen, München.

Herre, Prof. Dr. Paul. — Von Preussens Befreiungs- und Verfassungskampf. Aus den Papieren des Oberburggrafen Magnus v. Brünneck. Mit einem Bildnis. M. 9,50, geb. M. 11. Berlin 1914, E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Herrmann, Hugo. — Chad Gadja. Das Pessahbuch. M. 3, geb. M. 5. Berlin, Jüdischer Verlag.

Hess, Dr. Jos. — Deutsche Lebensfragen. Eine Auseinandersetzung mit Martin Spahn. Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag m. b. H., Düsseldorf.

Hirschfeld, Georg. — Die deutsche Prinzessin. Roman. Geh. M. 4, geb. M. 5. Gebrüder Enoch, Hamburg 1914.

Der Hochweg. Ein Monatsblatt für Leben und Wirken Herausgegeben von Paul le Seur. Erscheint Mitte des Monats, Jahrespr. M. 3. Berlin SW. 61, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Vierteljährlich M. 4, Einzelheft M. 1,50. München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Hoffmann, Dr. Guidow. — Grundlagen reiner Kunstkritik für Künstler und Laien. M. 2. München, Georg W. Dietrich.

Huschke, J., Direktor der Winterschule in Stargard i. P. — Betriebsverhältnisse in den Kreisen Belgard, Köslin, Bublitz und Schlawe. — Arbeiten der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Heft 257. Berlin SW., Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jacobsohn, Fritz. — Der Darstellungsstil der historischen Volkslieder des 14. und 15. Jahrhunderts und die Lieder von der Schlacht bei Sempach. Dissertation 1914. Carl Hinstorff's Buchdruckerei (E. Erichson), Rostock.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 28. 4 Liefg. Berlin SW., Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jahresberichte der Kgl. Preussischen Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1913. Mit Tabellen und Abbildungen. Amtliche Ausgabe. Berlin 1914, K. v. Decker's Verlag.

Ilgenstein, W. — Die religiöse Gedankenwelt der Sozialdemokratie. Eine aktenmässige Beleuchtung der Stellung der Sozialdemokratie zu Christentum und Kirche. Preis M. 2,50. Berlin 1914. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt.

Insoli, Can. Luigi. — Gravitazione o Ripulsione universale? Milano, Giovanni Daverio.

Keller, L. — Die Freimaurerei. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 463. M. 1,25. Leipzig, B G. Teubner

Kircheisen, F. M. — Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. III. Band. München und Leipzig 1914, Georg Müller.

—„— Napoleons Untergang 1813. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Kleber, K. J. D. — Wir verleumdeten Elsasser. M. 1. München, J. F. Lehmann.

Kölner Studien zum Staats- und Wirtschaftsleben. Heft VII: Die Lohnbewegungen der Gewerkschaftsdemokratie von Prof. Dr. Adolf Weber. M. 2. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr jur. Albert Ahn).

Krüger, Herm. — Anders, Deutscher Literatur-Lexikon. Geb. M. 7,50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Kurz, K. F. — Der Held von Björnnäs. Erzählung. Verlag Albert Langen, München.

Lalance, Auguste. — Meine Erinnerungen 1830—1914. Preis M. 1.20. Verlag von Berge-Levrault, Paris-Nancy 1914.

Lamsjus, Wilh. — Der verlorene Sohn. Eine Geschichte aus der Fremdenlegion. Geb. M. 1,70. Alfred Janssen, Hamburg 1914.

Lehmann, E. — Erziehung zur Arbeit. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 459. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Lenz, Max. — Geschichte Bismarck. 4. durchgesehene Auflage. M. 8, geb. 9,60. Leipzig 1913. Duncker & Humblot.

Napoleon's Leben auf St. Helena. Übersetzt und herausgegeben von Heinrich Conrad. In 3 Bänden, jeder Band geh. M. 7,—, in Leinw. M. 8,—, Halbfrz. M. 9,50. Verlag Robert Lutz, Stuttgart

Napoleon's Untergang 1813. Ausgewählte Memoirenstücke von Friedrich M. Kircheisen. Neuester Band der Memoiren-Bibliothek. Brosch. M. 6,—, in Leinwand M. 7,—, in Halbfrz. M. 8.50. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Nationale Jugendvorträge. 4. Jahrg. 1913. M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner.

Nexö, Martin Andersen. — Das Glück. Erzählung. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50. München 1913. Verlag Albert Langen.

Nithack-Stahn, W. — Barbareien. Gedanken zur Gegenwart. M. 1,—. Berlin, Carl Curtius Verlag.

Eine Norwegerin auf deutschem Boden. Erinnerungen der Freifrau Hildur Marschalck geb. Freiin Wedel-Jarlsberg 1812—1866. Herausgeg. v. Else Freiin v. Hammerstein. Berlin, Martin Warneck. M. 4,80, geb. M. 5,80.

Oloff, F. — Eine neue Form des Wahlrechts auf Grund des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts. Ein Kaiser-Jubiläums-Aufruf „An das deutsche Volk" Berlin 1913. Puttkamer & Mühlbrecht.

Oncken, Dr. H. — Der Kaiser und die Nation. M. 0,50. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhandlung.

Osterloh, R. — Fénelon und die Anfänge. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts.

Ostland. Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Lissa i. P. Oskar Eulitz Verlag.

Ostwald, Wilhelm. — Das monistische Jahrhundert. Wochenschrift für wissenschaftliche Weltanschauung und Weltgestaltung. Vierteljährl. M. 2,50, Einzelh. M. 0,40. Verlag Unesma G. m. b. H., Leipzig.

Panzer, Fr. — Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm in ihrer Urgestalt. I/II. Geb. M. 11,—. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Petersen, Peter. — Die Philosophie Friedrich Adolf Trendlenburgs. Ein Beitrag zur Geschichte des Aristoteles im 19. Jahrhundert. Hamburg 1913. Verlag von C. Boysen.

Pfannenschmidt, Dr. E. — Die landwirschaftlichen Produktionsverhältnisse Argentiniens. Verlag von Duncker & Humblot, München, Leipzig.

Philippson, Dr. Joh. — Ueber den Ursprung und die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Deutschland. M. 2,40. Berlin-Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Plathner, Ludwig. — Graf Johann von Nassau und die erste Kriegsschule Ein Beitrag zur Kenntnis des Kriegswesens um die Wende des 16. Jahrhunderts. Dissertation. Berlin 1913. Emil Ebering, Berlin NW

Plenge, Dr. Joh. — Von der Diskontpolitik zur Herrschaft über den Geldmarkt. Brosch. M. 12,—, geb. M. 12,80. Berlin, Julius Springer.

Pochhammer, Paul. — Dantes Göttliche Komödie. Geb. M. 8,—. Leipzig, B. G. Teubner.

Pohl, Dr. H. — Die deutsche Auslandhochschule. M. 1,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Preusse-Sperber, O. — Süd- und Mittel-Amerika. Seine Bedeutung für Wirtschaft und Handel. Ein Ratgeber für Exporteure, Importeure, Ansiedler, Minen-Interessenten, Kapitalisten usw. mit 88 Abbildungen. M. 4,—. Berlin 1913 Verlag v. Otto Salle.

v. Puttkamer, A. — Aus meiner Gedankenwelt. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,50. Berlin, Schuster & Loeffler.

Rauck, Chr. — Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 121. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Rassow, Fritz. — Spiegelfechter Eros. Zeugnisse seiner Macht und Ohnmacht. Geh. M. 4,50, geb. M. 6,—. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.

Richter, R. — Einführung in die Philosophie. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 155. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Riesser, Dr. J. — Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Jena, Gustav Fischer. Verlagsbuchhandlung.

Riezler, Kurt. — Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Prologomena zu einer Theorie der Politik und anderer Theorien. Georg Müller, Verlag in München.

Ritter, Dr. Carl. — Das Herrenrecht, Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbüro Curt Wigand.

—,— Dr. Karl Bernhard. — Ueber den Ursprung einer kritischen Religionsphilosophie in Kant's „Kritik der reinen Vernunft". Gütersloh 1913. C. Bertelsmann.

Rollo, H. — Danmarks Untergang? Kopenhagen 1913. F. Kamlás Boghandel.

Rosegger, H. L. — Der Golfstrom. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Rubin, Marcus. — Tysklands Historie fra 1848 til Nutiden. Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag.

Schellberg, Realschuldirektor Dr. W. — Joseph von Görres Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 7. Heft. M. 0,60. Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M.-Gladbach 1913.

Schlosser, Dr. Hans. — Die Rückgabe des Elsass an Frankreich unmöglich. Leipzig, Otto Hillmann.

Schmidt, Hermann Dr. jur. — Das Eisenbahnwesen in der asiatischen Türkei Teildruck. Dissertation. Berlin 1913. Die ganze Arbeit erscheint im Verlage von Franz Siemenroth, Berlin.

Schmollers Jahrbuch. 37. Jahrg. II. Heft. M. 13,—. München, Duncker & Humblot.

Schubert, Paul. — Die Reichshofämter und ihre Inhaber bis um die Wende des 12. Jahrhunderts. Dissertation, Berlin 1913. Druck der Wagner'schen k. k. Univ.-Buchdruckerei, Innsbruck.

Schütte, G. — Pan-Germanism. Br. 1 Kr. 25 Oere. Kopenhagen, H. Hagerups Verlag.

Schultze, Dr. E. — Kulturfragen der Gegenwart. Br. M. 3. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Schwarz, Dr. H. — Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie. I. Teil von Heraklit bis Jakob Böhme. M. 5,80. Heidelberg, Carl Weider's Union-Buchhandlung.

Sehmer, Dr. Th. — Australien und Neuseeland. M. 1. Berlin, Verlagsbuchhandlung Fr. Zillessen.

Sell, Sophie Charlotte v. — Fürst Bismarcks Frau. Lebensbild. M. 6. Berlin 1914, Trowitzsch & Sohn.

Senfft v. Pilsach, Freih. Christoph v. — Landwirtschaftliche Verhältnisse in Argentiniens Ackerbauzone. Brosch. M. 2, geb. M. 3. Dr. Franz Ledermann, Verlagsbuchhandlung, Berlin-Friedenau.

Silbergleit, Prof. Dr. H. — Ergebnisse der bisherigen Versuche kommunaler Fleischversorgung in den grösseren deutschen Städten. — Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt Berlin. III. Berlin 1913, Verl. von Puttkammer & Mühlbrecht.

Singer, J. — Das Land der Monopole: Amerika oder Deutschland? Preis M. 8,50, geb. M. 10. Berlin 1913, Franz Siemenroth.

Skirl-Hohendorf. — Die Kolonisation am Drausen-See von der Ritterzeit bis auf die Gegenwart. Kulturhistorische Abhandlung mit 80 Abbildungen und einer Karte. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unger Verlag.

Sodemann, Olga. — Erzählungen für die Jugend. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagshaus Curt Wigand.

Spiero, Heinrich. — Detlev von Liliencron. Sein Leben und seine Werke. M. 8, geb. M. 10. Berlin, Schuster & Loeffler.

Spiegel, Dr. L. — Gesetz und Recht. Prager Staatswissenschaftliche Untersuchungen, Heft 1. M. 4. München, Duncker & Humblot.

Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 32. Jahrgang, enthaltend die Statistik der Jahre 1908 bis 1911, sowie Teile von 1912. Mit einer graphischen Tafel. Im Auftrage des Magistrats herausgegeben von Prof. Dr. Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin. Berlin 1913, Druck u. Verlag von P. Stankiewicz G. m. b. H.

Stratz, R. — Stark wie die Mark. Geh. M. 5, Leinenbd. M. 6. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchhandlung.

Strauss, Fr. — Die Vergangenheit der Naturforschung. Br. M. 4, geb. M. 5,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Tabellen über die Bevölkerungsvorgänge Berlins im Jahre 1911. Herausgegeben vom Statistischen Amt der Stadt Berlin. Preis M. 3,50. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin W.

Thorwart, F. — Hermann Schulze-Delitzsch's Schriften und Reden. V. Bd. Berlin, J. Guttentag.
Thule VI. — Altnordische Dichtung und Prosa. Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal. M. 4, geb. M. 5,50
Tschlenoff, Dr. E. W. — Fünf Jahre der Arbeit in Palästina. M. 1. Berlin, Jüdischer Verlag.
Untersuchungen über das Volkssparwesen. Band II, III, IV, herausgegeben vom Verein für Sozialpolitik. Verlag von Duncker & Humblot, München-Leipzig 1913
Verlagskatalog der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhdlg. (Oscar Beck), München 1763-1913.
Vierordt, Heinrich. — Deutsche Ruhmesschilder und Ehrentafeln. Heidelberg 1914, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.
Voelkle, Carl. — Die Haltung Englands in der deutsch-dänischen Frage 1863-1864. Heidelberg, Buchdruckerei C. F. Beisel Nachf.
Wagener, Dr. Cl. — Natur und Heimat. Eine praktische Einführung in die Natur- und Heimatpflege. M. 1.20. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Wahl, Dr. A. — Die Ideen von 1813. Eine Festrede. M. 0,50. Tübingen, J.C.B. Mohr.
Waldstetter, R. — Das Haus „Zum grossen Kefig". Brosch. M. 3, geb. M. 4. Berlin, Gebr. Paetel.
Warstat, W. — Die künstlerische Photographie. Aus Natur- und Geisteswelt. Bd. 410. M. 1,25 Leipzig, B. G. Teubner.
Dr. Warstat und Franz Bergmann. — Kino und Gemeinde. (Lichtbühnen-Bibliothek, 3. Heft. Herausgegeben von der Lichtbilderei GmbH., M.Gladbach.) 8° (112). M.Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag. M 1,50, postfrei M. 1,60.
Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806-1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig 1913, Insel-Verlag.
Weinstein, M. B. — Entstehung der Welt und der Erde. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 223. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
Die weissen Blätter. Eine Monatsschrift. Einzelheft M. 2, vierteljährlich M. 5. Verlag der weissen Bücher, Leipzig.
Der neue Welt-Kalender für 1914. Achtunddreissigster Jahrgang, Preis M. 0,40. Hamburg 1914. Verlag von Auer & Co.
Welter, Nicolaus. — Hochofen. Ein Büchlein Psalmen. Dritte Auflage. Paul Schroell,
Wendorff, Konrad. — Die totale Umwälzung. Aus dem Nachlass eines verhungerten Schriftstellers herausgegeben. Preis M. 1. Verlag Carl Warnemünde, Friedrichshagen b. Berlin.
Wicksell, Knut. — Vorlesung über Nationalökonomie. M. 6, geb. M. 7. Jena, Gustav Fischer.
Wild, Prof. Dr. — Zustände während des 30jährigen Krieges und unmittelbar nachher. Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. II/46. Jedes Heft M. 0,40. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin
Wile, Fred. W. — Rings um den Kaiser. Br. M. 4, geb. M. 5. Berlin, Prometheus Verlagsbuchhandlung.
Wilson Woodrow. — Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. Mit einer Einleitung von Hans Winand. München 1914, Georg Müller.
Winterfeld, Paul v. — Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.
Ziegler, Th. — Ueber Universitäten und Universitätsstudium. Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 411. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

Seite

Dr. Paul v. Mitrofanoff, Professor der Geschichte an der Universität in St. Petersburg:
Offener Brief über das Verhältnis von Rußland und Deutschland mit Vor- und Nachwort des Herausgebers 385

Landrichter Dr. jur. et phil. Bovensiepen, Kiel:
Klagen unseres Volkes über den deutschen Zivilprozeß . . . 399

Oberlehrer Dr. Heinrich Schacht, Bromberg:
Grundzüge einer Einheitsschule auf naturwissenschaftlicher Basis 416

Dr. Ferd. Jak. Schmidt, Prof. der Pädagogik a. d. Univ. Berlin:
Wesen und Grundlage der Einheitsschule. Eine Entgegnung . 431

Professor Dr. Hermann Conrad, Groß-Lichterfelde:
Anfängerstil und Jugendstil Shakspeares 442

Professor Dr. Ad. Thimme, Erfurt:
Ueber die Urverwandtschaft von Religion und Kunst . . . 492

Dr. med. Georg Wilhelm Schiele, Naumburg a S.:
Bedenken gegen das Grundteilungsgesetz 504

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin

Verlag von Georg Stilke,
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1914.

Ausgegeben den 27. Mai 1914.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Prof. Dr. A. Drews, Karlsruhe: Besprechung von V. H. Kerler, Jenseit von Optimismus und Pessimismus. (S. 520.) — Anton Korwan, Bad Homburg, Besprechung von E. Meumann, Intelligenz und Wille. (S. 528.)

Theologie. Dr. Paul Rohrbach, Friedenau, Besprechung von Religion in Geschichte un Gegenwart, 4. u. 5. Band. (S. 532.)

Pädagogik. Dr. Baetke, W., Braunsfeld-Stettin, Besprechung von H. Bohnstedt, Jugend pflegearbeit. (S. 534.)

Sozialpolitik. Bernarda v. Nell, Haus St. Matthias bei Trier, Hausfrauen-Organi sation, ein Briefwechsel. (S. 535.)

Geschichte. Prof. Dr. Seeliger, Leipzig, Ueber die Kulturgeschichtschreibung Ka Lamprechts. Mit Zusatz des Herausgebers. (S. 539.)

Literatur. Prof. Dr M. Havenstein, Berlin-Schmargendorf: Besprechung von H. Burte Herzog Utz. (S. 544.) — B. Frank, Requiem. (S. 546.) — Maarten Maartens, Eva (S. 547.) Sophus Bauditz, Der alte Hauptmann. (S. 548.)

Politische Korrespondenz.

Lutz Korodi: Die Rumänenfrage in Ungarn. — Das Verhältnis der Siebenbürger Sachse zu den südungarischen Deutschen. (S. 549.)

E. Daniels: Offiziere und liberale Partei in England. — Die neue Kammer in Frankreich — Die Flugschrift des Herrn Lalance. — Literatur zur orientalischen Frage und Ereig nisse im Orient. (S. 553.)





Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.

